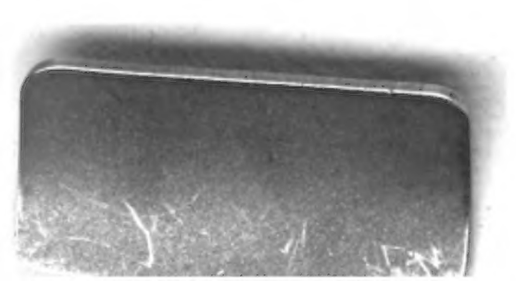
Digitized by Google

Enc. 253 b / 8



Digitized by Google

<36606794380018

<36606794380018

Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

Digitized by Google

Rheinisches

Conversations-Lexicon

oder

encyclopädisches Handwörterbuch

für

gebildete Stände.

Herausgegeben

von

einer Gesellschaft rheinländischer Gelehrten.

(In zwölf Bänden.)

Achter Band.

N — Pn.

Original-Ausgabe.

Mit Genehmigung einer Königl. Preuß. Censur-Behörde.

Köln und Bonn,

Comptoir für Kunst und Literatur.

1826.

Gha/48/18a

Digitized by Google

Enc. 253 8/8

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Digitized by Google

Bayerische Staatsbibliothek MUNCHEN

Mucius Scävola (eigentlich Cajus Mucius Cordus), ein unerschrockener junger Römer aus den ersten Zeiten der Republik. Als Porsenna, König der Etrusker, ums J. d. St. 255 Rom eng eingeschlossen hatte, so daß man hier eine Hungersnoth befürchtete, ging Mucius, zur Befreiung seiner Vaterstadt Alles für erlaubt haltend, nach erhaltener Bewilligung vom Senat, ins etruskische Lager, drang selbst bis in das Zelt des Königs, in dem festen Vorsatze, ihn auf Kosten seines eigenen Lebens zu ermorden. Sein Streich gelang ihm nicht, weil er sich in der Person des Königs irrte. Die Wache ergriff ihn; da sprach er mit unerschrockener Miene zu Porsenna: „Ich bin ein römischer Bürger und heiße C. Mucius. Als Feind habe ich den König, unsern Feind, tödten wollen, und so viel Muth ich zum Morde hatte, so viel habe ich auch zum Sterben! Ich bin nicht der Einzige, der diesen Entschluß gegen dich gefaßt hat; eine große Anzahl römischer Jünglinge wird nach mir denselben Ruhm erstreben. Diesen Krieg kündigt dir die römische Jugend an." Zornig und erschrocken drohete der König, ihn dem Feuer zu überliefern, wofern er nicht entdecke, welche Anschläge gegen ihn ihm Werke seyen. Mucius erwiederte: „O, sieh wie verächtlich dieser Körper denen ist, die großen Ruhm vor Augen sehen;" und mit diesen Worten streckte er seine rechte Hand in die lodernde Flamme des nahen Opferherdes. Sie schwellte blutig ab, indeß er ganz wie in fremden Gedanken vertieft da stand. Ein Grausen ergriff die Umstehenden; der König riß ihn selbst vom Feuer weg und sagte: „Geh, geh, du hast feindlicher an dir als an mir gehandelt; ich entlasse dich ungestraft. Wie glücklich wäre ich, wenn für mein Land solche Tapferkeit stritte!" „Gut," sagte Mucius, „so nimm denn zum Danke die Nachricht hin, daß 300 Jünglinge einen Bund gemacht haben gegen dein Leben. Wir looseten und mich traf das Loos zuerst. Die Folgenden werden zu seiner Zeit dich nicht verfehlen!" Der geschreckte Porsenna, die Belagerung aufhebend, schloß mit den Römern Friede; Mucius aber erhielt, weil er sich nur noch der linken Hand bedienen konnte, den Beinamen Scävola; auch gab ihm der Senat ein Stück Land, und ließ, seine That zu verewigen, eine Ehrensäule errichten.

Mücken nennt man mehrere Insekten aus der Linnéischen Ordnung Diptera oder Antliata Fabriz. Diese Ordnung machen kenntlich: 2 Flügel und dahinter an der Brust noch zwei knopfförmige Schwingkolben, die auch wohl mit einer Schuppe bekleidet sind und zwei nicht ausgebildeten Flügeln gleichen. Die Brust enthält einen Nervenfaden und die Speiseröhre, an ihr stehen die 5gliedrigen Füße; Athemwerkzeuge, Därme, Herz, Geschlechtstheile befinden sich im Bauche. Die Freßwerkzeuge sind bald einfach, bald mit Lippen, Borsten, Rüssel versehen; ein harter Rüssel dient zum Stechen. Ihre Augen nehmen oft den ganzen Kopf ein und sind in viele 1000 Flächen getheilt. Die Larven sind fußlose Maden, selten haben sie Warzenreihen statt der Füße; manche sind kopflos und häuten sich nie, behalten sogar in der Verpuppung diese alte Haut, während die mit Köpfen ihre Haut bei der Verpuppung abstreifen.

Mufti, Großmufti, auch **Scheik Ulislam**, d. i. Oberhaupt der Rechtgläubigen, bei den Türken das Oberhaupt der Religion und der Gesetze, und im Range der nächste nach dem Großvezier. Seine Wahl

Digitized by Google

hängt allein vom Kaiser ab; auch kann er ihn absetzen, aber weder sein Vermögen konfisciren, noch ihn, so lange er im Posten steht, zum Tode verurtheilen. Er wird über alle gerichtlichen Handlungen, besonders in peinlichen Sachen, und bei allen wichtigen Angelegenheiten zu Rathe gezogen, und sagt gewöhnlich kurz seine Meinung ohne Anführung der Entscheidungsgründe. Ist die Sache bedenklich, so setzt er bisweilen noch hinzu: Gott weiß, was besser ist. Bei der Unterschrift seines Namens unten am Rande des Blattes setzt er hinzu: der arme Knecht Gottes. Eine solche schriftliche Antwort heißt Fetfah oder Fetwah, und daher heißt der Mufti selbst: Sahibi Fetwe, Herr der richterlichen Aussprüche, und sein Beistand oder Stellvertreter: Fetfah-Emini. Der Mufti erhält vom Sultan täglich 2000 Asper; seine andern Einkünfte sind beträchtlicher, da er viele Stellen an den kaiserlichen Moscheen besetzt, und bei allen Beförderungen der Gesetzverständigen zu thun hat. In großen Städten ist ein Untermufti, der seine Stelle vom Großmufti nicht ohne ansehnliche Geschenke erhält.

Muhamed, Muhamedaner, s. **Mahomed** und **Mahomedismus**.

Mühlberg (Schlacht bei) am 24. April 1547, worin Kaiser Karl V. die schmalkaldischen Verbündeten besiegte. Der Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen stand mit seinem 13.000 Mann starken Heere zwischen Mügeln und Meißen, als er erfuhr, daß Karl V. mit seinem Heere in größter Eile aus Oberdeutschland gegen ihn im Anzug wäre. Der Kaiser würde ihn bei Meißen überrascht haben (22. April), wenn nicht Johann Friedrich die Elbbrücke eiligst hätte abbrechen lassen, und sein Heer auf das rechte Ufer geführt hätte. Er zog sich geschwind längs dem Ufer nach dem Städtchen Mühlberg hinauf. Der Kaiser, dem Alles daran lag, daß der Kurfürst nicht seine feste Hauptstadt Wittenberg erreichte, zog ihm geschwind an dem diesseitigen Ufer der Elbe nach, bis er Mühlberg schräg gegenüber kam. Es war Abend, als er hier Halt machte. Die Sachsen, welche wenig Zeit gehabt hatten, sich umzusehen, waren die Nacht ganz ruhig; die Schiffbrücke brannte nur zum Theil ab. Ein Bauer zeigte dem Herzog Moritz eine Furth, wo die ganze Reuterei durch die Elbe gehen konnte, und indeß die Schiffbrücke für's Geschütz wieder hergestellt wurde, schwammen die Spanier in Menge durch den Fluß. Der Kurfürst hatte nur noch eben Zeit, seinem eilig abziehenden Heere zu folgen. Er gab Befehl, daß das Fußvolk nur streben solle, Wittenberg zu erreichen, die Reuter aber, den Feind durch kleine Gefechte aufzuhalten; das Geschütz war schon nach Wittenberg vorausgeschickt. Die Kaiserlichen eilten den Sachsen eben so schnell nach, und ereilten sie auf der Lochauer Heide; und obgleich auch ihr Geschütz und selbst der größte Theil des Fußvolks noch zurück war, so gab der Kaiser, auf Alba's Rath, dennoch Befehl zum Angriff. Die spanischen und neapolitanischen Reuter drangen gewaltig ein; Herzog Moritz selbst focht unter den Vordersten; die sächsischen Reuter kamen in Verwirrung und stürzten sich auf ihr eigenes Fußvolk, welches in Eile am Saume eines Waldes in Schlachtordnung gestellt war. Mit dem furchtbaren Kriegsgeschrei Hispania! Hispania! durchbrachen die Kaiserlichen auch das sächsische Fußvolk. Es floh nach allen Seiten; Verwirrung und Schrecken überall! Durch die ganze Heide hin wurden die Fliehenden erschlagen und bedeckten eine lange Strecke von Koßdorf bis gen Falkenburg und Beiersdorf hin. Der Kurfürst selbst gerieth nach tapferer Gegenwehr mit dem Herzog Ernst von Braunschweig in Gefangenschaft und ward selbst mit dem Tode bedroht. Die Verwendung vom Herzog Moritz und andern deutschen Fürsten verhütete aber dieses Geschick. Am 18. Mai kamen Verhandlungen zu Stande. Johann Friedrich mußte für sich und seine Nachkommen auf die Kurwürde und auf sein Land Verzicht thun und beides an

Moritz abtreten. Seine Festungen Wittenberg und Gotha mußte er dem Kaiser ausliefern, auch den Markgrafen Albrecht frei geben. Dann sollte ihm das Leben geschenkt seyn, aber des Kaisers Gefangener sollte er noch bleiben, so lange es diesem gefallen würde. Den nöthigen Unterhalt für sich und seine Familie sollte ihm Moritz reichen; es wurde auch gleich dazu die Einkünfte der Aemter Eisenach, Gotha, Weimar und Jena bestimmt, die sich auf 50.000 meißnische Gulden jährlich beliefen. Vergl. den Art. Moritz von Sachsen und Schmalkaldischer Bund.

Mühlen u. s. w. Mühlen nennt man in der weitesten Bedeutung des Wortes solche Maschinen, die durch irgend eine äußere Kraft in Bewegung gesetzt werden; im engern Sinne solche, durch welche etwas zerstückt oder zerrieben wird, nämlich solche, die zur Zermalmung des Getreides, zur Bereitung, zur Zerschneidung des Holzes u. s. w. dienen. Nach der bewegenden Kraft, die dabei in Anwendung kommt, theilt man sie in Hand-, Roß-, Wasser- und Windmühlen. Die Handmühlen sind klein und werden von einem oder zweien Menschen getrieben; sie sind selten von großem Nutzen, daher man sie nur zum Schroten oder höchstens bei Armeen im Felde gebraucht. Die Roßmühlen werden durch Pferde, Esel oder Ochsen getrieben; sie haben entweder einen aufrechten Wellebaum, an welchem eine Deichsel ist, woran das Thier gespannt wird, oder sie haben ein Trittrad, welches durch Auftreten des Viehes umgetrieben wird. Die Wassermühlen haben ein Rad mit Schaufeln, auf welches ein Wasser mit einem Falle durch das Mühlengerinn geleitet wird, welches dasselbe umwendet. Sie sind entweder Pfahl- oder Schiffmühlen. Jene werden an einem Bache, Teich oder Flusse angelegt und stehen auf festem Boden. Sie werden überschlächtig genannt, wenn das Wasser von oben auf das Mühlrad fällt, und unterschlächtig, wenn es durch den Stoß von unten her wirkt. Die Schiffmühlen sind auf einem platten Schiffe gebaut und können von einem Orte zum andern geführt werden, wo der Strom den stärksten Fall hat. Die Windmühlen haben vier Flügel, die aus kreuzweise durch die Welle gesteckten Ruthen in daran befestigten Sproßen bestehen, die mit leichten Spänen oder mit leinenen Segeln bekleidet werden, damit der Wind sie besser fassen kann. Sie sind entweder so eingerichtet, daß man das ganze Mühlgebäude nach dem Winde drehen kann, und heißen dann Bockmühlen; oder der untere Theil der Mühle steht fest, und nur das Dach mit der Welle, woran die Flügel sind, kann umgewendet werden. Dieselettere Art nennte man holländische Windmühlen, weil sie als eine Verbesserung der Bockmühlen zuerst in Holland erfunden wurden und dort am üblichsten sind. Die horizontalen Windmühlen, als eine dritte Art, wo die Flügel horizental oben angebracht sind, sind zwar verschiedentlich versucht worden, haben aber den davon gehegten Erwartungen nicht entsprochen. Außer diesen genannten Kräften hat man sich auch in neuerer Zeit, besonders in England und Frankreich der Dampfmaschinen als bewegender Kraft zu den Mühlen bedient. Nach ihrem Gebrauche unterscheidet man ferner die Mühlen in Korn-, Walk-, Papier-, Schneide-, Koch-, Oel-, Schleifmühlen u. s. w. — Mühlenregal heißt das vom Staate sich angemaßte Recht, entweder allein Mühlen zu besitzen, oder ihre Anlegung zu erlauben und zu verbieten. Das Recht einer Mühle wird entweder durch den Landesherrn ertheilt, oder durch Kauf einer Mühle erworben. — Mühlenzwang heißt die Gerechtigkeit einer Mühle, vermöge deren alle Einwohner eines Orts oder einer Gegend genöthigt sind, ihr Getreide auf derselben mahlen zu lassen, und eine solche Mühle heißt Zwangmühle. — Mühlenordnung, das schriftliche Verzeichniß aller Gesetze und Vorschriften, welche das Mühlenwesen betreffen. — Mahlmetze ist der

Digitized by Google

in Natura an den Müller abzugebende Theil des Getreides als Lohn. Sie ist nicht aller Orten gleich hoch. In einigen Ländern beträgt sie den 32. in andern den 30. und 24. Theil. Es ist billig, sie bei Getreidetheuerung gesetzlich zu vermindern. — Das Staubmehl, worunter man den beim Mahlen entstehenden Verlust an Mehl durch Verstäuben versteht, ist in den meisten Ländern, um dem Betrug der Müller vorzubeugen, auch gesetzlich bestimmt und beträgt bisweilen den 32. Theil, in Norddeutschland 1 proCent. Letzteres genügt.

Mulatten sind in beiden Indien und Afrika die von einem Weißen oder Europäer und einer Schwarzen gebornen, oder auch umgekehrt; bei den Spaniern auch die von einem Schwarzen und einer Indierin erzeugten, und umgekehrt, auch die Kinder eines Mohren oder muhamedanischen Afrikaners aus der Berberei und einer Spanierin, und umgekehrt. Mit einer Mulattin oder Mestizin erzeugt der Europäer den Terceron, und mit der Terceronin den Quarteron. Alle diese Menschenklassen sind in Westindien in der Regel Sklaven, weil Freiheit oder Sklaverei daselbst von der Mutter ererbt wird. Uebrigens sind die Mulatten gelblich, mit gekräuseltem Haar, und mehr europäischen als afrikanischen Geistes- und Körpereigenschaften.

Müller (Karl Wilhelm), geb. 1728 zu Knouthayn, einem Dorfe in der Nähe von Leipzig, studirte in Leipzig, erlangte daselbst durch seine Disputation de crimine termini moti die juristische Doktorwürde, wurde 1759 Mitglied des Rathes, 1778 Bürgermeister und Beisitzer des Schöppenstuhls, und starb den 27. Febr. 1801. Seiner rastlosen Thätigkeit verdankt Leipzig die Errichtung der Freischule, die Gründung der Stadtschule, den prächtigen und geschmackvollen Bau der Nikolaikirche, das Klinikum und viele andere gemeinnützige Anstalten und Einrichtungen, die sowohl zum Vergnügen, als auch zur Gesundheit der Bewohner gereichen. Außer mehrern Gedichten übersetzte er auch das Trauerspiel Eugenie von Beaumarchais, die Gedichte von Gray und ein juristisches Werk, mit einigen Zusätzen, ohne jedoch seinen Namen zu nennen. Auch gab er, in Verbindung mit mehrern andern Gelehrten, die brittische Bibliothek heraus (Leipz. 1756—67, 6 Bde 8.).

Müller (Johannes von), der größte deutsche Geschichtschreiber, wurde den 3. Jan. 1752 zu Schafhausen geboren, wo sein Vater Prediger und Lehrer an der lateinischen Schule war. Sein Großvater Joh. Schnop, der besonders in der Geschichte seines Vaterlandes bewandert war, erweckte zuerst in ihm die Liebe zur Geschichte. Im 11. Jahre wußte er schon die Namen und Todesjahre der Beherrscher der s. g. vier Weltreiche und die Reihefolge der Bürgermeister und Vorsteher seiner Vaterstadt auswendig; im 13. Jahre entzündeten in ihm, wie er sagt, die röm. Schriftsteller eine unaussprechliche Verehrung und Liebe für große Männer und die Freiheit. Noch nicht 18 Jahre alt ging er, um Theologie zu studiren, nach Göttingen, wo Michaelis, Walch, Leß und Miller, in dessen Hause er wohnte, seine Lehrer, ein Theolog wie Mosheim zu werden, sein Ziel, Exegese und Kirchengeschichte seine Lieblingswissenschaften wurden. Bald nach der Rückkehr in seine Vaterstadt ward er dort Professor der griechischen Sprache, und schon jetzt gehörte seine Muße den schweizerischen Urkunden und Jahrbüchern. Um diese Zeit schloß er noch mit Bonstetten jenen so berühmt gewordenen Freundschaftsbund, dessen Denkmale in den herrlichen Briefen eines jungen Gelehrten an seinen Freund (herausgeg. 1802 von Friederike Brun) der Nachwelt aufbehalten sind. Durch Bonstetten empfohlen, kam er 1774 als Hauslehrer zu dem Staatsrath Tronchin in Genf. Dort oder bei Bonstetten lebte er bis zum J. 1780 in dem Umgange vieler geistreichen Männer und merkwürdigen Fremden: als Voltaire, Bonnet, Lords St. Helens, des nachmaligen Sprechers im engl. Unterhause Abbot; dort hörte

Digitized by Google

er alte ausübende Staatsmänner über öffentliche Sachen vertraulich reden; dort sah er das unruhige Treiben eines von außen und innen aufgeregten Freistaates; und dort mußte er seine Ansichten über den Gang der Weltbegebenheiten zur Klarheit bringen, wo er Vorlesungen über allgemeine Geschichte vor einer sehr gebildeten und aus verschiedenen Völkern zusammengesetzten Versammlung hielt. Diese Vorlesungen, die er in franz. Sprache hielt, haben die Grundlage zu seinen 24 Bücher allgemeiner Geschichten, die 1810 in den drei ersten Bänden seiner Werke erschienen sind, geliefert. Seinen Rang unter den Historikern sollte jedoch ein anderes größeres Werk bestimmen. Während jener Zeit hielt er, durch Bonstettens aufopfernde Freundschaft und die bereitwillige literarische Unterstützung vieler schweizerischen Geschichtsfreunde erwärmt und aufgemuntert, sein Ziel, die Geschichte der Schweiz zu schreiben, unverrückt im Auge. Im J. 1780 erschien endlich der erste Band seiner Schweizergeschichte, die den allgemeinsten Beifall fand. Schon im Nov. 1780 ward die ganze Auflage verkauft, und in Deutschland so bekannt, daß er auf seiner gleichzeitigen Reise nach Berlin die schmeichelhaftesten Urtheile hörte. Die ausgezeichnete Aufnahme, die er in Berlin bei den Gelehrten und bei den Großen des Reiches fand, war jedoch nicht hinlänglich, ihm den Verdruß getäuschter Hoffnungen zu vergüten. Nach einem sechsmonatlichen Aufenthalte verließ er Berlin; auf seiner Rückkehr erwarb er sich die Freundschaft des Staatsministers von Schlieffen und durch diesen eine Anstellung als Professor der Geschichte und dann als Bibliotheker zu Kassel, wo der Hof und die Schule mehrere wissenschaftliche Köpfe vereinigte. Mit ihnen befreundete er sich leicht, aber die steife Entfernung der Stände ward ihm lästig, und er arbeitete gewöhnlich 14 Stunden des Tages, theils für die allgemeine, theils für die Schweizergeschichte, ohne etwas Bedeutenderes als „die Reisen der Päpste" drucken zu lassen. Als die benachbarten Mächte der Stadt Genf mit vieler Mäßigung Friede geboten, folgte er noch einmal (1783) dem Drange seines Herzens nach dem verehrten Tronchin, nach dem Freunde seiner Jugend, neuen Reisen im Vaterlande, neuen Entdeckungen in seiner Geschichte. Er hatte ihre Umarbeitung beschlossen. Ehe es dazu kam, hielt er, wieder lebend zu Genf bei Tronchin, seine Vorlesungen über allgemeine Geschichte, und erstreckte seinen schon angedeuteten Lesekreis nun auch auf indische Schriften. Dann ging er im Okt. 1784 auf Bonstettens Gut Valeires in die Einsamkeit, wo er von Weihnachten bis Ostern in etwa zehn Stunden täglich den ersten Theil seiner Schweizergeschichte zur neuen Ausgabe vollendete. Hierauf ging er nach Olten zur Freiheitsfeier, dann nach Bern, wo er vor den versammelten Männern die Geschichte lehrte, und von dort nach Mainz, wohin er von dem Kurfürsten Friedrich Carl Joseph, auf Heyne's Empfehlung und Sömmerings Vorschlag, als Bibliothekar berufen ward. Zu Mainz fand er mehrere vortrefflich gesinnte Männer und einen guten Ton, lebte mehr als je zuvor in Gesellschaft, und erhielt Antheil an den Staatsgeschäften. Er schrieb erst mit Vorliebe und dann mit Schmerz über den deutschen Fürstenbund; ward 1787 nach Rom gesendet, und dann als Hofrath bei der Kanzlei angestellt. Unter diesen mannichfaltigen Staatsgeschäften fand er noch Muße, den 3. und 4. Theil seiner Schweizergeschichte auszuarbeiten. Nach einer langwierigen Krankheit, die er sich durch seine Anstrengungen zugezogen hatte, ward er 1790 bei Leopolds Kaiserwahl nach Wien berufen. Allein er fühlte zu Wien ein obwaltendes Mißverständniß, kehrte zu seinem verehrten Kurfürsten zurück, fand ihn auf dem Eichsfelde vor den Franzosen fliehend, und mußte sich wieder nach Wien begeben, wo er 1793 als Hofrath in die Staatskanzlei eintrat. Der französische Krieg war zum ersten Mal für Johannes verhängnißvoll geworden. Auf der Staatskanzlei mußte er täglich sieben Stunden zubringen, die er indeß, wenn die Berufsarbeiten abgemacht, mit

Lesen ausfüllte. Es gab auch Augenblicke, worin er empfand, daß er ein Fremder, ein Schweizer und ein Protestant sey. Früher war ihm der Glaubenswechsel so nahe gelegt, daß er sich darüber schriftlich gegen den Minister und den kaiserlichen Beichtvater äußern zu müssen glaubte. Gleichwohl hatte Oestreich an diesem freimüthigen Protestanten und Schweizer den treuesten Diener. Die Flugschriften von 1795, die Uebereilungen und der Reichsfriede bei Gelegenheit des preuß. Separatfriedens von 1796, die Gefahren der Zeit, Mantua und die Ausbeute von Borgoforte und von 1797 das sicherste Mittel zum Frieden, waren Meisterstücke der politischen Beredsamkeit, den demostheniſchen Philippiken vergleichbar. Müller sprach darin für Oestreichs und Deutschlands Ehre und Rettung kühn, stark und herzandringend, leider aber auch vergeblich. Neuen Kummer bereitete ihm das Schicksal der Schweiz. Als die Oestreicher sie 1796 besetzen wollten, begehrte er seinen Abschied, weil er einer Macht, die sein Vaterland unterdrücke, nicht glaubt unverdächtig dienen zu können. Doch bald überzeugte er sich von Oestreichs redlichen Absichten, blieb und lehnte sogar den Ruf zu einem Mitgliede des obersten helvetischen Gerichtshofes nach Schaafhausen ab, weil er seinem Vaterlande besser in Wien dienen zu können glaubte. Doch konnte sein Einfluß in öffentlichen Angelegenheiten am kaiserlichen Hofe, wo er von den Meisten ganz verkannt wurde, nie bedeutend werden; auch verschloß ihm sein Widerstand gegen die wiederholten Versuche ihn zum Uebertritt zur kathol. Kirche zu bewegen, jede Aussicht auf höhere Beförderung. Deßhalb übernahm er 1800 nach Denis Tod die Stelle des ersten Kustos der Bibliothek, arbeitete mit Freuden den noch fehlenden Realkatalog dieser prächtigen Bibliothek aus, und setzte dabei seine Schweizergeschichte munter fort. Um diese Zeit mußte er für seinen arglosen Glauben an die Menschen durch Geldverlegenheiten bis an seinen Tod büßen, indem ein jünger Mensch, den er durch 8jähr. Wohlthaten verpflichtet hatte, ihn durch den unerhörtesten Betrug um den größten Theil seines Vermögens brachte. So ward ihm Wien immer mehr verleidet, und da er sich überdies durch die Censur in der Fortsetzung der Herausgabe seiner Schweizergeschichte gehemmt, und wegen seines Protestantismus von weiterer Beförderung bei der Bibliothek abgeschnitten sah, glaubte er den Ruf zum wirklichen Mitgliede der berliner Akademie und Historiographen des Hauses Brandenburg mit dem Titel eines geheimen Kriegsraths annehmen zu dürfen. Zu Berlin übertraf seine Aufnahme alle Erwartung. Man bot ihm eine Stelle in der Akademie mit 3000 Rthlr. Gehalt, und keinem andern bestimmten Beruf als der Geschichtschreibung. Hier überließ er sich Abends der Gesellschaft, indeß er die Morgen auf einem Gartenhause an der Spree in ernster Arbeit zubrachte: mit der Verbesserung und Fortsetzung der Schweizergeschichte, deren Druck im Auslande, selbst zu Wien, gehindert ward, und mit den ersten Vorarbeiten zu der Lebensbeschreibung Friedrichs II. Auch sein eigenes Leben beschrieb er kurz. Die Gedanken, welche nachmals das Volksgefühl ergriffen und das öffentliche Leben und Seyn in Deutschland umgestaltet haben, waren damals schon zu Berlin regsam. Müller befand sich in dem Kreise ihrer Mittheilung, und in dem Vertrauen des Prinzen Ludwig Ferdinand. Im September schrieb Johannes dem Erzherzoge Johann, unter Glückwünschen zu dem bevorstehenden Kriege: „Von mir sage ich Ew. K. H. nur, daß ich mich Tag und Nacht mit demselben Gegenstande, als höchst Sie beschäftige, und daß ich aller Sachen der Vorzeit mich entschlage, um für die Sachen unserer Tage zu leben und zu seyn.“ Johannes erwartete mit glühender Hoffnung die Nachricht von der ersten Schlacht, und wie ein Donnerschlag von heiterem Himmel traf sie ihn; seine zerrissene Seele betrübte das Privatunglück am meisten; was die öffentlichen Angelegenheiten betrifft, so sah er darin Uebergang: das vorige maschinenmäßige Wesen ohne Treu und Glauben, ohne

irgend einen Grundsatz konnte nicht länger dauern; er hatte es an den großen Höfen zu viel gesehen, um dessen nicht überzeugt zu seyn; alle diese statistischen Kartenhäuser mit ihren Tabellen würden umgeworfen werden. Keime aber des Bessern wären ausgestreuet und Noth würde sie zur Reife bringen. Die Vorsehung riefe die Völker auf. Die Franzosen kamen ihm mit Aufmerksamkeit entgegen, und Maret, mit seinen Schriften vertraut, bezeugte ihm Freundschaft. Schon früher hatte Johannes mit Napoleon gesprochen; sie sprachen lange mit einander, und schieden sehr zufrieden von einander. Indeß Johannes wegen bevorstehender Dienstanträge von den Franzosen beglückwünscht, und wegen seiner französischen Rede vom „Ruhm Friedrichs II," die Göthe übersetzte, wegen seiner Beurtheilung des Rheinbundes, in der allg. Lit. Zeitung, worin er die Fürsten warnte, nicht zu seyn wie die Jünglinge, wenn sie des Hofmeisters frei werden, und wegen seines Umgangs mit den Franzosen, den er nicht suchte, von einigen Gelehrten mit Vorwürfen als Verräther der Deutschen und der Freiheit überhäuft wurde, erhielt er einen Ruf nach Tübingen; und indeß er dorthin seine Bücher sandte, einen franz. Eilboten, um schleunigst nach Paris zu kommen. Dort hatten sich im Nov. 1807 die Abgeordneten aus den Ländern versammelt, welche das Königreich Westphalen bilden sollten, und, wie die Römer sagten, die Unterwerfungsformel, oder, wie es jetzt hieß, die Verfassungsurkunde vorgelegt erhalten. Johannes kam fast in dem Augenblick am 12. Nov., als Napoleon diese Urkunde (wobei der berühmte Koch aus Straßburg in Rath genommen) unterzeichnete, 15. Nov. und ihn am 17. zum westph. Minister-Staatssekretär ernannte. Allein hier zeigte es sich bald, wie wenig er zur unaufhörlichen Beachtung eines verwickelten Geschäftes tauglich war. Seine Kraft erlag, mehrere Male verlor er die Besinnung und einst mitten in einer Unterredung die Sprache. Endlich wurden seine dringenden Bitten um Entlassung gehört, und im Jan. 1808 ernannte ihn der König zum Staatsrath und Generaldirektor des öffentlichen Unterrichts. Aber auch in dieser seinen Wünschen angemeßnern Stelle sah er sich in den Hoffnungen, die er von der neuen Ordnung der Dinge gefaßt hatte, schmerzlich getäuscht; doch erhielt er noch manche zum Untergang bestimmte wissenschaftliche Anstalt durch seine kühne und unermüdete Gegenwirkung. So verdankt ihm Marburg sein Bestehen, Göttingen und Halle die Sicherung ihrer Dotationen, und das Korps der Professoren von den aufgelösten Universitäten neue Anstellungen oder Fortdauer ihres Gehalts. Dessen ungeachtet nagten Gram und Mißmuth über verfehlte Plane, die Sorge der Schuldenlast, in welche ihn die letzten Veränderungen gestürzt hatten, der herzzerreißende Anblick der unter dem französischen Geistesdruck um sich greifenden Barbarei an seinem Leben, und brachen die Kraft seines Innersten, deren letzte Funken noch in der Vorrede zu der 1808 erschienenen 1. Abthl. des 5. Bandes der Schweizergeschichte aufflammten. Rührende Zeugen von dem Kampfe seines sonst so freudigen Herzens mit seinen Erfahrungen sind seine vertrauten Briefe aus dieser Zeit. An den Folgen seiner sitzenden Lebensart und starken Anstrengung hatte Müller schon in frühern Jahren gelitten und seine gewöhnlichen Uebel, Augenweh und Rothlauf, nicht geachtet. Seit 1808 wurde er jedoch mit dem Gedanken einer nahen Auflösung vertrauter, und schrieb in diesem Gefühle sein Testament, das unverdächtigste Zeugniß seiner Denkungsart, nieder, worin er mit der Gewissenhaftigkeit eines einfachen, rechtlichen Bürgers sein Haus bestellte und über die Tilgung seiner Schulden verfügte. In solchen Sorgen, doch gestärkt durch ungeheuchelte Frömmigkeit, starb er in seinem 57. Jahre an einem, mit Entzündung des Gesichts und unaufhörlichem Schlucken verbundnen Gallenfieber in der Frühe des 29. Mais 1809. Seine letzten Worte waren: Alles, was ist, ist von Gott und Alles kommt von Gott. Müller vereinigte in seinem

Wesen so Vieles von dem, was uns mit Achtung und Liebe gegen Menschen am meisten erfüllt, daß selbst Gegner die vortrefflichen Eigenschaften seines Geistes und Herzens nicht ganz verkennen konnten. Sein regsames und leicht bewegliches Gemüth gewann bald einen festen Mittelpunkt in seinem sich kräftig entwickelnden Streben nach Seelengröße, und erhielt ihm, durch alle Zeiten seines Lebens, eine frische, der Begeisterung immer gleichfähige Jugendlichkeit, die, durch frühen Ernst und klare Lebensansichten geregelt, seine Thätigkeit weder erschlaffen, noch unstät werden ließ. Alles, was ihm Theilnahme abgewann, ergriff er möglichst vollständig und mit seinem ganzen Wesen; was menschenwürdig, was löblich, was groß, das suchte er in der Erkenntniß und in der Gesinnung sich anzueignen. Geist und Herz verlangten stets gleiche Befriedigung; für Alles, was jenen beschäftigte, bedurfte er eines Einklangs in diesem; sein Gefühl wollte mit seinem lebhaftesten geistigen Bestreben immer gleichen Schritt halten, ja eilte demselben oft voran. Seine wahre Genialität lag in seinem Gemüth. Eine aufrichtige, herzinnige Frömmigkeit gab diesem jene höhere Weihe, die, unter allen Verhältnissen, den rechten Adel der Seele, das Göttliche im Menschen in lebensvoller Klarheit bewahrt. Nicht abergläubig, nicht schwärmerisch, nicht spielend, aber immer wahr und tief, äußerte sich sein religiöser Sinn, und in ungetrübter Einfalt, in unbeweglicher Festigkeit, erhielt der Geist der Wahrheit ihm den Glauben, der, schon in früher Kindheit erwecket, auch den Jüngling geleitet hatte durch die Irren des Daseyns. Den Zeitgenossen bleibt es in dankbarem Andenken, welche herzliche und ausdauernde Neigung, welche seltne unermüdete Kraft, welchen regelmäßigen Fleiß er der Geschichte zugewendet. Er liebte nicht mit Wissen und Gelahrtheit zu prunken; nur die Resultate großer und allseitiger Forschungen wollte er, als eben so gehaltvolle Lehren, öffentlich vorlegen, ohne daß gerade die Mühe, durch die er dazu gelangt, und die Kunst, mit der er das Einzelne zu einem tüchtigen Ganzen gebildet, allzusichtbar daran hervortrete. Auch in dieser Hinsicht hatte er sich nach seinen großen Mustern, den klassischen Alten, gebildet. Wenige haben wohl so strenge und umfassende Vorarbeiten gemacht, so reich aus Quellen und Hülfsmitteln gesammelt, wie er; die vielen Bände seiner Auszüge aus den von ihm sorgfältig durchlesenen, ja recht eigentlich durchforschten ältern und neuern Werken, mit seinen geistreichen Bemerkungen herrlich ausgestattet, enthielten einen solchen Schatz, daß in der That auch ein, das gewöhnliche Maß der Jahre weit überschreitendes und dabei kräftig erhaltenes Menschenleben nicht zugereicht hätte, denselben ganz zu verarbeiten. Geschichtforschung und Geschichtschreibung standen bei ihm in jenem schönen und sichern Einklange, der beide vor Dürre und Unfruchtbarkeit bewahrte, beide mit einem frischen Leben beseelte. Die Richtung seines Geistes auf das, was eingreift in das gegenwärtige Daseyn, seine Scheu vor dem, was nur todtes Wissen ist, oder leere Spekulation, ließ ihn auch in der Geschichtforschung überall gerade das wahrnehmen, was als Wesen der Dinge und Thatsachen und als ein bedeutsamer Zug im Geschichtsbilde der Menschheit, vorzüglich festzuhalten ist. Er sammelte für die Komposition auch dann, wenn er sichs noch nicht bestimmt bewußt war, wie dieses oder jenes dem in seiner Seele ausgebildeten Ganzen sich einweben werde; sein Gemeinsinn, seine Wahrheitsliebe, seine lebendige Theilnahme an Staats- und Völkerverhältnissen, hatten ihm den sichern Takt gegeben, mit dem er leicht und eindringend die Beziehungen des Einzelnen zum Ganzen, das, im eigentlichen und edelsten Sinne, Brauchbarste auffand und festhielt.

Müller (Friedrich), unter dem Namen Maler Müller bekannt, ein ausgezeichneter Maler, Kupferstecher und Dichter, geb. 1750 zu Kreuznach. Sein Talent und seine Neigung für die Malerei drang in frühester Jugend unaufhaltsam hervor. An den felsigen Ufern der Nahe hielt er sich oft,

der Schule sich durch allerlei Ausflüchte entziehend, 14 Tage auf, schwärmte in jugendlichen Phantasien und zeichnete. Er war ein schöner, kräftiger, wohl organisirter Jüngling, als seine Mutter ihn dem Hofmaler zu Zweibrücken in den Unterricht gab. Herzog Christian IV. ermunterte ihn bei seinen Studien nach schönen Pferden. Zwischen Poesie und Malerei getheilt, errang er endlich das sehnlich gewünschte Ziel, als Carl Theodor ihn in Mannheim bei der Akademie anstellte und ihn als pfalzbaierischen Pensionisten 1776 die Reise nach Rom machen ließ. Als Maler bildete er sich nach Michel Angelo. Bei seiner großen Erfindungskraft, bei seinem ausgezeichneten Talent, wäre es besser für ihn gewesen, wenn er seinen eigenen Weg gegangen wäre. Dies beweisen seine früher herausgegebenen radirten sehr gesuchten Werke, Thiergruppen und Hirtenscenen darstellend, worin Originalität, Erfindung und Leichtigkeit vereinigt sind; dies beweisen seine Poesien, die durchaus alle wie mit dem Pinsel vor die Augen gezaubert sind. „Denn die Nachahmer des Michel Angelo pflegen fast allemal, anstatt der wirklichen echten Großheit seines Styls, bloß seine Manier aufgreifend, ins Uebertriebene zu verfallen." So kam es, daß die Hoffnung, welche sein Talent früher erweckte, nicht ganz erfüllt wurde. Er fand es seinen Verhältnissen angemessen, zur katholischen Kirche überzutreten. Seitdem lebte er als baierischer Hofmaler in Rom, und führte angesehene Fremde zu den Kunstschätzen der Königin der Städte. Eines seiner letzten Gemälde, das aber wegen der wilden romantischen Ideen, wodurch es sich auszeichnete, wenig Beifall gefunden, war die Ankunft des Odysseus in der Unterwelt. Er starb am 20. April 1825 zu Rom im 76. Jahre seines Lebens. Er ist noch mehr als deutscher Dichter denn als Maler berühmt; aber das Genie beider ist so durchaus eins in ihm, daß Alles, was er dichtet, deutlich umrissen, blendend, plastisch, hervortretend wie ein Bildwerk, vor den Augen erscheint. Lange vorher, ehe die deutschen Poetiker anfingen, von romantischer Poesie zu sprechen, war der größte Meister der Romantik, ohne das Prinzip derselben zu kennen und darüber nachgedacht zu haben, unter den Deutschen aufgestanden. Aber ein ungünstiges Geschick waltete über ihm. Indeß jedes, wenn auch oft fade Produkt, das aus Sachsen oder Berlin ausging, in den Recensiranstalten der Welt bekannt gemacht und gepriesen wurde, war der genialische Maler Müller nur seinen Freunden in der Pfalz bekannt. Sein Genie kam zu früh, die wenigsten waren im Stande es zu erkennen. Seine meisten Gedichte erschienen einzeln in der Mannheimer Schreibtafel und andern Monatsschriften. Sein Trauerspiel Genovefa ist durchaus romantisch und hat mehr Shakespear'sche Natur als irgend ein anderes poetisches Werk. Sein Erwachen Adams wurde unstreitig in Form und Manier durch Geßners Tod Abels veranlaßt. Aber wie hoch steht es an poetischer Kraft, an Malerei, an Mannichfaltigkeit der Situationen über diesem Gedicht! hier ist Alles Bild und Leben. Seine Pfälzer Idyllen, das Nußkernen und die Schafschur sind eben so einzig in ihrer Art, als Göthe's Faust in seiner. In Norddeutschland beurtheilte man sie falsch. Die pfälzische Mundart, die Art des Witzes, die Natur des Pfälzers muß man kennen. Der Maler Müller war ein echter deutscher Dichter. In seinen Schöpfungen spiegelt sich die romantische deutsche Vorzeit. Sein Ulrich von Coßheim, sein Fräulein von Flörsheim, ergreifen mit inniger Herzlichkeit jedes deutsch fühlende Gemüth. Selbst seine antiken Gedichte, in welchen Satyrn und Nymphen handeln, beweisen nur sein großes Malertalent (wie er denn auch in jüngeren Jahren antike Hirtenscenen am liebsten und mit besonderem Genie zeichnete), sind übrigens in Charakter und Geist durchaus deutsch. Sein Satyr Mopsus könnte allein schon einem Dichter entschiedenen Dichterruhm verschaffen. Sein Faust ist kühn gedacht und ein Meisterstück der grotesken Manier.

Seine kleinen Gedichte sind voll Lieblichkeit und Grazie. Manche sind in der Georg Jakobischen Liederweise, zart, süß, tändelnd, und er bleibt nicht hinter ihm zurück. Endlich wurden einige unbefangene Männer auf sein Verdienst aufmerksam und die zerstreuten Blüthen seines Geistes wurden in einen Kranz gebunden. Seine sämmtlichen Werke erschienen in drei Bänden bei Mohr und Zimmer in Heidelberg 1811, und erregten bald die Aufmerksamkeit aller derer, die ohne Vorurtheil das Schöne erkennen und freudig aufnehmen, wo und wie es sich ihnen zeigt. Alle Literatur-Zeitschriften wetteiferten im Lobe der Müller'schen Werke. Seine Meisterwerke sind unstreitig die Niobe, sodann Faust, und seine Genovefa; Dichtungen, welche neben Göthe's und Tiecks Bearbeitungen in eignem Werthe bestehen und seine schöpferische Kraft beurkunden. In ihnen findet man eine hinreißende Kraft, Begeisterung der Leidenschaft und große Charakterzeichnung, freilich mitunter etwas wild und fragmentarisch. 1825 erschien zu Carlsruhe von ihm noch: Der hohe Ausspruch oder Charis und Fatime, altpers. Novelle.

Mumie. Die alten Aegypter balsamirten vor mehr als 2000 Jahren ihre Todten ein. Sie nannten diese Gabarras. Mumien hießen sie erst seit dem 12ten Jahrh., von dem persischen Mum, d. i. Wachs oder Harz. Die Religion der Aegypter war so düster, wie Alles, was sie umgab; sie hielten das einsame, stille Mumienleben erst für das echte Leben, und sparten sich daher oft Alles ab, lebten täglich nur von einer Zwiebel, um nach ihrem Tode desto prachtvoller fortzudauern. Ihnen waren nämlich ihre Mumien selbst eine Art von Fetischen; jede männliche ein Osiris-, jede weibliche eine Isisnachbildung. Die älteste Art sind die Guanchimumien im westlichen Afrika, wo es Sitte war, die todten Körper in glühenden Sand zu verscharren, wo sie pergamentartig austrockneten. In Aegypten hingegen gab es dreierlei Arten der Mumisirung; die theurste kostetete ein Talent oder 1200 Thaler. Hier wurde in die Seite der Leiche gestochen, und schnell nahm man die Eingeweide heraus; die dies thaten, mußten sogleich entfliehen, sonst wurden sie von den Verwandten gesteinigt, weil die Aegypter jede Art von Anatomie verabscheuten. Die Eingeweide wurden mit Palmenwein gewaschen und aufbewahrt, der Körper aber 40 bis 50 Tage in eine Laugenbeize gelegt, worin viel Nitrum war; dann wurden alle Arten von Spezereien, besonders viel Cedernharz, hineingestopft, wovon die Leiche ganz durchdrungen wurde. Nun ward sie mit baumwollnen, äußerst zarten Binden, die auf 1000 Ellen lang waren, umwunden und mit künstlich gelegten Kreuzbandagen umwickelt; dazwischen legte man Amulete, kleine Götzenbilder mit Hieroglyphen, Osirisidole von Steingut, grün glasirt, Onyxgemmen, Scarabäen, kleine Chnuphschlangen ꝛc., auf die Brust ein viereckiges Silberplättchen mit Hieroglyphen, unter die Zunge ein Goldblättchen. Auch giebt es Mumien, die Papyrusrollen unter einer der Achseln, oder zwischen den Schenkeln haben. Darüber weg kam ein Carton aus baumwollnen Zeugen mit dem feinsten Gyps überstrichen, die war als Maske mit Gold, Farben und Hieroglyphen gemalt. Nun wurden aus wilden Feigenbäumen (Sykomorusholz) Futterale geschnitzt. Diese, der Ursprung aller Särge, stellten gewöhnlich eine Isisstatue, oder einen Osiris mit Bart und heiliger Haube vor, meist als Hermen auf Fußgestellen; in diese übermalte Kasten wurde die Mumie gesteckt, und das Ganze in einem Sarkophag von Granit verschlossen. Auch Thiere wurden mumisirt, besonders die heiligen Tempelthiere, der Ochsengott Apis und der Ibis, eine Sumpfvogelgattung zwischen Storch und Reiher. Sonst benutzte man in Europa die Mumien in den Apotheken, als fäulnißstillende Mittel. Zwei Mumien, die Niebuhr mitbrachte und die nach Göttingen und Kopenhagen kamen, waren die ersten, welche chemisch, physikalisch, anatomisch und archäologisch untersucht wurden.

München, die Haupt- und Residenzstadt des Königreichs Baiern, und Sitz eines Erzbischofs und päpstlichen Nuntius, liegt an der Isar, und zwar auf dem linken Ufer derselben in einer weiten hochgelegenen Ebene und eben daher mit einem sehr rauhen Klima. Sie gehört durch Schönheit vieler Gebäude und der meisten Häuser, Regelmäßigkeit und Breite der Straßen, Zahl und Größe der Plätze zu den schöneren Städten Deutschlands. Im 11., und im Anfange des 12. Jahrhunderts war München schon von einigem Umfange und unter dem Namen Munichen bekannt. Zu seiner Erweiterung, Verschönerung und seinem Wohlstande trugen Heinrich der Löwe, Herzog Otto der Erlauchte, Herzog Ludwig der Strenge, die Herzoge Ludwig und Rudolph, des Vorigen Söhne, Herzog Wilhelm V., Herzog Maximilian I., Albrecht IV. und der König Maximilian I. so wie der jetzt regierende Ludwig der I. viel bei. Die Stadt ist unausgesetzt in ihrer Vergrößerung und Verschönerung begriffen. Die schönsten Straßen sind die Kaufsinger-, Neuhauser-, Theatiner- und Schwabingerstraße. Die vorzüglichsten Plätze sind der Marktplatz, Max Josephsplatz und der Paradeplatz. Sie hat 6 Vorstädte, nämlich: Annavorstadt, Schönfeld, Maximiliansvorstadt, Ludwigsvorstadt, Isarvorstadt und die Aue auf dem rechten Ufer der Isar. Man findet dreißig katholische und eine lutherische Kirche, zwei Theater, drei öffentliche Bäder. Besonders merkwürdig sind: das Schloß, Residenz genannt, ein großes unregelmäßiges Gebäude mit dem großen, 118 Fuß langen und 52 Fuß breiten Kaisersaal, der marmornen Treppe, Schatzkammer, welche viele Merkwürdigkeiten enthält, Kapelle ꝛc.; der Max Pallast; der Montgelas'sche Pallast; der Pallast der Akademie; das Münzhaus; die 280 Fuß lange katholische Kirche zu unsern lieben Frauen mit 30 Altären, zwei Thürmen, den Reliquien des heiligen Benno und dem prächtigen Mausoleum Kaiser Ludwigs von Baiern; die Theatinerkirche, in der die baierischen Regenten beigesetzt sind; das ehemalige Jesuiter-Collegium, vielleicht das größte in der Welt, worin jetzt verschiedene Landescollegia und ein Gymnasium ihren Sitz haben; mehrere andere Palläste; der ehemalige Redoutensaal, jetzt das Versammlungshaus der Stände; das neue 1811—18 erbaute Hoftheater u. s. w. München ist ganz besonders reich an Anstalten für Wissenschaften und Künste; dahin gehören, außer den vielen höhern und geringeren Schulen, die 1759 gegründete Akademie der Wissenschaften, welche die Aufsicht führt über die große königliche Central-Bibliothek von 400.000 Bänden und 8000 Handschriften, jetzt wohl die größte in Deutschland; der botanische Garten, die Sternwarte, das anatomische und chemische Institut und mehrere Kunstsammlungen. Auch ist die Universität von Landshut hieher verlegt worden. Die Akademie der bildenden Künste. Die von König Ludwig I. in einem neuen Gebäude angelegte Glyptothek oder Sammlung von Bildhauerarbeiten; unter mehreren Hunderten, zum großen Theil noch sehr wenig gekannten, sind die Aegineten, der schlafende Faun, die kolossale Muse, Nero und die Gruppe der Isis aus dem Hause Barbarini; Pallas, Leukothea, der fauno coll machia und der kolossale Antinous aus dem Hause Albani; die Muse Rondanini, die gabinische Diana von Brasihi, die Pallas und Roma von Fesch, anderer zu geschweigen, die Genien dieser Hallen. Das Gebäude wurde vom Oberbaurathe Leo Klentze errichtet. Die Glyptothek hat einen innern Hof, und die Kunstwerke sind in zehn Sälen aufgestellt und sollen den Augen klar darlegen, wie die Kunst entstand und sich ferner entwickelte. Der Plan des großen Werkes, wie es ganz vollendet werden soll, ist noch nicht erschienen. Die nach Südwest gerichtete Seite des Quadrats bildet die Hauptfronte des Gebäudes. Die ionische Ordnung bedingte ihre Verhältnisse. In der

Mitte ein hoher Portikus von zwölf Säulen getragen, an den zwei niedrigere Flügel sich anlehnen, ruht die ganze Fronte auf drei hohen Sockeln. Eine reiche plastische Darstellung, den Cyklus der Bildnerei versinnlichend, erfüllt das Giebelfeld. Sechs Nischen unterbrechen die beiden Seitentheile der Fronte, neben dem Portikus, in welchem die kolossalen Statuen von Hephästus und Prometheus, Dädalus und Phidias, Perikles und Hadrian ihren Platz finden werden. An der Fronte nach Nordost liegen die Gesellschaftssäle, die durch Cornelius Frescogemälde ein neues Interesse darbieten werden. Die Beleuchtung der Aufstellungssäle geschieht durch hochliegende, halbrunde Fenster, wie sie bei den römischen Thermen zu gleichem Zwecke gebräuchlich waren. Zu den Hauptzierden Münchens gehört ferner die herrliche Gemäldesammlung, welche früher größtentheils in Düsseldorf sich befand, und womit Sammlungen von Kupferstichen, Zeichnungen, elfenbeinernen Schnitzwerken u. s. w. verbunden sind. Unter den Wohlthätigkeitsanstalten behauptet das große königliche Krankenhaus den ersten Rang. Die Industrie könnte für eine solche Stadt bedeutender seyn; doch verdienen die unübertrefflichen astronomischen Instrumente Reichenbachs und die hier von Sennefelder zuerst eingerichtete Lithographie eine höchst ehrenvolle Erwähnung. Der Handel ist nicht sehr wichtig. Hübsche Gärten umgeben die Stadt, worunter die neue Anlage besonders interessant ist. Die Gegend um die Stadt ist der Schafzucht günstiger als dem Ackerbau. Zu den angenehmen Umgebungen gehören vorzüglich das ½ Stunde von München liegende Nymphenburg, der gewöhnliche Sommeraufenthalt der königlichen Familie, mit einer Gemäldesammlung, einen schönen Park und einer Porzellanfabrik; 3 St. von München Schleißheim, in einer waldigen Gegend, prächtiges Lustschloß, mit einer reichen und herrlichen Gemäldegallerie in 42 Zimmern, welche mehr als 1700 Stücke enthält; Fürstenried, schönes Jagdschloß in einem großen Thiergarten.

Münchhausen (Gerlach Adolph, Freiherr von), geb. 1683 aus einem alten adlichen Geschlechte, studirte zu Jena, Halle und Utrecht, wurde 1714 Appellationsrath in Dresden, 1715 Oberappellationsrath in Zelle, 1726 hannövrischer Comitialgesandter zu Regensburg, 1728 geheimer Rath zu Hannover und 1765 Premierminister daselbst, und starb 1770. Die 1734 gestiftete Universität Göttingen, deren Curator er 32 Jahre hindurch war, verdankt ihm ihre Berühmtheit; denn die Errichtung der Akademie der Wissenschaften daselbst, die göttingischen gelehrten Anzeigen und das Herbeirufen der bedeutendsten Gelehrten, waren sein Werk.

Mund, Maul, die natürliche Oeffnung zwischen der obern und untern Kinnlade, womit sich der Speisekanal anfängt, und die zugleich zum Athmen und Sprechen dient. Die Ober- und Unterlippe verschließen den Mund, innen bildet er eine Höhle, welche oben durch die obern Kinnbackenbeine und die Gaumenbeine gebildet und von der Nasenhöhle getrennt, hinten durch den weichen Gaumenvorhang von dem Schlunde geschieden wird, und unten die Zunge enthält, unter welchen mehrere Muskeln, welche zum Unterkiefer gehen, Drüsen und Haut die Mundhöhle vollends verschließen. In den Mund öffnen sich zu beiden Seiten und unter der Zunge die Ausführungsgänge (der Stenonische und Wartonische) der Speicheldrüsen und führen ihm den Speichel zu, welcher ihn immerwährend feucht erhält.

Mündigkeit, s. Minorennität.

Municipal, Municipilitäten. Die Bedeutung dieser Wörter, die im gewöhnlichen Sinne so viel als städtische Stadtgemeinden heißen, erhielt in neuerer Zeit zuerst in Frankreich eine größere Ausdehnung, indem man mit dem Worte Municipalität die Verwaltungsobrigkeit einer oder mehrerer Gemeinden zusammengenommen bezeichnete, ohne weiter darauf Rücksicht zu nehmen,

ob diese Oerter Städte waren oder nicht. So besteht daher in Frankreich die Municipalität an jedem Orte aus dem Maire, dessen Adjunkten und, wo es die Bevölkerung erfordert, aus einem oder mehreren Polizeikommissärs, neben welchen Behörden, die zusammengenommen den Titel der Municipalität führen, sich noch ein Municipalrath findet, der seinem ursprünglichen Zwecke gemäß die Controlen über die von dem Maire geführten Rechnungen über die Ausgaben und Einnahmen des Orts führen und zugleich über die Bedürfnisse der Gemeinde Vorschläge thun sollte, der aber gegenwärtig größtentheils zu einer leeren Form geworden ist.

Municipien, municipia, heißen diejenigen Städte im römischen Reiche, welche unter selbstgewählten Obrigkeiten (Duumviri, collegium decurionum), entweder nach römischen oder nach eignen Gesetzen regiert wurden, und im erstern Falle das römische Bürgerrecht im weitesten Umfange hatten (municipia cum suffragio), im letztern nur zu militärischen Ehrenstellen gelangen konnten.

Münnich (Burkhard Christoph, Graf von), russischer kaiserlicher Generalfeldmarschall, geb. 1683 zu Neuen-Huntorf im Oldenburgischen, einem Gute seines Vaters, der, nachdem er als dänischer Rittmeister seinen Abschied genommen, Deichinspektor in Ostfriesland war. Nach einem sorgfältigen, von seinem Vater geleiteten Unterrichte that er eine Reise nach Frankreich und erhielt zu Strasburg als Ingenieur eine Anstellung. Der Ausbruch des spanischen Successionskriegs verleidete ihm, weil er gegen sein Vaterland nicht die Waffen ergreifen wollte, den fernern Aufenthalt in Frankreich; er trat daher 1701 in hessen-darmstädtische Dienste, wohnte 1702 der Eroberung von Landau bei, focht auch in hessen-kasselschen Diensten, von 1705—1708 in Italien und den Niederlanden, wurde nach der Schlacht bei Malplaquet 1709 Oberstlieutenant und gerieth in der Schlacht bei Denain in französische Kriegsgefangenschaft, von der er sich loskaufte. Nach seiner Rückkehr nach Deutschland wurde er Oberster, legte nach hergestelltem Frieden den Hafen, die Schleuse und den Kanal von Karlshafen an, und trat, weil ihm die Ruhe des Friedens lästig wurde, 1716 in sächsische Dienste. Friedrich August II. ernannte ihn im folgenden Jahre zum Generalmajor. Doch durch den Generalfeldmarschall Grafen von Flemming beleidigt, nahm er schwedische und nach Karls XII. Tode 1721 russische Dienste an. Er führte daselbst die Aufsicht über den angefangenen Bau des Ladogakanals. Peter I. verlieh ihm den Charakter eines Generallieutenants, Katharina den Alexanderorden und Peter II. 1727 den Grafentitel. 1731 wurde er Generalfeldzeugmeister und 1732 Generalfeldmarschall und Präsident des Kriegskollegiums. Die Errichtung des adlichen Kadetenkorps zu St. Petersburg 1733, die Einnahme von Danzig 1734 und von Oczakow 1736, die Schlacht bei Stewutschan 1789 und die Einnahme der Festung Choczim gereichten ihm zum großen Ruhme. Nach dem Belgrader Frieden 1739 erhielt er von der Kaiserin Anna die glänzendsten Beweise der Dankbarkeit und war Ursache, daß der Herzog Ernst Johann von Kurland (s. Biron) Regent des russischen Reichs wurde, weil er hoffte, mit ihm die Zügel der Regierung zu führen. Getäuscht in dieser Erwartung, erhob er die Schwestertochter der vorigen Kaiserin, die Prinzessin Anna, zur Reichsverweserin, die ihm die Standesherrschaft Wartenburg in Schlesien verlieh und ihn zum ersten Minister machte. Der Hofkabalen jedoch müde, bat er um seinen Abschied und stand eben im Begriffe, Rußland zu verlassen, als die Prinzessin Elisabeth den 25. Nov. 1741 sich des Thrones bemächtigte. Des Hochverraths angeklagt, wurde er nach Sibirien geschickt und blieb daselbst bis 1762, wo ihn Peter III. zurückberief und zum Generalfeldmarschall ernannte. Katharina II. erhob

ihn zum Generaldirektor des baltischen, revalischen und narvischen Hafens. Er starb 1767 in der Residenz, im 84. Lebensjahre und war der Stifter des großen im Oldenburgischen belegenen Familienfideikommisses, daß seine Kollateralen nützen. Dies mit seinen großen Einkünften blieb dem Grafen, als er nach Sibirien geschickt wurde. Folgte Kaiser Peter III. seinem Rath, so nahm wahrscheinlich die Revolution, die ihn enthronte, eine andere Wendung.

Munnoz (Juan Baptista), berühmter spanischer Gelehrter, geb. zu Museros bei Valencia 1745; wurde (20 Jahre alt) Professor der Philosophie zu Valencia, verdrängte die aristotelisch-scholastische Philosophie und setzte eine gesunde Logik an ihre Stelle. Zum Kosmographen von Indien ernannt, stand er diesem Amte mit Auszeichnung vor, bis ihm der Minister Galvez den Auftrag gab, die Geschichte von Amerika zu schreiben. Er untersuchte deßhalb die Archive von Simancas, Sevilla, Cadix, Lissabon u. a. m. und sammelte 130 Bände von Dokumenten, Originalbriefen von Kolumbus, Pizarro, Ximenes u. s. w. Der erste Band seines Werkes erschien zu Madrid 1793 unter dem Titel: Historia del nuovo mundo (deutsch von Sprengel, Weimar 1795, 8.). An der Vollendung der übrigen Theile verhinderte ihn der Tod 1799.

Munnoz (Don Thomas), Generallieutenant der spanischen Marine, ausgezeichnet als einer der ersten Ingenieurs des Seewesens in Europa, war 1743 geboren. Vorzüglich berühmt ist er durch den von ihm entworfenen und ausgeführten Plan, das Meer abzudämmen, welches Cadiz zu verschlingen drohte, ein Werk, das die geschicktesten Wasserbaumeister für unausführbar hielten, welches er aber in wenigen Jahren zu Stande brachte. Cadiz ruht jetzt unerschüttert auf seinem Felsengrunde, mitten unter dem Wogensturme des Weltmeers. Mit gleicher Kunst führte Munnoz in dem Zeughause und den Schiffswerften der Insel la Caracca, 2 Meilen von Cadiz, mehrere bewundrungswürdige Werke und Anlagen aus; vorzüglich sinnreich ist die von ihm getroffene, höchst einfache Einrichtung beim Ausbessern der Kriegsschiffe. Er baute ferner die Schiffe, mit welchen Malaspine (1789—93) die Reise um die Welt machte. So große Verdienste konnten den General Munnoz nicht vor der Verbannung schützen. Er lebte zu Paris in ehrenvoller Armuth, wo er sein Traité sur la fortification, in welchem er die schwierigsten Aufgaben als Meister des Faches löst, herausgab. Endlich kehrte Munnoz in seine Heimath zurück. Der achtzigjährige Greis ertrug die Ungerechtigkeit seines Vaterlandes und den Mangel, in welchem es ihn schmachten ließ, mit würdevoller Gleichmuth und starb zu Madrid 1823.

Münster, Hauptstadt der königl. preuß. Provinz Westphalen, am Flusse Aa, welcher 3 St. davon in die Ems fällt, und am Kanal, der nach Marxhafen führt, in einer fruchtbaren Ebene. Sie entstand im 8. Jahrh., als Karl der Große hier ein Kloster (Monasterium, Münster) anlegte. Als Mitglied des Hansabundes war sie einst die erste Handelsstadt zwischen der Weser und dem Rhein. Die ehemaligen Festungswerke sind in Spaziergänge verwandelt, und in der Citadelle befindet sich der bischöfl. Pallast. Die Stadt ist wohlgebaut, hat 1500 Häuser, wovon die am Markt stehenden mit Arkaden versehen sind, reinliche, breite Straßen und ungefähr 17.000 Einw., welche sich größtentheils zum Katholizismus bekennen. Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnen sich der Dom und die Lambertuskirche durch ihre Schönheit, das Rathshaus durch den Saal aus, in welchem am 16. Oktob. 1648 der westphälische Friede geschlossen ward, und welcher mit den Gemälden aller damaligen Gesandten geschmückt ist. Ehemals war hier eine blühende katholische Universität, welche 1818 aufgehoben worden; noch aber

sind hier ein katholisches Seminarium und eine wissenschaftliche Bildungsanstalt für katholische Geistliche. Das Gymnasium hat eine Bibliothek von 25.000 Bänden, zählt in fünf Klassen über 300 Schüler und hat neun Lehrer nebst einem Direktor. Den Verlust, den die Erwerbquellen der Bürger durch die Säkularisation des Hochstifts und reichen Domkapitels erlitten haben, machte bisher der große Wohlstand der Einwohner erträglich, und ersetzt ihnen jetzt völlig das bedeutende Personal der Regierung, des Oberlandesgerichts, des Oberpräsidiums und Militärgouvernements der Provinz Westphalen, und mehr als alles dieses der seit 20 Jahren ungemein gestiegene Handel, welche durch die Schiffbarmachung der Ems und durch die Verbindung derselben mit der Lippe über Münster (woran schon vorgearbeitet wird) noch höhern Flor erhalten. Münster war zur Zeit der Reformation der Mittelpunkt der Wiedertäufer-Unruhen, und noch sieht man an dem Thurm der Lambertuskirche die drei eiserne Käfiche, in welchen die Leichname der Anführer dieser fanatischen Sekte, Johann Bockholds, gewöhnlich Johann van Leyden genannt, Knipperdollings und Krechtings aufgehangen wurden. Von dieser Stadt hatte das ehemalige Bisthum im westphälischen Kreise Deutschlands seinen Namen, das Karl der Große 802 stiftete, und welches durch die Ems in das Ober- und Niederbisthum getheilt war und auf 220 Quadratmeilen 300,800 Einwohner hatte. Die Einnahme bestand aus 361.000 Thlr. Schatzungen oder Steuer, wovon die Landesbedürfnisse und die Zinsen der 2 Millionen Thlr. Schulden bestritten wurden. Der Fürst führte mit Pfalz und Brandenburg, als Landesnachfolger der Herzoge von Jülich, das Direktorium im westphälischen Kreise. Seit 1709 hatte Münster immer die Kurfürsten von Köln zu Bischöfen. Die glücklichste Periode war unter den beiden letzten Bischöfen Maximilian Friedrich, Graf von Königseck, und Maximilian Franz, Erzherz. v. Oestreich, unter dessen Minister von Fürstenberg die Einwohner, von den Stürmen des 7jährigen Krieges sich erholend, aller Vortheile eines tiefen und langen Friedens und trefflichen Verfassung genossen, wo der Ackerbau blühete (denn das münsterische Leibeigenthum war im Vergleich mit andern Staaten kaum ein solches zu nennen), wo die Geistesbildung durch treffliche Organisation des Schulwesens, wie durch Gründung der münsterischen Universität, die nach Aufhebung der Jesuiten erfolgte, immer höher stieg, wo das ganze größtentheils wohlhabende, sehr wenig steuernde Land das Sprichwort rechtfertigte: „unter dem Krummstab ist gut wohnen!“ Im Jahr 1802 kam ein Theils des Bisthums als Fürstenthum Münster mit der Hauptstadt unter königl. preuß. Regierung, unter welcher diese Länder bis 1807 blieben, wo sie zu dem Königreiche Westphalen geschlagen wurden. Unter dieser Herrschaft wurde das Domkapitel in Münster, wo der Präfekt über das münsterische Land residirte, aufgehoben. Im Nov. 1813 nahm Preußen von diesem Lande nach der Vertreibung der Franzosen wiederum Besitz.

Münster-Meinhövel (Georg Werner August Dietrich, Reichsgraf von), Freiherr von Oer und Schade, regierender Standesherr zu Königsbrück in der Oberlausitz, Herr der Herrschaft Rozdialowitz-Schönwalde und Peterwalde in Böhmen, Erbmarschall der Abtei Hervorden, geb. 1751 zu Osnabrück, Sohn des Grafen Georg Hermann Heinrich von Münster-Meinhövel (st. 1773), ward nach und nach königlich-dänischer und fürstlich-osnabrückischer wirklicher geheimer Rath, kurkölnischer wirklicher geheimer Rath und Kammerherr (1780), 1784 königlich-preußischer Gesandte zu Neapel, fiel jedoch 1800 bei dem preußischen Hofe in Ungnade, und starb zu Wien 1801. Er zeichnete sich durch Freimüthigkeit aus, wurde eben deßhalb ein Märtyrer der Wahrheit; denn wegen eines 1784 in Schlözers Staatsanzeigen eingerückten Aufsatzes über das münsterische

Militär erfuhr er von dem Grafen von Schaumburg-Lippe eine barbarische Mißhandlung. Er klagte deßhalb beim Reichsgericht, erhielt aber erst im Jahr 1788 gebührende Genugthuung. Er gab einige kleine Schriften und die Gedichte seiner dritten Gemahlin, Amalie Johanne Isabelle Charlotte einer Geb. von Ompteda, unter dem Titel: Amalens poetische Versuche. (Leipz. 1796. 8.) heraus.

Münster (Strasburger), s. Strasburg.

Münsterscher Friede, s. Friedensschlüsse.

Münter (Balthasar), Theolog, geb. den 24. März 1734, war der Sohn eines Kaufmanns, wurde nach und nach Hofdiaconus zu Gotha, Superintendent zu Tonna und 1764 Prediger an der deutschen Petrikirche zu Copenhagen, wo er den 5. Oktob. 1793 starb. Man hat von ihm Predigten, neue Aufl. (Copenhagen 1787–92, 9 Bde 8.); geistl. Lieder, (Leipz. 1773, 2 Bde 8.), die größtentheils in die neuen Gesangbücher aufgenommen worden sind. Unter den ersten zeichnen sich besonders die Vorträge über die Reden und Begebenheiten Jesu nach den vier Evangelisten aus. Er ist Vater von dem als Orienta ist und Alterthumsforscher rühmlich bekannten Friedrich Münter, geb. zu Gotha 1761, gegenwärtig Bischof des Stiftes Seeland, und von der, durch ihre Reisen und Gedichte bekannten Friederike Brun.

Münze, Münzen, Münzfuß (lat. und ital. moneta, franz. monnoie). Einem Stücke Metall, obrigkeitlich, ein Gepräge aufdrücken, damit es als Geld dienen kann, heißt münzen; und das mit einem Gepräge versehene Metallgeld, die Münze. Werden solche Stücke nicht ausgeprägt, um als Geld zu dienen, sondern zum Andenken irgend einer Begebenheit ꝛc., so nennt man sie Schau-, Denk-, Gedächtnißmünzen; franz. Médailles, von größerm Umfange, Médaillons; und Jelons, die Rechenpfennige, Zahlpfennige. Die Münzen sind von zwei Seiten zu betrachten; in Beziehung auf ihren eigenthümlichen Werth; und in Beziehung auf die allgemeine Anerkennung und die Bekanntschaft mit diesem Werthe. Der Werth, den die edlen Metalle in sich selbsten haben, als gleichförmige Masse zur Verfertigung vieler, im höhern Leben erforderlichen Dinge, macht sie bei ihrer Unveränderlichkeit und Dauer geschickt, auch den Werth anderer zu bezeichnen und selbst zu vergelten: der Werth und der Maßstab des Werthes zugleich zu seyn. Was keinen Werth in sich hat, kann den Werth anderer Dinge nicht bestimmen, noch vertreten oder vergelten; es kann sich nur auf eine andere Sache von Werth beziehen, und diese ist dann wieder der wahre Werth und das Maß des Werthes zugleich. Banknoten, Wechselbriefe, Schuldverschreibungen bezeichnen bloß ein Recht, den darin angegebenen Werth im Gelde, von der Regierung oder einer Person, fordern zu können. In einem geschlossenen Staate, in welchem die nutzbaren Güter unter den Einwohnern vertheilt sind, von welchen sie an die Regierung Abgaben zu entrichten haben, da können auch Sachen, die an sich keinen oder geringen Werth haben, dennoch einen gesetzlichen höhern Werth erlangen; da kann der Kupferrubel dem Silberrubel oder einem Stück Papier, dem sein Name aufgedruckt ist, gleich gelten, so lange ihn die Regierung statt dem silbernen wieder zurück nimmt. Im Verkehr mit andern Staaten wird aber jeder auf den innern Werth sehen und Kupfer nicht für Silber nehmen. Wenn alle unsere Münzen bloß aus reinem Golde oder Silber bestänben; oder wenn sie auch sämmtlich (die aller Staaten) mit gleich viel Kupfer versetzt wären, so würde man sie bloß nach dem Gewichte berechnen können; eine Gold- oder Silbermünze noch einmal so schwer, als eine andere, würde noch einmal so viel werth seyn. Dies geschiehet nun nicht. Die verschiedenen Staaten nehmen zu ihren Münzen nicht nur das Kupfer in verschiedenen

Verhältnißen zum Silber und zum Golde, sondern oft selbst ein Staat, zu seinen verschiedenen Münzsorten, ebenfalls wieder verschieden. Dieß erschwert nun das Berechnen des Werthes derselben sehr. Da wir nun wohl das Gewicht einer Münze, nicht aber so leicht ihren feinen Gehalt an Gold oder Silber finden können, so müssen wir das Münzgesetz kennen und ihm vertrauen. Das Verhältniß des Kupfers zum Silber oder zum Golde, welches ein Staat für seine Münzen festsetzt und das Gewicht, das ein Stück oder eine Anzahl derselben haben soll, wird sein Münzfuß genannt. Das Münzgesetz eines Staates bestimmt den Münzfuß desselben. Ein großer Theil Deutschlands ist in Ansehung des Münzwesens in einer traurigen Lage, seitdem derselbe den Zwanzig-Guldenfuß soviel als verlassen hat. Zu den Kronenthalern, die nun gemünzt werden, gibt es keine Theile; sie stehen auch in keinem einfachen Verhältnisse zu andern umlaufenden Münzsorten; noch werden die zu gleichen Preisen in den Staaten, welche sie ausprägen oder im Umlaufe haben, genommen. Dies ziehet sehr viele Mühe im Berechnen und großen Verlust bei Zahlungen nach sich. Hier können wir nur von den Staaten handeln, welche in neuerer Zeit einen bestimmten Münzfuß angenommen haben, der von Bestand seyn wird. Diese sind: 1) Frankreich. Nach dem neuen Münzgesetze (1803) werden die Gold- und Silbermünzen in gleichem Verhältnisse mit Kupfer versetzt; zu neun Theilen (reinem, feinem) Golde oder Silber wird ein Theil Kupfer genommen. Jede Gold- oder Silbermünze enthält also $^9/_{10}$ ihres Gewichtes an Gold oder Silber und $^1/_{10}$ an Kupfer. 2) Preußen. Am 30. Sept. 1821 ward für die königl. preuß. Staaten folgendes festgesetzt: Die Goldmünze des Staates bleibt nach der bisherigen Münzverfassung der Friedrichsd'or. Derselbe soll, wie bisher, dergestalt ausgeprägt werden, daß 35 Stücke eine kölnische Mark wiegen und in dieser Mark 260 Grän feines Gold enthalten. (Also $^{260}/_{288}$ Theile.) Bei der Rechnung im Golde wird der Friedrichsd'or zu fünf Thaler angenommen, $193\,^{11}/_{13}$ Thaler in Golde enthalten daher eine Mark feines Gold. Doppelte und halbe Friedrichsd'or werden dann in gleichem Verhältnisse geprägt. Die Silbermünze ist der preußische Thaler. $10\,^1/_2$ preußische Thaler sollen, wie bisher, eine Mark wiegen, und 216 Grän feines Silber enthalten; in 14 Thalern ist dann eine Mark feines Silber. Von den übrigen deutschen Staaten läßt sich nichts Bestimmtes mehr angeben; weil, außer Sachsen, das noch dem alten Münzfuße getreu bleibt, die Gesetzgebung nichts Umfassendes darbietet; wir nehmen indessen das Allgemeine zusammen unter: 3) Deutschland. In den meisten Staaten Deutschlands bestand und bestehet namentlich noch der 20 Guldenfuß; jedoch mit verschiedenen Eintheilungen und Berechnungen. Aus einer kölnischen Mark feinen Silbers werden nach diesem 20 Stücke geprägt, welche Gulden, und 10 Stücke, welche Konventions- auch Speciesthaler genannt werden. Der Gulden hat dann seine Drittel, auf welchen 20, und seine Sechstel, auf welchen 10 stehet (20 und 10 Kreuzerstücke), weil der Gulden in 60 Kreuzer abgetheilt wird. Die 5, 3 und 1 Kreuzerstücke sind dann die Scheidemünzen. Nach diesem Münzfuße prägt und berechnete Oestreich seine Münzen; eben so prägte Baiern, Würtemberg, Baden, Hessen-Darmstadt u. a., welche aber diese 20 Gulden zu 24 berechnen. Nach eben diesem Zwanzig-Guldenfuß münzet Sachsen, Braunschweig, Kur-Hessen, Hannover u. a. 4) Die Niederlande. Am 21. Sept. 1816 haben die Niederlande einen neuen Münzfuß angenommen. Es wird nun in Gulden und in Hundertsteln des Gulden, in Cents, gerechnet. Die neue Goldmünze (Zehngulden-Stück genannt) soll 140 Assen wiegen; also 6'729 Gramme oder 10'385 englische Grän. Der Feingehalt derselben, der hier auch, wie in Frankreich, in 1000 Theilen ausgedrückt wird, ist

$^{900}/_{1000}$. Ziehen wir vom Gewichte $^{1}/_{10}$ ab, so werden kommen 126 Assen an feinem Golde, das dieselbe enthält. Die Silbermünze ist der Gulden. Er ist dem alten, in den nördlichen Provinzen geprägten Gulden gleich und soll sieben Esterling (Sterling zu 32 Aß) wiegen, welche 10'766 Grammen oder 166'17 englischen Grän, oder 224 Assen gleich kommen. Der Feingehalt soll $^{893}/_{1000}$ seyn. 5) England. Die Goldmünze ist die Guinee zu 21 Schilling; die halbe zu 10 Schilling 6 Pence; die drittel zu 7 Schilling. Seit 1816 auch der Suverän (d'or) zu 20 Schilling (also 1 Pfund Sterling), von welchem auch halbe und doppelte geprägt werden. Der Feingehalt derselben ist 22 karatig ($^{22}/_{24}$), oder 22 Theile Gold und zwei Theile Zusatz an Kupfer oder $0{,}916^{2}/_{3}$. Die Silbermünzen theilen sich in zwei Klassen; in diejenigen seit 1816, und in die, vor dieser Zeit geprägten. Vor 1816 wurde geprägt aus einem Pfunde Münzsilber $12^{2}/_{3}$ Kronen, $24^{4}/_{5}$ halbe Kronen, 62 Schillinge, 124 halbe Schillinge (6 Pfennigstücke). Die Unze dieses Münzsilbers gilt dann 5 Schilling 2 Pfennige ($5^{1}/_{6}$), oder 6'38 Franken. Seit 1816 werden aus einem Pfunde des Münzsilbers geprägt: $13^{1}/_{5}$ Kronen, $26^{2}/_{5}$ halbe Kronen, 66 Schillinge, 132 halbe Schillinge oder 6 Pfennigstücke. Die Unze also zu $6^{1}/_{2}$ Schillinge (6'79 Franken). 31 alte Schillinge haben demnach den Werth von 33 neuen. Der Feingehalt ist $^{37}/_{40}$ oder 0'925. 6) Dänemark. Am 3. Januar 1813 erschien ein neues Münzgesetz. An die Stelle der vielen Münzsorten und Berechnungsarten tritt der Reichsbank-Thaler, welcher in 6 Mark und in 96 Schillinge abgetheilt wird. In $18^{1}/_{2}$ Reichsbank-Thalern soll eine kölnische Mark feines Silber enthalten seyn. Die Goldmünzen sind darin nicht bestimmt worden. 7) Schweden. Nach einer Verordnung für Norwegen (vom 7. Juli 1817), sollen aus einer kölnischen Mark feinem Silber $9^{1}/_{4}$ Speciesthaler und $18^{1}/_{2}$ halbe Speciesthaler geprägt werden und dies Münzsilber 14löthig seyn. Ferner: $46^{1}/_{4}$ Fünftel-Speciesthaler aus 11löthigem und $133^{1}/_{4}$ Fünfzehntels-Speciesthlr. von 8löthigem Silber, aus einer Mark fein. 8) In Rußland wird mit dem Handelsgewichte das Gold u. Silber gewogen. Ein Pfund wird in 96 Soltonik getheilt, u. ist 6318'5 engl. Grän; 409'3 Gramme, 8512 Assen. Die Goldmünzen sind der Imperial zu 10 Rubel. Nach einer Ukase (Verordnung) vom J. 1763 soll der Imperial wiegen $3^{3}/_{44}$ Soltonik; der halbe $1^{47}/_{88}$ Soltonik und sein Feingehalt 88 Soltonik (also $^{88}/_{96}$ oder 22 karatig) seyn. 118 Dukaten sollen ein rußisches Pfund wiegen und 93 Soltonik oder $23^{1}/_{4}$ Karat fein seyn. Eine Verordnung von 1801 erhöhte aber den Feingehalt des Imperialen auf $94^{1}/_{4}$ Soltonik oder $23^{5}/_{8}$ Karat. Eine nachfolgende von 1817 setzte denselben aber wieder herab, auf $^{88}/_{96}$ Soltonik oder auf 22 Karate. 9) Schweiz, helvetische Republik, Münzfuß der Eidgenossen. 1798 vereinigten sich die Kantone der Schweiz zur Einführung eines gleichen Münzfußes. Die Einheit der Silbermünze sollte Frank (Schweizerfrank) heißen, in 10 Batzen, der Batzen in 10 Rappen getheilt werden. Ein solcher Schweizerfrank ward im Werthe zu $1^{1}/_{2}$ französischen Franken gerechnet. Von diesem Jahre bis 1803 wurden, mit der Aufschrift: „Helvetische Republik," geprägt: Stücke zu 40 und zu 20 Batzen, oder zu 4 und 2 (Schweizer) Franken, und Goldmünzen zu 32 und 16 Schweizerfranken. Im Jahre 1803 verbanden sie sich aufs Neue. Jeder Kanton sollte das Recht haben, Münzen zu prägen, jedoch von gleichem Feingehalt. So ward dann 1804 folgender Münzfuß vorgeschrieben: der Feingehalt des Goldes soll durch Karate (24stel) angegeben und jeder Karat in 32 Theile abgetheilt werden. Der Feingehalt des Silbers aber in 12 Deniers zu 24 Grän bestimmt werden. Einige französische Ausdrücke im Münzwesen wollen wir noch erwähnen, weil sie in Büchern nicht immer richtig bestimmt werden: Billon (Gold oder Silber) ist unter Barre als ein solches erklärt

worden, das mehr als die Hälfte Kupfer enthält; also weniger als 12karatig oder 8 löthig ist. Also solche Münzen, welche aus bloßem Kupfer oder aus Kupfer und wenig Silber bestehen (Scheidemünzen), und man darunter auch die verrufenen, beschädigten Münzen versteht. Also solche, die außer Umlauf gesetzt worden und nur zum Einschmelzen (als Bruchsilber) dienen. Billonsilber (oder Gold) ist nicht sowohl das, welches unter der Hälfte mit Kupfer versetzt ist; es ist dasjenige, welches von einem geringern (Fein-) Gehalt ist, als dieser dem beigelegten Werthe nach seyn sollte. Das Gesetz und den Grad des feinen Gehalts, das Korn, haben wir hier nicht in die Erklärung gebracht, weil sie nicht zu derselben gehören. So nennt das preußische Münzgesetz v. 30. Sept. 1821 bloß die neue Scheidemünze, die Groschen, Silbergroschen in Billon, weil zwar 30 einen Thaler gelten sollen (also gesetzlich), aber in 30 Stücken nicht so viel Silber enthalten ist, als in einem Thaler, dem sie doch gleich gesetzt werden. Monnoies de billon sind dann entweder Scheidemünzen (aus versetztem Silber, auch aus bloßem Kupfer) oder auch andere, wegen ihres geringen Gehaltes verrufene, weil beide nicht den Werth haben, zu dem sie im Verhältnisse zu andern angenommen werden. S. Barren und Billon.

Münzen, Antike, Moderne, Griechische, Römische, Consularische, Kaisermünzen, s. Münzkunde.

Münzer (Thomas). Dieser berüchtigte Schwärmer war zu Stolberg am Harz geboren. Wahrscheinlich studirte er zu Wittenberg, wo er auch die Magisterwürde erhielt. Nach geendigten Studien ward er Schullehrer zu Aschersleben, dann in Halle Kaplan in einem Nonnenkloster, und ging nach einiger Zeit wieder nach Stolberg, wo er mit Beifall predigte. 1520 kam er als erster Prediger nach Zwickau, ging schon 1521 nach Prag, um sich unter den Hussiten Anhänger zu verschaffen, und ward ein oder zwei Jahre später Prediger zu Altstedt. Allenthalben zeigte er sich als einen unruhigen Kopf und einen wüthenden Gegner des Katholizismus. Anfangs erwärmte ihn die Lesung mystischer Schriften. Sein Eifer gegen die katholische Kirche brach zuerst in seinen Predigten aus, und in Böhmen schlug er einen noch vorhandenen heftigen Aufsatz contra papistas, an, den er mit eigener Hand geschrieben hatte. Luthers Lehre fing um diese Zeit an, die Gemüther gegen den Papst und die Institutionen der Kirche aufzuregen. Während Luther auf der Wartburg zurückgezogen lebte, bildete sich zu Zwickau die Sekte der Wiedertäufer (Feinde der Kindertaufe), an deren Spitze der Tuchmacher Klaus Storch stand, und zu welcher sich bald Thomas Münzer u. A. gesellten. Münzer breitete seine Lehre zu Altstedt in Thüringen aus, wo er seit 1523 Prediger war. Er meinte, das Alles, was Luther von der christlichen Freiheit lehrte, sey gar nichts. Er bemäntele noch viel zu viel, und es steckten noch ganz andere Dinge in der Bibel. Gott habe die ganze Erde den Gläubigen geschenkt, und sein Regiment verlangte durchaus keine Fürsten und Obrigkeiten, keinen Adel und keine Pfaffen, keine Reichen und keine Armen: im Reiche Gottes müßten alle Menschen gleich seyn. Wegen dieser tollen Grundsätze hatte man ihm mit Recht schon in mehreren sächsischen Städten das Predigen untersagt. Münzer entwich aus Altdorf, ließ ein Jahr nichts von sich hören, und trat zuerst wieder in Nürnberg auf. Hier nicht geduldet, ging er nach Schafhausen, wo er sich ein halbes Jahr aufhielt. 1525 kam er nach Sachsen zurück, wo er zu Mühlhausen durch seine Predigten einen festen Anhang fand. Die Entschiedenheit, mit der er seine Meinung vortrug, die Keckheit, mit der er sich göttlicher Erscheinungen rühmte, und ganz besonders die lockenden Reden von Freiheit und Gleichheit verführten das niedere Volk mächtig, in ihm einen Propheten zu sehen, den man hören und achten müsse. In kurzem war seine Partei in Mühlhausen so zahlreich, daß er sich ihrer statt

eines Heeres bedienen konnte. Sogleich wurden nun die Magistrate abgesetzt, die Priester und Adeligen aus ihren Häusern und Landsitzen verjagt und ihre Güter vertheilt. Als die Revolution in der Stadt selbst zu Stande gebracht war, zog Münzer mit seinem Anhange hinaus, um sich durch das ganze Land zu verbreiten. Denn es sey sein Geschäft, sagte er, das Reich Gottes auf Erden aufzurichten, und die Herrschaft an die Armen zu bringen. Er versicherte, er habe einen göttlichen Befehl, sich mit den aufrührerischen Bauern in Franken und Schwaben (vergl. d. Art. Bauernkrieg) zu vereinigen, und könne gewiß versprechen, daß Gott ihm und seinen Getreuen alle Macht der Erde in die Hände geben werde, wofern sie nur Glauben hätten. Die Bergleute im Mansfeldschen und sämmtliche Bauern zu Mühlhausen, Langensalza und Tennstedt sammelten sich um ihn. Nachdem er Pfeifern als Statthalter in Mühlhausen zurückgelassen, begab er sich mit 300 Auserwählten nach Frankenhausen, brach die von den Frankenhäusern mit dem Grafen von Mansfeld eröffneten Unterhandlungen ab und erhitzte aufs Neue die Gemüther. Da nun die wilde Rotte immer zahlreicher und unbändiger wurde, und ganz Thüringen, Hessen und Niedersachsen, zu verheeren drohte, so vereinigten sich endlich der Kurfürst Johann von Sachsen, der Herzog Georg von Sachsen, der Landgraf Philipp von Hessen und der Herzog Heinrich von Braunschweig mit einander, und marschirten mit einer ausgesuchten und wohlgeübten Mannschaft gegen sie. Sie trafen Münzern bei Frankenhausen, wo er sich etwa mit 8000 Mann auf einer Anhöhe gelagert hatte. Der Kurfürst, der nicht gern Menschenblut ohne Noth vergießen wollte, ließ die Anführer erst durch einen Edelmann auffordern, sich zu ergeben, und ihre Häupter auszuliefern, und versprach ihnen für diesen Fall gänzliches Vergessen des Geschehenen. In dieser Gefahr spannte Münzer alle seine Kräfte an, die Untreue der Seinen zu verhindern, und ein zufällig sich zeigender Regenbogen kam seiner feurigen Beredsamkeit mächtig zu Hülfe. „Seht hier das Zeichen, rief er, das Gott uns sendet. Er will seine Gläubigen erretten und ihnen seinen Engel zur Hülfe senden!“ Nachdem er Alles erschöpft hatte, was nur unter solchen Umständen zu sagen war, fühlten sich seine Anhänger so vom blinden Vertrauen auf Gottes Beistand durchdrungen, daß sie den Gesandten des Fürsten in Stücke hieben, und sogleich gegen den Feind geführt zu werden verlangten. Nach einer hartnäckigen Gegenwehr wurden die Aufrührer gänzlich geschlagen. Münzer war einer der Ersten, welcher davon lief; fast die Hälfte der Seinen ward auf der Flucht niedergesäbelt (15. Mai 1526). Er selbst entkam glücklich nach Frankenhausen, und verbarg sich daselbst auf dem Boden eines Hauses, aber ein Knecht entdeckte ihn am folgenden Tage, zog ihn aus dem Bette hervor, und brachte ihn nach Heldrungen, wo er auf der Folter seine Verbündeten nannte. Auch Pfeifer wurde bald gefangen genommen und nebst Münzer nach Mühlhausen gebracht, und ihm und Pfeifern, nebst 24 andern Rebellen, das Schwert zuerkannt. Der zuvor so trotzige Münzer verlor auf dem Hingange zum Richtplatze allen Muth; der Herzog Heinrich von Braunschweig mußte dem Halbohnmächtigen die Glaubensartikel vorbeten. Sein Körper wurde nach der Enthauptung gespießt, und sein Kopf auf einen Pfahl gesteckt. Die Städte Langensalza, Mühlhausen und Tennstedt wurden um ansehnliche Geldsummen gestraft, und noch mehrere Aufrührer, unter denen Bürgermeister und Rathsherren, endeten ihr Leben auf dem Blutgerüste.

Münzfuß, die gesetzliche Bestimmung des Gewichts (Schrots) und Feingehalts (Korns) der Metallmünze (s. Legirung). Dadurch, daß der Münzfuß in verschiedenen Ländern, in Hinsicht des Schrotes und Kornes und des Betrags der gesetzlichen Prägkosten (Schlagschatz, oder Abgabe der

Unterthanen an den Landesherrn, um die Unkosten der Münze zu bestreiten) so verschieden ist, wird der gegenseitige Verkehr sehr erschwert. In Deutschland sind die üblichsten: 1) der Conventionsfuß, oder 20 Guldenfuß vom J. 1753. 2) Der preußische Fuß, wornach im J. 1750 die feine Mark Silber zu 14 Thlr. ausgeprägt wurde. Der sogenannte 24 Guldenfuß ist kein besonderer Münzfuß, sondern nur eine Erhöhung des äußern Werths der nach dem 20 Guldenfuß ausgeprägten Münzen. Baiern führte ihn zuerst ein. Vergleiche die geschichtliche Darstellung des alten und neuen deutschen Münzwesens und Vorschl. zu der Gründung einer dauerhaften Münzverfassung in den deutschen Bundesstaaten. Weimar 1817.

Münzkunde (die) oder Numismatik hat drei Hauptzweige: den technologischen, oder die eigentliche Münzkunst, in sofern wird die antike Münzkunst als ein Theil der Archäologie betrachtet; den politisch-merkantilischen, oder die Geldkunde, und den historischen, oder die Kenntniß solcher Münzen, die als selten und echt, wichtig für die Geschichte sind. Dadurch nämlich, daß man auf vielen Münzen der griechischen Städte die Epochen angegeben findet, so wie durch die Königs- und Kaisermünzen, lassen sich merkwürdige Vorfälle, Kriege, Siege, Triumphe u. s. f. nach der Zeitfolge ordnen. S. hierüber das klassische Werk von dem Numismatiker Sanclemente in Rom: de vulgaris aerae emendatione. — Der Avers einer Münze, die Hauptseite, pars aversa antica, l'avers, enthält die Abbildung der Urheber oder andere auf sie Bezug habende Darstellungen; der Revers, die Rück- oder Kehrseite, pars aversa postica, le revers, enthält mythische oder symbolische Gegenstände. Die Schrift am Rande, Legende, oder Umschrift und die auf der Mitte, Inscription oder Inschrift, kamen später auf die Münzen, oft nur Monogramme. Der untere Theil einer Münze, der durch einen Strich von den übrigen Figuren und Inschriften getrennt wird, heißt die Basis oder Exergue, das Nebenwerk. Die alte Münzkunde geht von den alten Völkern bis auf den Untergang des römischen Reichs. Je älter die Münzen sind, desto reiner sind sie. Goldmünzen sind die seltensten. Reines Gold hieß obryzum, mit Silber gemischtes, electrum; doch kommen die numi electrei nicht häufig vor. Servius soll zuerst die Metallstücke mit einem Gepräge versehen haben. Silberne Münzen wurden zuerst im J. R. 485, und goldne 547 geschlagen. S. Argentum signatum und Aureus. Alle römische Münzen seit Caracalla sind sehr schlecht. Unter Gallienus enthielten sie 1. Th. Silber und 4 Th. Kupfer, eine Mischung, die bei den Franzosen Billon heißt, im Latein. aerosi. Aus der röm. Kaiserzeit gibt es médailles saucées, d. i. kupferne Münzen, mit dünnen Zinnblättchen belegt und mit dem Hammer geschlagen, damit sie die Farbe des Silbers haben. Münzen aus reinem oder gemischten Kupfer heißen aenei, aerei; franz. Bronze; bei den Ital. Rame, von aeramen; deutsch: eherne, erzne. Sie sind an Farbe sehr verschieden. Die alten Münzen wurden entweder gegossen oder geprägt. Die Platten wurden zuerst gegossen, flando, und erhielten dann durch den Hammer, feriundo, das Gepräge. Das Alter einer Münze, ohne Jahrzahl und Regenten-Namen, läßt sich nur nach dem Metall, der Art der Inschrift, der Buchstaben, ihrer äußern Bildung und der Beschaffenheit der Figuren bestimmen. — Selten sind die Münzen von Korinth, Elis, Olynth, Karthago u. a. O. Doch lassen sich von mancher alten Stadt eher 100 Münzen aufzeigen, als eine einzige von frühern deutschen Kaisern. Eckhel berechnet den Vorrath der bekannten alten Münzen auf 70.000. Eine Sammlung von 30.000 ist schon ziemlich vollständig. Unter den Neuern sammelte Petrarca das erste Kabinet von goldnen und silbernen Münzen der römischen Kaiser. Im 17. Jahrh. wurde die Numis-

mark Lieblingsstudium. Wien, Gotha, Paris u. a. Städte haben die reichsten Münzsammlungen. Die vorzüglichsten systematischen Bearbeiter der alten Münzkunde, Ez. Spanheim, Vimard de la Bastie u. A. hat Jos. Eckhel an Kritik übertroffen. Dieser ordnete die Münzen in zwei Haupt-Abtheilungen: 1) Münzen der Städte, Völker und Könige; 2) römische Münzen. Die besondern Fächer legte er geographisch und chronologisch an. Die römischen Münzen zerfallen a) in Consular- und Familien-, b) in Kaisermünzen, von Julius Cäsar bis auf den letzten Constantin (XI, Paläologus). Die gewöhnliche Inschrift der Consularmünzen ist Roma, sie sind für die Geschichte und Kritik ziemlich unfruchtbar. Münzen, die der Name eines röm. Staatsbeamten, unter dessen Auspicien sie geprägt sind, bezeichnet, heißen Familienmünzen. Ihr historischer Nutzen wird jedoch durch den Umstand beschränkt, daß man oft nicht mit Bestimmtheit ihr Zeitalter angeben und nicht genau nachweisen kann, wem sie angehören. S. Andr. Morelli thes. s. famil. romanar. numismata omnia, c. comment. perpet. Sieg. Havercampii. Amst. Fol. 1734. Eckhel Anfangsgründe der alten Numismat. Wien 1786, und dessen Doctr. numm. vet. 8 vol. 1792—98. 4. Rasche Lexic. universae rei nummariae veterum. Lips. 1785. 6. vol. Neben dem großen Eckhel'schen Werke ist vorzüglich reichhaltig und brauchbar: Mionnet's Descript. des Médailles antiques, Grecques et Rom. als Katalog einer Sammlung von 20.000 Schwefelabdrücken (Münzpasten) von Münzen. Paris 1813. 6 Th. Vergl. Lipsius's Biblioth. nummaria. Leipz. 1801. 2 Tom. — Falsche Münzen sind entweder von den Alten selbst, oder von neuern Betrügern als alte verfertigt. Die numi pelliculati, subaerati sind alte falsche Münzen aus Kupfer mit einem Silberblättchen (zuerst von Griechen) so geschickt überzogen, daß man nicht die kleinste Spur der Vereinigung entdecken kann. Münzverfälscher, welche alte Münzen nachmachen, heißen Paduaner (Patavini) und Parmenser. Bis jetzt hat keine Kunst den glänzenden Firniß nachahmen können, der die alten kupfernen Münzen, wenn sie lange in der Erde gelegen haben, überzogen und dadurch vor dem Roste geschützt hat. — Unter den Münzen des Mittelalters sind die Bracteaten, Hohlmünzen, Blechmünzen zu bemerken. Sie sind von Gold- oder Silberblech, mit unförmlichen Bildern nur auf einer Seite gestempelt, so daß sie das Gepräge auf dieser hohl, auf der andern erhaben darstellen. Die ersten Bracteaten erschienen in Thüringen im Anfange des 12. Jahrh. S. v. Mader's Abhandl. üb. d. Bracteaten. 1797 u. 1803. Desselben krit. Beitr. zur Münzk. des Mittelal. Prag 1803—1814, 6 H. mit K. Becker's 200 seltne Münzen des Mittelalt., in genauen Abbild. mit histor. Erläuterung. Dresd. 1813. 4. S. Blechmünzen od. Bracteaten u. Contorniaten.

Münzreduktion, soviel wie Münzdevalvation. S. Devalvation.

Münzregal. Es ist höchst zweckmäßig, daß das Recht, Münzen zu schlagen, ein Regal (s. d. A.) sey. Denn da die Münze mit dem Wohlstand eines Volkes in so naher Verbindung steht und Credit dazu gehört, den Münzen einen Cours zu verschaffen, welchen die Regierung in der Regel mehr als Privatleute besitzen, im Gegentheil aber mit dem Recht zu münzen durch Eigennutz so leicht Mißbrauch getrieben werden kann, wenn der wirkliche Gehalt der Münzen geringer ist, als der auf dem Stempel angezeigte Werth, auch die Aufsicht hierüber, wenn dies Recht mehreren Privaten zustehen sollte, schwer, ja fast unmöglich seyn würde, so wird dasselbe weit sicherer und zum Wohl des Ganzen von der Regierung gehandhabt. Daraus ergibt sich aber auch zugleich die Pflicht der letztern (s. den Art. Münzfuß).

Münzstätte, der Ort, wo Münzen geschlagen werden, die Münze. Man erkennt die Stadt, wo eine Münze geschlagen worden, gewöhnlich an einem darauf gesetzten Buchstaben, der ihr eigen ist. So bezeichnet A auf französischen Münzen Paris, auf östreichischen Wien, auf baierischen Bamberg, auf preußischen Berlin; B auf franz. Rouen, auf preußischen Breslau, auf östreichischen Kremnitz; BB. auf franz. Straßburg; C auf franz. Caen, auf preuß. Cleve, auf östreich. Prag; CC. auf franz. Besançon; D auf franz. Lyon, auf preuß. Aurich, auf östreich. Grätz; E auf franz. Tours, auf preuß. Königsberg, auf östreich. Carlsburg; F auf franz. Angers, auf preuß. Magdeburg, auf östreich. Hall in Tyrol; G auf franz. Poitiers, auf preuß. Stettin, auf östreich. Nagy-Banya in Ungarn; H auf franz. Rochelle, auf östreich. (sonst) Günzburg; I auf franz. Limoges; K Bourdeaux; L Bayonne; M Toulouse; N Montpellier; O Riem; P Dijon; Q bis 1709 Narbonne, nachher Perpignan; R Orleans; S Troyes; T Nantes; U Pau; V Troyes; W Lille; X Amiens; Y Bourges und Z Grenoble.

Münzwardein (Guardein), das Amt dessen in der Münze, welcher das Korn und Schrot der Münzen (s. Münzfuß) bestimmt, berechnet und probirt. Er ist von dem Münzmeister verschieden, der die Aufsicht über das Mechanische des Münzens führt, aber oft mit jenem eine Person.

Murat (Joachim), geb. 1771 zu la Bastide bei Cahors, der Sohn eines Gastwirthes, oder nach Andern, eines Bauern, war in seiner Jugend zum geistlichen Stande bestimmt, um seines Oheims reiche Pfründen zu bekommen und wurde deßhalb in die Schule zu Cahors geschickt, um sich auf seinen künftigen Stand vorzubereiten. Statt aber den Studien obzuliegen, verbrachte er sein Leben in mancherlei Vergnügen. Als er den Grad der Reife erlangt hatte, um mit Nutzen die Akademie zu beziehen, bezog er die Universität Toulouse, überließ sich aber daselbst neuen Ausschweifungen und sah sich deßhalb mit Schulden bedeckt. Zu eben dieser Zeit brach die franz. Revolution aus und er trat nun in die konstitutionelle Garde Ludwigs XVI., welche er bald darauf mit dem 12. Chasseurregimente vertauschte. Mit den vorzüglichen Häuptern in genauer Verbindung, theilte er ihre Grundsätze und ihr Geschick. Am 9. Thermidor wurde er als Terrorist angeklagt und seiner Stelle als Lieutenant entsetzt, die er durch den 13. Vendemiaire wieder erhielt. Mit Buonaparte vertraut, begleitete er denselben als Generaladjutant auf seinen Feldzügen in Italien. Die kühnste Tapferkeit beseelte ihn und freiwillig unterzog er sich den größten Gefahren. Die Schlacht bei Mondovi den 17. April 1796 erhob ihn zum Brigadegeneral und der Uebergang über den Tagliamento bewährte auf's Neue seinen Muth und überzeugte den französischen Heerführer, daß seine Wahl auf einen würdigen Mann gefallen war. Auch nach Aegypten war er Buonaparte's Begleiter als Divisionsgeneral und seine Unerschrockenheit verschaffte ihm die Achtung von Murad-Bey. Mit Buonaparte zugleich aus Aegypten zurückkehrend, unterstützte er mit seinem ganzen Ansehn die Revolution vom 18. Brumaire; denn Murat war es, der an der Spitze von 60 Grenadieren in den Saal der 500 eindrang und ihre Auflösung aussprach. Aus Dankbarkeit gab ihm der Consul die Hand seiner jüngsten Schwester Marie Anunciade Caroline und ernannte ihn zum Befehlshaber der Consulargarde und Lieutenant des ersten Consuls bei der Reservearmee. Er befehligte hierauf in Italien (1800) den Vortrab, und seine Kavalleriegefechte entschieden die Schlachten oder bereiteten die Siege vor. Nach dem Frieden verwaltete er einige Monate die cisalpinische Republik und nach seiner Rückkehr 1803 trat er in den gesetzgebenden Körper und ward darauf nach und nach Statthalter von Paris, Marschall des französischen Kaiserthums, Prinz, Großadmiral und

nach dem glücklich beendigten Feldzug gegen Oestreich 1805 Großherzog von Berg und Cleve. Immer blindlings dem Willen des Kaisers Napoleon zugethan, war er Mitglied der Commission, die den unglücklichen Herzog v. Enghien erschießen ließ. Im Feldzuge von 1805 verfolgte er an der Spitze der französischen Kavallerie den Erzherzog Ferdinand und den General Werneck, schlug darauf die Russen bei Hallabrun, bemächtigte sich Brünns und trug Vieles zum Siege bei Austerlitz bei. Auch bei Jena, Eylau und Friedland erwuchsen ihm neue Lorbeeren und im Jahre 1808. drang er an der Spitze einer französischen Armee in Spanien ein, und bewirkte hierdurch, daß die spanische Königsfamilie sich nach Bayonne begab. Nur mit Mühe unterdrückte er einen Aufstand in Madrid; reizte aber durch seine allzustrenge Befehle alle Spanier zu dem schrecklichsten Vergeltungsrechte. Napoleon gab ihm hierauf am 15. Juni die Krone von Neapel. Auf dem Feldzuge in Rußland war er Oberbefehlshaber der Reiterei, und als Napoleon nach Auflösung der französischen Armee ihm den Oberbefehl über die schwachen Ueberbleibsel derselben anvertraute, schien ihn der alte Muth verlassen zu haben. Er kehrte nach Neapel zurück, doch schon im folgenden Jahre erschien er wieder bei der Armee und die Schlachten von Dresden und Leipzig waren Zeugen seiner Tapferkeit. Von Leipzig begleitete er die französische Armee bis an den Rhein und kehrte dann nach Neapel zurück. Der Friede mit Oestreich den 11. Jan. 1814 bewog ihn, die Waffen gegen die Franzosen zu ergreifen; doch nur langsam rückte er mit seinen Truppen im Febr. 1814 an den Po vor. Noch zweideutiger wurde sein Betragen während der Unterhandlungen des Wiener Congresses; während er dort ängstlich darauf drang, als König von Neapel anerkannt zu werden, ließ er sich in Unterhandlungen mit Napoleon auf Elba ein, und kaum war derselbe in Frankreich gelandet, so näherten sich seine Truppen dem Po. Oestreich schickte nun Truppen gegen ihn, und von Bianchi (den 12. April) bei Ferrara geschlagen, von Nugent umgangen und bei Marcerata (den 2. u. 3. Mai) zum zweiten Mal von Bianchi besiegt, verließ ihn sein Heer und er kam flüchtig nach Neapel. Er entwich von dort nach Frankreich, während seine Familie auf englischen Schiffen in Oestreich einen Aufenthalt fand. Napoleon gestattete ihm nicht, nach Paris zu kommen. Nach der Schlacht von Waterloo 1815 rettete er sich mit Mühe nach Corsika, doch daselbst als Rebell verfolgt, von seinen Anhängern in Neapel zur Rückkehr eingeladen, und von kühnen Offizieren, die ihn umgaben, dazu aufgemuntert, entschloß er sich, mit 250 Anhängern auf einigen Schiffen nach der Küste von Neapel zu segeln, um die verlorne Krone wieder zu ergreifen. Schon war Alles bereit, als sein Generaladjutant Macirone ihm östreichische Pässe und das Anerbieten eines Schutzortes in Oestreich brachte. Aber es war zu spät! In derselben Nacht (28. Sept.) segelte Murat ab. Ein Sturm zerstreute seine Fahrzeuge. Mit 30 Offizieren ging er bei Pizzo (8. Okt.) an's Land. Aber sein Ruf: „Ich bin Joachim, euer König!" bewirkte keinen Aufstand. Man verfolgte ihn. Er schlug sich durch, warf sich in ein Boot, um zu seinem Fahrzeuge zu gelangen, ward aber eingeholt und gefesselt nach Pizzo geführt, wo man ihn vor ein Kriegsgericht stellte. Er ward nach dem Ausspruche desselben am 13. Oktob. erschossen.

Muratori (Lodovico Antonio), geb. zu Vignola in der Nähe von Modena 1672, trat in den geistlichen Stand, genoß der Unterstützung des berühmten Historikers Argelati, so wie der Kardinal Noris, Mabillon, Montfaucon, Maffei, der Kardinal Quirini und die bedeutendsten Männer Italiens und Frankreichs ihn ihrer besondern Freundschaft würdigten; wurde 1694 Bibliothekar der ambrosischen Bibliothek in Mailand und 1700 Aufseher über die Bibliothek und das Archiv des Herzogs von Modena. 1716

erhielt er eine Anstellung als Pfarrer, legte aber, wegen geschwächter Gesundheit und gehäufter Arbeit, diese Stelle 1733 wieder nieder. Die Akademien der Arkadier und der Crusca, die etruskische Akademie zu Cortona, die königliche Gesellschaft zu London, die kaiserliche Akademie zu Olmütz übersandten ihm fast zu gleicher Zeit das Diplom. Die Verläumdungen seiner Feinde, daß er ein Ketzer und Atheist sey, fanden bei einem so aufgeklärten Papste, wie Benedikt XIV., keinen Eingang, welcher ihn sogar in einem eignen Schreiben darüber beruhigte. Muratori starb 1750. Er besaß die umfassendsten Kenntnisse in der Jurisprudenz, Philosophie, Theologie, Poesie, Alterthumskunde, neuern Geschichte u. s. w. 46 Folio-, 34 Quart- und 13 Oktavbände enthalten seine zahlreichen Werke, deren Anführung uns zu weit führen würde.

Murias (französisch muriate) wird in der Chemie die Verbindung der Salzsäuren mit Metallen, oder der in Säuren auflöslichen Erden genannt; daher muriatisch, z. B. muriatische Wasser, Salzsäure enthaltend.

Murillos (Bartholomeo Esteban), berühmter Maler Spaniens, geb. zu Sevilla 1618, bildete sich nach Titian, Rubens und Van Dyck, und st. zu Madrid 1685. Eins seiner gelungensten Gemälde ist der heilige Thomas in der Kapuzinerkirche zu Sevilla. Halbou, Ravenet, Ardehl, B. Green, Chambars und Andere bildeten sich nach ihm.

Murky ist eine veraltete Art kleiner Tonstücke für das Clavier, in welchen der Baß durchgehends aus gebrochenen Oktaven besteht, daher Murkybässe. In dem 36sten der kritischen Briefe über die Tonkunst findet man die komische Entstehungsart dieser Tonstücke.

Murner (Thomas), einer der witzigsten Köpfe seiner Zeit, ausgezeichnet durch fruchtbare Vielthätigkeit, war, wie sein Muster in der didaktischen Satyre, Seb. Brandt, zu Strasburg 1475 geboren. Er widmete sich dem Studium der Theologie, trat dann in den Franziskanerorden, und wurde 1506 vom Kaiser Maximilian als Dichter gekrönt. Als Prediger und Schriftsteller suchte er nachhaltig auf Ausrottung der damals in der Kirche herrschenden Mißbräuche zu wirken, zog sich aber hiedurch wegen seiner großen Derbheit nur Verfolgungen zu. Dabei war er als eifriger Katholik ein heftiger Gegner Luthers, an dem er vorzüglich den Austritt aus der kirchlichen Gemeinschaft und die Bildung einer neuen religiösen Gesellschaft tadelte. Seine bitterste Streitschrift gegen Luther ist „von dem großen Lutherischen Narren, wie ihn Dr. Murner beschworen hat" (1522). Sein fast ganz unterdrückter Kirchen- und Ketzeralmanach (1527) ist eine gegen Zudringlichkeiten und vermeinte Gewaltthaten schweizerischer Protestanten gerichtete örtliche Schmähschrift; doch trug er kein Bedenken, Luthers Schrift von der babylonischen Gefangenschaft ins Deutsche zu übersetzen. König Heinrich VIII. rief ihn nach England, wo er an den Disputationen über Katholizismus und Protestantismus Theil nahm. Nachher trieb er sich noch in verschiedenen Ländern Europas umher, durch vorlaute und grobe Freimüthigkeit sich hervorthuend. In der Schweiz predigte er gegen den Protestantismus, wurde aber von den katholischen Cantonen des Landes verwiesen und starb 1531 oder 1536. Wir besitzen von ihm drei Werke, die sich ergänzen und gewissermaßen an einander anschließen; Brandt's Narrenschiff liegt bei ihnen als Muster-Vorbild zu Grunde; sie unterscheiden sich jedoch von diesem merklich genug durch eigenthümliche Vorzüge und Mängel. Der Witz ist weit nachdrücklicher, meist redlich streng, aber ohne Würde, die Malerei greller, der Ton üppiger und frazzenhafter; überall zeiget sich mönchische Keckheit, oft Wildheit, welche keine Verletzung des sittlichen Zartgefühles ahndet und zu vermeiden weiß, und auch am Unflätigen Behagen findet. Die elsaß-schwäbische Sprache ist voll und reich; das Versmaß genau und in der Regel wohllautend. Diese

drei Hauptwerke Murner's sind folgende: die „Narrenbeschwörung" (Strasburg 1512; 1518; 1522. 4; verändert durch G. Wickram. 1556 ꝛc.) will die in Abschnitten, welche oft mit einem Sprüchworte bezeichnet sind, zusammengestellten Narren durch Exorcismus aus Deutschland zu den Welschen verjagen; die „Schelmenzunft" (Str. 1512; verm. Augsb. 1513; Str. 1516. 4. ꝛc. herausg. von G. E. Waldau. Halle 1788. 8.) schildert Betrüger, Gauner und Schufte aller Art; in beiden Gedichten wird die Geistlichkeit am wenigsten geschont, wenn gleich jeder Stand sein bescheiden Theil empfängt; über die Weiber läßt des Dichters unerfreuliche Erfahrung ein unbarmherziges Gericht ergehen; in der Geckenweise oder „Geuchmat zur Strafe aller weibischer Männer" (Basel 1519. 4 ꝛc.), theils in Prosa theils in Reimen abgefaßt, ergießet sich der Spott mit zügellosem Muthwillen, dem nichts heilig ist; aber doch waltet eine allegorisirende Manier bisweilen vor. Unter seinen übrigen zahlreichen Schriften ist die Bearbeitung des Til Eulenspiegel am merkwürdigsten; die „geistliche Badefahrt" (Str. 1514. 4.) ist eine geistlose allegorisch erbauliche Spielerei; die gereimte Uebersetzung der Virgilschen Aeneide (Str. 1515. F. ꝛc.) scheint viel gelesen worden zu seyn. Mehrere Erzählungen und Schwänke z. B. die Mühle von Schwündesheim (1515) sind ohne seinen Namen erschienen und scheinen noch nicht alle ausgemittelt zu seyn. Für Erforschung und Bereicherung der Sprache sind alle seine deutsche Werke von unverkennbarer und doch, wie es scheint, nicht hinreichend beachteter Wichtigkeit. Vergl. Waldau von Th. Murners Leben und Schriften (Nürnberg 1775).

Murphy (Arthur), ein als Dramatiker in der engl. Literatur ausgezeichneter Dichter, geb. 1730 zu Elphin in Irland. In einem französischen Seminar zu St. Omer erzogen, fesselte ihn die griechische und lateinische Sprache; er gab deßhalb die Handlung, zu der er bestimmt war, auf und betrat, durch Garrik's Ruhm gelockt, das Theater, verließ es aber bald wieder, weil er keinen Beifall fand, wurde Schriftsteller und durch Begünstigung des Lord Holland englischer Advokat. Auch hier machte er kein Glück, kehrte deßhalb als Dichter zum Theater zurück, brachte mehrere ausländische Produkte glücklich auf die englische Bühne, und starb 1805. Außerdem hat man von ihm Essay on the life and genius of S. Johns, London 1792. 8., und eine treffliche Uebersetzung des Tacitus, die vielen Beifall fand.

Murr (Christoph Gottlieb von), als Geschichts- und Alterthumsforscher berühmt, wurde in Nürnberg im Jahre 1733 geboren, bildete sich zum künftigen Gelehrten anfangs in Nürnberg, späterhin auf der hohen Schule zu Altorf und kehrte nach vollendeten Studien an den ersten Ort zurück, wo er in der Folge die Stelle eines Zollamtmanns bekleidete. Das erste größere Werk, wodurch er sich in der literarischen Welt bekannt machte, war seine Bibliothéque de Peinture etc., welche im Jahre 1779 erschien. Vor allen Schriften aber zeichnet sich sein im J. 1775 angefangenes und bis zum J. 1780 fortgeführtes „Journal zur Kunstgeschichte und zur allgemeinen Literatur" aus. Es umfaßt siebzehn Theile; eine in den Jahren 1798 und 99 angefangene Fortsetzung dieses Werks, unter dem Titel: „neues Journal ꝛc.," wurde schon mit dem zweiten Bande beschlossen. In diesem Journal ist ein großer Schatz von einzelnen Abhandlungen über die älteste Geschichte der Oelmalerei, der Kupferstecher- und Formschneidekunst, Beschreibungen seltener Werke, Beurtheilungen der vorzüglichsten in fremden Sprachen erschienenen Bücher, oder Auszügen aus den kostbarsten derselben, Nachrichten über die neuesten Fortschritten der Künste und Wissenschaften ꝛc., enthalten, die sich durch Gründlichkeit, kritischen Geist, Unpartheilichkeit und würdige Darstellung aufs Vortheilhafteste auszeichnen. Vorzüglich reichhaltig und brauchbar sind die Forschungen über die Geschichte der deut-

schen Kunst; denn Nürnberg, als der Vaterort der deutschen Kunst, bot dem Verfasser eine reiche Fundgrube dar, um Untersuchungen darüber anzustellen. Man muß Murr das Verdienst lassen, daß er die Bahn zu dergleichen, in den neuesten Zeiten mit so viel Glück behandelten, Untersuchungen hat brechen helfen. In spätern Jahren gab der unermüdete Literator noch andere sehr interessante Schriften heraus: die Abbildungen der herkulanischen Alterthümer; seine Geschichte des dreißigjährigen Kriegs; die Beschreibung der Merkwürdigkeiten Nürnbergs und Altorfs; und noch im J. 1805 seine Schrift: die mediceische Venus und Phryne. Sein, im J. 1809 erfolgter Tod wurde von allen Verehrern der Wissenschaft und Kunst aufs lebhafteste betrauert.

Murrhenische Gefäße, gewisse kostbare Gefäße bei den Römern, die sie als Trinkgeschirr brauchten und dem Golde fast an Werth gleich schätzten. Ueber die Materie, aus welcher die Gefäße gemacht waren, ist man sehr in Streit. Einige halten sie für chinesisches Porzellan, Andere für Sardonyx, Andere für Dendrachat, noch Andere für Glaspasten, oder Rubinglas, oder buntfarbigen Flußspath, oder eine Art von Bernstein, oder Meerschaum, oder Kunstwerke aus feinem Thon, oder Arbeit aus schönen Muscheln, oder wohl gar für ein vulkanisches Produkt u. s. w. Die schönern Gefäße dieser Gattung hatten Streifen und Flecken, die aus der Purpurfarbe ins Weißglänzende, oder in die Feuerfarbe, oder in eine sanfte Fleischfarbe übergingen. Einige hatten Fett- oder Speckflecken. Ueberhaupt war die Materie undurchsichtig, hatte jedoch bisweilen durchscheinende Stellen. Einige Stücke waren blaßgelb. Die Größe der daraus verfertigten Gefäße überstieg nur höchst selten die Größe der gewöhnlichen Trinkbecher. Sie kamen aus den Morgenländern und zwar aus entfernten, den Römern noch unbekannten Gegenden, über Karmanien. Eigentlich hatten einige dieser Gefäße auch einen Wohlgeruch.

Murten (franz. Morat, lat. Moratum), Stadt im Schweizer Kanton Freiburg am östlichen Ufer des Murtensee's, 6 Stunden von Bern, mit 1300 Einw., reform. Confession, Sitz des Schultheiß der Landvogtei Murten. 35.000 Schweizer und Elsasser unter Hans Waldmann von Zürich, einzeln unter Rätzi aus Schwyz, Hans von Hallwyl aus Bern, Caspar von Hartenstein aus Luzern, dem Grafen von Thierstein, dem Herzog Renatus von Lothringen — schlugen hier 65.000 Burgunder, Niederländer, Engländer, Italier, unter Herzog Carl dem Kühnen von Burgund, einzeln unter dem Prinzen von Oranien, Philipp von Crevecoeur, Anton von Burgund, den Grafen von Romont, von Ravenstein und von Tarent, dem Herzog von Sommerset — den 22. Juni 1476. Nicht niedergeschlagen durch das Unglück bei Granson (vergl. d. Art.), aber wüthend, bot Carl der Kühne Alles auf, den Kampf zu erneuern. Mit großer Härte erpreßte er Geld und Menschen von seinen Unterthanen, und wenige Wochen nach seiner Niederlage erschien er mit einem mächtigern, wenn auch weniger prächtigen Heere an dem Genfer See. Von Lausanne brach er auf nach Bern, dem vorzüglichen Ziele seiner Rache; bei Murten traf er auf die indeß wieder gesammelten Eidgenossen. Auch diesmal, wie bei Granson, aber vergeblich, sollte die Einnahme von Murten das Vorspiel des Sieges seyn: die heldenmüthige Besatzung unter dem greisen Altschultheißen von Bern, Hadrian von Bubenberg, widerstand allen Stürmen, während nach Bern hin die Pässe v. Aarberg, Gümmenen und Laupen im Besitz der Schweizer blieben. Durch diese Pässe her sammelte sich das Schweizer Heer und stellte sich ostwärts vom See im Murtner Bannwalde auf, die Reiterei auf beiden Flügeln. Das feindliche Heer stand mit dem Rücken gegen den See und war vor- und seitwärts durch Hecken, Graben, Hohlwege gedeckt. Der rechte Flügel des

Schweizer Heeres unter Hallwyl griff mit Erfolg den linken feindlichen an, aber der linke Flügel der Schweizer ward von der überlegenen Reiterei des Feindes unter Sommerset geschlagen, und eben das Schicksal stand der Reiterei des rechten Flügels unter dem Herzog von Lothringen bevor; da warf sich Hallwyls Heerhaufen zwischen diese Reiterei und die feindliche, und hielt die heftigsten Anfälle aus. Der linke Flügel der Schweizer sammelte sich wieder, der tapfere Sommerset fiel, die feindliche Reiterei kam in Verwirrung, das Fußvolk floh nach Wislisburg, Hartenstein mit dem Fußvolke des linken Schweizer Flügels stürzten den Fliehenden in die linke Seite, die übrigen Schweizer verfolgten von hinten. Das ganze Lager mit großen Kostbarkeiten fiel in die Hände der Sieger, die nur 1400 Todte und 600 Verwundete zählten. Die dankbaren Schweizer machten dem braven Renatus, der im Kampfe der Erste gewesen war, mit des Besiegten Zelte, so wie mit seinem Geräthe und allem Geschütze ein Geschenk, versprachen ihm Hülfe, wo und wann er sie brauchen werde, und hielten als Männer von Treue und Glauben ihr gegebnes Wort. So hat sich Murten in der Geschichte der Eidgenossenschaft und des fünfzehnten Jahrhunderts einen Namen gemacht. Die Gebeine der Erschlagenen wurden in ein Beinhaus, ¼ St. von der Stadt gelegt, dessen schöne Inschrift, von Haller, aufbewahrt zu werden verdient:

Steh' still, Helvetier, hier liegt das kühne Heer,
Vor welchem Lüttich fiel und Frankreichs Thron erbebte.
Nicht unsrer Ahnen Zahl, nicht künstliches Gewehr,
Die Eintracht schlug den Feind, die ihren Arm belebte.
Lernt, Brüder, eure Kraft: sie ist in eurer Treu.
Ach, würde sie noch jetzt bei jedem Leser neu!

Schöner noch die ursprüngliche lateinische:

D. O. M Caroli, inclyti et fortissimi Burgundiae ducis, exercitus, Moratum obsidens, ab Helvetiis caesus, hoc sui monumentum reliquit. 1476.

Dieses Denkmal schweizerischen Heldenmuthes, verehrungswürdig, wie die von Marathon, von Salamis, von Platäa, zerstörten die Franzosen 1798; an seiner Stelle soll jetzt ein 60 bis 70 Fuß hoher Obelisk errichtet werden, wozu die Tagsatzung 18 20 6000 Fr. bewilligt hat.

Musagetes, Anführer, Vorsteher der Musen, ein Beiname des Herkules in spätern Zeiten. Man findet ihn sowohl auf Inschriften, Gemmen und Münzen, als auch bei Schriftstellern, bisweilen den ausdrücklichen, oder doch einen ähnlichen Namen, bisweilen durch kennbare Attribute ausgedrückt. Symbolisch drückt man diesen Beinamen auf verschiedene Art aus, z. B. so, daß man ihm die Musen zu Begleitern gab, indem man seine Statue den Statuen derselben beigesellte; oder auch, daß man ihn nur mit einer Muse zusammenbrachte. In Rom hatte dieser Herkules einen Tempel im Cirkus Flaminius. Musagetes, ein Beiname des Apollo, als Haupt und Vorsteher der Musen.

Musivische Malerei, s. Mosaik.

Musäus, ein alter berühmter griechischer Dichter aus dem mythischen Zeitalter, aus Athen gebürtig, ein Sohn des Eumolpus II. und der Selene; auch gab man ihn für einen Sohn des Linus, oder Orpheus aus. Er war nicht nur Dichter, sondern auch Philosoph, und soll die gottesdienstlichen Gebräuche nach der Vorschrift des Orpheus, insbesondere bei den Eleusinien und andern Mysterien, eingeführt haben. Auch schreibt man ihm ein Gedicht von der Liebe Hero's und Leander's zu, welches aber wahrscheinlich einen spätern Verfasser aus dem 5. Jahrh. n. Ch. hat. Es ist herausgegeben worden von K. F. Heinrich mit Anmerkungen, Hannover 1793. 8. deutsch von F. Chr. Fulda, Leipz. 1795. 8. S. Griechische Poesie.

Musäus (Joh. Carl Aug.). Dieser originelle deutsche Schriftsteller war 1735 zu Jena geboren, studirte daselbst Theologie, wurde Magister und Mitglied der deutschen Gesellschaft, lebte sodann einige Jahre in Eisenach als Kandidat des Predigeramts. Als er Landpfarrer bei Eisenach werden sollte, widersetzten sich die Bauern, weil er einmal getanzt hatte. 1763 ward er Pagenhofmeister am weimarischen Hofe, und 1770 Professor am dortigen Gymnasium. Er starb 1787 an einem Herzpolype. Musäus vorzüglichste Schriften: Grandison der Zweite (Eisenach 1760, 3. Thl.), eine satyrische Parodie des Richardsonschen Grandison, der damals manchem schwachen Leser den Kopf verrückte; physiognomische Reisen (Altenburg 1778—79, 4 Hefte), in denen er die Verirrungen der Physiognomik verspottete; Volksmährchen der Deutschen (Gotha 1782—85, 5 Th.), auch von Wieland herausgegeben Gotha 1804), die er unmittelbar aus dem Munde des Volkes selbst sammelte, und sie in ihrer ganzen Kunstlosigkeit und Naivetät wiedergab; Straußfedern (Berlin 1782): unter diesem Titel begann er eine neue Reihe von Erzählungen, von denen aber nur ein Band von ihm ist. Kotzebue, sein naher Verwandter, hat seine nachgelassenen Schriften herausgegeben und Nachrichten von dem Leben dieses liebenswürdigen Mannes hinzugefügt.

Muscheln sind Gewürme, die in harten Schalen im Wasser wohnen, und in der See in der größten Menge anzutreffen sind. (S. Conchylien.) Viele dienen zur Speise, wie die in der Nordsee häufig vorkommenden weißen Muscheln mit schwarzen Schalen, deren Fleisch in den Wintermonaten am beliebtesten ist, die seeländischen, die französischen, welche in der Provence bei Istres gefangen werden, die Austern, die Flußmuscheln. Auch ihre Schalen haben mannichfaltige Anwendung gefunden; da sie aus Kalk bestehen, so brennt sie der Holländer zu sehr gutem Kalk; ferner stellt man sie in Naturaliensammlungen auf, oder verarbeitet einige Sorten von ausgezeichnetem Ansehen, wie die Perlmutter, zu Knöpfen, eingelegter Arbeit u. s. f. In Ostindien und Afrika dienen sogar ganz kleine, weiße Muscheln, Kauri, Simbipuri, Mygraca moneta als Scheidemünze.

Muschenbrök oder Musschenbröck (Peter van), geb. zu Leyden 1692, studirte daselbst, lehrte Physik und Mathematik zu Duisburg (seit 1791), zu Utrecht (seit 1723 und zu Leyden (seit 1739), wo er 1761 starb. Mehrere Akademien, und zwar besonders die zu Paris und London ernannten ihn zu ihrem Mitgliede; auch suchten die Könige von England, Preußen und Dänemark ihn in ihre Staaten zu ziehen. Die Physik verdankt ihm die Erfindung des Pyrometers. Schriften: Elementa physices, ins Französische übersetzt von Massuet, ins Deutsche von Gottsched, Leipz. 1747, 8; Tentamina experimentorum, Institutiones physicae, Compendium physicae experimentalis, Introductio ad philosophiam naturalem u. a.

Museen, ein Nothbehelf zur Aufbewahrung und Erhaltung des Köstlichen, was die Vorwelt den Nachgebornen als unveräußerliches Vermächtniß hinterließ. Ursprünglich wurden in Griechenland Götter- und Heroenbilder in religiöser Absicht aufgestellt, um zur Verehrung und Begeisterung zu führen. Dann wurden sie von den Unterdrückern Griechenlands weggeraubt, besonders von den Römern, um zu schmücken und zu ergötzen, bis christliche Eiferer und wilde Barbarenhorden kamen. Die letzte Periode beginnt mit dem Zeitalter der Mediceer, in welchem die zerstückelten Bildsäulen und Trümmer aus der Erde hervorgewühlt wurden. Damit nahmen Museen und Kunstkammern ihren Anfang: bloße Zusammenstellung und Aufschichtungen der Kunstwerke, erst zur Parade, dann zur Benutzung der Künstler und Kunstgenossen. S. Böttigers Vortr. üb. d. dresdner Antiken-Gallerie (Dresd. 1804, 4.). Die berühmteste Samm-

lung von Alterthümer ist das Museum in Rom. Die Kunstschätze desselben sind abgebildet im Mus. Pio Clementinum; als Forts. desselben in Rom 1808, Fol.: Il museo Chiramonti, mit Erklärungen von Visconti und Guattani, herausgeg. von Ant. d'Este Gaspare Capparone. Das musée franç. oder royal, von Pierre Laurent 1791 begonnen und von dessen Sohne Henri fortgesetzt (im J. 1817, 10 Lieferungen), soll in 6 Fol.-Bänden alle Meisterwerke der Malerei und Bildhauerkunst enthalten.

Musen, ursprünglich begeisternde Quellnymphen; später Göttinnen der schönen Künste, Töchter des Zeus und Mnemosyne. Gewöhnlich werden ihrer neun genannt. Es ist aber ausgemacht, daß dies nicht zu aller Zeit stehende Zahl war; bald nannte man ihrer drei, bald fünf, bald sieben. Die Ilias führt nirgend eine bestimmte Zahl an; die Odyssee weiß schon von einer Neunzahl; aber erst die hesiodische Schule gedenkt ihrer Namen und besondern Geschäfte. Die Berge Olympus, Pindus, Parnassus und Helikon sind ihnen heilig. Ihre Namen sind nach Hesiod: 1) Klio, 2) Melpomene, 3) Terpsichore, 4) Thaleia, 5) Polyhymnia, 6) Urania, 7) Euterpe, 8) Erato und 9) Kalliope. In der Vertheilung ihrer Geschäfte und Aemter herrscht die größte Verschiedenheit. Meist erscheint Klio, als Muse der Geschichte, mit halbgerollter Papierrolle; Melpomene, als Muse des Trauerspiels, verschleiert, mit der ernsten tragischen Maske; Terpsichore, als Muse der Tanzkunst, tanzend, mit siebensaitiger Lyra; Thalia, als Muse des Lustspiels, mit der komischen Maske; Polyhymnia, als Muse der Geberdenkunst und Beredsamkeit, mit dem rechten Zeigefinger auf dem Munde; Urania, als Muse der Sternkunde, mit einer Kugel in der Linken und einem Zeigestabe in der rechten; Euterpe, als Muse der Tonkunst, mit einer oder zwei Flöten; Erato, als Muse des erotischen Gedichts, mit einem zusammengerollten Pergament und einer Tuba. S. d. bes. Art.

Musette (lateinisch Musa, italienisch Musetta), bedeutet 1) eine Sackpfeife (s. d. A.). Im vorigen Jahrhundert eigneten sich die Franzosen die Erfindung derselben zu und nannten sie Musette von Paris. Ein Schweizer, Hirt aus Solothurn, brachte das Instrument nach Rußland an den Hof der Kaiserin Elisabeth, fand aber durchaus keinen Beifall. 2) ein kleines Tonstück, das zum Tanzen eingerichtet ist, gemeiniglich in $^6/_8$ Takt, von etwas langsamer Bewegung, naiver Einfalt und einem sanften schmeichelnden Gesange, oft auch über einen anhaltenden Baßton gesetzt. Tanz und Musik ist für ländliche Lustbarkeit bestimmt.

Musik oder Tonkunst, die Kunst, das Gemüth des Menschen durch gewählte und richtig auf einander folgende Töne wohlgefallend zu beschäftigen. Die Natur hat, wie sich durch Experimente auf mehr als eine Art beweisen läßt, die Einrichtung getroffen, daß das, was wir einen einzelnen Ton nennen, eigentlich kein einzelner Ton, wenigstens kein einfacher Ton sondern ein zusammengesetzter ist. Er besteht nämlich aus vier Tönen, aus dem Grundton und aus drei andern, welche in der Theorie der Tonkunst die Terze, die Quinte und die Oktave genannt werden. Diese vier Töne wirken theils als vermeintlich einfacher, theils wenn sie absichtlich mit einander zugleich hervorgebracht werden, theils wenn man sie nacheinander vernimmt, gefallend und im Gefühle der Beruhigung, auf das Gemüth. Auf diesen Umstand gründet sich sowohl die Theorie der Musik, als auch die Erklärung des Wohlgefallens an einem gelungenen Musikwerke. Es sey für einen Augenblick erlaubt, die erwähnten vier Töne den Oktavenakkord zu nennen. Ungeachtet er in dem Systeme des Rameau, welches unter den Musikern Europa's das geltende ist, nur aus drei Tönen, dem Grundton, der Terz und der Quinte, bestehen soll, und daher der harmonische Dreiklang genannt wird. Sobald dieser Oktavenakkord vernommen wird, erhält das Gemüth

das Gefühl von Beruhigung. Sobald aber andere Akkorde gehört werden, entsteht das Gefühl von Bewegung, welches bis zu jedem Grade der Unruhe und des Sehnens nach Ruhe gebracht werden kann. Es gibt solcher beunruhigenden Akkorde, nach eben diesem angenommenen Systeme, nur eine Art, nämlich den Septimenakkord; es würde aber gewiß besser seyn, und den Unterricht, ja selbst die Ausübung und auch das Auffassen des Sinnes eines Meisterstückes sehr erleichtern, wenn man zwei Arten solcher beruhigenden Akkorde annähme, indem man den verminderten Septimenakkord für eine besondere Art von Akkord ansähe und passend benennte und bezeichnete. Abgesehen von ihrer Wirkung auf das Gemüth, könnte man den Oktavakkord auch den Hauptakkord und die anderen die Verbindakkorde nennen. Ein Musikstück oder eine Composition wirkt nun durch den zweckmäßigen Zusammenklang und durch die hiermit zusammenhangende nothwendige Aufeinanderfolge der Akkorde; gleichviel, ob sie als vermeintlich einfache Töne hervorgebracht, oder als wirkliche Akkorde vernommen werden; denn es gibt ein Gesetz für Harmonie und für Melodie. Das in Bewegung gesetzte Gemüth muß geschickt in Abwechslung von Bewegung und Ruhe erhalten und zuletzt in vollständige Ruhe gebracht werden. Dies ist das Gesetz, das Geheimniß und die Wirkart der Musik. Es ist zu wünschen, daß die Natur einen Mann hervorbrächte, der mit Talent zu geistreicher Composition, die Fähigkeit sich als Physiker und Psycholog auszubilden verbände, und diese, freilich schwer zu vereinigenden Eigenschaften, der Theorie der Musik widmete. Keiner der schönen Künste fehlt es so sehr an Methode und an Theorie, als der Musik, und dennoch ist sie, ihrem Wesen nach, eine so vortreffliche Kunst, eine Kunst, die ihre Wirkung weit bestimmter berechnen kann, als jede andere; fast könnte man sagen, daß sie ihre Wirkungen mit mathematischer Sicherheit zu berechnen im Stande wäre. Doch müssen wir, wenn diese Behauptung so richtig befunden werden soll, als sie es ist, noch das Nachfolgende in Anschlag bringen. Die Fähigkeit, durch Musik gerührt und getroffen zu werden, hängt weit mehr mit einer besonderen physischen Organisation zusammen, als es bei der Fähigkeit, von anderen Kunstwerken ergriffen zu werden, der Fall ist. Bei sehr vielen Menschen scheint die hiezugehörende Modifikation des Organismus entweder gar nicht, oder nur in sehr unbedeutendem Grade vorhanden zu seyn. Man würde diesen Satz, der sich auf scharfe Beobachtungen gründet, allgemeiner als Wahrheit erkennen, wenn die große Anzahl der Personen, von denen man mit Grund annehmen kann, daß ihnen jene Fähigkeit abgehe, oder doch nur in geringem Grade beschieden sey, nicht durch ein falsches Schamgefühl abgehalten würden, zu gestehen, was sie bei sich selbst wahr finden. Wir nennen dieses Schamgefühl falsch, weil der Mangel jener Fähigkeit nicht auf Rechnung vernachläßigter Bildung, sondern auf Rechnung einer Natureinrichtung gesetzt werden müßte, für welche kein Menschenindividuum verantwortlich ist. Auch muß, wenn von der vollen und eigentlichen Wirkung der Musik die Rede ist, das Angenehme und der Reiz, welchen die Töne, als zitternde Bewegung der Luft, unmittelbar auf das Ohr und also nach physischen Gesetzen, hervorbringen, unterschieden werden von dem Seelengenusse und, fast möchte man sagen, von der Verstandesbeschäftigung, welche ein gelungenes Musikstück dem Fähigen gibt. Im ersten Falle ist die Wirkung eines Musikstückes bloß dem Wohlgefallen vergleichbar, welches das Farbenspiel für die Augen hat; im zweiten aber muß es mit einer wohlzusammenhangenden, treffenden, den Gegenstand vollkommen ins Licht setzenden und erschöpfenden, mit Meisterkunst vorgetragenen Rede, verglichen werden. Alle wirklichen Meisterwerke eines Händel, Gluck, Haydn und Mozart halten diese Vergleichung aus und sind einer solchen Kritik werth. — Noch jetzt wie bei den Alten, theilt man die Tonkunst, in theo-

retische und praktische Musik. Zur ersten rechnet man 1) die Wissenschaft von der Entstehungsart des Klanges, der besondern Gattungen desselben und der Sympathie der Töne, oder die Akustik; 2) die Kanonik, oder die mathematische Klanglehre, d. i. die Eintheilung der Klänge nach ihrem Maß und Verhältniß; 3) die Grammatik und Rhetorik, oder die Regeln, nach welchen die Töne melodisch und harmonisch verbunden werden; 4) die musikalische Aesthetik, oder die Philosophie des Schönen in der Tonkunst. Die praktische Musik beschäftigt sich 1) mit der Setzkunst, oder Composition (s. Contrapunkt); 2) mit der Ausführung der Kunstproduk.e; diese läßt sich in Vokalmusik, Pantomimische oder Tanzmusik, und Instrumentalmusik eintheilen; wird die letztere nur von Blasinstrumenten ausgeübt, so nennt man sie Harmoniemusik. Man unterscheidet ferner die Choral- und die Figuralmusik; bei der ersten gehen die Stimmen in melodischen gleichartigen Hauptnoten zusammen fort, bei der zweiten sind sie mit Nebennoten vermischt, und vereinigen sich in ungleicher Bewegung. In Hinsicht ihres Kunststyls wird die Musik eingetheilt in geistliche oder Kirchenmusik, in theatralische oder Opernmusik und in Kammer- oder Concertmusik (s. d. A.). Die Instrumentalmusik unterscheidet sich von der Vokalmusik, weil erstere bloß mit musikalischen Instrumenten aufgeführt wird. Ursprünglich ist auch erstere eine Nachahmung des Gesangs der Menschen oder Vögel. Das erste Instrument, was gespielt wurde, war wohl die Flöte, obgleich man davon unter den Wilden Nord- oder Südamerika's oder Australiens keine Spur findet. Später erfand man die Saiteninstrumente. Die neueren Musiker zogen die Instrumente vor, auf welchen eine Melodie gespielt werden konnte und wählten daher die Geige zum Hauptinstrument und zum Stützpunkte der Melodie Blaseinstrumente. Hernach füllte man die Zwischenräume zwischen den hohen Tönen der Geige und den Tiefen des Basses durch die Bratsche als eine tiefere Geige und das Violoncell, als einen höhern Baß — und begründete so die vierstimmige Harmonie. Erst nach der Mitte des vorigen Jahrhunderts fügten die Tonsetzer Italiens die Hoboë, wegen ihres schneidenden Tons und das Horn hinzu. Unterstützt die Hoboë die Geige; so unterstützt das Horn die andern Stimmen. — Am Ende des vorigen Jahrhunderts brachten die deutschen Componisten die blasenden Instrumente in vielfache Anwendung. Da die Musik rein romantisch ist: so folgt, daß sie im eigentlichen Verstande keiner Worte bedarf, um auf die Seele der Zuhörer zu wirken. Doch kann die bloße Instrumentalmusik, da sie immer nur eine qualificirte Nachahmung der Vokalmusik ist, letzterer nicht vorgezogen, sondern nur höchstens gleichgestellt werden. Der Componist aber, welcher für Instrumente setzt, muß diese wohl kennen, und wissen, was auf denselben zu leisten möglich ist: denn sonst kann er Dinge setzen, welche dem Umfange des Instrumentes, oder der Art, wie es gespielt werden muß, entgegenstehen. Er muß aber auch wissen, ob seine Sätze leicht zu spielen sind und mit der Natur des Instruments überein kommen. Ohne diese genaue Kenntniß darf Niemand es leicht wagen, für Instrumente zu setzen. Uebrigens ist hier noch zu bemerken, daß man unter Instrumentalmusik auch die Instrumentaltonstücke versteht, und diese allen musikalischen Stücken entgegengesetzt, in welchen sich Gesang befindet, so daß sie auch eben so wenig die bloße Begleitung zu diesem bedeutet. Im allgemeinen gehören zur Instrumentalmusik Symfonien und Ouvertüren, Solo's, Duetts, Trio's, Quartetts, Quintetts ꝛc., Sonaten und Phantasien, Concerte für einzelne Instrumente, Tänze, Märsche und andere Stücke. — Haydn's Schöpfung und Jahreszeiten haben die Vorstellungen von dem Malerischen in der Tonsetzkunst berichtigt. Eine die Natur nachahmende Musik ist fehlerhaft; wohl aber sollen die Combinationen der Harmonie an die Wunder der Natur erinnern, wie der herrliche Ausdruck in der Stelle der Schöpfung: Es werde Licht!

Musik (Geschichte der). Wenn die Frage aufgeworfen wird: Wer ist der Erfinder der Musik? so muß man dieselbe nicht von einem einzelnen Menschen, nicht einmal von einem einzelnen Volke verstehen. Die Natur wirkte bei dem Entstehen der Musik eben so, wie bei dem Ursprunge aller übrigen Kenntnisse und Künste. Sie gab den Menschen die ersten Anlagen dazu, und nun leitete der Zufall bald diesen bald jenen unter den verschiedenen Völkern der Erde auf die Hervorbringung musikalischer Töne, welche dann mit der Zeit und durch Nachdenken immer mehr vervollkommnet und ausgebildet wurden. Wer würde aber solche Urheber der ersten rohen Anfänge Erfinder der ganzen Kunst nennen, da jene Töne von dieser so himmelweit unterschieden waren? Will man sie ja so nennen, so gab es wenigstens bei jedem Volke mehrere dergleichen Erfinder, die vielleicht alle nicht von einander wußten. Eher könnte man sagen, sie waren die ersten Ausüber der Kunst, welche sie aber nicht ihrem Scharfsinn, sondern dem Zufall zu danken hatten, also hatten sie von ihren Mitbürgern weiter keine Vorzüge, als welche ihnen die zufälligen Umstände gaben, unter denen sie lebten. Wichtiger für uns ist die Beantwortung der Frage: Welches Volk des Alterthums brachte diese Kunst zuerst auf einen gewissen Grad der Vollkommenheit? und da verdienen die Aegypter unstreitig den Vorzug vor den übrigen; ihnen folgen die Hebräer, dann die Griechen und endlich die Römer. Was die Geschichte der Musik bei den Aegyptern betrifft, so wird sich darüber, aus Mangel an Nachrichten, wenig sagen lassen. Als Erfinder der Musik verehrten sie insbesondere den Hermes, der durch einen Zufall die dreisaitige Lyra erfand. Hermes bemerkte bei den Aegyptern zuerst den Lauf der Sterne, die Harmonie der Töne und die Verhältnisse der Zahlen. Er erfand eine Lyra mit drei Saiten, um durch diese die drei verschiedenen Jahreszeiten, nämlich durch die höchste, den Sommer, durch die tiefste den Winter, und durch die mittlere, den Frühling anzuzeigen. Auch von der Musik der Hebräer wissen wir ebenfalls nur wenig; sie liebten sie und besaßen mehrere Instrumente. Wenn sie auch nicht bei ihnen durch den religiösen Cultus entstand, so nahm er sie doch in Schutz. Ihre religiösen Feierlichkeiten so wie ihre politischen, und Privatfeste schmückten sie mit Gesang und Tonkunst; selbst die Trauer ergoß sich in musikalische Klage. Laban machte dem Jakob den Vorwurf, daß er ihn im Geheim verlassen, und ihm die Freude geraubt habe, seinen Abzug mit Gesängen beim Schall der Trommeln und Cithern zu begleiten. Moses verfertigte silberne Trompeten, um sie bei den feierlichen Opfern und heiligen Festen zu blasen. David bestimmte eine große Anzahl Leviten zu Sängern und Musikchören. Asaph, Heman und Idithum waren bei der Arche des Bundes und später im Tempel die Direktoren der Musik. David war selbst ein Meister auf der Harfe; die Schwermuth des Sauls wich nur seinem Spiele: das Wesen der hebräischen Musik und ihre Instrumente sind aber fast gänzlich unbekannt. Muthmaßlich besaßen sie drei Arten von Instrumenten, Saiten- und Blasinstrumente, und mehrere Arten Trommeln; die bekanntesten der ersten Gattung sind die Harfe und Zither; die Form der Trompeten läßt sich schwer angeben, die gebräuchlichste war die Posaune. In der Bibel findet man viele Arten Trommeln oder Pauken erwähnt, sie heißt Toph, Zazelim, Scholischrim und Mezilothaim, welche die Vulgata mit Tympana, Cymbala, Sistra und Tintinnabula übersetzt. So viel wir aus den aufbehaltnen Nachrichten und selbst aus der Einrichtung der hebräischen Poesie, bei welcher ein gewisser Parallelismus der Glieder herrschend war, schließen können; so hatte die Musik der Hebräer einen sehr bestimmten Rhythmus, vielfache Melodie, aber eine, wenn auch starke, doch einförmige Begleitung, wie die

der meisten alten Völker. Auch hatten sie eigne Musikzeichen, welche über den poetischen Text gesetzt wurden, und nach welchen man auch deklamirt. Reichhaltiger und befriedigender ist die Geschichte der Musik bei den Griechen. Wir theilen sie in zwei besondere Abschnitte. Der erste begreift die Geschichte der Musik in den dunkeln und fabelhaften Zeiten der Griechen, von der ersten Bevölkerung Griechenlands an bis zum Anfang der Olympiaden. Der zweite geht von dieser merkwürdigen Epoche an bis zur Unterjochung der Nation durch die Römer. Den Ursprung der Musik schrieben die Griechen den Göttern zu; wenn aber die Frage entsteht, welcher Gott als der eigentliche Erfinder angesehen werden müsse, so sind die Meinungen derselben getheilt. Herodot erzählt uns Lib. V, daß die mit dem Kadmus nach Griechenland kommenden Phönicier viele Kenntnisse und Künste dahin brachten. Unter ihnen befanden sich die Kureten, welche Lucian Priester der Cybele, Strabo phrygische Flötenspieler nennt. Außerdem hält man auch die Gemahlin des Kadmus, Harmonia, für die erste Erfinderin der Musik bei den Griechen. Nach den meisten Mythographen war sie eine Tochter Jupiters und der Elektra. Ferner hielt man auch in gewisser Rücksicht den Jupiter, vorzüglich aber die Minerva, den Merkur, Apollo (vergl. d. Art.), die Musen für Erfinder der Musik. Ferner stand auch Bakchus unter den alten Gottheiten in einiger Beziehung mit der Musik. Denn die Art, wie er verehrt wurde, gab wahrscheinlich zur Erfindung theatralischer, mit Musik verbundener Vorstellungen die erste Veranlassung. Endlich sind auch Pan, die Satyrn und Silen als musikalische Gottheiten zu betrachten. Wir kommen nun von der Periode der Götter und ihrer Erfindungen auf das nicht weniger fabelreiche Zeitalter der alten Heroen, unter denen sich viele auch um die Musik verdient machten. Unter den alten Barden der Vorwelt machte sich besonders Orpheus um die Musik verdient. Sein Zeitgenosse, nach Einigen sein Lehrer, nach Andern sein Schüler war Linus. Nach Censorin. in fragm. c. 12. erhielt er seine Lyra vom Apollo, als sie nur noch mit 3 Zwirnsaiten bezogen war. Er war der Erfinder der Rhythmen und Melodien unter den Griechen. Nach Plutarch de Musis bestand seine größte Stärke in Trauerliedern, und nach Hyg. fab. 273. trug er in musikalischen Wettstreiten den Preis davon. Sein Schüler war Musäus, der sich in der Dichtkunst und Musik vorzüglich nach dem Orpheus bildete. Später lebte Amphion, dessen musikalische Kenntnisse ihn nicht weniger berühmt machten, als seine Vorgänger. Plinius H. N. VII. 56. sagt, daß er die vom Merkur erhaltene viersaitige Cither mit drei Saiten vermehrt, sie mit Gesang begleitet und die lydische Tonart erfunden habe. Der trojanische Krieg ist eine wichtige Epoche in der Kulturgeschichte der Griechen überhaupt, und insbesondere auch in der Geschichte ihrer Musik. Eine Hauptquelle in dieser Rücksicht sind für uns die Gedichte Homers. Die Zahl der musikalischen Instrumente, welche in Homers Gedichten vorkommen, ist noch sehr klein. Von Saiteninstrumenten werden die Cither, Lyra und Phorminx genannt. Von Blasinstrumenten kommen zwei bei ihm vor, die Flöte und die Pfeife. Aus Homer lernen wir auch die verschiedene Anwendung der Musik in jenen Zeiten kennen. Er erwähnt des Gesanges und der Musik bei Religionsgebräuchen, bei öffentlichen Festen und Gastmälern, bei Leichenbegängnissen und Hochzeitfesten und überhaupt bei mehrern Gelegenheiten im Privatleben. Wir kommen nun zu dem zweiten Abschnitte der Geschichte der griechischen Musik, vom Anfange der Olympiaden bis zur Unterjochung der Griechen durch die Römer. Bei dem Anfange der Olympiaden war der Zustand der Musik ungefähr noch der nämliche, wie wir ihn in der vorigen Perioden verlassen haben. Erst lange nachher,

als überhaupt die einzelnen Zweige der Wissenschaften und Künste bei den Griechen so erweitert worden waren, daß ein einzelner Mann sie nicht mehr alle studiren konnte, wurden sie von einander getrennt und von dem einen dieser, von dem andern jener Zweig erlernt. Da wurde denn auch der Gesang vom Tanze und von der Instrumentalbegleitung getrennt. Eins der wirksamsten Mittel zur nähern Ausbildung der Musik war bei den Griechen die Einführung der öffentlichen Spiele und der dabei üblichen musikalischen Wettstreite. Bei den olympischen Spielen pflegten die Sänger ihren Gesang vornehmlich mit Saiteninstrumenten zu begleiten, doch wurden auch noch andere gebraucht, z. B. Flöten, Trompeten und Hörner. Für die Trompete wurde zuerst Ol. 96. in diesen Spielen ein Preis ausgesetzt. Zur Zeit des trojanischen Krieges und auch noch in den ersten Zeiten der Olympiaden kannte man dieses Instrument noch nicht. Ol. 96. wurde auch für das Horn der erste Preis ausgesetzt. Der eigentliche Sitz der musikalischen Wettstreite war in den pythischen Spielen, welche ursprünglich bloß für die Dichtkunst und Poesie bestimmt waren. Wer den schönsten Lobgesang auf den Apollo dichtete und sang, erhielt den Preis. Im Anfange scheint man nur Wettstreite auf der Lyra oder Cither und zwar als accompagnirende Instrumente für den Gesang zugelassen zu haben; denn Ol. 84. 1. fügten die Amphiktyonen zuerst die Wettstreite für die Accompagnisten auf der Flöte und für die Solospieler auf diesem Instrumente zu den übrigen musikalischen Wettstreiten hinzu. In diesem Zeitpunkt fängt also die Trennung des Gesangs von der Instrumentalmusik an. Bald nachher hoben die Amphiktyonen die Wettstreite für die begleitende Flöte wieder auf, weil man fand, daß sie nur zu Elegieen, die Lyra aber zur Begleitung aller Arten von Gedichten besser zu brauchen sey. Außer den vier heiligen Spielen gab es auch noch andere Feste in Griechenland, welche mit Musik in Verbindung standen. Hierher gehören vorzüglich die panathenäischen Spiele zu Athen, bei denen ausdrücklich poetische und musikalische Wettstreite eingeführt waren. Man wetteiferte bei diesen Spielen auf der Cither und Flöte mit einander. Letztere ward nach dem persischen Kriege ein sehr beliebtes Instrument, und überhaupt wurde zur Zeit des Perikles die Erlernung der Musik für allgemein nothwendig gehalten. Unter den Sängern Griechenlands nach dem Anfange der Olympiaden ist vorzüglich Archilochus berühmt, der Ol. 15, um 720 J. v. Chr. G., lebte. Seine Verdienste um die Musik waren nach dem Zeugniß der Alten sehr groß. Nach Plutarch de Musica soll er den Rhythmus von drei Takten oder Füßen erfunden haben, welcher wieder zweierlei Art war. Bestand das Versmaß aus lauter Jamben, so bestand der Takt aus zwei ungleichen Zeiten, und machte eine ungerade Taktart; waren aber Spondäen darunter gemischt, so war die Taktart bald gerade bald ungerade. Ferner erfand er den geschwinden Uebergang aus einem Rhythmus in einen andern verschiedenen. Drittens erfand er die Art und Weise, diese unregelmäßigen Sylbenmaße mit der Lyra oder überhaupt mit Saiteninstrumenten zu begleiten. Viertens erfand er die musikalische Ausführung der jambischen Verse, deren einige bloß recitirt, andere aber gesungen wurden, während die Instrumente dazu spielten. Im zweiten messenischen Kriege machte sich der Dichter, Flötenspieler und Trompeter, Tyrtäus aus Athen berühmt, den die Athenienser den Spartanern zum Feldherrn geschickt hatten. Er lehrte die Spartaner das Blasen auf der Trompete, und durch diesen für die Messenier ungewohnten Ton trugen sie den Sieg davon. Tyrtäus wird sogar selbst als Erfinder der Trompete genannt. Vorzüglich aber schreibt das Alterthum dem Dichter und Tonkünstler Terpander die meisten Beiträge zur Ausbil-

dung der Kunst zu. Er lebte ungefähr in der 32sten Ol. (645 v. Chr. G.), und war von Lesbos gebürtig. Die Lyra, welche damals nur 5 Saiten hatte, vermehrte er mit 3 Saiten. Außer andern Erfindungen schreibt man ihm auch die Einführung der musikalischen Schrift, oder der Tonzeichen zu. Stesichorus, vorher Tisias genannt, machte sich dadurch vorzüglich berühmt, daß er die Musik- und Tanzchöre in den Tempeln änderte, und daß er, nach Plutarch, zu seinen Versen auch die Melodien setzte, nach denen sie gesungen werden sollten. Der berühmte Dichter Alkäus stand auch als Musiker in großem Ansehen; deßgleichen Sappho, deren Lieblingsinstrument das Bariton war, mit dem sie ihre Verse begleitete. Mimnermus war ein vortrefflicher Flötenspieler und Elegiendichter; nach Athenäus war er der Erfinder des Pentameter. Der Dichter Simonides erhielt von der Süßigkeit seines Gesanges den Beinamen Melicertes. Die Lyra vermehrte er, nach Suidas, mit der dritten, nach dem Plinius, mit der achten Saite. Ein gleichfalls berühmter Lyriker und Zitherspieler war Timotheus von Milet. Nach Pausanias Lacon. c. 12. soll er die Zither durch den Zusatz von vier neuen Saiten vervollkommnet haben; eine Neuerung, welche die Lacedämonier nicht gestatten wollten. Plutarch und auch andere alte Schriftsteller klagen darüber, daß die Musik durch diesen Timotheus entartet und weibisch gemacht worden sey. Sie habe sich nun von der Poesie getrennt, und sey auf einem eigenen Wege ganz von der alten und kräftigen Einfachheit abgegangen. Nach Boethius soll er auch das chromatische Klanggeschlecht erfunden haben. Ein sehr berühmter Tonkünstler war auch Antigenides aus Theben, der sich auf der Flöte sehr auszeichnete. Nach Apulejus konnte er in allen Tonarten auf der Flöte spielen. In den ältesten Zeiten brauchte man für jede Tonart eine eigne Flöte, nämlich eine größere oder kleinere, je nachdem der Modus hoch oder tief war. Pausanias aber gibt den Pronomus als Erfinder einer Flöte an, worauf in allen dreien, damals gebräuchlichen Tonarten, in der dorischen, phrygischen und lydischen, gespielt werden konnte, und dieser bediente sich wahrscheinlich Antigenides. Nur bis auf die Zeiten Alex. des Großen findet man Tonkünstler angeführet, die wirklich noch zur Vervollkommnung der Kunst beitrugen. Alle andere, welche nach dieser Epoche lebten, werden nach und nach unbedeutender, je näher sie dem unglücklichen Zeitpunkte lebten, wo die Zerstörung Korinths dem ganzen Griechenlande römische Fesseln anlegte. Es ist merkwürdig, daß gerade erst in diesen Zeiten einige musikalische Schriftsteller unter den Griechen auftraten, welche den gänzlichen Verfall der Kunst aufzuhalten suchten. Die Hauptursache ihrer Erhebung nach dem Anfange der Olympiaden ist in der Abschaffung des enharmonischen Klanggeschlechts oder welches einerlei ist, in der musikalischen Abtheilung ihrer Töne und in der Absonderung des Gesanges von der Instrumentalmusik zu suchen. Sobald ein Instrument im Stande seyn soll, sich allein hören lassen zu können, so muß es den Abgang der gesungenen Worte durch etwas ersetzen, was Zusammenhang und Verbindung hat, und dadurch im Stande ist, die Aufmerksamkeit der Zuhörer zu fesseln. Dies mußten zusammenhängende mit einander in Beziehung stehende Töne, oder melodische Sätze seyn, worin eine gewisse Bedeutung, ein gewisser Inhalt für die Empfindung lag. Hierzu konnten die Instrumente mit Beibehaltung des enharmonischen Klanggeschlechts und ihres kleinen Umfangs unmöglich gelangen. Das erstere wurde daher abgeschafft und dieser allmählig erweitert. Der Anfang dieser glücklichen Veränderung für die griechische Musik fällt in die zweite Pythiade, 580 J. v. Chr. G., in welcher sich Sakades zum ersten Mal als Solospieler auf der Flöte hören ließ. Nun begünstigte eine Menge anderer Umstände

die weitern Fortschritte auf dem einmal betretenen Wege. Die pythischen Spiele hatten nicht nur ihrer Fortgang, sondern auch die nemeischen, isthmischen und panathenäischen Spiele wurden wieder hergestellt. Ungefähr 20 Jahre hernach kamen endlich theatralische Vorstellungen auf, die für die Musik eine so nützliche Schule wurden, daß sie sehr bald eine der ersten Rollen darin spielen konnte. So dauerten die Ermunterungen aller Art und die günstigsten Umstände zu ihrer immer größern Vervollkommnung fort bis auf die Zeit Alex. des Großen. Von dieser Zeit an wurde sie durch die Unterjochung Griechenlands von macedonischen Fürsten und nachher von den Römern und durch die immerwährenden Kriegsunruhen wieder verschlechtert, und sank nach und nach von der Höhe, welche sie schon erstiegen hatte, wieder zurück. Die Römer erhielten ihre Künste und Wissenschaften, also unstreitig auch die Musik, von den Etruskern und Griechen. Insbesondere stammte, nach verschiedenen Stellen bei Dionys von Halikarnaß, Strabo und Livius, die römische Vokalmusik von den Hetruriern ab. Die Instrumentalmusik bekamen sie von den Griechen. Einige neueren Schriftsteller behaupten, daß die Römer Verächter der Musik gewesen wären; aber, ob sie gleich keine eigentliche Nationalmusik hatten, und sie nicht so sehr schätzten, wie die Griechen, auch es in derselben nicht so weit brachten, so waren sie doch gewiß keine Verächter derselben, weil man sie sonst nicht bei Götterfesten, Triumphen, Leichenbegängnissen, Gastmalen, Schauspielen u. s. w. angewandt haben würde. Schon beim Triumphe des Romulus (i. R. 4.) sang die Armee den Göttern und ihrem Feldherrn Lobgesänge. **Dion. Antiq. Rom. II.** Numa Pompilius setzte die Salier ein, welche bei ihren Processionen unter Musik tanzten. Diese Musik bestand hauptsächlich in einem sehr starken Geräusch, welches die Salier hervorbrachten, indem sie, wie die Korybanten und idäischen Daktylen, ihre Schilde an einander schlugen. Ungefähr ums J. 566. wurden nach Livius XXXIX, c. 6. musikalische Frauenzimmer, vorzüglich bei großen Gastmalen, eingeführt. Sie hießen saltriae und Sambucistriae, d. i. Frauenzimmer, welche unter Begleitung eines Saiteninstruments sangen. Der Konsul Manlius, welcher nach Ueberwindung der Gallier einen Triumph hielt, ließ, um ihn desto mehr zu verherrlichen, die besten Musiker aus Griechenland kommen, und Comödien und Concerte aufführen, die mit allerlei Instrumenten besetzt waren. Als Cäsar das römische Volk an 22.000 Tafeln speiste, befand sich bei jeder Tafel ein eigenes Orchester, und Sueton sagt, daß um diese Zeit 10 bis 12.000 Sängerinnen und Spielleute in Rom befindlich waren. Auch unter Augusts Regierung wurde die Musik sehr begünstigt; aber nach seinem Tode sank sie wieder, indem Tiberius einst alle Musikanten und Schauspieler aus Rom jagte, ob er gleich selbst die Musik liebte, und besonders auf der Insel Caprea sich häufig mit ihr beschäftigte. Kaligula und Klaudius brachten die Musik wieder in Aufnahme, und bewiesen sich gegen geschickte Tonkünstler, die aber meistens aus Griechenland und Asien kamen, sehr freigebig. Vorzüglich trieb Nero seine Neigung zur Musik weiter, als alle seine Vorgänger und Nachfolger. Er ordnete fünfjährige öffentliche Uebungen in der Musik, Poesie und Redekunst an, und wandte selbst den größten Theil seiner Zeit auf den Unterricht, den er von einem gewissen Terpnus erhielt, der für den besten Lyra- und Harfenspieler gehalten wurde. Dennoch aber mußte eben die Art und Weise, wie der Kaiser die Musik mißbrauchte, sie bei den Römern verächtlich machen. Galba war zu geizig, und regierte zu kurze Zeit, um viel für die Musik thun zu können, ob er gleich kein Feind derselben war. Nach der Regierung des Galba bis zum Verfall des römischen Reichs findet man wenig Merkwürdiges von der Musik aufgezeichnet. Bei dem Verfall aller Wissenschaften und Künste war auch nicht an würdige Anwendung und

Vervollkommnung der Musik zu denken. Aller Aufwand der Römer bei ihren Theatern, Götterfesten, Leichenbegängnissen und häuslichen Ergötzlichkeiten, bei denen die Musik immer eine der ersten Rollen spielte, konnte sie nicht einheimisch machen, höchstens konnte sie nur einen neuen Zuwachs ausländischer Künstler nach Rom locken. Da diese gewöhnlich aus Griechenland kamen, so muß die römische Musik von der Griechischen wenig verschieden gewesen und wenigstens so lange dieselbe geblieben seyn, bis der Künstler, vom römischen Golde geblendet, seinen Nationalgeschmack aufopferte, um den Geschmack des reichen, wollüstigen Römers zu befriedigen. Ueber die Beschaffenheit der Musik bei den Alten. Im Allgemeinen erreichte die Musik bei den Alten lange nicht den hohen Grad von Vollkommenheit, den sie bei uns hat erreichen können. Zu verwundern ist dies nicht; denn obgleich die Griechen wohl immer so scharfe und richtige Denker seyn mochten, wie unsere großen Philosophen, so konnten sie es doch in der Theorie der Empfindungen und ihres Ausdrucks unmöglich so weit, wie wir bringen, da hierzu nicht bloß Spekulation, sondern auch eine Reihe Erfahrungen von vielen Jahrhunderten erfordert werden. Ueber die innere Beschaffenheit der ägyptischen Musik läßt sich wenig Zuverlässiges sagen. Was uns neuere Schriftsteller, insbesondere Roussier (Memoires sur la musique des Anciens) berichten, gründet sich meistens auf Muthmaßung. Wir wollen indessen das musikalische System der Aegyptier, wie es nach Roussier beschaffen gewesen seyn soll, hier kürzlich vorlegen. Erstlich zeigt er, daß die Aegypter unter den Klängen ihrer Tonleiter und der Ordnung der Planeten, den Tagen der Woche und den Stunden des Tages eine gewisse Uebereinstimmung gefunden haben sollten. Diese Uebereinstimmung gründete sich auf die Aehnlichkeit der Entfernungen der Planeten, Wochentage und Tagesstunden von einander mit der Höhe und Tiefe der Töne. So glaubten sie z. B., daß der höchste musikalische Ton ihrer Scala sich zum tiefsten verhalte, wie der entfernteste Planet Saturn zum nächsten, dem Monde. So verglichen sie denn auch die Wochentage mit den Tönen. Diesemnach schreibt ihnen denn Roussier wirklich eine Tonleiter von 7 stufenweise fortschreitenden Tönen zu; aber die Stellen der Alten, worauf sich Roussier zu berufen scheint, beweisen im Grunde das ganz und gar nicht, was er daraus folgert. Was die musikalischen Instrumente der Aegypter betrifft, so giebt es Zeugnisse, daß sie nicht nur mehrere Arten derselben gehabt haben, sondern auch, daß die meisten ägyptische Erfindung gewesen sind. Welches aber das älteste gewesen sey, läßt sich bei der Ungewißheit der alten ägyptischen Zeitrechnung unmöglich ausmachen. Daß Hermes eine Lyra von drei Saiten erfunden habe, ist schon oben angeführt worden. Man vermuthet, daß sie nach den Tönen e—f—g gestimmt gewesen sey; freilich aber läßt sich dies nicht mit Gewißheit behaupten; nur so viel ist ausgemacht, daß die allerältesten Lyren zum Theil mit zwei, drei, vier und mehr Saiten bezogen gewesen sind, wie man aus übriggebliebenen Abbildungen sehen kann. Eine andere ägyptische Erfindung ist die einfache Flöte, Monaulos, welche die Geschichtschreiber dem Osiris zuschreiben und sie noch älter machen, als die Lyra. Außerdem werden als ägyptische Instrumente genannt: das Sistrum, eine Erfindung der Isis; die Pauke (Tympanum bellicum); die dreieckigte Lyra: die Trompete (Tuba), eine Erfindung des Osiris und auch bei Opfern gebräuchlich; eine starkklingende Flöte (Tibia mullisonans). Wir schreiten nun zu der Schilderung von der Beschaffenheit der griechischen Musik fort, über welche uns mehrere vorhandene Data auch ein sicheres Urtheil fällen lassen werden. Aristides Quintilianus nennt die Musik die Wissenschaft des Gesanges und der damit verbundenen Dinge, und theilt sie in theoretische und praktische ein. Unter der theoretischen begreift er die natürliche und künst-

liche; unter der natürlichen die arithmetische und physische und unter der künstlichen die harmonische, rhythmische und metrische. Die praktische theilte er in Hinsicht auf die Composition in die Melopöie, Rhythmopöie, und Poetik; in Hinsicht auf die Ausführung aber in die organische, odische und hypokritische, oder in die Instrumental-, Vokal- und pantomimische Musik. Diese Eintheilung giebt uns von dem Umfange der Kunst unter den Griechen den vollständigsten Begriff. Alle andere Schriftsteller theilen die Musik in die harmonische, rhythmische und metrische ein. Wir können also die Abhandlung von der Beschaffenheit derselben in zwei Theile theilen, in die musikalische Grammatik und Rhetorik. An den eigentlich musikalischen Tönen unterschieden sie die Ausdehnung (tensionem), das Verweilen der Stimme auf einer Stelle, das Steigen (intensionem), und Fallen (remissionem), oder eine Bewegung der Stimme nach der Höhe und Tiefe. Unter Intervallen (intervallum, diastema) verstanden sie auch, wie wir, den Raum zwischen zwei Tönen von verschiedener Größe. Was wir jetzt Tonleiter nennen, nannten die Griechen systema, und verstanden darunter eine Reihe von Tönen, die aus verschiedenen kleinern Intervallen zusammengesetzt und in eine gewisse Ordnung gebracht sind. In den ältesten Zeiten war die Tonleiter der Griechen nur sehr klein und überschritt nicht die Gränzen der Quarte. Die Saiteninstrumente hatten nur wenig Saiten, und also auch nur wenig Töne, weil sie höchstwahrscheinlich noch kein Griffbrett hatten. Die Töne der vierfaltigen Leier machten unstreitig nicht mehr als ein Tetrachord aus. Nach und nach kamen noch mehrere Erweiterungen hinzu, deren Zeitpunkte sich aber nicht genau bestimmen lassen. Anfangs setzte man den erwähnten beiden Tetrachorden die neuen Töne von unten zu, und lange behalf man sich mit einer Tonreihe von zehn oder elf Tönen. Die erstere bestand aus drei mit einander verbundenen Tetrachorden, bei der andern waren nur die beiden untersten Tetrachorde verbunden. Endlich setzte man auch nach oben zu noch ein ganzes Tetrachord und unten noch einen tiefern Ton an, der allemal Proslambanomenos hieß, damit die ganze Tonreihe zwei volle Oktaven bilden möchte. Diesen Umfang hatte sie zur Zeit Alexanders des Großen. Hieraus entstand das große vollkommne und unveränderliche System (Systema perfectum, maximum, immutatum), wie es die Griechen nannten, weil sie die Doppeloktave für das größte mögliche Intervall hielten. Die Tonreihe desselben enthielt 18 Töne, welche in fünf Tetrachorde eingetheilt wurden. In spätern Zeiten theilten die Griechen ihr System auch nach Pentachorden und Oktachorden ab, welche Eintheilung aber nicht sehr gebräuchlich wurde, weil das Tetrachord einmal das beliebteste Intervall war. Unter einem Klanggeschlecht versteht man eine gewisse Eintheilung der zwischen den beiden äußersten Tönen eines Tetrachords liegenden Töne. Die Griechen hatten drei Klanggeschlechte: das diatonische, wenn die mittlern Töne eines Tetrachords in einem halben und zwei ganzen Tönen fortschritten, z. B. H—c d e, oder e—f g a, das chromatische, wenn die Fortschreitung in zwei auf einander folgenden halben Tönen und einer kleinen Terz geschah, z. B. H c cis e oder e f fis a und enharmonisch, wenn die Mitteltöne durch zwei Viertelstöne und eine große Terz geführt wurden, z. B. H H+c e oder e e+f a. Das diatonische Klanggeschlecht hielten die Griechen selbst für das natürlichste. Ueber den eigenthümlichen Charakter jedes Klanggeschlechts sprechen die Alten sehr viel. Aristides nennt das diatonische männlich und ernsthaft, das chromatische angenehm und pathetisch, das enharmonische sanft und belebend. Ferner sagt er, das diatonische sey das natürlichste, das chromatische künstlicher und bloß für Musikverständige brauchbar, das enharmonische

aber das feinste und schwerste und nur den größten Künstlern möglich, Gebrauch davon zu machen. Man glaubt, daß wir das alte enharmonische Klanggeschlecht nicht mehr kennen, weil die vielen Vorzüge, welche man in den blühendsten Zeiten der griechischen Musik ihm zuschrieb, auf dasjenige gar nicht passen, dessen Kenntniß auf uns gekommen ist. Jetzt Einiges über die Lehre von den Tonarten und Oktavengattungen der Griechen. Nach den griechischen Theoristen war eine Tonart von der andern durch nichts weiter verschieden, als durch das, was wir Transposition nennen. Man durfte nur ein Instrument um einen halben Ton höher oder tiefer stimmen, und dann ohne weitere Veränderung das Stück noch einmal darauf spielen, so war es in einer andern Tonart gespielt. Anders war es mit den Oktavengattungen, deren Verschiedenheit darin bestand, daß die Entfernungen der in dem Raum einer Oktave liegenden Intervallen in jeder Gattung verändert waren. Tonarten und Oktavgattungen waren daher bei den Griechen nicht einerlei, sondern wirklich verschieden. Euklides zählt auch sieben Oktavengattungen, aber 13 Tonarten; welche nachher noch mit 2 vermehrt wurden. Aus der Lehre der Griechen von den Tonarten sieht man, daß sie die Eintheilung der Oktave in 12 halbe Töne so gut gekannt haben, wie wir; aber bei der Einrichtung ihres Tonsystems machten sie keinen Gebrauch von dieser Kenntniß. In den ältesten Zeiten unterschieden sie nach Plinius nur drei Tonarten: die dorische, phrygische und lydische. Jede war von der andern um einen ganzen Ton verschieden, indem die dorische von unserm d; die phrygische von e und die lydische von fis anfing. Nach Heraklides von Pontus waren die äolische, dorische und ionische Tonart die frühesten und gewöhnlichsten. Die ionische fing mit Es, die äolische mit f an. Man findet überhaupt keine griechische Tonart, die einer unserer Dur-Tonarten ähnlich wäre, woraus man schließen muß, daß die Musik der Griechen meistens einen melancholischen Ausdruck gehabt haben muß. Auf Einem Instrumente konnten die Griechen nicht alle Tonarten spielen; denn ihre Saiteninstrumente waren nach gewissen Klanggeschlechtern und Tonarten bezogen und gestimmt, hätten also, so oft ein Spieler von einer Tonart in die andere hätte moduliren wollen, umgestimmt werden müssen. Das Nämliche war auch der Fall bei den Blasinstrumenten. Sie hatten daher unter ihren Saiteninstrumenten, wie wir, Diskant-, Alt-, Tenor- und Baßinstrumente, und nach dem Athenäus auch für jede Tonart besondere Flöten. Unter Mutationen (μεταβολαι) versteht man Uebergänge aus einem Klanggeschlecht und System ins andere, oder aus einer Oktavengattung und Schreibart in die andere. Sie sind mit dem, was wir Modulation nennen, einerlei. 1) Wenn das Klanggeschlecht verändert wird, d. h., wenn die Melodie aus dem Diatonischen ins Chromatische oder Enharmonische übergeht. 2) Wenn das System verändert wird, oder wenn man aus einem unverbundenen Tetrachord in ein verbundenes übergeht. 3) Wenn aus einer Tonart in die andere gegangen wird. 4) Wenn der Rhythmus verändert wird, d. h., wenn man aus einem Takt in den andern übergeht. 5) Wenn die Schreibart verändert wird, d. h., wenn man aus einer feierlichen, ernsthaften Melodie in eine muntere ꝛc. übergeht. Die Begriffe der Griechen von der Modulation waren zum Theil den unsrigen ähnlich. Euklides erlaubt, durch ganze und halbe Töne bis zur Octave zu moduliren, ein Beweis von der Vollkommenheit der Modulation bei den Griechen. Allen Nachrichten der Geschichte zufolge waren die Griechen die ersten, welche die Notenschrift erfanden. Sie gebrauchen nämlich zur Bezeichnung der Töne ihre Buchstabenschrift, und man schreibt dem Pythagoras oder dem noch ältern Terpander diese Erfindung zu. Ihre Notenschrift war freilich noch sehr unvollkommen, insbesondere deswegen, daß sie ähnliche Töne nicht mit einerlei, sondern auch mit verschiedenen

Zeichen bezeichneten, und daß sie das Auf- und Absteigen der Töne nicht auch durch das Auf- und Absteigen der Zeichen bemerkten, sondern diese beständig ganz horizontal schrieben. Der zuerst angeführte Fehler machte, daß die Griechen eine ungeheure Menge Zeichen für ihre Musik nöthig haben mußten. Sie hatten besondere Zeichen für die Singstimme, besondere für die Instrumentalmusik, besondere für jede ihrer 15 Tonarten, für ihre drei Klanggeschlechte u. s. w. Rechnet man Alles richtig zusammen, so brauchten sie nicht weniger als 990 verschiedene Zeichen, die eine Hälfte für die Singstimme, die andere für die Instrumentalmusik. Diese große Anzahl von Tonzeichen wurde doch allein aus den 24 Buchstaben des Alphabets geformt, indem man jedem Buchstaben bald diese oder jene Stellung, bald eine abgeänderte Form, bald mehr oder weniger Größe gab. So erhielt das Γ sieben verschiedene Formen: und bezeichnete dadurch 7 verschiedene Töne. Wir kommen nun auf die musikalische Rhetorik der Griechen, wobei folgende Gegenstände zu untersuchen sind: die Melopöie, die Rhythmopöie, die Frage, ob die Griechen eine Harmonie oder vielstimmige Musik gehabt haben? die Musikgattungen, die Beschaffenheit der griechischen Instrumente ꝛc. Melopöie nannten die Griechen die Kunst, Töne so zusammenzustellen, daß sie gesungen werden konnten. Die Regeln, wobei es hierauf ankam, können wir hier unmöglich ausführen. Die meisten griechischen Melodien waren im diatonischen Klanggeschlecht componirt. Die Regeln der griechischen Melopöie aber erstreckten sich nur auf Zusammensetzung der Töne nach ihrer Höhe und Tiefe, nicht aber auch nach ihrer Dauer. Mit dieser letztern beschäftigte sich die Rhythmopöie, welche die Griechen für den wichtigsten Theil ihrer Musik hielten, weil Rhythmus die Hauptsache in derselben war. Eine wichtige Frage bei der Beurtheilung über die Beschaffenheit der griechischen Musik ist die, ob die Griechen eine solche Harmonie kannten und ausübten, wie sie jetzt in der Musik gewöhnlich ist. Wenn ihr die Harmonie fehlte, so war sie unstreitig viel eingeschränkter und unvollkommner als die unsrige. Sie glich dann einer Sprache, die nur die nöthigsten und unentbehrlisten Ausdrücke hat, für feinere Begriffe und abstrakte Ideen aber keine Worte kennt. Daß die Griechen unsere Harmonie nicht kannten, bezeugen alle diejenigen, welche Untersuchungen über die griechische Musik angestellt haben, und es werden verschiedene Gründe angeführet, woraus die Sache unwidersprechlich erhellet. Wir gehen zu den Musikgattungen der Griechen über. In der neuern Musik giebt es nicht nur verschiedene Style und Schreibarten, sondern auch verschiedene Gattungen von Tonstücken. Da den Griechen Harmonie und ein hinlänglicher Umfang an Tönen fehlte, so konnten sie unmöglich so viel Musikgattungen haben, wie wir; allen Nachrichten und daraus gezogenen Schlüssen zufolge schränkten sie sich bloß auf das Lied und eine gewisse Art theatralischer Recitation ein. Die theatralische Recitation der Griechen war unstreitig nichts anders, als unser heutiges Recitativ. Eine andere Art von Musik wurde bei den Episoden und Chören der griechischen Schauspiele gebraucht. Die Instrumentalbegleitung und der Gesang der Chöre war höchst wahrscheinlich dem noch üblichen Chorgesang der katholischen Kirche ähnlich. Man sang in Einklängen und Oktaven, und die Melodien waren unstreitig sehr einfach und leicht, da sie der Dichter des Schauspiels gewöhnlich selbst componirte. Die Chöre der griechischen Schauspiele waren also gewiß nichts anders als Lieder, und so hatten also die Griechen keine andere Musikgattungen, als das Lied und das Recitativ. Was die musikalischen Instrumente der Griechen betrifft, so hatten sie drei Hauptgattungen: Blasinstrumente, Saiteninstrumente und Schlaginstrumente. Zu den Blasinstrumenten gehören die Flöte, das Horn, die Trompete, Syrinx und Wasserorgel. Zu den Saiteninstrumenten gehörten Phorminx, Cithara, Testudo oder Chelis,

Lyra Psalterium, Magadis, Trigonon, Barbiton, Sambuca und andere. Zu den Schlaginstrumenten gehören Tympanum und Crotalum. — Endlich noch von der Beschaffenheit der Musik bei den Römern. Schon oben, wo die Geschichte der Musik bei diesem berühmten Volke berührt wurde, haben wir gesehen, daß es seine musikalischen Kenntnisse meistens von den Griechen hatte, und daß es nie als Erfinder, selbst nicht einmal als vorzüglicher Ausüber in dieser Kunst auftrat. Einige schreiben den Römern die Verbesserung der musikalischen Schreibekunst zu; sie sollen die große Menge griechischer Tonzeichen verworfen und an ihre Stelle die ersten 15 Buchstaben ihres Alphabets eingeführt haben; aber dies ist unrichtig, die wahre Verbesserung der Notenschrift fällt erst lange nach dem Verfall des römischen Reichs. Noch zur Zeit des Augustinus, des Boethius und Martianus Capella bedienten sich die Römer der griechischen Tonzeichen. Zu ihren Liedern nahmen sie griechische Melodien, und Horaz soll, wie La Borde behauptet, verschiedene Gedichte zu alten schon vorhandenen griechischen Melodien gemacht haben. Zu den musikalischen Schriftstellern der Griechen gehören Aristoxenus, Euklides, Plutarch, Nikomachus, Alypius, Gaudentius, Aristides Quintilianus, Claudius Ptolemäus und andere, die gelegentlich von der Musik in ihren Schriften sprechen. Bei den Römern haben Vitruv (verschiedene Kapitel in seiner Baukunst), Plinius in seiner Naturgeschichte, Aulus Gellius in seinen attischen Nächten, Apulejus, Censorinus, Macrobius, Martianus Capella, Boethius und Cassiodorus von der Musik geschrieben. Siehe von Einigen die besondern Artikel. Allg. Geschichte der Musik von Forkel. 1ter Band. Ueber die Geschichte der Musik unter den neuern Völkern und ihrer Leistungen sowohl in theoretischer als praktischer Hinsicht s. die Art. Italienische, Französische, Deutsche, Englische Musik. S. auch Kirchenmusik.

Musik (ihr psychischer und physischer Einfluß). Die Einwirkung der Musik auf den Menschen ist so gewaltig und dabei so geeignet, seine Empfindungssphäre zu erschüttern, daß e überflüssig zu seyn scheint, ihr Daseyn durch Beweise zu erhärtern. Der Empfindsame kann die Erfahrung täglich an sich machen; den Unempfindlichen aber werden auch die schlagendsten Gründe nicht überführen; denn wie können Beweise den Mangel des Gefühls ersetzen? Man durchlaufe die alte und neue Geschichte, die Annalen der Medicin, und überall wird man auf die auffallendsten Wirkungen der Tonkunst stoßen. Das dunkelste Alterthum liefert uns Thatsachen, die ans Wunderbare grenzen; doch sind sie entweder entstellt, oder mit dichterischen Fabeln vermischt, oder in den mysteriösen Schleier der Magie gehüllt, unter deren Aeußerm die alten Aerzte nicht selten die wahren Wirkungen der Musik verbargen. Es steht zu glauben, sagt der berühmte Boerhaave, daß alle Wunder, die von den Heilungen der Krankheiten durch Zauberformeln und Verse erzählt werden, der Musik zugeschrieben werden müssen; die alten Aerzte waren Meister in dieser Kunst. Die alten Schriftsteller, welche über diesen Gegenstand handeln, können die gewaltige und vortheilhafte Macht der Tonkunst auf die Gemüther der Menschen nicht lobend genug darstellen Wir müssen einige Worte über die großen Wirkungen sagen, welche die Griechen ihrer Musik zuschrieben. Sie waren von dreierlei Art. Die Musik verbesserte und milderte die Sitten rauher Völker, erregte und dämpfte die Leidenschaften und heilte verschiedene Krankheiten. Es ist nicht nur gewiß, daß man sich der Musik, vornehmlich in den ältern Zeiten zur Erreichung dieser oder ähnlicher Absichten bedient habe, sondern auch, daß der Erfolg bisweilen glücklich war. Mehrere Beispiele beweisen dies. Aber da gerade in diesen Zeiten ganz vorzüglich die Musik noch in ihrer Kindheit war, so entsteht die Frage: wie konnte die Musik der Griechen solche Wirkungen hervorbringen? Durch sich selbst war dies wohl der griechischen

Musik unmöglich, aber sie konnte es durch ihre genaue Verbindung mit der Dichtkunst, welche sogar als die Hauptsache angesehen wurde. In vielen Fällen wurden auch wohl die Wirkungen des Gesangs durch zufällige Umstände befördert. Wenn Terpander durch seine Musik einen Aufruhr unter den Lacedämoniern stillte, so waren diese vielleicht schon vorher ihres Haders müde. Denn eigentlich kann auch die Dichtkunst nie plötzlich auf den Menschen wirken, sondern nur allmählig ihn zum Nachdenken erwecken, und nach und nach Abneigung gegen das Laster einflößen. Man erzählt vorzüglich viele Beispiele von den wundervollen Wirkungen der pythagoräischen Musik. Pythagoras glaubte, durch besondere Melodien jede Art von Leidenschaft theils erregen, theils unterdrücken zu können. Wenn Jamblichs Erzählungen davon nicht übertrieben sind, so behauptete Pythagoras etwas von der Musik, was ihr in damaligen Zeiten schlechterdings nicht möglich war. Alles, was sich von den Wirkungen der pythagoräischen Musik glauben läßt, ist etwa das, daß der Weise von Samos sich selbst und seine Schüler durch Musik zu sanften und tugendhaften Empfindungen gestimmt, sie von manchen Ausbrüchen wilder Leidenschaften abgehalten und zu manchen guten Entschlüssen aufgemuntert habe. In der That waren diese Wirkungen schon groß genug, um seiner Musik eine mehr als menschliche Kraft zuzuschreiben. Eben so läßt sich die Heilung körperlicher Krankheiten erklären, die Pythagoras durch Musik verrichtet haben soll. Musikalische Töne wirken besonders auf nervenschwache Personen, wenn auch die Musik noch gar nicht Kunst ist. Solche Kranke konnte denn auch wohl Pythagoras heilen, ohne übernatürliche Kräfte nöthig zu haben. Ein Trunkener wollte einst das Haus seines Nebenbuhlers in Brand stecken, und wurde durch die phrygische Melodie eines Flötenspielers noch mehr dazu angefeuert. Pythagoras befand sich in der Nähe, sahe den Vorsatz des Jünglings und ließ den Flötenspieler sogleich eine spondäische Melodie anstimmen. Des Jünglings Zorn wurde dadurch besänftigt und er ging ruhig nach Hause. Musik allein konnte unmöglich eine solche Wirkung haben; vielleicht aber wurde der Jüngling durch die plötzliche Umänderung der Melodie auf die Gegenwart des Weltweisen aufmerksam gemacht, gerieth darüber in Verwirrung und gab seinen bösen Vorsatz auf. Auf ähnliche Art lassen sich viele Erzählungen von den wundervollen Wirkungen der Musik erklären, ohne daß man die Ursachen davon in der Vollkommenheit der griechischen Musik suchen darf. Selbst auf die Thiere übt, wie viele Beobachtungen gezeigt haben, die Tonkunst einen großen Einfluß aus; man sehe mit welcher gespannter Aufmerksamkeit die Singvögel den Tönen einer kleinen Drehorgel zuhorchen, und wie sie sich bemühen, das Gehörte nachzuahmen. Jede Thiergattung scheint die anziehende Kraft der Musik zu fühlen; doch mit dem Unterschiede, daß jede nur durch gewisse Töne gelockt wird. Einem Liede nähern sich die Hirsche und die Rehe dem Tone einer Flöte. Das Spiel auf einer Schalmei zähmt die Wildheit der Bären, und die menschliche Stimme den Elephanten. In einigen Ländern bedient man sich der Musik zum Fischfange. Olaus Magnus und Paulus Diaconus haben bemerkt, daß die Heerden länger und mit größerer Lust bei dem Schalle einer Flöte graßen; Thevenot und Andere, die im Orient gereist sind, erzählen, daß die Kamele größere Lasten tragen und einen weiteren Weg zurücklegen können, wenn Instrumente in ihrer Nähe gespielt werden; ein ganz erschöpftes Kamel kann sogar durch sie zu neuen Anstrengungen gereizt werden. Nicht weniger häufig sind die sonderbaren Antipathien mancher Thiere gegen die Musik; viele Hunde können den Ton einer Flöte oder Trompete nicht ertragen, sie werden unruhig, winseln, heulen und verkriechen sich. So erzählt Mead: ein Hund habe bei einem gewissen Ton erbärmlich geschrien, und als man denselben lange angehalten, sey er in Convulsionen gefallen und gestorben.

Musikalische Automate, s. Automate.

Musikalische Malerei. Da zwischen allen schönen Künsten eine innige Verwandtschaft herrscht, so hat man nicht nur das Wesen des Einen mit dem der Andern verglichen, sie durch einander erläutert und bestimmt, und die Regeln der einen Kunst auf eine Schwesterkunst angewandt, sondern man hat selbst technische Ausdrücke aus einem Kunstgebiete in ein anderes herübergeführt. So haben Musik und Malerei wechselseitig ihre technische Sprache bereichert; man spricht von Farbentönen, von einer Harmonie der Farben und von einer Malerei in der Musik. Die Malerei aber wirkt im Raume durch ein räumliches auf einmal gegebenes Ganze; die Musik hingegen in der Zeit, durch Succeission der einzelnen Theile; wenn also die letztere malen soll, so vermag sie es nur symbolisch, und nur in so fern, als der sichtbare Gegenstand auch tönt, und sein natürlicher Ton als Erinnerungszeichen durch die Musik kann wiedergegeben werden. Man höre eine Schlachtmusik oder die musikalische Nachahmung des Donners, des Rauschens eines Wasserfalls ꝛc., sind dies Gemälde? Kein wirkliches Bild führen sie dem Gemüthe des Zuhörers vor, sondern die Musik dient hier nur als Erinnerungszeichen, als Anregungsmittel der Phantasie, um sich den Gegenstand selbst bildlich auszumalen. In der musikalischen Malerei kann die Tonkunst nur eine untergeordnete Rolle spielen, und anstatt das Gemüth des Zuhörers zu beherrschen, erweckt sie durch Nachahmung eines sichtbaren und zugleich tönenden Objektes ein Bild desselben in der Seele, und theilt so das Reich ihrer Wirkungen mit einer Andern. Aus diesem Grunde laufen auch alle musikalischen Malereien auf Spielereien hinaus, welche die wahre Musik herabwürdigen. Ich habe die Nachtigall selbst gehört, sagte Agesilaus, und verschmähe, es einen Menschen zu hören, der sie täuschend nachahmen kann.

Musivgold ist ein Produkt, welches größtentheils aus Zinn, dann aus Queckſilber, Salmiak und Schwefelblumen bereitet und bloß wegen der schönen goldgelben Farbe zum Vergolden, Malen und Verzieren von den Malern gebraucht wird, welche es auch meistentheils selbst bereiten. Auf gleiche Weise wird auch das Musivsilber von Zinn, Wismuth und Queckſiber zusammengesetzt und angewendet.

Musivische Arbeit, s. Mosaik.

Muskateller, Muskatwein, ein süßer lieblicher, weißer oder rother Wein von eigenthümlichem Beigeschmack; es giebt französische aus der Provence, aus Languedoc, Roussillon, von Lünel und Rivesaltes (die feinsten) der Frontignan Montbasin oder Montbason, M. von Beziers (gering), von S. Laurent, Cande perdrix und Ciotat; gehen über Beaune und Montpellier nach dem Norden, nach England, Hamburg, Bremen, Lübeck; — italienische aus Sicilien von Siracusa, von Cagliari (der Moscato, Giro, Cannonao, Algheri und Oliastro), aus Toscano vom Berg Morello, von Stiano, Chianti, Broilo, Camajano, Camugliano, von der Insel Lipari (gehen über Livorno), von Korfu, Cypern, Candia. — Muskatellerwein, künstlicher, falscher, ein Wein aus Landwein mit Zucker und Rosinen, und zuletzt mit Hollunderblüthen behandelt, die ihm den eigenthümlichen Beigeschmack geben.

Muskatennuß, die Frucht eines Baumes, der nach ihr den Namen führt und besonders in Menge auf den Banda-Inseln wächst. Die Holländer trieben vormals den Alleinhandel damit. Gemeiniglich befreit man sie von ihrer äußern Schale, der sogenannten Muskatenblüthe, ehe man sie verschifft; doch wird auch die ganze Frucht, in Zucker eingemacht, zu uns gebracht.

Muskeln, oder auch das, was man im gemeinen Leben das Fleisch des Körpers nennt. Sie bestehen, ihrer innern Natur nach unergründlich, aus unzähligen größern oder kleinern Sammlungen von Fasern, die in einem an beiden Enden enger zusammengeschnürten Bündel vereinigt sind (daher von dieser ihrer Form Mäuschen oder Muskeln) und auf der einen Seite mit einem Knochen oder sonst einem beweglichen Theile und auf der andern mit dem Nervensysteme in Verbindung stehen. Sie besitzen nicht nur einen hohen Grad von Elasticität (Federkraft), sondern noch eine, von den mit ihnen verbundenen Nerven herrührende, eigenthümliche Reizbarkeit, wodurch sie des Zusammenziehens und Nachlassens fähig werden, und wovon alle Bewegung im Körper und seinen einzelnen Theilen abhängig ist. Merkwürdig ist es, daß ein Theil dieser Muskeln mit ihrer Bewegungskraft in der Willkühr des Menschen steht, andre aber derselben entzogen sind, noch andre aber eine Mittelgattung bilden und daher bald freiwillige, halb unfreiwillige oder gemischte genannt werden. Zu jenen ersten gehören z. B. die Muskeln, durch welche der Mensch Arm und Fuß bewegt, zu den zweiten der Herzmuskel, dessen Bewegung unfreiwillig bis ans Ende fortdauert. Wahrscheinlich hängt dies von der nähern oder entferntern Verbindung ab, in der die Muskeln mit den Nerven stehen. Nicht zu berechnen ist übrigens die Summe der menschlichen Kraft, die auf dem Muskelsystem beruht, ob sie wohl in einzelnen Individuen dem Grade nach verschieden ist. Man denke nur an die Bewegung des Hüpfens und Springens, wo allein die Muskeln der Füße die ganze Körpermasse in die Höhe schnellen und wieder auffangen.

Muskete, ein tragbares Feuergewehr, das aus einem eisernen Rohr besteht, welches $3\frac{1}{2}$ Fuß lang ist, auf einem hölzernen Schafte liegt, der einen Kolben hat. Es schoß ehemals bleierne Kugeln, 16—20 auf das Pfd., ungefähr 60 Ruthen weit. Dieses Gewehr war sehr schwer, hatte ein Luntenschloß und mußte beim Abfeuern allezeit aufgelegt werden. Der Gebrauch im Felde unterblieb also, und man erfand dagegen 1640 in Frankreich die heutige Flinte, die dieselbe Gestalt hat, aber weit leichter und mit einem besondern Schloß versehen ist und ein Bayonnet erhält.

Muthen, ein altdeutsches Wort, soviel als um eine Sache förmlich anhalten. So heißt bei den Handwerken muthen, wenn ein Gesell um das Meisterrecht oder die Aufnahme in die Innung ansucht; im Lehnswesen, bei dem Lehnsherrn um Ertheilung des Lehns (Investitur) ansuchen; im Bergbau, um Erlaubniß anhalten, eine aufgefundene Grube bauen zu dürfen. Daher der Muthzettel im Bergbau, der Zettel, worin der Muther genau den Ort, Gang ꝛc. anzeigt, den er zu muthen gedenkt; im Lehnswesen, ein dem Lehnmann, wenn er um die Lehnsreichung gehörig angesucht hat, von der Lehnskanzlei ertheilter Schein, worin das geschehene Ansuchen bescheinigt wird.

Mutiren (von mutare, verändern) sagt man vorzüglich von dem Uebergange der Diskantstimme der Knaben in die männliche zur Zeit der Pubertät. Man sollte um diese Zeit gar nicht singen, sondern die Stimme ruhen lassen, damit sich die Natur selbst für eine andere Stimme entschiede.

Mutis (Don Jose Celestino), berühmter Botaniker und Freund Linné's, geb. zu Cadix 1732, ward anfangs Arzt des Vicekönigs Grafen von Casa Flores, ließ auf seine Kosten eine Flora von Bogota malen, und setzte diese Arbeit auch selbst, als er an die Spitze der botanischen Forschungen in Neugranada gestellt war, fort, die nach seinem Tode (zu Santa Fé in Neugranada 1808) sein Neffe Sinforosa Mutis beendigte. Im hohen Alter in den geistlichen Stand tretend, vereinte er in seiner Wohnung außer bedeutenden Kräutersammlungen auch eine große Menge physischer und astro-

nomischer-Instrumente und eine zahlreiche Bibliothek, die er bei seinem Tode dem Publikum zu Santa Fé öffnete. Man verdankt ihm die Entdeckung der Cinchona lancilfolia von Santa Fé. In den Memoiren der Akademie zu Stockholm, deren Mitglied er war, befindet sich eine Abhandlung über eine neue Gattung der Vierra mapurtio. Zu Santa Fé befinden sich noch in Manuscript mehrere Aufsätze von ihm.

Muttermahle, sind Hautflecken, ursprüngliche abnorme Bildungen dieses Organs; bald stehen sie mit der Haut gleich, bald erheben sie sich über dieselbe, sind mehr oder weniger in ihrem Umfange beschränkt, und von verschiedenen Farben, doch meist braungelb. Gewöhnlich erben sie von der Mutter auf's Kind; nicht selten aber sind sie ihm eigenthümlich. Weil diese stellweisen Verunstaltungen der Haut meist schon im Mutterleibe in den ersten Perioden des Foetuslebens gebildet werden, und wir von den krankhaften Einflüssen und Ursachen, welche sie zu Wege bringen, keine Kenntniß haben, so ist es unmöglich ihre Entstehungs-Art zu erklären. Der Volksglaube schreibt sie, wenn es keine erblichen Fehler sind, einem Versehen der Mutter während ihrer Schwangerschaft zu. Daß die Gemüthsbewegungen der Mutter auf das Kind einfließen müssen, kann man im Allgemeinen mit vieler Wahrscheinlichkeit behaupten: denn der Embryo bildet mit der Mutter nur einen Organismen, oder beide Organismen stehen doch in der innigsten Verbindung, indem das Leben der Mutter das des Foetus durchaus bedingt, und dies während der gesetzmäßigen Zeit dem Leben der Mutter nicht weniger nothwendig ist: schwer läßt es sich hingegen aus der Erfahrung beweisen, daß auch Phantasieregungen der Mutter so organisch und gestaltend auf das Kind einwirken, daß sie, wie beim Versehen, störend in die normale Bildung und Entwicklung des Keimes eingreifen könnten. Wenn gleich einige Erfahrungen dafür zu sprechen scheinen, so sind sie doch so wenig bestimmt, und allseitig bewahrheitet, daß sie nicht im Stande sind, die Wahrheit aus ihrem tiefen Dunkel in ein helles Licht zu heben.

Mylitta, ein Name, unter welchem nach Herodot die Venus bei den Assyrern verehrt wurde. In ihrem Tempel mußten sich alle jungen Frauenzimmer vor ihrer Verheirathung zur Wollust Jedem preis geben. Das damit zusammengebrachte Geld wurde als Tempelschatz verwahrt.

Myologie, Muskellehre, s. Anatomie.

Myops, s. Kurzsichtig.

Myriade, eine Zahl von zehntausend; in der poetischen Sprache bezeichnet man damit überhaupt eine unzählige Menge.

Myriagram, Myrialitre, Myriameter, s. Französisches Dezimalsystem.

Myrmidonen. So nannte man die Einwohner der Insel Aegina, weil sie, wie die Fabel sagte, aus einem Haufen Ameisen entstanden waren, die Jupiter nach dem Wunsche des Aeakus in Menschen verwandelte, da die Insel vorher durch die Pest entvölkert worden war. Einige wollen diese Fabel so erklären, daß die Einwohner von Aegina den Namen bekommen hätten, weil sie eben so fleißig und sparsam, wie Ameisen gewesen wären, eben so, wie diese, die Erde durchgraben und sich von ihrem Baue genährt, auch nicht in Häusern, sondern in Höhlen gewohnt hätten. Besser leiten einige Mythographen den Namen Myrmidonen von Myrmiden her. Woher aber die Myrmidonen, diese ersten Einwohner von Aegina, eigentlich abstammten, wird uns nirgends gemeldet. Sie folgten dem Peleus nach Thessalien, bewohnten Phthia und begleiteten den Achilles mit nach Troja. Unstreitig gehörten sie noch zu den Pelasgern. Das Trauerspiel des Aeschylus von den Myrmidonen ist verloren gegangen.

Myron, berühmter Bildhauer, geb. ohngefähr 432 v. Chr. zu Eleutherae in Böotien, erhielt das atheniensische Bürgerrecht, arbeitete in Holz, Marmor und Erz, und soll bei seinen Arbeiten mehr Proportion gezeigt haben, als Polyklet. Seine aus Erz gefertigte Kuh ist von griechischen und lateinischen Dichtern besungen worden.

Myrrha, des Thias und der Arithyia oder des Cinyras und der Cenchreis Tochter. Ihre Mutter zog sich der Venus an Schönheit vor, oder sie selbst that es, da sie beim Auskämmen ihrer Haare diese für schöner als die der Venus erklärte. Zur Strafe machte sie Venus in ihren eignen Vater verliebt. Sie wollte ihre unnatürliche Liebe unterdrücken, aber ihre Amme ward ihr selbst dazu behilflich. Einst nun lernte ihr Vater bei herzugebrachtem Lichte seine Beischläferin kennen. Nun verfolgte er sie mit dem Schwerte bis nach Arabien, wo sie die Götter um Mitleid anrufte und Venus dieselbe in einen Myrrhenbaum verwandelte. Ihr Vater erstach sich selbst, und sie gebar den Adonis.

Myrte, ein zarter, schöner Baum, wächst im südlichen Europa, in Afrika und Asien wild. Er hat eine röthliche Rinde, immergrüne, glatte Blätter, weiße Blüthen und schwarze eyrunde Beere von der Größe kleiner Erbsen. Die letztern sind gewürzhaft und bitter, wie die Blätter, werden aber bei uns selten reif. Von den zarten Reisern macht man Kränze; sonst dient der Baum meistens nur zur Zierde. Zwei andere Gattungen sind aber ihres Nutzens wegen zu bemerken: die Nelkenmyrte und die Gewürzmyrte.

Mysore, engl. Provinz in Vorderindien, 1251 Q. M. 3.044.000 Einw. Die Engländer haben 2 Distrikte mit 44.000 Einw. und der St. Seringapatnam; einst die Residenz Ayder Aly's und Tippo Sahebs. Der Distrikt Bullum mit den über die westlichen Gats führenden Pässen. Unter englischer Oberhoheit steht die Nabobschaft Mysore, 1271 ¾ Q. M. mit 3 Mill. Einw., unter Regierung eines Sohnes des letzten von Ayder-Aly vom Thron entfernten Raja von Mysore, aus dem Hindustamme Yadava, der 1786 als Gefangener starb. Der jetzige Regent, Kribsna Udiaver seit 1799, steht unter der Vormundschaft des brittischen Gouvernements zu Madras, darf keine Europäer in seinen Staaten aufnehmen, und ohne Genehmigung des brittischen Gouvernements Festungen weder anlegen, noch schleifen. Er hat 10.300.000 Fl. Einkünfte und 6000 Mann Haustruppen. Die Hst. Mysore, Festung und Residenz des Raja. Vergl. d. Art. Ayder Aly und Tippo Saib.

Mysterien, Geheimnisse, Geheimlehren, zu deren Besitz gewisse Menschen nur durch feierliche Einweihung (Initiation) gelangen. Bei den Alten bezogen sie sich entweder auf die Erkenntniß einer höheren (Vernunft) Religion, oder auf Götterfeste der Ueppigkeit, wie die Orgien. Als der, von Homer und Hesiod begründete, hellenische Mythologismus in allen griechischen Staaten in Tempeln und Festen als Volksreligion thronte, fand die asiatische Naturreligion noch immer ihren Weg nach Griechenland durch Mysterien und geheimere Weihungen. Die ältesten sind die der samothrakischen Cabiren, von phönizischen Seefahrern gestiftet, deren Patäken nach Varro die großen Götter Saturnus und Ops, d. h. Sonne und Mond, genannt wurden. Aus ihnen gingen später die einzigen Sterngötter der Griechen, Castor und Pollux, hervor. Auf einem andern Wege kamen die orphi. Weihen um die Zeit des Aufblühens der griechischen Freistaaten, nach Eleusis, und schmolzen dort mit der alten symbolischen Feier der Entwilderung durch den Ackerbau zusammen. Darum trat hier an die Stelle des Mondes die Erde-befruchtende Ceres. Jakchos ist die junge Frühlingssonne. Beider Produkt ist Kore, Proserpina, d. i. die aus der Unterwelt hervorsprießende Saat. Hierdurch kam die Lehre von der Unterwelt, vom Zustande nach dem

Tode, in die Mysterien. Uebrigens hatten alle geheimen, von reinem Sternendienst ausgehenden Weihen heilige Bücher, deren späteste Nachklänge Orpheus Hymnen sind. Diese phönizisch-orphischen Weihen, welche auf den reinen Sternen- und Dämonendienst hinwiesen, wurden in den späteren samothrakischen und eleusinischen Weihen achtungswürdig durch Entsündigungen und Unsterblichkeitsglauben. Sie lebten schon früh in heftigsten Streit mit den orgiastischen Weihen, die alle aus Kleinasien und Syrien kamen, und deren Abzeichen die lärmende Cymbel-, Trommel- und Pfeifenmusik war. Sie arteten endlich, wie die adonischen, phrygischen und bakchi-Phallus-Geheimnisse, in grobe Sinnlichkeit und Jonglerie aus, und mußten endlich durch Senatus-Consulte gegen Bakchanale verpönt werden. In den letzten Zeiten der römischen Republik und unter den Imperatoren verschlangen die Isis- und Mithraweihen (s. d. A. Osiris) alle andere Mysterien. Die Reinheit der Lehre der Mysterien ging verloren; doch erneuerte sie sich wieder in dem glänzenden System der Eklektiker, welche den Polytheismus gegen das Christenthum vertheidigten, und zu dem sich Apollonius von Tyane, Ammonius Saccas, Jamblichius, Celsus, Porphyrius, Proklus, Plotinos und der Kaiser Julian bekannten. S. Böttiger's Vorles. über Myth. Die Geschichte des Ursprungs und der Verbreitung der Mysterien haben mehrere Gelehrte von Meursius bis Meiners untersucht. Von Ouwaroff hat in s. Essais sur les mystéres d'Eleusis 3te Aufl. Paris 1816) vorzüglich die Beschaffenheit ihrer religiösen und philosophischen Beziehungen und ihre Verhältnisse zu den Lehren des Polytheismus berücksichtigt. Alle Mysterien haben den Ursprung aus dem Orient gemein; die von Eleusis sch inen ursprünglich aus Indien zu stammen; denn noch heute wird der Gottesdienst der Brahmanen mit derselben Formel geschlossen, mit welcher die Mysterien von Eleusis sich schlossen. Man unterschied in Eleusis die kleinen von den großen Mysterien. Jene enthielten exoterisch für die Menge von Mysten (Theilnehmer am geheimen Gottesdienste) nichts als Gebräuche und einen geläuterten Polytheismus; diese esoterisch für die kleine Zahl von Epopten reinere, sittlich-religiöse Wahrheiten, vielleicht nach uralten Ueberlieferungen. Die Lehren der Mysterien scheinen zuletzt aus Einem Grundsatze, nämlich der Reinigung und Läuterung des Leibes und der Seele hergeleitet werden zu müssen. Die Verschiedenheit der Mysterien und Orden entsprang bloß aus der verschiedenen Ansicht des doppelten Naturprinzips und aus der Wahl der verschiedenen Mittel zum höchsten Ziele der Vollendung zu gelangen. Dies gilt u. a. von dem Cultus der reinpersischen Mysterien der Anaitis und des Mithras, welcher in ganz Armenien und in Kleinasien blühte, und über Kappadocien und Cilicien nach Byzanz und Rom wanderte. Anaitis (dieselbe mit der Mitra Urania, Artemis persica, und Diana phosphora, mit der babylonischen Mylitta und der phönizischen Astarte) war nämlich die Darstellung des weiblichen Naturprinzips in dem Genius des Morgen- und Abendsternes, welcher die Harmonien des Lichts nnd die Musik der Sphären leitete; Mithras war die Darstellung des männlichen in dem kräftigen Lichte der Sonne. Die Mysterien des Mithras hatten 12 Prüfungen, 3 Grade und 7 Weihungen, welche sich auf alten Mithras-Denkmalen bildlich dargestellt finden. Vergl. St. Croix: Recherches sur les mystéres du Paganisme. 2 Ed.

Mysticismus. Gewöhnlich versteht man darunter diejenige Denkweise, welche, der menschlichen Vernunft jede vollkommene Erkenntniß in theoret. und prakt. Hinsicht absprechend, alles bessere Wissen und Thun als die Wirkung eines von Gott ausgehenden und durch unmittelbaren geheimnißvollen Einfluß in die Menschenseele überströmenden höheren Lichtes ansieht. Auf das Geheimnißvolle (Mysterium) dieser innigern Verbindung zwischen Gott und Menschen deutet schon der Name hin. — Wie ver-

schieden sich auch dieser Mysticismus im Laufe der Zeit gestaltet habe, so scheinen doch alle seine Anhänger in folgenden Hauptsätzen zusammen zu treffen. „Die Bestimmung des Menschen kann keine andere seyn, als die innigste und engste Vereinigung mit Gott; aber der Mensch hat sich in der Zeit von Gott getrennt und sich ihm in eingebildeter Selbstständigkeit als vernunftfreies Wesen gegenüber gestellt. Alles menschliche Verderben hat lediglich in dieser Trennung seinen Grund, und es gibt nur ein Mittel, sich demselben zu entreißen, — die Rückkehr in den Schoos der göttlichen Gnade. Zu dem Ende kommt Gott selbst dem Menschen mit seinen übernatürlichen Wirkungen entgegen, und diesem bleibt nichts zu thun übrig, als sich denselben in demüthiger Selbstvernichtung hinzugeben, um vollkommen gereinigt und erleuchtet zum Anschauen Gottes in Liebe, d. h. zur gänzlichen Vereinigung mit ihm erhoben zu werden. Nur also völlige Verläugnung des eignen Willens, geistige Selbstvernichtung (das Non-Ego der Mystiker), in welcher das Ich dem an seine Stelle tretenden Gotte weichet, führt zu jenem seligen Zustande, worin der Mensch Gott unmittelbar empfindet und anschaut (mystischer Anthropomorphismus) und, selbst willenlos, bloß durch übernatürliche Einflüsse zum Rechten getrieben wird (mystischer Fatalismus).“ Willkürlich und unstatthaft ist diesemnach die Unterscheidung eines religiösen und moralischen Mysticismus. Beide sind wesentlich eins und unzertrennlich. — Die mystische Ansicht ist zu tief im Menschengemüth begründet, als daß sich ihr Ursprung nicht ins Dunkel des fernsten Alterthums verlieren sollte. Dem Menschen, dem das Geheimniß seiner Doppelnatur, das Vorhandenseyn eines Göttlichen neben dem Irdischen in ihm noch verborgen ist, muß jedes lebendigere Aufwallen des sittlichen Gefühls als die Folge einer unmittelbaren höheren Einwirkung erscheinen. Hat sich ein Solcher einmal gewöhnt, das, was als innere Stimme zu ihm spricht, als etwas von außen Hereingekommenes zu betrachten, so ist auch bald ein zweiter Schritt gethan, daß er, geringachtend die eigne Kraft, nur von göttlicher Offenbarung erwartet, was Andere in der Tiefe ihres eignen vernünftigen Seyns zu finden glauben. — Ehrwürdig unläugbar ist demnach der Mysticismus in seinem Ursprunge; denn er geht von einer Ahnung des Göttlichen und von dem Bestreben aus, dasselbe in sich wirklich zu machen. Achtbar bleibt er auch immer in seinem Wesen, so lange er nicht bloß mit Bildern tändelt und in einer wahnwitzigen Verkörperung des Geistigen sich gefällt. Ja es gibt eine Mystik, die wir die höhere nennen und der wir, als solcher, das Wort reden möchten. Es ist jene, die in allen Erscheinungen der sichtbaren Welt nur Andeutungen des Unendlichen sieht und in den vergänglichen Formen, Farben und Tönen derselben nur das unendliche in ihnen verborgene Leben anschaut, den ewigen Geist, der sich überall auf das Mannigfaltigste abbildet, aber nur dem in Andacht beschauenden Gemüthe offenbar werden kann. Das ist die Mystik poetischer Geister, ohne die kein Kunstwerk, kein Naturgebilde vollkommen verstanden werden kann, und die, ohne das Einzelne zu vernachlässigen, dennoch das Gemüth in fortdauernder Beschauung des Ganzen erhält. — Aber es gibt auch einen andern für Geist und Herz höchst verderblichen Mysticismus, der in einseitig und mangelhaft entwickelten Gemüthern nur zu leicht Platz nimmt und, unfähig, sich über die Grenzen sinnlicher Empfindung zum reinen Anschauen der Idee zu erheben, in den Trugbildern einer erhitzten Einbildungskraft und in den Nebelgestalten eines übermäßig aufgeregten Gefühls das Rechte zu ergreifen wähnt. Es ist dieß jener gröbere Mysticismus, der den Geist in seiner freien Wirksamkeit hemmt, den Verstand irre leitet, die Urtheilskraft befängt, die Vernunft zur Dienerin der Phantasie und des Gefühls herabwürdigt und an die Stelle einer freithätigen, edleren Wirksamkeit eine unsichere Ge-

fühlstugend setzt, die allen den Verirrungen preisgegeben ist, denen Einbildungskraft und Gefühl, sich selbst überlassen, ausgesetzt zu seyn pflegen. Man denke hierbei nur an jene Vergröberungen des reinen Geistesgenusses, die mit dem zwar harten, aber wohl nicht ganz unpassenden Namen der Theopornie bezeichnet worden sind. Klima, Temperament und herrschende Religionsbegriffe waren auch hier nicht ohne Einfluß, und der Mysticismus, obwohl in seinen Grundzügen überall derselbe, mußte sich in verschiedenen Zeiten, Ländern und Menschen auch verschieden ausprägen, anders am Nil, als am Ganges oder unter dem heitern griechischen Himmel; anders in dem Kopfe eines Platon, als in dem einer Guyon oder eines Jac. Böhme; anders in den Mysterien der Griechen oder in den Schulen der vorchristlichen Essäer und Therapeuten, als später in den Kreisen christlicher Aszeten und Anachoreten unter dem Einflusse einer Religion, die, bei ihrer tiefen Gemüthlichkeit und Innerlichkeit, mehr als irgend eine andere, der mystischen Ansicht zusagen, aber freilich auch in sinnlicheren Menschen jenes phantastische Bilderspiel, jene Verkörperung des Geistigen veranlassen mußte, die wir oben mit dem Namen des gröberern Mysticismus bezeichnet haben.— Für die Verbreitung christlich-mystischer Ansichten wirkten durch ihre Schriften, außer dem falschen Dionysius im 5. Jahrh., seit dem 12. Jahrh. vorzüglich: Bernhard von Clairveaux, Richard de sancto Victore, Tauler, Johannes a Cruce, Bonaventura, Thomas a Kempis, Jacob Böhme und Gailer von Kayserberg, so wie die Frauen Guyon, Bourignon und viele andere. — Daß auch unsere Zeit in Poesie, Naturwissenschaft und Religion zu ähnlichen Ansichten sich hinneigt, ist eine Thatsache, die man nur dann unberücksichtigt lassen könnte, wenn nicht neben dem bessern auch jener grobe fanatische Mysticismus laut würde und laut werden müßte, der, aller vernünftigen Einsicht Hohn sprechend, an die Zeiten des dumpfesten Aberglaubens drohend erinnert.

Mystificiren, die Leichtgläubigkeit eines Menschen benutzen, um ihm allerlei lächerliche Dinge aufzuheften.

Mythologie, von μῦθος, Sage — Sagenlehre, oder der Inbegriff der einem Volke eigenthümlichen Sagen von Göttern und göttlichen Wesen. Der ewigen, in allem Wechsel sich immer gleichen Natur gegenüber muß sich dem Menschen früh schon ein Gefühl seiner eigenen Unselbständigkeit und Ohnmacht aufdringen. Noch nicht im Stande, die einzelnen Erscheinungen unter der Idee einer Alles durchdringenden Weltmacht zu fassen, blickt er, der noch rohe Naturssohn, entweder staunend zum Himmel und sieht in den Gestirnen die leitenden Mächte der Erde und ihrer Bewohner (Sabäismus, Sonnendienst, Monddienst, Feuerdienst); oder er läßt die ganze Natur von lebendigen Wesen beseelt seyn und bevölkert Erde und Luft, Strom und Quell, Baum und Gestein mit höheren Geistern (s. Fetischismus). Der Sabäismus verwandelt sich allmählig in plumpen Bilder- und Götzendienst (Baalsdienst bei den Assyrern, Molochdienst bei den Phöniziern); der Fetischismus, ausgehend von der Anbetung gestaltloser Natur- und Kunstgegenstände (Steine, Klötze, Thierfelle, Pfähle ꝛc.) erstarrt entweder in rohen Thierdienst, wie in Aegypten, oder verwandelt sich allmählig zu einem aller Schönheit fähigen Anthropomorphismus, zu einer Vermenschlichung des Göttlichen, wie bei den Griechen. Nicht überall jedoch entwickelten sich Sabäismus und Fetischismus vollkommen frei und von einander unabhängig. So mochten früh schon Ideen der Feuerreligion aus dem tiefern Orient nach Aegypten übergehen, und daß sich der Fetischismus der Griechen in den ältesten Zeiten schon mit dem Sonnendienste des Morgenlandes befreundete, ist keinem Zweifel unterworfen. Einer oder der andere jener beiden Hauptfamilien gehören alle Mythologien der Erde in ihren Grundzügen an (vergl. Meiner's

krit. Gesch. der Religionen); unter allen aber ist keine, in der die ursprüngliche rohe Ansicht des ungebildeten Naturmenschen so hochverklärt und vergeistigt erschiene, als in der der Griechen, die darum allein schon, als bloß psychologische Erscheinung und abgesehen von ihrer sonstigen Wichtigkeit für geschichtliche Forschungen und Kunstdarstellungen aller Art, auf das sorgfältigste Studium Anspruch macht. Wir beschränken uns daher auch hier, wo wir den Gang des menschlichen Geistes in Erzeugung mythologischer Ideen darzustellen haben, lediglich auf dieses Volk. — Die ältesten Bewohner Griechenlands, von denen uns Kunde zugekommen, die Pelasger, waren Fetischanbeter. Thier-, Holz-, und Steingestalten waren die Gegenstände ihrer Verehrung. Erst den spätern Einwanderungen aus dem gebildeteren Oriente verdankte Griechenland seine Entwilderung. Vor allen waren es die Hellenen (Prometheus), die eine höhere Bildung einleiteten. Der freie, eigenthümliche, aber empfängliche Geist hellenischer Cultur ward bald der herrschende in Griechenland, und nicht nur der einheimische rohe Fetischismus, sondern auch was nachher noch mit spätern Colonieen aus Aegypten Phönizien, Phrygien, vom schwarzen und kaspischen Meere an Sagen und Götterdiensten einwanderte, mußte diesem Geiste sich fügen, ward hellenisirt. Die Innerlichkeit des Orients ging in schöne Aeußerlichkeit über, die Menschengestalt ward stehender Typus, und als nun von Kreta aus, dem ersten Sitze asiatisch-europäischer Cultur, die Herrschaft der neuen Götterdynastie des Zeus sich über Griechenland verbreitete (s. Böttiger's Kunstmythologie), und zwei alte Sängerschulen, die Jonische (Homer) und die Askräische (Hesiod) in meist epischen Gesängen mit gestaltendem Sinne den vorhandenen Sagenkreis behandelten und in der Kunst eine frei nachbildende Gefährtin fanden, so entwickelte sich nach und nach — zum Theil unter dem Einflusse der Gymnastik — jene in ihren Grundfäden so verworrene, aber in ihrer Vollendung so klare und die höhere Sinnlichkeit mächtig berührende plastische Sagenwelt, die in ihren Götter- und Heroenidealen, als die schönste Blüthe hellenischen Geistes, Jahrhunderte hindurch die Gemüther bezauberte und noch jetzt aus den Werken der Dichter und bildenden Künstler des Alterthums, wie ein Nachhall aus ferner Zeit, bald klarer und verständlicher, bald dunkler und räthselhafter zu uns redet. Vergl. Kanne's Mythol. der Griechen, Einleit. S. 27 ff. Neben dieser plastischen Ansicht der Mythologie entwickelte sich eine andere, die wir, sofern sie aus den Schulen der Philosophen hervorging, die philosophische, in Hinsicht auf ihr Wesen aber die symbolische nennen möchten. Was den Menschen das Nachdenken über die ersten Grundursachen der Dinge, über das Wie und Woher der Entstehung seiner selbst und der Natur gelehrt hatte, brachte er in Verbindung mit dem vorhandenen Mythenkreise; das Bild der Sage ward Sinnbild und die Weltentstehungslehre (Kosmogonie) ward Lehre vom Ursprunge und Geschlechte der Götter (Theogonie). So in der Jonischen Schule, wo Pherekydes zuerst der Sinnbildlichkeit der Sage das Wort redete, nachdem schon weit früher thrazische Priesterweisheit mit aller Innerlichkeit (Subjektivität) des Morgenlandes dasselbe gethan. Diese höhere mystische Ansicht konnte, so lange griechische Bildung währte, nie ganz untergehen, und erhielt sich als sie der volksthümlicheren Aeußerlichkeit (Objectivität, Plastik) weichen mußte, noch lange Zeit hindurch in den Mysterien (vergl. Sainte-Croix sur les mystéres. Par. 784). Um das Gesagte vollkommen begreiflich zu machen, müßte, wozu hier nicht der Raum ist, eine Reihe von Göttersagen nach ihren Entwickelungsperioden durchgegangen werden. Es würde sich dann auch zeigen, wie fehlerhaft die Mythographen älterer und neuerer Zeit verfahren, wenn sie ohne Rücksicht auf Zeitverschiedenheiten mit höchster Willkür alles, was von Sagen ihnen eben zugekommen, durch einander

wirren; oder wenn sie überall Symbolik sehen; oder wenn sie, wie wohl auch geschehen, Alles als von Heroensagen ausgegangen betrachten (vergl. Gedicke üb. d. Hypothesen zur Erklärung der Mythol. in der Berl. Monatschr. 1791); oder wenn sie endlich, wie in den meisten mythologischen Handbüchern der Fall ist, griechische und römische Fabelwelt, als bildeten sie ein unzertrennliches Ganzes, in einander verflechten. — Eine neue Ansicht über die Entstehung der ältesten griechischen Göttersagen hat neuerdings der Prof. Hermann in Leipzig aufgestellt in seiner Abhandl. de Mythologia Graecorum antiquistima. Lips. 1817. — Unter der neuesten allgemeinen Werken über Mythologie sind zu bemerken: J. H. Voß mytholog. Briefe. 1704. Hermann's Handb. d. Mythologie ꝛc. 1787—1795. Kanne's Mytholog. d. Gr. 1805. Dessen allgem. Mythol. 1808. Creuzer's Symbolik u. Mythol. 1810—1811. Wagner's Ideen zu einer allgem. Mythol. d. alt. Welt. 1808. Görres Mythengesch. d. Asiat. Welt. 1810. Böttiger's u. Majer's mythol. Lexikon. Nitzsch's mythol. Wörterb. für Studirende und Künstler. N. A. Lpz. 1816. J. A. L. Richter's Phantasien des Alterthums, oder Samml. der mythol. Sagen der Hellenen, Römer, Aegypter u. a. orient. Völker, nebst Darstellungen aus der Götterlehre der Alten nach Antiken. 5 Bde. 4. Lpz. 1817 flg.

Mythus, entweder eine in Beziehung auf die Religion gänzlich erdichtete Erzählung; oder eine solche, die eine historische und philosophische Wahrheit durch erdichtete Zusätze ausschmückt. Der Mythus entstand aus dem Unvermögen, einen Begriff anders, als unter einem Bilde, aufzustellen; in der Folge bediente man sich des Mythus absichtlich (s. Mythologie), bis die Spekulationen der Philosophen, der Verstand des Anaxagoras, die Mysticismen der Pythagoräer und Platoniker, die Atomenlehre des Demokrit und Epikur, und der Allegorismus der Stoiker den Mythus zerstörten und eine Religion der Mündigen bildeten.

N.

N bedeutete auf französischen Thalern die Münzstadt Montpellier, in der aber kein Geld mehr geprägt wird. Im Lapidarstyl bedeutet es so viel als 900 und mit einem darüber gesetzten Strich 90 000, und auf den griechischen Münzen 50.— NN schreibt man, wenn man den Namen eines besondern Individium oder Gegenstandes nicht angeben kann oder will, und soll durch einen Mißverstand im 11. Jahrhunderte entstanden seyn, indem man statt Ille und Illa (jener und jene) die Abkürznng Ill mit einem schräglaufenden Querstrich durch die beiden ll gebrauchte, welches Zeichen unwissende Abschreiber für NN hielten. — N $^2/_3$ bedeutet die feinen neuen Zweidrittelstücke, die vorzüglich in Clausthal im Hanöverschen geschlagen werden. — Auf den Recepten bedeutet N mit der zugefügten Zahl die Anzahl der Stücke, die von einer Ingredienz genommen werden sollen. — N. S. bedeutet Notre Seigneur, unser Herr und Heiland Jesus Christus. — N. T. bedeutet Neues Testament.

Nabis, ein König von Lacedämon, der um 196 v. Chr. G. sich der Regierung bemächtigte. Ueber die Abstammung und Herkunft desselben findet sich nichts Befriedigendes, so wenig als über die Art, wie er sich des Throns bemächtigt hatte. Alle Nachrichten stimmen aber darin überein, daß er einer der grausamsten Tyrannen war, die je die Menschheit entehrt haben. Selbst ein Phalaris und Dionysius erscheinen gegen ihn als gütige und gerechte Fürsten. Nachdem Nabis seinen Thron in Sparta befestigt hatte, suchte er auch seine Herrschaft zu erweitern. Unter andern überfiel er die Stadt Messene und plünderte sie aus, wurde aber durch die schnelle Ankunft des achäischen Feldherrn Philopömen genöthigt, sie wieder zu verlassen. Im Kriege der Römer und Achäer mit dem macedonischen Könige Philipp stand er Anfangs dem letztern bei, und überkam von ihm die Stadt Argos, um sie gegen die Achäer zu vertheidigen, unter der Bedingung, sie dem Könige wieder auszuliefern, wenn dieser nach geschlossenem Frieden noch am Leben seyn würde. Nabis willigte gern in diese Bedingung, weil er blos zur Absicht hatte, den Ort auszuplündern, und sich mit den Schätzen der Argiver zu bereichern. Diese sahen aber ihr Schicksal vorher, und weigerten sich, die Lacedämonier in ihre Mauern einzulassen. Letztere wurden indessen von der macedonischen Besatzung zur Nachtzeit in die Stadt aufgenommen, und ehe die Einwohner erwachten, hatten sich die Lacedämonier schon der vortheilhaftesten Posten bemächtigt. Einige von den vornehmsten Argivern flohen, und dies brauchte der Tyrann zum Vorwand, seine Räubereien anzufangen. Indessen fürchtete er doch, daß er Argos gegen die vereinigte Macht der Römer und Achäer nicht würde schützen können, und da er von Macedonien keinen Beistand hoffen konnte, so ließ er sich mit den Römern in Unterhandlung ein, uneingedenk des mit Philipp geschlossenen Vertrages. Auf Verlangen des römischen Feldherrn, Quinctius Flaminius, entsagte er dem Bündnisse mit den Macedoniern, schickte den Römern Hülfstruppen gegen ihre Feinde, und schloß mit den Achäern einen viermonatlichen Waffenstillstand. Die Besitz-

nahme von Argos konnten die Achäer indessen nicht verschmerzen, da die Wichtigkeit des Orts denjenigen, in dessen Besitz er war, bald zum Herrn vom ganzen Peloponnes machen mußte. In der That schien auch Nabis den Plan zu haben, durch List und Gewalt sich immer weiter auszubreiten, und das römische Volk nahm daher keinen Anstand mehr, den Krieg gegen ihn zu erklären, und die Führung desselben dem Quinctius Flaminius anzuvertrauen, mit dem sich auch die Achäer vereinigten. Quinctius, der vor Argos nichts ausrichten konnte, marschirte gerade auf Sparta selbst los. Nabis gerieth hier in nicht geringes Schrecken, um so mehr, da er im Fall einer Belagerung auch von innern Feinden zu fürchten hatte. Um sich wenigstens von dieser Seite etwas sicher zu stellen, nahm er wieder zu unerhörten Grausamkeiten seine Zuflucht. Er ließ durch seine Trabanten achtzig der angesehensten und verdientesten Bürger in Verhaft nehmen, und in der Nacht darauf im Gefängnisse ermorden. Die Angriffe des Quinctius auf Sparta waren indessen auch vergeblich; Nabis that einige glückliche Ausfälle, und nachher versuchte er Unterhandlungen, welche auch, trotz den Einwendungen der Achäer und anderer Bundesgenossen der Römer, von diesen angenommen wurden, da Quinctius einen baldigen Angriff des Antiochus fürchten mußte. Nabis fand die Bedingungen zu hart, und beredete das Volk, sie zu verwerfen, und sich aufs hartnäckigste zu vertheidigen. Quinctius machte nun die ernstlichsten Angriffe auf Sparta, wurde aber jedesmal zurückgetrieben. Endlich drang er doch in die Stadt ein, aber durch die Entschlossenheit des Pythagoras wurde er wieder zum Rückzuge genöthigt. Indessen war Nabis durch das Eindringen der Römer so in Schrecken gesetzt worden, daß er um Frieden bat, und diesen unter harten Bedingungen unterzeichnete. Kaum hatten sich indessen die römischen Armeen zurückgezogen, so brach er den Frieden wieder. Er knüpfte mit dem Antiochus und den Aetoliern Unterhandlungen an, und verfuhr feindselig gegen den achäischen Bund. Er belagerte die wichtige Seestadt Gythium, und nöthigte die Achäer, in Rom Hülfe zu suchen. Sie schickten ihren berühmten Feldherrn Philopömen mit einigen Schiffen gegen den Tyrannen, um Gythium zu entsetzen oder doch zu schützen; er ward aber von Nabis geschlagen. Nabis, täglich den Fall der Stadt erwartend, dehnte seine Operationen aus, besetzte mehrere Gebirgspässe und den Hafen Blejá; hier überfiel Philopömen den Feind und hieb ihn nieder. Von dort rückte er gegen Sparta, um den Feind von Gythium abzuziehen; doch ehe er jenes erreichte, ging dieses über, und Nabis eilte nach Sparta; doch Philopömen brachte ihm eine gänzliche Niederlage bei, und plünderte Lakonien. Nabis fand sich jetzt in der größten Verlegenheit, und sandte Boten über Boten zu den Aetoliern, seinen Bundesgenossen, daß sie ihm Hülfstruppen schicken möchten. Sie versprachen ihm diese, faßten aber insgeheim den Anschlag, ihn aus den Wege zu räumen und sich der Stadt Sparta zu bemächtigen. Zu dem Ende schickten sie den Alexamenus mit 1000 Mann nach Sparta, welch Nabis für Hülfstruppen hielt, und mit ihrer geringen Anzahl nicht zufrieden war. Alexamenus suchte ihm Muth einzuflößen, versprach, daß in kurzem mehrere Hülfstruppen folgen würden, und schläferte den Nabis so glücklich ein, daß er ihn einst unvermuthet überfallen und niedermachen konnte. Die Aetolier empfingen indessen die Strafe ihrer Niederträchtigkeit. Nachdem sie in Sparta eingedrungen waren, um die Stadt in Besitz zu nehmen, wurden sie von den Spartanern überfallen und nebst ihrem Anführer ermordet. Die Stadt selbst aber vereinigte sich mit dem achäischen Bunde.

Nabob, entstanden aus Nawaub d. i. Abgeordneter, ist in Ostindien der Statthalter einer Provinz, oder der Befehlshaber über die Truppen einer Provinz. Er war nach der alten Verfassung dem Soybadar, dem Vi-

tekönig einer großen Landschaft untergeordnet. Die Erhebung der Einkünfte geschah unter der Leitung eines Ministers, der den Namen Duan führte, von dem Großmogol ernannt wurde, und demselben allein Rechnung ablegte. Statt der Besoldung hatte der Nabob ein Naghire d. i. ein Stück Landes. Aber seit dem Einfall des persischen Schah Nadir machten sich die Nabobs von dem Großmogol unabhängig, eigneten sich die Stelle der Duans zu, und wurden dadurch unumschränkte Herren ihrer Provinzen; jetzt leben sie in größerer oder geringerer Abhängigkeit von den Engländern. In England nennt man Nabob die Beamten der ostindischen Handelsgesellschaft, die sich in Ostindien große Reichthümer erworben haben, und jeden Großen, der mit morgenländischer Pracht lebt.

Nabonassar, der erste babylonische König, der uns deswegen merkwürdig ist, weil man von ihm in den meisten morgenländischen Staaten eine ziemlich lange daurende Jahresrechnung anfing, welche unter dem Namen der Nabonassarischen Aere bekannt ist. Sie fing an mit dem Regierungsantritt des ersten babylonischen Königs Nabonassar, den 26. Febr. des julianischen Jahres, 747 v. Ch. G. Das Jahr derselben hielt gerade 365 Tage, blieb also gegen das julianische Sonnenjahr alle 4 Jahre um einen Tag zurück, so daß 1460 julianische Jahre 1461 nabonassarischen gleich sind. Bei den Aegyptern wurde diese Aere mit der persischen Oberherrschaft eingeführt, und dauerte, bis sie nach dem Siege bei Aktium durch die julianische Periode verdrängt wurde, bestimmt bis den 29. August des julianischen Jahres, 25 J. v. Ch. G. Bei den Chaldäern dauerte sie bis in die Mitte des 7. Jahrh. n. Ch., wo sie dem mahomedanischen Mondjahre weichen mußte; bei den Syrern bis nahe gegen die Zeit der Geburt Chr., wo sie mit der julianischen Jahrform vertauscht wurde. Die Perser nahmen sie in den frühesten Zeiten an; aber wann, läßt sich nicht genau bestimmen. Sie bekamen sie entweder unmittelbar von den Babyloniern, oder vermittelst der Assyrer und Meder, und behielten sie bis um 312 v. Chr. G., wo man anfing, in die nabonassarischen Jahre einzuschalten, um sie den macedonischen gleich zu machen. Um das Jahr 632 n. Ch. G. wurde die alte nabonassarische Jahrform ohne Einschaltung unter dem Namen der Jezdedsjerdischen (von Jezdedsjerd III., der 632 seine Regierung antrat) eingeführt, welche noch jetzt unter den Gebern fortdauert. Das nabonassarische Jahr hatte 12 Monate, jeden zu 30 Tage, die 5 Tage darüber wurden am Ende jedes Jahres zusammen eingeschaltet.

Nachahmung ist der Trieb zu thun was andere thun, weil man glaubt, daß dieses recht sey. Der Trieb zur Nachahmung ist natürlich, eine nothwendige Folge kindischer Schwäche und Unfähigkeit selbst zu denken, woraus denn aber der Fehler entsteht, daß man, je träger und stumpfer der Geist ist, es um desto mehr beim Nachahmen bewenden läßt, und nicht selbst, d. i. nach eignen Begriffen und Ideen, denkt und handelt. So wird denn die Nachahmungssucht eine reichhaltige Quelle vieler Irrthümer und böser Gewohnheiten. — Nachahmung (in den schönen Künsten) ist 1) fehlerhaft, entweder als bloße Nachäffung, wenn sich ein Mensch zum Maler oder Dichter aufwirft, der dazu kein Talent hat; oder als sklavische Nachbildung, wenn man ein großes Muster in allen Kleinigkeiten nachahmt, die bei dem Muster schön, natürlich und zweckmäßig waren, in der Nachbildung aber ihres Zwecks verfehlen, unnatürlich und lächerlich sind, z. B. Parzen auf dem Monumente eines christlichen Prinzen. 2) untadelhaft, wenn sie verständig und frei ist, d. h. ein Muster zwar vor Augen hat, aber dasselbe nur nach subjektiven Ideen und Zwecken benutzt, wie z. B. Horaz, Terenz, Plautus, ihre griechischen Muster. Dergleichen Nachahmungen sind oft so schön, und wohl noch schöner als die Originale. Nachahmung

unterscheidet sich von der Nachfolge darin, daß bei der ersten keine Eigenthümlichkeit, Originalität statt findet, die bei der letzten immer noch sichtbar bleibt.

Nachdruck ist in den Werken der schönen Künste die Stärke der Wirkung eines von dem Künstler angewandten Mittels, Vorstellungen, Empfindungen und Leidenschaften zu erwecken, und zu dem Ende einzelne Theile seines Kunstwerks besonders hervorstechen zu lassen. Mahler und Bildhauer wählen in dieser Absicht sorgfältig die Stellungen und Gebährden ihrer Figuren, z. B. bei Laokoon, bei dem sterbenden Fechter. Der Musiker sein forte und piano, Redner und Dichter Gedanken, Ausdruck, und in der Deklamation den Ton. Gedanken werden nachdrucksvoll durch die Kürze, und das Viele, was sich dabei denken läßt. Der Ausdruck bekommt Nachdruck durch auszeichnende Beiwörter, z. B. die schwerbeleibten Kühe, durch die sogenannten Machtwörter, durch absichtlich zusammengesetze Zeitwörter, z. B. hinüberschlummern, hinwelken ꝛc. und durch die zum Nachdruck bestimmten Figuren. S. Figuren der Redekunst.

Nachschlag ist in der Musik bald der Anhang zum Triller, bald eine oder mehrere kleine Noten, welche der Hauptnote angehängt werden und ihr zur Verzierung dienen.

Nachsteuer, s. Abzugsrecht. Die (Art. 18. c, der Bundesakte) den Unterthanen der deutschen Bundesstaaten zugesicherten Freiheit von aller Nachsteuer, oder die Abzugsfreiheit, insofern das Vermögen eines Unterthans in einen andern deutschen Bundesstaat übergeht, ist in der 37. Sitzung des Bundestages, durch einhelligen Beschluß für alle Verhältniße, vom 1. Juli 1817 an, gesetzlich erklärt und auch auf die Manumissionsgelder da, wo die Leibeigenschaft oder Hofhörigkeit noch besteht, ausgedehnt worden. Doch ist unter dieser Freizügigkeit nicht begriffen jede Abgabe, welche mit einem Erbschaftsanfalle, Legat, Verkaufe, einer Schenkung und dergl. verbunden ist, und ohne Unterschied, ob das Vermögen im Lande bleibt oder hinausgezogen wird, ob der neue Besitzer ein Inländer oder ein Fremder ist, entrichtet werden muß, namentlich Collateral-Erbschaftssteuer, Stempel-Zollabgaben und dergl. Ueber den Loskauf von der Militärpflichtigkeit, in Hinsicht auf Freizügigkeit, wird durch die Anordnung über die Militärpflichtigkeit im Allgemeinen, das Nähere noch festgesetzt werden. Die unter einzelnen Staaten abgeschlossenen, besondern Freizügigkeitsverträge gelten nur, in wieweit sie mit diesem Beschluße des Bundestages übereinstimmen, oder dessen Begünstigungen noch weiter ausdehnen.

Nacht bedeutet der Zeitraum vom Untergang bis zum Wiederaufgang der Sonne, der in den verschiedenen Jahrszeiten und Ländern verschieden ist, was von dem verschiedenen Stande der Erde gegen die Sonne herrührt. Unter der Linie ist beständige Tag- und Nachtgleiche, so daß der Tag 12 Stunden und die Nacht eben so viel Stunden dauert. Aber die Schiefe der Ekliptik zwischen den Polen und dem Aequator verursacht eine ungleiche Dauer der Nächte und Tage. Hier fällt nur zweimal im Jahre, am 21. März und 23. September, die Tag- und Nachtgleiche ein. Die längste und kürzeste Nacht ist zur Zeit der Sonnenwenden, den 21. Juni und 21. December. Je näher ein Ort nach den Polen liegt, desto größer ist die Verschiedenheit der Dauer der Nächte. Innerhalb der Polarkreise gibt es einmal im Jahre einen Tag ohne Nacht und eine Nacht ohne Tag.

Nacht (mythologisch), eine Göttin, oder vielmehr ein allegorisches Wesen der Alten. Bei Homer ist sie eines von den Principien aller Dinge. Bei Hesiod ist sie eine Tochter des Chaos, Schwester und Gattin des Erebus. Homer nennt sie die mächtigste Göttin, die zweite orphische Hymne die Mutter der Götter und Menschen, die Allerzeugerin Cypris und die Geburtshelferin Maja. Nach Hesiod zeugte sie mit dem Erebus den Tag und

den Aether; aus sich selbst aber gebar sie: das Schicksal (μορος), den schwarzen Tod (κηρ), das Sterben (θάνατος), den Schlaf, die Träume, den Neid oder die Klage (Μωμος), die kummervolle Mühseligkeit (οϊζυς), die Hesperiden, Mören oder Parcen, die Strafgöttinnen (ποιναι), die Nemesis, das Alter, die Eris oder Zwietracht, die Ate (beleidigende Unbesonnenheit) und den Horcos (Eid). Die ganze Familie der Nacht ist, wie man sieht, meistens allegorisch. Alle Dinge, deren Ursprung entweder unbekannt ist, oder die dem Menschen schädlich und nachtheilig sind, werden als Erzeugungen der Nacht vorgestellt. Nach Hesiod wohnt sie mit dem Tage in einem furchtbaren Pallaste im Tartarus, den finstre Wolken verhüllen. Tag und Nacht wechseln hier ihren Aufenthalt. Wenn diese hereinkommt, verläßt ihn der Tag. Die Kunst bildete sie im langen schwarzen Gewande, das Haupt in einen schwarzen Schleier gehüllt, bisweilen mit schwarzen Flügeln, auf einem zweispännigen Wagen, von Sternen begleitet. Sie wird auch bisweilen ohne Wagen vorgestellt, den schwarzen, mit Sternen besetzten, über den Kopf fliegenden Schleier mit der rechten Hand fassend und mit der Linken eine Fackel gegen die Erde kehrend, um sie auszulöschen.

Nacht (heilige) heißt die Nacht vor den hohen Festtagen, als Weihnachten, Ostern, Pfingsten. Die Christen begingen sie in den ersten Jahrhunderten mit religiösen Feierlichkeiten; so wurden in der Osternacht die Catechumenen getauft. Weil sie Veranlassung zu Unordnungen gaben, so schaffte die Kirche sie ab.

Nachfalter, Nachtvögel, s. Schmetterlinge.

Nachtgleiche, s. Aequator.

Nachtgleichepunkte, s. Astronomie.

Nachtmahlsbulle (bulla in coena Domini), nennt man die bekannte Bulle, die alle Jahr am Donnerstage der heiligen Woche öffentlich von einem Cardinal in Gegenwart des Papstes, der andern Cardinäle und Bischöfe abgelesen wurde. Sie enthält eine Exkommunikation gegen alle Häretiker und Abtrünnige von der Mutterkirche. Nach Ablesung derselben warf der Papst eine brennende Fackel vom Balkon in die Straße zum Zeichen des Anathems. In der Bulle des Papstes Paul III. vom Jahr 1536 heißt es gleich im Anfange, daß es ein alter Gebrauch der höchsten Oberhirten sey, an jenem Tage eine Exkommunikation bekannt zu machen, um die Reinheit der christlichen Religion und die Einigkeit der Gläubigen zu erhalten; doch findet man nicht den Ursprung jener Ceremonie angegeben. Die Hauptpunkte in der Bulla in coena Domini betreffen die Ketzer, Verfälscher, Pirate und Corsaren, welche das päpstliche Meer unsicher machen; die Fürsten, welche neue Steuern ohne Einwilligung des päpstlichen Stuhles auflegen; die, welche Bullen und andere apostolische Aktenstücke verfälschen; welche die Prälaten der Kirche berauben, mißhandeln oder tödten, die kirchliche Jurisdiktion nicht anerkennen oder ihr engere Gränzen setzen wollen, selbst unter dem Vorwande, Gewaltthätigkeiten zu verhindern; welche die Güter der Kirche angreifen, die Geistlichkeit ohne Erlaubniß des Papstes besteuern. Die Entbindung vom Anathema hielt sich der Papst bevor, ausgenommen auf dem Todtenbette, wenn der Vergeher erst der Kirche völlige Genugthuung geleistet habe. Diese Bulle, wodurch die geistliche Macht des Papstes sich gebietend der weltlichen gegenüberstellte, mußte großen Widerspruch erregen. Die meisten Fürsten sahen in ihr eine illegale Beschränkung ihrer Souveränitätsrechte und verboten die Bekanntmachung derselben in ihren Landen: z. B. Philipp II. und die Republik Venedig, Kaiser Rudolph II. und selbst der Erzbischof von Mainz. Auch Frankreich protestirte gegen die Bulle in coena Domini, in so fern sie die Rechte des

Königs und die Freiheiten der gallikanischen Kirche beeinträchtigte. Als demungeachtet 1580 einige Bischöfe die Bulle in ihrer Diöcese bekannt machten, wurden sie von ihren Funktionen suspendirt, und ihre zeitlichen Güter eingezogen. Bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts fand die jährliche Lesung der Bulle noch statt.

Nachtrab, s. Arriergarde.

Nachtstücke sind Gemälde, in welchen die Beleuchtung nicht vom Tageslichte, sondern vom Monde oder einem künstlichen Lichte herrührt. Da das Tageslicht den Farben die eigentliche Stimmung giebt, und selbst die Quelle der meisten feinern ist, so fallen in einem solchen Stücke beinahe alle Farben weg, u. der Künstler hat der Scene nur eine solche Farbe zu geben, die das Licht, was wieder nach den verschiedenen Brennmaterialien, aus den es zusammengesetzt ist, variirt, verbreitet.

Nachtvogel, s. Schmetterlinge.

Nachtwandler, s. Mondsüchtig.

Nacktes bedeutet in den bildenden Künsten den bloßen menschlichen Körper. Ein Hauptaugenmerk muß es für den Bildhauer und Maler seyn, sich richtige und bis ins Detail gehende Kenntnisse des nackten menschlichen Körpers zu verschaffen: indem selbst bei den bekleideten Figuren die natürlichen Formen den Faltenwurf, und das Anschmiegen der Gewänder bedingen. Es versteht sich von selbst, daß der Künstler bei Bildung nackter Gestalten nie die Sittsamkeit beleidigen darf; gegen die sich die Alten, und vorzüglich die Römer häufig versündigten: kein Vernünftiger kann es billigen, daß man den ästhetischen Sinn in seinen Genüssen auf Kosten einer Tugend zu befriedigen suche. In der Malerei heißt Nacktes das Fleisch, und die Nachahmung desselben, in seiner Farbe und materiellen Beschaffenheit heißt es Incarnation. Eine treue und umsichtige Naturbeobachtung wird den Künstler bald lehren, wie Mannichfaches hierbei in Berücksichtigung gezogen werden muß. Der Farbenton des Fleisches verändert sich an einem gesunden Körper nach den verschiedenen Theilen: eben so verändert er sich nach dem Alter und dem Geschlechte und der Lebensart; nicht weniger von einander abweichend sind die Colorite der verschiedenen Völker: sie richtig zu treffen, und die Abstufungen, Farbentöne an einem und demselben Körper harmonisch zu verschmelzen, ist die Aufgabe des Malers, der sich bei der Carnation vor zwei Fehlern hüten muß, vor zu großer Härte und zu großer Mürbheit.

Nadel (kalte), s. Kupferstecherkunst.

Nadel- oder Schwarzholz, Pinus, Forstbäume, die statt der Blätter Nadeln (Tangeln) haben und immer grün bleiben, da, so wie einige Blätter abfallen, andere an ihre Stelle treten. Nur die untersten Nadeln fallen gegen den Winter ab. Der einzige Lerchenbaum verliert alle Nadeln im Herbste. Die 30 Gattungen des Geschlechts (die 9te Ordnung der 21sten Classe) werden in 4 Familien eingetheilt: a) Mit Nadelbüschen. b) Mit 2 — 5 Nadeln in einer Scheide. c) Mit breiten, einfach auf beiden Seiten, wie Zähne an einem Kamme, stehenden Nadeln. d) Mit steifen schmalen, rund um die Zweige stehenden Nadeln. Alle Nadelhölzer haben männliche und weibliche Blüthen auf Einem Stamme. Die Frucht ist ein holziger Zapfen, welcher unter jeder Schuppe 2 mit Flügeln versehene Nüsse verbirgt.

Nadir (Fußpunkt) und Zenith (Scheitelpunkt), die beiden Pole des wahren und des scheinbaren Horizonts (s. d. A.). Man denkt sich nämlich eine gerade Linie, die den Mittelpunkt der Erde und den Mittelpunkt des Horizonts des Beobachters senkrecht durchschneidet und auf beiden Seiten bis an das Firmament verlängert wird. Diese Axe des Beobachters und des Horizonts läuft daher in zwei Punkten aus: der obere, Zenith, ist ge-

rade über dem Haupte des Beobachters; der untere Nadir, gerade unter seinen Füßen. Jeder ist also überall um den vierten Theil einer Kreislinie, oder um 90° vom Horizont entfernt; der erste an der sichtbaren oder obern, der andre an der unsichtbaren oder untern Halbkugel des Himmels. Senkrechte Linien vom Zenith zum Horizont sind Bogen von 90° oder Quadranten und heißen Vertikal- oder Scheitelkreise. An ihnen mißt man die Höhe der Sterne über dem Horizonte.

Nadir Schah, s. Kulichan.

Nägelein, s. Gewürznelken.

Nagelfluhe, eine Steinmasse, die in rundlicher Gestalt von verschiedener Größe in verschiedenen Gebirgsarten gefunden wird. Den Namen erhielt sie von ihrer Aehnlichkeit mit hervorstehenden Nagelköpfen; sie kömmt häufig in der Schweiz vor und gehört zu den angeschwemmten Gebirgsarten. Es gibt 3 Arten derselben: 1) Nagelfluhe von mehrern Urgebirgen, 2) Porphyr und 3) Kalksteinnagelfluhe.

Näherrecht, s. Retractrecht.

Nahl (Joh. Aug.), ein deutscher Bildhauer, 1710 zu Berlin geboren, bildete sich daselbst unter Schlüter, durchreiste dann, um sich in der Kunst zu vervollkommnen Frankreich und Italien, kehrte 1741 nach Berlin zurück, wo man noch jetzt, so wie in Potsdam, Sanssouci und Charlottenburg, viele seiner Arbeiten findet. Von 1746—55 hielt er sich meistens zu Bern in der Schweiz auf, wo er sich vorzüglich durch das Grabmal des Schultheißen von Erlach in der Kirche Hindelbank, noch mehr aber durch das Denkmal, welches er in derselben Kirche der verstorbenen Pastorin zu Hindelbank errichtete, und welches von Haller und Wieland besungen, so wie von unzähligen Reisebeschreibern geschildert worden, berühmt machte. 1755 wurde er Professor an der Akademie der Künste zu Cassel, wo er 1778 die Bildsäule des Landgrafen Friedrich auf dem schönen Friedrichsplatz verfertigte. Er starb 1781.

Nähnadel, ein Instrument von Stahl zum Nähen. Um sie zu bereiten wird der wohl durchglühte und erweichte Stahl zu feinem Draht gezogen und dieser Draht zu Stücken geschnitten, welche die Nadellänge haben. Diese Stücke werden da, wo sie das Oehr bekommen sollen, flach und gerade abgeplattet und nochmals im Feuer erweicht. Nach ihrem Erkalten wird ihnen auf dem Ambos mit einem Stahlstifte das Oehr durchgebrochen und die bleibende Rauhigkeit in der Oeffnung auf einer Unterlage von Blei durch einen andern Stahlstift abgerieben. Dann feilt man an beiden Seiten der Oeffnung eine Rinne in die Nadel ein und gibt ihnen ebenfalls mit der Feile die Spitzen und die weitere gehörige Gestalt. Hierauf härtet man sie durch Einsetzen in einer engen eisernen Büchse und durch Ablöschen im Wasser, nimmt ihnen aber nachmals durch Anlaufen in einer flachen eisernen Pfanne etwas von ihrer Härte und folglich von ihrer großen Sprödigkeit. Jetzt müßen alle, weil das Ablöschen im Wasser sie mehr oder weniger verkrümmt hat, mit dem Hammer wieder gerade gerichtet werden. Ihre Politur bekommen sie dadurch, daß die so weit fertige Nadeln zu 10—12,000 in einzelnen Paketen gebracht, mit Smirgel und Oel angefeuchtet, auf einer Tafel, mittelst eines daraufgelegten Bretts, durch dessen beständige Hin- und Herbewegung sich selbst anderthalb bis zwei Tage schleifen und poliren müßen. Das Oel und der Smirgel wird mit Seifenwasser abgewaschen, und die feuchten Nadeln werden mit warmer Kleie getrocknet. Die während der Arbeit zerbrochenen nimmt man weg; dann werden die Spitzen der übrigen auf einer Scheibe vollends fein geschliffen. Nun erst sind die Nadeln zum Verpacken (1—200 Stück in jedem Pakete) und Verkaufe fertig.

Nahrungsmittel, alles, was dem Menschen zur Ernährung dient, oder alle Erzeugungen der Natur oder der Kunst, welche die organischen Kräfte des Menschen assimiliren d. h. in Milchsaft und hierauf in Blut verwandeln können, heißen Nahrungsmittel. Man nennt die Nahrungsmittel Speisen, wenn sie in fester, oder halb fester Gestalt, Getränke, wenn sie in flüssiger genommen werden; roh, wenn sie so, wie die Natur sie liefert, zubereitet, wenn sie durch Kunst verfertigt genossen werden. Sie sind theils aus dem Pflanzenreiche, vegetabilische, theils aus dem Thierreiche, animalische Nahrungsmittel. Die vegetabilischen bestehen entweder aus den Wurzeln (Rüben, Zuckerwurzeln), den an den Wurzeln sich bildenden Knollen (Erdäpfel, Erdbirnen), oder aus den Stengeln (Spargel), oder aus den Blättern (die verschiednen Gemüse), den Blüthen (z. B. den Blumenkohl), den unreifen Früchten (die Gurken), oder den reifen Früchten, deren eine unzählige Menge ist, und bei denen theils das die Saamen umgebende Fleisch, oder das säuerlich-süße Mark, theils die mehligten oder öligten Saamen selbst zur Nahrung dienen. Die animalischen Nahrungsmittel werden beinahe aus allen Thierclassen genommen, manche Thiere werden ganz, von andern werden nur besondre Theile genossen. Die Nahrungsmittel verdienen eine besondere Aufmerksamkeit in Bezug auf die Gesundheit: man kann sie unter 2 Gesichtspunkten betrachten; als Ursache von Krankheiten, wenn sie verdorben oder in zu großer Menge genossen werden, und als Mittel in Krankheiten, indem sie einen wichtigen Zweig der Diätetik ausmachen. Bei jedem Nahrungsmittel kommt es darauf an, daß es gehörig verdaut werde; weil jede nicht gut verdauliche Speise den Magen und die Dauungsorgane sehr geschwächt, und der Grund zu gastrischen Beschwerden legt. Im allgemeinen läßt sich zwar die Verdaulichkeit der Nahrungsmittel bestimmen, doch nicht in besondern Fällen; Gewohnheit und die größere oder geringere assimilirende Kraft der Verdauungswerkzeuge haben hierauf einen bedeutenden Einfluß. Mit der Verdaulichkeit der Speisen hängt zwar ihre Nahrungsfähigkeit in so weit zusammen, daß durchaus unverdauliche Speisen nicht nähren, dagegen kann aber eine sehr nährende Speise dadurch, daß sie zu viel Nahrungsstoff enthält, für den Einzelnen schwer zu verdauen seyn. Nahrungsmittel liefern nur die beiden organischen Naturreiche. Nach dem Berichte des berühmten Humboldt lebt zwar eine Nation in Amerika, die in der Regenzeit eine fettige Erde genießt; es ist aber wahrscheinlich, daß die Erde vegetabilische Stoffe beigemischt enthalte, und eine Art von Dammerdebilde. Je mehr Eiweißstoff oder Gallerte eine Speise enthält, desto nährender ist sie: durch den erstern Bestandtheil zeichnet sich die Milch aus, und ihre leichte Verdaulichkeit macht sie fast zu einem allgemeinen Nahrungsmittel. Unter den verschiedenen Milcharten ist die Eselsmilch am leichtesten zu verdauen, aber am wenigsten nahrhaft; auf sie folgt die Stuten- und Menschenmilch, dann die der Kuh und des Schafes und zuletzt die Ziegenmilch; sie enthält den meisten Nahrstoff. Je jünger die Thiere, desto verdaulicher ist im Allgemeinen ihr Fleisch; in dieser Hinsicht übertrifft das Geflügel die vierfüßigen Thiere, steht ihnen aber in der Nahrungsfähigkeit nach.

Nahum. Einer der 12 kleinen Propheten; er lebte nach dem Untergange der 10 Stämme durch Salmanazar, und vor dem Zuge des Sennacherib gegen den Stamm Juda. Wir wissen nichts Näheres von diesem Propheten; wir wissen nicht einmal, ob Nahum sein Familiennahme oder der seines Geburtsortes oder nur ein bloßer Beinahme sey: denn Nahum heißt im Hebräischen Tröster. Selbst über die Zeit seines Lebens herrschen verschiedene Meinungen; die wahrscheinlichste haben wir angegeben. Seine Prophezeiung zerfällt in 3 Kapitel, die zusammen eine fortlaufende Rede

bilden. Auf eine lebhafte Weise voll Pathos kündigt er Ninive seinen zweiten Untergang an, und wiederholt gegen diese lasterhafte Stadt die Drohungen, welche Jonas 90 Jahre vorher gegen sie ausſprach. Sein Styl ist überall derselbe; nichts kommt der Lebhaftigkeit seiner Rednerfiguren, der Kraft seines Ausdrucks und der Energie seines Pinsels bei.

Najaden, Nymphen, welche den Quellen, Bächen und Flüssen vorgesetzt waren. Sie hatten den Namen von νάω, ich fließe, und hießen auch Naiden. Sie waren es, welche den schönen Hylas, den Liebling des Herkules, umarmten, als er Wasser schöpfen wollte, und ihn zu sich herab in den Brunnen zogen.

Naive, das; es scheint in den Künsten ein natürlich einfältiger Gedanke zu seyn, der inzwischen eine zu beherzigende Wahrheit enthält, oder, wie es Riedel erklärt, ein schöner, vielsagender, bis zur Täuschung natürlicher Gedanke, mit einer anscheinenden Nachlässigkeit und edlen Einfalt sinnlich gemacht. Das Naive steht daher sowohl dem Ueberlegten, als dem Künstlichen entgegen, und ist 1) der Ausdruck rührender Unschuld, 2) eines gesunden, natürlichen Menschenverstandes, 3) eines unverdorbenen Gefühls. Es überrascht dadurch, daß man sich vorstellt, wie ein Zweck ohne alle Kunst, auf dem geraden Wege erreicht wird, den man sonst nur durch Umwege zu erreichen suchen mußte. Daher das Sprichwort: Kinder und Narren sagen die Wahrheit. Das Naive ist lächerlich, wenn man es wirklich für den Ausdruck der Einfalt hält und halten muß. Ein Soldat sollte zehnmal durch die Gasse laufen. Als er sie fünfmall durchschritten hatte: so wurden ihm die übrigen Ruthenhiebe erlassen. Dafür bedankte er sich bei dem Obersten, und wünschte, daß ihm der liebe Gott das tausendmal ersetzen möchte, was er ihm jetzt geschenkt hätte. Dafür, erwiederte dieser, wird mich der liebe Gott wohl bewahren. Das Naive ist rührend, wenn es aus unverstellten, guten Gefühlen kommt. Vater, die Mutter weint: Du hast sie doch nicht auch geschlagen, wie den unartigen Fritzen. Es kann witzig seyn, wie die nachstehende Antwort des Hofnarren; treuherzig wie das Gellertsche: Nein: vierzehn Jahr und sieben Wochen: sarkastisch und bitter, wie das, was Bürger einen Juden beim Anblick der Sonne sagen läßt:

Unabgenutzt behält sie Glanz und Schein:
Das muß eps rores von Vergoldung sein.

Das Naive findet überall seinen Platz, in Erzählungen, Gesprächen, Briefen, Liedern, Sinngedichten, Fabeln, und thut überall seine gute Wirkung, wo man es am rechten Orte anzubringen weiß. Dem Naiven steht theils das Plumpe, Bäuerische, theils das kindisch Alberne entgegen.

Naivetät ist der Ausbruch der der Menschheit ursprünglichen natürlichen Aufrichtigkeit, wider die zur andern Natur gewordenen Verstellungskunst. Sie findet sich daher am häufigsten bei Kindern, einfältigen und rohen Naturmenschen. Vater, sagte ein Kind zu einem Obersten, Du bist doch gewiß kein guter Mann, wenn Du die armen Soldaten so prügeln lässest. Du siehst auch dann recht abscheulich aus. In der scheinbaren Naivetät liegt der Grund, warum den Hofnarren, als sie noch Mode waren, manche bittere Wahrheit zu Gute gehalten ward, die kein anderer zu sagen wagte. Ein Fürst trat einst mit einem großen Gefolge in den Audienzsaal zur Verrichtung einer feierlichen Handlung. Hier fand er seinen Hofnarren auf dem Throne, der that als wenn er schliefe. Auf den Zuruf: Was machst du Schlingel da? gab er zur Antwort: Ich regiere ein wenig.

Namur, Provinz des Königreichs der Niederlande, 21° 51′ — 22° 40′ O. L. 49° 40′ — 50° 37′ N. B., gränzt im Norden an Lüttich, im Osten an Luxemburg, im Süden an Frankreich, im Westen an Hennegau und Südbrabant, und enthält auf 44½ Quadratmeilen 119,480 Einwohner,

meistens Wallonen und der Mehrzahl nach Katholiken. Das Land wird im Süden von den Ardennen durchzogen, von der Maas, Sambre, Lesse und Homme bewässert, hat ein gemäßigtes und angenehmes Klima, und liefert Getreide, Rübsamen, Hülsenfrüchte, Kartoffeln, Cichorien, Hopfen, Tabak, Obst, Holz, Hausthiere, Fische, Stein- und Braunkohlen, Blei, Eisen, Galmei, Marmor, Kalksteine ꝛc. Die Einwohner haben 1 Messing- und mehrere Eisenwerke, Papiermühlen, Messerschmieden, Gerbereien, Seilereien, Baumwollspinnerei und Weberei, Brennereien ꝛc. und führen aus: Hammel, Wolle, gemästetes Vieh, Pferde, Tabak, Messer, Eisengeräthe, Kupfer- und Messingwaaren ꝛc. Das Wapen der ehemaligen Grafschaft Namur war ein schwarzer Löwe im goldnen Felde, mit einem über den Schild gezogenen rechten Querbalken. Der Frieden von Luneville vom Jahr 1801 überließ den östreichischen Theil den Franzosen, die schon einen Theil der Provinz besaßen, dazu den westlichen Theil von Luxemburg zogen, und so das Departement Sambre und Maas bildeten. Seit 1814 ist Namur die 11te in der Reihe der niederländischen Provinzen, sendet 2 Mitglieder zu den Generalstaaten, gehört zur 6ten Militairdivision und unter den hohen Gerichtshof von Lüttich. Die Provinzialstaaten sind aus 54 Mitgliedern zusammengesetzt, von denen 18 die Ritterschaft, 18 die Städte und 18 das Land stellt. Die Provinz wird in 3 Bezirke: Namur, Dinant und Philippeville, 11 Cantone und 296 Gemeinden getheilt, und hat die Hauptstadt Namur 22° 30′ 52″ L. 50° 28′ 30″ B. am Einfluß der Sambre in die Maas, 12½ Posten von Aachen, mit fast ganz abgetragenen Festungswerken umgeben, 1900 Häusern, 15,806 Einwohnern, Citadelle auf einem steilen Felsen, Kathedrale, 1 Collegiat- und 4 Pfarrkirchen, 2 Hospitälern; Sitz der 5ten Militairdivision, eines Bischofs, Handelskammer, Handelsgerichts, Börse; Messer-, Scheeren-, Degen-, Gewehr-, Kupfer- und Messingwaaren-, Schmelztiegel-, chirurgische Instrumenten-, Sohlleder- (4000 Centner), Nägel-, Spitzen-, Mennigfabriken, Glashütte, Handel. Belagerungen 1692, 1695, 1746. Der Ort war seit 1715 ein Barriereplatz, der aber 1782 auf Verlangen des deutschen Kaisers von den holländischen Truppen verlassen wurde.

Nancy, Hauptstadt des französischen Departements Meurthe, ehemals Hauptstadt des Herzogthums Lothringen und Residenz, an der Meurthe mit Mauern, getheilt in Alt- und Neustadt und 2 Vorstädte, mit 6000 Häusern und 28,227 Einwohnern; mehrere öffentliche Plätze, als: der königl. Platz von 7 schönen Gebäuden, z. B. dem Rathhause, umgeben, der Carrierreplatz mit einem schönen Spaziergang, der Allianzplatz mit einer doppelten Säule zum Andenken der 1756 zwischen Frankreich und Oestreich geschloßnen Allianz; Citadelle, 8 Kirchen, worunter die Hauptkirche (1602 errichtet und von Papst Clemens VIII. dem römischen Stuhl unmittelbar unterworfen), die Franciskanerkirche mit einer Rotunde und den Gräbern der lothringischen Herzoge auch des Herzogs Karl des Kühnen von Burgund, die Kirche zu U. L. F. Hülfe mit Gräbern des Königs Stanislaus, des Schwiegervaters Ludwigs XV., der zur Verschönerung der Stadt vieles beigetragen, und seiner Gemahlin; 2 Hospitäler, schönes Theater ꝛc.; Sitz der 4ten Militairdivision, eines Bischofs, der die Departements Meurthe, Maas und Vosges zum Kirchensprengel hat, und unter dem Erzbischof von Besançon steht, des königl. Gerichtshofs und Handelsgerichts; Akademie, königl. Collegium, freie Gesellschaft der Wissenschaften, Künste und des Ackerbaues, Hebammenschule, öffentliche Bibliothek mit 50,000 Bänden, Gemäldegallerie, physikalisches Cabinet, botanischer Garten; Tuch-, Wollenzeug-, Seide-, Faience-, Wachslicht-, Strumpf-, gemaltes Papier-, Handschuh-, Tabakfabriken, Handel mit Getreide und Wein. In der Nähe das Schlachtfeld, wo 1400 Karl der Kühne blieb. Im Jahr 1810 wurden 1315 geboren

und 819 begraben. Der Bezirk enthält 19 Quadratmeilen, 95,510 Einwohner und die Cantone: Nancy, Nomeny, Pont à Mousson, St. Nicolai.

Nangasaki, wichtige Handelsstadt im japanischen Reich, auf der Insel Kiusiu (Saikof, auch Xins) mit einem Seehafen, dem einzigen in ganz Japan, wohin die Chinesen und Holländer handeln dürfen. Sie ist eine völlig offne Stadt ohne alle Mauern oder Wälle, nur seewärts etwas befestigt; liegt in einem Thale halbmondförmig, und wird von angenehmen, stets begrünten Gebirgen umgeben. Auf diesen Anhöhen ruhen Tempel, die über die Stadt hinragen, noch höher aber Grabmäler und Gärten. Vormals gehörte sie dem Fürsten von Omura, allein der große Flor, wozu sie durch den Handel der Portugiesen heranwuchs, machte den Kaiser selbst darauf aufmerksam. Er fand bald einen Vorwand, den Landesherrn, weil er die christliche Religion angenommen, zu bestrafen und beraubte ihn daher dieser reichen Stadt. Seitdem wird sie von zwei kaiserlichen Statthaltern regiert; unter ihnen besorgen 4 Bürgermeister die innern Angelegenheiten. Nangasaki hat 62 Tempel, ferner finden sich hier fünf kaiserliche Gebäude, Janagura genannt. Die Paläste der Statthalter nehmen ebenfalls einen ansehnlichen Platz ein; sie liegen auf einer Anhöhe. Die Häuser der Reichen sind von zwei Stockwerken; sie haben einen Vorhof und einen Garten. Die Fabriken sind nicht sehr bedeutend, aber die Volksmenge sehr beträchtlich; der Handel macht hier das Hauptgeschäft. Dicht an der Stadt, doch durch einen schmalen Seearm von ihr getrennt, liegt das Eiland Desima, etwa 200 Schritt lang und 82 breit; dies ist der Punkt, der den Holländern eingeräumt ist. Er wird zwar durch eine Brücke mit der Stadt verbunden, allein dieser Eingang ist stark bewacht; die ganze Insel ist mit Palliſaden umgeben, und selbst im Meere zeigen Pfähle die Entfernung an, in welcher japanische Fahrzeuge sich vom Ufer halten müssen. Auf dem Eilande befindet sich eine Straße schlechter Häuser, die den Holländern zur Wohnung und zu Magazinen eingeräumt sind, wofür sie aber eine starke Miethe zahlen müssen. Sobald ein Schiff ankommt, wird es von Polizeibeamten besetzt, das Steuerruder ausgehoben, die Kanonen, Pulver und Waffen abgeliefert. Nur vereidigte Dolmetscher verkehren mit den Holländern, ihre Waaren werden von Japanern ans Land gebracht, von eben diesen abgeschätzt und ihnen andere Waaren dafür auf die Schiffe geliefert. Jeder andere Verkehr mit den Holländern, besonders jeder Schleichhandel, wird mit dem Tode bestraft. Während ihres Aufenthalts auf Desima dürfen sie dies Gefängniß nie verlassen, nicht Gottesdienst halten und kein äußeres Zeichen des Christenthums blicken lassen. Vor der Abfahrt wird das Schiff noch einmal aufs genaueste nach verbotenen Waaren untersucht. Die Chinesen haben am Südende der Stadt einen ähnlichen Landungsplatz, und werden noch strenger bewacht und beschränkt. Ehemals war die Niederlassung der Holländer auf der kleinen Insel Firando an der Westküste von Kiusiu, sie verloren sie aber 1640.

Naenie, Naenia, war die Göttin der Trauer, der Klagen und Thränen; in Rom war ihr ein Tempel gewidmet. Ferner bedeutet das Wort ein Trauer- und Klaggesang, unter dem bei den Alten die Leichen feierlich bestattet wurden. Gedungene Weiber sangen und verfertigten ihn nicht selten selbst. S. d. Art. Lamentation.

Nanking oder Nanquin, ein Zeug von röthlicher oder gelblicher Farbe, das aus ostindischer Baumwolle verfertigt wird. Seine Fabrikatur stammt aus Nanking in China her, daher sein Name; man macht ihn aber jetzt an vielen Orten nach. Die Baumwolle wird vom Gossypium religiosum Lin. genommen, der die gelbliche oder röthliche Farbe natürlich ist; weswegen sie nicht verbleicht. Der europäische, welcher aus feiner weißer Wolle gewebt und gefärbt wird, verliert bald die Farbe.

Nanking, Kiangning-fu, 136° 27′ L. 32° 4′ 45″ N. B., Hauptstadt der chinesischen Provinz Kiangnan, am Löwenhügel und an der Mündung des Yang-tse-kiang, mit einem Umfang von 3½ Meilen und 1 Million Einwohner (wovon viele auf Schiffen wohnen), obgleich ⅓ der Stadt in Trümmern liegt, mit schönen Thoren und einigen merkwürdigen Gebäuden, unter denen der 200 Fuß hohe Porzellanthurm, achteckig, aus 9 Stockwerken bestehend, von außen mit Schellen behangen und mit grün lakirten und mit eingedruckten Figuren gezierten Ziegeln bedeckt, zu dessen Spitze 884 Stufen führen; ehemalige kaiserliche Residenz, Sitz eines katholischen Bischofs, medizinische Akademieen, Bibliotheken, Buchhandlungen; Seiden-, Blumen-, Tuch-, Baumwollzeuge (daher Nankin), Porzelan-, Lakfabriken, Handel.

Nannini (Angelo), bekannter unter dem Namen Firenzuola, war 1493 zu Florenz geboren. Er machte seine Studien zu Siena und Perugia, trat zu Rom in den Orden von Vallombrosa und ward nach und nach Abt von Sta Maria di Spoleto und St. Salvador de Vajandi. Er stand mit dem übelbekannten Pietro Aretino in freundschaftlicher Verbindung. Aehnlichkeit der Ansichten und Sitten hatten das Bündniß geknüpft. Es ist ungewiß, wann er starb. Seine Schriften verrathen einen lebhaften, zur Satyre und Zügellosigkeit sich hinneigenden Geist; sie sind theils in Prosa, theils in Versen. Die vollständigste Ausgabe kam zu Florenz 1763 in 3 Bde. heraus.

Nantes, 16° 7′ 1″ L. 47° 13′ 6″ B. Hauptstadt des französischen Departement Unterloire, 37¼ Posten von Brest, an der Loire, über die 12 lange, aber schmale Brücken führen, und bis an deren Kaien Schiffe von 100 Tonnen gelangen, 15 Lieues von der Mündung des Flusses, von der Erdre und Chozinne durchflossen, mit Wällen, die in Spaziergänge verwandelt sind, umgeben, 5 Vorstädten, von denen la Fosse sehr gut gebaut ist, 11 öffentlichen Plätzen, 13,000 Häusern, 77,162 Einwohnern; 1 Kathedral und 16 andre Kirchen, unter denen die Pfarrkirche zu St. Nicolai mit den mit Christus 56 Wunderwerken bemalten Fensterscheiben und die Carmeliterkirche mit dem schönen Grabmahl des letzten Herzogs von Bretagne, Franz II.; 2 Hospitäler, Präfekturgebäude, Rathhaus, Theater, Münze, Sitz des Bischofs, der unter dem Erzbischof von Tours steht, und zu dessen Sprengel das Departement der Unterloire gehört, und des Stabs der 12ten Militairdivision, Handelskammer, Handelsgericht; königl. Collegium, öffentliche Bibliothek mit 23,400 Bänden, naturhistorisches Cabinet, botanischer Garten, hydrographische Schule, Schifffahrtsschule, chemisches Laboratorium, anatomische und chirurgische Schule, Hebammenschule, Gesellschaft des Ackerbaues, des Handels und der Künste, öffentliche Gemäldegallerie; die 1460 gestiftete Universität wurde während der Revolution aufgehoben. Fabriken in Tauen (die 10,000 Centner Hanf verbrauchen), Piqué und Kattun (551,400 Ellen), Taschentüchern (40,000 Dutzend), gedruckter Leinwand (36,000 Stück), Wollzeug, Leder, Maroquin (12,000 Felle, Hüten (16,000 Stück), Zucker (4000 Centner), Glas, Faience, Porzellan, Pfeifen, Essig, Liqueuren (30,000 Bouteillen), Bürsten, Nägeln, Plantagengeräthe, Zuckermühlen und Kesseln, für die Kolonien ꝛc.; Spinnmaschinen (320 Centner Garn), Kanonengießerei, Brauerei, Schiffbau ꝛc. Hafen beim Flecken Paimboeuf durch ein festes Schloß geschützt; Cabotagehandel 1802 mit 383 Fahrzeugen von 43,905 Tonnen; Handel mit Westindien mit 43 und mit Europa mit 225 Schiffen; große Märkte. Edict von Nantes 1589 den Reformirten wegen der freien Religionsübung von Heinrich IV. gegeben und 1685 von Ludwig XIV. widerrufen. In der Revolution litt die Stadt sehr durch Carrier's republikanische Hochzeiten, Fusilladen und Noyaden. Der Bezirk enthält 35¼ Quadratmeilen, 84,399 Einwohner und die Cantons:

Nantes, Aigrefeuille, Bonare, Carquefou, La Chapelle für Erdre, Clisson, Lege, Loroux, Bothereau, Machecoul, St. Philibert, Vallet, Vertou.

Napäen, s. Nymphen.

Naphtha (die), Bergöl, Bergbalsam, dasjenige ätherische Oel, von großer Flüchtigkeit, Helle und Leichtigkeit, was auf mehrern Quellen, in Lothringen, Genua, bei Modena, in Ungarn und auf einer Insel des kaspischen Meeres, schwimmt. Sie ist dem Steinöl sehr ähnlich. Der Chemiker nennt den durch starke Säuern verwandelten Alkohol ebenfalls Naphtha, d. i. so viel wie Aether. Vergl. Erdpech.

Napier (John), Baron von Merchiston, erzogen auf der Universität St. Andrew in Schottland, widmete sich ausschließlich dem Studium der Theologie und Mathematik, erfand die Logarithmen und gab seine Erfindung 1614 unter dem Titel: Logarithmorum canonis descriptio, heraus. Er bereicherte auch die sphärische Trigonometrie mit mehrern Entdeckungen. Bekannt ist Napier auch als der Erfinder der naperschen Stäbchen, auf deren jeder Seite ein Stück vom Einmaleins steht, wodurch man auf eine leichte Art multipliziren, dividiren und die Wurzeln ausziehen kann. Napier legte diese Erfindung in dem Werke: Rhabdologia seu numerationis per virgulas libri duo 1717 nieder. Wie angesehen Napier schon bei seinen Lebzeiten im Auslande war, kann man daraus sehen, daß der große Astronom Kepler ihm seine Ephemeriden widmete. Er st. zu Mancheſter 1617.

Napoleon, s. Buonaparte.

Napoli di Malvasia, Malvoasie, bei den Griechen Monembasia, bei den Türken Menewtsche, Mengesché, in der türkischen Provinz Morea, Sandschakschaft Misitra, auf einer kleinen felsigen, mit dem festen Lande durch eine auf 12 Schwibbogen ruhende hölzerne Brücke verbunden, besteht aus der obern, nur von Türken, und der untern, meistens von Griechen bewohnten Stadt, mit 2000 Einwohnern, der Citadelle, Kirche St. Nicolo, Hafen, Sitz eines griechischen Metropoliten; Vaterland des Malvasierweins. In der Nähe die Trümmer der alten Stadt Epidaurus-Limera.

Napoli di Romania, Nauplia, Anaboli, feste Stadt in der türkischen Provinz Morea, und Hauptstadt des Sandschaks Misitra, auf einer Halbinsel, am Golfo di Napoli, mit 3 Vorstädten, in denen die Armenier und Albanier wohnen, 6000 Einwohnern, wovon 1000 Griechen, einem geräumigen Hafen, der 600 Schiffe faßt, und breiten regelmäßigen Straßen; Sitz eines Pascha von 2 Roßschweifen, der über den nordöstlichen Theil von Morea gebietet, aber dem Pascha von Tripolizza untergeordnet ist, und eines griechischen Erzbischofs, Synagoge, Handel mit Getreide, Wein, Oel, Tabak, Baumwolle, Seide ꝛc.

Narbonne, 20° 40′ 8″ L. 43° 18′ 22″ B., Hauptstadt eines Bezirks im französischen Departement Aude, 12½ Posten von Montpellier, zwischen Gebirgen, und daher öftern Ueberschwemmungen ausgesetzt, an der Mündung des Flusses Aude, durch den sie für kleine Fahrzeuge eine Verbindung mit dem Meere hat, und durch den Kanal la Robine in 2 Theile, Bourg und Cité, eingetheilt, mit 2098 Häusern, 9086 Einwohnern, verfallnen Mauern, Kathedrale, mit vielen marmornen Grabmählern, z. B. des Königs Philipp des Kühnen, 18 Kirchen, 2 Hospitälern; Residenz einer Cohorte der Ehrenlegion im ehemaligen erzbischöflichen Palast, in dem viele Inschriften und römische Alterthümer; Handelsgericht, Börse, Schifffahrtsschule, Leder-, Wolltuch- (Londris) und Wollmützenfabriken, Wachsbleichen, ferner Branntweinbrennereien, Oliven-, Wein- und Seidenbau, Sodalbereitung, Bienenzucht, Handel mit Getreide, Honig, Oel, Tuchwaaren ꝛc. aus dem Hafen St. Charles. Der Bezirk hat 27⅘ Quadratmeilen,

44.303 Einwohner und die Cantons: Narbonne, Coursan, Durban, Ginestas, Lezignan, Sigean.

Narcissus, ein unter den neuern Mythographen sehr berühmter Mythus, von dem aber die ältern nichts wissen. Er scheint seine Celebrität besonders irgend einem moralischen Gedichte, oder einem Kunstwerke zu verdanken gehabt zu haben, da sich übrigens die Erzählung von diesem Narcissus eben durch nichts sonderlich auszeichnet. Nach Ovid war Narcissus des Flußgottes Cephissus und der Liriope, oder, wie sie der Scholiast Eustathius angibt, der Lirioessa, einer Nymphe, Sohn. Seine Mutter soll über seine Lebensschicksale den berühmten Augur Tiresias befragt, und von ihm die Antwort erhalten haben, er werde alt werden, wenn er sich nicht kennen lernte. Ueber seinen Tod, oder vielmehr seine Verwandlung, sind dreierlei Erzählungen vorhanden. Nach derjenigen, die Ovid liefert, verliebte sich, seiner Schönheit wegen, die Nymphe Echo in ihn. Er verachtete und mied sie aber. Sie verging daher vor Gram dergestalt, daß von ihr nichts, als die Stimme übrig blieb. Die Echo erflehete die Rache der Götter. Da also einst Narciß aus einer sehr hellen Quelle trinken wollte, sah er sich in derselben selbst und verliebte sich nun gleichfalls in seine Schönheit. Da es unmöglich war, den geliebten Gegenstand je zu erlangen, verging Narciß ebenfalls und ward in die Blume seines Namens verwandelt.

Nardini (Pietro), vorzüglicher Violinspieler, geb. zu Livorno 1725, bildete sich bei Tartini in Padua, componirte vieles für Violine und Flöte und starb als erster Violinist zu Florenz 1793.

Narkotisch, die Dummmachung und Schläfrigkeit, welche von Lähmung oder von dem Gebrauche des Mohnsaftes erfolgt. — Narkotika, betäubende Mittel. Narkotisch, schlafmachend oder schlafwirkend, einschläfernd; 2) betäubend und dadurch schmerzstillend.

Narr. Das Wort Narr nimmt man in mehrfacher Bedeutung. 1) Man nennt den Menschen einen Narren, der sich durch tolle, lächerliche Streiche, Handlungen und Betragen auffallend auszeichnet. In vorigen Jahrhunderten machte man aus der Narrheit ein Gewerbe und hatte seine wohlbestallte Narren. S. Hofnarren. Der Schalksnarr sucht unter dem lächerlichen Aeußern eine verdeckte Absicht durchzusetzen. Närrchen ist ein Liebkosungswort. 2) Narr bedeutet ferner einen Menschen, der sich durch irgend einen Hang im gewöhnlichen Leben auffallend macht und zum Gegenstand des Gelächters wird: als der Weiber-, Putz-, Jagdnarr. 3) Endlich bezeichnet Narr einen Menschen, der nicht mehr Herr seiner Vernunft ist. Die Aerzte nennen diese Geisteszerrüttung Moria und unterscheiden sie von der Melancholie (s. d. Art.) dadurch, daß der Wahnsinn des Narren stets heiter lustiger Art ist.

Narrenfest, ein Fest, welches im Mittelalter in mehrern Ländern gefeiert wurde. Es gieng schon aus dem Heidenthum ins Christenthum über, und die Vorsteher der ersten Gemeinden mochten wohl bei solchen Dingen dem wilden Volke etwas nachsehen. Es fällt in die Jahrszeit, in der die Römer ihre Saturnalien feierten, dies bekannte Possenfest, an dem die Herren sieben Tage lang mit ihren Sclaven die Rollen tauschten, womit die Neujahrsfeier verbunden wurde, bei der man sich mit lächerlichen Vermummungen belustigte. So übernahm nun in der Zeit zwischen Weihnachten und Epiphanias, am gewöhnlichsten aber am Neujahrstage, das Volk die Rolle seiner geistlichen Vorgesetzten, und travestirte sie folgendermaßen. Nachdem ein Haufe junger Leute, als Geistliche gekleidet, und die Gesichter geschwärzt, sich in einer Kirche versammelt hatten, wählten sie unter tausend lächerlichen Ceremonien einen Narrenbischof, mit dem sie in Procession durch die Stadt zogen, und dann wieder in die Kirche zurückkehrten. Hier hielt

der Narrenbischof einen förmlichen Gottesdienst, und sprach den Segen. Hierauf tanzten und sprangen die vermummten Geistlichen auf das Priesterchor, und stimmten Sauf- und Zechlieder an. Während ein Priester Messe las, aßen die Diakonen und Subdiakonen Würste, die sie auf dem Altare zerschnitten, spielten unter seinen Augen mit Würfeln oder Karten, warfen ihm alte Schuhsohlen ins Rauchfaß ꝛc. Nach der Messe stiegen sie auf Mistkarren, von denen sie das nebenher laufende Volk mit Koth bewarfen. Alle mögliche Ausschweifungen gingen den Frechen an diesem Tage durch, und Groß und Klein kannte nichts Lustigers als dieses Narrenfest. Ungeachtet es schon 633 von einem Concilium zu Toledo, dann von einzelnen Päpsten, so wie von franz. und span. Concilien; 1444 von der Sorbonne, verboten wurde, so dauerte es doch, in Frankreich besonders, noch bis ins 16te Jahrhundert fort, wo es denn zum großen Leidwesen der Pariser durch einen Parlamentsschluß zu Dijon 1552 gänzlich aufgehoben wurde. In Deutschland ist es nur in einigen Städten am Rhein gefeiert worden. Die Vertheidiger desselben sagten, es sey höchst nothwendig, daß der so lange unter dem Zwange des Ernstes und der religiösen Furcht beklommene Mensch einmal Luft bekomme, und seine angeborne Narrheit ausdunsten lasse, so wie man von den Weinfässern von Zeit zu Zeit den Spund lüften müsse, damit der gährende Most die Fässer nicht zersprenge: ein Satz, hinter welchem wohl etwas mehr als bloßer Scherz stecken möchte.

Narrenkappe, Narrenkolben, s. Hofnarren.

Narrenschiff, s. Brandt (Sebastia

Narses oder Narsis, siebenter König von Persien, vom Stamme der Sassaniden, folgte 295 seinem Vater Varanes II., eroberte Mesopotamien und Armenien, schlug anfangs den von Diocletian gegen ihn geschickten Maximilian Galerus, später aber von ihm zur Flucht genöthigt, erhielt er gegen Abtretung von 5 Provinzen Frieden von den Römern. Er st. 303 und ihm folgte sein Sohn Hormisdas. — 2) Narses, persischer Eunuch und einer der größten Feldherrn seines Jahrhunderts, schlug, von Justinian an die Spitze der Armee gestellt, die Gothen in zwei Schlachten 552, zerstörte dadurch das ostgothische Reich in Italien und wurde erster Exarch von Ravenna, mußte aber nach 15jähriger einsichtsvoller Verwaltung unter der Kaiserin Sophia dieses Amt niederlegen und st. bald darauf zu Rom. S. Justinianus.

Naruszewicz (Adam Stanislaus), Bischof von Smolensk, später von Luck und Litthauisch Brest, Geschichtsschreiber und Dichter, studirte bei den Jesuiten, wurde vom König Stanislaus August nach Aufhebung des Ordens 1773 zu mancherlei wichtigen Geschäften gebraucht, schrieb eine Geschichte der polnischen Nation (Historya Narodu Polskiego) in 6 Bdn.; erotische Gedichte, die hohes Talent verrathen; Tauryke, oder Geschichte der Tartaren; Uebersetzungen des Tacitus und Horaz und st. den 8. Juli 1796. Als Geschichtschreiber behauptet Naruszewiez den ersten Rang in der polnischen Literatur; sein Styl ist nach dem Tacitus gebildet, gedrängt und schmucklos.

Narwa, 45° 54′ 15″ L. 59° 22′ 53″ B., Stadt im russischen Gouvernement St. Petersburg, 147 Werste von St. Petersburg, am Einfluß der aus dem Peipüssee kommenden Narowa (Narwa), die eine Stunde von hier bei Joala einen sehenswürdigen Wasserfall bildet, in den finischen Meerbusen, mit 450 Häusern, 3600 Einwohnern, einem Hafen, festen Schloß mit einem Zeughause, 3 griechischen und 2 lutherischen Kirchen, deutschen Schule, Börse; Schiffbau, Seilerei, Nagelfabrik, Sägemühlen, Ziegelbrennerei, Handel mit Getreide, Hanf, Flachs, Holz, Meersalz und Pelzwerk. Jährlich kommen 80 Schiffe an. Im Jahr 1807 betrug die Ausfuhr 778.432

und die Einfuhr 162.048 Rubel. Im Jahr 1700 litten die Russen, welche die Stadt belagerten, vom schwedischen König Karl XII., der sie entsetzte, hier eine große Niederlage; aber 1704 ging Narwa im Sturm an die Russen über.

Narzisse, ein Blumenzwiebelgewächs mit einem lieblichen Geruche und einer schönen Blüthe. Sie gehört zu dem Geschlechte der Lilialen, ihre Krone ist einblättrig, sechsgetheilt, glockenförmig. In Deutschland werden mehrere Arten gezogen. Die kleine gelbe Jonquille, die größere Tazette, und die weißen und gelben gefüllten, die im Freien ausdauern.

Nase, das Organ des Geruchs (s. d. A.). Auch ist sie zum Athmen und zur Bildung der Stimme mit behülflich. Die Kunst, verlorne Nasen durch neue aus der Stirnhaut gebildete zu ersetzen, hat der brittische Wundarzt Carpue (s. dessen Werk. Lond. 1816) mit glücklichem Erfolge ausgeübt. Auch in der klinischen Anstalt zu Berlin hat man im J. 1817 diese Kunst mit Glück versucht. Schon im 16ten Jahrh. war dies italiän. Wundärzten gelungen, und in Ostindien ist ein ähnliches Verfahren längst bekannt. Allein hier, wo das milde Klima die Heilung aller Wunden sehr unterstützt, kann es leichter gelingen, als bei uns. Vergl. Isis 88 St. 137, J. 1817. Die Bildung neuer Nasen aus der Armhaut, nach Taliacozzo's Verfahren, das dieser ital. Wundarzt vor 200 Jahren bekannt machte, ist dem Geh. Rath Gräfe in Berlin im Oct. 1816 gelungen.

Naso, s. Ovid.

Nassau, ein Herzogthum in Deutschland, liegt 25° 20′ — 26° 18′ O. L. 49° 59′ — 50° 50′ N. B. zwischen dem preußischen Großherzogthum Niederrhein, dem Großherzogthum und Kurfürstenthum Hessen, dem Gebiet von Frankfurt, und enthält 103 Quadratmeilen, wovon 8½ auf die standesherrlichen Besitzungen kommen. Die Oberfläche ist theils bergigt, theils hügeligt ohne eigentliche Ebenen; die vornehmsten Gebirge sind die Höhe und der Westerwald. Der Rhein nimmt hier den Main (mit Nidda) und die Lahn auf. Der Boden ist in den Thälern, besonders im Rheingau, bei einem warmen milden Klima größtentheils sehr fruchtbar; nur am Westerwalde zeigt sich das Klima kälter und rauher. Die Produkte sind: Getreide, Wein (im Rheingau mit dem edelsten Rheinweinen zu Hochheim, Johannesberg, Rüdesheim, St. Markusbrunnen, Aemannshausen und Schierstädt, der Bleichert bei Argenfels und Hammerstein), Obst, auch Mandeln, wälsche Nüsse, Pfirschen, Aprikosen, Mirabellen, Kastanien, Gemüse, Flachs, Hanf, Tabak, Futterkräuter, Holz; Rindvieh, Schafe, Schweine, Pferde Ziegen, Wildpret, Fische, Bienen; Silber, Blei, Eisen, Kupfer, Marmor, Schiefer, Kalk, Sand- und Quadersteine, edler Traß, Bimssteine, Walkererde, Magnete, Thonarten, Stein- und Braunkohlen, Salz, Mineralquellen zu Selters, Niederselters, Fachingen, Geilnau, Wisbaden, Ems, Schwalbach, Schlangenbad, Soden, Trinkholberquelle bei Braubach ꝛc. Der Einwohner sind 302.769 in 59.512 Familien, bis auf einige Juden und Franzosen sämmtlich deutschen Ursprungs, in 36 Städten und Marktflecken und 769 Dörfern, wobei mehrere vereinigte Gemeinden für einen Ort gerechnet werden. Im Jahr 1811 zählte man 120 lutherische, 97 reformirte und 152 katholische Pfarreien; nach dem Wunsch der von den Vorstehern der protestantischen Geistlichkeit gehaltenen Synode ist durch das herzogl. Edict vom 11. August 1817 die reformirte und lutherische Kirche unter dem Namen der evangelisch-christlichen Kirche vereinigt worden. Die öffentlichen Unterrichtsanstalten zerfallen nach der Verordnung vom 24. März 1817 in Volks- und Gelehrten-Schulen. Zu jenen gehören Elementar-, 11 Real- und Töchterschulen; auch bestehen eine Schullehrerpflanzschule und eine landwirthschaftliche Schule zu Idstein. Zur höhern Geistesbildung dienen 4 Pädago-

gien oder Gelehrten-Elementarschulen (zu Wisbaden, Dillenburg, Idstein, Hadamar), und das Gymnasium zu Weilburg; zu Herborn ist eine theologische Facultät für die reformirte Glaubenspartei, wo alle reformirte Theologen nach dem Abgang von der Universität sich zum künftigen Predigeramte übend vorbereiten. Nach der Uebereinkunft mit dem hanöverschen Ministerium vom 13. November 1817 ist die Universität Göttingen zur Landesuniversität des Herzogthums Nassau erklärt worden. Der Kunstfleiß beschäftigt sich vorzüglich mit Wollenspinnerei, Lein-, Woll- u. Strumpfweberei, Ledergerberei; auch sind hin und wieder Tabak-, Papier- und Nadelfabriken, Kupfer-, Silber- und Bleihütten, Hochöfen, Eisen und Zainhämmer, Drathzüge, Essigbrauereien, Potaschesiedereien ꝛc. Die vornehmsten Ausfuhrwaaren sind Wein, Obst, Obstbäume, Vieh, Wolle Eisen, Kupfer Mineralwasser, Kupfer- und Eisenwaaren, Leder, Saffian, Wollgarn, Strümpfe, Tabakspfeifen ꝛc. Für den Stammvater des regierenden Hauses wird Otto, Herr zu Laurenburg, Bruder des deutschen Königs Conrad I. gehalten, der im 10ten Jahrhunderte lebte, und durch dessen Heirathen die Grafschaften Geldern und Zütphen mit der Grafschaft Nassau verbunden wurden, von der Walram III. und Arnold III. 1159 unabweichlich den Namen Grafen von Nassau führten. Heinrich II. der Reiche vereinigte alle nassauischen Besitzungen, und hinterließ 1253 von seiner Gemahlin Mathilde, Gräfin von Flandern, 2 Söhne, Walram und Otto, die 1255 einen Theilungsvertrag errichteten, nach dem Otto, der jüngere Bruder, den nördlichen Theil mit Siegen, Dillenburg, Herborn, Beilstein, Hadamar und Ems, und der ältere Bruder Walram den südlichen Theil der Erbschaft mit Weilburg, Wisbaden ꝛc. erhielt; die Burg Nassau, das Gericht (comitia) im Gau Einrich und einige Grundstücke des Hauses verblieben anfangs beider Brüder gemeinschaftliches Theil. Diese Linien sind noch jetzt getrennt, aus der ältern stammen die Herzoge von Nassau und aus der jüngern die Könige der Niederlande. Walrams Sohn Adolf wurde 1292 nach dem Tode Rudolfs von Habsburg, römischer König; aber auf dem 1297 zu Mainz gehaltenen Reichstag angeblich seiner Untüchtigkeit wegen abgesetzt, verlor er am 2. Juli 1298 in der Schlacht bei Gellheim gegen seinen Nebenkönig Albrecht von Oestreich Krone und Leben. Sein Sohn Gerlach erwarb die Burg und Stadt Weilnau mit einem Theile dieser Herrschaft, und hinterließ 2 Söhne, Adolf und Johann I., von welchen jener die Linie zu Idstein und Wisbaden, dieser zu Weilburg stiftete. Johann erheirathete mit seiner ersten Gemahlin Mehrenberg, Gleiberg und den Hüttenberg, und mit der zweiten, Anna, einer Erbtochter des letzten Grafen von Saarbrück, 1363 die Grafschaft Saarbrück, erwarb auch das halbe Amt Kirchberg, und erhielt 1366 vom Kaiser Karl IV. die Würde eines gefürsteten Grafen, welcher er und seine Nachkommen sich aber nicht bedienten. Johanns Sohn Philipp erwarb Kirchheim, Stauf, Polanden und Reichelsheim. Seine Söhne Philipp II. und Johann II. stifteten die weilburgische und saarbrückische Linie: jene erhielt Mehrenberg und Gleiberg, diese Saarbrück; Kirchheim, Stauf und Polanden wurden von beiden gemeinschaftlich regiert. Johanns II. Sohn, Johann Ludwig, erwarb mit seiner zweiten Gemahlin Catharina die halbe Grafschaft Saarwerden und die Herrschaft Lahr; aber nach seines Sohnes Johann IV. Tode erlosch diese Linie, und die nassau-saarbrückischen und saarwerdenschen Länder mit der halben Herrschaft Kirchheim fielen durch Erbschaft an Philipps II. Nachkommen, Albrecht und Philipp IV., und Albrechts Sohn, Ludwig II., erlangte 1605 nach dem Aussterben der Linie von Idstein und Wisbaden alle Besitzungen der walramischen Linie. Er hinterließ 3 Söhne; Wilhelm Ludwig erhielt Ottweiler, Saarbrück und Usingen; Johann, Idstein, Wisbaden und Lahr; Ernst Casimir, Weilburg, Kirch-

berg, Wehrenberg nassauischen Antheils, ½ der Grafschaft Saarwerden und einen Antheil an Homburg. Wilhelm Ludwig hinterließ 3 Söhne, Johann Ludwig Grafen zu Ottweiler, Gustav Adolf Grafen von Saarbrück († 1713 ohne männliche Erben) und Wallrad Fürst von Nassau-Usingen († 1702). Die ottweilersche Linie erlosch 1728 mit Johann Ludwigs Sohne, Friedrich Ludwig, nachdem schon 5 Jahre früher 1723 die saarbrückische Linie mit Gustav Adolfs Sohne Karl Ludwig ausgestorben war. Wallrads Sohn Wilhelm Heinrich hinterließ seinem ältern Sohne Karl die nassau-saarbrück-usingenschen, und dem jüngern Wilhelm Heinrich, die nassau-saarbrück-saarbrückschen Länder; diese Linie erlosch am 27. April 1797 mit dem Fürsten Heinrich Ludwig Karl Albrecht. In den Fürstenstand wurde die Linie Usingen 1688 und Weilburg 1737 erhoben, oder vielmehr die von Kaiser Karl IV. ertheilte fürstliche Würde wurde in diesen Jahren erneuert. Nach einem am 23. Dec. 1735 errichteten Theilungsvertrage erhielt die saarbrück-usingensche Linie alle diesseit des Rheins liegenden, und die saarbrück-saarbrücksche alle jenseit des Flusses liegende Länder; auch verpflichteten sich beide Linien, ihren Antheil unter ihren Nachkommen nicht weiter zu theilen, sondern die Erbfolge nach dem Rechte der Erstgeburt allein gelten zu lassen, und die jeder Linie anfallenden nassauischen Länder auf die erstgebornen in selbigen zu gleichen Theilen kommen zu lassen. Durch den luneviller Frieden verlor Nassau-Usingen die saarbrückische Erbschaft, als: die Grafschaften Saarbrück und Saarwerden, die Herrschaft Ottweiler, 4/9 des Amtes Homburg, das Amt Ingelnheim und die an Baden abgetretene Herrschaft Lahr, zusammen 20½ Quadratmeilen, mit 53.286 Einwohnern und ½ Million Gulden jährlicher Einkünfte. Dafür erhielt es: die mainzischen Aemter Königstein, Höchst, Kronenburg, Rüdesheim, Oberlahnstein, Eltwil, Harheim, Cassel mit den Besitzungen des mainzer Domkapitels auf dem rechten Mainufer mit dem Dorfe Schwanheim; das pfälzische Amt Caub; die cölnische Reste Linz und Königswinter; die darmstädt. Aemter Katzenelnbogen, Braubach, Ems, Epstein u. Kleeberg; Grafschaft Sayn-Altenkirchen; die Dörfer Sulzbach, Soden, Weiperfelden, Okritzen; die Abteien Limburg, Romersdorf, Sayn, Bleidenstadt u. alle in den nassau-usingenschen Entschädigungsländern liegenden Capitel, Abteien und Klöster, zusammen 36¾ Quadratm. mit 93,300 Einwohnern. Der Fürst von Nassau-Weilburg verlor die Aemter Kirchheim und Stauf mit den Städten Stauf und Gellheim, 8 Quadratmeilen mit 18.600 Einwohnern, und erhielt dafür den Ueberrest des Kurfürstenthums Trier, der auf dem rechten Rheinufer liegt, namentlich einen Theil der Aemter Ehrenbreitstein und Bergpflege, den größten Theil der Grafschaft Nieder-Isenburg, einen Theil des Amtes Boppard und die Aemter Hammerstein, Welmich, Montabaur und Limburg, den trierschen Antheil an den Aemtern Camberg, Wehrheim und Münzfelden, die Abteien Arnstein und Marienstadt, und das Kloster Schönau, zusammen 16 Quadratmeilen mit 37.000 Einwohnern. In dem besondern Vertrag am 12. März 1806 traten die Fürsten an Frankreich ab: die Gemeinden Castel oder Cassel und Kostheim mit ihren Gemarkungen und die St. Petersinsel im Rhein auf der rechten Seite des Thalwegs: und an Berg; die Aemter Deutz, Königswinter und Villich mit 1½ Quadratmeile und 4000 Einwohnern. Durch den Beitritt zum rheinischen Bunde in demselben Jahre erhielt der Fürst von Usingen, als Senior des Hauses Nassau, die herzogliche Würde, und sämmtliche nassauische Länder wurden als ein untheilbares souveränes Herzogthum erklärt, über welches beide Fürsten in Gemeinschaft regierten. Auch wurden der herzoglichen Souverainetät unterworfen: die Grafschaft Neuwied, die Herrschaft Runkel an der linken Seite der Lahn, mit den Aemtern Altenwied, Neuenburg, Dierdorf und dem Antheil an Nieder-Isenburg; die Herrschaft

Holzapfel und Schaumburg; die Grafschaft Dietz mit den Aemtern Wehrheim und Burbach: die solmsischen Aemter Braunfels, Hohensolms und Greifenstein, und die im Umfange des Nassauischen liegenden Rittergüter, zusammen 31 Quadratmeilen mit 84.400 Einwohnern. Im Jahre 1813 verließen der Herzog und Fürst von Nassau den rheinischen Bund, und schlossen am 31 Mai 1815 einen Gränzregulierungsvertrag, vermöge dessen und einiger spätern Bestimmungen Nassau an Preußen abtrat die Aemter Linz, Altenwied, Schöneberg, Altenkirchen, Schönstein, Freusberg, Friedewald, Neuenburg, Hammerstein mit Irlich und Engers, die Stadt Neuwied, Theile von den Aemtern Hachenburg, Hersbach, Wallendar und Ehrenbreitstein, die solmsischen Aemter Braunfels, Greifenstein und Hohensolms, zusammen 31½ Quadratm. mit 89.900 Einwohnern. Sie erhielten dagegen von Preußen die Fürstenthümer Dietz (das schon vorher unter der Souverainetät von Nassau stand), Hadamar und Dillenburg mit Einschluß der Herrschaft Beilstein, jedoch ohne die Aemter Bürbach und Neunkirchen, die Herrschaften Westerburg und Schadeck, mit dem bergischen Antheil am Amte Runkel, die niedere Grafschaft Katzenelnbogen, zusammen 34 Quadratmeilen mit 103,400 Einwohnern. In demselben Jahre traten die beiden nassauischen Häuser zu dem deutschen Bunde, und auf dem wiener Congreß wurde festgesetzt, daß der zwischen der ottonischen und walramischen Linie 1783 errichtete Hausvertrag fernerhin bestehn und in Hinsicht der ottonischen Linie auf das Großherzogthum Luxemburg radicirt werden sollte. Am 24. März 1816 erlosch mit Herzog Friedrich August die nassau-usingensche Linie, und die gesammten nass. Länder kamen nun an den Herzog Wilhelm von der weilburgischen Linie, Des Grafen Otto von Nassau, Stammvaters der ottonischen Linie (s. oben), Enkel Graf Otto II., Stammvater der nassau-dillenburgischen, demnächst nassau-katzenelnbogenschen Linie, erhielt bei seiner Vermählung mit der Gräfin Adelheid von Vianda, eine Tochter des letzten Grafen von Vianda, Gottfried († 1337), die Herrschaft St. Veit im Herzogthum Luxemburg, und als ihre Schwester Maria und deren Sohn Graf Simon zu Spanheim starben, auch die im Luxemburgischen liegende Grafschaft Vianda oder Vianen. Die Grafschaft Dietz erhielt Graf Adolf von Nassau-Dillenburg († 1420) durch seine Gemahlin Jutha, des Grafen Gerhard zu Dietz Erbtochter. Derselben Linie fielen unter dem Grafen Engelbert († 1441) bei seiner Vermählung mit des Freiherrn Philipp von Polanen Tochter Johanna die Herrschaften Breda und Lech und ein Theil der Herrschaft Grimberg anheim. Ein andrer 1504 verstorbner Graf Engelbert erhielt durch einen Tausch vom Herzog Wilhelm zu Jülich Diest, Sichem, Steelheim und die Vicomté (Burggrafschaft) Antwerpen. Der Graf Johann von Dillenburg, Gemahl der Tochter des Landgrafen Heinrich von Hessen, wurde wegen der Grafschaften Katzenelnbogen und Dietz in einen Rechtshandel verwickelt, bei dessen Beendigung Katzenelnbogen dem Hause Hessen, und Dietz dem Hause Nassau blieb. Graf Wilhelm I., der Sohn des Grafen Wilhelm, der sich zur protestantischen Religion bekannt hatte, und 1559 starb, theilte seine Länder, die durch das Fürstenthum Oranien (s. dieses) vermehrt worden waren, mit seinem Bruder Johann. Ersterer behielt alles, was seine Vorfahren von der ottonischen Linie in den Niederlanden besaßen (Vianen, Breda, Diest, Lech, Grimberg und Antwerpen), kaufte 1581 die 2 seeländischen Markgrafschaften Veer und Vließingen, und erheirathete mit seiner Gemahlin Anna, der Tochter des Grafen Maximilian v. Egmont, die Grafschaften Leerdam in Holland, Baren in Geldern und Lingen in Westfalen. Der Graf Johann erhielt Nassau, Dillenburg, Herborn, Siegen, Dietz. Wilhelm I., Prinz von Oranien, wurde vom spanischen König Philipp II. zum Statthalter von Holland, Seeland und Utrecht ernannt, und nahm sich mit seinem Bruder, dem

Grafen Ludwig von Nassau, der von des spanischen Hofes Unduldsamkeit und Schatzungen hart bedrängten Niederländer mit rastloser Thätigkeit an. Er fiel am 10. Juli 1584 durch den Schuß eines gedungenen und vor der That von den Jesuiten absolvirten Meuchelmörders Balthasar Gerhard aus der Grafschaft Burgund. Sein zweiter Sohn Moritz folgte dem Vater in der Statthalterschaft der Niederlande, vermehrte die väterliche Erbschaft 1600 mit der Grafschaft Mörs, die ihm die Witwe des letzten Grafen aus dem Hause Navenar vermachte, und starb 1625 unvermählt. Von seinem natürlichen Sohn Ludwig kamen die Herren von Leck, v. Lovk und v. Owerkerke, die mit kaiserlicher Genehmigung sich Grafen von Nassau genannt haben. Wilhelms I. dritter Sohn Friedrich Heinrich übernahm nunmehr die Statthalterschaft, in der ihm 1647 sein Sohn Wilhelm II. folgte, der aber unvermuthet im 25sten Jahre 1650 starb. Erst 8 Tage nach seinem Tode gebar seine Witwe Maria, des Königs Karl I. von England Tochter, einen Sohn, Wilhelm III., der 1672 Statthalter und 1688 König von England wurde. Mit ihm erlosch 1702 das ursprünglich oranische Haus, und nach dem von ihm 1695 errichteten Testament ward sein Vetter aus dem Hause Nassau-Dietz und Statthalter von Friesland und Gröningen Johann Wilhelm Friso Erbe seiner Lehn- und Allodialgüter. Sein erst nach seinem 1711 erfolgten Tode geborner Sohn Wilhelm Karl Heinrich Friso ward 1747 unter dem Namen Wilhelm IV. Erbstatthalter der 7 vereinigten niederländischen Provinzen, so daß auch seine weiblichen Nachkommen an den Vorrechten dieser Würde Theil nahmen vgl. die Niederlande. — Wilhelm I., Prinz von Oranien, hatte eine jüngern Bruder, Johann, der sich zur reformirten Kirche bekannte in der väterlichen Erbtheilung die in der Wetterau liegenden Länder Nassau, Dillenburg, Herborn, Siegen und Dietz erhielt, und von seiner Residenz Dillenburg gewöhnlich Graf von Dillenburg genannt wird. Nach seinem Tode 1606 erhielt jeder der ihn überlebenden 5 Söhne, der damaligen Sitte gemäß, einen Theil des väterlichen Erbes; der ältere Wilhelm Ludwig, Statthalter von Friesland († 1720 ohne Erben), Dillenburg und Herborn; der zweite Johann der Mittlere Siegen, der dritte Georg den Westerwald, der vierte Ernst Casimir Dietz und Nassau, und der fünfte Johan Ludwig das Amt Hadamar. Nach Wilhelm Ludwigs Tode stifteten seine Brüder die Linien Siegen, Dillenburg, Dietz und Hadamar, von denen die letzte 1648, die 3 ersten 1654 die fürstliche Würde erlangten. Der Graf Johann der Mittlere von Nassau-Siegen hinterließ 8 Söhne, unter welche der kleine Staat getheilt werden sollte; aber der älteste Sohn Johann kaufte nach einem langwierigen und kostspieligen Rechtshandel seinen Brüdern ihre Rechte ab, und kehrte zur katholischen Religion zurück. Mit seinem Enkel Wilhelm Hyacinth, der wegen übler Regierung durch einen Ausspruch des kaiserlichen Reichshofraths und die Execution des cölnischen Domkapitels 1708 sein Land zu verlassen gezwungen wurde, erlosch 1743 das Haus Nassau-Siegen, und seine Länder nahm die nassau-dietzische oder oranische Linie in Besitz. Eine durch des Grafen Johann IV. der reformirten Religion tur gebliebenen Bruder, den Grafen Heinrich, fortgepflanzte nassau-siegensche Nebenlinie erlosch 1734 mit dessen Urenkel Fürst Friedrich Wilhelm. Des Stifters der nassau-dillenburgischen Linie, des Grafen Georg, Enkel, Fürst Georg Ludwig, setzte diese Linie fort, so wie sein Bruder Adolf die nassau-dillenburg-schaumburgische Nebenlinie stiftete. Jene erlosch 1739 mit dem Fürsten Christian, diese 1676 mit dem Fürsten Adolf, der die Reichsgrafschaft Holzapfel bei seiner Vermählung mit der Tochter des Grafen Peter von Holzapfel (auch Melander genannt) erlangt hatte. Der Stifter der noch bestehenden nassau-dietzischen Linie, eines der ausgebreitetsten europäischen Fürstenhäuser, war Statthalter in Friesland, und fand 1632 vor Ruremont seinen

Tod; eben so verlor sein Sohn Heinrich Casimir 1640 vor Hulst sein Leben, und dessen Bruder Wilhelm Friedrich tödtete 1664 ein unglücklicher Pistolenschuß. Des letzten Sohn, Fürst Heinrich Casimir, war der Vater des oben erwähnten Fürsten Johann Wilhelm Friso, Erbstatthalter von Friesland und Statthalter von Gröningen, und Großvater des auch bereits erwähnten Wilhelm IV., der sich nach dem Vergleich mit dem letzten Fürsten von Nassau-Siegen, Wilhelm Hyacinth, 1742 zu Dillenburg und Siegen huldigen ließ. Ihm folgte 1751 sein Sohn Wilhelm V., der im Revolutionkriege 1794 die Erbstatthalterschaft und die sehr beträchtlichen Domänen in den Niederlanden verlor, aber 1802 in Deutschland zur Entschädigung erhielt die Bisthümer Fulda und Corvey, die Reichsstadt Dortmund, die Abtei Meingarten und mehrere kleine Güter und Stifter und Güter, die man zu 50 Quadratmeilen mit 120,000 Einwohnern und 160.000 Gulden Einkünften berechnete. Der Fürst von Nassau-Oranien-Dietz begnügte sich aber mit der Regierung seiner ältern Erblande, wählte Oranienstein an der Lahn zu seiner Residenz, und übergab die neuen Erwerbungen dem Erbprinzen Wilhelm Friedrich, der Fulda zur Residenz bestimmte. England zahlte 1813 an den Fürsten 60,000 Pfund Sterling, und ertheilte ihm 16.000 Pfund Sterling, Renten. Im Jahr 1814 trat Oranien-Fulda von den neuen schwäbischen Besitzungen an mittelbaren Ländern die Herrschaft Blumenegg, St. Gerhold und Bedern in Vorarlberg, die Herrschaft Liebenau zwischen der Landvogtei und Grafschaft Tettnang und mehrere zerstreute Güter in der Gegend des Bodensees gegen anderweitige Vergütung an Oestreich ab. Nach dem Tode des Fürsten am 9. April 1606 folgte Wilhelm Friedrich in der Regierung aller dietzischen Länder. Aber durch die Verfügungen des rheinischen Bundes vom 12. Juli 1806 wurde ihm die Unmittelbarkeit aller seiner Besitzungen entzogen; Dillenburg, Siegen, Hadamar und Beilstein erkannten die Souveränetät des Großherzogs von Berg, Dietz die Hoheit Nassau-Usingen und Weilburg, Weingarten die Hoheit von Würtemberg; die Länder Fulda ꝛc. gingen 1807 f. ganz verloren. Die Niederlagen der Franzosen in Deutschland im Jahr 1813 veranlaßten die Rückkehr des nassauischen Hauses nach den Niederlanden, und die Beschlüsse des wiener Congresses verschafften ihm daselbst statt seiner deutschen Länder Lüttich und Luxemburg; vgl. oben und Niederlande. Der Stifter der nassau-hadamarischen Linie Johann Ludwig bekannte sich wieder zur katholischen Religion, schloß als kais. Plenipotentiarius 1648 den Frieden von Münster ab, und erhielt dafür die Würde eines Reichsfürsten. Mit seinem Enkel Franz Alexander erlosch 1711 diese Linie, deren Länder an Nassau-Siegen, Dillenburg und Dietz fielen. Das Herzogthum Nassau ist ein souveränes deutsches Herzogthum, dessen Herzog die 13te Stelle auf dem Bundestag und im Plenum 2 Stimmen besitzt. Der Titel des Herzogs ist: von Gottes Gnaden souveräner Herzog von Nassau, Pfalzgraf bei Rhein, Graf zu Sayn, Königstein, Katzenelnbogen und Dietz, Burggraf zu Hammerstein. Das Wappen besteht aus 17 Feldern; das Herzschild od. nassauische Stammschild ist ein goldner Löwe im blauen Felde mit schräg links liegenden Schindeln bestreut. Die andern 16 Schilder folgen zu 4 und 4 in folgender Ordnung. In der obern Reihe zeigt das erste innere Schild 2 im rothen Felde über einander gehende Leoparden, wegen Dietz. Das 2te innere Schild hat 2 über inandergehende Leoparden im goldnen Felde, wegen Wallau. Das erste äußere Schild ein schwarzer Löwe im goldnen Felde, wegen der Herrschaft Mahlberg; das andre äußere Schild ein im goldnen Felde aufgerichteter rother Leopard mit blauer Krone, wegen Katzenelnbogen. In der zweiten Reihe hat das erstere innere Schild ein rothes Kreuz im silbernen Felde, wegen kaiserischer Besitzungen; das zweite innere Schild einen goldnen Löwen mit einer rothen Krone im schwarzen Felde, als Pfalzgraf bei Rhein; das

erstere äußere Schild 3 silberne Hammer im blauen Felde, als Burggraf von Hammerstein; das 2te äußere Schild einen schwarzen Löwen im goldnen Felde, als Graf zu Königstein. In der dritten Reihe hat das erste innere Schild einen aufgerichteten goldnen Löwen mit ganzem Angesichte im rothen Felde mit doppelt gespaltenem Schweife, wegen Sayn; das 2te innere Schild ein schwarzes Kreuz im silbernen Felde, wegen cölnischer Besitzungen: das erste äußere Schild im grünen Felde ein goldnes Andreaskreuz in jedem Winkel von 3 gemeinen goldnen Kreuzchen begleitet, wegen der Herrschaft Mehrenberg; das 2te äußere Schild im blauen Felde eine roth und weiß geschachte Querbinde, oben und unten 7 goldne Schindeln, deren 4 in der ersten und 3 in der zweiten Reihe stehen, wegen Limburg. In der vierten Reihe endlich hat das erste innere Schild 2 perpendicular stehende schwarze Pfäle im silbernen Felde; das 2te innere Schild eine silberne Burg im rothen Felde; beide sind saynsche Schilder. Das erste äußere Schild hat 3 rothe Sparren im silbernen Felde, wegen Idstein, und das zweite äußere Schild im schwarzen Felde einen schrägen silbernen Gürtel mit 3 schwarzen wilden Schweinsköpfen, auch wegen Sayn. — An der Gesetzgebung und Besteuerung nehmen die Landstände einen bestimmten Antheil, sie bilden 2 Abtheilungen; die erste Herrenbank, ist ausschließlich dem Adel vorbehalten; die zweite Abtheilung enthält die Landesdeputirten, 22 Mitglieder, von denen 2 von den Inspektoren der evangelischen Geistlichkeit und 1 von den Landdechanten der katholischen Geistlichkeit, 1 von den Vorstehern der höhern Lehranstalten, 15 von den höchstbesteuerten Grundeigenthümern und 3 von den größten Gewerbbesitzern gewählt werden; beide Abtheilungen versammeln sich in eigenen Lokalen abgesondert. — Die oberste Verwaltungsbehörde bildet das Staatsministerium, dem ein dirigirender Staatsminister vorsteht, welchem ein aus Vorsitzern der obersten Landesbehörden zusammengesetzter Staatsrath mit 13 Mitgliedern beigeordnet ist. Zur Verwaltung der Gerechtigkeit sind bestimmt das Oberappellationsgericht zu Wisbaden, das Hofgericht zu Dillenburg, die Criminalgerichte zu Wisbaden und Dillenburg. Die Kriegsverwaltung und die allgemeine Landesbewaffnung sind dem Kriegscollegium zu Wisbaden übertragen; die Leitung der geistlichen und bürgerlichen Angelegenheiten der Landesregierung ebendaselbst; die Finanzverwaltung der Generalsteuerdirection und der Generaldomainendirection ebenfalls zu Wisbaden, neben denen die Rechnungskammer auch in Wisbaden zur Aufsicht der Rechnungsprüfung für alle Einnahme- und Verwaltungsbehörden des Landes angeordnet ist. In jedem Bezirk der 28 Aemter ist ein Amtmann, ein Land-Oberschultheiß, ein Assessor oder Amtssecretair angestellt, und ihr Wirkungskreis umfaßt die Rechtspflege in erster Behörde in Gegenständen der streitigen und freiwilligen Gerichtsbarkeit, soweit nicht ein bevorrechteter Gerichtsstand für einzelne Personen und Rechtssachen gesetzlich ist; dann die gesammte bürgerliche und geistliche Verwaltung, so weit sie nicht durch die Natur der Gegenstände oder bereits bestehende Anordnung besondern Behörden hingewiesen ist. Im Budget für 1818 wurden die Einnahmen zu 1.424.153 und die Ausgaben zu 1.492.010 angenommen, so daß 67357 Gulden zur Deckung des Staatsbedarfs fehlten; für 1819 betrug der Anschlag für die Bedürfnisse 150.000 Gulden weniger, als im vorigen Jahre. Auf den Kammercassen haften an 6 Millionen Gulden Schulden, die der Herzog auf das Patrimonialvermögen seines Hauses übernahm, ungeachtet seit 1802 für 3 Millionen Domainengüter veräußert wurden, um die Steuern zu vermindern, welcher Verlust durch den Werth der erworbenen Malteser und Stiftsgüter nicht gedeckt ist. Von den 1817 auf 5.172.000 Gulden berechneten Gemeindeschulden sind fast 1½ Million abgezahlt, und nur 4.671.000 Gulden zu verzinsen.

Das Militair beträgt 3000 Mann. Die 28 Aemter des Herzogthums sind: Braubach, Dietz, Dillenburg, Eltville, St. Goarshausen, Hachenburg, Hadamar, Herborn, Höchst, Idstein, Königstein, Limburg, Marienberg, Meudt, Montabaur, Nassau, Reichelsheim, Renneroth, Rüdesheim, Runkel, Usingen, Hochheim, Wehen, Weilburg, Wisbaden, Langenschwalbach, Nastätten, Selters. Die Haupt und Residenzstadt ist Weilburg.

Nassau-Siegen (Johann Moritz, Graf von), geb. 1604, Enkel des Grafen Johann des Aeltern von Nassau, Stifter der Linie Dillenburg, eroberte von 1637 bis 1638 die schönste Hälfte von Brasilien, wovon er bis 1644 Gouverneur war. Er st. 1679 zu Wesel als brandenburgischer Statthalter von Cleve und Großmeister des deutschen Ordens. Seine Kriegsthaten in Brasilien beschrieb Caspar Barläus, Amsterdam 1647. Fol. — 2) Karl Heinrich Nikolaus Otto, Graf von), geb, 1745, begleitete den berühmten Weltumsegler Bougainville in den Jahren 1766 bis 1769 auf seinen Reisen um die Welt, trat dann in französische und nicht lange darauf in spanische Dienste, wo er sich insbesondere bei der Belagerung von Gibraltar auszeichnete. Die Kaiserin Catharine II. übertrug ihm während des Türkenkriegs den Oberbefehl über eine Abtheilung ihrer Flotte auf dem schwarzen Meer, womit er 1788 den Türken einen Seeschlacht lieferte, in der er siegte. Als Viceadmiral schlug er 1790 eine schwedische Flotte an der Küste von Finnland, durchreiste dann einen Theil von Europa und starb in Frankreich 1804.

Nation. Nation bezeichnet einen kollektiven Begriff, und bedeutet eine größere oder kleinere Menge Menschen, die durch Abstammung, Sprache, Religion, Sitten, Gebräuche, Verfassung zu einem gesellschaftlichen Ganzen verbunden werden. Nationen sind ursprünglich kein Werk der Kunst; sie haben eine ewige Wurzel, aus der sie emporkeimen, wachsen und blühen: es ist die Natur; in ihr liegen die ersten und auch festesten Bande, wodurch sie eine Menschenmenge zur Nation verbindet. Der Naturzustand des Menschen ist der Stand der Gesellschaft: denn in dieser wird er gebohren und erzogen, zu ihr führt ihn der aufwachende Trieb seiner schönen Jugend, und die süßesten Namen der Menschheit, Vater, Kind, Bruder, Schwester, Geliebter, Freund, Versorger, sind Bande des Naturrechts, die im Stande jeder ursprünglichen Menschengesellschaft statt finden. Mit ihnen sind auch also die ersten Keime zur Nation und zur Regierung gelegt: Ordnungen der Familie, ohne die unser Geschlecht nicht bestehen kann; Gesetze, die die Natur gab und auch durch sich selbst genugsam einschränkte. Familien waren also die Pflanzschule der Nationen; im Schooße der Liebe bildete sich das Menschengeschlecht. Doch die heiligen Naturgefühle der älterlichen und kindlichen Anhänglichkeit nehmen, mit den Graden der Entfernung von ihrer Quelle ab, und je mehr die Familien anwachsen, und je weiter sich die Gesellschaft ausdehnt, desto schwächer müssen jene vereinenden und zusammenhaltenden Bande werden: das war es denn, was ohne eine äußere zwingende Macht, sie mochte nun rechtmäßig aus der Gesellschaft selbsten entsprungen seyn, oder gewaltsam sich in ihr herrschend erhoben haben, und, wenn die Familienbande sich lößten, weil ihre Wirkungen sich nur auf engere Kreise erstreckten, eine stark angewachsene Menge zusammenhielt und zur einer Nation verband. Durch die Natur erkannte jedes Glied an sich den gemeinschaftlichen Ursprung; jedes war Erbe der väterlichen Stammhütte, Sprache, Sitten, Gebräuche, dieselbe Empfindung und Denkweise; mit einem Worte das Vaterland, verknüpften den Einzelnen mit dem Ganzen, und erweckten in ihm das Gefühl daß es seine Heerde sey, in der er glücklich seyn könnte; und weil er sich in jedem Gliede theilweise wiederfand, so erzeugte dies nothwendig Neigung. Bloße Bekanntschaft und Gewohnheit unterhält Neigung, und die Erfah

rung der Gesellschaft bringt jede Leidenschaft der menschlichen Seele auf ihre Seite. Ihre Triumphe und Glückseligkeiten, ihre Trübsale und Widerwärtigkeiten erzeugen eine Verschiedenheit und Gewalt der Bewegung, die nur in der Gesellschaft unserer Nebengeschöpfe statt finden können. Nur hier lernt ein Mensch seiner Schwachheit, seiner Sorgen für Sicherheit und Unterhalt vergessen: und aus denjenigen Leidenschaften zu handeln, die ihn auf seine Stärke aufmerksam machen. Hier findet er, daß seine Pfeile geschwinder als der Adler fliegen, und seine Waffen tiefer, als die Klauen des Löwen oder der Zahn des Ebers verwunden. Nicht allein der Gedanke einer nahen Hülfe, noch die Liebe, sich unter seinem Haufen hervorzuthun, ist es, der ihm Muth einflößt; oder sein Herz mit einem Zutrauen erfüllt, das selbst seine natürlichen Kräfte weit übersteigt. Heftige Leidenschaften von Haß oder Liebe, sind die ersten Aeußerungen der Kraft in seinem Herzen: unter ihrem Einflusse wird jede andere Betrachtung, außer derjenigen, die auf sein Objekt gerichtet ist, vergessen: Gefahren und Schwierigkeiten bringen ihn nur noch mehr auf. Die Menschen pflegen nichts weniger, als die Gesellschaft, wegen blos äußerlicher Bequemlichkeiten, hochzuschätzen: sie sind ihr vie mehr da am meisten ergeben, wo sich diese Vortheile am wenigsten finden, und da die getreusten, wo der Zoll ihrer Verbindung mit Blut muß entrichtet werden. Die Zuneigung wirkt mit der größten Gewalt, wo sich ihr die größten Schwierigkeiten entgegen setzen. In dem Busen der Aeltern ist sie unter den Gefahren und Bedrängnissen des Kindes am allerlebhaftesten. In der Brust eines Mannes verdoppelt sie ihre Flamme, wo die Beleidigungen oder das erlittene Unrecht seines Freundes oder seines Vaterlandes seine Hülfe fodern. Was so die Natur begonnen, vollendete der Mensch; sie legte die Grundsteine zur Bildung der Nationen; der Mensch baute auf ihnen weiter: äußere Gewaltthätigkeiten, die Alle und Jeden drohten, gemeinschaftliche Kriege, wechselseitige Hülfe bei Urbarmachung des Landes, und andern Lebenseinrichtungen; viel verschlungene Interessen, Ruhm, Schmach, Thaten, Leiden, die das Ganze trafen, fühlt der Einzelne innig mit und verbinden ihn fester mit seinem Volke; selbst das, was die Einzelnen oft von einander scheidet, Unglück, verbindet den Menschen enger mit dem Vaterlande, bei dessen Leiden der wildeste Barbar mit höherer, feuriger Liebe empfindet, er seye sein Sohn — Man hat die Nationen in drei große Klassen getheilt: 1) in Nationen vor der Stiftung des Eigenthums, oder wilde Völker. Von einem Ende des Landes Amerika bis zu dem andern; von Kamschatka gegen Westen bis an den Fluß Oby; und von der Nordsee, die Länge hin über dieselbe Landschaft, bis an die Gränzen von China, von Indien und Persien; von dem kaspischen bis an das rothe Meer, sehr wenig ausgenommen, und von da über das inländische feste Land und die westlichen Küsten von Afrika, treffen wir überall Nationen an, denen wir die Benennungen barbarischer, oder wilder Nationen beilegen. Von den Nationen, die in dieser, oder sonst einer andern nicht sonderlich wohlbestellten Gegend des Erdbodens wohnen, nehmen einige ihren Unterhalt hauptsächlich von der Jagd, oder von der Fischerei, oder von den natürlichen Gewächsen der Erde. Auf Eigenthum haben sie gar wenig Aufmerksamkeit, und kaum den geringsten Anfang einer Unterwürfigkeit, oder Regierung. In einer Nation, die ihren Unterhalt auf der Jagd, oder durch die Fischerei sucht, sind das Gewehr, das Hausgeräthe, und der Pelz, den das einzelne Mitglied trägt, für dasselbe die einzigen Gegenstände des Eigenthums. Die Speise auf den künftigen Tag ist noch wild in dem Walde, oder in der Lache verborgen, und diese kann sich niemand eher zueignen, als bis sie gefangen wird. Auch alsdenn fällt sie, als eine Sache, welche mehrere erwerben helfen, die in Gesellschaft jagen, oder fischen, der ganzen Gemeine anheim, und wird entweder unmittelbar zum gemeinen Gebrauche angewendet, oder es wird

daraus ein Zuwachs zu dem Vorrathe für die ganze Gesellschaft. Wo wilde Nationen, dergleichen in den meisten Gegenden von Amerika sind, mit der Handthierung der Jagd irgend eine Gattung eines rohen Feldbaues vermischen, daselbst behalten sie, was den Erdboden, und die Feldfrüchte betrifft, eben auch die Gleichförmigkeit ihres Hauptgegenstandes bey. Gleichwie die Mannspersonen in Gesellschaft jagen, also arbeiten die Weibspersonen gemeinschaftlich. Nachdem sie die Arbeit bei der Saatzeit unter sich getheilet haben, so genießen sie auch die eingeerndteten Früchte in Gemeinschaft. Der Jäger, und der Krieger werden in der Familie, als ein Theil des Schatzes geachtet. Sie werden zu solchen Gelegenheiten aufgehoben, wo Gefahr vorhanden ist, und viel gewagt werden muß; außer den öffentlichen Versammlungen, in den Zeiten zwischen der Jagd und dem Kriege, können sie sich nach ihrem Belieben einen Zeitvertreib machen, oder faullenzen, und die Weibspersonen sorgen für ihren Unterhalt. Wenn Menschen an irgend einem Orte es mit dem Artikel vom Eigenthume auf den Fuß halten, wie wir eben jetzt vorgestellet haben, so können wir gar leicht glauben, was die Reisebeschreiber ferner von ihnen erzählen, daß unter ihnen kein Unterschied des Ranges, oder des Standes gilt; und daß sie eigentlich keinen Grad von Subordination unter sich haben, der von der Vertheilung der Verrichtungen verschieden wäre, die sich nach den Verschiedenheiten des Alters, der Gaben, und der Gemüthsneigung richtet. Persönliche Eigenschaften geben nur etwa einen Vorzug bei solchen Gelegenheiten, wozu ihre Aeußerung erfordert wird. Inmittelst ist der Charakter des Gemüths in diesem Stande nicht auf Unwissenheit allein gegründet. Die Menschen sind ihrer Gleichheit bewußt, und halten genau über ihre Rechte. Sogar wenn sie einem Anführer ins Feld folgen, können sie die Ansprüche an ein förmliches Recht zu befehlen nicht vertragen. Unter den Nordamerikanischen Nationen ist ein jedwedes einzelnes Mitglied unabhängig; doch ist es, durch seine Neigungen, und durch die Gewohnheit an die Sorgen einer Familie gebunden. Familien sind, gleich eben so vielen abgesonderten Zünften, keiner Aufsicht oder Regierung von auswärts her unterworfen. Alles, was zu Hause vorgehet, sogar Blutvergießen und Mord, sind Dinge, die sie ihrer Meinung nach alleine angehet; mittlerweile sind sie die Theile eines Cantons; die Weibspersonen halten sich zusammen, ihren Mätze zu pflanzen; die alten Männer gehen zu der Versammlung; der Jäger, und der Kriegsheld nehmen die Jugend ihres Dorfes mit sich zusammen ins Feld. Viele solche Cantons versammlen sich um eine Nationalversammlung auszumachen, oder eine Nationalunternehmung auszuführen. Zu der Zeit, da die Europäer sich zuerst in Amerika festsetzten und anbaueten, hatten sechs solche Nationen einen Bund gemacht, sie hatten ihre Amphictionen oder Generalstaaten, und durch die Festigkeit ihrer Vereinigung, und die geschickte Anstalt ihrer Versammlungen hatten sie sich von dem Einflusse des St. Laurenziusflusses, bis zu der Mündung des Missippi in Ansehen gesetzt. Sie zeigten ganz deutlich, daß sie in den Gegenständen der Eidgenossenschaft sowohl, als der abgesonderten Nation, eine gute Einsicht hatten; sie ließen sich ein Gleichgewicht der Macht angelegen seyn; die Staatsmänner der einen Landschaft gaben auf die Absichten, und Veranstaltungen einer andern Achtung; und gaben, in wie ferne es die Gelegenheit veranlassete, mit ihrer Zunft bald auf dieser, bald auf jener Seite den Ausschlag. Sie hatten ihre Bündnisse und ihre Vergleiche, die sie eben so, wie die Nationen von Europa, aus Staatsursachen theils fest hielten, theils zertrennten. Sie hielten den Frieden, so lange sie bemerkten, daß Nothwendigkeit, oder Vortheil es erforderten; sie zogen zu Felde, wenn sie irgend aufgefordert wurden, oder sich Eifersucht regte. Solchergestalt verhielten sie sich, ohne irgend eine festgesetzte Regimentsform, oder irgend eine

bestätigte Vereinigung, mit einer solchen Uebereinstimmung und einem Nachdrucke, als wären sie ordentliche Nationen. Ausländer finden allemal, ohne daß sie im Stande sind, zu entdecken, wer die Obrigkeit, oder auf was für Art und Weise der Senat zusammen gesetzt ist, eine Versammlung mit der sie Unterhandlungen pflegen, oder einen Trupp Kriegsleute, mit welchen sie fechten können. Ohne Polizei, oder antreibende Gesetze, wird in ihrer einheimischen Gesellschaft alles in gehöriger Ordnung veranstaltet, und die Abwesenheit fehlerhafter Einrichtungen ist eine bessere Sicherheit, als irgend eine öffentliche Stiftung zu Unterdrückung der Verbrechen. Dies ist das Bild der wilden Nationen; in den Hauptzügen sind sie sich fast überall auf Erden gleich, und weichen nur in einigen Nüancen von einander ab. Die zweite Klasse bilden die rohen Nationen unter dem Begriffe des Eigenthums oder Barbaren. Wenn das einzelne Mitglied unter seinen Kameraden nicht länger eben dieselbe Neigung, ein jedwedes Ding dem gemeinen Gebrauche zu überlassen findet, so reget sich in ihm eine Sorge für sein persönliches Glück oder es geräth in Unruhe, die jeder Mensch für sich selbst zu tragen pfleget. Er wird sowohl durch Nacheiferung und Eifersucht, als durch das Gefühl der Nothwendigkeit angetrieben. Er gibt zu, daß Betrachtungen des Eigennutzes in seinem Herzen Platz finden, und wenn jede Begierde nach dem Gegenwärtigen hinlänglich befriediget ist, so kann er mit einer Absicht auf das Künftige handeln, oder er findet vielmehr darinnen einen Gegenstand der Eitelkeit, daß er etwas gesammlet hat, was zu einem Dinge geworden ist, worauf Jedermann Anspruch macht, und welchem eine allgemeine Hochschätzung widerfährt. Aus diesem Bewegungsgrunde kann er da, wo der Gewaltthätigkeit Einhalt gethan wird, seine Hände mit diesem oder jenem Gewerbe beschäftigen, sich selbst auf eine mühsame langweilige Arbeit einschränken, und die entfernte Vergeltung für seine Bemühung geduldig erwarten. Ein Haufen, der von den einfachsten Gewächsen der Natur gesammlet wird, oder eine Heerde Vieh sind in einer jeden rohen Nation die ersten Gattungen von Vermögen. Die Beschaffenheit des Erdbodens und die Himmelsgegend bestimmen, ob der Einwohner sich hauptsächlich auf den Ackerbau, oder auf die Viehweide legen soll; ob er sich an einem Orte einen beständigen Wohnplatz wählen, oder ob er mit all seinem Hab und Gute von einem Flecken zum andern ziehen soll. Aber rohe Nationen mögen ihren Unterhalt auf diese oder jene Weise besorgen, so gibt es doch gewisse Punkte, worinnen sie, was die ersten Eindrücke des Eigenthums betrifft, ziemlich mit einander überein kommen. Sie sind noch immer der Arbeit abgeneigt, dem Kriege zugethan, Bewunderer der Tapferkeit und, mit dem Tacitus zu reden, gehn sie mit ihrem Blute verschwenderischer um, als mit ihrem Schweiße. In ihrem Anzuge sind sie große Liebhaber von seltsamen Zierrathen, und bestreben sich, die müßigen und langweiligen Zeiträume eines der Gewaltthätigkeit ergebenen Lebens mit gefährlichen Lustbarkeiten und mit Glücksspielen auszufüllen. Jede sclavische Beschäftigung überlassen sie Weibern oder Sclaven. Aber wir können leicht begreifen, daß, da nun mehr einzelne Mitglieder einen abgesonderten Vortheil gefunden haben, die Bande der Gesellschaft nicht mehr so fest, und einheimische Unordnungen zahlreicher werden müssen. Sobald als die Mitglieder einer Gesellschaft unter einander durch ungleiche Theile in der Abtheilung des Eigenthums unterschieden werden, so wird der Grund zu einer fortdauernden und handgreiflichen Subordination gelegt. Diesem zufolge finden dergleichen Umstände unter den Menschen alsdann statt, wenn sie aus dem Stande der wilden Lebensart in denjenigen treten, den man die Barbarei nennen kann. Mitglieder von einerlei Gemeine, gerathen entweder über gleiche Ansprüche, oder aus Rache, untereinander in Uneinigkeiten.

Sie vereinigen sich, indem sie Anführern folgen, die sich durch ihre Glücksgüter und durch ihre vornehme Herkunft vor andern hervorgethan haben. Sie verbinden das Verlangen nach Raube mit der Liebe zum Ruhme; und in der Meinung, daß Alles, was durch Gewalt erworben wird, mit gutem Rechte dem Sieger gehöre, werden sie Menschenjäger und lassen allen Zwist auf die Entscheidung des Schwertes ankommen. Jede Nation ist eine Bande von Räubern, die, ohne sich Zwang anzuthun, oder ein Gewissen zu machen, ihre Nachbarn plündern. Ein auf seinem Pferde sitzender Tartar ist ein Raubthier, das sich nur stets umsieht, wo Vieh anzutreffen ist und wie weit es, um dasselbe zu besitzen, gehen müße. Ein ähnlicher Trieb regiert ohne Ausnahme unter allen barbarischen Nationen von Europa, Asien und Afrika. Die alten Geschichten von Griechenland und Italien, und die Fabeln eines jeden alten Dichters enthalten Beispiele von der Macht desselben. Dieser Trieb war es, der unsere Vorfahren zuerst in die Provinzen des römischen Reichs brachte, und der sie nach der Zeit, vielleicht mehr, als ihre Ehrerbietung gegen das Kreuz, veranlaßte, nach dem Morgenlande zu ziehen und in Gesellschaft der Tartaren an der Beute des saracenischen Reichs Antheil zu nehmen. Es können Jahrhunderte vergehen, ehe eine barbarische Nation ihren rohen Zustand verläßt, und auf der Bahn der Civilisation, welche die dritte Klasse der Nationen bildet, voranschreitet: selten geschieht dies durch einen innern Trieb, durch selbstständige, sich einzig überlassene Entwickelung ihrer Seelenkräfte; meist waren es andre Völker, die sie bald freundlich, bald feindselig in ihren Wirkungskreis zogen, welche ihnen die ersten Keime der Civilisation und der Cultur zubrachten. Die vorzüglichsten Mittel, welche der Genius der Menschheit sich bediente, um rohe Nationen durch gesittetere bilden zu lassen, waren Religion, Handel, Krieg und das Uebertragen der Staatsverfassung. Jede Religion erweckt in ihren Anhängern einen Verähnlichungs-, einen Verbreitungstrieb, der um so größer ist, um so stärker wirkt, je fester und inniger die Bekenner von der Wahrheit ihrer Religion überzeugt sich fühlen. Die asiatischen Religionen zeichnete im Alterthum dieser Trieb aus; daher dehnten sie ihren Einfluß auch so weit über die Grenzen ihrer Geburtstädte hinaus und civilisirten Barbaren. Der Charakter der Civilisation, die von Religion ausging, ist langsames und einseitiges Fortschreiten aber tiefes Eingreifen, so daß seine Züge auf Jahrhunderte nicht mehr zu verwischen sind; Thibet, Japan, Sina, welche durch Religion ihre Cultur aus Indien bekamen, geben hiervon das Beispiel. Krieg, ungleich der Religion, impft Bildung mit Gewalt ein; er ist rascher in seinem Gange, aber seine Folgen für die Cultur vorübergehender, wenn nicht der Sieger und Besiegte sich bleibend vermischen, wo dann dieser oder jener der Lehrmeister des andern wird, je nachdem er eine höhere Stufe der Bildung erstiegen hat: so brachten die siegenden Griechen ihre Cultur nach Asien, die Römer nach Deutschland, Gallien und Spanien, dagegen überwand Sina, so oft es von den wilden Mongolen unterjocht wurde, seine Sieger wieder durch Cultur, und machte sie gesitteter.

Nationalbewaffnung, s. Landwehr.

Nationalbildung. Der Staat ist und wird etwas durch das Volk, das ihn bildet. Darüber darf in unsern Tagen nicht wohl gestritten werden, ob der Staat etwas mehr seyn soll, als Bequemlichkeits- oder Versorgungsanstalt; was er mehr ist als dieses, das wird und ist er durch das Volk. Dieses halten nicht blos gemeinschaftliche Abstammung und Heimathlichkeit, Sprache, Sitte und Herkömmlichkeit zusammen, sondern bei höchst verschiedenartigen Ermäßigungen des äußern Zustandes, der Beschäftigungen, der Einsichten und Fertigkeiten, der Anstrengungen und Genüße, begegnet es sich in ursprünglich verwandten Vorstellungen und Bildern von Lust und Schmerz, in Wünschen und Besorgnissen, in Hoffnungen und Forderun-

gen, in Abneigungen und Weigerungen; es bewegt sich mit fast gleichmäßiger Liebe und Theilnahme in einem, ihm eigenthümlichen Kreise der Vergangenheit und Zukunft; theils in dunklerem Gefühle, theils mit hellerer Einsicht werden dieselben Vorstellungen von dem, was Recht, Wahr, Schön ist, bewahrt und gepflegt; Einzelnheiten in bunter Mischung erwachsen zu einem Ganzen; unvermerkt entfaltet sich und erstarket kindliche Anhänglichkeit an dieser Gesammtheit, eine freie innig tiefe Achtung dafür vererbt von Geschlecht auf Geschlecht, und wenn auch durch neue Verhältnisse und äußere Einwirkungen der Zeit vielen Veränderungen unterworfen, doch von gleicher, eher wachsender als verringerter Stärke; Familienleben und Häuslichkeit verschmilzet in Vaterlandsliebe und Volksthum: der Mensch lebt, denkt, handelt in den Gränzen der Eigenthümlichkeit seines Volkes; für die Genossen eines Stammbundes gilt ein Gefühl, ein Streben, ein Gesetz, eine Pflicht; das Einzelne stehet in unzertrennlicher Wechselwirkung mit dem Ganzen. So gestaltet sich das Seyn und Leben eines Volkes zu fortdauernder innerer Einheit; so schließet sich mit unsichtbaren starken Banden die Gegenwart an Vergangenheit an; Alles, was kömmt und wird, an das, was gewesen ist und wodurch es bedingt wurde. Wo solches inneres Volksleben gefunden wird, da spiegelt sich dasselbe ab in Gebilden der Sprache, in Schrift- und Kunstwerken; es drücket sich aus in Ahnungen und Meinungen, in Sprüchen und Sagen, in Ueberlieferungen und Gesängen. Das wahrhaft Eigenthümliche des Volkskunstwesens in Bild und Sprache kann nur aus des Volkes innerem Seyn und Leben hervorgehen, und dieses wird durch solche Thatsachen in der Erscheinungswelt versinnlicht und veranschaulicht, bewahrt und verewigt. Das Sprach-, Schrift- und Kunstwesen der Völker muß, wie die Grundlage, worauf es ruhet, nach ursprünglichen Anlagen, nach Umgebungen und Naturinwirkungen, nach Erfahrungen, Schicksalen und äußern Verhältnissen höchst verschiedenartig hervortreten. Wir würden daher mit der hinreichend beurkundeten Wirklichkeit oder mit der ihre Stelle vertretenden höhern Wahrscheinlichkeit in unausgleichbaren Widerspruch treten, wenn die nach Oertlichkeit und Zeit sich stark und wesentlich unterscheidenden Erscheinungen aus einem und demselben Gesichtspunkte betrachtet, aus einem Grundsatze erklärt und nach einem Maaßstabe beurtheilt werden sollten. Reine Eigenthümlichkeit läßt sich nur sehr wenigen Völkerschaften zugestehen; die reinste, wie es scheint, und abgeschlossenste den Indiern; in jüngerer Zeit, nicht ohne einige Beschränkungen, den Aegyptern und Sinesen. Schon bei den Griechen floß mannigfaltige Gabe für Einbildungskraft und Verstand aus mehrern Gegenden Asiens zusammen; wenn gleich das geistig und körperlich schön geartete Volk durch die ihm einwohnende ausgezeichnete Bildungkraft und leichte Gewandtheit Alles in der Art sich aneignete, daß der fremden Abkunft Spur, fast bis zur Unkenntlichkeit, verwischt zu werden pflegte. Mit bezaubernder Selbstständigkeit erhob es sich zu eigenthümlich-freiem Schönheitssinne und Kunstleben; ihm entfaltete sich die wundersame Blüte veredelter Sinnlichkeit und gesellschaftlicher Kunstbestrebung; und darum ist dieses Volk für die entfernteste, übrigens in grellen Abweichungen getrennte Nachwelt gemeinsames Musterbild freudiger Gestaltungen und geistiger Veredlung des Lebens geworden. Rom opferte rauhe Eigenthümlichkeit dem Genuße auf, welchen Griechenlands rauhe Lustfülle und Kunstreichthum darboten; und seitdem ziehet sich eine Kette von Kunsterfahrungen und Genußüberlieferungen durch alles Literaturwesen der jüngeren gebildeten Völker bis auf unsere Tage hin, eine Kette, deren letzter Ring an Griechenlands unsterbliches Frühlingsleben befestiget ist. Selbst die bedeutendsten Veränderungen im Glauben und sittlichen Gefühl haben dieses lange, von Zeit zu Zeit verjüngt kräftigere Fortwirken einmal angeregter und bis zu gewisser Höhe und Reife ausgebildeter Kräfte und Strebungen nicht hemmen, viel-

weniger vernichten können. Europens Völker haben in der, ihrem Fortschreiten zu höherer gesellschaftlicher Ausbildung und geistiger Regsamkeit förderlichen entscheidenden Zeit, mit Hintansetzung, oft mit Aufopferung ausschließlich unterscheidender Eigenthümlichkeit, sich dem Muttergesetze des klassischen Alterthums im strengeren oder milderen Sinne unterworfen. Was dieser Umwandlung ihres Kunststrebens voraufgegangen war, mußte größtentheils als veraltet und nicht mehr zeitgemäß zurücktreten; weniges davon behauptete sich durch überwiegende innere Trefflichkeit; das ungleich mehrste schien auf geschichtlichen Werth beschränkt zu werden. Seltene Geister in Italien, Spanien und England versöhnten und verschmolzen die alte Zeit mit der neuen und gaben dieser einen Ruhmglanz, welcher alle Nachbildung ausschließet.

Nationalconvent, s. Frankreich.

Nationalfeste, sind Feste, Feierlichkeiten und Spiele, an den die ganze Nation Theil nimmt. Ihr Entstehen verdanken sie meist irgend einer großen Begebenheit, dessen Andenken durch sie erhalten und verherrlicht werden sollte. Es versteht sich von selbsten, daß diese Begebenheit national sey, und in ihr das Volk eine höhere, größere Anstrengung seiner Kräfte, ein ruhmvolles Streben, ein glücklich errungenes Ziel, das auf sein Seyn und Leben einen bedeutenden Einfluß gehabt hat, erkennen muß: denn nur ein solches Nationalereigniß darf darauf Anspruch machen, durch eine jährlich wiederkehrende Feierlichkeit sein Gedächtniß beim Volke lebendig zu erhalten. Die Wichtigkeit der Nationalfeste haben vorzüglich die alten Gesetzgeber erkannt, sie wollten durch sie nicht allein einer erfolgreichen Begebenheit ein Denkmal stiften, das dem Volke die Thaten seiner Väter zurückrufen sollte, sondern sahen in ihnen auch ein Vereinigungsband der Nation, besonders da, wo diese aus mehrern kleinern Völkerschaften und Stämmen bestand, die durch Privatinteresse leicht vom Allgemeinwohl der Nation getrennt werden, und unter einander in Zwiespalt gerathen konnten. In dieser Absicht schuf Moses gewiß die Volksfeste der Israeliten; sie waren alle rein national, und deuteten auf wichtige Begebenheiten, wobei das ganze Volk thätig und leidend wirksam gewesen war, und sollten mehrmal im Jahre ihm den Gedanken vor die Seele führen, daß sie, wenn auch in mehrere Stämme getheilt, doch Alle Brüderstämme desselben Vaterhauses seyen, und daß, wie bei den Thaten, deren Andenken in den Festen lebten, der Fall gewesen war, es nur vereint und gemeinschaftlich strebend, etwas Großes vollenden, und sich als unabhängige Nation behaupten könne. Die Volksfeste der Israeliten als Erinnerungsfeier der Losreißung des Volkes vom Sklavenjoche, seiner Züge, Leiden und Thaten in der Wüste, seiner Gesetzgebung, waren im Ursprunge und im Zwecke durchaus volksthümlich, und folglich ganz national. Dieselbe Bewandtniß hatte es mit den Volksfesten der Griechen: nur erreichten sie ihren politischen Zweck, Vereinigung der getrennten kleinen Völkerschaften, höchst unvollkommen. Zwar waren alle Feindseligkeiten während den Nationalspielen verboten, und dieser kurze Waffenstillstand konnte dazu dienen, die Gemüther der streitenden Völker abzukühlen, und den Versuchen, friedlich den Krieg zu schlichten, erwünschten Eingang zu verschaffen: doch sagt uns die Geschichte nicht, daß auf den isthmischen, olympischen und andern Spielen ein Friede geschlossen sey, oder die Partheien sich genähert hätten; so viel ist aber gewiß, die Spiele trugen viel bei, daß die verschiedenen unabhängigen Staaten Griechenlands sich für Glieder einer Nation erkannten, und ihre Unabhängigkeit gegen äußere Feinde mit vereinten Kräften vertheidigten. Die französische Revolution, deren Lenker so Vieles aus dem Alterthume nachahmten, rief auch die Nationalfeste wieder ins Leben; weil aber kein hohes Alter sie ehrwürdig machte, und sie nur Kinder eines vorübergehenden Freiheitrausches waren: so gingen sie wieder unter, als ihre Mutter, die

republikanische Verfassung, eines gewaltsamen Todes starb. In Deutschland versuchte man das Andenken an die Leipziger Schlacht durch ein Nationalfest zu verewigen; es blieb aber nur ein frommer Wunsch.

Nationalgarden. Die franz. konstituirende Nationalversammlung entwarf zuerst den Plan zu einer wahren Nationalbewaffnung, indem sie durch ein Dekret am 12. Juni 1790 erklärte, daß der nur auf die Rechte eines Staatsbürgers Anspruch machen dürfe, welcher der Pflicht, sein Vaterland zu vertheidigen, in der Nationalgarde Genüge geleistet habe. Bei der Bildung der Nationalgarde am 29. Dezemb. 1791, legte sie folgende Grundsätze zu Grunde: Nur zum Schutze und Dienste der Nation innerhalb der Gränzen des Landes sey die Nationalgarde errichtet; sie solle daher nie zu einem Eroberungskriege, dem die französische Nation durchaus entsage, dienen, und nicht gegen die Freiheit irgend eines Volkes gebraucht werden. Durch dasselbe Dekret wurde sie der willkührlichen Leitung der Militärbehörden entzogen, und gesetzlich unter die Verfügung der Civilbehörden gestellt. Es wurden Cantons- und Departementsgarden errichtet, in die freiwillig der zwanzigste Mann trat; sie wählten ihre Offiziere selbst, erhielten Waffen, Uniform und Sold. Die Anzahl der Bataillone ward auf 216 bestimmt. Doch wie es den republikanischen Gewalthabern so oft erging, daß ihr Handeln fast stets mit ihren öffentlich ausgesprochenen Grundsätzen in Widerspruch gerieth, so ging es auch hier; die Nationalgarden, anstatt bloß zum Schutze des Reiches zu dienen, wurden zum Werkzeuge der Eroberungssucht, und anstatt eine Wache der Nationalfreiheit zu seyn, trieb man sie über die Gränze zur Unterdrükkung anderer Völker. Unmittelbar nach dem 3ten Okt. 1795, an dem die pariser Nationalgarde, welche sich gegen den Despotismus des Direktoriums empörte, durch die Linientruppen des Konvents unter Anführung Napoleon's geschlagen wurde, verlor die Nationalgarde auch ihre Civilverfassung, nachdem sie schon vorher gegen ihren Volkszweck gebraucht worden war. Ihr Generalstab ward aufgelöst, sie selbst der Verfügung der Civilbehörden entnommen und dem General der Armee des Innern untergeordnet. Im Jahre 1797 im August gaben ihr die beiden gesetzgebenden Korps Frankreichs von Neuem eine gesetzliche Organisation, und stellten sie wieder zum Theil unter die Leitung der Civilbehörden; Napoleon griff zwar diese Form nicht an, hob aber, indem er sie von der Militärgewalt abhängig machte, ihre volksthümliche Tendenz auf, und zwang sie zum aktiven Dienste innerhalb der Gränzen des Reichs, während er mit den Linientruppen auswärtige Kriege führte. 1810 verschmolz er sogar 4 Bataillone der Nationalgarden des nördlichen Departements, die gegen die gelandeten Engländer sich muthig gezeigt hatten, mit den kaiserlichen Garden. Am 13. März 1812 wurde durch ein Senatsdekret die waffenfähige Mannschaft des Gesammtreichs in drei Nationalbanne getheilt: den ersten bildeten alle nicht zum aktiven Dienste berufene junge Männer vom 20. bis 26. Jahre; den zweiten die vom 26. bis 40., und den dritten die waffenfähigen von 40 bis 60 Jahren. Aus dem ersten Banne hob er 100.000 Mann in 100 Cohorten; sie sollten nur auf dem Boden des Vaterlandes kämpfen; aber noch in demselben Jahre wußte man viele zum Gegentheile zu locken. Nach seinem Sturze strebten die Königlichgesinnten, sie unmittelbar von dem Willen des Königs abhängig zu machen; er ernannte seinen Bruder zum Obergeneral, kein Offizier durfte mehr gewählt werden, und die Nationalgarde wurde den Departements- und Kantonsbehörden entzogen. Doch 1818 willfahrte der König dem Wunsche des Volks, löste den Generalstab der Nationalgarde auf, und stellte sie wieder unter die Civilbehörden.

Nationalgeld ist der von der Nation anerkannte Vermögensmesser, der den Zweck hat, den Werth der Waaren zu bestimmen, und gegen sie als Aequivalent ausgegeben zu werden. In den ersten Zeiten des Völkerverkehrs, ehe man gemünztes Geld kannte, oder die edeln Metalle zu einem solchen Messer

gebrauchte, war es gewöhnlich Vieh, wornach der Werth irgend eines Dinges bestimmt wurde; selbst bei den Römern diente Grundeigenthum hiezu. Zum Nationalgelde können zwar alle Güter angewandt werden, die einen bleibenden Werth besitzen; doch ist die Werthbestimmung und Berechnung unbedeutender Gegenstände nach einem großen Vergleichungsmaßstabe, als Vieh, Grundeigenthum, mit sehr vielen Schwierigkeiten verbunden, und nicht selten unmöglich; dagegen die edlen Metalle als Werthmesser viel tauglicher sind, und unter ihnen besonders das Silber; weil sein Werth überall so ziemlich sich gleich bleibt, und nicht, wie Vieh oder andre Güter, bald in einem sehr hohen, bald in einem sehr niedrigen Preise steht; weil es in größerer Menge vorhanden, und somit gleichmäßiger vertheilt ist.

Nationalgüter sind solche Grundstücke, über welche die Nation durch einen Beschluß die freie Bestimmung hat; sie unterscheiden sich vom Nationalvermögen dadurch, daß dies der Inbegriff aller Besitzungen der Privaten ist, jene hingegen Eigenthum der Nation, die über sie verfügen kann, sind: sie dürfen auch nicht mit Domänen- oder Kammergütern verwechselt werden; denn diese bilden entweder das unmittelbare Vermögen des Fürsten oder das Staatsvermögen, und können nicht veräußert werden. Der Begriff der Nationalgüter wurde vorzüglich während der Revolution in Frankreich festgestellt. Die Finanznoth zwang die National-Versammlung, neue Quellen zu eröffnen, und am 2. November 1789 beschloß sie, daß alle geistliche Güter zur freien Verfügung der Nation gestellt, und den 19. Dec. desselben Jahres, daß alle Krongüter, einige Schlösser ausgenommen, zu den Nationalgütern gezogen werden sollten. Bis zu dem Betrage von 4000 Mill. Liv. sollten diese Güter verkauft und auf diese Summe eben so viele Assignaten, welche (17. Apr. 1790) für Nationalpapiermünze erklärt wurden, angewiesen werden. Bald darauf wurden auch die Klöster aufgehoben, zu den Nationalgütern geschlagen, und durch ein Decret verordnet, eine Anzahl der Güter an die verschiedenen Municipalitäten zu verkaufen: hiedurch wurden diese an das neue System der Dinge in Frankreich geknüpft. Mit der Masse der Nationalgüter häuften sich auch die Assignaten; 1796 waren sie schon auf 40.000 Mill. Liv. gestiegen. Auf diese Weise und durch die Einziehung der Güter der Ausgewanderten fand ein großer Wechsel des Besitzthumes statt, und mehrere Millionen der Begüterstenwurden zu den eifrigsten Anhängern der Revolution gemacht, weil sie keine andere Garantie ihres Besitzstandes hatten, als diese. Später, als Napoleon sich zum Erben der Revolution einsetzte, sahen ebenfalls in ihm die Ankäufer der Nationalgüter eine feste Bürgschaft ihres Vermögens; denn ihr Interesse hing mit dem seinigen innig zusammen; es war demnach natürlich, daß, als der König zurückkehrte, den gegenwärtigen Besitzstand nicht bestätigte, und durch ein Gesetz befahl, die noch nicht verkauften Güter an die Emigranten zurückzugeben, alle Grundeigenthümer ehemaliger Nationalgüter ihres unsichern Besitzes wegen in Furcht geriethen, und in ganz Frankreich eine Gährung entstand, welche die zweite Occupation Napoleons sehr begünstigte. Um den Grundeigenthümern jede Unruhe über diesen Gegenstand zu benehmen, erkannten die Kammern und der König 1816 die Rechtmäßigkeit des Besitzes der angekauften Nationalgüter an, und erstickten hiedurch einen leicht entzündlichen Stoff von Unzufriedenheit und Besorgnissen.

Nationalhypotheken. Zu diesem wichtigen und einflußreichen Institute gab der Graf von Soden die Idee an und entwarf den Plan. In ein allgemeines Nationalgrundbuch, schlug er vor, solle alles Grundeigenthum der Nation, taxirt nach dem Werthe des mittlern Ertrages und nach dem mittlern Grade des Geldwerthes geschätzt, eingetragen werden. Der Eigenthümer kann für den Werth seines Grundbesitzes Bankzettel bekommen, die an

den Inhaber zahlbar, und in kleine Summen getheilt sind. Für das entnommene Kapital zahlt er Fünf vom Hundert; die Bank kann sechs Monat im Umlauf gewesene Zettel mit Geld einlösen; hiedurch kauft sie, und darf die eingelösten wieder verkaufen. Um der Bank zum Einlösen ihrer Noten die hinlänglichen Fonds zu bilden, sollen alle Pupillengelder und die Kapitale milder Stiftungen für Banknoten umgetauscht werden. Sobald die Nationalhypothekenbank in Wirksamkeit tritt, müssen alle gerichtliche hypothekarische Verschreibungen aufhören, und die außergerichtlichen keine Kraft haben. Nur die den Grundeigenthümern ausgestellten Noten darf die Bank verkaufen, und nur die kaufen, welche sie mit Metallmünze realisirt. Die Banknoten sollen auf eine bestimmte Zeit ausgestellt werden, nach deren Ablauf sie mit neuen vertauscht werden müssen. Halbjährig werden die Zinsen gezahlt; im Verkehre entrichten sich die Umtauschenden dieselben, und der Inhaber beim Ablauf des halben Jahres empfängt sie von dem Grundeigenthümer, der die Zahlung auf die Rückseite der Note bemerkt. Zahlt dieser nicht, so zahlt die Bank vier Monate nach der Verfallzeit für den Grundeigenthümer, und stellt hiefür neue Banknoten aus. Um diese Zinsentrichtung zu sichern, werden dem Grundeigenthümer für die bestimmte Zeit, in welcher die Banknoten gültig sind, die Zinsen von dem Kapitale abgezogen. Hat die Bank die ganze Zeit hindurch die Zinsen bezahlt, so wird das Eigenthum eingezogen und von der Bank verpachtet. Doch erhält der Eigenthümer sein Grundstück zurück, wenn die Zinsen entrichtet sind. Die Veränderungen des Grundeigenthumes sind der Bank gleichgültig; bei Verkäufen kann sich der Ankäufer aus den Büchern der Bank unterrichten, ob und wie viel Banknoten auf das Grundeigenthum gestellt sind. Um die Banknoten zu einer Nationalidealmünze zu bilden, müssen sie auf den Inhaber sprechende Papiere seyn; beim Verluste einer Note kann der Inhaber, wenn er vorher sein Eigenthumsrecht beweist, sich eine neue ausstellen lassen, und die Vernichtung der alten wird öffentlich bekannt gemacht. Der Geschäftsgang der Bank trägt den Charakter der größten Oeffentlichkeit; Bücher und Register liegen dem Publikum zur Einsicht offen. Aus diesem kurzzusammengedrängten Plane erhellt es schon, welche Vortheile eine solche Nationalhypothekenbank, die allerdings in jedem Reiche besonderen nöthigen Modifikationen unterliegen müsse, dem Staate verschaffen würde. Einen auf Soden's Idee gestützten aber genauer bestimmten und nach Ortsverhältnissen modifizirten Plan einer Nationalhypothekenbank für das ehemalige Königreich Westphalen hat Murhard in seiner Schrift: Ueber Geld und Münze überhaupt, und in besonderer Beziehung auf das Königreich Westphalen (Kassel und Marburg 1809), in Vorschlag gebracht.

Nationalinstitut. Während der stürmischen Periode der französischen Revolution, wo der Republikanismus jede monarchische Institution, gute oder schlechte, niederwarf, war auch die königliche Academie der Künste und Wissenschaften dem Schicksale nicht entgangen; doch wurde bald an ihrer Stelle ein Nationalinstitut nach einer größern Idee gebildet. Ein Decret vom 3. Brumaire des J. 4. verordnete, daß es aus der ehemaligen Académie françoise, der Acad. des sciences und jener der belles lettres et inscriptions geschaffen werden solle. Das Decret legte folgenden Plan zu Grunde, der auch später im Wesentlichen beibehalten wurde. Drei Arten Mitglieder bilden die Gesellschaft; sie solle aus einer Anzahl in Paris wohnender Mitglieder und aus einer gleichen Anzahl im Gebiete der Republik lebender Associés bestehen; überdies dürfte jede Classe 8 Auswärtige in sich aufnehmen. Ursprünglich ward das Institut in drei Classen, jede aus mehreren Sectionen bestehend, getheilt; die 1ste war die physikalische und mathematische; die 2te die moralische und historische, und die 3te umfaßte die Literatur und schönen Künste. Die wirklichen Mitglieder wurden außer den Associés

auf 144 bestimmt. Durch ein Arrêt vom 3. Pluviose des J. 11. (23. Jan. 1803) ward hierin Einiges abgeändert. Hiedurch ward dasselbe in vier Classen getheilt: 1) die Classe der physikalischen und mathematischen Wissenschaften; 2) die Classe der französischen Sprache und Literatur; 3) die Classe der Geschichte und alten Literatur, und 4) die Classe der schönen Künste. Die erstere ward wiederum in mehrere Sectionen getheilt; nämlich die mathematischen Wissenschaften in die Sectionen der Geometrie, der Mechanik u. der Astronomie, wozu noch eine Section der Geographie und Schifffahrtskunde kam; die physikalischen Wissenschaften in die Sectionen der Chemie, der Mineralogie, der Botanik, der Landwirthschaft und Thierarzeikunst, der Anatomie und Zoologie, so wie der Medicin und Chirurgie. Die zweite und dritte Classe erhielten keine Sectionen, wohl aber die vierte, die in die Sectionen der Malerei, der Bildhauerkunst, der Architektur, der Kupferstecherkunst und der Musik zerfiel. Die erste Classe, aus 64 Mitgliedern bestehend, hatte zwei beständige Sekretäre, die sie mit Bestätigung der Regierung aus ihrer Mitte ernannte, und die zwar Mitglieder der Classe sind, aber zu keiner Section gezählt wurden; sechs ihrer Mitglieder konnte sie unter den übrigen Classen des Instituts, nebst acht auswärtigen Associés und hundert einheimischen und fremden Correspondenten ernennen. Die zweite Classe bestand aus 40 Mitgliedern, und war hauptsächlich mit der Verfertigung eines allgemeinen Wörterbuchs der französischen Sprache beauftragt; auch sie ernannte mit Bestätigung der Regierung eins ihrer Mitglieder zum best. Sekretär, und konnte zwölf ihrer Mitglieder aus denen der übrigen Classen des Instituts ernennen. Die dritte Classe bestand gleichfalls aus 40 Mitgliedern und aus acht fremden Associés; sie beschäftigte sich mit den gelehrten Sprachen, mit Antiquitäten und Monumenten, mit der Geschichte und allen moralischen und politischen Wissenschaften in ihrem Verhältnisse zur Geschichte. Sie ernannte gleichfalls mit Bestätigung der Reg. aus ihrer Mitte einen beständigen Sekretär, konnte neun ihrer Mitglieder aus denen der übrigen Classen, und 60 einheimische und fremde Correspondenten ernennen. Die vierte Classe endlich bestand aus 28 Mitgliedern und acht fremden Associés, und ernannte eben so aus ihrer Mitte und mit Bestätigung der Regierung einen beständigen Sekretär, der zu keiner Section gehörte. Sie konnte sechs ihrer Mitglieder aus denen der übrigen Classen ernennen, und 36 einheimische und fremde Correspondenten wählen. — Die associirten Mitglieder der Classen hatten nur in dem, was wissenschaftliche Gegenstände betraf, eine deliberative Stimme, gehörten aber in ihrer Classe zu keiner Section und erhielten auch keinen Gehalt. Die Ernennung zu den erledigten Plätzen geschah übrigens durch jede Classe, mit Bestätigung der Regierung. Viermal im Jahre vereinigten sich die verschiedenen Classen in allgemeine Sitzungen, um sich wechselseitig Rechenschaft von ihren Arbeiten abzulegen; auch ernannten sie gemeinschaftlich einen Bibliothekar und einen Unterbibliothekar, so wie die Agenten, die dem gesammten Institute angehörten. Jede Classe legte der Regierung die besondern Statuten und Ordnungen über ihre innere Polizei vor. Die allgemeine Verwaltung wurde durch eine Verwaltungskommission besorgt, die aus fünf Mitgliedern des Instituts, nämlich zweien der ersten, und einem jeder der übrigen Classen, von denen sie zugleich ernannt wurden, bestand. Jede Classe regulirte wiederum für sich die Verwendung der, zu ihren besonderen Ausgaben, bestimmten Fonds, so wie Alles, was den Druck und die Bekanntmachung ihrer Memoires betraf. Die wirklichen Mitglieder und die beständigen Sekretairs der Classen wurden von der Regierung besoldet. Alle Jahre wurden von jeder der vier Classen Preise ausgetheilt, auch war dem Institute der Ausspruch über die Zuerkennung der großen, durch die Decrete vom 24sten Fructidor des Jahres 12 und vom 28sten November 1809 angeordneten zehnjährigen Preise überlassen. In dem letzten Jahre

des kaiserlichen Frankreichs nahm das National-Institut den Namen eines kaiserlichen Instituts an. Nach der Restauration der Bourbons ist es wieder in seine ersten Bestandtheile der drei im Anfang dieses Art. genannten Academien zerlegt worden.

Nationalität, Nationalcharakter. In seiner thierischen Fähigkeit ist der Mensch so beschaffen, daß er unter jedem Himmelsstriche bestehen kann. In der Sonnenhitze unter dem Aequator herrschet er mit dem Löwen und dem Tyger, oder macht über dem Polarzirkel hinaus mit dem Bäre und dem Rennthiere Gesellschaft. Seine Fähigkeit, sich in alles zu schicken, setzt ihn in die Verfassung, eine Lebensart so gut als die andere, gewohnt zu werden; oder sein Talent zu Künsten macht ihn geschickt, ihren Mängeln abzuhelfen. Immittelst scheinen die, zwischen jenen beiden befindlichen, Himmelsstriche seiner Natur am günstigsten zu seyn; und wir mögen nun von dieser Sache einen Grund angeben, welchen wir wollen, so können wir doch nicht zweifeln, daß dieses lebende Geschöpf allemal innerhalb dem gemäßigten Erdgürtel die vorzüglichste Ehre seiner Gattung erreicht hat. Es giebt eine gewisse Munterkeit, ein Maaß der Fähigkeit und eine Fühlbarkeit der Seele, die den Wilden sowohl, als den Bürger, den Sklaven sowohl, als den Herrn charakterisiren kann; und einerlei Kräfte der Seele können zu mancherlei Endzwecken angewendet werden. Ein Grieche der neuern Zeiten, ist vielleicht aus eben derjenigen lebhaften Beschaffenheit seiner Seele bösartig, sklavisch und heimtückisch, die seinen Vorfahren im Felde, oder in der Versammlung seiner Nation feurig, sinnreich und kühn, machte. Ein neuerer Italiener unterscheidet sich durch seine Empfindlichkeit, Lebhaftigkeit und Kunst; indessen wendet er die Fähigkeit eines alten Römers zu Kleinigkeiten an, und beweiset gegenwärtig in den Auftritten der Ergötzlichkeit, und in der Bestrebung nach einem kindischen Beyfalle, jenes Feuer und jene Leidenschaften, mit welchen Gracchus auf dem Foro brannte, und die Versammlungen eines ernsthaftern Volkes erschütterte. Die großen, und in die Augen fallenden Verschiedenheiten, die zwischen den Einwohnern der weit von einander befindlichen Himmelsgegenden obwalten, sind, gleich den Verschiedenheiten anderer Thiere in den verschiedenen Gegenden, gar leicht zu bemerken. Das Pferd, und das Rennthier sind gemessene Sinnbilder des Arabers und des Lapländers; der Eingebohrne von Arabien ist, gleich dem Thiere, durch dessen Gattung sein Land berühmt ist, lebhaft, munter und hitzig in den Dingen, wozu ihn seine Neigung treibet. Dieses Geschlecht von Menschen flieht, in seinem rohen Zustande, zu Behauptung seiner Freiheit in die Wüste, und beunruhiget in herumwandernden Haufen die Gränzen des Reichs, und richtet in der Landschaft, an welche sein bewegliches Feldlager anrückt, ein Schrecken an. Der Lapländer hingegen ist, gleich dem Thiere, das mit ihm unter einerlei Himmelsstriche lebt, hart, unermüdet und des Hungers gewohnt; mehr verdrossen, als zahm; nur in einem besondern Striche dienlich und zur Veränderung unfähig. Ganze Nationen bleiben von einem Zeitalter bis zu dem andern in einerlei Verfassung, und lassen sich mit einer unbeweglichen Schläfrigkeit nach Beschaffenheit des Landes, das sie bewohnen, die Benennungen eines Dänen, eines Schweden, oder eines Moskowiten gefallen. Sie sehen es gelassen an, daß ihr Land, wie ein Gemeinfeld, durch die Linie, nach welcher jene Nationen die Gränzen ihres Reichs bestimmt haben, zertheilet werde. Doch sind es nicht etwan die äußersten Gegenden allein, wo man diese Verschiedenheiten der Gemüthsart deutlich unterscheiden kann. Ihre immerwährende Veränderung hält gleichen Schritt mit den Abwechselungen der Himmelsgegend, mit welcher sie, wie wir glauben, in Verbindung stehen; und ungeachtet gewisse Grade von Fähigkeit, Einsicht und Eifer eben nicht das Loos ganzer

Nationen, noch durchgängig gemeine Eigenschaften unter irgend einem Volke sind; so ist doch aus den Sitten, aus einem anhaltenden Umgange, aus der Gabe zur Geschäftigkeit, zum Zeitvertreibe und zu gelehrten Arbeiten, die in jedem Lande die Oberhand haben, hinlänglich offenbar, daß sie in einem Lande mehr, als in dem andern, und in verschiedenen Ländern nach einem ungleichen Maße zu finden sind. Den südlichen Nationen in Europa, sowohl vor Alters, als auch in den neuern Zeiten, haben wir die Erfindung und Ausschmückung derjenigen Fabellehre und der frühzeitigen mündlichen Ueberlieferungen zu danken, die noch immer der Einbildung ihren Stoff geben, und der dichterischen Anspielung ein großes Feld eröffnen. Ihnen danken wir theils die abentheuerlichen Erzählungen der irrenden Ritterschaft, theils die nachherigen Muster einer vernünftigern Schreibart, durch welche das Herz, und die Einbildungskraft entflammt und der Verstand unterrichtet wird. In Norden sind die Früchte des arbeitsamen Fleißes am reichlichsten gewesen, und der Eifer in den Wissenschaften hat hier seine gründlichsten Verbesserungen erhalten. In Süden hat die Einbildungskraft und die Empfindung ihre Kräfte am häufigsten, und mit dem glücklichsten Fortgange geäußert. In der Zeit, da die Küsten des baltischen Meeres durch die Bemühung eines Copernicus, Tycho Brahe und Keplers berühmt wurden, erlangten die Ufer des mittelländischen Meeres ihren Ruhm dadurch, daß sie Leute von Genie, in allerhand Gattungen von Wissenschaften, hervorbrachten und sich nächst geschickten Leuten in der höhern Gelehrsamkeit, auch eine große Menge von Dichtern und Geschichtschreibern unter ihnen fand. Auf der einen Seite leitete die Gelehrsamkeit ihren Ursprung von dem Herzen und der Einbildungskraft her. Auf der andern ist sie noch immer auf die Beurtheilungskraft und das Gedächtniß eingeschränkt. Eine getreue und umständliche Erzählung öffentlicher Vorfallenheiten, mit ganz geringer Entscheidung von ihrer verhältnißmäßigen Wichtigkeit; die Vergleiche und die Ansprüche der Nationen, die Geburten und Geschlechtsregister von Fürsten, werden in den gelehrten Schriften nordischer Nationen in ihrem völligen Umfange verwahret, indessen man das Licht des Verstandes und das Gefühl des Herzens verlöschen läßt. Die Geschichte des menschlichen Charakters; die wichtigen Nachrichten, die sich nicht weniger auf das sorglose Verhalten eines Privatlebens, als auf die förmlichen Geschäfte eines öffentlichen Amtes gründen, die sinnreiche Art zu scherzen, das durchdringende Lächerliche, das Zärtliche, das Pathetische, das Erhabene in dem Ausdrucke, sind in den neuern sowohl, als in den alten Zeiten, mit ganz wenigen Ausnahmen, in einerlei Land mit dem Feigenbaume und dem Weinstocke eingeschränkt gewesen. Diese Mannichfaltigkeit natürlicher Gemüthsgaben, muß, wenn sie wirklich vorhanden ist, großentheils ihren Grund in der thierischen Bildung haben; und es ist schon oft angemerkt worden, daß der Wein am besten wächst, wo man dessen Beihülfe am allerwenigsten braucht, um die Gährung des menschlichen Bluts zu beschleunigen. Die schmelzenden Begierden, oder die feurigen Leidenschaften, welche in dem einen Himmelsstriche zwischen beiderlei Geschlechtern statt finden, verwandeln sich anderwärts in ein nüchternes Nachsinnen, oder in eine geduldige Ertragung eines gegenseitigen Mißfallens. Diese Verschiedenheit wird bemerkt, wenn man über das mittelländische Meer fährt, sich auf dem Wege bis Misisippi umsieht, auf das Gebirge Caucasus steigt und über die Alpen und Pyrenäen, bis an die Küste des baltischen Meeres geht. An der Gränze von Louisiana herrscht das weibliche Geschlecht durch das doppelte Triebwerk des Aberglaubens und der Leidenschaft. Unter den gebohrnen Einwohnern von Canada sind sie Sklaven, und werden hauptsächlich wegen der harten Arbeit, die sie verrichten und der Dienste, die sie im Hause thun, geschätzt

Die lodernden Begierden, und die quälende Eifersucht des Serails und des Harams, haben so lange in Asien und Afrika geherrscht; in den südlichen Gegenden von Europa, haben sie mit genauer Noth der Verschiedenheit der Religion und den bürgerlichen Stiftungen weichen müssen. Diese Veränderungen der Gemüthsart und des Charakters, richten sich freilich nicht so genau nach der Zahl der Grade, nach welcher die Oerter von dem Aequator, bis an den Pol gemessen werden. Sogar die Verfassung der Luft hängt nicht von der Erdbreite ab. Die Mannichfaltigkeit des Erdbodens und der Lage, die Entfernung, oder die Nachbarschaft der See haben, wie bekannt, in die Dunstkugel einen Einfluß, und können in der thierischen Bildung gar merkliche Wirkungen haben. Man bemerkt, daß die Himmelsstriche in Amerika von den Europäischen, ob man sie schon unter einerlei Parallele nimmt, ziemlich unterschieden sind. Dort glaubt man, daß weitläuftige Moräste, große Seen, alte, verweste, undurchdringliche Wälder, nebst andern Kennzeichen einer ungebauten und unbewohnten Landschaft mehr, die Luft mit schweren und schädlichen Dünsten anfüllen, die den Winter noch einmal so rauh machen, und etliche Monate hintereinander, durch den oftmaligen und anhaltenden Nebel, Schnee und Frost, die Unbequemlichkeiten des kalten Erdgürtels weit in den gemäßigten hinein bringen. Dem ungeachtet haben der Samojede und der Lapländer an den Küsten von Amerika, wiewohl unter einer niedrigern Breite, ihres gleichen. Der Kanadier und der Irokese haben viel ähnliches mit den alten Einwohnern der mittlern Himmelsstriche von Europa; der Mexikaner war, gleich dem asiatischen Indianer, der Wollust ergeben, und in ein weibisches Wesen versunken; und er hat es in der Nachbarschaft des Wilden und des Freien mit Gelassenheit angesehen, daß ein herrschender Aberglaube, und ein dauerndes Gebäude eines despotischen Regiments auf seine Schwäche gebaut worden ist. Ein großer Theil von der Tartarei liegt mit Griechenland, Italien und Spanien unter Parallelen; gleichwohl findet man, daß die Himmelsluft gar sehr verschieden ist. Bei dieser ungleichen Vertheilung der Himmelsstriche, nach welcher das Loos und der Nationalcharakter der Einwohner des nördlichen Theils von Asien dem Ansehen nach schlimmer ist, als das Loos der Europäer, die mit jenen unter einerlei Parallelen wohnen, hat man gleichwohl, wenn man dem Meridian in beiden Erdstrichen nachgeht, einerlei stufenweise Veränderung der Gemüthsart, und des Geistes bemerkt; und der südliche Tartar hat über den Tungusen und den Samojeden eben denjenigen Vorzug, den gewisse Nationen ganz unläugbar über ihre nördlichen Nachbarn, beide in vortheilhaftern Lagen, besitzen. Ueber die südliche Halbkugel lassen sich dergleichen Beobachtungen beinahe gar nicht machen. Der gemäßigte Erdgürtel ist auf dieser Seite noch immer unentdeckt, oder nur etwan in den zwei Vorgebirgen, der guten Hoffnung und Horn, die sich beide auf jener Seite der Linie in die gemäßigten Breiten hinein erstrecken, bekannt. Doch findet man, daß der Wilde in Südamerika, ohngeachtet die Nationen von Peru und Mexico dazwischen wohnen, gleichwohl in Nordamerika Leute hat, die ihm ähnlich sind; und der Hottentotte ist in vielen Stücken dem Barbaren in Europa gleich. Er hält genau über seine Freiheit, er hat die ersten Züge einer Staatskunst und eine Nationallebhaftigkeit, welche dazu dienet, daß sie sein Geschlecht von den übrigen afrikanischen Geschlechtern unterscheidet, welche den senkrechten Stralen der Sonne mehr ausgestellt sind. Immittelst, da wir in den bisherigen Anmerkungen nur bloß dasjenige entworfen haben, was sich auch bei dem allerflüchtigsten Blick in die Geschichte der Menschen, von sich selbst darstellen muß, oder was aus der bloßen Dunkelheit mancher Nationen, welche große Striche der Erde bewohnen, sowohl als aus dem Glanze anderer vermuthet werden

kann, so sind wir doch immer noch nicht im Stande, die Art und Weise zu erklären, nach welcher die Himmelsgegend einen Einfluß in die Gemüthsbeschaffenheit u. auf den Charakter der Einw. haben, oder ihr Genienähren kann.

Nationalmünze, s. Münze.

Nationalökonomie, politische Oekonomie, Staatshaushaltungslehre, auch wohl Kameralwissenschaft im allgemeinen Sinne genannt, ist ein Haupttheil der Politik (vrgl. d. A.). Sie stellt die Grundsätze und Regeln für die Begründung, Vermehrung und Verwaltung des Vermögens im Staate (sowohl des Nationalvermögens überhaupt, als des daraus entspringenden Staatsvermögens insonderheit) als Mittel der Sicherheit und Beförderung des allgemeinen Wohlstandes auf. Schlözer nennt sie die Wissenschaft von der Vereinigung und Anwendung der Staatskräfte zum Zweck des Staats. Sie geht von metapolitischen Begriffen der Natur der Dinge aus, und begreift 1. die Volkshaushaltungslehre, oder Nationalökonomie im engern Sinne, d. h. die Lehre vom Nationalvermögen, worin es besteht, wie es hervorgebracht, vertheilt, benutzt und wie es von der Regierung befördert wird; oder mit andern Worten: die Lehre von den Bedingungen, wovon der Wohlstand eines Volks in Hinsicht auf physischen Güterbesitz und Erwerb im Staate abhängt. Die Nationalökonomie, als Wissenschaft, zerfällt daher in den reinen und in den angewandten Theil. Der erste geht vom Begriffe der Nationalwohlfahrt aus und entwickelt die gesammten physischen und geistigen Bedingungen, die Quelle und das Wesen des Nationalvermögens. Hiernach sind die einzigen Urquellen aller Dinge, welche Güter werden können, die Natur und der menschliche Geist; nicht die Natur allein, wie die Physiokraten behaupten; auch nicht die Arbeit allein (die Aeußerung der Produktivkraft des menschlichen Geistes), wie Smith und die Anhänger des Industriesystems wollen. Der zweite stellt die aus jenen allgemeinen Grundsätzen abgeleiteten Gesetze und Regeln auf, wie im Einzelnen der Nationalwohlstand durch die zweckmäßige Betreibung und Leitung aller einzelnen Zweige der Nationalindustrie begründet, erhalten und gesichert wird, und welche Stellung die Regierung eines Staats, in Hinsicht auf diese Realisirung des Nationalwohlstandes, im Einzelnen nehmen soll, auch wie sie von dem Ueberschusse desselben den Staatsaufwand decken darf. Nach Storchs Cours d'économie politique ist der allgemeine Gegenstand der Nationalökonomie Werth, und was Werth hat, Güter. Diese theilen sich in innere und äußere. Die äußern haben einen Tauschwerth; die innern haben ihn nicht. Jene begründen den Reichthum; diese die Volksentwickelung (civilisation), und beide vereinigt: die öffentliche Wohlfahrt. Beider Quelle ist Natur und Arbeit. Daher hat Storch die Lehre von der Volksentwickelung (Kulturpolitik) und die Lehre von dem Volksreichthum (Volkshaushaltungspolitik) in einer Wissenschaft, in der Lehre von der Nationalökonomie vereinigt. Er handelt nämlich in dem ersten Theile der polit. Oekonomie die äußern, und im zweiten die innern Güter ab. Unter den letztern versteht er, dem aufgestellten Begriffe von Werth gemäß, alle geistigen Erzeugnisse der Natur und der menschlichen Arbeit, die durch die Meinung als nützlich erkannt und geeignet sind, das sittliche Eigenthum des Menschen zu werden. Storch zieht also alle diejenigen innern Güter in den Umfang der Staatswirthschaft, wodurch die Anlagen und Fähigkeiten der Menschen vervollkommnet werden. Da aber die sittliche Freiheit des Menschen als der Hauptquell der Volksentwickelung angesehen, und die Humanität, welche aus der Volksentwickelung hervorgehen soll, nicht bloß als Mittel für die Staatswohlfahrt, sondern als ein selbstständiges Gut und als der höchste Zweck alles Menschenlebens betrachtet werden muß, so wird die Kulturpolitik (d. i. die Lehre von der Entwickelung des Volks nach den Grundsätzen der Staatsweisheit zu dem Charakter der Humanität durch

das Wahre, Gute und Schöne) als eine selbstständige, politische Disciplin behandelt (s. Politik). Der Zweck aller Verwaltung des Nationalvermögens ist theils Erhaltung und Vermehrung des Hauptstocks, theils Erzielung und Benutzung der Früchte. Die Vermehrung insbesondere geschieht durch Erzeugung, Veredlung und Umsatz. Daraus sind folgende drei Disciplinen entstanden: 1) die Landwirthschaftskunde, oder Oekonomie im engern Sinne (s. d. A.), wohin der Feld-, Garten-, Wiesen-, Obst-, Wein- und Bergbau, die Forstkunde, die Vieh-, Schaf- und Bienenzucht, der Seidenbau, das Jagdwesen und die Fischerei gehören; 2) die Gewerbskunde, oder Technologie (s. d. A). Beide enthalten die Lehre von der kunstmäßigen Behandlung der Naturerzeugnisse, um dadurch das Grundkapital selbst oder dessen Nutzung zu erhöhen; 3) die Handlungskunde, mit Einfluß des Handelsrechts (s. Handel), wozu die Lehre vom Geldwesen, die Banken, dem Wechselgeschäfte, den Versicherungsanstalten u. a. m. gehören. Diese drei Disciplinen werden unter dem Namen der Kameralwissenschaften begriffen. Die Nationalökonomie aber muß mit Recht, als eine selbstständige, von den Kameralwissenschaften ganz verschiedene Disciplin behandelt, und der Kreis der Kameralwissenschaft streng auf das bloß durch Erfahrung Gegebene bezogen, und nicht über die Landwirthschaft, Gewerbs- und Handelskunde, über die Forst- und Bergwerkskunde hinaus erweitert werden. Die Nationalökonomie in dieser Begränzung, und das Staatsrecht (s. d. Art.) sind die beiden reinen, politischen Grundwissenschaften; denn das ganze innere Leben des Staats wird erschöpft durch die Zurückführung auf die beiden Grundbegriffe des Rechts und der Wohlfahrt. Auf ihnen beruhen 1) die Polizei; 2) die Finanzwissenschaft und 3) die Kameralwissenschaft; welche zusammen in den Kreis der praktischen Politik gehören. Der 2. Haupttheil der politischen Oekonomie ist die Staatshaushaltungs- oder die Staatswirthschaftslehre im engern Sinne, d. i. die Lehre von den Bedingungen, wovon der Wohlstand des Staats in Hinsicht auf den physischen Güterbedarf und Erwerb der Regierung abhängt. Sie heißt bisweilen auch Finanzwissenschaft im weitern Sinne (s. d. Art.), oder die Lehre von den Einrichtungen, die das Staatsvermögen, d. i. das Vermögen der Regierung, betreffen, welches aus Domänen (s. d. Art) und Regalien und aus dem steuerbaren Nationalvermögen besteht. Sie zeigt den Ursprung und erklärt die Bestandtheile desselben, und lehrt sodann, wie es verwaltet, d. i. erhalten, vermehrt und benutzt wird. Daher begreift sie a) die bisher sogenannte Kameralistik oder die Lehre von den Quellen des Vermögens der Regierung (Erzeugung und Vermehrung). Diese leitet aus der Nationalökonomie die Anwendung der staatswirthschaftlichen Grundsätze ab, in Hinsicht auf Staatseinnahme aus Domänen (Kammergütern), Regalien (oder aus dem Berg-, Forst-, Münz-, Zoll-, Schifffahrts-, Straßen- und Postwesen) und aus den Steuern. Mit ihr hängt zusammen das Kameralrecht oder derjenige Theil der Polizeiwissenschaft, welcher das Eigenthumsrecht der Regierung (der Kammer und des Fiskus, s. d. A.) in Hinsicht auf ihre Einnahme ordnet und sicher stellt. Das Kameralrecht begreift daher unter sich das Münz-, Jagd-, Berg-, Forst-, Post- und Fiskalrecht. b) Die Finanzkunde (Finanzwissenschaft im engern Sinne), oder die Lehre von der Hebung und Verwaltung der Staatseinkünfte, in Hinsicht auf die Staatsausgaben. (Vergl. Finanzsystem). In wiefern nun sowohl der Volks- als auch der Staatshaushalt nur dann ein Mittel der Sicherstellung und Beförderung der Staatswohlfahrt seyn können, wenn sie dem Orte und der Zeit gemäß mit den Zwecken der Gesellschaft (mit der Privatwohlfahrt) in Uebereinstimmung gebracht werden, so wird in den Umfang der Staatswirthschaftslehre überhaupt, auch mit die Polizeilehre (s. d. Art.) gezogen, ob sie gleich als eine besondere politische Wissenschaft behandelt

werden muß. Der Graf v. Soden hat daher als einen Hauptheil in seiner Staatshaushaltung (Erlang. 1812) die Lehre von der Erhaltung und Förderung des physischen Wohlseyns der ganzen Staatsgesellschaft besonders dargestellt und sie Staatswirthschaft genannt. Natürlich hat es lange vor der Aufstellung einer Theorie der Staatshaushaltungskunst gute Staatswirthe und wohlgeordnete Staatswirthschaften gegeben. Ueber das Historische derselben und des Staatshaushalts überhaupt, s. Heeren's Ideen, Reynier: De l'écon. publ. et rurale des Celtes, des Germ. et des autr. peupl. de l'Europe (auch über die Assyrer, Meder, Perser, Juden, Phönizier, Araber, Aethiopier, Aegypter, Karthager, Griechen u. Römer). Vol. I. 1818. Paris et Genéve (u. Rud. von Bosse's); Essai sur l'histoire de l'Economie polit. des peuples modernes jusqu'au commencement de l'an 1817. Paris et Lond. 1818; insbesondere Böck's Staatshaushaltung der Athener (Berl. 1817. 2 Bde.) und Rud. v. Bosse's Bruchstücke aus seiner Schrift: Uebersicht der deutschen Staatswissenschaft bis auf die Zeiten des deutschen Bundes, im Morgenbl. 1817. In der Erweiterung des Volkshaushalts, durch die an die Stelle der Produktenwirthschaft getretene Geldwirthschaft, gewann auch der Staatshaushalt für seine vermehrten Bedürfnisse neue Quellen, und das Finanzwesen wurde immer künstlicher, je mehr die Ausgaben des Staats für den Hofhalt, das Gesandtschaftswesen, die Heer- und Kriegskosten u. s. w. stiegen, die ordentlichen Einkünfte nicht mehr hinreichten, und das Staats-Schuldenwesen sogar das Einkommen und das Vermögen der Nachkommen in Beschlag nahm. Uebrigens hatten schon längst einzelne Fürsten, Karl der Große, Dionys, der Anbauer in Portugal, August von Sachsen, Gustav Wasa in Schweden, Elisabeth in England, Heinrich IV. von Frankreich, und Staatsmänner, wie Sülly, erkannt, daß der Wohlstand des Landes und des Volks das Vermögen der Regierung begründe, ehe man die darüber gemachten Erfahrungen auf gewisse Grundsätze und Regeln zurückführte. Dies geschah zuerst in Frankreich, durch das vom Minister Kolbert auf die Bahn gebrachte, und seitdem in den meisten europ. Staaten nachgeahmte Merkantilsystem, welches von dem falschen Grundsatze ausging, daß der Nationalreichthum allein in edeln Metallen bestehe, und daß die Vermehrung derselben durch eine vortheilhafte Bilanz (s. d. Art.) des Handels, mittelst klugberechneter Einfuhr- und Ausfuhrgesetze, bewirkt werden müsse. Dieses System hat nicht nur den Verkehr unter den Völkern durch gegenseitige Eifersucht und Neid, feindselig gehemmt, sondern auch dem ländlichen Gewerbfleiße durch einseitige Begünstigung des städtischen, und dem innern Handel durch einseitige Beförderung des auswärtigen geschadet; es hat die Unterdrückung und daher den Abfall der Kolonien, so wie die meisten Kriege der neuern Zeit zur Folge gehabt, und in beiden Indien den engherzigen Kaufmannsgeist zu den wildesten Grausamkeiten verführt. Durch Friedrich des Großen und Joseph II. Einführung des Merkantilsystems in ihren Staaten, so wie durch Pitt's Begünstigung desselben in England, ist es so tief begründet worden, daß der Zoll- und Mauthkrieg der Staaten unter sich noch immer fortdauert, ungeachtet die Physiokraten und Ad. Smith (nebst Stewart, der Urheber des Industriesystems, welches die Arbeit als den Grund alles Reichthums betrachtet) das Nichtige und Verderbliche jenes Systems längst dargethan haben (vergl. unter ander Bellon's Dissert. de commercio, Romae 1750). Aber auch das physiokratische System, welches Ludwigs XV. Leibarzt, Quesnay, um das J. 1758 zuerst aufstellte, und das in einer eigenen Schule von staatswissenschaftlichen Philosophen, die man Physiokraten oder Oekonomisten nannte, ausgebildet wurde, ist nicht frei von dem Vorwurfe der Einseitigkeit. Nach demselben ist der Boden die einzige Quelle, aus welcher nur die Arbeit des Landwirths allen Reichthum schöpft, daher auch nur eine einzige Abgabe,

die vom Grund und Boden, ſtatt finden darf. Aber der Reichthum beſteht nicht in den Erzeugniſſen des Bodens allein, ſondern in Allem, was einen Werth hat, weil es menſchliche Bedürfniſſe befriedigt; daher iſt jede Arbeit und jedes Talent produktiv und eben darum auch ſteuerbar. Unter den Deutſchen haben vorzüglich Iſelin, Schlettwein, Mauvillon, Krug (Abriß der Staatsökon. Berlin 1808, 2 Thle.) das phyſiokratiſche Syſtem bearbeitet. In Frankreich ſuchte es der Miniſter Türgot, in Deutſchland der Markgraf Karl Friedrich von Baden (Verf. des Abrégé des Principes de l'Economie politique) und in Toskana der Großherzog Leopold, in die Verwaltung einzuführen; während der Revolution behauptete es mehrere Jahre ein entſchiedenes Uebergewicht in der Nationalverſammlung. Allein man überzeugte ſich bald von dem Unpaſſenden deſſelben für den hohen Grad der Ausbildung und Künſtlichkeit, den unſer gegenwärtiger geſellſchaftlicher Zuſtand erlangt hat. Indeß haben die Ideen der Phyſiokraten auf eine richtigere Theorie der Staatswirthſchaft hingeführt, und die Nationalökonomie iſt, ſeit Garve und Dörrien zuerſt Ad. Smith's unſterbliches Werk: Inquiry into the nature and causes of the wealth of Nations (neue Aufl. von Dav. Buchanan, with notes and an additional vol. of observations etc. Lond. 1815. 4. vol. 8.) durch Ueberſetzung in den Kreis vaterländiſcher Forſchung einführten, und Sartorius, Kraus (Staatswirthſchaft. Königsb. 1808—11. 5 Thle.), Lüder, Jakob (Grundſ. der Nationalökonomie. Halle 1808), Fulda (Grundſ. d. ökonom. polit. oder Kameralwiſſenſch. Tüb. 2. Aufl. 1819.), Storch (Cours d'économie polit. ou exposition des principes qui déterminent la prospérité des nations. Petersb. 6 vol. 1815.) u. A. die neue Lehre verbreiteten, durch des Grafen Soden (die Nationalökonomie. Ein philoſ. Verſ. über d. Quellen des Nationalreichthums und über die Mittel zu deſſen Beförderung. Der 7. Theil unter dem Titel: Staatspolizei, nach den Grundſ. d. Nationalökonomie, erſchien in Aarau 1817.), Hufeland's (Grundlegung der Staatswirthſchaftskunſt), Lotz's (Reviſion der Grundbegr. der Nationalwirthſchaftslehre. 1. und 2. Bd. 1811; 3. Bd. 1813; 4. Bd. 1814.), Pölitz's, Eſchenmaier's, Grafen Buquoy u. A. Schriften, eine ſelbſtſtändige Wiſſenſchaft und die Grundlage der ſogenannten Kameralwiſſenſchaften geworden, ſo wie ſie ſelbſt aus der höhern Ausbildung der Staatswiſſenſchaft hervorgegangen iſt, und für das Leben nur in dem Boden einer freien oder repräſentativen Verfaſſung Wurzel gefaßt hat. Denn die Geſchichte — man vergleiche nur die Gegenſätze: Großbritannien und Spanien, Holland und Portugal, Sachſen, ſeit Auguſt, und Polen! — beſtätigt durchgehends den von Lotz ausgeführten Satz: Freiheit und Reichthum ſind überall unzertrennliche Gefährtinnen, und nirgends iſt Reichthum möglich, wo Freiheit fehlt; — ubi libertas, ibi divitiae. Daher fand die Nationalökonomie auch in Frankreich erſt ſeit Kurzem an Say (Traité d'économie politique — nach Smith — ou simple exposition de la manière dont se forment, se distribuent et se consomment les richesses. 3. Ed. Par. 1815 2. vol., deutſch: Say's Darſtellung der Nationalökonomie, mit Anm. von Mohrſtadt. 1. und 2. Th. Heidelb. 1817. flg. und deſſelben Catéchisme d'économie politique, ou instruction familière qui montre de quelle façon les richesses sont produites, distribuées et consommées dans la société. Par. 1815., (deutſch vom Freiherrn v. Fahnenberg.), an Canard, und Simonde de Sismondi (Nouveaux principes d'économie politique ou de la richesse dans ses raports avec la population Paris 1819, 2 Thle. nach Ad. Smith's Grundſ.), und in England an Ganilh (Inquiry into the various systems of National Oeconomy, and the Theory most favourable to the Increase of National Wealth. Lond. 1817; franz. Systemes d'économie politique.) u. A. m. gründliche Bearbeiter. Selbſt die ſcharfſinnigen

Gegner des Smith'schen Systems, z. B. Lord Lauderdale (über den Nationalwohlstand, a. d. Engl. Berl. 1808.) haben zur endlichen Befestigung der Theorie der Staatswirthschaft viel beigetragen.

Nationalreichthum. Die Stärke und das Vermögen der Nationen besteht in dem Reichthume, der Anzahl und dem Charakter ihrer Unterthanen. Die Geschichte ihres Fortgangs aus einem rohen Zustande ist meistentheils eine umständliche Erzählung der Bestrebungen, die sie unterhalten, und der Künste, womit sie sich beschäftiget haben, um sich Stärke und Sicherheit zu verschaffen. Ihre Eroberungen, ihre Bevölkerung und ihre Handlung, ihre bürgerlichen und kriegerischen Anstalten, ihre Geschicklichkeit in Verfertigung der Waffen und in den Arten anzugreifen, um sich zu vertheidigen; selbst die Vertheilung der nöthigen Verrichtungen sowohl in Privatbeschäftigungen, als in öffentlichen Geschäften, hat die Absicht, die Bestandtheile einer Nationalstärke und die Quellen des Krieges zu verleihen, oder sie verspricht, dieselben mit Vortheil anzuwenden. Wenn wir voraussetzen, daß der kriegerische Charakter eines Volks zugleich mit diesen Vortheilen Bestand hat, oder verbessert wird, so muß folgen, daß das, was an der Verbesserung guter Sitten gewonnen wird, eine wirkliche Vermehrung der Stärke ist, und daß der Untergang der Nationen seinen Ursprung niemals von ihnen selbst herleiten kann. Wo Staaten in ihrem Fortgange gehemmet werden, oder wirklich in Verfall gerathen sind, da können wir vermuthen, daß sie, ohngeachtet ihrer Neigung weiter zu kommen, eine Gränze gefunden haben, über welche sie nicht fortschreiten können; oder daß sie vermöge einer Nachlassung des Nationalgeistes und einer Schwäche des Charakters unvermögend waren, ihre Quellen und natürlichen Vortheile nach aller Möglichkeit anzuwenden. Auf diesen Fall können sie leicht von einem Stande, wo sie stille stehen, anfangen zurückzufallen und durch eine zurückgehende Bewegung in einer Reihe von Jahren zu einer weit größern Schwäche gelangen, als diejenige war, von welcher sie sich in dem Anfange ihrer Aufnahme entfernten; und bei dem Ansehen besserer Künste und eines vorzüglichern Verhaltens, sich selbst bloß stellen, daß sie den Barbaren zur Beute werden, welche sie in der Erlangung oder der Höhe ihrer Herrlichkeit, ganz leicht übersehen oder verachtet hatten. Der natürliche Reichthum eines Volkes mag beschaffen seyn, wie er wolle, oder die Gränzen, über welche es nicht seinen Vorrath vergrößern kann, mögen seyn, wie sie wollen, so ist doch wahrscheinlich, daß keine Nation jemals diese Gränzen erreicht hat, oder vermögend gewesen ist, ihre Unglücksfälle und die Wirkungen eines übeln Verhaltens gering zu achten, bis ihr Vorrath von Materialien und die Fruchtbarkeit ihres Erdbodens erschöpfet, oder die Anzahl ihrer Unterthanen um einen großen Theil heruntergesetzt war. Eben dieselben Irrthümer in der Staatskunst, und die Schwäche der Sitten, welche den gehörigen Gebrauch der Quellen hindern, hemmen ebenfalls ihr Wachsthum oder Verbesserung. Der Reichthum des Staats besteht in dem Vermögen seiner Mitglieder. Die wirklichen Einkünfte des Staates sind derjenige Antheil an dem Privatvermögen eines jedweden, welchen der Staat zu Nationalbedürfnissen zu fordern gewohnt ist. Diese Einkünfte können nicht allemal in ein richtiges Verhältniß mit demjenigen gebracht werden, was man in dem Privatvermögen als überlei voraussetzt, sondern mit dem, was der Eigenthümer in gewissem Maaße dafür achtet; und mit demjenigen, was er etwan angewiesen wird zu sparen, ohne dabei seiner Lebensart vielen Abbruch zu thun, und ohne in seinen Entwürfen der Ausgabe und der Handlung unterbrochen oder gestört zu werden. Hieraus sollte doch wohl erhellen, daß eine jede übermäßige Vermehrung der Ausgabe ein Vorspiel zu der Nationalschwäche sey. Eine Regierung kann, auch zu der Zeit,

da ein jeder von ihren Mitgliedern ein fürstliches Vermögen verzehret, in Ansehung der Einkünfte in die Enge gezogen, und der seltsame Satz durch Beispiele dargethan werden, daß der Staat arm und dessen Mitglieder doch dabei reich seyn können. Wir werden gar oft in einem Irrthum verführet, indem wir aus falscher Meinung baares Geld für Reichthum ansehen. Wir denken, ein Volk könne durch eine Verschwendung des baaren Geldes, das unter ihm selbst ausgegeben wird, nicht arm gemacht werden. Eigentlich können Menschen nur auf zweierlei Weise in Armuth gerathen; entweder wenn sie aufhören zu gewinnen, oder wenn sie ihr Vermögen aufgehen lassen. Und mit baarem Gelde, das im Lande selbst ausgegeben wird, wo es seinen Umlauf hat und sich nicht verzehret, kann es eben nicht mehr, als bei dem Geldwechsel unter Kaufleuten, oder auf Schreibstuben unter einer gewissen Anzahl von Händen so weit kommen, daß sich der Reichthum der Gesellschaft, unter welcher er aus einer Hand in die andere herumgeht, vermindert. Aber in der Zeit, da das baare Geld im Lande herumgehet, können wohl die Nothwendigkeiten des Lebens, welche die wirkliche Bestandtheile des Reichthums sind, in Müßiggange, und auf unnütze Weise verzehret werden; der Fleiß, welcher zu Vermehrung des Vorraths eines Volks angewendet werden sollte, kann wohl etwan gestöret, oder zu unrechten Dingen gemißbrauchet werden. Große Kriegsherre, die entweder in oder äußerhalb dem Lande ohne einen gewissen Nationalgegenstand unterhalten werden, sind eben so viele unnütze Mäuler, die sich öffnen, um den Vorrath des Staats zu verschlingen, und eben so viele Hände, die man den Künsten entziehet, wodurch große Vortheile gewonnen werden. Eine jede Unternehmung, welche nicht gelinget, ist eben soviel, als wenn man auf ein Geradewohl etwas wegschmeißt und einen Verlust über sich nimmt, der sich dem im Dienste angewendeten Kapitale gemäß verhält. Da die Helvetier im Begriff waren, in die römische Provinz Gallien einzufallen, so verbrannten sie ihre Wohnungen, warfen ihre Wirthschaftgeräthe weg und verzehrten in einem Jahre das, was sie in vielen übrig behalten hatten. Die Unternehmung lief fruchtlos ab und hierüber ging die Nation zu Grunde. In manchen Fällen haben Staaten ihren Kredit verpfändet, anstatt ihr Kapital zu gebrauchen und dadurch dasjenige, was sie wägten, vor andern zu verheelen getrachtet. Sie haben in den Darlehen, die sie auf sich nahmen, eine zufällige Quelle, welche sie bei ihren Unternehmungen muthig machte, gefunden. Sie haben sich eingebildet, wenn sie auf solche Weise Kapitale machten, die sich aus einer Hand in die andere weiter gehen ließen, so ließen sie das zur Handlung und zu Gewerben erforderliche Kapital, in den Händen des Unterthanen, da es unterdessen wirklich durch die Regierung ausgegeben wird. Sie sind mit Hülfe solcher Mittel zu der Ausführung großer Nationalentwürfe geschritten, ohne den Privatfleiß zu stören, und haben es den künftigen Zeitaltern zum Theil überlassen, für solche Schulden Bürge zu seyn, welche mit einer Absicht auf künftige Vortheile gemacht worden sind. So weit scheinet das Hülfsmittel Beifall zu verdienen und recht gut erdacht zu seyn. Zugleich wird auf solche Art nach und nach zu einer stets anwachsenden Last der Grund gelegt; und wenn auch eine Nation darüber in irgend einem künftigen Zeitpunkte zu Boden sinken sollte, so hofft doch jeder Minister, er werde sie noch zu seiner Zeit aufrecht erhalten. Aber aus eben dem Grunde ist die Maßregel mit allen ihren Vortheilen in den Händen einer übereilten und ehrgeizigen Regierung, welche lediglich auf das Gegenwärtige siehet und sich einbildet, ein Staat sey unerschöpflich, so lange noch ein Kapital geborget und die Zinsen bezahlt werden können, außerordentlich gefährlich. Es ist eine Nation bekannt, die eine gewisse Zeitlang der alten Welt den Vorzug in dem Ruhme streitig machte. Sie schaffte

sich die Herrschaft eines Gebieters vom Halse, der mit der Macht eines großen Königreichs wider sie ausgerüstet war. Sie zerbrach das Joch, womit sie unterdrücket worden war, und errichtete beinahe in der Zeit eines Jahrhunderts durch ihren Fleiß und Nationalmunterkeit eine neue und fürchterliche Macht, welche bei den vormaligen Potentaten von Europa Furcht und Bedenklichkeit erweckte und die Spuren der Armuth, mit welcher sie ihre Unternehmung anfing, in Zeichen des Krieges und der Oberherrschaft verwandelte. Dieser Endzweck wurde durch die großen Bemühungen eines Geistes erreicht, der durch Bedrückung, durch ein mit einem guten Ausgange vergesellschaftetes Bestreben nach Nationalreichthum, und durch eine schnelle Vorausnehmung künftiger Einkünfte aufgemuntert wurde. Aber man glaubt, dieser berühmte Staat habe nicht nur die Zeit zur Ausführung seines Geschäftes nicht erwartet, sondern auch die Erbschaft vieler künftigen Zeitalter bereits eingezogen. Unterdessen erfolget aus großem Nationalaufwande nicht eben nothwendiger Weise, daß die Nation darunter leiden müsse. So lange die Einkünfte mit gutem Glücke angewendet werden, um dadurch irgend einen schätzbaren Endzweck zu erreichen und der Gewinn einer jeden Unternehmung mehr als zu hinreichend ist, die darauf verwendeten Kosten wieder einzubringen, muß von rechtswegen der Staat gewinnen und seine Quellen müssen sich immerfort vermehren. Aber eine Ausgabe, sie mag nun im Lande selbst, oder außer demselben geschehen, es mögen nun dadurch die gegenwärtigen, oder zum Voraus die künftigen Einkünfte verthan werden, ist unter die Ursachen des Nationaluntergangs zu rechnen, wofern sie nicht verhältnißmäßige Vortheile ein bringt.

Nationalschuld muß man von Staatsschuld unterscheiden. Das von einer Regierung aufgeborgte Kapital oder das von ihr in Umlauf gesetzte Papiergeld, welche Summen entweder ausdrücklich durch Hypotheken, als Zölle, Domänen, oder andre Einkünfte gesichert sind, oder deren Sicherheit auf dem Credit des Staates, welchen er durch seine Redlichkeit und seine ökonomische Weisheit der Verwaltung in dem öffentlichen Zutrauen genießt, beruht, bilden die Staatsschuld. Wird aber für geliehenen Summen oder für das kourstrende Papiergeld das Nationalvermögen zur Hypothek gestellt; werden mittelst einer ausgeschriebenen Steuer die Zinsen gedeckt; oder haben sich die Stände für die Capitale verbürgt, und sich verpflichtet, die Zinsen zu bezahlen; kurz eine Schuld, die von der Regierung mit Einwilligung der Nation gemacht ist, und aus dem Vermögen der Nation wieder getilgt werden soll, nennt man Nationalschuld. In diesem Sinne können nur repräsentative Staaten Nationalschulden kontrahiren. Unter allen Nationen hat sich das National-Credit und Schuldenwesen in England am künstlichsten und bis zu einer erstaunlichen Höhe entwickelt; es ist der Grundpfeiler der brittischen Macht. Durch das Anleihesystem, was sich einzig auf den Credit und den Reichthum der Nation gründet, vermochte es England allein, seine politische Macht gegen die feindlichen Angriffe der neuern Zeit zu behaupten: ihm verdankt es die Aufrechthaltung seines Welthandels, und den großen Einfluß den es auf die andern Staaten ausübt. Im J. 1689 betrug die Staatsschuld 1,054,925 Pf. St., 1697 21,515,742 Pf., 1714 58,633,676 Pf., 1763 133,959,270 Pf., 1783 238,231,248 Pf., 1802 499,753,063 Pf. Die Zahl aller Staatsgläubiger Englands beläuft sich auf 900,000; die fundirte Schuld betrug 1815 780,686,658 Pf. St., ungefähr 4684 Mill. Thaler, und nach dem Berichte des Parlaments vom 1. Febr. 1817 über 900 Millionen Pf. St. mit Einschluß der Schuld von Irland. Die Zinsen beliefen sich auf 32,392,889 Pf., wovon die englische Schuld allein 27,996,585 Pf. erfoderte. Das Ausland besitzt nur 18,598,666 Pf. in den Stocks. Das

Uebrige gehört inländischen Gläubigern. Irlands fundirte Staatsschuld verhält sich zur englischen wie 1 : 6; das Einkommen des Tilgungsfonds in Irland hingegen zu dem in England wie 1 : 62. Irlands fundirte Staatsschuld betrug im J. 1813 127,865,000 Pf. Der Tilgungsfonds überhaupt 2,087,000 Pf. Während des Krieges hatte der englische Tilgungsfonds für 260 Mill. Pf. Stocks eingelöst, und seit 1781 bis 1816 überhaupt 320,384,000 Pf. St. Der Betrag des Tilgungsfonds ist jetzt 5 Mill. Pf. St. Die Zinsenzahlung für die Nationalschuld beschaft die Bank von England (s. d. Art. Bank, englische); das erste Kapital der gegenwärtigen Nationalschuld ward der Regierung von der Bank geliehen, und belief sich auf 1,200,000 Pf. Dieser sogenannte Bank-Stock ist bis auf 11,642,400 Pf. St. angewachsen, und bildet die Grundlage des erstaunlichen Gebäudes, auf welchem alle übrigen Stocks (die 3. 4. 5. p. C. consolidated Annuities, und die Leibrenten terminable Annuities) ruhen. Die schwankende Schuld (floating Debt), der man noch keinen bestimmten Platz in einem jener Stock- oder Schuldfächer angewiesen hat, ist aus den Kassenscheinen (Exchequer Bills) und aus dem noch nicht liquidirten und fundirten Schulden entstanden. Vergl. Joseph Hamilton's Inquiry concerning the national debt 3te Auf. Edinb. 1818 so wie die Art. Amortisiren, Exchequer, Fonds und Großbritannien.

Nationaltheater. Lange Zeit haben sich die Deutschen geschmeichelt, ein Nationaltheater zu besitzen; sie glaubten, ein Drama von einem deutschen Dichter in deutscher Sprache geschrieben, auf einer deutschen Bühne aufgeführt, sei eine Nationaldrama, und beruhigten sich damit, ohne den Begriff eines Nationaltheaters richtig aufzufassen, und die Bedingungen und Erfordernisse sich zu verdeutlichen, welche ein Drama erst zu einem National-Drama machen. In einer nationalen dramatischen Literatur muß das Volk sich wieder erkennen; sein Leben, Charakter, sein Herz und seine Gesinnungen, seine Eigenthümlichkeiten und Sitten, seine Bildung und Interesse müßen, wenn gleich idealisirt, ihm aus ihr, wie aus einem Spiegel entgegentreten; seine Nationalbegebenheiten, die großen Thaten seiner Väter und Leiden in ihrer Volksthümlichkeit, müssen zum Stoff des Volksdrama genommen werden. Nur die Griechen und Indier besaßen in diesem Sinne ein wahres Nationaltheater, und unter den Neuern sind es allein die Franzosen und die Engländer, welche hierauf in etwa Anspruch machen dürfen. Die Deutschen besitzen zwar eine ungeheure Menge von Stücken, unter dem Namen von Original- Trauer- Schau- und Lustspielen, in den Deutsche auftreten, und deren Stoff der vaterländischen Geschichte entnommen ist; man vertausche aber die Namen nur mit englischen oder französischen, und alles Nationale an ihnen ist verschwunden.

Nationalvermögen oder Kapital. Obgleich man es schon im vorigen Jahrhunderte empfand, daß zwischen National- und Regierungsvermögen ein Verhältniß statt finden müsse, und daher Nationalreichthum zu befördern strebte, so wurden doch die drei großen Fragen, welche ihrer Natur nach die Grundlage der Staatswirthschaft ausmachen: 1) Worin besteht und woraus entsteht Nationalvermögen? 2) Welchen Einfluß darf sich eine Regierung auf die Beförderung desselben anmaßen? 3) Welches Verhältniß findet zwischen den Einkünften der Nation u. der Regierung statt? lange ununtersucht gelassen, bis sich eine Routine gebildet hatte, gegen welche selbst bessere Grundsätze nur wenig vermochten. Wenn jene bessere Grundsätze das Vermögen einer Nation in die größere oder geringere Masse ihrer Güter, aber nicht bloß der materiellen, sondern auch der geistigen Güter, d. i. der Talente und Kenntnisse setzen, die allein erst jene, indem sie die Anwendung bestimmen, zu Gütern machen, so setzte es dagegen in neuerer Zeit die Pra-

ris immer mehr in die Summe des baaren Geldes. Da man dessen Vermehrung allein als reellen Gewinn, dessen Verminderung allein als reellen Verlust betrachtete, bestimmte sich dadurch der höchste Zweck der Staatswirthschaft, da selbst alle Beförderung der Industrie nur Gelderwerb zur Absicht haben sollte, und die ewige Wahrheit: daß alle produzirende Thätigkeit nur in dem Maaße wahrhaft nützt, als sie der Beschaffenheit des Landes und den Bedürfnissen und Verhältnissen der Nation angemessen ist, und keine nützlichere Anwendung der Kräfte dadurch gehemmt wird, außer Augen gesetzt ward. Hieraus floß eine ganze Reihe der verkehrtesten Maaßregeln, die desto drückender wurden, da über ihre Rechtmäßigkeit, ja selbst über ihre Klugheit kaum ein Zweifel entstand. Da man das Vermögen und den Reichthum einer Nation in materiellen Gütern und vorzugsweise in dem Besitze edler Metalle suchte, so mußten sich auch die Regierungen als höchsten Zweck der Staatswirthschaft den Gelderwerb stellen. Aber schon der einzelne Mensch ist nicht blos in dem Maaße reich, als er seinen Beutel gefüllt hat, liegende Gründe oder andere äußere Erwerbungsquellen besitzt; sondern sein besseres Vermögen, seinen edlern Reichthum hat er in seinem Herzen, seinem Kopfe, und seiner Muskelkraft: dieselbe Bewandtniß hat es mit Nationen: auch Trieb zur Thätigkeit, der Geist zur Sparsamkeit, Nüchternheit, und gute Sitten bilden ein Nationalkapital, was die großen Summen der klingenden Münzen leicht aufwiegt. So beschränkt die Ansicht von dem Wesen des Nationalsvermögens blieb, so beschränkt blieb auch natürlich die von den Quellen desselben. Bergwerke und Goldgewinn galten dafür. Indem man ein Fabriken- und ein Handeltreibendes Volk das reichste werden sah, so befestigte sich der Glaube, daß Fabriken und Seehandel überhaupt die erste Quelle des Reichsthums — Veredlung und Absatz an Fremde wichtiger als die Produktion und der innere Verkehr — sey. Theilnahme am auswärtigen Handel und Anlagen von Fabriken wurden also nun das große Ziel der innern Politik. Diese Ideen wurden aber recht praktisch wichtig, weil die Regierungen die ganze Lenkung der Nationalthätigkeit zum Gelderwerb — also vor allem des Handels und der Kunstindustrie; aber durch was sonst nicht? — sich zuzueignen kein Bedenken trugen. So entstand das Isolirungssystem, das aus der Verwechselung der ganz verschiedenen Sphären von merkantilischer und politischer Unabhängigkeit hervorging und dem zu Folge jede Nation sich möglichst selbst genug seyn, nicht kaufen, sondern nur verkaufen sollte. Das Geld sollte im Lande bleiben, und selbst Kenntnisse und Einsicht sollten nur im Lande fabrizirt und geholt werden dürfen. Keine Nation hat das Isolirungssystem und die Lust zum Geldgewinn weiter getrieben, als Spanien, besonders in Hinsicht seiner Colonial-Länder, aber keiner hat es auch so bittre Früchte getragen. — Bei Potosi's Peru's, und Mexiko's Gold- und Silbergruben ward es arm, weil die Nation das edlere, geistige Vermögen unausgebildet ließ, u. wie ein vornehmer Prasser nur von seinen überseeischen Schätzen lebte; als ihm dagegen jene Quellen versiegten, oder der Zugang zu jenen Geldreichthümern verstopft wurde, gerieth es an den Bettelstab.

Nationalversammlung, s. Frankreich.

Nativitätstellen, s. Horoscop.

Natrum, Natron, das mineralische Laugensalz (s. Alkali). Mehrere Seen in Sibirien, Ungarn und vorzüglich in Aegypten, 60 Meilen nordöstl. von Cahira, schlagen, sobald sie zu vertrocknen anfangen, an ihren Ufern, dem Schilfe oder den in ihnen befindlichen Steinen eine Menge krystallisirtes Natrum nieder, das die Einwohner sammeln. Der Kalksteinboden, der den Seegrund ausmacht, zersetzt das in dem Seewasser befindliche Kochsalz und macht das Natrum frei, was sich dann in Krystallform an feste Körper ansetzt. Natronium oder Sodium, dasjenige Metallord, welches mit Sauerstoff

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

verbunden das Natrum darstellt. Davy reducirte es zuerst 1807 durch eine starke elektrische Batterie am Minus-Pole. Es ist silberweiß, stark glänzend, schmilzt bei 200 Grad Fahrenheit, verflüchtigt sich in der Rothglühhitze, hat mit dem Wasser fast gleiches spec. Gewicht, oxydirt sich mit Wasser unter heftigem Brausen sogleich zum reinen Natrum. Es läßt sich nur in Steinöl aufbewahren.

Natter (Lorenz), ein berühmter Steinschneider, war in der ehemaligen Reichsstadt Biberach geboren. Er lernte die Goldschmidts Profession und nebenbei in Stein schneiden, welche Kunst er aber anfänglich blos für Petschafte ausübte. In Italien ermunterte ihn der Baron von Stosch, die alten geschnittenen Steine nachzuahmen, und von dieser Aufmunterung an legte er sich auf das Studium der Antike, besonders in Rom, wo selbst der Pabst sein Talent ehrte und belohnte und der Großherzog von Toskana ihn an seinen Hof rief. Auch in England fand er Beifall und Unterstützung, nicht weniger in Schweden, Dänemark und Rußland. Eine zweite Reise nach Petersburg, die er im Jahr 1763 unternahm, beförderte seinen Tod. Ein innerliches Uebel, das er schon einige Jahre mit sich herumtrug, und das — wie die Oeffnung seiner Leiche bezeugte, zwei Polypen am Herzen verursachten, raffte ihn im Jahr 1763 in einem Alter von 58 Jahren weg. Der Großfürst von Rußland kaufte seine Sammlung von geschnittenen Steinen und Abdrücken alter Steine in Schwefel und Siegellack, seine Schaumünzen, Bücher und Kupferstiche für einhundert und vierzig Pfund Sterling. Natter ist der einzige deutsche Steinschneider, der dem Styl der griechischen Künstler am nächsten kam. Er lieferte so treffliche Arbeiten, daß er einige seiner Kopien ohne Bedenken für griechische Originale hätte ausgeben dürfen, das aber der bescheidene und gewissenhafte Mann nie gethan hat. — Was ihm gefallen sollte, mußte sich edler griechischer Einfalt und Vollendung gleichstellen können, sonst hatte es seinen Beifall nicht. Auch als Schriftsteller in seiner Kunst ist er durch das Werk „von der antiken Manier, in Steine zu schneiden," aufgetreten, das darum sehr selten wurde, weil er es größtentheils aus Unmuth zernichtete, indem er dafür nicht so belohnt wurde, wie er in dem reichen England belohnt zu werden hoffte.

Natur (φυσις, natura, nature). Dieses Wort bedeutet das Dasern (die Existenz) der Dinge, sofern es nach allgemeinen Gesetzen bestimmt ist, oder auch das erste innere Prinzip (Grund) alles dessen, was zum Dasern (Wirklichkeit) eines Dinges gehört. In diesem Sinne hat jedes Ding seine Natur. Solche Dinge sind aber Erscheinungen (Natur im empirischen Verstande). Das Dasern der Dinge an sich selbst (übersinnliche Natur) können wir nicht erkennen. Nicht à priori; denn wie wollen wir aus uns selbst wissen, was den Dingen an sich selbst zukomme? nicht à posteriori, denn wie wollen wir aus der Erfahrung wissen, was den Dingen an sich selbst, auch außer unsrer Erfahrung, nothwendig (als Gesetz) zukomme? Daß die Natur unter allgemeinen Gesetzen steht, sieht man aus jeder reinen Naturwissenschaft, welche solche Gesetze für eine besondere Natur, z. B. die der Materie, vorträgt, z. B. aus Kant's metaphysischen Anfangsgründen der Naturwissenschaft oder der allgemeinen Naturlehre. Solche Naturgesetze sind z. B. der Satz: daß die Substanz bleibt und beharrt; daß alles, was geschieht, eine Ursache hat. Die Gesetze der Natur überhaupt sind die Analogien (s. Analogie und Exponent). Dies ist aber die Bedeutung des Worts Natur formaliter (natura adjective sive formaliter spectata) genommen, d. i. in soferne wir durch dasselbe eine Beschaffenheit der Dinge verstehen, und da heißt dasselbe: die Gesetzmäßigkeit der Bestimmungen des Daseyns der Dinge überhaupt. Nun haben wir eben

gesehen, daß wir nur von Erscheinungen, d. i. Gegenständen der Erfahrung, die Gesetzmäßigkeit derselben wissen können; folglich ist die Natur, in formaler Bedeutung, die Gesetzmäßigkeit aller Gegenstände der Erfahrung oder der Erscheinung in Raum und Zeit; denn die Gesetzmäßigkeit ist der Inbegriff der Bestimmungen der Gesetze, das Daseyn ist aber das, wodurch etwas ein Gegenstand der Erfahrung ist, denn das Daseyn besteht in dem Zusammenhange eines Dinges mit der Empfindung, folglich ist Natur die Gesetzmäßigkeit dieses Zusammenhanges der Dinge mit unsrer Empfindung. Denn die Gegenstände der Erfahrung sind selbst nichts anders als unsre Empfindungen (als Materie der Erscheinungen) nach allgemeinen Gesetzen (als Form der Erscheinungen) verknüpft, und so als ein Etwas (sinnlicher Gegenstand oder Erscheinung) gedacht, das für Jedermann, der sinnlich erkennt, Gültigkeit hat. Die Frage: wie ist Natur möglich? ist der höchste Punkt, den eine Philosophie, welche untersucht, wie wir etwas von Dingen à priori wissen können, nur immer berühren mag. Natur ist nur möglich vermittelst der Beschaffenheit unsers Verstandes, nach welcher alle Vorstellungen der Sinnlichkeit auf ein Bewußtseyn nothwendig bezogen werden, und wodurch allererst die eigenthümliche Art unsers Denkens, nämlich durch Regeln, und vermittelst dieser die Erfahrung, möglich ist. Die Natur ist entweder die eines besondern Dinges, oder die Natur überhaupt. Die letztere ist die Gesetzmäßigkeit in Verknüpfung der Erscheinungen, oder auch der Zusammenhang der Erscheinungen, ihrem Daseyn nach, nach Gesetzen (nothwendigen Regeln), und diese liegt aller Erfahrung à priori zum Grunde; alle Erfahrung bedarf solcher Gesetze, folglich können wir die Natur überhaupt nicht durch Erfahrung kennen lernen. Sie ist also die Möglichkeit der Erfahrung und der Inbegriff aller Grundsätze derselben, d. i. der Bedingungen der nothwendigen Vereinigung aller unsrer Vorstellungen in einem Bewußtseyn. Die Natur entspringt also aus den Gesetzen der Möglichkeit der Erfahrung, und ist mit der bloßen allgemeinen Gesetzmäßigkeit der Erfahrung völlig einerlei, denn die allgemeinen Naturgesetze (z. B. daß alles, was geschieht, eine Ursache habe u. s. w.) können und müßen à priori erkannt und allem Erfahrungsgebrauche des Verstandes zum Grunde gelegt werden. Wir müßen aber empirische Gesetze der Natur, die jederzeit besondere Wahrnehmungen voraussetzen, von den reinen oder allgemeinen Naturgesetzen, welche bloß die Bedingungen der nothwendigen Vereinigung der Wahrnehmungen in einer Erfahrung enthalten, unterscheiden, und in Ansehung der letztern ist Natur und mögliche Erfahrung ganz einerlei. Da nun in der Erfahrung die Gesetzmäßigkeit auf der nothwendigen Verknüpfung der Erscheinungen in einer Erfahrung (ohne welche wir ganz und gar keinen Gegenstand erkennen können) mithin auf den ursprünglichen Gesetzen des Verstandes beruht, so klingt es freilich befremdlich, ist aber nichts desto weniger gewiß, daß der Verstand seine Gesetze (à priori) nicht aus der Natur schöpft, sondern sie ihr vorschreibt. Natur eines einzelnen Dinges insbesondere bedeutet den Zusammenhang der Bestimmungen eines Dinges nach einem innern Prinzip der Causalität. In diesem Verstande redet man von der Natur der flüßigen Materie des Lichts, des Feuers, der elektrischen Materie, der Metalle, des Goldes, Eisens u. s. w. und bedient sich des Wortes adjektive. Es gibt aber noch eine Bedeutung des Wortes Natur, nämlich, wenn es materialiter (natura substantive, materialiter, spectata) genommen wird. Man versteht nämlich hiernach unter Natur den Inbegriff der Erscheinungen (Gegenstände, die uns gegeben werden); Gegenstände unsrer Sinne sind, so fern diese, vermöge eines innern Prinzips der Causalität, durchgängig zusammenhängen. Wenn man nämlich von den Dingen

der Natur redet, so hat man ein bestehendes Ganzes (der Erscheinungen) in Gedanken. Die Verknüpfung der Theile desselben zu einem Ganzen beruhet auf einem ersten innern (in den Dingen selbst, nicht in seinen Verhältnissen liegenden) Prinzip als Ursache dieser Verknüpfung des ganzen Daseyns, und dieses innere Prinzip sind bei der Natur überhaupt die Empfindung durch die Sinne und die Kategorien, insonderheit aber die der Relation und Modalität. Das Ganze der Erscheinungen im nothwendigen Zusammenhange nach diesen dynamischen Kategorien kann man ein dynamisches Ganzes nennen, und dieses heißt Natur; das Ganze der Erscheinungen hingegen nach den mathematischen Kategorien der Quantität und Qualität ist ein mathematisches Ganzes und heißt Welt. Wenn man nicht darauf sieht, daß uns nur Gegenstände durch die Sinne gegeben werden können, sondern sich vorstellt, daß andern Wesen auch wohl Gegenstände durch eine andere Art von Anschauung gegeben werden mögen, so wird das Wort Natur in noch allgemeinerm Sinne genommen und so entstehen vier Bedeutungen desselben: a) Natur als Inbegriff gegebener Gegenstände jeder Art von Anschauung. Die Wissenschaft von derselben heißt Metaphysik der Natur oder Physiologie der reinen Vernunft, auch rationale Physiologie, in sofern sie nämlich von allem Empirischen abstrahirt, sonst Philosophie der Natur. b) Natur im übersinnlichen Verstande, als Inbegriff der Dinge an sich selbst, die durch eine nicht sinnliche Anschauung gegeben werden müßten. In dieser Bedeutung nannten die Scholastiker Gott natura naturans. Die (imaginäre) Wissenschaft derselben heißt transscendente Physiologie. c) Natur überhaupt im empirischen Verstande als Inbegriff der Erscheinungen, die durch die Anschauung gegeben sind, oder Gegenstände der Erfahrung, d. i. der Vorstellungen in uns, sowohl die der äußern Sinne, als die des innern Sinnes, mit Ausschließung aller nichtsinnlichen Gegenstände, in sofern sie durch Relation und Modalität in Verknüpfung stehen. In dieser Bedeutung ist die Natur ein Sinnenwesen, und die Scholastiker nannten sie natura naturata. Die Wissenschaft derselben heißt imanente Physiologie. d) Natur, insbesondere im empirischen Verstande, als Inbegriff der materiellen Dinge, die durch die äußern Sinne gegeben sind. Dies ist die ganz gemeine materielle Bedeutung des Worts. Die Natur, in materieller Bedeutung hat, nach der Hauptverschiedenheit unserer Sinne, zwei Haupttheile, oder ist zwiefach: a) Die ausgedehnte oder körperliche, auch materielle Natur, die Natur außer uns. Sie ist der Inbegriff der Gegenstände äußerer Sinne, wird auch schlechtweg Natur genannt. Die Wissenschaft derselben heißt Physik. b) Die denkende Natur ist der Gegenstand des innern Sinnes, oder die Seele, die Natur in uns. Die Wissenschaft derselben heißt Psychologie. Man muß aber diese denkende Natur der Seele wohl unterscheiden von einer geistigen Natur derselben. Natur, in formeller Bedeutung, wird aber auch der Freiheit entgegen gesetzt. Dann heißt der Ausdruck Natur: das Gegentheil des Grundes der Handlungen aus Freiheit, also die Nothwendigkeit, der alles unterworfen ist, was zur Sinnenwelt gehört, und die von den Gesetzen der Verknüpfung alles Mannigfaltigen, das durch die Sinne gegeben ist, herrührt. Man nennt sie auch die Naturnothwendigkeit. Die Natur wird aber auch in uneigentlicher formeller Bedeutung genommen, und heißt dann so viel als der subjektive Grund des Gebrauchs der Freiheit überhaupt (unter objektiven moralischen Gesetzen), der vor aller in die Sinne fallenden That hergeht. Der Mensch gebraucht entweder seine Freiheit und handelt nach moralischen Gesetzen, die allgemein gültig sind, oder ist gut, oder er handelt nicht darnach, gebraucht also seine Freiheit nicht, oder ist böse. Dies muß seinen Grund haben, der in dem Menschen liegt, und diesen Grund, der aber ist, als alle That des Menschen, die uns in die Sinne fällt, nennt

man auch wohl die Natur des Menschen in Ansehung seiner Moralität, er mag nun liegen, worin er wolle. Denn das Daseyn des Gebrauchs oder Nichtgebrauchs seiner Freiheit muß doch auch nach allgemeinen (für alle Menschen gültigen) Gesetzen benutzt seyn. Allein dieses Gesetz muß doch von der Art seyn, daß die Freiheit damit bestehen kann, der Grund des Gebrauchs oder Nichtgebrauchs der Freiheit muß immer wieder ein Akt der Freiheit seyn. Denn wäre das nicht, so fiel alle Zurechnung und damit alle Moralität der Handlungen weg. Der Grund der Annehmung oder Nichtannehmung der Maxime, sich durch Gründe der Moralität zu Handlungen bestimmen oder nicht bestimmen zu lassen, kann kein bloßer Naturtrieb seyn; sonst würde der Gebrauch der Freiheit ganz auf Bestimmung durch Naturursachen zurückgeführt werden können, welches der Freiheit widerspricht. Wenn wir also sagen: der Mensch ist von Natur gut, oder er ist von Natur böse, so bedeutet das nur so viel, als: er enthält einen (uns unerforschlichen) ersten Grund der Annehmung guter oder böser Maximen, und zwar allgemein als Mensch, mithin so, daß dadurch zugleich der Charakter seiner Gattung ausgedrückt wird. Wir werden also von einem dieser Charaktere (der Unterscheidung des Menschen von andern vernünftigen Wesen) sagen: er ist ihm angeboren, obwohl eigentlich die Natur nicht Schuld daran ist (daß der Mensch gut oder böse ist). Von Natur heißt also hier, der Grund liegt in der Beschaffenheit des Menschen, als Menschen, doch unbeschadet der Freiheit; so wie angeboren vor jeder sinnlichen That. Natur in moralisch-praktischer Rücksicht, wird endlich auch der Gnade entgegengesetzt. Dies ist besonders ein kirchlicher Gebrauch. Unter Natur kann nämlich auch das im Menschen herrschende Prinzip der Beförderung seiner Glückseligkeit verstanden werden, dann heißt Gnade so viel, als die in uns liegende unbegreifliche moralische Anlage, d. i. das Prinzip der reinen Sittlichkeit. In diesem Sinne sind Natur und Gnade oft mit einander im Widerstreit. Allein gemeiniglich wird unter Natur, in praktischer Bedeutung, das Vermögen verstanden, aus eigenen Kräften überhaupt gewisse Zwecke auszurichten; dann ist Gnade nichts anders als Natur des Menschen, so fern er durch sein eigenes, aber übersinnliches Prinzip (die Vorstellung seiner Pflicht, oder das Tugendprinzip, von der es unbegreiflich ist, wie sie als bloße Vorstellung den Willen bestimmen kann) zu Handlung n bestimmt wird. Hiernach ist nun der Spruch der Alten zu erklären: lebe der Natur gemäß (naturae convenienter vive). Die Zwecke der Natur sind a) der physische, Glückseligkeit, und b) der moralische, Moralität. Wir leben also der Natur gemäß, wenn wir diesen Zwecken nicht zuwider handeln. Hierin besteht die moralische Selbsterhaltung, und sie begreift die Unterlassungspflichten in sich, oder ist einerlei mit dem stoischen Grundsatze: dulde und enthalte dich (ανεχου και ἀπεχου, sustine et abstine). Dies gehört zur moralischen Gesundheit des Menschen, sowohl als Gegenstand seines äußern als innern Sinnes, zur Erhaltung seiner Natur in ihrer Vollkommenheit. Das moralische Gesetz soll der sinnlichen Natur die Form einer übersinnlichen Natur verschaffen. Die übersinnliche Natur ist nämlich eine solche, in der das Daseyn der Dinge an sich selbst nach Gesetzen bestimmt ist, von denen kennen wir aber keine als die Moralgesetze. Diese setzen indessen voraus, daß die vernünftigen Wesen, welche sie beobachten, als solche zur übersinnlichen Welt gehören, weil in der Sinnenwelt, als dem Ganzen der Erscheinungen, alles dem Mechanismus der Natur, also solchen Gesetzen, nach welchen alles nothwendig ist, d. i. die den Freiheitsgesetzen gerade entgegengesetzt sind, und nach welchen keine Moralität möglich, unterworfen ist. Nun gehören die vernünftigen Wesen, in sofern sie auch in den Sinnen sind, zu den Erscheinungen der sinnlichen Natur. Da sie nun in der Sinnenwelt nach den Gesetzen der übersinnlichen Welt handeln

sollen, und die Gesetze der Natur die Form derselben bestimmen, so kann man sagen, das Moralgesetz soll der sinnlichen Natur die Form einer übersinnlichen (intelligibeln) Natur verschaffen. Die sinnliche Natur der vernünftigen Wesen überhaupt ist die Existenz derselben unter empirisch bedingten Gesetzen, die also nicht durch ihre eigene Vernunft gegeben werden, folglich für ihre Vernunft, Heteronomie, sind. Die übersinnliche Natur eben derselben Wesen, ist dagegen die Existenz derselben nach Gesetzen, die von aller empirischen Bedingung unabhängig sind, die die Vernunft sich selbst gibt, die folglich zur Autonomie der reinen Vernunft gehören. Und da die Gesetze, nach welchen das Daseyn der Dinge von Erkenntniß abhängt, praktisch sind, so ist die übersinnliche Natur, so weit wir uns einen Begriff davon machen können, nichts anders als eine Natur unter der Autonomie der reinen praktischen Vernunft. Das Gesetz dieser Autonomie aber ist das moralische Gesetz, welches also das Grundgesetz einer übersinnlichen Natur und einer reinen Verstandeswelt (das Ganze, nach Quantität und Qualität, so bestimmter Wesen, daß wir ihr Daseyn nur denken, obwohl nothwendig voraussetzen oder glauben, aber nicht erkennen können, d. i. der Dinge an sich) ist, deren Gegenbild in der Sinnenwelt, aber doch zugleich ohne Abbruch der Gesetze der sinnlichen Welt, existiren soll. Man könnte jene die urbildliche Natur (natura architypa) nennen, die wir bloß in der Vernunft, als Idee, nicht aber als außer uns existirenden Gegenstand, erkennen; diese aber, weil sie die mögliche Wirkung jener Idee, als Bestimmungsgrund des Willens, enthält, die nachgebildete Natur (natura ectypa). Daß aber die Idee einer urbildlichen Natur wirklich unsern Willensbestimmungen gleichsam als Vorzeichnung zum Muster vorliege, bestätigt die gemeinste Aufmerksamkeit auf sich selbst. Z. B. die Maxime, nach der ich ein Zeugniß ablegen will, daß ich nämlich alsdann die Wahrheit sagen will, würde Jedermann zur Wahrhaftigkeit nöthigen, wenn sie allgemeines Naturgesetz der sinnlichen Welt wäre. Denn nach dem Naturgesetz, nach dem Alles geschehen muß, würde eine Aussage beweisen müßen, sie würde also nie unwahr seyn können, weil unwahr seyn und beweisen sich einander widerspricht und nicht denkbar ist. Die Maxime, nach der ich über mein Leben disponire, daß ich nämlich dasselbe nie willkührlich endigen will, würde es Jedermann unmöglich machen, sein Leben willkührlich zu endigen, wenn diese Maxime ein allgemeines Naturgesetz der sinnlichen Welt wäre, denn eine solche Natur, worin Jedermann sein Leben willkührlich (das hieße in diesem Falle gesetzlos) endigen könnte, würde, wenn alles übrige Natur wäre und kein freier Wille statt fände, alle bleibende Naturordnung unmöglich machen. Nun ist in der wirklichen Natur, so wie sie ein Gegenstand der Erfahrung ist, der freie Wille nicht von selbst, ohne daß er sich selbst dazu nöthigen dürfte, nicht physisch nothwendig zu solchen Maximen bestimmt, die für sich selbst eine Natur nach allgemeinen Gesetzen gründen könnten, gleichwohl sind wir uns durch unsre Vernunft eines solchen Gesetzes bewußt, dem alle unsere Maximen unterworfen sind, als ob durch unsern Willen eine Naturordnung entspringen sollte, also muß dieses die Idee einer übersinnlichen Natur seyn, der wir als Objekt unsers Willens in der sinnlichen Natur Realität geben oder sie wirklich machen. Es ist ein großer Unterschied zwischen einer Natur, deren Gesetzen der Wille unterworfen ist, und einer Natur, die dem Gesetz eines Willens (in Ansehung dessen, was Beziehung desselben auf seine freien Handlungen hat) unterworfen ist. Bei der erstern nämlich müßen die Gegenstände Ursachen von den Vorstellungen seyn, welche von ihnen in den vorstellenden Wesen entstehen und ihren Willen bestimmen; bei der letztern soll der Wille Ursache von den Gegenständen (Handlungen) seyn, welche nach diesen Gesetzen der vorstellenden Wesen entstehen sollen. Ein solcher Wille als Ursache von

Gegenständen nach Gesetzen, nach welchen Alles geschehen soll, heißt deßhalb auch eine praktische Vernunft.

Naturalien, Naturalienkabinet (Naturalienkammer, Naturaliensammlung). Naturalien oder auch Naturerzeugnisse nennt man alle von der Natur hervorgebrachten Körper; an deren Entstehen die Kunst keinen oder doch nur einen unbedeutenden von der Natur weit überbotenen Einfluß hat. Eine Sammlung solcher Körper aus den drei Reichen der Natur, nach einem natürlichen oder künstlichen Systeme geordnet, heißt ein Naturalienkabinet, Naturaliensammlung. Wahrscheinlich war es Aristoteles, der zuerst eine Naturaliensammlung von den Geschenken, die ihm sein Zögling Alexander übersandte, anlegte; doch mußte es im Alterthume große Schwierigkeiten haben, weil man das Mittel, den Weingeist, noch nicht kannte, thierische Substanzen vor der Fäulniß zu schützen; man legte sie in Salzwasser oder Honig, oder begoß sie mit Wachs, wodurch ihr Nutzen, durch Anschauung das Studium zu erleichtern, sehr beschränkt wurde. Die vielen Kosten, welche Anfangs mit der Errichtung eines Naturalienkabinets verbunden waren, gestattete nur den Fürsten, solche anzulegen; als aber der Seehandel den Transport erleichterte, und der Spiritus als fäulnißwidriges Mittel bekannt wurde, entstanden auch Privatsammlungen. Im 16ten Jahrhunderte geschieht ihrer schon Erwähnung. So hatten H. Corn. Agrippa von Nettesheim, Paracelsus, Cardanus, Conrad Gesner, Georg Agricola u. A. nicht unbedeutende Naturaliensammlungen. Den ersten Katalog von Privatsammlungen gab Samuel Quickelberg, ein Arzt aus Antwerpen, der um das Jahr 1553 in Ingolstadt in großem Ansehen stand, 1565 zu München in Quart heraus. Jetzt ist ganz Europa mit öffentlichen und Privatnaturalienkabinetten angefüllt. Als das vorzüglichste bemerken wir dasjenige, welches einen Theil des Museums zu Paris ausmacht, das Naturalienkabinet der Akademie der Wissenschaften zu Berlin, das auf dem königlichen Schlosse zu Berlin und das der Gesellschaft naturforschender Freunde ebendaselbst, das kaiserlich-königliche Kabinet der Naturgeschichte zu Wien, die Kabinette zu München, Jena, Dresden, Hannover und Zelle, das Kabinet, welches einen Theil des brittischen Museums in London ausmacht, das Naturalienkabinet von Banks ebendaselbst, die Kabinette in Haag, Barcelona, Madrid, das kaiserliche Naturalienkabinet in St. Petersburg. In Dänemark und Schweden giebt es keine ausgezeichnet große Naturaliensammlungen, und bloß in dem letztern Reich ist das auf der Universität Upsala befindliche Kabinet zu bemerken, um welches sich der berühmte Linné besonders verdient gemacht hat.

Naturalisiren heißt Jemand in einem Lande einheimisch machen, oder ihm als Fremden die politischen Rechte eines im Lande Gebornen mittheilen. Gewöhnlich gibt eine Reihe von Jahren, die man in einem Lande zugebracht, oder eine Stelle, die man darin erlangt, oder ein Verdienst, das man sich darum erworben, das Recht, welches man Indigenat nennt. Der in England Naturalisirte erhält aber damit weder das Recht, Parlamentsglied, oder Glied des Ministerkonseils, oder irgend ein öffentlicher Beamter zu werden, und er darf erst 7 Jahre nach der Naturalisation an den Handelsprivilegien der gebornen Engländer in fremden Ländern Theil nehmen. — In einer übergetragenen Bedeutung gebraucht man das Wort auch von Naturprodukten eines Landes, die in ein anderes verpflanzt werden und von Wörtern einer fremden Sprache, denen man das Bürgerrecht in einer andern ertheilt.

Naturalismus. Naturalist. Gewöhnlich versteht man unter dem Ausdrucke Naturalismus, die Ausübung einer Kunst, die nicht methodisch erlernt wurde und nicht nach Regeln geschieht, deren sich der Künst-

ler bewußt ist, sondern er hat von der Natur so günstige Anlagen erhalten, daß er ohne Studium den Zweck der Kunst erreicht, er ist ein geborner Künstler. Ursprünglich war der Naturalismus die Quelle aller Künste; der Zufall, Instinkt, oder das unbewußt nach Regeln schaffende Genie mußten erst die conkreten Fälle geben, ehe der Verstand an ihnen die Regeln und Gesetze abstrahiren konnte. Man hat oft darüber gestritten, ob nicht der Naturalismus der Kunst vorzuziehen sey. Ohne Naturalismus, d. h. ohne günstige Naturanlagen, wird kein Künstler es weit bringen; aber ohne Studium wird der Naturkünstler es nie so weit bringen, als mit der Kunst. Schaffen nach bewußten Regeln, lähmt und dämpft nicht das Genie, sondern regelt und leitet es bloß, damit es sich nicht in Afterproduktionen ergieße. Beide müßen daher Hand in Hand gehen, wenn etwas Großes entstehen soll. Unter Naturalismus versteht man ferner: 1) Naturalist der reinen Vernunft; 2) Naturalist in Glaubenssachen, der die Wirklichkeit aller übernatürlichen, göttlichen Offenbarung verneint. Er hat den Namen davon, daß er behauptet, der Mensch könne die ihm nöthige Religion hinlänglich aus der Natur, seiner eigenen oder der außer ihm, schöpfen. Ein solcher Naturalist war der Baron Eduard Herbert de Cherbury, ein engländischer Pair, († 1648). Der Naturalist in Glaubenssachen spricht ab. Er bestreitet die innere (physische) Möglichkeit der Offenbarung überhaupt, und die (teleologische) Nothwendigkeit einer Offenbarung als eines göttlichen Mittels zur Einführung der wahren Religion. Kein Mensch kann aber hierüber etwas ausmachen; denn die innere Möglichkeit einer Offenbarung überhaupt betrifft ja eine Abweichung der Natur von ihren Gesetzen durch Gottes unmittelbare Macht (Menschen bekommen ihre Erkenntniß nicht auf dem Wege der Natur, sondern von Gott selbst); von einer solchen Abweichung haben wir aber nicht den mindesten Begriff, und können auch nie hoffen, einen von dem Gesetze zu bekommen, nach welchem Gott bei Veranstaltung einer solchen Begebenheit verfährt. Und eben so wenig läßt sich über die Nothwendigkeit einer Offenbarung absprechen, denn woher will man die Kenntniße nehmen, um entscheiden zu können, daß es nicht weise und für das menschliche Geschlecht ersprießlich seyn könnte, das zu offenbaren, worauf die Menschen durch den bloßen Gebrauch ihrer Vernunft von selbst hätten kommen können.

Naturbeschreibung, s. d. A. Naturgeschichte u. Naturlehre.

Naturdichter und Naturpoesie. Man hat zu verschiedenen Zeiten darüber gestritten, ob es eine Naturpoesie und Naturdichter gebe und ob nicht in diesem Falle beide der Kunstpoesie und dem Kunstdichter vorzuziehen seyn. Um hierin ein Urtheil fällen zu können, muß man mit den Ausdrücken Naturpoesie und Naturdichter den richtigen Begriff verbinden. Aus der gewöhnlichen Definition der Poesie, als der freien Darstellungsart des Schönen nach bewußten Regeln mittelst des Mediums der Sprache, sollte man schließen, daß es keine Naturpoesie geben könne, wenn man Natur in dem Sinne eines nothwendigen, nach unbewußten Regeln sich äußernden Schaffens und Bildens nimmt; da aber mit jeder geistigen Thätigkeit des Menschen auf jeder Stufe der Cultur Freiheit verbunden seyn muß, und diese Freiheit unmöglich darin liegen kann, daß man sich während der Operationen der Seelenkraft der Regeln bewußt ist, wornach sie geschahen, sondern allein dahin bestimmt werden muß, daß sie in dem Vermögen begründet sey, der Seelenthätigkeit eine bestimmte Richtung geben zu können; so wird man eingestehen müssen, daß sich die Naturpoesie, in Hinsicht der Freiheit der Darstellung, der Kunstpoesie sehr nähere, fast mit ihr auf gleicher Stufe stehe. Fügt man hiezu noch, daß das wahre dichterische Genie in dem Feuer

und der reizenden Seelenbewegung, die mit jeder Schöpfung verbunden sind, nie oder doch selten die Regeln der Kunst so klar im Bewußtseyn habe, daß sie ihm als leitende Normen dienen können und oft ihm ihr Bewußtseyn gänzlich entschwindet, und es mehr aus einem Instincte, einem innern Triebe schafft und bildet, so vermag man nicht in Abrede zu stellen, daß in Rücksicht des Bewußtseyns der Regel die Kunstpoesie wieder mit Naturpoesie große Aehnlichkeit habe, und mit ihr zusammenfalle. Man pflegt hier einzuwenden, daß der Dichter, so bald er dieses Namens werth ist, und der eine poetische Kunstbildung erhalten habe, allerdings während seiner schöpferischen Thätigkeit, sich nicht immer der Regeln bewußt sey; daß man aber deswegen nicht behaupten dürfte, die Kenntniß derselben sey gar nicht in ihm vorhanden, und könne durchaus nicht auf die schaffende Dichterkraft wirken; es sey hingegen möglich, sogar wahrscheinlich, daß sie, ohne zum klaren Bewußtseyn zu gelangen, einen wohlthätigen Einfluß auf dieselbe ausübe. Dieß heißt eine kranke Behauptung durch eine eben so kranke Stütze aufrecht erhalten. Steht die dichtende Kraft unter dem Einflusse unbewußter Regeln, so hört sie auf, eine frei wirkende, was doch jede Kraft, die ein Kunstproduct erzielt, seyn soll, zu seyn; denn was nicht zum Bewußseyn der Seele kommt, ist auch für sie nicht der Gegenstand einer freien Thätigkeit; am allerwenigsten kann eine unbewußte, oder selbst nur dunkle Erkenntniß eine leitende Norm für diese seyn. Man sieht hieraus, daß der Gegensatz, worin Naturpoesie mit Kunstpoesie, in jenem Sinne genommen, stehn, auf keinen klaren sie characteristisch unterscheidenden Begriffen beruht; versteht man aber unter Naturpoesie so viel als eine poetische Natur, d. h. den Inbegriff der Naturanlagen und Vermögen, die den wahrhaften Dichter bilden; so liegt ihr allerdings ein genau zu bestimmender Sinn zu Grunde; denn wir vermögen die Seelenkräfte anzugeben, durch die, wenn sie in größerer Stärke und Kraft als gewöhnlich vorhanden sind, der eigentliche Dichter gebildet wird; dann sind aber Naturpoesie und Kunstpoesie sich nicht entgegengesetzt; sondern die letztere ist blos die Uebung, Entwicklung und Bildung der erstern. Ohne jene Naturanlagen vermag die Schulbildung keinen großen Dichter hervorzubringen, einen Versler wohl, der das Technische der Kunst kennt, und es in Ausübung zu bringen versteht. Der Dichter wird gebohren; dies ist allerdings wahr; doch es gilt nicht von ihm vorzugsweise; zu Allem, was der Mensch werden will, muß er gebohren seyn, d. h. von der Natur die körperlichen oder geistigen Vermögen erhalten haben, welche die unerläßlichen Bedingungen zur Erreichung seines Zieles sind: denn die Kunst und Schule sind nicht im Stande, eine Kraft zu erschaffen, wo keine ist; sie vermögen das Gegebene in seiner Thätigkeit nur zu leiten, zu regeln, zu bilden und zu veredeln, und nur wo sie schon von Natur etwas Großes vorfinden, können sie ein Größeres daraus entwickeln. Um daher die völlige und ungeschwächte Wirkung seiner Kunst zu erzwecken, muß der Dichter, der die holden Gaben der Musen in sich fühlt, künstlerisch sich zu bilden suchen. Aber auch selbst das, was bei der Poesie einzig von der Schule abzuhängen scheint, das Technische, der Versbau, die Grammatik, Prosodie ꝛc., deren Regeln und Gesetze der Dichter kennen muß, muß nichts destoweniger auf einer glücklichen Naturanlage fußen, welche nie die Kunst erzeugen und ersetzen kann. Ein feines, für jede Härte und jeden Fehler gegen Wohlklang empfindliches Ohr ist einem Dichter eben so nothwendig als die Kenntniß der Prosodie und Metrik; es vermag sogar vollkommen den Mangel dieser zu decken. Nach dem Gesagten würde den Charakter eines Naturdichters bezeichnen: ein hohe poetische Naturanlage, die ohne reifes, tiefes Studium der Kunst aus einem innern Schöpfungstriebe in Dichtwerke sich ergießt und darstellt. Endlich scheinen die Ausdrücke Naturpoesie und künstlerische Poesie in Hinsicht der verschiedenen Arten der Bildung, und Darstellung so wie

der vorherrschenden geistigen Kräfte bei den verschiedenen Dichtern gebraucht zu werden. So versteht man unter Naturpoesie das reine, ungetrübte Auffassen der Natur, und das eben so reine, ungetrübte, mit der Subjectivität des Dichters unvermischte Darstellen derselben, im Gegensatze zu der Kunst- oder künstlerischen Poesie, die mehr oder weniger den Charakter der Reflection an sich trägt, und einen philosophischen Geist haucht. In dieser Hinsicht steht die Poesie der Alten der neuern gegenüber; und in der alten lassen sich wieder zwei Perioden mit diesen verschiedenen Charakteren unterscheiden; die Periode der Epiker; Homer und seine Genossen als Repräsentanten der Naturpoesie, wo die höhere Thätigkeiten der Reflection den bildenden und darstellenden Kräften untergeordnet waren, und die Periode der Dramatiker und spätern Dichter, wo ein mehr philosophisches Element in der Dichtkunst sichtbar wird.

Naturell. Ein Wort mit mehrfacher aber schwankender Bedeutung; bald wird es es im Sinne des Temperaments, bald in dem des Charakters genommen. Die richtigere Bedeutung ist der Einfluß der thierisch-organischen Kräfte auf die Seelennatur, in so fern durch denselben dem Empfindungs- und Denkvermögen eine gewisse bleibende Richtung aufgedrückt wird, und oft wiederkehrende Veränderungen veranlaßt werden. So viele psychologische Hypothesen auch mögen über die Wirkung des Körperlichen auf den Geist aufgestellt worden seyn, so ist doch keine im Stande, alle Erscheinungen welche auf der Verbindung dieser beiden Welten im Menschen beruhen, zu erklären, und keine kann auf einen höhern Grad von Wahrscheinlichkeit Anspruch machen. So klar, und jeder geringern Selbstbeobachtung sich aufdrängend, die Thatsachen sind, so dunkel ist ihre Quelle, und die Frage, wie bringt eine körperlich-organische Thätigkeit eine Veränderung in der Seelennatur hervor, dürfte und muß sogar für den Menschen ein ewiges Räthsel bleiben. Ohne mit vielen zu behaupten, daß die Seele nur die höchste Blüthe der thierischen Organisation sey, muß doch auf der andern Seite der eifrigste Spiritualist zugestehen, daß er sich im Empfinden und Denken abhängig vom Körper fühle. Die tägliche Erfahrung an sich selbsten beweißt es einem jeden, daß Körperzustände einen bedeutenden Einfluß auf seine geistigen Thätigkeiten haben; eine Ueberfüllung des Magens, ein kürzer oder längerer Schlaf, Kälte, Wärme, Ermüdung und tausend andre Lagen versetzen Geist und Gemüth in eine besondere Stimmung; zwar eine vorübergehende. Seelenstimmung ist noch kein Naturell, was eine beharrende Stimmung ist; aber man denke sich jenen Körperzustand, die Ursache der vorübergehenden Stimmung, bleibend fortwirkend, so wird nothwendig mit der Ursache auch die Wirkung fixirt, und das Naturell gebildet. Organische Krankheiten geben hiezu den Beleg; ein langwieriges Leberleiden legt den Grund zu einer andauernden trübsinnigen, schwermüthigen Stimmung, zum melancholischen Naturell; was aber eine Krankheit hervorbringen kann, vermag auch durch die Natur in den ersten Perioden der Bildung, im Foetusleben geschehen; im Keime, in der ursprünglichen Entwicklung können daher im Körper jene Organisationseigenheiten gebildet werden, durch die später das Seelenleben eine dauernde Stimmung erhält: dies wird durch die Beobachtung bestätigt, daß die Kinder sehr oft auch dem Geiste und dem Gemüthe nach die Erben ihrer Eltern sind; ein Naturell kann daher angebohren werden, und ist nicht selten erblich.

Naturforschung, s. Naturgesetze.

Naturgeschichte, richtiger die Naturbeschreibung. Sie lehrt uns diejenigen Körper auf unserer Erde kennen, welche nach gewissen, in der Natur gegründeten Gesetzen entstehen, zu nehmen und wieder aufgelöst

werden. Diese nennt man eben von ihrer Entstehung oder Erzeugung Naturproducte, d. i. Naturerzeugnisse, auch Naturalien. Viele dieser Naturproducte werden durch Menschenkunst zu nützlichen Zwecken verändert, und heißen dann Kunstproducte. In dieser veränderten Gestalt gehören sie nicht mehr zur Naturgeschichte, sondern in eine andere Wissenschaft, in die Technologie. (s. d. Art.) Von der Naturlehre muß die Naturgeschichte wohl unterschieden werden. Die erstere handelt von den allgemeinen Eigenschaften der Körper auf Erden, z. B. von ihrer Ausdehnung, Schwere u. s. w., und erklärt daraus die Veränderungen und Erscheinungen, welche durch jene hervor gebracht werden. Die andere macht uns mit den besonderen (individuellen) Eigenschaften der Naturalien bekannt, und beschreibt sie nach ihren wesentlichen Unterscheidungsmerkmalen und nach den vorzüglichsten Veränderungen, welche sie von ihrer Entstehung bis zu ihrer Auflösung erfahren. Die Unterscheidungsmerkmale, oder Kennzeichen der Naturproducte, sucht die Naturgeschichte nicht bloß in ihrer äußern Gestalt und Bildung, sondern vorzüglich in der innern Einrichtung und in der Mischung der Bestandtheile derselben. Zergliederungskunst (Anatomie), welche den Bau der Körper zerlegt, und Scheidekunst (Chemie), welche die Körper zersetzt, und die einzelnen Theile, woraus jene bestehen, von einander scheidet und wieder zusammensetzt, sind daher Hülfswissenschaften der Naturgeschichte. Nach den, auf diese Art entdeckten wesentlichen, Kennzeichen werden die Naturalien in Reiche oder Hauptabtheilungen, in Classen, Ordnungen u. s. w. gebracht, wodurch es dem Gedächtniß möglich wird, die ungeheure Menge von Geschöpfen schnell zu überschauen. Die Naturgeschichte eröffnet dem menschlichen Geiste ein weites Feld der angenehmsten und nützlichsten Kenntnisse. An ihrer Hand wandeln wir gleichsam rings um die bekannte Erde, und lernen überall neue Wunder der Schöpfung kennen. Aus dem Abgrunde der Meere, aus den Höhen der Luft, aus den entferntesten Gegenden des festen Landes, aus den verborgenen Klüften der Erde, selbst aus der, dem bloßen Auge unsichtbaren Welt, welche wir nur durch Vergrößerungsgläser entdecken, führt die Naturgeschichte das fast unzählbare Heer von Geschöpfen hervor, und stellt sie gleichsam dem Blicke des erstaunten, entzückten Menschen dar. Aber diese schöne Wissenschaft gewährt nicht nur dem Herzen die erhabensten und angenehmsten Gefühle, sie gibt auch dem Verstande eine würdige, immer neue Beschäftigung und die edelste Nahrung. Schon in dieser Rücksicht sollte kein Mensch, der Geist und Herz bilden und für einen Gebildeten gelten will, ganz unbekannt mit derselben seyn. Allein zu dem Erwähnten kommt noch, daß wir aus der Naturgeschichte zugleich die Brauchbarkeit oder Unbrauchbarkeit, den Nutzen oder Schaden der Naturproducte kennen lernen. Von dieser Seite betrachtet, wird sie eine, gewisser Maßen, Jedem unentbehrliche Wissenschaft, weil ein jeder Mensch unter dem beständigen Einflusse der Naturprodukte steht, und ihre Beschaffenheit kennen muß, wenn sie ihm nicht schaden, sondern nutzen sollen. Unläugbar ist es überdieß, daß Kenntniß der Naturgeschichte dem Landwirth, dem Kaufmann, dem Künstler und Handwerker große Vortheile verschaffen muß. Denn durch diese werden ja Naturproducte gezogen und veredelt, oder in weiteren Umlauf gesetzt, oder endlich bearbeitet und verarbeitet. Es wäre sehr unrühmlich, gar keine Kenntniß von der natürlichen Beschaffenheit solcher Dinge zu haben, womit man umgeht und zu thun hat. Am nützlichsten aber wird die Naturgeschichte, wenn man sie mit der obengenannten Technologie verbindet. Die Naturgeschichte der Erde, eines Ortes, Erdtheils, betrifft die Gegenstände desselben, a) am Himmel, b) in der Luft, c) im Wasser, d) in der Erde. Zu den erstern gehören: 1) die geographische Länge und Breite der

Oerter; 2) die Länge der Tage und Nächte; 3) die Himmelsstriche; 4) die Fixsterne und andere am Himmel sichtbare Körper. In Ansehung der Luft sind bemerkenswerth: 1) ihr Wärmegrad; 2) ihre Schwere; 3) ihre Veränderungen und die gewöhnlichsten Erscheinungen darin; 4) das Allgemeinste von den Winden; 5) ihr Einfluß auf den Gesundheits- und Krankheitszustand. Bei den Gewässern beschreibt man 1) die See, ihre Tiefe, Ebbe und Fluth, Strömungen, Salzigkeit und andere Eigenschaften und Eigenthümlichkeiten derselben; 2) die Ströme; 3) die Landseen; 4) die mineralischen Gewässer; 5) die Fische und andere Erzeugnisse. — Zur Beschreibung der Erde gehören die Kenntniß: 1) der Erde selbst, nach ihrer Ausmeßung, Lage, Gestalt, Oberfläche (Höhenzüge, Abdachungslinien), ihrem Boden und ihrer Culturfähigkeit; 2) die Kenntniß ihrer Bewohner, nach Zahl und Classen, Nahrung, Gesundheit, Sitten, Charakter und gesellschaftlicher Verfassung; 3) die Kenntniß ihrer Erzeugnisse im Pflanzen-, Thier- und Steinreiche. — Die Naturgeschichte im engern Sinne handelt von den einzelnen Bestandtheilen des Erdkörpers, und von den organisirten Körpern, die zu ihm gehören. Sie zerfällt in zwei Abtheilungen; die erste lehrt uns die Merkmale und Unterscheidungszeichen eines jeden Individuums kennen, sey es Thier, Pflanze oder Fossil; die zweite zeigt uns alle ihre Eigenthümlichkeiten in Beziehung auf ihren Zustand, ihre Eigenschaften und ihren Nutzen. Die Kenntniß der ersten wird durch eine systematische Ordnung erleichtert, nach welcher die in einzelnen Punkten übereinstimmenden Individuen zusammengestellt werden können. Die Kenntniß der zweiten Abtheilung kann nur durch eine fleißige und genaue Erforschung eines jeden einzelnen Gegenstandes erreicht werden. Das Studium der Naturgeschichte besteht in der Aufsammlung, Anordnung und Darstellung der mannigfachen Naturprodukte. Diese theilt man in 3 große Naturreiche. Die Mineralien nehmen den innern Theil der Erde ein, als rohe, ungestaltete Massen; es sind zusammengesetzte Körper ohne Leben und Empfindung (s. Mineralogie). Die Pflanzen, welche die Oberfläche der Erde mit Grün bekleiden, ihre Nahrung durch Wurzeln einsaugen, durch Blätter athmen, und ihres Gleichen durch Ausstreuung des Samens fortpflanzen, sind organisirte Körper, welche Leben, aber wahrscheinlich keine Empfindung besitzen (s. Botanik). Die Thiere bewohnen die Oberfläche der Erde; sie athmen; sie erzeugen Eier oder lebend ge Junge; Mangel, Leidenschaft und Schmerz setzen sie in Thätigkeit; und indem sie Thiere und Pflanzen verzehren, schränken sie die Zahl der Körper in ein angemessenes Verhältniß ein. Sie besitzen organisirte Körper mit der Empfindung des Lebens und dem Vermögen sich von der Stelle zu bewegen. Das Linneische System ist in Classen, Ordnungen, Gattungen, Arten und Varietäten eingetheilt, die sämmtlich ihre Namen und unterscheidenden Kennzeichen haben. Die Reihenstellung der Classen und Ordnungen ist willkührlich; die der Gattungen und Arten natürlich. Unter Botanik und Mineralogie ist die Classification des Pflanzen- und des Steinreichs bereits vorgetragen worden; in Ansehung des Thierreichs s. d. Art. — Außer mehreren schätzbaren Lehrbüchern über die Naturgeschichte, wie das von Blumenbach, ist Okens Lehrbuch der Naturgeschichte vorzüglich zu beachten; denn es unterscheidet sich von allen bisherigen in dem Baue des Systems wie in seiner Sprache. Für Freunde der Naturkunde ist Löhrs gemeinnützige und vollständige Naturgeschichte. Leipz. 1816 flg. 5 Bde. mit 335 Abbildungen, brauchbar; auch Dietrichs naturhistor. ökonom. technolog. Handwörterbuch. 2 Bde. Ulm 1816. Den Reichthum dieser Wissenschaft stellt auf: Cuvier in dem Dictionnaire des sciences naturelles. 5 Bde. fortgef. 1816 4. (wird 30 Bände stark).

Naturgesetze. Wenn ein Gesetz überhaupt die Formel ist, welche die Nothwendigkeit dessen ausdrückt, was seyn und geschehen soll: so sind die Naturgesetze Regeln, nach welchen die Erscheinungen in der Welt, als Ursachen und Wirkungen, verknüpft werden, und ohne welche das nicht geschehen würde, was geschieht; nach welcher aber auch das, was geschieht, nothwendig geschehen muß. Da nun alle Naturereignisse in die des äußern, und die des innern Sinnes getheilt werden können: so giebt es auch eben so viele Arten der Naturgesetze. Die ersten erforscht die Physik, die andern die Psychologie. Daß die Menschen nach Verstandesgesetzen denken, geschieht eben so gut nach Naturgesetzen, als daß sie ihres Gleichen erzeugen. Was nicht nach Naturgesetzen geschieht, und, objectiv, aus keinem Naturgesetze erklärt werden kann, das ist ein absolutes Wunder. S. d. Art. imgleichen Gesetz. Uebrigens sind die Naturgesetze 1) entweder a priori, d. i. solche, die aus dem Erkenntnißvermögen selbst entspringen, so daß die Veränderungen in der Natur, oder alle sinnlichen Vorstellungen, die wir haben, diesen Gesetzen darum unterworfen seyn, weil sie sonst gar nicht unsre Vorstellungen, und folglich für uns auch nicht Erscheinungen in der Natur seyn könnten. Ein solches Naturgesetz z. B. ist: Es hängt in der Natur Alles als Ursach und Wirkung zusammen; es giebt keine blinde Nothwendigkeit; es giebt in der Natur kein Leeres, keinen Sprung; 2) a posteriori, die aus den Beobachtungen der Natur selbst gezogen sind, z. B. alle Wärme dehnt die Körper aus; es giebt keine generatio aequivoca; alle Körper sind schwer ꝛc. In der Schöpfung unserer Erde herrscht eine Kraft, die, weil sie sich in tausendfachen Formen und Organen offenbart, man auch in eben so viele besondere Kräfte gestaltend sich denken kann, als es Arten solcher Offenbarungen giebt. So verschiedenartig die Erdorganisationen auch seyn mögen, so geht doch durch alle ein Grundtypus, und alle zeigen eine Verwandtschaft der innern Kräfte. Vom Stein bis zum Krystall, vom Krystall zu Metallen, von diesen zur Pflanzenschöpfung, von den Pflanzen zu dem Thiere, von diesem zum Menschen bildet, und schuf die Natur nach einer Grundform. Bei den lebenden Erdwesen hat Camper diese Hauptform außer Zweifel gesetzt, er und Andre haben sie verfolgt bis zu den Wassergeschöpfen, wo sie in die Pflanzen und Steinschöpfung übergehen: die Natur erreicht das Auge nicht; indeß machen diese Uebergänge es wahrscheinlich, daß in den Seegeschöpfen, Pflanzen und selbst in den Steinen, Erden und Metallen eine und dieselbe Anlage der Organisation, nur unendlich roher und verworrener herrschen möge. Die Bildung und Gestaltung eines Sandkornes, eines Pilzes steht gewiß mit der Bildung des menschlichen Embryos in einem analogen Verhältnisse. Wir dürfen daher analog schließen, daß weil die Natur, auch bei der unendlichen Varietät, die sie liebt; alle Lebendigen unserer Erde nach Einem Hauptplasma gebildet hat, sie auch in der Schöpfung aller Erdendinge es befolgt habe; daß wahrscheinlich dies Hauptplasma über die Gränzen unseres Erdkörpers hinausgehe, und der Natur im unendlichen Weltall, wie hier, bei ihren Gestaltungen ein und dasselbe Prototyp vorschwebte, wodurch alle Geschöpfe in anologe Verwandtschaft treten, und das Chaos zahlloser Welten und Wesen symmetrisch wird. Analogie der Organisationen setzt Analogie der Kräfte voraus, Aehnlichkeit und Verwandtschaft der äußern Gestaltung, setzt Aehnlichkeit und Verwandtschaft der innern Kräfte voraus: denn jene sind nur das Sichtbarwerden, die Verkörperung dieser; eine Grundform der Bildung bedingt demnach eine bildende Grundkraft. Eine Urkraft, Vernunft und Naturerfahrung deuten auf sie hin, welche die leuchtenden Globen schuf, sie nach ewigen Gesetzen durch unendliche Räume treibt, und die ein Salzkorn krystallisirt und der Körper eine Milbe bildet. Man nenne sie Gott, Weltseele, natura natu-

raus: es kommt auf den Namen nicht an, denn durch tausende Benennungen sprechen wir doch Das ganz nicht aus, was wir uns nicht ganz denken und begreifen können. Schon im frühsten Zeitalter der Naturphilosophie suchte man ein unmittelbares Organ dieses schaffenden, bildenden Princips; wie die Naturwissenschaften noch in der Wiege lagen, besonders wie die Chemie und Physik kaum einige Schritte auf der Bahn ihrer Cultur gethan hatten, war es sinnlich grob; Luft, Wasser, Feuer wurden nach der Reihe zum Vehikel der Urkraft angenommen; je weiter aber jene Wissenschaften voranschritten, und je feinere Agentien sie in der Natur entdeckten, desto geistiger und feiner ward das Organ der Weltseele; Electricität, Galvanismus, Licht und zuletzt ein hypothetischer Aether (S. Schelling über die Weltseele) wurden zu Trägern der Urkraft erhoben; doch wozu einen besondern Stoff als Träger der göttlichen Kraft suchen? die ganze Natur ist ihr Organ, sie ist kein selbstständiges Wesen, sondern Gott ist Alles in seinen Werken. Alle Kräfte der Natur wirken demnach gesetzlich, und das Ganze trägt tief den Charakter der Gesetzmäßigkeit aufgeprägt. So weit unsre Einsichten reichen, ist Harmonie der Kräfte, Verknüpfung der Erscheinungen durch Ursache und Wirkung, die in ihren Verhältnissen gegen einander ein System bilden; in ihm kann gar von einem Zufalle, von einem nicht nothwendig Bedingtseyn der Naturkörper und ihrer Erscheinungen nicht die Rede seyn, denn entweder ist die Natur durchgängig zufällig — da ein Gemisch von Zufälligkeit und Gesetzmäßigkeit ein widersinniger Gedanke seyn würde, und dann kann sie kein Ganzes, kein System bilden, oder sie ist durchgängig gesetzlich. Können wir das schönste, harmoniereichste, überall die Spuren einer tiefen gesetzmäßig ordnenden Weisheit an sich tragende Naturganze für kein Spielball des Zufalles, für keine Werkstätte, wo sich die Willkühr in gesetzlosen Schöpfungen erlustigt, die sich über kurz oder lang nothwendig selbsten vernichten müßte, ansehen, so müssen wir auch da, wo wir irgendwo gesetzlose Willkühr in den Naturveränderungen zu sehen glauben, annehmen, daß sie nur auf Schein und Trug begründet sind, und ihre Quelle in unserer Unkunde der Gesetze der Natur, in diesem oder jenem Gebiete ihres Lebens und Seyns, haben. Nicht allein aus Vernunftgründen, sondern auch durch analoge Schlüsse, aus Erfahrungswissenschaften genommen, läßt sich die Gesetzmäßigkeit der Natur, ihr systematischer Charakter, auf dem allein ihre Einheit und Harmonie beruht, beweisen. — Unser Erdball ist eine große Werkstätte zur Organisation sehr verschiedenartiger Wesen, und in ihnen herrscht eine Reihe aufsteigender Formen und Kräfte. Auch dieser Satz hat seine Beweise in der Erfahrung liegen, und er begründet unwidersprechlich die Gesetzmäßigkeit der Natur. Er lehrt uns, daß sie mit ihren unendlichen Formen und Gestalten, wie mit ihren unendlichen Kräften und Wesen nur ein System sey. An ihn schließt sich ein anderes Naturgesetz: alle zerstörende Kräfte in der Natur müssen den erhaltenden Kräften mit der Zeitenfolge nicht nur unterliegen, sondern auch selbst zuletzt zur Ausbildung des Ganzen dienen. Als einst im Unermeßlichen der Werkstoff künftiger Welten ausgebreitet schwamm, gefiel es dem Schöpfer dieser Welten, die Materie sich bilden zu lassen nach den ihnen angeschaffenen innern Kräften. Zum Mittelpunkte des Ganzen, der Sonne, floß nieder, was nirgens eigne Bahn finden konnte, oder was sie auf ihrem mächtigen Thron mit überwiegenden Kräften an sich zog. Was einen andern Punkt der Anziehung fand, ballte sich gleichartig zu ihm, und ging entweder in Ellipsen um seinen großen Brennpunkt oder flog in Parabeln und Hyperbeln hinweg und kam nie wieder. So reinigte sich der Aether, so ward aus einem schwimmenden zusammenfließenden Chaos ein harmonisches Weltsystem, nach welchem Erden mit Kometen in regelmäßigen Bahnen Aeonen durch um ihre Sonnen gehn: ewige Beweise des Naturgesetzes, daß vermit-

telst eingepflanzter, göttlicher Kräfte, aus dem Zustande der Verwirrung, Ordnung werde. So lange dies einfache, große Gesetz allein gegen einander abgewogener und abgezählter Kräfte dauert, stehet der Weltbau fest; denn er ist auf eine Eigenschaft und Regel der Gottheit gegründet. Auf unserer Erde finden wir alles gegen einander abgewogen, es waltet und herrscht ein harmonisches Verhältniß zwischen belebter und unbelebter Natur, zwischen Thiergeschlecht und Thiergeschlecht; Pflanzen, Thiere, Menschen sind gegen einander geordnet, und unter diesen allen, Mann und Weib, Geburt und Tod, Dauer und Lebensalter, Noth und Freude, Bedürfnisse und Vergnügen. Und alles dies, nicht etwa nach der Willkühr einer täglich geänderten, unerklärlichen Fügung, sondern nach offenbaren Naturgesetzen, die im Baue der Geschöpfe d. h. im Verhältniß aller der organischen Kräfte lagen, die sich auf unserm Planeten unterhielten. So lange das Naturgesetz dieses Baues und Verhältnisses dauert, wird auch seine Folge dauern; harmonische Ordnung zwischen den verschiedenen Systemen der Erdorganisation zum allgemeinen Systeme, zur großen Naturharmonie. Zur Enthüllung dieses alles durchdringenden Geistes der Harmonie und der systematischer Ordnung führen wir noch einige Naturgesetze an. In der mathematischen Naturlehre ist es erwiesen, daß zum Beharrungszustande eines Dinges jederzeit eine Art Vollkommenheit, ein maximum oder minimum, erfordet werde, das aus der Wirkungsweise der Kräfte dieses Dinges folget. So könnte z. B. unsere Erde nicht dauern, wenn der Mittelpunkt ihrer Schwere nicht am tiefsten Ort läge und alle Kräfte auf und von demselben in harmonischem Gleichgewichte wirkten. Jedes bestehende Daseyn trägt also nach diesem schönen Naturgesetze seine physische Wahrheit, Güte und Nothwendigkeit als den Kern seines Bestehens in sich. Gleichergestalt ist es erwiesen, daß alle Vollkommenheit und Schönheit zusammengesetzter, eingeschränkter Dinge oder ihrer Systeme auf einem solchen maximum beruhe. Das Aehnliche nämlich, und das Verschiedene, das Einfache in den Mitteln und das Vielfältige in den Wirkungen, die leichteste Anwendung der Kräfte zu Erreichung des gewissesten und fruchtbarsten Zweckes bilden eine Art Ebenmaaßes und harmonischer Proportionen, die von der Natur allenthalben bei den Gesetzen ihrer Bewegung, in der Form ihrer Geschöpfe, beim Größten und Kleinsten beobachtet ist, und von der Kunst des Menschen, so weit seine Kräfte reichen, nachgeahmt wird. Mehrere Regeln schränken hierbei einander ein, so daß, was nach der Einen größer ist, nach der Andern abnimmt, bis das zusammengesetzte Ganze seine sparsam schönste Form und mit derselben innere Bestand, Güte und Wahrheit gewinnt. Ein vortrefflichts Gesetz, daß Unordnung und Willkühr aus der Natur verbannt, und auch in jedem veränderlichen eingeschränkten Theil der Weltordnung eine Regel der höchsten Schönheit zeiget. Eben so wohl ist es erwiesen, daß wenn ein Naturkörper, oder ein Wesen oder ein System derselben aus diesem Beharrungszustande seiner Wahrheit, Güte und Schönheit verrückt worden, entweder in Schwingungen oder in einer Asymptote, es sich demselben durch innere Kraft wieder nähern, weil außer diesem Zustande es keinen Bestand findet. Je lebendiger und vielartiger die Kräfte sind, desto weniger ist der unvermerkte grade Gang der Asymptote möglich, desto heftiger werden die Schwingungen und Oscillationen, bis das gestörte Daseyn das Gleichgewicht seiner Kräfte oder ihrer harmonischen Bewegung, mithin den ihm wesentlichen Beharrungszustand erreichet. Jedes Wesen, das gewaltsam aus seinen Naturgrenzen in eine neue Sphäre entrückt wird, geht entweder in dem Conflicte und Kampfe der feindlich auf ihn eindringenden Naturkräfte unter, oder wird so lange von ihnen bearbeitet, und umgewandelt, bis es wieder als ein integrirender Theil in ein anderes partielles System der Dinge aufgenommen werden, und zu

dem Beharrungszustand gelangen kann. Wäre es möglich, daß die Erde sich aus ihrer Bahn reißen könnte, so müßte sie entweder der größern Anziehungskraft der Sonne folgen und von ihr verschlungen werden, oder so lange herumirren, bis ihre und der andern Weltenkörper Anziehungskräfte sich ins Gleichgewicht gesetzt, und sich gegen einander ausgeglichen hätten; wodurch dann nothwendig ihr eine regelmäßige Laufbahn vorgezeichent werden würde. So zeigt die Natur im Größten wie im Kleinsten, auf ihrer unendlichen Sternenflur, wie in den kaum bemerkbaren Begränzungen eines Sandkorns überall die höchste Gesetzmäßigkeit. Ihre Gesetze sind ihr nicht von Außen vorgeschrieben, kein fremder Gesetzgeber entwarf sie ihr auf einer Tafel, auf die sie in ihrem Schaffen und Bilden stets mit unverwandtem Augeschauen muß; sie quellen aus ihrem Innern; sie ist kein mechanisches Kunstwerk, hervorgebracht von einem außer ihr sich befindenden Künstler nach einem in der Zeit entworfenen Plane, sondern sie ist ihre eigne Gesetzgeberin, sie ist autonomisch, handelnd, schaffend, wirkend, belebend, auflösend, bewegend, nach eignen aus ihrem innern unsichtbaren Wesen hervorgehenden Gesetzen, denn die sinnliche Natur ist nur die in die Erscheinung getretene ideale Natur, die Verkörperung des mit unmittelbarer unendlicher Weisheit wirkenden und waltenden Weltgeistes: Naturgesetze sind ewige Gedanken Gottes der Ordnung und Harmonie; sie sind analoge Beweisführer einer höhern moralischen Weltordnung, und somit die Bürgen unserer schönsten, heiligsten Hoffnungen, die Gewährleister, daß eine ewige feste Hand nach, wenn gleich uns nicht offenbarten, Gesetzen, wie in der bewußtlosen Natur, das bunte Gewirre, das Streben, Ringen, die Thaten und Leiden des ganzen Menschengeschlechtes, wie des Einzelnen nach einem Plane voll Güte und Weisheit und mit dem Systeme des Weltalls im innigsten Einklange stehenden Ziele leite, und das Menschengeschlecht unverrückt, wie die Weltgloben, auf seiner Bahn erhalte.

Naturlehre. Dieser Begriff bezeichnet eine doppelte Wissenschaft im weitern Sinne des Worts; A) eine historische, und zwar a) als Naturbeschreibung, die ein geordnetes System der Naturprodukte nach den Merkmalen ist, worin sie entweder mit einander übereinstimmen, oder von einander verschieden sind; α) nach äußern Merkmalen, β) nach innern; vergleichende Anatomie. b) Als Naturgeschichte, welche die Erzählung der allmähligen Veränderungen und der Erzeugungsart der Naturprodukte, der Beobachtungen, Versuche und Schlüsse ist, die man daraus für die Behandlungsart und Anwendung der Naturprodukte gezogen hat. Sie muß mit der Naturbeschreibung verbunden werden. Linné's systema naturae ist Naturbeschreibung; hingegen Bonnets Geschichte der Blattläuse Trembleys Geschichte der Polypen, sind Naturgeschichte. Je nachdem nun die Naturgeschichte für einen besondern Zweck bearbeitet wird, erhält sie verschiedene Beinamen, z. B. ökonomische, technische Naturgeschichte ꝛc. c) In dem engsten Sinne würde Naturgeschichte die Erzählung der Art seyn, wie die Natur, nach ihren Gesetzen, in verschiedenen Zeiten, Orten und Umständen gewirkt hat, und wie diese Erscheinungen, aus diesen Gesetzen, und den Umständen, unter welchen sie gewirkt haben, zu erklären seyn möchten. Dahin würden nun freilich α) nicht die Fragen gehören: wie entstanden die Sonnen und Planeten, die Meere und das feste Land, der erste Mensch, die erste Pflanze. Denn welcher Sterbliche kann das wissen? Wohl aber β) die Fragen: wie artete das Menschengeschlecht in seine Racen aus? Was trugen Klima, Nahrung ꝛc. dazu bei? Was für Veränderungen sind in den Producten der Erde durch die großen Revolutionen entstanden, denen sie unleugbar einmal unterworfen war? Kurz die ganze Geologie und Archäologie der Natur, wovon wir aber bis jetzt nur kleine

Fragmente haben. B. Eine philosophische, rationale eigentliche Wissenschaft; a) eigentlich reine Naturwissenschaft nach nothwendigen Principien a priori, worin sich die Erfahrungsgesetze gründen. Metaphysik der Natur; α) immanente Naturwissenschaft, die sich auf Erfahrungsgegenstände bezieht, so fern sich dieselben in der Erfahrung geben, und in so fern sich ihre Gesetze in der Erfahrung anwenden, und durch die Erfahrung bestätigen lassen; 1) allgemeine reine, transscendentale Metaphysik der Natur. Sie untersucht die wichtige Frage: welche sind die allgemeinen reinen Gesetze, welche eine Natur überhaupt möglich machen, ohne Beziehung auf bestimmt gegebene Naturdinge. Dahin gehört z. B. das Gesetz: alle Erscheinungen sind extensive Größen. Das Beharrliche ist allein im Raume. In der Zeit fließt alles. Aus Nichts wird Nichts ꝛc. 2) besondere angewandte Metaphysik der Natur auf empirisch gegebene Gegenstände der Sinne. a) Metaphysik der denkenden Natur, rationale Psychologie. Sie sucht die Natur der Seele aus dem Begriffe eines denkenden Wesens zu erklären; b) rationale Physik, sucht die Körperwelt aus dem Begriffe der Materie zu erklären. Sie betrachtet in dieser Absicht die Materie a) als das Bewegliche im Raume, Phoronomie; b) als bewegende Kraft, Dynamik; c) als auf einander wirkende Kräfte, Mechanik; d) Bewegung und Ruhe der Körper nach der Vorstellungsart der äußern Erfahrung, Phänomenologie. β) Die transscendente Naturlehre betrachtet die Natur als einen Gegenstand, wie ihn die Erfahrung nicht geben kann, 1) als ein absolutes Ganzes, Kosmologie; 2) im Verhältniß zu einem Wesen über die Natur, transscendente Theologie. b) Gemischte, empirisch rationale Naturlehre, erklärt die zufälligen Erfahrungen der Körperwelt nach den Gesetzen der reinen Metaphysik der Natur, empirische Physik und Chemie. Vergl. Art. Metaphysik.

Natürliche Magie, s. Magie.

Natürliches Recht, s. Naturrecht.

Natürliche Religion, natürliche Theologie, s. Religion, Religionsphilosophie und Physikotheologie.

Naturphilosophie. Der Begriff der Naturphilosophie hat man verschiedentlich festgesetzt: nach Kant ist sie theoretische Philosophie, und der praktischen oder Moralphilosophie entgegengesetzt. Die theoretischen Begriffe sind nämlich diejenigen, wodurch alles, was ist, die ganze Natur, erkannt wird, daher sie Kant auch Naturbegriffe nennt. Sie sind wieder in andern gegründet. Die praktischen Begriffe sind von allen, sie nothwendig bestimmenden Gründen frei. Die Naturphilosophie beruht demnach einzig auf Naturbegriffen, die praktische Philosophie auf Freiheitsbegriffen, die mit der Natur gar nichts zu thun haben. Beide sind also wesentlich von einander unterschieden. Nach andern bildet die Naturphilosophie mit der Idealphilosophie einen nothwendigen Gegensatz, und beruht auf der wahren Idee oder Ansicht der Natur aus dem Standpunkte der Wissenschaft, und die allseitige, systematisch-organische Durchführung dieser Idee durch die Natur und den Kreis ihrer Erscheinungen. Die Erfahrungswissenschaften der Natur sind ihr Boden, doch nur in so fern, als sie ihr das Materiale zu ihren Konstruktionen hergeben; sie selbst schöpft ihre Prinzipien und Grundideen aus einer höheren Wissenschaft, und ordnet, erklärt die Erfahrungen, Beobachtungen und Versuche nach ihnen; ertheilt den Naturerscheinungen erst ihre rechte Bedeutung und ihren Standpunkt im Zusammenhange des Ganzen. Ihr Zweck ist Enthüllung des Geistes aller Naturwissenschaften. Ueber die Naturphilosophie der neuern, s. Art. Philosophie und Schellingianismus.

Naturrecht, philosophische Rechtslehre, Rechtsphilosophie, ein Theil der praktischen Philosophie, ist die Wissenschaft dessen, was durch die praktische Vernunft als Gesetzgebung der äußern Freiheit bestimmt ist. Es heißt

auch Vernunftrecht, weil das Rechtsgesetz sich auf die vernünftige Natur des Menschen gründet; allein der Gegenstand desselben ist empirisch, denn die Wechselwirkung vernünftiger Wesen in der Sinnenwelt, auf die sich das Naturrecht bezieht, ist nur durch Erfahrung erkennbar. Der erste Theil des Naturrechts, welcher die dem Menschen ursprünglich (d. i. außerhalb dem Staate gedacht) zukommenden Rechte aus dem Gesetz der Vernunft entwickelt, heißt das natürliche Privatrecht; ihr Inbegriff wird Naturstand (status naturalis, im Gegensatze vom bürgerlichen Stande st civilis) genannt. Der andre Theil des Naturrechts, welcher die aus der Verbindung der Menschen im Staate (s. d. Art.) entspringenden Rechtsverhältnisse (zwischen dem Staate, als einem Ganzen, und seinen Gliedern) aus dem Gesetz der Vernunft entwickelt, heißt das natürliche Staatsrecht (s. d. Art.). Beide Theile auf die Entwickelung der rechtlichen Verhältnisse eines Staats zu andern Staaten (die selbstständig als moralische Personen, d. i. Völker, neben einander vorhanden sind) angewandt, bilden das natürliche, oder allgemeine Völkerrecht (s. d. Art.). Die Abgrenzung des Naturrechts, der Moral und Politik s. unter Philosophie. Hugo Grotius (st. 1645) stellte durch sein Werk de jure belli et pacis (Paris 1625) zuerst eine bestimmte Idee von natürlichen Rechten auf. Von Pufendorf (st. 1694) war der Erste, welcher seit 1660 das Naturrecht wissenschaftlich abhandelte. Seit Christian Thomasius (starb 1728) und J. P. Freiherr v. Gundling (starb 1731) sind Naturrecht und Moral immer als getrennte, obgleich verwandte Wissenschaften behandelt worden. S. Hoffbauer: Das allgem. oder Naturrecht und die Moral in ihrer gegenseitigen Abhängigkeit und Unabhängigkeit von einander dargestellt. Halle 1816. Unter mehrern Lehrbüchern über das Naturrecht zeichnen sich aus: Gros's Lehrbuch der philosophischen Rechtswissenschaft oder das Naturr. 3te Aufl. Tüb. 1815. Bauers Lehrbuch der Naturr. 2te Aufl. Marburg 1816. Wendt: Grundzüge der philosophischen Rechtslehre. Leipzig 1811. Als Handbuch: Schmalz's Handbuch des Rechtsphilosophie. Halle 1807. Unter einzelnen Abhandlungen: Krugs Beiträge zur natürlichen Rechtswissenschaft. Leipzig 1811.

Naturreiche, s. Naturgeschichte.

Naturstand ist der Zustand, worin der Mensch keinem äußern Gesetze unterworfen ist, der Thierstand der Menschheit, 1) juridischer, ohne Zwangsgesetz, 2) ethischer, wo die Pflicht nicht durch öffentliche Auktorität bestimmt ist. Der juridische Naturzustand enthält nur ein Privatrecht, kein öffentliches, d. i. keine rechtliche Form des Beysammenseyns, das Recht des Stärkern, und ist daher ein beständiger Zustand des Kriegs, d. h. ein Zustand, in welchen man nie vor Angriffen sicher ist. Im ethischen Naturzustande würde sich ein Mensch befinden, der keinen Gott glaubte, und sich zu keiner Religion bekännte, also in Ansehung der Tugendpflichten, deren Richter nur Gott seyn kann, sich völlig ungebunden glaubte. Der ethische Naturzustand würde ein beständiger Kampf mit der Sünde seyn.

Natursystem, s. Naturgesetze und System.

Naturwissenschaft (physica, physique). Wird das Wort Natur in formaler Bedeutung genommen, d. h. die Gesetzmäßigkeit der Bestimmungen des Daseyns der Dinge überhaupt, so heißt Naturwissenschaft eines Dinges (denn es giebt dann so vielerlei Naturwissenschaften, als es specifisch verschiedene Dinge giebt) die Wissenschaft von dem eigenthümlichen innern Princip der zum Daseyn eines Dinges gehörigen Bestimmungen; wird das Wort Natur aber in materialer Bedeutung genommen, so heißt Naturwissenschaft die Wissenschaft von der Sinnenwelt oder den Gegenständen unserer Sinne. Wissenschaft heißt eine Lehre als System (nach

Principien geordnetes Ganze der Erkenntniß). Da nun die Principien, nach welchen die Gegenstände der Sinne in ein Ganzes der Erkenntniß oder System geordnet werden können, entweder Grundsätze der empirischen oder der rationalen Verknüpfung dieser Erkenntnisse sind, so würde auch die Naturwissenschaft in historische und rationale Naturwissenschaft eingetheilt werden müssen. Allein das Wort Natur, in formaler Bedeutung, bezeichnet eine Erkenntniß durch Vernunft von dem Zusammenhange der Gegenstände unserer Sinne und folglich verdient nur diese Erkenntniß den Namen einer eigentlichen Wissenschaft, weil empirische Principien zwar zureichen, Erkenntnisse in ein Ganzes zu ordnen, aber nur die Erkenntnisse aus Vernunft, weil diese allein mit Nothwendigkeit verknüpft, und also ein eigentliches Wissen giebt. Daher ist es besser, die Erkenntnisse von den sinnlichen Gegenständen Naturlehre zu nennen, und diese in historische Naturlehre und rationale Naturlehre oder Naturwissenschaft einzutheilen. Hiernach wäre also die Naturwissenschaft die Erkenntniß von den sinnlichen Gegenständen aus Principien a priori. Nun können aber die sinnlichen Gegenstände bloß nach diesen Principien a priori betrachtet werden, oder auch nach Erfahrungsgesetzen, auf welche diese Principien angewandt werden, das erste giebt die eigentlich physica pura s. rationalis), das letztere die uneigentlich so genannte Naturwissenschaft (physica empirica). Eine rationale Naturlehre heißt also auch nur in Rücksicht auf ihre Principien a priori, daß nämlich die Naturgesetze, die in ihr zum Grunde liegen, a priori erkannt werden, Naturwissenschaft. Sie bekommt nämlich die Rechtmäßigkeit dieser Benennung nur von einem reinen Theil, der die Principien a priori aller übrigen Naturerklärungen enthält, und ist nur Kraft dieses reinen Theils eigentliche Wissenschaft, auf die zuletzt jede Naturlehre hinausgehen und sich darin endigen muß. Alle eigentliche Naturwissenschaft bedarf also einen reinen Theil, auf den sich die apodiktische Gewißheit aller Naturerklärungen zuletzt gründen kann. Eigentlich so zu nennende Naturwissenschaft setzt zuerst Metaphysik der Natur voraus (denn Metaphysik ist reine Vernunfterkenntniß aus bloßen Begriffen) und Principien der Nothwendigkeit dessen, was zum Daseyn eines Dinges gehört (d. i. Principien der Natur desselben), und beschäftigt sich mit einem Begriff (Daseyn), der sich nicht construiren läßt, folglich bloß gedacht werden muß. Sie abstrahirt nun entweder von allen bestimmten Erfahrungsgegenständen, dann ist sie ganz a priori oder der transscendentale Theil der Metaphysik der Natur, und kann auch allgemeine methaphysische Naturwissenschaft heißen, oder sie beschäftigt sich mit einer besondern Natur dieser oder jener Art Dinge, dann heißt die Metaphysik der Natur in engerer Bedeutung oder die besondere metaphysische Naturwissenschaft, in der jene transscendentalen Principien auf die zwei Gattungen der Gegenstände unsrer Sinne, die der äußern Sinne oder Materie und die des innern Sinnes oder die Seele, angewandt werden, und die also in rationale Physik in engerer Bedeutung und rationale Psychologie zerfällt. Die Naturwissenschaft enthält synthetische Sätze a priori als Principien in sich. Synthetische Sätze a priori sind solche Sätze oder Behauptungen, die man nicht, weder dadurch, daß man ihr Subjekt entwickelt, noch durch Beobachtungen und Experimente beweisen kann. Kant nennt die rationale Physik in engerer Bedeutung allgemein metaphysische Naturwissenschaft, weil die Seelenlehre nur Natur-Beschreibung der Seele, aber nicht Seelenwissenschaft werden kann.

Naubert (Benedikte), eine unserer besten Romanenschriftstellerinnen, war die Tochter des Doktor Hebenstreit zu Leipzig und wurde daselbst 1760 geboren. Sie verheirathete sich später an den Kaufmann Naubert in Naumburg und lebte in so großer Eingezogenheit, daß nur sehr wenige

ihr schriftstellerisches Talent kannten; ihr Tod erfolgte 1818. Die vorzüglichsten von ihren Romanen sind: Walther von Montbarry; Thekla von Thurn; Amalgunde, Königin von Italien; Elisabeth, Erbin von Toggenburg; Hermann von Unna; Conradin von Schwaben; Hatto, Bischof von Mainz; Gebhard, Truchseß von Waldburg. Ferner hat man noch von ihr: Volksmährchen und Azaria.

Naumachia. So benannte man gewisse feierliche Spiele bei den Römern, welche eine Nachahmung und Vorstellung eines Seetreffens waren. Sie lernten diese Spiele nicht eher, als bis in den letzten Zeiten der freien Republik, kennen; denn Cäsar gab die ersten, und da das Volk sehr viel Vergnügen daran fand, so wurden sie nachher immer häufiger wiederholt. Bisweilen wurden sie im Circus Maximus, gewöhnlich aber an besonders dazu eingerichteten Orten gehalten, welche auch Naumachiä hießen. Der Circus maximus konnte in sehr kurzer Zeit so hoch unter Wasser gesetzt werden, daß die daselbst auf dem Trocknen liegenden Schiffe flott wurden, und ein Seegefechte mit einander halten konnten. Die besonders angelegten Naumachien waren einem Amphitheater ähnlich, nur daß der freie Platz in der Mitte, oder die Area, so tief ausgegraben und mit so viel Wasser angefüllt werden konnte, daß ansehnliche Schiffe darauf zu schwimmen im Stande waren. Prächtige Gebäude darf man sich unter den Naumachien nicht denken. Gewöhnlich bestanden sie nur in einem ausgegrabenen Teiche, um den die Zuschauer ringsherum versammelt waren. Cäsar ließ bei den großen Spielen, die er dem Volke gab, eine Naumachie anlegen, die aber bald darauf wieder ausgefüllt wurde, weil er auf dieser Stelle dem Mars einen Tempel erbauen wollte; ein Beweis, daß man hier an keine Gebäude zu denken hat. Eben so hatte auch Augustus an der Tiber eine Naumachie ausgraben lassen, auf der nachher ein Park angelegt wurde. Caligula gab ein Seegefecht auf einem Teiche, der in den Septis, einem eingeschloßnen Platze auf dem Campus Martius, angelegt war. Claudius bediente sich zu diesen Spielen des Lacus Fucinus und Pompejus des sicilianischen Meerbusens bei Rhegium. Die Naumachien waren von ansehnlicher Größe, und erhielten auch bisweilen Verzierungen. Eine Naumachie des Augustus war 1800 Fuß lang und 200 Fuß breit. Die Fechtenden bei den Naumachien heißen Naumachiarii, und bestanden gewöhnlich aus Gefangenen oder verurtheilten Verbrechern, welche bis auf den Tod fechten mußten, wenn sie nicht durch die Gnade des Kaisers gerettet wurden. Ueberbleibsel von Naumachien haben sich nirgends erhalten, außer vielleicht bei Palermo in Sicilien. Man findet hier am Fuße des Berges Griffone einen kleinen See, in den das Wasser aus den umliegenden Bergen zusammenfließt und diesen See hält man für eine ehemalige Naumachie, ohne aber weder die Zeit ihres Ursprungs, noch ihrer Dauer zu wissen.

Naumann (Johann Amade), sächsischer Oberkapelldirektor, geb. zu Blasewitz bei Dresden 1745, war der Sohn eines Bauern und zeigte schon in seiner Jugend außerordentliche Anlagen zur Musik, die einen schwedischen Virtuosen bewogen, ihn in seinem 13. Jahre mit sich nach Italien zu nehmen, wo er sich indeß mit Notenschreiben zu Venedig, Padua, Neapel und Bologna kümmerlichen Unterhalt erwarb. Nach 7 Jahren kehrte er nach Sachsen zurück und fand kurz darauf in Dresden eine Anstellung bei der Hofkapelle. Später unternahm er noch zwei Reisen nach Italien, wo er zu Palermo den Achilles in Skyros und anderwärts mehrere andere Opern komponirte. Ein Ruf nach Berlin verschaffte ihm in Dresden einen bedeutenden Gehalt, so wie 1786 den Titel eines Oberkapelldirektors. Er starb zu Dresden 1801. Unter seinen Opern zeichnen sich aus Clemenza di Tito (1769), Alexander, Amphion, Cora (1780), Orpheus (1785), Medea, Protesilaos, Acis und Galatea, Tutto per amore und la Dama Soldato.

Ferner hinterließ er eine große Anzahl Messen, Oratorien und andere Kirchenstücke, so wie für die Harmonika, welche er meisterhaft spielte, 9 Sonaten.

Naumburg, preuß. Stadt im Regierungsbezirk Merseburg, in einer angenehmen Gegend nicht weit vom Einfluß der Unstrut in die Saale, Sitz eines Oberlandgerichts, hat eine Domschule, 5 Kirchen, worunter die sehenswürdige Peter Pauli- oder Domkirche, Schloß, 6 Hospitäler, Arbeits und Armenhaus, Waisenhaus, 1100 Häuser und 8000 Einw., welche Fabriken in Leinwand, Leder, Wolle ꝛc. unterhalten, Weinbau und ansehnlichen Handel treiben. Jährlich werden hier zwei Messen oder Märkte gehalten. Sie war sonst die Hauptstadt des Lutherischen Stiftes Naumburg-Zeitz, das längs der Saale und Elster lag und auf 15 □ M. 31,900 Einw. enthielt.

Nautik, s. Schiff-fahrtskunde.

Navarra, 1) eine große Landschaft, deren einer Theil auf der Süd-, der andre auf der Nordseite des pyrenäischen Gebirgs liegt. Jener heißt Obernavarra. Beide Theile standen unter einem Könige, bis 1512 König Ferdinand von Aragonien Obernavarra eroberte, das seitdem bei Spanien blieb. Die Könige von Navarra behielten nur Niedernavarra, das durch Heinrich IV. mit Frankreich vereinigt wurde, dessen Könige sich daher Könige von Frankreich und Navarra nennen. — Die spanische Provinz Navarra liegt 15° 22′ — 16° 42′ O. L. 42° 17′ — 43° 15′ N. B., gränzt im Norden an Frankreich, mit dem es durch 3 über die Pyrenäen führende, äußerst beschwerliche Straßen verbunden ist, im Osten und Südosten an Aragon, im Südwesten an Segovia, im Westen an Alava und Guispuscua, und enthielt 1800 auf 121⅗ Quadratmeilen 226,227 Einwohner, worunter 4792 Geistliche und 13,054 Hidalgos, meistens von baskischer Abstammung, in 9 Ciudaden, 154 Villas, 630 Dörfern, überhaupt 830 Pueblos mit 753 Kirchspielen, 70 Klöstern und 14 milden Stiftungen. Das Land ist mit Bergen der Pyrenäen bedeckt, z. B. Andia, Bardena del Rey, und hat große Thäler, als Baztan, Roncal, Roncesvalles und Aezcoa im Hochgebirge. Hier ist die Quelle des Ebro, der den Aragon, Arga und Ega aufnimmt. Das Klima ist in den Thälern gemäßigt, auf dem Gebirge rauh und kalt, aber überall gesund. Die Produkte sind: Kupfer, Eisen, Steinsalz, Holz, Getreide, Obst, Wein, Oel, Hülsenfrüchte, Hanf, Flachs, Färberröthe, Süßholz, Hausthiere, Wildpret, Bären, Wölfe, Gemsen, Fische, Bienen ꝛc. Die Einwohner führen Weizen, Wein, gebleichtes Wachs, Lakrizensaft, Wolle, Käse, Eisenwaaren ꝛc. aus, an Werth 1,095,000 Gulden; die Einfuhr soll auf 1,250.000 Gulden steigen. Die Provinz hat ihre eigenen Gesetze, und ist frei vom castilischen Zollsystem und den rentas provinciales. Keine Rechtssache darf vor ein auswärtiges Tribunal gezogen werden, und der Rath von Navarra, das Appellationsgericht, ist die höchste Instanz. Der Vicekönig wohnt zu Pampelona. In kirchlicher Hinsicht gehört Navarra zu den Diöcesen von Pampelona und Tudela. Das Land wird in 5 Landschaften oder Merindades eingetheilt, die ihren Namen von den 5 Hauptstädten des Königreichs haben, nämlich Pampelona, Estella, Olite, Tudela und Sanguesa. — Das französische Niedernavarra war ein Theil von dem Lande les Basques in Gascogne, hat 21 Quadratmeilen Flächeninhalt, und bildete nebst Bearn ein Gouvernement, das itzt einen Theil des Departements der Niederpyrenäen ausmacht. — 2) Neunavarra, s. Sonora.

Navigations-Akte, eins der vornehmsten englischen Gesetze, in welchem der Grund zu Englands Uebergewicht im Handel liegt, und vermöge welches 1) kein fremdes Schiff Güter nach engl. Häfen führen darf, außer solchen, die Produkte des Landes sind, dem das Schiff zugehört; 2)

englische Güter auf keinem Schiffe ausgeführt werden dürfen, das nicht in den englischen Staaten gebaut ist, und von dessen Mannschaft nicht wenigstens zwei Drittheile nebst dem Capitain geborene oder naturalisirte Britten sind. Zu Folge dieses Gesetzes, welches 1651 unter Cromwells Regierung gegeben und 1666 von Carl II. bestätigt wurde, kann folglich kein fremdes Schiff Rückfracht in den englischen Staaten nehmen, und die engl. Schiffe gewinnen von andern Ländern doppelte Fracht. Nur die beiden Hanseſtädte Hamburg und Bremen wurden, nebst Danzig, 1662 von diesem Gesetze ausgenommen, und sie genießen diese Freiheit im Wesentlichen noch jetzt. So wie aber früher aus der Navigationsakte, die strengen englischen Handelsverbote in jenem durch den Ryswiker Doppelfrieden (20. Sept. und 30. Oktob. 1699) beendigten neunjährigen Kriege, und the rule of 1759, geflossen sind, so ist sie auch als die Hauptgrundlage aller der berühmten Geheimerathsverordnungen (ordres of council) zu betrachten. Der Congreß der vereinigten Staaten von Nordamerika hat seit Kurzem auch eine ähnliche Navigationsakte bekannt gemacht, die nach dem Muster der englischen eingerichtet ist. Sie wurde am 1. März 1817 von dem Präsidenten der vereinigten Staaten unterzeichnet, und der 1. Okt. 1817 wurde als der Termin festgesetzt, an welchem sie in Wirksamkeit treten sollte. Die Akte besteht aus sieben Artikeln. Eine gewisse feindliche Absicht gegen England ist dabei nicht zu verkennen. Die Parlamentsbeschlüsse von 1822 für die Befreiungen des westindischen Handels beweisen, daß die brittische Regierung dies schon selbst zu fühlen anfängt.

Naxos, die größte und fruchtbarste unter den cycladischen Inseln im ägäischen Meere, von Paros nur durch einen sehr schmalen Meeresarm getrennt. In Rücksicht der Fruchtbarkeit konnte sie selbst mit Sicilien wetteifern, daher man sie nur Klein-Sicilien nannte. In den ältesten Zeiten hieß die Insel Dia und Strongyle, nachher Naxos; ferner auch Dionysia und Callipolis, weil Bacchus ihre Hauptgottheit war, und wegen der Schönheit ihrer Hauptstadt. Schon im heroischen Zeitalter war sie durch die Geschichte des Bakchus, Theseus und der Ariadne berühmt. Bakchus wurde hier unter mehrern Beinamen verehrt und überhaupt als derjenige Gott angesehen, dem die Naxier die Fruchtbarkeit ihrer Insel zu verdanken hätten. Ihm und der Ariadne stellten sie jährliche Feste an, ihm allein dampften ihre Altäre und Tempel Tag und Nacht. Auf einer Klippe bei der Insel hatte er einen prächtigen Tempel, von dem noch unter dem Naman des Thores von Bakchus Palaste schöne Ruinen übrig sind. Man zeigte auch den Ort, wo ihn die Nymphen erzogen hatten. Nach Diodor waren Thracier ihre ersten Bewohner, welche sich unter einem gewissen Butes dort niederließen, Seeräuberei trieben, und der Bevölkerung wegen Weiber aus Thessalien raubten. Butes starb in der Raserei, und nach ihm wurde Agamessus zum Könige erwählt. In der Folge überfielen zwei Brüder aus Thessalien, Otus und Ephialtes, mit einem Haufen Thessalier die Insel, um ihre entführte Mutter und Schwester zu suchen, eroberten die Hauptstadt und dann die ganze Insel. Sie geriethen aber mit einander selbst in Streit, in welchem sie einander tödteten. Nachher kamen sie unter persische Oberherrschaft, nachdem sie den rühmlichsten Widerstand geleistet hatten. Als aber die Perser unter Xerxes Griechenland zu überwältigen droheten, warfen sie das Joch ab, vereinigten ihre Land- und Seemacht mit der griechischen, und zeichneten sich in den Schlachten bei Salamis und Platäa aus. Im peloponnesischen Kriege waren sie auf Seiten der Athener. Sie blieben dann bis auf die Zeiten Vespasians frei, der sie zur Provinz machte. Die Insel heißt noch jetzt Naxia, und ihre Hauptstadt steht auf den Trümmern der alten.

Nazaräer, Mendäer, oder die sogenannten Zabier, Sabäer, Johannesjünger, Johanneschristen, eine zahlreiche und merkwürdige, mit dem Judenthum, Christenthum und Muhammedanismus verwandte Religionssecte des Orients. Die Zabier sind außerchristliche Gnostiker, welche ein vom Parsismus ausgehendes, dem christlichen Gnosticismus und Manichäismus verwandtes phantasiereiches Aeonen- und Emanationssystem haben. Wir kennen diese Secte, welche auf das früheste christliche Alterthum hinweist, erst seit 170 Jahren. Eine ihrer Religionsschriften, das Buch Adams, hat Norberg syrisch und lateinisch herausgegeben (Codex Nasaraeus, liber Adami appellatus etc. Lund, 1815, 1816. 3 T 4.). Außerdem kennt man noch vier andere Religionsschriften dieser Secte, unter dem Titel: Divan; das Buch Johannis oder Unterhaltungen der Engel; Cholasteh, ein liturgisches Werk; und das Buch der Zeichen des Thierkreises, astrologischen Inhalts. Mit ihrer Lichtlehre verbinden sie eine auf die bibl sche gegründete Sittenlehre, die auf Losreißung vom Körper und der Sinnlichkeit dringt, als der einzigen Bedingu g, unter welcher die Seele zum Lichtreiche gelangen könne. — Man leitet die Entstehung dieser Secte gewöhnlich von den unmittelbaren Schülern Johannes des Täufers ab. Nach Tychsen soll sie später aus einem Gemisch jüdischer, christlicher und persischer Religionsideen entstanden seyn, jenen jüdischen Propheten aber sich als Hauptgegenstand ihrer Anbetung ausgewählt haben.

Nazareth, Nasra, Nazra, Dorf in Palästina, Paschalik Acca, von Griechen, Türken ꝛc. bewohnt, mit einem alten Kastell, griech. Kirche, Franciskanerkloster. In demselben, ehemals ein Städtchen, das seiner Bildung wegen nicht sehr unter den Juden in Ansehn stand, verlebte Christus seine Jugend und die ersten Jahren seiner Mannheit.

Neapel, ital. Napoli, franz. Naples, spanisch Napoles, nach der königl. Bekanntmachung vom 9. Dezemb. 1816 das Königreich Sicilien diesseits der Meerenge genannt (so wie die Insel Sicilien das Königreich Sicilien jenseits der Meerenge, und beide das Königreich beider Sicilien genannt) begreift den ganzen südlichen Theil der italienischen Halbinsel, liegt 30° 55′ — 36° 12′ O. L. 37° 45′ 30″ — 42° 27′ 15″ N. B., und ist im Norden von dem Kirchenstaat und von den übrigen Seiten vom mittelländischen und adriatischen Meere begränzt. Der Flächeninhalt ist 1447 Quadratmeilen. Die Apenninen durchziehen das Land, endigen sich in Süden in 2 Hauptästen, und tragen zur Verbreitung einer gemäßigten Luft sehr viel bei. Ihre höchsten Gipfel sind der Gran Sasso d'Italia 8255, Vellino 7872 und Sila 4634 Fuß hoch. Mit ihnen hängt der Gargano zusammen; aber der Volture in Apulien macht eine besondere Bergkette aus. Bemerkenswerth sind der 3509 Fuß hohe Vesuv, die Hügel von Posilipo, die Solfatara, der Monte nuove, die Insel Nisida und der Epomeo auf Ischia, deren Krater sich zum Theil in Seen verwandelt haben. Keiner der vielen Flüsse ist beträchtlich und schiffbar; ins mittelländische Meer fließen der Garigliano, Volturno, Selo ꝛc., in den Busen von Tarent: der Basiento und Brudano, und ins adriatische Meer: der Tronto, der nördliche Gränzfluß, Peskara, Sangro, Candelaro, Ofanto ꝛc. Beträchtliche Seen sind: Lago d'Agnano, Averno, di Lugrino, di Varano, Celano ꝛc. Das Klima ist sehr angenehm; den Winter kennen nur die Gebirge; doch führt der Südostwind vom Ende Mai bis Ende September aus Afrikas Sandwüsten den erschlaffenden Sirocco herbei. Unerhört war das Schneegestöber am 25. und 26. Dezember 1808, wo der Schnee in der Stadt Neapel 2, auf den benachbarten Anhöhen und Bergen 3 — 4 Fuß tief lag, bei einer Kälte von 6—7° Reaum. unter dem Gefrierpunkte. Die Produkte sind: Weizen, Reis, Kartoffeln (seit 1817), Hanf, Flachs, Safran, Feigen, Granatäpfel, Man-

deln, Kastanien, Wallnüsse, Oliven, Citronen, Pomeranzen, Melonen, Wein (am Fuße des Vesuv wächst der herrliche Wein Lacrymae Christi), Maulbeer- und andere Bäume, die Manna, Johannisbrot ꝛc. geben, Baumwolle (1811. 80.000 Ballen), Mohn (aus dem sehr gutes Opium bereitet wird), Waid, Süßholz, Galläpfel, Mastix, Tabak, Kork, Kapern, Bauholz ꝛc.; Rinder, Schafe mit feiner Wolle, Pferde von edlem Wuchse, Maulesel, Büffel, Schweine, Bienen, Korallen, Wachteln, Seide (jährlich eine Million Pfund), Thunfische, Sardellen und andre Fische, Kanthariden ꝛc., aber auch Wölfe, Taranteln, Skorpionen, Eidechsen, Vipern, ꝛc.; Puzzolanerde, Schwefel, Alaun, Vitriol, Eisen, etwas Gold und Silber, Kupfer, Blei, Marmor, Alabaster, Bergkrystalle, See- und Steinsalz, warme Quellen ꝛc. Die Bevölkerung betrug 1818. 5.006.883 (2.432.431 männliche und 2.574.452 weibliche) Seelen, alle Italiener, bis auf 63.920 Albaneser in 39 Orten an der Ostküste. Im Jahr 1817 wurden 153.987 geboren, 105.540 begraben und 36.858 Paar getraut. Die katholische Religion ist allein herrschend. Im ganzen Königreiche sind 20 Bischöfe, 26 Immediat- und 30 Suffragan-Bischöfe. Der König hat das am 16. Februar 1818 mit dem Papst abgeschlossene Konkordat am 29. August 1819 bestätigt, und die Wiederherstellung vieler unter der Zwangsherrschaft aufgehobenen Klöster verordnet, z. B. 42 diesseit des Faro für den Prediger- und Franziskanerorden und der Benediktinerabtei Monte Kassino. Auch der Adel ist sehr zahlreich; 1788 zählte man 120 Fürsten, 150 Herzoge, 170 Marchesen, 40 Grafen und 450 Barone. Die Bildungsanstalten für die untern Volksklassen fehlen theils ganz, theils sind sie in den Händen der Geistlichen. In Neapel ist eine Universität und eine Akademie der Wissenschaften. Im Jahr 1815 waren in den Kollegien und Lyceen 664; 1818. 1240 und 1819. 1462 Zöglinge; die Primärschulen hatten 1815. 48.913 und 1818. 74.513 Schüler. Kein Buch darf gedruckt, verkauft oder eingeführt werden, bevor nicht der Polizeiminister die Erlaubniß dazu gegeben hat, und in keiner Kirche oder Schule darf Gebrauch von einem Buche gemacht werden, das nicht vorher vom Minister des Kultus gebilligt worden ist. Die Fabriken werden immer blühender, und liefern Seidenstoffe, Hüte, goldne und silberne Tressen, Favence, Glas, Seife, Leder, gebleichtes Wachs und Wachsfiguren, Nudeln, die besten Darmsaiten, feine Liqueurs und Essenzen, Arbeiten von Wolle, Baumwolle und Leinen, Leder, Papier, künstliche Blumen, Essig, Branntwein, Weinstein, Haarpuder ꝛc. Der Handel wird größtentheils von Fremden, namentlich Engländern, Franzosen, Dänen ꝛc. getrieben. Sie bringen Kaffe, Zucker, Gewürze, Leinwand, Tücher, wollne Zeuge, Galanterie- und Modewaaren, Papier, Farbestoffe, Glas, Tabak, rohe und verarbeitete Metalle ꝛc. und nehmen dafür etwas von seidnen Zeugen, rohe und ungezwirnte Seide, Oel, Lorbeeren, Lorberöl, gediegenen Schwefel, Marmor, Rosmarin, Anis, Rosinen, Feigen, Oliven, Weinstein, Seife, getrocknete Citronen- und Pomeranzenschalen, Wein, Wolle, Lämmer- und Ziegenfelle, Baumwolle, Korn, Flachs, Hanf, Lumpen, Faßholz, Manna, Tabak, Lakrizensaft, Galläpfel, Safran, Mandeln, Pistazien, Puzzolanerde, Branntwein, Darmsaiten ꝛc. Neapel verliert im Handel mit dem Auslande jährlich eine Million Dukati. Neapel, Gallipoli, Salerno, Barletta, Taranto und Manfredonia machen die meisten Geschäfte. Im Jahr 1810 beschäftigten sich über 3000 Schiffe und Barken mit dem Seehandel und der Küstenfahrt; 209 Fahrzeuge waren auf den Korallenfang auf der Küste von Tunis ausgelaufen, die 20.000 Maß Korallen einbrachten. Neuerlich unterstützen den Handel 4 Dampfpaketboote nach Palermo, Livorno, Genua und Marseille. In Hinsicht der Münzen machen 3 Quatrini einen Grano, 10 Grani einen Karlino (= 2 Gr. 8 ⅔ Pf.), 2 Karlini einen Taro, 45 Karlini eine spanische Pistole,

26 Karlini einen Zechino, 25 Karlini einen Ongaro oder kremnitzer Dukaten. Der Dukato di Regno (eine fingirte Münze, nach der gerechnet wird) hat 10 Karlini (1 Thlr. 3 Gr. 2⅔ Pf.). Der wirkliche neapolitanische silberne Dukaten gilt 1 Thlr. 8 Gr. 8 Pf. Die sicilianische Goldmünze Oncia ist = 3 Thlr. 9 Gr. 8 Pf. Neapel ward in den frühesten Zeiten von barbarischen Völkern bewohnt, an deren Küsten sich griechische Kolonisten niederließen, von denen es den Namen Großgriechenland erhielt. Nach der Besiegung der Samniter vollendeten die Römer im Jahr 481 nach Erbauung Roms durch die Eroberung von Tarent, dem der König Pyrrhus von Epirus vergebens zu Hülfe eilte, ihre Herrschaft über Unteritalien. Nach Vernichtung des weströmischen Reichs, 476 n. Chr., wurde dieser Theil Italiens von den Ostgothen beherrscht, während Sicilien den Vandalen in die Hände fiel. Beide Länder kamen aber 554 unter die Herrschaft des griechischen Kaisers Justinian I., dessen Nachfolger sie dem Exarchat von Ravenna einverleibten. Die Ohnmacht dieser Exarchen und anfangs auch die Politik des Hofes von Konstantinopel erlaubte die Entstehung der Fürstenthümer Benevent, Neapel, Salerno, Capua, Tarent, die sich nach und nach unabhängig machten. So riß sich Benevents Beherrscher 774 von der griechischen Herrschaft los, und unterwarf sich 820 auch das Fürstenthum Neapel. Doch hatten die Griechen während der beständigen Angriffe der Araber, die sich im 9. Jahrh. in Sicilien niederließen, noch immer einen nichtigen Einfluß auf Apulien und Sicilien, und verloren ihn erst, als die Deutschen 967 unter Otto I. einen Zug nach Neapel unternahmen, und ihnen die Normannen folgten, und seit 1035 die Griechen und Araber aus allen Besitzungen verdrängten, die jene in Apulien und Kalabrien, diese in Sicilien hatten. Die Normannen vereinigten alle Fürstenthümer, die bisher in Neapel bestanden hatten, mit Sicilien in einem Reiche, und Roger II. nahm 1130 den Titel eines Königs von Neapel und Sicilien (oder beider Sicilien, welche Benennung damals entstand) an, und ließ sich zur Rechtfertigung seines Titels vom Papst Anaklet II. feierlich belehnen, seit welcher Zeit der römische Stuhl Neapel als ein unterworfenes Lehn betrachtete, und bis auf die neueren Zeiten die Muthung durch einen Zelter und einen Beutel mit Dukaten zur Lehnspflicht machte. Mit Wilhelm II. starb 1198 Rogers Mannsstamm aus; aber die Rechte auf beide Kronen erbte Kaiser Heinrich VI. aus dem hohenstaufischen Stamme, der mit der normännischen Prinzessin Konstantia vermählt war. Konrad IV. endigte 1254 die Reihe der Hohenstaufen auf diesem Thron, den Papst Urban IV mit Unwillen in deutschen Händen sah. Er benutzte Conradins Minderjährigkeit, schenkte das Königreich Karln von Anjou, einem Bruder des Königs Ludwig IX. von Frankreich, der den rechtmäßigen Erben Konradin 1269 enthaupten ließ; aber Sicilien, das sich 1282 durch die Vesper befreite, kam an den König Peter III. von Aragonien, und auf einige Zeit verlor sich nun der Name des Königreichs beider Sicilien. Die Reihe der Könige von Neapel aus dem Hause Anjou endigte Johanna I., die Karl von Durazzo 1382 ermorden ließ; er, sein Sohn und seine Enkelin Johanna II. besaßen den Thron unter großen Unruhen. Letztere vermachte ihn an König Alfons V. von Aragonien, der sich auch gegen Ludwig III. von Anjou behauptete. Unter ihm und seinem Nachfolger entstanden die französisch-italienischen Kriege Karls VIII. und Ludwigs XII. um Neapels Besitz: Ferdinand der Katholische eroberte Neapel, und vererbte beide Sicilien auf seinen Enkel Karl V. Zwei Jahrh. blieb das vereinigte Königreich eine spanische Provinz; aber Unzufriedenheit und Aufruhr (von Thomas Anjello [Masianiello] ꝛc.) waren stets an der Tagesordnung. Der utrechter Frieden, der den spanischen Erbfolgekrieg 1713 endigte, theilte Neapel dem östreichischen und Sicilien dem Hause Savoyen zu, und als Spanien 1717 Sardinien und Sicilien angriff,

tauschte Oestreich Sicilien von Savoyen für Sardinien ein, und so ward das Königreich beider Sicilien ein Theil der östreichischen Monarchie. In dem Kriege, der 1733 nach dem Tode des Königs August II. von Polen entstand, eroberte Spanien beide Sicilien für den spanischen Infanten Don Karlos, der sie in dem darauf folgenden Frieden behauptete, und als ihn 1759 der Tod seines Bruders auf den spanischen Thron rief, sie an seinen dritten Sohn Ferdinand IV. mit der Bestimmung abtrat, das keins derselben zu ewigen Zeiten mit der spanischen Monarchie verbunden werden sollte. Die Theilnahme an der Koalition verwickelte den König Ferdinand in Kriege mit Frankreich; im ersten erkaufte er 1796 den Frieden durch beträchtliche Summen; im zweiten zwang ihn 1799 ein französisches Heer, Neapel zu verlassen, und nach Palermo zu fliehen, worauf die parthenopeische Republik (von dem alten Namen der Stadt Neapel, Parthenope) errichtet wurde; die Siege der Oestreicher und Russen gaben Ferdinand den Thron von Neapel wieder, und er behielt ihn im luneviller Frieden von 1801. Als er aber 1805 sich abermals auf östreichische Seite neigte, so besetzten die Franzosen Neapel, das Napoleon seinem Bruder Joseph Napoleon, und als dieser auf den Thron von Spanien gerufen wurde, 1808 seinem Schwager Joachim Murat verlieh, den er zum König beider Sicilien ernannt hatte; aber die alte Dynastie behauptete sich, von den Engländern unterstützt, im Besitz von der Insel Sicilien. Der seinem Schwager gelobten Lehnspflicht treu, führte Joachim 1812 einen Theil seines Heers nach Rußland, kehrte 1813 nach Neapel zurück, und schloß 1814 mit Oestreich und England ein Trutz- u. Schutzbündniß, das ihm den Besitz Neapels gewährleistete. Da ihm aber die Schritte des wiener Kongresses Besorgnisse einflößten, so schloß er im Geheimen einen Vertrag mit Napoleon, und zog, als dieser 1815 Elba verließ, mit seinem Heere nach Oberitalien. Der vierwöchentliche Feldzug endigte sich mit der gänzlichen Vernichtung seines Heers. Joachim floh nach Frankreich, und der östreichischer Feldherr Bianchi zog in Neapel ein, wo sogleich Ferdinand IV. (oder nach dem Gesetz vom 11. Dezember 1816 Ferdinand I.) als König ausgerufen wurde. Der wiener Kongreß und der zweite pariser Friede bestätigten ihm den Besitz von Neapel mit der Bedingung, daß Benevent und Pontekorvo dem päpstlichen Stuhl zurück gegeben würden. Joachim Murats Versuch, in demselben Jahre Neapel wieder zu gewinnen, glückte nicht; er wurde bei Pizzo gefangen und erschossen. Ueber die jüngst in Neapel ausgebrochene Revolution s. Sicilien (Königreich beider). Nach der Verfassung und dem Herkommen muß der König katholischer Religion seyn. Der Thron ist erblich in männlicher und weiblicher Linie der bourbonischen Dynastie. Zur Volljährigkeit ist das 16. Jahr erforderlich. Der König besteigt den Thron, ohne einer Krönung zu bedürfen. Der Thronfolger heißt nach dem Dekret vom 4. Januar 1817 Herzog von Kalabrien, und dessen erstgeborner Sohn Herzog von Noto. Der Titel des Monarchen ist: König beider Sicilien und zu Jerusalem, Infant von Spanien, Herzog von Parma, Piacenza, Kastro ꝛc., erblicher Großprinz von Toskana. Das Wapen besteht aus einem dreimal in die Länge getheilten Schilde und einem Mittelschilde. Der erste und mittlere Pfahl enthält in der obern Hälfte das Wapen von Kastilien und Leon, und in der untern ein blaues mit goldnen Linien bestreutes Feld, in dem ein rother Turnierkragen mit 3 Lanzen steht, als das Wapen von Neapel. Der zweite Pfahl zur Rechten ist quer getheilt, und enthält im obern goldnen Felde 6 blaue Linien, als das farnesische Stammwapen, und in der untern das Wapen von Portugal, welches die Herzoge von Parma angenommen haben. Der dritte Pfahl zeigt das Wapen von Toskana, und der Mittelschild das Wapen von Anjou, 3 goldene Linien, 2, 1 in blau mit rother Einfassung. Den Schild bedeckt eine königl. Krone. In Neapel giebt es sieben Reichserzämter: Reichskonnetable, Reichsjustiziere, Reichs-

großkämmerer, Großadmirante mit einem eigenen Tribunal, Großprotonotarius, Großkanzler mit dem Rechte, Doktoren zu creiren, Großseneschall. An der Spitze des zahlreichen Hofstaats stehen der Oberhofmeister, Oberstallmeister, Oberkämmerer, Oberjägermeister und Beichtvater ꝛc. Das Königreich hat folgende Ritterorden: 1) den am 9. Januar 1819 gestifteten militärischen Orden di S. Giorgio della riunione, der an die Stelle des von Joseph Bonaparte am 24. Febr. 1808 gestifteten und von König Ferdinand anfangs beibehaltenen Ordens beider Sicilien trat. Er hat außer dem Großmeister (dem König) und Großkonnetable (dem Kronprinzen) sieben Grade: Grancollane, Grancroci, Commendatori, Cavalieri di diritto, Cavalieri di gracia, Medaglie d'oro, Medaglie d'argento. Die große Halskette mit dem damit verbundenen Ehrenzeichen erhalten nur Generale, wenn sie ein Korps bei einem Feldzug kommandirt, und eine Schlacht gewonnen, oder den Feldzug glücklich entschieden haben. Die geringern Ehrenzeichen erhalten Offiziere und Soldaten, die sich durch eine vorzügliche That im Felde ausgezeichnet haben. Nur das Ritterkreuz aus Gnade und die silberne Medaille können auch durch 40jährigen Dienst beim Militär verdient werden, wo jedoch wenigstens 2 Jahre im Felde zugebracht seyn müssen. Das Ordenszeichen führt in der Mitte einen Schild mit dem heiligen Georg und dem Drachen nebst der Inschrift: in hoc signo vinces, und auf der Rückseite: virtuti. Die Medaille für die andern Grade führt auf beiden Seiten das Wort: merito. 2) Der konstantinische Orden, den der König als Erbe des Hauses Farnese vertheilt. Sein Ursprung von Konstantin dem Großen (313) gehört zu den Fabeln. Der griechische Kaiser Isaak Angelus Komnenus soll 1190 mit Genehmigung des Papstes einen Orden gestiftet haben, der Konstantins (Angelikus-, St. Georgs-) Orden genannt. Der letzte Abkömmling der Familie, Andreas Angelikus Flavius, Fürst von Macedonien, kam 1699 nach Parma, und verkaufte die Großmeisterwürde des Konstantinordens an den Herzog von Parma, Franz I. aus dem Hause Farnese, das 1731 ausstarb. Der spanische Infant Don Karlos ward Herzog von Parma und Großmeister des Ordens, verpflanzte aber, als er König beider Sicilien ward, den Orden mit dem Ordensarchiv nach Neapel. Der Herzog Philipp von Parma forderte 1759 von seinem Neffen, dem König Ferdinand von Sicilien, den Orden vergeblich zurück. Auch die jetzige Herzogin von Parma vergibt den Orden. Im Königreich beider Sicilien besteht er aus 4 Klassen: Großkreuzen, Cavalieri di ginastica, Cavalieri di grazia und Komthuren, und ist ein geistlicher Orden von der Regel des heil. Basilius. 3) Der Orden des heil. Januar, s. Januariusorden. 4) Der Orden des heil. Ferdinand und des Verdienstes, vom König Ferdinand I. am 1. April 1800 gestiftet mit 3 Klassen: Großkreuze, Komthure und Ritter; der König ist Großmeister. Dazu kommen 3 vom König Ferdinand I. 1814, 1815 und 1816 gestiftete Ehrenzeichen. Nach dem Gesetz vom Januar 1817 führt der König beim Staatsrath den Vorsitz, und die Würde des Staatsraths ist die höchste im Königreich; die Zahl der Staatsräthe ist unbestimmt. Nach dem Edikt vom 10. Januar 1817 sind 8 Ministerien; der auswärtigen Angelegenheiten, der Gnade und der Justiz, der kirchlichen Angelegenheiten, der Finanzen, des Innern (mit dem im Dezember 1819 das bis dahin allein für sich bestandene Departement der Polizei verbunden worden), des Kriegs und der Marine, der königlichen Domänen, der allgemeinen Kanzlei. Jedem dieser Zweige steht ein Staatssekretär mit dem Titel eines Staatsministers vor; 6 davon werden aus den Unterthanen diesseit und 2 aus denen jenseit der Meerenge gewählt. Nach der Verfassung sind 18—20 Mill. Dukati (zu 1 Thlr. 8 Gr.) als Minimum angenommen, das von Abgaben und Steuern entrichtet wird. Sie sind für die Armee, Marine, Civilliste, Justiz und

Verwaltung bestimmt. Was außerdem zu großen Verbesserungen oder bei außerordentlichen Vorfällen erfordert wird, muß von den Ständen bewilligt und kann von ihnen verweigert werden, ohne daß die Staatsmaschine dadurch in Gefahr kommt, ins Stocken zu gerathen. Ueber die Verwendung jenes Fixum wird in jedem Jahr ein Ausweis gedruckt, und der Etat jedes Departements wird schon mehre Monate vor dem neu eintretenden Jahre im Staatsrath diskutirt, und alsdann vom Könige genehmigt und als Finanzgesetz dekretirt. Das Budget beider Sicilien für 1819 zeigte ein Deficit von 900.000 Dukati; die Summe, die man dem Auslande (an Oestreich für die letzten Raten der Kriegskontribution, an Dotirung mehrerer neapolitanischer Prinzessinnen und Dotationen fremder Staatsmänner) bezahlte, überstiegen dagegen 4 Mill. Dukati, die im folgenden Jahre erspart wurden, und die man entweder zur Erleichterung der Abgaben, oder zur Verminderung der Nationalschulden verwenden kann. Die Grundsteuer Neapels beträgt für 1820, 6.150.000 Dukati, wozu die Stadt Neapel 970.000 beiträgt. Die Nationalarmee Neapels besteht aus 10 Linieninfanterieregimentern, 4 leichten Truppenkorps und 4 Regimentern Linienkavallerie, zusammen 16.000 Mann, und aus 15 Regimentern Provinzialmiliz, mit ungefähr 47.000 Mann. Nach einem königlichen Dekret vom Oktober 1818 ist die Linieninfanterie in 9 Divisionen abgetheilt, und steht unter 4 Generalinspektoren, Behufs der innern und ökonomischen Einrichtung und Verwaltung; in allen übrigen stehen die Korps vor wie nach unter dem Generalkommando der Divisionen. Die Garde, Kavallerie, Artillerie ꝛc. steht unter einem vom Könige selbst ernannten Verwaltungsrath. Die Seemacht zählte im Dezember 1815, 3 Linienschiffe, 5 Fregatten und viele kleine bewaffnete Fahrzeuge. Nach dem Dekret vom 1. Mai 1816 ist Neapel in 15 Provinzen getheilt, deren jede ihre besondere Verwaltung hat, und aus Distrikten, Bezirken und Gemeinden besteht: Neapel, Terra di Lavoro, Prinzipato citra, Prinzipato oltra oder Montefusko, Abruzzo oltra I. und II., Abruzzo citra oder basso, Kapitanata, Molise, Terra di Bari oder Trani, Terra di Otranto oder Lecce, Basilikata oder Matera, Kalabria citra, Kalabria oltra I. und II. Die Provinz Neapel enthält 42⅓ Quadratmeilen, 751.893 Einwohner und die Hauptstadt und Residenz Neapel oder Napoli 31° 54′ 55″ L. 40° 50′ 15″ B. 294¾ Meilen von Berlin, zwischen Bergen und dem Meere eingeschlossen, daher die meisten Straßen nur 7 bis 10 Schritte breit und die aus einer Art von Tuffstein gebauten Häuser 3—8 Stockwerk hoch, oben platt und mit einem Estrich bedeckt sind, das aus Mauersand von Pozzuolo bereitet wird, die Metalltheile und kleine Krystalle enthält, mit Marmor oder Muschelkalk vermischt wird, und sich durch die Nässe verhärtet; an dem schönen Meerbusen Kratere, der einen vortrefflichen, durch einen Molo oder Seedamm gesicherten Hafen bildet; die reichste und bevölkertste Stadt Italiens, mit dem Beinamen Fidelissima, sprechender bei den Alten Otiosa. Sie hat mit den Vorstädten 5 Meilen im Umkreise, ist offen, hat aber zu ihrer Beschützung 6 Kastelle, Castello dello Uovo (von der eiförmigen Figur der Landspitze, auf der es steht), Castello nuovo (stößt auf der einer Seite an das Galeerenarsenal, und auf der andern an den großen Hafendamm), Terre di S. Vincenze, Terrine del carmine (der große Karmeliterthurm, von der dabei stehenden Karmelitenkirche; bei derselben eine Säule zum Denkmahl das 1268 auf Befehl des Königs Karl von Anjou enthaupteten Konradin, dessen Gebeine in einer dabei stehenden Kapelle ruhen sollen, in welcher der Scharfrichter seine Instrumente verwahrt), Kastello St. Elmo oder S. Erasmo (auf einem Berge, an dem ein Karthäuserkloster steht, aus dessen Garten man über die Stadt Neapel, einen Theil des Meeres mit den Inseln Ischia, Procida ꝛc. den Vesuv ꝛc. eine unvergleichliche Aussicht hat), Dorsena. Sie

hat viele große Plätze, z. B. Largo di Castello, Piazzo di Mercato (das Theater der kurzen Größe Masaniellos, 1647, wo immer jeder Funke des Aufruhrs zuerst ausgeworfen wurde), Largo di Palozzo ꝛc., 14 Viertel über 40.000 Häuser und am 31. Dezember 1818 ohne die Garnison 329.438 Einwohner (154.192 männliche und 174.165 weibliche), und 1081 Fremde; unter den Einwohnern 60—80.000 Lazaroni und 4000 Advokaten (Paglietti d. i. Strohhüte). Zu den öffentlichen Gebäuden gehören unter andern: der königliche Palast, der mit dem Kastello nuovo durch einen verdeckten Gang Gemeinschaft hat; 121 Kirchen, worunter die große Metropolitankirche mit 110 Säulen von afrikanischem Marmor und Granit, dem Leichnam und etwas Blut des heiligen Januar in 2 krystallnen Flaschen, das jährlich am 1. Sonntage im Mai durch ein vom Volk geglaubtes Wunder flüssig wird (derleichen Wunder geschehen auch in andern Kirchen mit dem Blut des heiligen Stephan, Pantaleon, Vitus, Johannes des Täufers, der heil. Patrica, mit der Milch der Jungfrau Maria, die an allen Marientagen flüssig wird), die Kirche San Genaro mit den 2 Stunden langen Katakomben in 3 Gallerien über einander zum Theil durch Erdbeben verschüttet, in denen man Urnen, Särge, Gebeine, griechische Inschriften, Gemälde, die auf Märtyrer sich beziehen, Altäre und Grabmähler der ersten Bischöfe von Neapel findet, und die neue Marienkirche mit dem Grabmal des französischen General Lautrek; 130 Kapellen oder Bethäuser, viele Klöster, auch das am 20 Jan. 1820 hergestellte Dominikanerkloster, in dem einst der heil. Thomas von Aquin lehrte, 11 Hospitäler, Findlingshaus, 48 Armenhäuser, mehrere Zucht- und Arbeitshäuser, namentlich die Armenherberge (Albergo dei Poveri oder Seraglio) mit einer Schule des gegenseitigen Unterrichts für 400 Zöglinge, Schulen der schönen Wissenschaften, Zeichenkunst und Musik, Werkstätten für verschiedene Handthierungen, Korallenfabrik mit 300 Arbeitern, Schriftgießerei und Buchdruckerei, zusammen mit 3000 Personen ꝛc. Sitz der höchsten Staatsbehörden, eines Erzbischofs, der 1224 vom Kaiser Friedrich II. gestifteten Universität, der 1779 errichteten königl. Gesellschaft der Wissenschaften, Philologie und Künste, botanischer Garten, Sternwarte (von geschliffener Lava auf dem Hügel Kapo di Monte), Museum Bourbon (nach dem Dekret vom 22. Februar 1816 königl. Allodialeigenthum und unabhängig von den Krongütern, mit einer Sammlung von 80.000 Büchern, von Gemälden, Münzen, Antiken, Vasen, Papyrusrollen, Glaswaaren und herkulanischen Alterthümern und einer Kunstschule), Kollegium zur Bildung der Offiziere vom Genie, Artillerie und Generalstab, Akademie zur Bildung geschickter Offiziere, Militärschule zum Unterricht der Unteroffiziere und Soldaten und zur Bildung der Zöglinge für die Akademie, königl. Kollegium für die Marine, königl. Erziehungshaus für Töchter Herkunft, Lehranstalt für Apotheker, guter Bell- und Lankasterschulen, Taubstummenanstalt, 2 Jesuitenkollegien und andre Lehranstalten, Kollegium zum Unterricht junger Chineser und Indier, musikalisches Kollegium (Konservatorium), Akademie für Ackerbau, Manufakturen und Künste, Akademie des Seewesens; 7 Theater, darunter das 1816 neu erbaute Theater S. Karlo, das 142 Logen, ohne die Gallerie, die den sechsten Rang ausmacht, enthält, und 2500 Zuschauer faßt; 1798. 45 Buchdruckereien, aber unbedeutender Buchhandel. Die Fabriken liefern Gold- und Silberwaaren, Leder, Woll- und Seidenwaaren, Sammt, Wachs, Seife, Korallen, Porzelan, Fayence, Darmsaiten, Kastanienzucker, Makaronen, Flor, Band, Hüte, Tressen, Zuckerwerk, Liqueure, Essenzen, Tabatieren aus Lava und Schildpat, Neapelgelb, Geigen, Guitarren ꝛc.; Schiffbau. Mittelmäßiger Handel, befördert durch die Bank beider Sicilien mit einem Kapital von einer Million Dukati (in 4000 Aktien, jede zu 250 Dukati), Handelskammer, Börse und die 1818 errichtete Seeassekuranzge-

sellschaft. Außerhalb der Stadt die angenehmen Vorstädte: Riviera di Posilippo, Riviera di Chiagia (eigentlich Piaggia oder Spiaggia d. i. Seestrand, an dem sie liegt), Fuori-Grotte, Arenella, Kapo di Monte, S. Giovanni a Teduccio, Pieton Bianka und das Grabmahl des Dichters Virgil. Das große Erdbeben am 26. Juli 1805, wodurch fast alle Gebäude beschädigt wurden, und mehrere ganz zusammen stürzten, verursachte in der Stadt einen Schaden von 20 Millionen Dukati. Im Jahr 1807 wurden geboren 15.268, begraben 11.719, getraut 3370; 1808 geb. 14.791, gest. 11.727, getr. 3337; 1809 geb. 10.324, gest. 8946; 1810 geb. 13.552, gest. 13.539, getr. 1950; 1814 geb. 12.828, gest. 13.563; 1815 geb. 12.304, gest. 13.021, getraut 2452; 1818 geb. ohne Militär 12.411 (6406 Knaben, 6005 Mädchen), 1559 mehr als 1817, darunter 38 Fremde, gest. 12.736 (6606 männlichen, 6130 weiblichen Geschlechts), 9902 weniger als 1817, darunter 2163 Fremde, 15 Personen über 100, eine 111 Jahr alt; getr. 2752 Paar, 554 mehr als 1817. Die Hospitäler haben 1818. 10.523 Kranke weniger aufgenommen, als 1817, und ungefähr 3400 Todte weniger gehabt.

Nebel, der, eine Wolke, die sich der Erde nähert; denn er besteht aus sehr kleinen Wassertröpfchen, die sich bis auf die Erde herabsenken, aber wegen ihrer feinen Zertheilung noch so leicht sind, daß sie in der Luft schweben können. Der Nebel bildet sich, wie die Wolke; die Ursache seines Sinkens aber ist eine Ueberfüllung der Atmosphäre mit Feuchtigkeit, welche sie nicht dunstförmig aufgelöst erhalten kann, und verminderte Schwere der untern Luftschichten. Nimmt diese Schwere wieder zu, ohne der Atmosphäre hinlängliche Auflösungskraft auf das Wasser mitzutheilen, so steigt der Nebel zwar aufwärts, bleibt aber als Wolke sichtbar. Unter andern Umständen verdichtet er sich sogleich unten zu wirklichen Tröpfchen (Staubregen) und hört sodann auf, durch solche Niederschlagung auf die Erde, Nebel zu seyn. Trockner Nebel oder Höhenrauch (s. d. Art.) scheint nicht sowohl körperlich zu seyn, sondern mehr auf einer, durch Temperatur bewirkten, abweichenden Brechbarkeit der Atmosphäre zu beruhen.

Nebel-Flecken oder Sterne, erscheinen am Himmel gleich hellen Wölkchen und werden von drei verschiedenen Arten bemerkt. Einige zeigen sich als einzelne, in einem Nebel gehüllte Sterne, andere bestehen aus vielen kleinen Sternen und werden Stern-Haufen genannt, noch andere erblickt man als nebliche Stellen oder unförmliche Lichtmassen, und diese bekommen eigentlich den Namen Nebel-Flecken: man glaubt allgemein, daß sie eigene Sonnensysteme bilden, d. h. eine eben so ungeheure Zahl, wie die unserer Milchstraße, wozu auch unsere Sonne gehört und von welcher man annimmt, daß der Sirius oder auch Bootes die Hauptsonne ist, um welche sich die unsrige, so wie übrigen Fixsterne drehen. — Neben-Sonnen, Parhelien, diejenige Lufterscheinung, wenn man außer der wirklichen Sonne noch ein, oder mehrere Bilder derselben erblickt. Diese Luftgebilde haben öfters farbige Ränder, und sollen nach der am allgemeinsten angenommenen Meinung, so wie auch die Neben-Monden, dann entstehen, wenn die Strahlen durch kleine, spitzige, in der Luft schwebende Eistheilchen gebrochen werden. — Neben-Stimmen, werden im Gegensatze mit einer Hauptstimme diejenigen Stimmen genannt, die entweder 1) einer Hauptstimme, wenn sie einfach vorgetragen wird, wie z. B. die Singstimme in der Arie, oder die concertirende Stimme eines Concertes, nur als Mittelstimmen (die Grund-Stimme leidet Ausnahme) zur harmonischen Begleitung dienen, oder die 2) eine vielfach besetzte Hauptstimme im Einklange oder in der Oktave verstärken, wie z. B. die Hoboen hier und da in der Simfonie oder dem Chore, oder die auch 3) die Harmonie durch die Verdoppelung der schon in den Hauptstimmen vorhandenen Intervallen der zum Grundeliegenden Ak-

korde noch mehr verstärken und ausfüllen, wie die Hörner oder Trompeten, oder wie die Clarinetten oder Hoboen, wenn sie mit keiner Hauptstimme im Einklange fortgehen. In den beiden letzten Fällen pflegt man die Neben-Stimmen auch mit dem Namen Füll-Stimmen zu bezeichnen: — Neben-Wohner, Perioeci, nennt man die Bewohner solcher Orte der Erdfläche, welche unter einerlei Breiten- oder Parallelkreisen, aber in entgegengesetzten Mittagskreisen wohnen.

Nebukadnezar auch Nabopolassar genannt, König von Babylon, der Sohn Nabopolassar's, Stifter des neubabylonischen Reichs, regierte von 606 bis 565 vor Christo, erweiterte das babylonische Reich nach allen Seiten zu, schlug den König Necho bei Karschemisch, eroberte und zerstörte Jerusalem, Tyrus und Sydon. Nach Art der asiatischen Eroberer versetzte er einen großen Theil der Einwohner nach Babylonien; namentlich traf dies Geschick die Juden. Fabelhaften Sagen zufolge soll er durch Libyen bis zur Westküste von Afrika vorgedrungen seyn. Auch erweiterte und verschönerte er Babylon und erbaute den Theil, der auf der Westseite des Euphrats lag. Durch seine Kriege hatte er indeß die Kräfte des Reichs zu sehr angegriffen, so daß es unter seinen schwachen Nachfolgern bald zu Grunde ging. Er starb in einem Anfalle von Wahnsinn.

Neckar, einer der beträchtlichsten Flüsse im südlichen Deutschland, entspringt oberhalb des Dorfes Schwennigen im Schwarzwalde, nicht weit von der Quelle der Donau, nimmt viele Bäche und kleine Flüsse, als Murr, Kocher, Enz, Jart, Filz in sich auf, wird bei Kanstadt im Würtembergischen schiffbar, daher der Handel durch ihn, vorzüglich bis Heilbronn, sehr lebhaft wird, und ergießt sich bei Mannheim in den Rhein. Sowohl im Würtembergischen als im Badischen bietet der Neckarfluß die reizendsten und mahlerischsten Umgebungen dar. Von ihm hat im Badischen der Neckarkreis seinen Namen.

Necker (Jacques), geb. 1734 zu Genf, wo sein Vater, von Geburt ein Brandenburger, Professor des deutschen Staatsrechts war. Der junge Necker ging früh nach Paris, um sich unter der Leitung seines Oheims Vernet der Handlung zu widmen, und trat bald darauf als Handlungsdiener in die Dienste des Banquier Thelusson. Anfangs blieben seine Geschäftstalente im Dunkel, bis eine kaufmännische Angelegenheit, die er mit vieler Gewandtheit und Scharfsinn beendigte, ihn seinem Prinzipal bemerkbar machte; der erste Handlungsdiener, der die Börsengeschäfte betrieb, war abwesend; Necker vertrat bei einer wichtigen Operation seine Stelle, und führte sie zu einem so glücklichen Ziele, daß sein Haus 800.000 Liv. Gewinn daraus zog, und er ein Geschenk von 12.000 Liv. erhielt. Dies erwarb ihm Thelusson's Vertrauen, der ihn zum Gesellschafter seiner Handlung aufnahm. In einem Zeitraume von 12 bis 15 Jahren überstieg sein Vermögen das der ersten Häuser. Vortheilhafte Verträge mit der indischen Kompagnie, und schlaue Spekulationen auf die englischen Fonds im Augenblicke des Friedens von 1763, von dessen Abschließung er frühe durch Favier, Beamter bei dem Ministerium des Aeußern, benachrichtigt wurde, sollen ihm den Besitz von 6 Mill. erworben haben. Mit seinem Reichthum stieg auch seine Eitelkeit, und er suchte sich auf einen Verwaltungsposten zu heben; eine Schrift über die indische Kompagnie 1769 sollte seine Fähigkeit hiezu beweisen. Er vertheidigte diese Gesellschaft, indem er an die wichtigen Dienste erinnerte, welche sie in verhängnißvollen Epochen dem Staat geleistet hatte. Abbe Morellet und Lakretelle waren seine Gegner; sie buhlten ebenfalls um die Volksgunst, griffen die monopolistischen Privilegien an, drangen auf die Freiheit des Handels und schmeichelten der öffentlichen Meinung, die alles günstig aufnahm, was mit den Maaßregeln der Regierung in Opposition trat; demungeachtet erwarb

Volkes, wollte er sich in den königl. Rath drängen. Man machte ihm Schwierigkeiten seiner Religion wegen; aber überzeugt, daß die Furcht, ihn zu verlieren, über dies Hinderniß den Sieg davon tragen würde, drohte er, seine Stelle niederzulegen. Er ward aber zum Betrogenen seiner Eitelkeit; den 25. Mai 1781 ward seine Entlassung angenommen, und er zog sich nach der Schweiz zurück, kaufte dort die Baronie von Copet, und gab sein Werk, über die Verwaltung der Finanzen heraus; der Charlatinismus und Stolz, von dem es nicht frei war, vollendete die Erbitterung seiner Feinde. Sie bezeichneten ihn als einen Ehrgeizigen, der die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich ziehen wolle, die Popularität auf Kosten der Dankbarkeit erkaufe, die Grundsäule der Monarchie durch Enthüllung der Verwaltungsgeheimnisse untergrabe, und der, die Stelle eines Tribunes mit der eines königl. Rathes vertauschend, das Volk gegen den König in die Schranken rufe. Calonne's Fehler und Verschwendungen vergrößerten inzwischen Necker's Ruhm. 1787 nach Frankreich zurückgekehrt, schrieb er gegen Calonne, der ihn als Urheber des Deficits angeklagt hatte, und Necker ward exilirt. 1788, als die Gährung gegen Brienne den Hof erschreckte, ward er als Generalkontroleur zurückberufen; doch stark durch den Volksanhang sich fühlend, wollte er die Ministerstelle nur unter der Bedingung wieder übernehmen, nicht mit dem Premierminister arbeiten zu brauchen. Wir werden, schrieb damals Mirabeau, den Charlatan Necker, diesen König des Pöbels, sehen; ist jener einmal Meister, wird dieser alles unter seiner Führung zertrümmern. Mirabeau urtheilte hart, aber nicht ohne Wahrheit. Necker hoffte jetzt alles zu leiten; indem er dem König eine Vergrößerung seiner Macht vorspiegelte, schmeichelte er dem Volke mit der Aussicht der Unterdrückung der höhern Stände und Parlamente. Der Vortrag, den er am 27. Dez. 1788 im Rathe über die Organisation der Reichsstände hielt, war der erste Funke, welche die schon lange angehäuften, brennbaren Stoffe entzündete. Man glaube aber nicht, daß Necker nach einem festen Plane gehandelt habe; er irrte stets von Projekt zu Projekt, und was auffallend erscheinen konnte, während ihn eine Art von Instinkt und seine Vorurtheile unaufhörlich auf die Erniedrigung der höhern Stände trieben, leitete ihn auf der andern Seite nicht weniger eine Idee, an der er fest hing; nämlich die Hoffnung, den König ganz beherrschen zu können. Er wollte der Mann aller Welt seyn; die Volksgunst durch demokratische Institutionen sich erwerben, und auch der Monarchie nichts vergeben, in seinen Schriften sogar neigte er sich nicht selten zum Despotismus. 1789 warf man ihm vor, die Korntheurung durch übelgegründete Furcht herbeigeführt zu haben. Man behauptete, daß von 39 M., die er zum Kornankauf verwandt habe, 28 durch den Verkauf wieder eingekommen seyen, und er hierüber keine Rechnung abgelegt habe; seine Feinde versicherten sogar, er habe sie zu Zwecken seines Ehrgeizes verwendet; dieser Vorwurf erscheint aber ungegründet. Den 5. Mai bei der Eröffnung der Reichsstände las er eine lange Rede ab, in der er unter den fadesten Lobpreisungen auf Nation und König, einen Plan zu den Arbeiten dieser Versammlung entwarf, die ihn seine Eigenliebe als ein gehorsames Werkzeug in seiner Hand betrachten ließ. Den 11. Juli, als der Hof glaubte, ernste Maaßregeln gegen die Faktionen ergreifen zu müssen, wurde Necker, der sich gegen die vorgeschlagenen Schritte opponirte, entlassen, und sollte in 24 Stunden Frankreich verlassen. Den 16. bezeugte ihm die Nationalversammlung ihren Kummer über seine Entsetzung und machte ihm bekannt, daß sie seine Zurückkunft bewirkt habe. Den 21. wurde sein Dankschreiben in der Versammlung vorgelesen; Necker's Reise von Basel bis Paris glich einem Triumphe. Kaum angekommen, bezeugte er durch einen Besuch den Municipal-Beamten und der Nationalversammlung seinen Dank. Den Rest des Jahres beschäftigte er sich damit, alle Augen-

blicke Memoiren über die Finanzquellen einzureichen; er wollte die Unruhen dämpfen, und die Sicherheit der Person und des Eigenthums wiederherstellen; aber seine Vorschläge als Finanzminister gefielen nicht, seine gemäßigten Ansichten machten ihn den Exaltirten verdächtig, und Mirabeau untergrub seinen Kredit immer mehr bei der Nation. Im Sept. schrieb er über die königliche Sanction und stimmte für ein suspendirendes Veto. Zur selben Zeit kündigte er bestimmt den Sturz des öffentlichen Kredits an, und verlangte eine Anleihe von 80 Milionen. Mirabeau trug dazu bei, daß sein Antrag durchging, um ihn durch die auf ihn fallende Responsabilität politisch zu tödten. Endlich erschien das bekannte rothe Buch im April, und um seine Popularität war es geschehen. Gereizt durch die Bemerkungen, mit den der Advokat die Bekanntmachung dieses Privatverzeichnißes der königl. Pensionen begleitet hatte, nannte er die Mitglieder des Pensionskomite Neulinge in der Staatsverwaltung. Im Juli sprach er heftig gegen das Dekret der National-Versammlung, wodurch der Adel aufgehoben wurde, und gab selbst Bemerkungen über diesen Gegenstand heraus. Den 17. August überreichte er der Versammlung eine Denkschrift, worin er darauf drang, daß sie ihre Dekrete über die Pensionen modificiren möge, indem er bemerkte, daß dem gesetzgebenden Körper nicht die Verfügung über die Gnade zustehen müsse, weil dies die Regierung schwäche. Bald darauf sah er sich gehaßt, verachtet von der Reichsversammlung, die er zu lenken gedachte, von dem Volke, dessen Abgott er früher war, und vom Hofe, den er an den Abgrund geführt hatte, und beschloß sich zurückzuziehen, nachdem vom Volke die schmeichelhafte Inschrift, dem angebeteten Minister, die es ihm selbst früher an seine Wohnung geheftet hatte, abgerissen worden war. Er kehrte nach der Schweiz zurück, und hinterließ zur Bürgschaft seiner Verwaltung 2.000.000 Liv. auf dem königl. Schatz, sein Landhaus und seine Wohnung. Die Furien der Revolution, die er, wenn gleich absichtlos, mit heraufbeschworen hatte, verfolgten ihn bald darauf. Im J. 1792 gab er ein Werk über die exekutive Macht in großen Staaten heraus, und forderte die Freunde Ludwigs XVI. auf, ihn vor den Schranken der Reichsversammlung zu vertheidigen. Er lebte fortan ruhig auf seiner Baronie Copet, stets mit seinem Ruhme beschäftigt, und verfertigte eine Menge Schriften, die zum Theil schon von seiner Tochter, der Frau von Stael, herausgegeben worden sind. 1802 machte er sein Werk gegen das Konsulat bekannt; es herrschte ein Gemisch von republikanischen Ideen und monarchischen Institutionen in demselben; es erregte viel Aufsehn. Kränklichkeit halber schlug er den Antrag, sich mit den Angelegenheiten der Schweiz zu befassen, aus: er starb zu Genf den 9. April 1804 nach einer kurzen aber schmerzlichen Krankheit. Außer den angeführten hat man noch folgende Werke von ihm: Erwiederung auf die Denkschrift des Abbé Morellet über die indische Kompagnie 1769. Memoiren über die Provinzialverwaltungen 1781. Seine Antwort auf die Rede des Calonne in der Versammlung der Notabeln 1787. Neue Beleuchtungen des Compte rendu 1788. Ueber die Wichtigkeit der religiösen Meinungen. Ueber Necker's Verwaltung von ihm selbsten 1791. Ueber die französische Revolution 1797. Sein Cours der religiösen Moral 1800 und Denkschriften.

Necker (Susanne), des Vorigen Gattin, war die Tochter des Predigers Curchod zu Nyon im Canton Bern. Der arme Vater gab ihr eine treffliche selbst gelehrte Bildung. Frau von Vermenoux nahm das Mädchen nach Paris, um ihren Sohn im Lateinischen zu unterrichten. In diesen Hause lernte sie Necker kennen. Sie folgte ihrem Gatten in allen Wechseln des Glückes. Als dieser zum Minister der Finanzen erhoben wurde, gebrauchte sie, fern von allem Hochmuthe, seine Macht nur zum Wohlthun. Ihre Lieblingsbeschäftigung war die Verbesserung der innern Verwaltung der

Hospitäler, und selbst ein Verpflegungshaus, das sie außerhalb Paris auf eigenen Kosten erbaut hatte, zu leiten. Ihr liebenswürdiger Charakter, und ihr lebhafter, sich leicht anschmiegender Geist erwarben ihr viele Freunde unter den Gelehrten. Thomas und Büffon waren in der Reihe: den Ersten nannte sie den Mann dieses Jahrhunderts, den Andern, den Mann der Jahrhunderte. Sie starb 1794. Ihre Werke sind 1) Ueber die voreiligen Beerdigungen 1790. 2) Denkschrift über die Errichtung der Verpflegungshäuser. 3) Beobachtuug über Ehescheidung 1785. Die Schriftstellerin, obgleich sie in einer Religion geboren, welche die Ehetrennung erlaubt, behauptete doch die Unlösbarkeit dieses Bandes. Der Styl ist manchmal kostbar, überladen mit nicht immer glücklich angewandten Bildern und Vergleichungen. Mad. Necker vergießt oft ihren Gegenstand, um sich mit sich selbsten, ihrer Familie und ihrem Gatten zu beschäftigen: nichts destoweniger enthält das Werk viele kräftige und rührende Gedanken. 4) Vermischte Auszüge aus den Manuscripten der Mad. Necker, 8 Bände 1798, nach ihrem Tode bekannt gemacht. Im Allgemeinen findet man in ihren Werken eine Menge wahrer und feiner Ideen, Gemälde mit einem schönen Colorite, weiser und wohlausgedrückter Rathschläge; doch kann man auf sie anwenden, was Voltäre von der Lobrede auf Colbert von dessen Gattin sagt: man stößt in ihren Schriften auf eben so viel Schlechtes als Gutes, auf eben so viele dunkle als helle Stellen, auf eben so viele uneigentliche als richtige Ausdrücke, und auf eben so viele Uebertreibung als Wahrheit. Geringerer Hang, eine Rolle zu spielen, würde vielleicht ihre Berühmtheit vermindert, aber ihr Glück vermehrt haben.

Neefs (Peter), berühmter Maler, geboren zu Antwerpen um 1580, war ein Schüler von Steenwyk und zeichnete sich besonders in der Architektur und Perspektivmalerei aus. Vorzüglich erwarb er sich durch seine gothischen Kirchenperspektive großen Ruhm. Teniers, Breughel, van Tulden u. a. zeichneten gewöhnlich die Figuren zu seinen Gemälden. Sein Sohn gleiches Namens zeichnete in gleicher Manier. Das Todesjahr von beiden ist ungewiß.

Neer (Artus van der), berühmter holländischer Maler, blühte um 1560 zu Amsterdam und zeichnete sich besonders durch Landschaften aus, wovon ihm Abendgegenden, Winterstuben und Feuerbrünste am besten gelangen. — 2) (Eglon van der), Sohn des Vorigen, geb. zu Amsterdam 1643, war ein Schüler von Vanloo, glücklicher Nachahmer seines Vaters und lieferte auch noch außerdem Geschichtsstücke und Bildnisse. Er arbeitete erst zu Paris, trat dann in die Dienste des Grafen von Dohna, Gouverneurs zu Orange, und endlich in die des kurpfälzischen Hofes zu Düsseldorf, wo er 1703 starb.

Negation, 1) logische im Urtheile. Das Thier ist nicht frei; 2) transscendentale im Begriffe. Das Nichtseyn an sich selbst, nihilum privativum. Ihr steht die transscendentale Bejahung entgegen, d. i. der Begriff von Seyn, von Etwas, Sachheit, Realität. Der Begriff der transscendentalen Verneinung wird durch die verschiedene Ausdrücke versinnlicht, z. B. Nicht-Erscheinung, Nicht-Empfindung, Nicht gut, leere Zeit, leerer Raum, Vernichtung, d. i. Uebergang vom Seyn zum Nichtseyn.

Negativ, verneinend, ist ein Urtheil, logisch der Form nach, 1) ausgedrückt die Seelen sind nicht materielle Wesen; 2) versteckt unter der Form der Bejahung; die Seelen sind unsterblich; der Mensch ist krank. Dem Inhalte nach leer, wenn sie einem Subjekte etwas absprechen, was dasselbe nie haben kann, und daher zweckwidrig und lächerlich, wenn dabei kein Irrthum möglich ist, z. B. der Stein ist nicht von Leder, so auch der Beweis jenes Redners, daß Alexander ohne Soldaten nicht hätte Krieg führen können. Dahingegen

sind sie brauchbar, zur Disciplin, wie Kant sagt, oder zur Zucht, wenn sie dienen, nicht die Erkenntniß zu erweitern, welches nur durch bejahende Urtheile geschehen kann; sondern nur zu berichtigen und Irrthümer abzuhalten; z. B. die Sonne ist kein Feuermeer; Krystallisation ist nicht Organisation. Durch solche Urtheile erfahre ich zwar nicht, was die Sache sey; aber ich werde doch gewarnt, sie nicht für etwas zu halten, was sie nicht ist und nicht seyn kann, d. h. sie dienen zur Disciplin.

Neger, großer Menschenstamm in Afrika zwischen den Wendezirkeln, mit schwarzer Farbe, länglichem Gesicht, großer und platter, wahrscheinlich gedrückter Nase, sehr dicken Lippen und krauser schwarzer Wolle, statt des Haares; übrigens wohlgebaut und stark. Bei der Geburt sind sie weiß, doch bezeichnet schon ein brauner Rand um die Augen und an den Nägeln, mit einem kleinen Flecken an den natürlichen Theilen die künftige Farbe. Mit 8 Tagen fängt die Haut an, sich zu bräunen, und nimmt mit dem Wachsthum des Kindes jeden Tag an Schwärze zu. Die Neger stehn unter despotischen Regierungen, sind meistens Fetischanbeter (doch haben die Mandingoer, Jaloffen ꝛc. eine aus Muhamedanismus und Fetischverehrung gemischte Religion, in der die Grigris oder Amulete sich allgemeines Vertrauen erworben haben), und beschäftigen sich mit Landbau, Künsten, Handel ꝛc. An 5 Millionen Neger leben auch in Amerika und besonders in Westindien, wohin man sie seit 200 Jahren als Sclaven auf den Pflanzungen und bei andern Arbeiten brachte. Noch neuerlich wurden jährlich über 150,000 Neger meistens an Engländer in ihrem Vaterlande verkauft, nach Amerika gebracht, und dort gewöhnlich sehr hart behandelt. Daher giebt es in Amerika sehr viel entlaufene Neger, Maronneger, als Räuber in den Gebirgen der Länder und Inseln, wo sie vorher als Sclaven lebten, besonders im niederländischen Guiana, und auf der Insel St. Domingo. Ueberhaupt sollen seit Entstehung des schändlichen Sclavenhandels über 55 Millionen Neger nach Amerika gebracht worden seyn. Die pennsilvanischen Quäker gaben das erste Beispiel der Freiheit der Neger. Dänemark folgte 1801, und die vereinigten Staaten von Nordamerika schafften den Sclavenhandel gesetzlich ab; jedoch handeln einzelne Amerikaner, welche das Gesetz nicht erreichen kann, und mehrere Engländer, als verkappte Amerikaner, mit Sclaven. Endlich sah auch der edle Wilberforce in England seine unablässigen Bemühungen für die Freiheit unserer schwarzen Brüder belohnt; am 6. Februar 1807 nahm das Parlament das Gesetz an, daß vom Jahr 1808 an der Sclavenhandel abgeschafft seyn sollte, und am 14. Mai 1811 erhob der König von England durch seine Zustimmung die in beiden Häusern durchgegangene Bill zum Gesetz, wodurch der Sclavenhandel für Felonie (öffentliches Criminalverbrechen) erklärt und mit Deportation auf höchstens 14 oder mit Einsperrung bei harter Arbeit auf 8—5 Jahre bestraft wird. Das Schiffsvolk und die untern Beamten auf einem Schiff, das den Sclavenhandel treibt, erhalten, wenn sie davon wissen, Gefängnißstrafen von höchstens 2 Jahren. Das Gesetz erlaubt nur der Transportirung der Sclaven von einer englischen Kolonie zur andern. Andre Nationen folgten aber nicht diesem nachahmungswürdigen Beispiele, und im Jahr 1810 wurden meistens aus den Gegenden zwischen dem Cap Palmas und Penguela unter portugiesischer Flagge, größtentheils von Engländern, 70—80,000 Neger ausgeführt, und der König von Portugal und Brasilien gestattete als Prinz-Regent durch die Acte vom 30. Nov. 1813 fortdauernd die Einfuhr von Negersclaven, weil die Bevölkerung des portugiesischen Südamerika zum Anbau des Landes und Betrieb der Gewerbe nicht hinreiche. Die Vernichtung der Tyrannei in Europa brachte auch den Negern Heil! Nach dem pariser Frieden zwischen Frankreich und England vom 30. Mai 1814 sollte der französische Negerhandel auf alle Fälle in einem Zeitraume von 5 Jahren

aufhören, und in dieser Zwischenzeit kein Sclavenhändler Neger anderswo einbringen und verkaufen, als in den Kolonien des Staats, zu denen er gehört. Auch nach dem Beschluß des Fürsten von Holland (itzigen Königs der Niederlande) vom 15. Juni 1814 soll aus keinem Hafen der vereinigten Niederlande ausclarirt werden, das Neger von Afrika abholen und nach Amerika überführen soll; auch sollen keine zum Negerhandel bestimmten Fahrzeuge in den niederländischen Faktoreien an Guineas Küste zugelassen werden. Seit der Abschaffung des Sclavenhandels bis 1814 haben die Engländer 124 mit Sclaven beladene Schiffe genommen und fast alle condemnirt. Die Neger wurden zum Theil nach Sierra Leona gebracht, und ihr Unterhalt kostete England im Jahr 1813, 4039 Pfund Sterling. Andre dieser freien Neger müssen sich auf 14 Jahre für Kost und Kleidung bei Pflanzern in Westindien verdingen, was man ihre Lehrjahre nennt. Während dieser 14 Jahre arbeiten sie, wie die wahren Sclaven, und da die Neger früh altern, so sind sie nach Verlauf dieser Zeit so erschöpft, daß sie froh sind, wenn ihr Herr sie nur auf immer behält, besonders wenn sie Kinder haben, die nach dem Gesetz Eigenthum des Pflanzers sind. Daher wurden die spanischen urd portugiesischen Schiffe, die sich mit dem Sclavenhandel beschäftigten, 1815 sehr stark bewaffnet, und insultirten die englische Flagge, so oft sie sich nur stark genug fühlten; doch wurden 1815, 13 ihrer Schiffe von den Engländern angehalten, und 500 Sclaven nach der englischen Kolonie von freien Negern zu Sierra Leona gebracht, und dort in Freiheit gesetzt. Von Brasilien und Cuba aus wird der Sclavenhandel noch immer getrieben; die Engländer durfen zwar Sclaven nicht in Afrika kaufen, ließen sie aber aus Cuba in ihre westindischen Besitzungen einschwärzen, kauften sie auf eigenen Grund und Boden an sich, und ersetzten so den Negerabgang. Allein diese Art von Sclavenhandel vernichtete die englische, von Wilberforce vorgeschlagene und im Parlament angenommene Registrirungsbill, nach welcher die Sclaven einzeln und namentlich auf- und nach ihrem Tode abgeschrieben werden. Die von England 1816 bestimmte Entschädigung für einige an der afrikanischen Küste weggenommene portugiesische Sclavenschiffe von 300,000 Pfund Sterling war für Privatpersonen bestimmt, die dabei ohne Schuld Schaden litten; die darauf befindlichen Sclaven wurden in Freiheit gesetzt, und alle Maßregeln gegen die Sclavenschiffe jeder Nation bestehen fortwährend. Denn Spanien und Portugal betrieben auch 1816 unausgesetzt den Sclavenhandel in vollkommnem Widerspruch mit dem Vertrag zwischen England und Portugal, mit der Erklärung aller verbündeten Mächten auf dem wiener Congreß (nach dessen Beschluß vom Januar 1815 der Sclavenhandel abgeschafft ist, mit der nähern Bestimmung, daß die Franzosen nach 2 und die Portugiesen und Spanier nach 6 Jahren keine Sclaven mehr in ihre Kolonien einführen dürfen) und mit dem Additionalartikel des pariser Friedens vom 21. November 1815, nach welchem der Sclavenhandel gänzlich abgeschafft ist. Nach dem Vertrag mit Spanien wegen Abschaffung des Sclavenhandels vom 23. September 1817 bezahlt England 400,000 Pfund Sterling an Spanien, und 300,000 Pfund als Schadloshaltung wegen der weggenommenen Sclavenschiffe; der spanische Sclavenhandel ist vom 30. Mai 1820 an abgeschafft. Zur genauen Erfüllung des Vertrags vom 22. Januar 1815 hat der König von Portugal und Brasilien durch das Decret vom 17. Februar 1817 allen seinen Unterthanen den Sclavenhandel verboten, und zur bessern Handhabung dieses Verbots auch in allen Häfen seines Reichs die Ausrüstung spanischer, zum Sclavenhandel bestimmter Schiffe untersagt. Eben so verordnete 1818 die portugiesische Regierung, daß die Schiffscapitaine und Matrosen, die sich mit dem unerlaubten Sclavenhandel beschäftigen, auf 5 Jahre nach Mozambik verbannt werden sollen. Dennoch sind vom 21. Sept. $18^{17}/_{18}$ bloß nach Ri-

Janeiro 26,808 Neger verschifft worden, wovon 3475 unterweges starben. Nach der Verordnung vom 8. Januar 1817 wird jedes französische Schiff, das Neger in die französischen Kolonien einführen will, confiscirt, und wenn der Kapitain ein Franzose ist, wird ihm das Commando genommen. Auch sollen nach der Verordnung des Königs von Frankreich vom 24. Juni 1818 immer einige Schiffe in der Gegend der französischen Besitzungen in Afrika kreuzen, um alle dort erscheinenden französischen Schiffe zu untersuchen, und die Ausfuhr von Negersclaven zu verhindern. Nach dem Vertrage Englands und der Niederlande über die Abschaffung des Sclavenhandels vom 4. Mai 1818 verband sich der König der Niederlande, von dem Abschluß des Vertrags an in 3 Monaten seinen Unterthanen die Theilnahme an diesem Handel zu verbieten. Das Recht der Untersuchung und Anhaltung der Schiffe soll im mittelländischen Meere und in den europäischen Meeren nördlich vom 37° N. B. gar nicht und in den übrigen Meeren gegenseitig geübt werden. Nach dem den Generalstaaten am 23. October 1818 vorgelegten und angenommenen Gesetz soll jeder Niederländer, der sich mit dem Sclavenhandel befaßt, mit 5jähriger Gefängnißstrafe belegt werden, und außerdem 5000 Gulden Strafe bezahlen, die Patente verlieren ꝛc. Daher ist zwar in Surinam der Sclavenhandel streng verboten; doch können Sclaven von einer niederländischen oder fremden Kolonie nach einer andern niederländischen Kolonie in Westindien eingeführt werden. Im Februar 1819 ist zu Sierra Leona ein gemeinschaftlich brittisch-spanisch-portugesischer Gerichtshof zusammengetreten, um dem Sclavenhandel, der ungeachtet der angeführten Verordnungen ungescheut getrieben wird, zu steuern.

Nehemia, ein angesehener Mann unter den Hebräern, wurde während der Gefangenschaft geboren, lebte um 445 vor Christo am Hofe des Königs Artaxerxes Longimanus, der ihn als Mundschenk anstellte und um seinetwillen den Juden Wohlthaten erzeigte. Auf seine Bitte wurde er als Statthalter nach Jerusalem geschickt, um Mauern und Thore dieser zerstörten Stadt wieder aufzubauen. Ohnerachtet der großen Schwierigkeiten, die von allen Seiten, vorzüglich von Moabitern und Amonitern gemacht wurden, kam er doch damit in 52 Tagen zu Stande. Er versah hierauf die Stadt mit Einwohnern, traf noch andere nützliche Einrichtungen und lieferte eine Fortsetzung der im Buche Esra angefangenen Geschichte der Juden nach dem babylonischen Exil. Er starb um 430 vor Christo, zu Ende der Regierung des Königs Darius Nothus von Persien oder zu Anfange der von Artaxerxes Mnemon.

Neigung, in eines jeden Menschen Natur ist etwas Originales, welches dient, ihn von andern zu unterscheiden; welches wirkt, einen Charakter zu bilden, und ihn sanft oder feurig, aufrichtig oder falsch, entschlossen oder furchtsam, munter oder mürrisch zu machen. Dieser ursprüngliche Hang den wir Neigung nennen, muß von den natürlichen Trieben unterschieden werden; diese letztern, die ein Gesetz der Natur sind, machen einen Theil der gemeinschaftlichen Natur des Menschen aus; aber jene macht nur die Natur dieses oder jenes Menschen aus. Hang ist der Name, der beiden zukömmt; denn er bedeutet sowohl einen natürlichen Trieb, als eine Neigung. Die Zuneigung, durch welche man einen bestimmten Hang der Seele gegen ein besondres Wesen oder Ding andeutet, hält einen mittlern Platz zwischen Neigung von einer Seite, und Leidenschaft von der andern. Sie läßt sich von Neigung überhaupt deutlich unterscheiden; diese letztere, die ursprünglich ein Theil unsrer Natur ist, muß eher da seyn, als sich eine Gelegenheit finden kann, sie auf irgend einen besondern Gegenstand zu äußern; da hingegen die Zuneigung niemals ursprünglich seyn kann, weil sie eine besondere Beziehung auf einen Gegenstand hat, und folglich nicht eher existiren kann, als bis der Gegenstand wenigstens einmal erschienen ist. Nicht weniger deut-

lich ist sie auch von der Leidenschaft zu unterscheiden, die von der Gegenwart ihres Gegenstandes, wenigstens von seiner idealen, wo nicht von seiner wirklichen Gegenwart abhängt, und daher mit derselben verschwindet; da hingegen eine Zuneigung, die sich einmal auf eine Person geheftet hat, eine dauerhafte Verbindung ist, und, gleich andern Verbindungen, noch besteht, wenn wir auch nicht an die Person denken. Ein bekanntes Beispiel wird dieses in sein volles Licht setzen. Es kann in der Seele eines Menschen eine Neigung zur Dankbarkeit seyn, die aus Mangel eines Gegenstandes sich niemals äußert, und daher diesem Menschen unbekannt bleibt. Ein andrer, der dieselbe Neigung hat, erhält eine Wohlthat, die seine Dankbarkeit erregt, und zwischen ihm und seinem Wohlthäter eine genaue Verbindung wirket, die man Zuneigung nennt; und diese Verbindung hat, gleich andern Verbindungen, ein fortwährendes Daseyn, ob es uns gleich nicht immer vor Augen ist. Die Zuneigung liegt die meiste Zeit in einer Art von Schlaf, aus dem sie nicht erwacht, als bis ihr eine Gelegenheit erscheint, sich zu äußern; alsdann wird sie zu der Leidenschaft der Dankbarkeit, und die Gelegenheit wird begierig ergriffen, um die Dankbarkeit auf die vollkommenste Weise zu bezeigen. Abneigung ist, wie uns dünkt, der Zuneigung entgegengesetzt, und nicht dem Verlangen, wie man gemeiniglich glaubt. Wir haben eine Zuneigung zu einer Person; wir haben eine Abneigung für eine andre; jene bewegt uns, ihrem Gegenstande Gutes zu thun, diese, dem ihrigen Uebels zu thun.

Neigung (mathem.), s. Inclination.

Neith, Neetha, eine der berühmtesten ägyptischen Gottheiten, welche die alles gräcisirenden Griechen für einerlei mit ihrer Minerva hielten, und die auch noch mehrere neuere Mythologen für die Göttin der Weisheit erklären. Nach Plutarch wurde sie mit der Isis für einerlei gehalten; doch scheint diese Vermischung zu Herodots Zeiten noch nicht statt gefunden zu haben, weil dieser nirgends die Athene der Aegypter für gleichbedeutend mit ihrer Demeter (Isis) erklärt. Der Hauptsitz ihrer Verehrung war in Sais, der alten Hauptstadt Niederägyptens, wo sie einen prächtigen Tempel hatte. Das Kollegium ihrer Priester daselbst war das angesehenste und berühmteste in ganz Aegypten. Jährlich wurde der Neith zu Sais ein berühmtes Fest gefeiert, das den Namen des Lampenfestes (λυχνοκαια) führte.

Nekrolog, Nekrologie eine Sammlung Lebens-Nachrichten von berühmten verstorbenen Männern. Schlichtegrolls Nekrolog hat sich in Deutschland einen großen Ruf erworben.

Nekromantia, Νεκρομαντεία, Nekyomantia, Νεκυομαντεία, eine Art Zauberei bei den Griechen und Römern, durch welche man die Seelen der Verstorbenen wieder aus den Gräbern hervorrufen zu können glaubte, um sie über die Zukunft zu befragen. Diese Zauberei findet man schon im eilften Buche der Odyssee angeführt, wo Ulysses den Geist des Wahrsagers Tiresias aus der Unterwelt hervorruft. Die ganze Verrichtung unterscheidet sich in nichts von der Art, wie andern Göttern Opfer dargebracht wurden, die schwarzen Thiere ausgenommen, welche man aber auch gewöhnlich den unterirdischen Göttern zu opfern pflegte. Indessen findet man doch darin den Anfang und Grund aller folgenden magischen Ceremonien bei der Nekyomantie. Denn Anfangs glaubte man ohne Zweifel, daß die Geister der Verstorbenen auf eben die Art herbeigerufen werden könnten, wie überhaupt die Götter sich rufen ließen; als man aber nachher merkte, daß man sich getäuscht habe, so nahm man zu besondern geheimen Ceremonien und Gebräuchen, seine Zuflucht. Außer im Homer findet man auch noch in verschiedenen Mythen von den Heroen Spuren von Befragungen der Todten. So existirte ein solches altes Todtenorakel in Epirus am Fluß Avernus, das schon zu den Zeiten Perianders in Ansehen stand, ja vielleicht, wenn man

der Sage Glauben beimessen kann, noch älter als Homer war, indem Orpheus sich daselbst nach seiner Gemahlin Eurydice erkundigte. Nimmt man hiezu noch, daß auch von andern alten griechischen Heroen, besonders solchen, die um die Zeit des trojan. Krieges und des Argonautenzuges lebten, das nämliche gesagt wird, indem der dichterische Ausdruck „sie stiegen in die Unterwelt hinab" nichts anders bedeuten kann, als, sie befragten ein Todtenorakel: so scheint es nicht zweifelhaft, daß zu Homers Zeiten und vorher mehrere Todtenorakel existirt haben. Die Griechen können also diesen Aberglauben nicht erst von den Aegyptern oder Persern erlernt haben; denn wo sich ägyptische Kolonien niederließen, da findet man gerade keine Spuren davon, und wo diese existirten, da kamen keine Aegypter, oder asiatische Kolonisten hin. Zur Zeit des persischen Krieges befand sich auch ein berühmtes Todtenorakel zu Heraklea in Thracien, zu dem der König Pausanias seine Zuflucht nahm, um den ihn verfolgenden Schatten eines Mädchens zu versöhnen, welcher, nachdem er ihm erschienen war, ihm sein zu Lacedämon bevorstehendes Schicksal verkündigte. Bisher wurde die Necyomantie immer nur in Tempeln durch gewisse Priester oder von den Göttern begeisterte Personen ausgeübt; in Thessalien, welches Land überhaupt der Zauberei wegen sehr berüchtigt war, beschäftigen sich aber gewisse Männer damit, welche ψυχαγωγοι genannt wurden. Zu den Zeiten des Nero bedienten sich, wie uns der Dichter Lucan erzählt, die thessalischen Zauberinnen mancherlei abscheulichen und empörenden Mittel zur Nekromantie und andern magischen Künsten. Sie vergruben Menschen lebendig in die Erde, rissen halbverbrannte Leichname von den Scheiterhaufen, oder die begrabenen aus der Erde heraus, um ihnen die Augen auszureißen und die Nägel abzuschneiden. Von den Kreuzen schabten sie das Blut der daran Hingerichteten ab, rissen die Nägel aus, womit sie angeheftet gewesen waren, erwürgten Jeden, dessen sie habhaft werden konnten, und schnitten die unzeitige Frucht aus dem Mutterleibe. Sie glaubten nämlich, daß in menschlichen Gliedern und allen den Dingen, die sie aus den Gräbern oder von den Galgen nehmen könnten, eine große Kraft verborgen liege, um die unterirdischen Götter zu ihrem Willen zu bewegen, welche an solchen Dingen viel Gefallen fänden. Wollte der beschworne Schatten nicht sogleich gehorchen, so stießen sie fürchterliche Drohungen aus. Gehorche, riefen sie, oder wir rufen denjenigen, bei dessen Namen die Erde erhebt, und der die Gorgo ins offene Antlitz schauen kann. Unstreitig war dieser, dessen Name nicht genannt wird, ein Wesen, dem man die höchste Herrschaft über die Geister zuschrieb. Wer aber dieser Fruchtbare war, das ist für uns ein Geheimniß geblieben. Die Ausleger nennen ihn Demogorgon, ein späteres mystisches Wort, aus dem nachher Demiurg ward.

Nektar, der Trank der Götter, so wie Ambrosia ihre Speise. Bisweilen wird aber auch Nektar für die Speise und Ambrosia für den Trank der Götter genommen. Blos die Unsterblichen hatten das Vorrecht, den Nektar zu trinken. Als Kalypso den Ulysses bewirthete, trank er Wein, und nahm andere für Sterbliche passende Nahrung zu sich, während der Göttin von ihren Sklavinnen Nektar und Ambrosia gereicht wurde. Man dachte sich wohl unter Nektar kein bestimmtes Getränk, sondern verstand überhaupt ein durch Wohlgeruch und Geschmack vorzüglich vollkommnes und daher der Götter allein würdiges Getränk darunter. Dies erhellet schon daraus, daß man den Namen Nektar jedem vorzüglichen Honig und süßen Weine gab, und nach Athenäus II, c. 2. machte man in Lydien um den Berg Olympus einen Trank aus Honig, Wein und wohlriechenden Kräutern, den man Nektar nannte.

Nelken (caryophyllum). Sie wachsen theils wild, theils werden sie gezogen. Ihre mannichfaltigen Farben, ihr schöner Geruch machen sie zu

zu Lieblingsblumen. Der wilden Nelken giebt es verschiedene Arten, Federnelken mit weißen, Feldnelkenmit bunten Blumen und breiten oder schmalen Blättern, Berg- oder Steinnelken; der Gartennelken gibt einige hundert Arten. Aus Holland bezieht man den besten Nelkensamen.

Nelson (Horazis), Lord Viocount, einer der größten Seehelden Englands, geb. den 29ten Sept. 1758, war der jüngste Sohn des Predigers Edmund Nelson vom Burnham-Thorpe in der Grafschaft Norfolk. Schon in seinem 12ten Jahre diente er als Freiwilliger auf dem Linienschiffe, der Reasonable, unter Capitain Suckling, seinem Oheim mütterlicher Seite. Nelson gewann bald eine entschiedene Liebe zum Seewesen. 1772 machte er seine erste Seereise nach Westindien, und mit vielen Kenntnissen bereichert zurückgekehrt, nahm ihn sein Oheim an Bord seines Schiffes, was zu Catham lag. Im Jahr 1773 schiffte er sich unter dem Commandeur Philipps zu einer Entdeckungsreise nach dem Nordpole ein, und zeichnete sich durch Muth und Geschicklichkeit aus. Als er zurückgekommen war, verschaffte ihm sein Oheim eine Station unter dem Kapitain Farmer auf einem Schiffe, das mit dem Geschwader unter Sir Edward Hughes nach Ostindien bestimmt war. Das dortige Clima wirkte aber nachtheilig auf seine Gesundheit; er mußte daher 1776 nach England zurückkehren. Das Jahr darauf bestand er die Prüfung zum Lieutenant, und wurde als 2ter Lieutenant auf dem Lowestoffe von 32 Canonen angestellt. Dies Schiff kreuzte vor Jamaika und zwang einen Amerikaner, die Segel zu streichen. Nelson zeichnete sich bei der Besitznehmung der Prise sehr aus. Hierauf wurde ihm die Leitung des Schiffes von Lowestoffe anvertraut. 1778 nahm ihn Sir Peter Parker als 3ten Lieutenant an Bord seines Flaggenschiffes, und erhob ihn in kurzer Zeit zum 1sten Lieutenant. Bald darauf erhielt er das Commando einer bewaffneten Brigg, mit welcher er die Honduras-Bai und die Mosquitoküste beschützte. 1779 wurde er Postkapitain und bald nachher erhielt er den Befehl des Hinchinbroke. Bei der Unternehmung gegen die spanischen Besitzungen in Südamerika zeigte Nelson seinen Muth; doch würde er ein Opfer der dort herrschenden Fieber geworden seyn; wenn er nicht nach Jamaica geschickt worden wäre, um dort den Befehl des Janus von 44 Kanonen zu übernehmen. Im Winter 1781 hielt er sich in der Nordsee auf, segelte nach Quebeck und kreuzte den Sommer vor Boston. Im folgenden Winter ward er nach New-York befehligt, und Nelson stieß zu Lord Hood in Westindien. Im März 1784 ward er zum Befehl einer Fregatte berufen, die nach den Inseln unter dem Winde bestimmt war. Da er die Navigationsakte strenge in Ausübung brachte, ward er auf Schadenersatz angeklagt; gewann aber den Proceß. 1784 heirathete er die Witwe des Doktors Nesbit, eine Westindierin, kehrte nach England zurück und lebte zu Norfolk in der Zurückgezogenheit. Beim Ausbruche des Krieges gegen Frankreich 1793 erhielt er die Anführung des Norfolk von 94 Kanonen, er segelte nach dem mittländischen Meere unter dem Befehle des Lords Hood, und ward im August von diesem mit Aufträgen an Sir. W. Hamilton gesandt. Mit ihm und seine Gemahlin trat Nelson in eine vertraute Freundschaft, die auf sein Privatleben später einen großen Einfluß hatte. Hierauf führte er einige neapolitanische Truppen nach Toulon, segelte nach Corsica und wirkte kräftig mit bei der Einnahme von Bastia und Calvi; wo er ein Auge verlor. Lord Hood kehrte nach England zurück, und Nelson diente im mittelländischen Meere unter dessen Nachfolger Lord Hotham: er erhielt das Commando eines Geschwaders Fregatten, und verrichtete mit demselben so wichtige Dienste, daß er zum Marineobersten erhoben wurde. Von Sir John Jarwis (Lord St. Vincent), der dem Lord Hotham im Commando folgte, ward er zum Commodore erhoben und überkam den

Befehl des Capitain von 74 Kanonen. In der Schlacht vom 14. Febr. 1797 bei dem Vorgebirge St. Vincent trug Nelson ungemein viel zu den glänzenden Erfolgen des Tages bei. Er eroberte ein Schiff von 64, und ein anderes von 112 Kanonen. Zur Belohnung erhielt er den Rang eines Contreadmirals und den Bathorden. Den Auftrag, die Garnison vor Porto Ferrajo abzuführen, richtete er glücklich aus, und erhielt hierauf den Befehl des inneren Blockadegeschwaders vor Cadix. Im Juli 1797 ward er mit 3 Linienschiffen und einigen Fregatten abgeschickt, ein reichbeladenes Schiff im Hafen Santa Cruz wegzunehmen: das Unternehmen scheiterte an der Wachsamkeit der Spanier, und Nelson büßte einen Arm ein. Er kehrte nach England zurück, um sich heilen zu lassen, und erhielt 1000 Pf. Pension. Im folgenden Dec. bestieg er den Vanguard, und segelte nach dem mittelländischen Meere. Vor Cadix schloß er sich an Lord St. Vincent, und erhielt den Auftrag, den Hafen von Toulon zu bewachen, wo die ägyptische Expedition ausgerüstet wurde; ein Sturm warf ihn den 17. Mai in die hohe See, und den 19. verließ die französische Escadre den Hafen, während Nelson bei Sardinien sich aufhielt. Am 8. Juni vereinigte der Capitain Troubridge mit 8 Linienschiffen sich mit ihm, und überbrachte ihm den Befehl von Lord St. Vincent, die französische Flotte anzugreifen. Er kehrte nach Toulon zurück, und als er hier die feindliche Flotte nicht fand, segelte er nach Messina; hier wiesen ihn alle Nachrichten auf Egypten. Nelson segelte hin, traf aber den Feind, dem er zuvorgekommen war, dort nicht, und kehrte nach Sicilien zurück. Hier erfuhr er, daß die französische Flotte ihre Richtung nach Egypten genommen habe. Zum zweitenmale eilte er nach Egypten, traf die Feinde im Hafen von Abukir und vernichtete die französische Flotte in einer furchtbaren Schlacht. (s. Art. Abukir) Der Freudenrausch, der diese Nachricht in London verursachte, war außerordentlich; Nelson wurde mit Ehrenbezeugungen überhäuft; er ward zum Baron Nelson vom Nil erhoben, die Admiralität kaufte die eroberten Schiffe, der Hof von Neapel ernannte ihn zum Herzog von Bronte in Sicilien, der Sultan überschickte ihm ein Aigrette reich mit Diamanten besetzt, und der Senat von Messina gab ihm das Bürgerrecht. Nach dieser Schlacht erklärte sich Neapel gegen Frankreich; doch die Franzosen waren glücklich, und Nelson brachte die königliche Familie nach Palermo. Das Königreich ward in die parthenopische Republik umgewandelt. Bei einer Contrevolution war Nelson sehr thätig, und ließ den Capitain Troubridge zurück, in der Bai von Neapel zu kreuzen, und die nahegelegenen Inseln wegzunehmen. Am 29ten Juni 1799 trat er selbst auf den Schauplatz, vernichtete den Waffenstillstand, welchen der Cardinal Ruffo und der Commodore Foote mit den Republikanern geschlossen hatten, zwang die Forts zur Uebergabe, und ließ mehrere gefangene Rebellen tödten. Als Lord Keith den Befehl über die Escadre im mittelländischen Meere erhielt, gieng Nelson mit der Lady Hamilton durch Deutschland nach England, und kam im Nov. 1800 in Yarmouth an. Im Anfange des Jahrs 1801 ward er Viceadmiral der blauen Flagge, und pflanzte die seinige auf dem San Joseph von 112 Kanonen, den er erobert hatte. Damals beschloß das englische Kabinet, das nordische Bündniß zu trennen, und sandte eine bedeutende Flotte unter Sir Hyde Parker in die Nordsee. Nelson nahm als zweiter Befehlshaber Theil an dem Unternehmen, und bestieg den St. Georg von 98 Kanonen. Die Flotte ging ohne Verlust durch den Sund, und legte sich vor Kopenhagen, das 19 Linien- und Blockschiffe und viele Batterien deckten. Nelson ward der Auftrag, mit 12 Linienschiffen und mehreren Fregatten die Feinde anzugreifen. Von beiden Seiten ward mit Heldenmuthe gestritten; den Engländern waren schon zwei Schiffe auf den Strand

gelaufen, und mehrern drohte gleiche Gefahr; dagegen war zwar die ganze Schifflinie der Dänen durchbrochen und geschlagen, nur die Kronbatterien, so wie die Schiffe am Eingange des Hafens waren noch unversehrt, und konnten den Engländern noch beträchtlichen Schaden zufügen. In dieser Gefahr schickte Nelson einen Parlamentair mit Vergleichungsvorschlägen ans Land; Nelson besprach sich selbst mit dem Kronprinzen und der Vergleich kam zu Stande. Nelson ward mit Jubel in England empfangen, und zur Würde eines Viscount erhoben. Als Frankreich mit einer Landung auf der englischen Küste drohte, erhielt er den Oberbefehl über ein Geschwader und eine Flotille von Kanonenböten im Kanal. Er versuchte die feindliche Flotte vor Boulogne anzugreifen. Es mißlang aber (16. Aug. 1801) Der Friede von Amiens vergönnte ihm einige Zeit Ruhe. Beim Wiederausbruche der Feindseligkeit aber erhielt er den Befehl im mittelländischen Meere, und segelte mit seinem Flaggenschiffe, Victory, im Mai 1803 nach Gibraltar. Sein Hauptwunsch war, die Touloner Flotte auf offnem Meere anzugreifen, er ward ihm gewährt. Die Feinde verließen den Hafen von Toulon, vereinigten sich vor Cadix mit der spanischen Seemacht, und segelten nach Westindien. Nelson eilte ihnen nach, traf sie aber nicht; bei seiner Annährung waren sie wieder nach Cadix zurückgekehrt. Im Sept. stieß Nelson zu Collingwood vor Cadix und übernahm den Oberbefehl. Am 19. Oct. lief die französisch-spanische Flotte 33 Linienschiffen stark aus, und segelte, von Nelson mit 27 Linienschiffen verfolgt, nach der Straße von Gibraltar. Am 21. früh 9 Uhr hatten sich beide beim Vorgebirge Trafalgar genähert, und die größte, blutigste Seeschlacht begann, die sich mit der Vernichtuug der französischen und spanischen Seemacht endigte. (S. Art. Trafalgar.) Der Kampf war schon entschieden, als eine Musketenkugel Nelson in die Schulter traf, durch die Lunge drang und das Rückenmark zerschmetterte. Ruhig vernahm er vom Wundarzte, daß keine Rettung möglich sey, erkundigte sich nach dem Stande der Schlacht, lächelte, als man den nahen Sieg verkündigte, bedauerte, daß er die Flotte nicht wohlerhalten nach England bringen könnte, und starb. Der Leichnam ward in Spiritus gesetzt, und auf dem Victory in einem Sarge, den er sich aus dem Maßbaum des französischen Admiralschiffes l'Orient nach der Schlacht bei Abukir hatte machen lassen, nach England gebracht. Prachtvoll und rührend ward er den 8. Jan. 1806 in der Paulskirche begraben, wo ihm der Dank der Nation später ein glänzendes Denkmal errichtete. Seine Nachkommen beschenkte England mit Ehrenbezeugungen und Belohnungen. Der Lordstitel ging auf seine Brüder über. J. Charnock, Clarke, Rob. Southey und Harison haben das Leben des Helden beschrieben.

Nemeischer Löve, s. Herkules u. Nemeische Spiele.

Nemeische Spiele. Diese haben ihren Namen von dem Flecken Nemea, und wurden im Anfange des dritten Jahres, am zwölften des korinthischen Monats Πάνεμος oder Ιεροαηνια, der mit dem athenienssischen Boedromion (September) übereinstimmte, gefeiert. Doch setzt sie auch der Scholiast Pindars an einer Stelle in den Monat Hekatombäon (Julius), und Pausanias scheint gar zu behaupten, daß sie im Winter gefeiert worden wären. Nach Einigen waren sie ursprüngliche Leichenspiele, welche dem Archemorus oder Opheltes zu Ehren angestellt wurden, der als Kind auf eine unglückliche Art seinen Tod fand. Nach Andern waren sie vom Herkules zur Ehre Jupiters gestiftet worden, nachdem er den nemeischen Löwen besiegt hatte. Pausanias sagt nämlich, daß dem Jupiter in seinem Tempel zu Nemea feierliche Spiele wären angestellt worden, bei denen Männer in ihrer Rüstung Wettläufe gehalten hätten. Vielleicht aber sind diese Spiele von den eigentlichen nemeischen verschieden. Nach der gemeinsten Meinung wur-

die uns die Künstler von ihr liefern, führen nicht weniger solche Attribute an sich, die auf diese Eigenheiten allegorisch anspielen. Agorakritus, der Schüler des großen Phidias, verwandelte sein Meisterstück, eine bekleidete Venus, in eine Nemesis, damit, daß er ihr mit dem emporgehobenen und gebogenen Ellenbogen das Gewand vor die Brust halten ließ. Dieser gebogene Ellenbogen war ein Symbol des Maßes der Elle, das man von diesem Theile des Leibes entlehnt hatte. Diese Vorstellung erscheint auch auf verschiedenen antiken Gemmen. Auf andern führt sie die Elle selbst. Auf noch mehrern aber liegt zu ihren Füßen ein Rad, das Symbol einer schnellen Umänderung, wodurch sie das ungemessene Glück des Stolzen wieder ins Gleichgewicht bringt. Die zu Smyrna verehrte Nemesis hatte Flügel als Anspielung auf die Schnelligkeit, womit diese Göttin den Uebermüthigen ereilet. Anderwärts hatte sie auch als Attribut den Zaum, weil sie die ungebändigten Begierden zügelt, und die Schleuder, weil sie auch in der Ferne erreicht. Auf Münzen findet man sie bald mit einer Geißel, einer Wage, einer Schale, bald mit dem Füllhorn und Steuerruder. Auf einem Gemälde im Herkulan aber trägt sie sogar ein Schwert. Die gewöhnlichsten Beinamen dieser Göttin waren Adrastea und Rhamnusia. Den ersten erhielt sie von dem Adrastus, welcher ihr den ersten Tempel erbauete. Den Beinamen Rhamnusia aber führte sie von ihrem Tempel und Haine in dem Flecken Rhamnus in Attika. Hier soll nach Suidas Berichten der König Erechtheus bereits ihren Dienst eingeführt haben. Eben derselbe führt ein Fest dieses Namens an, an welchem man ihr für die Todten geopfert habe. Diese Angabe, von der in der That keiner der Alten etwas erwähnt, bleibt verdächtig. In Rom hatte Nemesis auf dem Capitol einen Tempel. Noch jetzt steht im Vatikanischen Pallaste zu Rom eine antike Bildsäule der Göttin, die an dem emporgehobenen gebogenen Ellenbogen und dem Blicke in ihr heraufgezogenes Gewand, als eine ächte Nemesis sich kennbar macht.

Nenndorf, in der Grafschaft Schaumburg, kurhessischen Antheils, mit einem kalten Schwefelbade, das in neuern Zeiten bekannter geworden ist. Das Wasser ist heilsam in Brustbeschwerden, Hautausschlägen, Hämorrhoidalbeschwerden, Cacherie, Bleichsucht, Gicht, Lähmung, ausbleibendem Monatfluß ꝛc. Die Gebäude und Anlagen sind schön.

Nenner heißt bei den Brüchen die untere Zahl, welche die Eintheilung des Ganzen bestimmt, dagegen Zähler die obere, weil sie die Theile des Ganzen zählt; z. B. bei $^3/_{16}$ ist 16 der Nenner, 3 der Zähler.

Nennwerth, s. Nominalwerth.

Neologie stammt von dem Griechischen νεος neu, und λογος, Wort her, und bedeutet Sprachneuerung. Ein Schriftsteller, der schreibt, um verstanden zu werden, wird seinen Zweck verfehlen, wenn er neugeschaffene Wörter gebraucht, während alte vorhanden sind, die den Sinn richtig und klar ausdrücken; nur in dem Falle, wo wirklich Mangel an Sprache ihn hindert, einen neuen Begriff zu bezeichnen, oder einen alten feiner zu bestimmen und nuanciren, ist es ihm erlaubt, ein neues Wort sich zu schaffen. In eine zu jungen noch rohen Sprache, die im Begriffe ist, sich zu bilden, ist es für den Schriftsteller, besonders den Dichter unvermeidlich, Neologismen einzuführen; denn jede Vermehrung und Bildung des Sprachschatzes ist eine Neologie. Armuth der Sprache kann allein eine Neologie entschuldigen und selbst nothwendig machen. Keine Sprache zeigte sich feindseeliger den Neuerungen als die französische, und doch hat sie während und nach der Revolution, wo neue Begriffe in Umlauf kamen, und die alten strenger begränzt, feiner gespalten, und sicherer bestimmt wurden, viele Neologismen in ihren Kreis aufnehmen müssen. Keine lebende Sprache kann und darf sich nicht für so abgeschlossen und allseitig vollendet betrachten, daß sie jeder Neuerung den Eingang weigern könnte.

Neoptolemus, s. Phyrrhus.

Nepaul, Nepal, sprich Nipal (101 — 105° d. L., 27° 50′ — 29° N. B.), ein dem chinesischen Reiche seit 1790 zinsbares, von einem Rajah regiertes Land, mit der Hauptstadt Catmandu (Chetmende?). Es grenzt an Tibet und Bengalen. Von letzterem liegt es nördlich, von Oude nordöstlich. Von dem Gebiete der Britten wird es durch den Fluß Begmuti und einen 3 St. breiten, an Elephanten, Rhinozerossen und Tigern reichen Wald getrennt. Hat man das Schneegebirge, welches die nördliche Seite des Landes umschließt, überstiegen, so gelangt man in das mit Dörfern übersäete, fruchtbare (u. a. die schönsten Orangen) Thal von Nepal, welches 4600 englische Fuß über dem Meere liegt. Jenes Gebirge hängt mit der Himalayas-Kette oder dem Imaus-Gebirge zusammen, dessen höchsten Gipfel, der weiße Berg, oder Dhawalagiri (an den Quellen des Glandac-Flusses) 26862 englische Fuß über der Meeresfläche, oder nach des engl. Ingenieurs Webb Messung 27000 F. hoch seyn soll. Nach den im 12ten Bd. der Abhandlung der Asiatic Society, verzeichneten Messungen erheben sich mehrere andere Gipfel jener Kette bis 25.000 Fuß Höhe. Nepal gleicht in Hinsicht seines Bodens der Schweiz. Die Gebirge sind reich an Blei, Kupfer und Eisen; letztere beide von vorzüglicher Güte. Von edeln Metallen findet sich nur etwas Goldsand. Eins der berühmtesten Erzeugnisse ist das narkotische Gummi Tscherris; das von der Dschiapflanze gesammelt wird; gereinigt heißt es Mumia, und brennt wie Harz. Man bereitet daraus Opiate. Aus dem Thierreich ist das Moschusreh zu merken. Die Einwohner, etwa eine halbe Million, werden als gutmüthige, arbeitsame und mit Ausnahme der Urbewohner, der Newars, als tapfere Menschen geschildert. Sie sind in Künsten und Handwerken nicht unerfahren, auch mit Wissenschaften nicht unbekannt; wie eine Bibliothek von 15.000 Handschriften zu beweisen scheint, die Kirkpatrik in der Stadt Bargous bei einem Nepalesen fand. Doch ist ihr höheres Wissen meist Astrologie. Die Bevölkerung ist sparsam. Sie besteht außer mehrern Stämmen von niedrigem Range, hauptsächlich aus den beiden vornehmsten indischen Kasten Brahmanen und Tschetris, in deren Händen sich die Regierung des Landes befindet. Außer diesen gibt es noch Dhenwaren und Butias; letztere wohnen in Katschar oder Niedertibet, welches der nepal'schen Herrschaft unterworfen ist. Die ursprünglichen Einwohner, die Newars, unterscheiden sich von allen benachbarten Völkerschaften. Bei ihnen ist Polyandrie in Gebrauch. Im Ganzen gleicht Nepal andern indischen Staaten. Die Hindu-Religion hat sich jedoch hier in größerer Reinheit als in dem übrigen Hindostan erhalten. Im Thale von Nepaul liegt der berühmte Tempel von Sembunat, dem But heilig, den die Tibetaner als ihren Gesetzgeber verehren. Der Rajah ist unumschränkter Herr und Eigenthümer von Grund und Boden, den er lebenslänglich oder mit dem Rechte der Erbschaft verleiht. Doch ist seine Gewalt gemäßigt durch den Einfluß der Familienhäupter des herrschenden Stammes, der Gurkali, die als Eroberer im Jahr 1768 eindrangen, und deren Namen die Kriegerkaste führt. Die englische Regierung hatte zuerst im Jahr 1792 mit Nepal einen Handelsvertrag geschlossen. Der Krieg, welcher zwischen dem Rajah und den Britten im Jahr 1815 ausbrach, war von kurzer Dauer; und in dem am 27. April 1815 mit der brittisch-ostindischen Regierung, unter dem General-Gouverneur Lord Moira, abgeschlossenen Frieden mußte der Rajah einen Grenzstrich, der mehrere feste Stellungen enthält, welche künftig die Grenzen des brittisch-ostindischen Reichs gegen die Einfälle aus Nepal sicher stellen, an die englisch ostindische Compagnie abtreten. Man kennt Nepal erst aus dem Berichte, den der vom brittischen Statthalter in Indien, Lord Cornwallis, als Gesandter im Jahr

1793 dahin abgeschickte Oberste Kirkpatrik bekannt gemacht hat. S. dessen Account of the Kingdom of Nepaul. Lond. 1811. 4. m. K.

Nepenthe, dieses Wort bezeichnet ein Mittel gegen die Traurigkeit, von νη, Verneinung, und ἄνθος, Trauer, Seelenschmerz. Helena vertrieb mit ihm nach Homers Odyssee. IV. v. 220. die Schwermuth des jungen Telemachos. Sie hatte diesen köstlichen Trank von Polydamna, der Gattin des Theonis, Königs von Egypten, erhalten. Plinius und Theophrastos nennen Nepenthe eine egyptische Pflanze; Diodor erzählt, daß zu seiner Zeit die Weiber von Theben in Egypten sich rühmten, das wahre Mittel der Helena zu besitzen, und es mit Vortheil anwendeten.

Nephele, s. Athamus.

Nephthys, oder Nephthe, eine Person aus der ägyptischen Mythe. Sie war eine Tochter der Rhea, oder nach Andern der Athor, welche zugleich vom Helios, Hermes und Kronos schwanger ward, und in fünf Tagen fünf Kinder gebar, von denen Nephthys das letzte war. Nachher ward sie ihres Bruders Typhons Gemahlin. Aus Versehen aber umarmte sie einst ihr älterer Bruder Osiris, der sie für die Isis hielt, und da er einen Kranz von Fichten- und Lotusblättern bei ihr gelassen hatte, so entdeckte dadurch Isis die an ihr begangene Untreue. Als Nephthys nieder kam, so suchte sie aus Furcht vor ihrem Gemahle das Kind umzubringen; Isis aber verhinderte sie daran, nahm das Kind zu sich, und erzog es unter dem Namen Anubis.

Nepomuk, (Johann von), oder St. Johannes Nepomucenus, Schutzpatron des Königreichs Böhmen, geb. 1320 zu Nepomuk, einer kleinen Stadt in Böhmen, wurde nach vollendeten Studien zu Prag Doctor der Theologie und der päbstlichen Rechte. Er bestieg die Kanzeln der Hauptstadt, und seine fließende Beredsamkeit, sein sanfter, liebevoller Vortrag erwarben ihm die Herzen seiner Zuhörer. Der bewunderte Mann fand Beifall beim König Wenzel, gelangte zu der Würde eines Prager Domherrn, und Johanna, die tugendhafte Gemahlin des Königs, wählte ihn zum Beichtvater. Als derselbe von ihm zu wissen verlangte, was seine Gemahlin gebeichtet und er sich dessen hartnäckig weigerte, wurde er, an Händen und Füßen gebunden, von der Brücke in die Moldau geworfen (den 17. Mai 1383), worin er ertrank.

Nepos, s. Cornelius Nepos.

Nepotismus, die übertriebene Begünstigung der Verwandten und Freunde auf Kosten Dritter. Der Ausdruck ist von den Päpsten genommen, die ihre Nepoten (d. i. Neffen, aber auch andere Verwandten und natürlichen Söhne) auf Kosten des Staates und anderer Familien übertrieben zu begünstigen, auf jede Weise zu bereichern, in den Besitz der besten Aemter und Pfründen zu setzen suchten ꝛc. Dies Gebrechen war nothwendig in allen geistlichen Staaten fühlbar, da hier der Besitz der Regierung auf die Lebensdauer des erwählten Fürsten beschränkt blieb und die Familie nach seinem Tode in den Privatstand zurückkehrte.

Neptun, bei den Griechen Ποσειδαων, eine von den Hauptgottheiten der Griechen und Römer, der Bruder des Jupiter, Pluto und der Juno, der Beherrscher des Oceans. Die Griechen verehrten das Symbol des Meers zu verschiedenen Zeiten unter den verschiedenen Namen: Oceanus, Pontus, Nereus, Poseidon. Letzterer verdrängte die ältern drei Gottheiten fast ganz. Neptun ward König der bekannten Meere, so weit sie mit Schiffen befahren wurden. Er bändigte die Wogen mit seinem Dreizack, erschütterte die Erde, und ward der Schöpfer des stolzen Rosses. Wahrscheinlich erhielten die Griechen diese Gottheit aus Libyen. Er war ein Sohn des Kronos und der Rhea oder Ops; wurde von seinem Vater gleich seinen übrigen Geschwistern verschlungen; durch ein Brechmittel aber, das ihm Rhea eingab, wieder ausgespieen. Nachdem er herangewachsen war

ſtand er dem Jupiter in ſeiner Empörung gegen ſeinen Vater bei, half ihm die Cyclopen aus dem Tartarus befreien, und erhielt dafür den Dreizack zum Geſchenk. Als er mit ſeinen zwei Brüdern dem Kronos die Herrſchaft entriſſen hatte, theilte er ſich mit ihnen in dieſelbe durch das Loos, und ward König der Gewäſſer. Nachdem die Titanen in den Tartarus geworfen waren, verſchloß er dieſen mit eiſernen Pforten. Nachher nahm er Theil an der Empörung der Götter gegen den Jupiter, und ſuchte dieſen zu feſſeln; aber Jupiter bekam die Oberhand, und verurtheilte ihn, nebſt dem Apollo, daß ſie dem Könige von Troja, Laomedon, dienen ſollten. Im trojaniſchen Kriege ſtand er den Griechen bei. In dem Göttergefechte vor Troja ſtand er gegen den Apollo, und gab ihm, als einer jüngern Gottheit, den erſten Angriff voraus. Den Ulyſſes verfolgte er mit unverſöhnlichem Haſſe, weil er ſeinen Sohn Polyphem geblendet hatte. Nach Homer hatte er ſeinen Pallaſt bei Aegä in Achaja auf dem Meeresgrunde, hielt ſich aber auch gern in Helice, an der Nordküſte des Peloponnes auf; desgleichen in einem andern Aegä, an der Küſte von Euböa. (Vergl. Iliade 21.) Die Beiwörter, welche die Dichter ſeinem Namen beifügen, ſind theils von der See, theils von den Vorſtellungen hergenommen, welche die Alten von gewiſſen phyſiſchen Ereigniſſen hatten. Neptuns Gemahlin war Amphitrite. Anfangs bewarb er ſich um die Thetis, weil aber das Orakel der Themis ihm verkündete, daß der Sohn derſelben mächtiger werden würde, als ſein Vater, ſo gab er dieſe Bewerbung auf. Seine Verehrung war ſehr ausgebreitet, ſowohl bei den Griechen als Römern. Er hatte insbeſondere berühmte Tempel zu Aegä in Achaja und Aegä an der Küſte von Euböa (daher die Dichtung auch ſagt, daß er an dieſen Orten gewohnt habe), auf der Landenge von Korinth, zu Niſyra, auf dem tänariſchen Vorgebirge, wo der ihm heilige Hain Verbrechern zum Aſyl diente, wo ein Tempel und Hain noch zu Pauſanias Zeiten exiſtirte und ihm Feſte mit beſondern Gebräuchen gefeiert wurden, bei Mantinea, in welchen keine Mannsperſon kommen durfte; auf der Inſel Kalauria mit einem Aſyl, in welchem ein Frauenzimmer bis zur Mannbarwerdung Prieſterin war. Was ſeine Abbildung betrifft, ſo wurde er gewöhnlich nackend mit dem Dreizack vorgeſtellt, bisweilen aber auch ſchwärzlich bekleidet. Homer giebt ihm bläuliche oder rabenſchwarze Haare, die, wie die Federn der Raben, ins dunkelblaue ſpielen; daher nennt er ihn auch κυανοχαιτης. Bei Homer fährt er auf einem mit Pferden beſpannten Wagen; bei neuern Dichtern auf einer von Meerroſſen gezogenen Muſchel, um welche Delphine, Nereiden und Tritonen ſchwimmen. Die Künſtler geben ihm Stärke, Wildheit und weniger Majeſtät, als dem Jupiter im Ausdruck. Sein Bart iſt kraus und das Haar ſtruppicht. Man ſieht ihn auch ſtehend abgebildet, in der rechten Hand einen Delphin haltend, mit der linken aber ſich auf ſeinen Dreizack ſtämmend. So zeigt er ſich auf einer juliſchen Münze des Kaiſers Antonin.

Neptuniſten, die Anhänger der Werner'ſchen Theorie von der Erzeugung der Flötzgebirge auf dem naſſen Wege, nach welcher die äußere Geſtalt des Erdkörpers durch Ueberſchwemmungen hervorgebracht worden iſt (ſ. Erde, II, 98). Werner's Begriff von Formationen überhaupt, einer der folgereichſten und genialſten in ſeiner Geognoſie, den Werner ſelbſt in ſeiner Thüringer Flötzgebirgs-Formation und Freiesleben in ſeiner Theorie des Kupferſchiefergebirges (ſ. deſſen Geognoſtiſche Arbeiten. 3 Th. Freib. 1807 flg.) anſchaulich gemacht haben, iſt auch von Steffens entwickelt worden. Aus Werner's Kampfe mit den Vulkaniſten, welche die äußere Geſtaltung der Erde der Wirkung des Feuers zuſchreiben, ergab ſich, daß die Baſalte u. a. Flötztrappgebirge nicht vulkaniſchen Urſprungs ſeyn können. Nach Werner's Theorie ſind zwiſchen den zwei Momenten der ältern und

jüngern Gebirgsbildung durch Fluthen und auf dem nassen Wege, die Gebirge der Uebergangszeit das Mittelglied, womit selbst die neuen chemischen Entdeckungen der Kalimetalle sich in Einklang bringen lassen.

Nereus, eine der ältesten Gottheiten, ein Sohn des Pontus und der Erde oder ein Sohn des Oceans und der Thetis. Bei Apollodor wird auch ein Sohn Neptuns und der Canache Nereus genannt, der aber mit dem unsrigen nicht verwechselt werden muß. Er war der Gott des ruhigen und sanften Meeres, daher schildern ihn die Dichter als wahrhaft und milde, der des Rechts und der Billigkeit nie vergißt, Mäßigung liebt und Gewalt haßt. Sein ruhiger Blick schaut tief in die Zukunft und er sagt den Sterblichen die kommenden Schicksale vorher. Seine Wohnung ist im ägäischen Meere, wo ihn seine Töchter, die Nereiden, mit Gesängen und Tänzen ergötzen. Gleich dem Proteus konnte er sich in allerhand Gestalten verwandeln, wodurch er denen zu entgehen suchte, welche ihn zum Wahrsagen nöthigen wollten. Ueberhaupt war die Verwandlung in mancherlei Gestalten allen Meergöttern eigen. Herkules aber, der ihn im Schlafe überfiel, wußte dennoch ihn zu fesseln und zu zwingen, daß er ihm entdecken mußte, wo die goldenen Aepfel der Hesperiden wären. Seine Gemahlin war Doris, des Oceans Tochter, mit welcher und andern Nymphen er 50 Töchter, die sogenannten Nereiden, zeugte. Uebrigens wird er als ein Greis vorgestellt, weil er eine der ältesten Gottheiten ist. Man opferte ihm ein besonderes Räuchwerk, Trmiama und Myrrhen.

Nereiden, der gemeinschaftliche Name, welchen die Töchter des Nereus und der Doris und auch anderer Geliebten von ihrem Vater führen, so wie sie von ihrer Mutter auch Doriden hießen. Auch wurden sie Nereiner genannt. Ihre Anzahl betrug fünfzig. Die Namen aber werden verschieden angegeben.

Nero (Claudius Cäsar Domitianus Drusus Germanicus), vor seiner Adoption vom Kaiser Claudius aber Lucius Domitius Ahenobarbus, ein Sohn des Cn. Domitius Ahenobarbus, war geboren im J. R. 791. Nachdem seine Mutter Agrippina sich mit dem Kaiser Klaudius vermählt hatte, machte sie den Plan, den eigenen Sohn des Kaisers, Britannicus, zu verdrängen, und dagegen den Nero in Zukunft auf den Thron zu erheben. Es gelang durch ihre Ränke nur zu gut. Seneca wurde von ihr aus Korsica zurückberufen, um die Bildung des jungen Prinzen zu übernehmen. Vermuthlich geschah es auf ihre Veranlassung, daß der Senat den Kaiser ersuchte, seine Tochter Octavia mit dem Nero zu verloben, und im J. R. 804 beredete Pallas, der Günstling Agrippinens, den Claudius, ihn zu adoptiren und ihn sogar seinem eigenen Sohne vorzuziehen. Dieser wurde immer mehr vernachläßigt und Nero suchte nebst seiner Mutter dem Vater wahrscheinlich zu machen, daß Britannicus im Kopfe verrückt und ein untergeschobenes Kind sey. Im J. R. 805 trat Nero in sein vierzehntes Jahr; der Kaiser legte ihm selbst den männlichen Rock an und ertheilte ihm auf den Vorschlag des sklavischen Senats die Prokonsulwürde außer der Stadt und den Titel Princeps Juventutis. Die Vermählung mit der Octavia wurde im J. R. 807 wirklich vollzogen, und Nero erwarb sich den Ruhm eines klugen und mitleidigen Prinzen, indem er für die Einwohner von Ilium, Rhodus, Bononia, Byzanz, Apamea und Cos feierliche Reden in griechischer und lateinischer Sprache hielt, um ihnen die Befreiung von allen Abgaben auszuwirken. Endlich starb Claudius durch die Bosheit seiner Gemahlin; diese aber wußte seinen Tod so lange zu verheimlichen, bis sie sich der Neigung der Gemüther für ihren Sohn versichert hatte. Den jungen Britannicus und seine Schwester Octavia suchte sie im Zimmer zurückzuhalten, indem sie einen um den andern mit heuchlerischer Betrübniß umfaßte, während Nero alle

Anstalten machte, sich des Throns zu bemächtigen. In Begleitung des Burrhus ging er aus dem Pallaste und begab sich zu der Kohorte, welche eben damals die Wache hatte. Unter ihrer Bedeckung eilte er sodann ins Prätorium, suchte hier durch eine schmeichlerische Rede und Versprechungen großer Geschenke die Soldaten zu gewinnen und wurde — was er wünschte — von ihnen zum Kaiser ausgerufen. Der Senat bestätigte ihn, und ob man gleich auch nach dem Britannicus fragte, so wurde er doch bald wieder vergessen, da er nirgends zum Vorschein kam. So hatten also die Ränke der Agrippina den Sieg davon getragen und sie ahndete es jetzt gewiß nicht, wie schmerzlich sie einst ihre Bosheit bereuen würde. Am übelsten war der römische Staat daran. In der Person des Tiberius von einem finstern Menschenfeinde geängstigt, in seinem Nachfolger von einem wahnsinnigen und unbändigen Fürsten tyrannisirt und zuletzt von einem Schwachkopfe den grausamen Launen seiner Günstlinge und buhlerischen Weibern als Schlachtopfer überlassen, sah er jetzt einen Libertin auf dem Throne, der von Thorheiten und Ausschweifungen bis zu den fürchterlichsten Schandthaten fortging. Nero bestieg den Thron im J. R. 807. Die ersten 5 Jahre seiner Regierung werden gewöhnlich von den alten Schriftstellern gelobt. Sobald er die Regierung angetreten hatte, that er dem Senat die größten Versprechungen, gab armen Senatoren jährliche Gehalte, hob verschiedene Steuern auf, unterstützte jeden Armen aus dem Volke jährlich mit 400 Sestertien, gab Verordnungen zur Einschränkung der Ueppigkeit und Verschwendung bei den Gastmählern und verbot die Schwelgereien in öffentlichen Gasthäusern und andere Lustbarkeiten des Volks, die zu Diebstählen und Räubereien Veranlassung gegeben hatten. Burrhus und Seneca hatten jetzt noch Einfluß auf den Kaiser, und sie waren es, welche ihn zu diesen guten Anstalten ermunterten. Vieles Böse, was in dieser Periode geschah, kommt ganz auf Rechnung seiner grausamen Mutter. Diese betrug sich in allen Stücken als Mitregentin des Reichs. Endlich fing es Nero an, überdrüßig zu werden, länger unter der Leitung seiner herrschsüchtigen Mutter zu stehen. Er verfolgte und tödtete ihre Günstlinge, gestattete ihr keinen Einfluß mehr auf die Leitung des Reichs und nahm ihr die äußern Ehrenbezeugungen. Noch wüthender dadurch gemacht, drohete Agrippina, den Britannicus auf den Thron zu setzen und ihm zu entdecken, auf welche schändliche Art Nero darauf erhoben sey. Nun würgte Nero den unschuldigen Prinzen. Doch ermannte sie sich bald wieder und dachte auf neue Plane der Rache. Indessen setzte Nero seine Liederlichkeiten immer fort und ließ sich selbst dadurch nicht abschrecken, daß er einigemal in Lebensgefahr gerieth. In ruhigern Augenblicken ließ er sich aber noch von Seneca und Burrhus leiten und manche Handlungen, die er verrichtete, gereichen ihm in der That nicht zur Unehre. In dem Jahre Roms 812 aber trug sich eine Veränderung zu, die auf das Leben und die Regierung des Kaisers die traurigste Wirkung hatte. Er gerieth nämlich in vertraute Bekanntschaft mit der Poppäa Sabina, einer Frau, die mit idealischer Schönheit die größten Laster vereinigte. Die schändliche Poppäa bemeisterte sich nun des Nero ganz. Sie wollte Kaiserin werden und zur Erreichung dieses Zwecks mußte sie vorher eine Scheidung des Nero von der Octavia, und um diese möglich zu machen, den Tod der Agrippina bewirken. Spöttisch nannte sie den Nero einen Unmündigen, der noch unter der Ruthe seiner Mutter stehe und suchte ihn dadurch zu dem entsetzlichsten Muttermorde anzufeuern. Dieser wurde auf die empörendste Art ohne alle Scheu vollzogen und selbst Seneca und Burrhus hatten an der Berathschlagung darüber Theil genommen. Lustbarkeiten und Wollüste sollten nun das Gewissen betäuben. Besonders beherrschte ihn die Begierde zum Wagenrennen, Singen und Spielen. Er erschien auch als öffentlicher Sänger und Harfenspieler auf der Bühne in

Neapel und bald nachher in Rom. Die römischen Feldherren waren während dieser Zeit im Auslande ziemlich glücklich. Im Jahr nach Erbauung Roms 815 starb Burrhus und sein Nachfolger war der berüchtigte Sofonius Tigellinus. In dem nämlichen Jahre verstieß auch der Kaiser seine tugendhafte Gemahlin Octavia und heirathete die Buhlerin Poppäa. Im Jahre R. 817 entstand der bekannte schreckliche neuntägige Brand, der den größten Theil der Stadt in Asche legte. Man sagte ziemlich allgemein, daß Nero selbst die Ursache des Unglücks sey, um so auf einmal die Unregelmäßigkeit der Stadt und ihre geringen Gebäude zu vertilgen. Der Kaiser selbst schob aber diese Schandthat auf die in Rom zahlreichen Christen, die nun durch die schrecklichsten Martern dafür büßen mußten. Die entsetzlichsten Mordschauspiele wurden größtentheils in den Gärten des Nero, der heutigen vaticanischen Gegend, aufgeführt. Rom wurde sodann größtentheils ganz neu und zwar um vieles verschönert und regelmäßiger aufgebauet. Der Kaiser erbauete jetzt auch sein goldenes Haus, das fast allein eine Region einnahm und an Pracht alles, was man bisher gesehen hatte, übertraf. Die ungeheuren Baue, verbunden mit den übrigen Verschwendungen, hatten indeß die Schatzkammer so ausgeleert, daß der Kaiser nothwendig auf Mittel denken mußte, sie wieder zu füllen. Er stellte zu dem Ende eine allgemeine Plünderung aller Länder des römischen Reichs an. Alle öffentlichen Gelder, die Schätze der Tempel, selbst die goldenen und silbernen Bildsäulen der Götter wurden nach Rom geschafft und zu Gelde eingeschmolzen. Gegen das Ende des Jahres gab der Aberglaube dem Kaiser Anlaß, neue blutige Projekte zu entwerfen. Die Gemüther des Volks und des Kaisers waren damals durch mancherlei seltsame Begebenheiten in Furcht und Schrecken gesetzt worden. Der Kaiser fragte einen Sterndeuter, und dieser rieth ihm, ein großes Blutbad anzustellen, um das gedrohete Unglück dadurch von seiner Person abzuleiten. Man sagt, daß Nero darauf den Entschluß gefaßt habe, den ganzen Senat umzubringen. Wenigstens erweckte die Vermuthung eines solchen Plans eine Verschwörung gegen den Tirannen, an welcher die vornehmsten Großen Theil nahmen. Das Haupt derselben war C. Piso, ein Mann von den glänzendsten Eigenschaften, obgleich ein Wollüstling. Aber die Verschwornen konnten nicht allein selbst untereinander nicht recht einig werden, sondern man verwickelte auch Leute hinein, deren Verschwiegenheit man nicht ganz trauen konnte. Die Nachricht von dem großen Umfange der Verschwörung setzte den Kaiser so in Furcht, daß er alle Wälle und Zugänge der Stadt mit Wachen besetzen ließ. Täglich wurden immer mehr Verschworne eingezogen. Epicharis und C. Piso tödteten sich selbst; der Dichter Lucanus ließ sich die Adern öffnen und unter denen, die auf Befehl des Tirannen hingerichtet wurden, befanden sich Plautius Lateranus, damaliger Konsul, und L. Annäus Seneca, Neros Lehrer. Nero hing nun wieder seinen Lieblingsvergnügungen, dem Singen auf der Bühne und dem Wettrennen nach. Poppäa wagte es einst, ihm darüber Vorwürfe zu machen und erhielt dafür einen Tritt vor den Leib, so daß sie, da sie gerade schwanger war, ihren Geist davon aufgab. Nero ließ sie prächtig begraben und heirathete darauf die Statilia Messalina, des Konsuls Vestius, Wittwe. Mitten unter den Mordscenen gab Nero Rom das herrlichste Schauspiel, das es unter seiner Regierung gesehen hatte, in der Krönung des Königs Tyridates von Armenien, wobei alle ersinnliche Pracht und unglaubliche Summen verschwendet wurden. Endlich wurden es die Römer müde, sich von einem Ungeheuer länger tiranniſiren zu lassen. Im Jahre 821 brach eine Empörung nach der andern aus. Zuerst ließ sich der Statthalter in Gallien C. Julius Vindex und bald nachher auch der Statthalter in Spanien, Galba, zum Kaiser ausrufen; für letztern erklärten sich fast

alle Statthalter. Die Empörung des Vinder rührte den Nero nur wenig. Als er aber auch von der Empörung des Galba hörte, da gerieth er in Schrecken. Er hielt sich nun so gut wie verloren, faßte tausendfache unsinnige Anschläge zur Rache und erbitterte dadurch diejenigen auch gegen sich, die ihm noch anhingen. Bald aber beschloß er wieder, um Gnade zu bitten, mit dem Versprechen, daß er den neuen Kaiser auf dem Throne belustigen wolle. Ein Schiff, von dem man erwartet hatte, daß es Korn aus Aegypten bringen würde, brachte statt dessen Sand für die Fechter und Ringer mit. Der Aufruhr des Pöbels brach nun völlig aus. Nero begab sich mit Gift in den Taschen in die serviliſchen Gärten. In der Nacht darauf verließ ihn seine Leibwache mit ihren Anführern, dem Nymphidius Sabinus und Tigellinus; seine Freunde verschlossen die Thüre vor ihm; nur sein Freigelaßner Phaon bot ihm einen Aufenthalt auf seinem Landgute an. In einem elenden Aufzuge begab er sich dahin und brachte die Nacht, von Verzweiflung, Reue und Todesfurcht gequält, daselbst zu. Indessen huldigte der Senat in Rom dem Galba, und erklärte den Nero für einen Feind des Vaterlandes, den Jeder, wo er ihn fände, umbringen könnte. Nero hörte diese Nachricht mit Beben. Endlich übergab er mit zitternder Hand seinem Freigelaßnen Epaphroditus einen Dolch, der ihm damit auf sein Bitten eine tödtliche Wunde beibrachte. Kaum war dies geschehen, als der vom Senat abgeschickte Centurio eintrat. Man suchte das Blut zu stillen; Nero aber sah ihn mit starren Augen an und sagte: „Es ist zu spät; ist das deine Treue!“ — So starb einer der schändlichen Tyrannen im 31ten Jahre seines Alters, der letzte Kaiser vom juliſchen und domitianiſchen Geschlechte.

Nerva, römiſcher Kaiser, geb. 32 nach Christo, bekleidete früher das Consulat, folgte auf Domitian und regierte von 97 bis 98. Er ließ sich den Wohlstand des römiſchen Volks durch Verbesserung der Gerechtigkeitspflege und Sparsamkeit angelegen seyn, sorgte für die öffentliche Ruhe durch weise Gesetze und schränkte die unruhigen Prätorianer ein. In seinem Geiste regierte darauf sein Adoptiv-Sohn Trajan.

Nerven Nervensyſtem. Nerven sind fadenförmige Organe der Thiere, welche aus derselben eiweißartigen Substanz bestehen, die das Gehirn zusammensetzt. Jeder Nerv besteht aus mehrern einzelnen Fäden, die bündelartig mit einer Scheide, dem Nevrilem, umgeben sind. Dieses Nevrilem ist nicht für bloße Haut zu achten, denn es enthält eine unzählbare Menge von feinen Blut-, Puls- und Saugadern, die dem eigentlichen Nervenmarke den nöthigen Nahrungsstoff zuführen. Die Zahl dieser Gefäße ist deßhalb so bedeutend, weil jeder Nerv, im Vergleich zu andern Organen, eine weit größere Menge Nahrung braucht. Jedes Organ des Körpers hat Nerven, denn nur durch sie ist Verbindung mit der Seele und eigene Thätigkeit, sie möge willkürlich seyn oder nicht, möglich; nur die Theile, welche blos zum Schutz dienen, als die Haare, die Oberhaut, die Nägel bedürfen ihrer nicht. Rücksichtlich der willkürlichen und unwillkührlichen Thätigkeit der Organe scheinen die Nerven nach zweierlei besonderen Anordnungen modificirt zu seyn. Diejenigen, welche die Willkür in den Sinnesorganen und in den bewegenden Theilen vermitteln, hängen ununterbrochen mit dem Gehirn und Rückenmark zusammen; dahingegen die andern sich nach ihrem Austritt aus dem Gehirn und Rückenmark in einzelnen Knoten oder Ganglien versammeln und mit andern Fäden verschmelzen, und von hier aus sich zu den unwillkürlich wirkenden Organen des Blutumlaufs, der Respiration, der Verdauung, der Absonderung ꝛc. vertheilen. Diese Nervenknoten scheinen gleichsam den Einfluß des Gehirns und Rückenmarkes auf die aus den Knoten entspringenden Zweige aufzuheben, wenigstens in sofern, daß aus diesen, im gesunden Zustande, keine Empfindungen bis zum Gehirn fortgepflanzt werden können, auch das Gehirn keine störende Ab-

änderung in den Funktionen dieser Nerven hervorbringen kann. Beiderlei Nerven unterscheiden sich auffallend in ihrer Beschaffenheit; denn die Gehirnnerven sind härter, als die aus den Knoten. Ueberdieß vereinigen sich an mehrern Stellen des Körpers mehrere Nerven zu Geflechten, verschmelzen daselbst ihr Mark und zertheilen sich wieder. Von diesen Geflechten ist das in der Magengegend befindliche, sogenannte Sonnengeflecht, das hauptsächlichste für den ganzen Unterleib, da es nach allen Seiten hin Stämme und Fäden aussendet. Die Nerven wirken durch den genauesten Zusammenhang mit den Organen des Körpers, daher zertheilen sie sich so fein in dem Gewebe derselben, daß sie sich gleichsam darin zu verlieren scheinen; dieß ist besonders der Fall in den Muskeln, der Zunge und den Organen der Verdauung. Bei einigen Sinnen aber, wo ihre Wirkung auf einen gewissen Raum beschränkt ist, endigen sie sich in eigenthümliche markige oder gallertartige Verbreitungen und werden durch den gesunden Zustand dieser nur allein thätig. So geschieht es im Auge, wo der Augennerve sich zur Markhaut ausdehnt; in der Nase nimmt den Riechnerven die Schleimhaut auf: in der Haut endigen sich die Gefühlnerven in unzähligen Abtheilungen in dem Malpighischen Schleime, der zwischen der Oberhaut, als ihrem nervenlosen, unempfindlichen Schutze, und dem Felle liegt. Dessen ungeachtet muß der Physiolog die Gehirnnerven noch unterscheiden in solche, welche den Willen in die Organe fortpflanzen, und in solche, welche die Empfindungen zum allgemeinen Sammelplatz derselben hereinführen, obgleich der Anatom ihren körperlichen Unterschied noch nicht genau darthun kann. Alle Funktionen und Kräfte des Nervensystems zusammengenommen, werden unter dem Namen Sensibilität begriffen, diese aber wird in Receptivität oder Reizbarkeit, Empfänglichkeit und in Spontaneität, Energie oder Reaction unterschieden. Sie bezeichnen die zwei verschiedenen Aeußerungen des sensibeln Lebens, jene als von Außen nach Innen, diese von Innen nach Außen gehend, wodurch der Mensch mit der Außenwelt verbunden und und doch selbstständig in ihr wird. Durch dieses eigenthümliche Leben des Nervensystems wird die Thätigkeit des andern Körpers erst vermittelt und regulirt. Die Kraft ist groß und doch auf einen kleinen Raum beschränkt, so daß dem Beobachter sich der Gedanke an inwohnenden, dieß alles bewirkenden Nervengeist leicht aufdringt. Mehrere Erscheinungen, wie die Gegenwart einer sensibeln Atmosphäre um die Nerven, die schon in gewisser Entfernung reizbar sind, und der thierische Magnetismus bekräftigen die Annahme einer solchen die Nerven belebenden Flüßigkeit, die man zu den imponderapeln rechnen muß.

Nervenkrankheiten sind die, deren nächste Ursache, d. h. der innere Zustand, in welchem unmittelbar der Inbegriff der wesentlichen Krankheitszufälle gegründet ist, im Nervensysteme liegen, und durch eine anomale Organisation oder gestörte Thätigkeit hervorgebracht werden. Ohnstreitig sind die Nerven die wichtigsten Theile des menschlichen Organismus; sie sind die Organe der Sinnlichkeit und der Denkkraft, die Erreger und Leiter der Muskelthätigkeit und die Regler des ganzen Ernährungsprozesses. Ihre große Wichtigkeit für das thierisch-organische Leben macht daher alle Krankheiten, welche ihren Sitz im Nervensysteme haben, immer gefährlich, und weil die Nerven mit allen Theilen des Körpers in der engsten Verbindung stehen, so zieht sie jede Krankheit, die auch nicht unmittelbar ihren Ursprung aus der Nervensphäre nahm, in Mitleidenschaft. Die Nervenkrankheiten zerfallen, wie die andern, in acute und chronische, d. h. Nervenleiden mit und ohne Fieber. Die erstern zertheilen sich wieder nach dem geringeren oder größeren Grade des krankhaften Ergriffenseyns des nervösen Systems, nach der Art der Verletzung seiner Funktionen, ob ihre Reizbarkeit oder Rückwirkungsvermögen vorzugsweise gestört erscheint, und nach den einzelnen Organen, in

den diesmeisten und das tiefste Leiden bezeichenden Symptome auftreten. Fiebert das Seelenorgan, so entstehen unregelmäßige Vorstellungen und Bewegungen. Die Vorstellungen sind zu stark, zu schwach, ohne Zusammenhang mit dem Zustande des Kranken und sie associiren sich nach falschen Gesetzen. Es entstehen Tobsuchten, Raserein, Krämpfe aller Art, Epilepsien und Catalepsien. Sind die Kräfte des Gehirns gelähmt, so erfolgen Sinnlosigkeit, Blödsinn, Mangel des Gedächtnisses, Lähmung der Muskeln, Ohnmachten, Schlafsucht und Schlagfluß. — Kranke Sinnorgane verursachen Lichtscheu, Mangel des Gesichts, zu scharfes Gehör, Taubheit, falscher Geschmack, Verletzung des Geruchs. Leiden die andern Nerven des Körpers fieberhaft, so erregen sie ein falsches Gemeingefühl, Krämpfe einzelner Muskeln, Lähmungen derselben, Schmerzen, Rheumatismen. Krankheit des Rückenmarks und der Interkostalnerven bringt ein Ziehen im Rücken und eine unregelmäßige Mitleidenschaft hervor. Fieberhaftes Leiden der Muskelnerven erzeugt Muskelkrämpfe, Zittern, leichte Convulsionen, Schluchzen, Stuhlzwang, Harnstrenge ꝛc. Sind die Nerven des Vegetationsprocesses und seiner Organe verletzt, so entstehen eine Menge der verschiedenartigsten Erscheinungen, die sich unmöglich hier angeben lassen: die vorzüglichsten sind: ein Schmerz, der sich nach Verschiedenheit der Theile unter verschiedenen Formen, als Hunger, Durst, Müdigkeit, Ekel, Frost, Hitze, Angst, als juckenden, ziehender, drückender, schneidender, stechender, klopfender, bohrender, nagender Schmerz, Empfindung der Taubheit und des Einschlafens der Glieder, Pricklen in denselben, wie Nadelstiche, äußert; besondre krankhafte Regungen des Instinkts, Appetit nach Kreide, nach säuerlichen Dingen, die sonderbaren Gelüste mancher Schwangern; Krankheit des Gemeingefühls, wodurch die Theile des Körpers anders vorgestellt werden, als sie wirklich sind, wie z. B. Kranke sich vorstellen, sie seyen halb getheilt, oder ein zweites Ich läge neben ihrem eigentlichen Körper, oder sie beständen aus Glas oder Wachs, hätten Beine von Stroh. Bei den chronischen Nervenleiden beobachtet man dieselben Symptome, nur ohne Fieber. Alle Nervenkrankheiten haben das Eigne, daß sie mehr oder weniger periodisch, und selbst typisch sind; daß die Erscheinungen und Zufälle zu gewissen und sehr oft zu bestimmten Zeiten sich verstärken und wieder nachlassen, sogar gänzlich verschwinden, wo der Kranke anscheinend gesund seyn kann, um an denen bestimmten Tage, zur bestimmten Stunde, selbst Minute wieder zurück zu kehren. Die Anlage zu Nervenkrankheiten ist sehr häufig angebohren und erblich, doch kann sie auch durch Unmäßigkeit in den Genüssen des Lebens, durch zu große Anstrengung des Nervensystems, heftige Leidenschaften, fehlerhafte Lebensart, Luxus, Verweichlichung erworben werden. Die Gelegenheitsursachen sind verdorbene Luft, Nahrung, erhitzende Getränke, gewürzte Speisen, animalische und vegetabilische Gifte, Würmer, Wasseransammlungen, Angriffe eines scharfen Stoffes auf die Nerven, Wunden Blutverlust, zu große Menge Blut, Unreinigkeiten im Körper, zu vieles Wachen, zu große Anstrengung des Geistes, Fieber, Schwangerschaft, und tausend andere Einflüsse, die existirend oder deprimirend auf das Nervensystem wirken.

Nestel (oberd.), die um eine große Nadel gewundenen Haare auf den weiblichen Köpfen; 2) schmale lederne Riemen, oder auch runde Schnüre, daher der Nestler oder Nestelmacher. — Nestel-Knüpfen, ein Aberglaube, nach welchem durch das mit gewissen Zauberformeln geschehene Knüpfen eines Nestels einem Manne das Vermögen zur Fortpflanzung soll genommen, und durch Auflösung desselben wieder gegeben werden können.

Nesseln sind Pflanzen mit stechenden Haaren, die bei der Berührung abbrechen, einen Saft ergießen und ein brennendes Jucken zu Wege bringen. — Nessel-Beschlag- oder Stift, das Stückchen zusammengerolltes Blei am Ende eines Nestels oder Riemens. Nessel-Fieber, Nessel-Friesel, Nessel-

Krankheit, eine Art des Scharlachfiebers, wo, mit einem gelinden Fieber, kleine Erhöhungen auf der Haut zum Vorscheine kommen, die den Folgen des Brennens mit Nesseln gleichen, einen brennenden Schmerz verursachen, und nach einigen Tagen wieder vergehen. Einige sagen dafür auch Nessel-Sucht, welchen Namen dagegen Andere einer ähnlichen chronischen Krankheit geben, die von keinem Fieber begleitet wird. Nessel-Leder heißt an einigen Orten vergoldetes Leder zu Spalieren. — Nessel-Tuch, ist eigentlich ein Gewebe aus dem Gespinste der Fäden in den Stengeln der großen Brennesseln, und das bei uns gewöhnliche Gewebe aus Baumwolle nur uneigentlich.

Nester, indianische Vogelnester; sie sind ein Artikel des Tafelluxus und werden von chinesischen und indischen Großen für einen Leckerbissen gehalten; deswegen wird mit ihnen ein starker Handel getrieben; sie kommen auch nach Europa. Der Vogel, welcher sie baut, gehört zum Geschlecht der Schwalben hirundo esculenta, hält sich in Java, den Philippinen, Tunkin und Cochinchina auf, und macht sein Nest in Höhlen am Ufer des Meeres. Die vorzüglichsten sind weiß, durchscheinend, von der Größe eines Enteneies, beinahe ganz aus einem nahrhaften, gallertartigen Stoffe, den der Vogel aus halbverdauten Würmern bereiten soll, bestehend. Sie werden entweder zu Pulver zerstoßen und andern Speisen beigemischt, oder man kocht sie mit Fleischbrühe.

Nestor, der Sohn des Neleus und der Chloris, wurde in seiner Jugend zu Gerene erzogen und folgte seinem Vater in der Regierung über Pylus. Als des Aphareus Söhne, Idas und Lynceus, gegen die Dioscuren umgekommen waren, folgte er auch diesen in der Regierung über Messenien. In seiner Jugend war er besonders seiner Tapferkeit wegen berühmt. Die Lapithen holten ihn unter andern zu ihrem Streite gegen die Centauren ab, und hörten schon damals auf seine weisen Rathschläge. In seinem hohen Alter, da er schon zwei Menschenalter verlebt hatte und im dritten stand, begab er sich mit vor Troja. Er führte die Einwohner seines Gebietes in 20 Schiffen vor Troja, wo er eigentlich den Griechen mehr durch seine Weisheit und guten Rathschläge, als durch seine Thaten nützte. S. Homers Iliade. Er tritt daher in allen Versammlungen auf; sucht den Agamemnon und Achill zu versöhnen; so räth er, die Truppen gegen Troja zu führen und zur Fortsetzung des Kriegs; so ermuntert er die Helden, den Zweikampf mit dem Hector aufzunehmen; setzt sich dem Agamemnon entgegen, der absegeln wollte, und räth eine Nachtwache auszustellen und bei dieser wieder einen Kundschafter ins trojanische Lager zu schicken. Bei den Leichenspielen des Patroclus verehrte ihm Achill zum Andenken desselben einen Doppelkelch, ob er schon an den Wettkämpfen keinen Antheil nahm. Nach der Eroberung von Troja segelte er mit dem Menelaus zuerst ab und kam glücklich nach Hause. Telemach kam an seinen Hof, um Nachrichten von seinem Vater zu holen. Seine Gemahlin nennt Homer Euridice, die Tochter des Clymenus; nach andern Nachrichten Anaxibia, die Tochter des Catreus. Unter seinen Kindern nennt Homer den Echephron, Stratius, Perseus, Aretus, Thrasymedes, Pisistratus und Antilochus. Apollodor eben diese und noch die Töchter Pisidice und Polycaste. Sein Lebensalter, das Homer auf drei Menschenalter, also 99 Jahr angibt, erweitern die Neuern auf volle 300 Jahre; mit dem ungeschickten Vorgeben, Apollo habe die seiner Mutter Brüdern, den Söhnen der Niobe, abgekürzten Lebensjahre ihm zugesetzt. Man zeigte noch zu Pausanias Zeiten zu Pylos sein Haus, sein Grab und seine Ställe.

Nestor, ein Mönch im Hölenkloster zu Kiew, der Vater der russischen Geschichte, mit dem zugleich die russische Literatur beginnt, geb. 1056, trat im 29sten Jahre als Mönch in das genannte Kloster und starb daselbst um 1116. Man hat von ihm: Leben einiger Aebte und anderer gottesfürchtiger Männer seines Klosters, was jedoch nur in Auszügen vorhanden ist, und

Annalen, die mit der Ankunft der Waräger in Rußland beginnen, und bis 1125 reichen, in altslavonischer Sprache. Seine historischen Muster waren die Byzantiner; ihnen ist der ganze Zuschnitt seiner Chronik und die chronologische Anordnung nachgeahmt; auch hat er ganze Stellen aus den Byzantinern wörtlich übersetzt, in sein Werk eingetragen; aber seine Erzählungsart ist bibl. mit vielen eingemischten Sprüchen, wie bei den Chronisten des Abendl. Diese Annalen setzten nachher fort Sylvester, Abt zu Perejaslawl (st. 1123), der Bischof Simeon von Suzdal (1203) und einige andere, so daß diese Chronik bis 1630 reicht. Schlözer lieferte davon eine krit. Ausg., erster Theil St. Petersb. 1767, reicht bis 1094; den zweiten, der bis 1237 reicht, besorgte sein Schüler Baschilof 1768, und die folgenden drei Theile bis 1534, ungenannte von 1776 bis 1790. 4. Die beiden ersten Theile deutsch von J. B. Scherer, Leipzig 1774. 5., womit als Auszug und Verbesserung zu verbinden ist: Joseph Müller's altrussische Geschichte nach Nestor, mit Rücksicht auf Schlözer's russische Annalen, die hier berichtigt, ergänzt und vermehrt werden. Berlin 1812. 8.

Nestorius, Nestorianer, s. Sekten, Syrische Christen und Thomaschristen.

Netscher, (Caspar), berühmter Maler, geb. zu Heidelberg 1639, verlor seinen Vater, der ein Bildhauer war, sehr früh, wurde von einem Arzte zu Arnheim bei Utrecht, mit Namen Tullekens, an Kindesstatt angenommen und für die Arzneiwissenschaft bestimmt. Neigung und Talent gewanen ihn der Malerei. Roster, Gerard Terburgh und Gerard Douw waren seine Lehrer. Eine Reise nach Italien sollte seine Bildung vollenden; die Liebe hielt ihn aber zu Bordeaux zurück. Er verheirathete sich dort, ließ sich dann im Haag nieder und starb daselbst 1684. Er gehört zur niederl. Schule, über deren Geschmack er sich zu erheben wußte; wie er denn auch in dem, worin diese eine eigenthümliche Stärke besitzt, in getreuer Naturnachahmung, besonders der Stoffe, die Niederländer überragt. Der weiße Atlas in Gewändern und Draperien seiner Gemälde, so wie das Haarichte der türkischen Teppiche wußte er aufs Täuschendste darzustellen. Sein Pinsel ist frisch und sein Farbenton vortrefflich. Am meisten werden seine kleinen Cabinetsstücke geschätzt, doch lieferte er auch Portraits und Geschichtsstücke aus der römischen Geschichte. 2) (Theodor), Sohn des Vorigen, geb. zu Bordeaux 1661, erreichte zwar seines Vaters Talent nicht, lieferte aber von Vielen gesuchte Portraits und starb zu Hulst 1732.

Netz, anatomisch, ein Fortsatz des die Eingeweide umhüllenden Bauchfelles, welcher sich beim Menschen vorn über dem Magen und die dicken Gedärme bis zur Nabelgegend herablegt und zwischen seinen doppelten Hautplatten viel Fett enthält. 2) nennt man Netz, mehrere, in Form eines Gitters oder Netzes gezogene Linien, welche sich in rechten Winkeln durchscheiden, und den Grund einer Zeichnung bilden. Netz-Baum, bei den Maurern diejenigen Bäume eines Gerüstes, welche in der Mauer befestigt werden, und das Gerüst tragen. Netz-Bruch, derjenige Bruch, wenn das Netz in die Leisten oder den Hodensack tritt. Tritt es in der Gegend des Nabels aus, so heißt es ein Netz-Nabel-Bruch. Netz-Faß, ein Gefäß, in welchem das Tuch, wenn es zum zweitenmale geschoren ist, mit Wasser angefeuchtet wird. Netz-Haut, die dritte Haut des Augapfels, welche aus einem netzartigen Gewebe besteht. Netz-Jagen, diejenige Art von Jagd, wo das Wild in aufgestellte Netze getrieben wird, um es darin zu fangen oder zu erlegen. Netz-Kammer, ein Gemach in den Brauhäusern, worin das Malz angefeuchtet wird, ehe es in die Mühle kommt. Netz-Ständer, ein Faß mit kaltem Alaunwasser, worin die Papiermacher das Papier nach dem Leimen, alaunen.

Netzhaut, s. Netz, Auge und Nerven.

Neuberin (Friederike Caroline), Tochter des Advokaten Weissenborn, geb. in Zwickau um 1700, betrat früh aus Neigung die Bühne und zeigte viel Talent für das Tragische. Sie verheirathete sich später an den mittelmäßigen Schauspieler Neuber, errichtete eine eigene Schauspielergesellschaft, die abwechselnd in den vorzüglichsten Städten Deutschlands Vorstellungen gab und einen bessern Geschmack verbreitete. Sie verbannte zuerst in Gemeinschaft mit Gottsched den Hanswurst vom deutschen Theater 1737, stellte auch über theatralische Deklamation ihre eignen Ideen auf und zeigte die Ausführung derselben. Der Ausbruch des 7jährigen Kriegs zersprengte ihre Schauspielergesellschaft, und so starb sie 1763 in dem Dorfe Laubegast bei Dresden in großer Dürftigkeit.

Neu-Dietendorf, eine Colonie der evangelischen Brüdergemeinde von 28 Häusern und 420 Einwohnern, liegt im Amte Jechtershausen, nicht weit von Alt-Dietendorf, im Gothaischen Amte Wachsenburg. Sie wurde 1742 angelegt, 1784 von Herzog Friedrich III. unter landesherrlichen Schutz gestellt. Das Dörfchen ist schön gebaut und hat eine angenehme Lage. Reinlichkeit, Betriebsamkeit und reger Kunstfleiß zeichnen es sehr vortheilhaft aus.

Neufchatel, Neuchatel, Neuenburg, mit der Grafschaft Valengin, helvetisches Canton und preußisches Fürstenthum, gränzt im Norden an Bern, im Osten an Bern und den neufchateller See, im Süden an Waadt, im Westen an Frankreich, und enthielt 1817 auf 13½ Quadratmeilen 51,586 Einwohner. Das Land besteht aus 6—7 Thälern, die zwischen Ketten des Jura liegen; das Klima ist in den gebirgigen Gegenden rauh mit siebenmonatlichem Winter, in den niedrigen Gegenden aber mild; bis 500 Fuß über dem See reicht das Weinland, bis 1200 Fuß das Kornland und bis zu den obersten Spitzen des Jura das Waidland und die Waldung. Das Land liefert Getreide (doch müssen die Einwohner jährlich noch für 300.000 Gulden Getreide für ihr Bedürfniß kaufen), viel rothen Wein (der dem Lande außer dem eignen Verbrauchen 400.000 Gulden einbringt), Obst, Hanf, Flachs, viel Vieh (wodurch das Land im Durchschnitt 60.000 Gulden gewinnt, Fische und Eisen. Die Einwohner sprechen größtentheils die französische, zum Theil die deutsche Sprache, sind evangelischer Religion, bis auf 2 Gemeinden (Landeron und Cressier), die katholisch sind, und haben 33 protestantische Pfarr- und 12 Filialkirchen mit 3 Diakonaten und 3 katholische Kirchen. Unter den Regenten des Landes unterscheidet man 5 Häuser; die Grafen von Neufchatel von Ulrich († 1070) bis Isabella. Unter ihnen übergab Rudolf V. 1288 sein Land dem Kaiser Rudolf von Habsburg, der ihn wieder damit belehnte, die Oberlehnsherrlichkeit aber an seinen Schwager Johann von Chalons abtrat. Von Isabellen, Rollins Enkelin, kam die Herrschaft an Konrad von Fürstenberg, Grafen von Freiburg, dem sie Bauthier, Bastard von Ludwig, Isabellens Vater, zu entreißen suchte, und von dem noch in Guienne Nachkommen leben sollen. Dem Hause Freiburg folgte 1457 das kluge und mit Schwung regierende Haus derer v. Hochberg, diesem durch die Erbtochter Johanna das Haus Longueville, das in der Herzogin von Nemours, Maria von Orleans, 1707 erlosch. Nach ihrem Tode erschienen durch Bevollmächtigte vor dem souverainen Gerichtshofe der 3 Stände des Landes 13 Bewerber um das Land, unter diesen König Friedrich I. von Preußen und der Canton Uri. Die Stände sprachen unterm 3. November 1707 das Fürstenthum als unabhängigen, unveräußerlichen und untheilbaren Staat dem König von Preußen zu, als rechtmäßigem Nachkommen jenes Johann von Chalons, dem Kaiser Rudolf die Oberlehnsherrlichkeit übergeben hatte, und dieser ist mit Ausnahme der Jahre 1806 — 1814, während welcher Zeit der französische Marschall Berthier Fürst von Neufchatel und Valengin war, doch ohne an den alten Formen etwas zu ändern, beständig im Besitz des Landes geblieben. Durch den Reformator Forell wurde 1530

die Glaubensänderung eingeführt, wodurch der Fürst einige begüterte Abteien gewann. Nach der Erklärung des Königs von Preußen vom 13. Juni 1814 behält das Land seine vollkommene Unabhängigkeit, ohne daß es verringert, einem jüngern Prinz n als Leibgeding überlassen, noch als Lehn oder Afterlehn an irgend jemand übertragen werden kann. Den Protestanten und Katholiken ist Freiheit des Gottesdienstes zugesichert. Jeder Einwohner des Fürstenthums kann, ohne sein Bürgerrecht zu verlieren, zum Behuf für Reisen oder auswärtige Niederlassung das Fürstenthum verlassen, und in Kriegsdienste einer fremden Macht treten, in so fern diese sich nicht mit dem Souverain in seiner Eigenschaft als Fürst von Neuenburg im Krieg befindet. Die Handelsfreiheit ist den Einwohnern zugesichert, soweit sie nicht den Verpflichtungen zuwiderläuft, die der Eintritt des Landes in den Bund der schweizerischen Eidgenossenschaft mit sich führt. Die Verwaltung und Rechtsordnung kann nur durch das Gesetz verändert werden. Die Polizeiordnungen gehen vom Fürsten aus. Kein Einwohner des Fürstenthums darf in Verhaft gebracht werden, ohne ein Urtheil der 4 Staatsbeamten in Neuenburg, und in den übrigen Gerichtsbezirken ohne ein durch 5 Richter der Gerichtsstellen des Orts, wo das Verbrechen Statt fand, unterzeichnetes Urtheil. Keine Abgabe oder neue Auflage darf anders als vermöge eines Gesetzes erhoben werden, das auch allgemeine Aenderungen der itzigen Abgaben anordnet. Alle männlichen Einwohner sind vom 18ten bis 50sten Jahre waffendienstpflichtig, können aber in wirklichen Dienst zu keinem andern Zwecke gerufen werden, als für die Erhaltung der öffentlichen Ordnung, für die Erfüllung der das Fürstenthum mit der Schweiz verbindenden Verträge. Die Milizen haben einerlei Fahne und Cokarde, und stehen unter alleiniger Oberaufsicht des Königs, der sich das Recht vorbehalt, ein 400 Mann starkes Bataillon in Sold und zu seiner Garde zu nehmen, wozu der Staatsrath von Neuenburg die Offiziere vorschlägt, mit Ausnahme des Kommandanten, dessen Ernennung sich der König vorbehält (dieses neuenburger Bataillon lag im Februar 1820 zu Berlin in Garnison). Das Eigenthum der Corporationen und Einwohner darf durch keinerlei Eingriffe verletzt werden. Nach dem Organisationsedikt für die Landstände vom 26. December 1814 beruft der Gouverneur des Fürstenthums, oder an dessen Statt der älteste Staatsrath, die Landstände ein, und führt bei denselben den Vorsitz. Sie bestehen aus den 10 ältesten Gliedern des Staatsrathes mit Ausnahme des Königl. Kanzlers, Generalprokurators und Staatssekretairs, wegen der besondern ihnen aufzutragenden Verrichtungen; aus 14 Notabeln, die nicht Staatsräthe sind, wovon 4 Diener des göttlichen Wortes sind, und die sämmtlich vom König ernannt werden; aus den Präsidenten der Gerichtsbezirke und aus 30 durch die verschiedenen Bezirke des Fürstenthums ernannten Gliedern. Der Gouverneur versammelt die Landstände, so oft es für dienlich erachtet; jedoch dürfen nicht mehr als 2 Jahre zwischen dem Schluß einer Sitzung und der Eröffnung der folgenden verfließen; der Gouverneur erklärt auch den Schluß jeder Sitzung. Kein Gesetz darf ohne die Zustimmung der Landstände erlassen, abgeändert oder aufgehoben werden. Sie bestimmen, was die Auflagen betrifft. Ihre Entscheidung über diese wichtigen Gegenstände erfolgt wenigstens erst 6 Monate, nachdem sie ihnen vorgelegt wurden. Doch darf kein Beschluß vollzogen werden, ehe er die Königl. Sanktion erhalten hat, und durch den König kund gemacht ist. Der Generalprokurator sorgt, ohne Ungebundenheit zu dulden, daß die Freiheit der Meinungen vollkommen gesichert und geachtet bleibe. Nach dem Zusammenberufungsedikt der Landstände im März 1816 soll die durch das Organisationsedikt aufgestellte Bestimmung, nach der $^2/_3$ der Stimmen erforderlich sind, um ein Mitglied der Landstände wegen Unsittlichkeit seiner Stelle zu entsetzen, auch auf Gesetze jeder Art anwendbar seyn; auch soll jedes von $^1/_8$ der Stimmen unterstützte Begehren (reclamation)

den König mit der Entwickelung der Beweggründe für und wider übermacht werden, damit er die zweckmäßigsten Maßregeln für das Glück der Unterthanen treffen könne.

Neufoundland, vormals Terreneuve, englisches Gouvernement in Nordamerika, liegt 318° 40′—325° O. L. 47° — 51° 20′ N. B., enthält 2090 Quadratmeilen, und ist von Labrador durch die Straße Belle-Isle getrennt. Die Insel hat die Gestalt eines Dreiecks, dessen nördlichste Spitze Quirponhafen, die westliche Cap Ray, Cabo bona Vista die östliche und Cap Race die südöstliche heißt. Zu den vielen Baien gehören Placentia, Trinity, Conception, Fortun- und Mariabai im Süden, Bonavista im Osten, Unserer lieben Frau und weiße Bai im Nordosten, Cook, Inselbai im Westen ꝛc. Das Innere ist voll Berge, Sümpfe und Moräste, mit mehrern Seen und den Flüssen Exploits, Humber, Castors ꝛc. Das Klima ist sehr rauh; der Schnee liegt an 5 Monate, und noch im Juni findet man an den Küsten unübersehbare Eisfelder. Die Nord- und Westküsten haben immer heitern Himmel; die andern aber sind fast beständig in kalte Nebel gehüllt, welche vielleicht durch die Strömung aus dem Meerbusen von Mexico entstehen, dessen Abfluß dort durch den Druck der Passatwinde unaufhaltsam angehäuft wird. Der Boden ist größtentheils unfruchtbar; an den Flüssen hat man Mais, Gartenfrüchte, Kartoffeln, Hafer, Gerste, Waldungen von kleinen Fichten, Tannen, Birken, Lerchenbäumen ꝛc.; Karibus (Hirsche, die größer als die unsrigen sind, und deren Geweihe während des Wachsthums mit kurzen gelben Haaren bedeckt sind), wilde Katzen, die etwas Moschus geben, Hasen (größer, als in Europa, im Sommer grau, im Winter weiß), Luchse, weiße und braune Bären, Füchse, wenig Rinder, Pferde und Schafe, viele Hunde (zum Ziehen abgerichtet, und auch für andre Zwecke, z. B. zum Retten der im Wasser Verunglückten, höchst nützlich), Reppühner (im Winter auch weiß, ohne daß sie die Federn wechseln, wie die Rohrdommeln), grauweißliche Meisen (nicht größer als die Kolibri), Wasservögel aller Art, Biber, Fischottern, Lachse, Forellen, Austern, zahllose Muskitos; an den Küsten Wallfische, Meerschweine, Seehunde, besonders aber Kabliaue, weswegen die Insel unschätzbar ist. Von den Ureinwohnern, Eskimos, sind nur wenige unter dem Namen Mikmaks vorhanden; die Europäer, meistens Engländer, sind überhaupt 80,000; nach Colqhoun 18,000 Britten. Die junge Mannschaft lebt auf 500 Seeschiffen fast ganz vom Fischfang und vom Handel mit den englischen Schiffen, die hier den Fischfang betreiben. Die Tonnenlast der gebräuchlichsten Schiffe beträgt 61,513 und die Bemannung 4590 Mann; die Ausfuhr 705,594 und die Einfuhr 572,338 Pfund Sterling. Schon im 11ten Jahrhunderte, 19 Jahre nachdem man Grönland kennen lernte, und fast 500 Jahre vor Columbus erster Reise, wurde Neufoundland entdeckt. Vermuthlich waren die ersten Ansiedler Normänner oder Stämme, die damals das nördliche Ende von Europa bewohnten, von Grönland dorthin segelten, und da ein Geschlecht zurück ließen, das sich 800 Jahre lang im Innern der Insel, ohne mit einem andern Stamm in Verbindung zu treten, und immer mit allen übrigen Menschen in Krieg verwickelt, erhalten hat. Wegen der außerordentlichen Vermehrung des Polareises zu Ende des 14ten Jahrhunderts wurde zwischen Neufoundland, Grönland und Europa aller Verkehr abgeschnitten, bis 1497 John und Sebastian Cabotto in Neufoundland landeten, von wo sie eine köstliche Ladung nach England mitgebracht haben sollen. Schon im 16ten, besonders aber im 17ten Jahrhunderte ließen sich neben den Engländern auch die Franzosen daselbst nieder, und hatten viel Streit mit einander, bis im utrechter Frieden 1713 die Insel mit allen französischen Niederlassungen den Engländern überlassen und den Franzosen nur Antheil an der Fischerei mit Gebäuden und Hütten an den Küsten zum Einsalzen und Dörren der Fische verstattet wurde. Nach dem pariser Friedensvertrag von

1783 fängt die französische Fischerei bei dem Vorgebirge St. Jean (S. John) an, geht um Norden herum bis an die westliche Küste der Insel hinunter, und hört am Vorgebirge Race auf. — Die Insel hat eine Art von Militairregierung, an deren Spitze ein Gouverneur steht. Eine Assembly ist nicht vorhanden; doch richtet man sich nach brittischen Gesetzen. Die Hauptstadt ist Placentia.

Neu-Granada, s. Süd-Amerika.

Neugriechische Sprache, die Romeika, im Gegensatz der altgriechischen oder Helenika, genannt, verhält sich zu dieser etwa wie das Italienische zum Lateinischen. Das Verderben der alten Sprache Griechenlands hat wahrscheinlich schon damals begonnen, als der Sitz des römischen Reichs nach Constantinopel verlegt wurde und in der Folge der Zeiten immer mehr Ausländer und Barbaren in die römischen Heere und an den römischen Hof gezogen wurden. Die Züge der Kreuzfahrer und die vorübergehende Herrschaft der Abendländer in jenen Gegenden, so wie die beständigen Handels-Verbindungen mit Venedig und Genua haben eine Menge italienischer Ausdrücke, die Einwanderung der Türken endlich eine Menge türkischer Wörter und Redensarten in die verstümmelte Sprache gebracht. Die vornehmen Griechen zu Constantinopel sprechen sie am reinsten und in ihrem Munde nähert sie sich am meisten der altgriechischen, wie denn auch jeder gebildete Grieche diese versteht; die Sprache des Volks aber weicht sehr davon ab und ist noch obenein in den verschiedenen Gegenden mannigfaltig verändert. Die wichtigsten Veränderungen, welche sie erlitten, bestehen darin, daß sie 3 Hülfszeitwörter, εἰμι ich bin, θελω ich will und ἐχω ich habe, aufgenommen, welches schon auf Verstümmelung und Vernachlässigung der alten so herrlich ausgebildeten Conjugation deutet; daß sie keinen Infinitiv hat, sondern statt γραφειν schreiben, ναγραφω (für ἱνα γραφω daß ich schreibe) sagen; daß alle Präpositionen den Accusativ regieren; die Fürwörter hinten an das Hauptwort angehängt werden, πατερα-ου mein Vater; viele Worte verkürzt werden u.s.w. Auch die Aussprache hat sich wesentlich verändert und nähert sich der sogenannten Reuchlinischen am meisten; ε, αι und οι werden gesprochen wie e; ι, υ, η, ει wie i; β wie w, δ fast wie z, ζ wie unser s in sehen; θ wie das englische th; χ mit einem starken Kehlhauch u. s. w. Dabei richtet sich die Aussprache nach den Accenten und vernachlässigt gänzlich die Länge und Kürze der Sylben.

Neu-Guinea, Tannah Papua, das Land der Papuer oder Papous, große Insel in Australien, 148—170° O. L. 1—10° S. B. von Neuholland durch die Endeavourstraße, von Neubritanien durch die Dampierssstraße getrennt, 13.000 □ M. groß, mit hohen Gebirgen bedeckt, von denen einige ewigen Schnee tragen, und mit einem ziemlich gemäßigten Klima. Die Insel liefert Platanen, Brotfrüchte, Kokosbäume, Betel, Nelken, Ingwer, Muskatnüsse, Sago, Pisang, Bambus, 11 Gattungen von Paradeisvögeln (deren Vaterland hier ist), Cassowarys (7 Fuß lang und 67—70 Pfund schwer), Papageien, Schweine, Hunde, Schildkröten, Fische, zwei Gattungen von Promerops ꝛc. Die glänzendschwarzen Einwohner sind sehr kriegerisch; man unterscheidet die Papuer, Haraforas und Badschner. Die Insel erhielt von spanischen Seefahrern, die 1528 und 1543 Magellans Weg folgten, den Namen Neuguinea, entweder weil die Einwohner die Gegenfüßler von denen in der afrikanischen Landschaft Guinea sind, oder weil sie eben so schwarz sind, wie die Einwohner von Guinea.

Neuhof (Theodor Stephan, Freiherr von), König von Corsika, war der Sohn von Leopold von Neuhof, der als Münsterscher Hauptmann starb, und wurde zu Metz 1691 geboren. Weil er, in Cöln studirend, einen andern Studenten im Duell erstochen, trat er in französische und dann in spanische Kriegsdienste. Sein Regiment wurde nach Afrika geschickt. Bei einem Aus-

fall aus der Feste Oran fiel er den Mohren in die Hände, und wurde an den Dey von Algier ausgeliefert, der ihn 18 Jahre als Dolmetscher brauchte und 1735, als die Korsikaner, des genuesischen Joches überdrüßig, sich an die Beherrscher von Tunis und Algier wendeten, mit 2 Regimentern und dem nöthigen Kriegsbedarf dorthingeschickt. Im folgenden Jahre erklärten ihn die Corsicaner zu ihrem König und ließen ihn den 15. April mit einer Krone von Lorbeeren krönen. Auch stiftete er den Ritterorden der Erlösung. Doch schon im November verließ er, nachdem er Portovecchio und San Fiorenzo erobert, um auswärts Hülfe zu suchen, Corsika, und begab sich nach Holland, wo er gegen große Versprechungen und künftige Handelsaussichten Kriegsbedürfnisse aller Art erhielt, mit denen er nach Corsika zurückkehrte. Im Jahr 1738 erschienen französische Hülfstruppen, durch welche bald die Ruhe hergestellt wurde: als sich diese aber entfernten, der König Theodor sich bald in Holland, Florenz und Venedig aufhielt, entstanden neue Unruhen, die weder sein Bruder sohn, den er zum Prinzen vom Geblüte ernannt hatte, noch sein Vetter, der Baron von Droste, Oberbefehlshaber der Truppen, stillen konnte. Da indeß der König Theodor sich 1743 nach England begeben und mehrere Schulden gemacht hatte, wurde er von den Gläubigern festgehalten und blieb daselbst bis zu Anfange des Jahres 1756, wo der Lord Horazio Walpole durch eine Subscription seine Freiheit bewirkte. Er starb jedoch schon am 2. Dec. desselben Jahres.

Neuholland, das Kontinent von Australien und die große bekannte Insel, 129° 59′ 45″—170° 18′ 44″ L. 10° 37′—38° 56′ S. B., im N. durch die Endeavourstraße von Neuguinea, und im S. durch die Bassestraße von van Diemensland getrennt, 162.000 Quadratmeilen groß, wovon auf van Diemensland 1249 kommen. Bis jetzt sind nur die Küsten bekannt. Außer den 1810 von den Engländern überstiegenen blauen Bergen hat das Land viele, ganz unbekannte Gebirge. Die vornehmsten Vorgebirge sind: im Osten Grenville, Sandwich, Kleveland, Towusend, Glouceſter, Sandy, Morton, Banks; im Norden Kornwall, York, Nordost, Nord; im Westen Borda, Leuwin, Naturaliſt; im Süden Ruits, Suffren, Grant, Bernouilly, Montagne, Wilson. Die bekanntesten Meerbusen sind: Karpentaria, Dreieinigkeitsbai, Halifarbai, Repulsebai, Brockenbai, Bontanybai, ꝛc. Flüsse, die durch ihr Austreten das Land außerordentlich befruchten, sind: Endeavour, Hawkesburn, S. George, Nepean, Cook ꝛc. Ungefähr 60 Meilen von der jenseit der blauen Berge neu angelegten Stadt Bathurst entdeckte Ewans 1816 einen schönen, fischreichen und schiffbaren Fluß, den er Lachlan nannte, und den Orley 1817, 1200 englische Meilen weit beobachtete. Viel wichtiger ist aber die vom Kapitain King bei dieser Gelegenheit gemachte Entdeckung eines großen Flusses, der 148° 58′ O. L. 32° 45′ S. B. nach Norden durch ein üppig und malerisch schönes Land fließt, das einen Ueberfluß an Kalkstein, Schiefer, Bauholz ꝛc. hat; er bildet bei seiner Mündung ein geräumiges Delta, und ist 60 englische (13 deutsche) Meilen weit schiffbar, und 400 Fuß breit; die Fluth stieg beträchtlich weit den Fluß aufwärts. Das Klima ist Ganzen mild, und hat im Schatten 100 und mehr Grade Fahr., und während der heißen Winde, die nur 8—10 Tage im Jahre herrschen, so heiß, daß Vögel schon eine Stunde nach ihrem Tode mit Maden bedeckt sind; vom Juni bis September sind periodische Regen und schwere Gewitter mit Hagel. Die geringste Hitze in den 3 Sommermonaten, Dezember, Januar und Februar, ist 80° um Mittag. Ein 5—6 englische Meilen breiter Gürtel unfruchtbaren und haidigen Landes umgiebt die Küste; ihm folgt ein zweiter, doppelt so breit, besetzt mit Eichen und andern harten Zimmerholzarten. Jenseit dieser Entfernung wechseln Hügel und Thal, gekleidet in dem üppigsten Kräuterwuchs, überdeckt mit blökenden Heerden; die Holzungen bestehn aus Harz- und Buchsbaum. Die Produkte sind: Petersilie, Portulak,

Kriechbohnen, Kokospalmen, Yamswurzeln, Aepfel, Pflaumen, saure Kirschen, Feigen, Kajabut-, Drachenblut-, Kohl-, Mangle-, Mangrove-, Pfeffermünz-, Gummi-, Mahagoni- und westindische Rindenbäume, wilde Platanen, Muskatennüsse, Ipekakuanha, Jalappe, wilder Flachs, Sago; Getreide, Mais, Kartoffeln, Kohl, Mohrrüben, Pastinak, Ruben, Erbsen, Blumenkohl, Brokkoli, Spargel, Salat, Bollen, Pfirsichen (in unglaublicher Menge, so daß sie hier und da den Schweinen zum Futter gegeben und zum Cyder benutzt werden), Aprikosen, Nektarinen, Orangen, Granatäpfel, Johannis-, Stachel- und Himbeeren, Ananas ꝛc.; Schakals, Bandikut, Känguruhs, Philander, Hunde (Dingo), Fledermäuse, Schnabelthiere (in Landseen), Fische, Wombats, Schweifthiere, fliegende Eichhörner und Füchse, Seeelephanten, 20 Papageiengattungen, Kakuar, Reiher, Manura, schwarze Schwäne, Austern, Mühlensteine, Granit, Quarz, Steinkohlen, ꝛc. Merkwürdig sind die auf diesen Inseln und dem benachbarten Van Diemensland und Timur häufigen Inkrustationen, auf der Küste und im Innern, in mehr oder minder beträchtlichen Höhen über der Meeresfläche, nicht blos an den Sandstein- und Seeerzeugnissen, sondern auch an Blättern, Früchten, Zweigen und Wurzeln der Pflanzen, den Gebeinen und dem Auswurf der vierfüßigen Thiere; eine Folge der millionenweise auf das flache Ufer geworfenen Konchylien des Meers, die durch die brennende Sonnenhitze und durchdringende Feuchtigkeit bald eine Art chemischer Zersetzungen in ihrem Wesen leiden, und einen mehr oder minder beträchtlichen Theil von ihrer Kohlensäure verlieren, die sich mit dem Ufersand vermischt, und jenen kalkartigquarzigen Mörtel bildet, der die Inkrustationen bewerkstelligt. Die nicht zahlreichen Einwohner sind negerartig, schwarz oder schwarzbraun mit wolligem Haar. Ihre Wohnungen sind mit Baumzweigen durchflochtene Sträucher, oder durch Feuer ausgehöhlte Bäume. Fische, Thalgewürme und Yamswurzeln sind ihre Hauptnahrung, selten ein Känguruh oder Vogel; einige Stämme sind Menschenfresser. Im Ganzen sind sie listig, eifersüchtig, muthig und rachsüchtig; Todtschlag, ja jede Beleidigung muß durch Blut oder harte Bestrafung der nächsten Verwandten des Getödteten versöhnt werden, und deßhalb stehen oft große Stämme gegen einander auf. Eine eigentliche Regierung kennen die Einwohner nicht, wohl aber Familienherrschaft, woraus Volksstämme erwachsen sind. Gottesverehrung ist ihnen fremd; doch haben sie Gedanken vom künftigen Zustand; auch glauben sie Geister und Erscheinungen. Sternschnuppen sind ihnen vorbedeutend und Gewitter furchtbar. Die Todten werden mit mancherlei Feierlichkeiten begraben. Junge Leute werden beerdigt, Aeltere verbrannt, Säuglinge lebendig mit der verstorbenen Mutter verscharrt. Gaukler (Cfarrhadis) sind ihre Aerzte, die während der Kur genährt und beschenkt, aber wenn der Kranke dennoch stirbt, von den nächsten Verwandten oft mit der Lanze bestraft werden. Sie gewöhnen sich immer mehr an Arbeit und Unterricht, und arbeiten in einigen Stunden oft mehr, als die in Europa nach Neusüdwales versetzten Verbrecher in ganzen Tagen. Das von seinen zweiten Entdeckern, den Holländern, 1615 genannte Land zerfällt an den Küsten in die Länder: Neusüdwales im Südosten, die Halbinsel Karpentaria, Arnhems- und Diemensland im Norden, de Witts-, Eendrachts-, Edels- und Leuwinland im Westen, Nuits- und Napoleonsland im Süden.

Neujahrsgeschenke. Es ist alte Sitte, daß Menschen, die wechselseitig Theil aneinander nehmen, bei einer wichtigen Periode des Lebens gegenseitig sich dieses versichern, und durch Erinnerungszeichen kund geben. Die Erneurung des Jahres haben alle Völker für einen solchen wichtigen Zeitabschnitt ihres Lebens gehalten; daher finden wir auch fast bei allen die Neujahrsgeschenke als Sitte eingeführt. In Rom mußte jeder Client durch

ein Geschenk dem Patron, seine Ergebenheit und Anhänglichkeit bezeugen, und der Kaiser, als Patron der ganzen Römerwelt, empfing am Anfange des neuen Jahres von den Römern Geschenke, die Kaligula in eigner Person anzunehmen pflegte. Auch unter den alten Deutschen lebte diese Sitte, welche bis auf unsere Zeiten sich erhalten hat, und stets erhalten wird, so lange Menschen durch das Band der Freundschaft und der Liebe verknüpft sind. Verwerflich ist es aber, wenn mit dieser Sitte Mißbrauch getrieben wird; so mußten die römischen Sklaven aus ihren mühsamen Ersparnissen ihrem Herrn Neujahrsgeschenke darbringen; so waren in Deutschland ein Theil des Gehalts mehrerer öffentlicher Diener auf das Einsammeln von Neujahrsgeschenken angewiesen; was in kleinern Orten noch der Fall ist. Neujahrswünsche entsprangen aus derselben Quelle; nur arteten sie bei uns in eine ungemein lästige, mit pedantischer Pünktlichkeit befolgt Etiquette aus. Um des lästigen Besuchengehens und der Freundschaftsbezeugungen überhoben zu seyn, wurden die Karten und schriftliche Neujahrswünsche eingeführt.

Neukaledonien, Insel in Australien, 1772 von Cook entdeckt 182—185° 0′ L. 19° 58′—22° 30′ S. Br. 325 Quadratmeilen groß, von Südosten nach Nordwesten von einem 1000 Fuß hohen Quarzgebirge durchzogen, mit den Vorgebirgen Prinz Wales und Königin Charlotte; reich an Mangle-Cajaput- und Brodbäumen, Palmen, Pisangs, Keulenholz, Yams, Arumwurzeln, Zuckerrohr, schönen Papageien, Tauben, Hühnern, Schildkröten, Fischen und seit Cook 1774 auch Schweine und Hunde; Sand- und Seifenstein, Basalt, Eisenglanz, Tropfstein (wovon eine weiche Abart von den Einwohnern zuweilen pfundweise gegessen wird) ꝛc. Die 50,000 kastanienbraunen Einwohner sind Papuer, reden eine von allen Sprachen der Südseeinseln abweichende Sprache, gehen fast ganz ungekleidet, und rudern mit ihren gutgebauten Böten mit unglaublicher Geschwindigkeit. Sie sind diebisch, wild, streitsüchtig, Menschenfresser ꝛc. Einigen Unterschied der Stände hat man unter ihnen bemerkt; doch selbst in Rücksicht des Königs und der Befehlshaber mit wenigen Vorzügen verbunden. Der Kunstfleiß ist hauptsächlich auf die Waffen gerichtet, die in Lanzen oder Assagaen von 15 Fuß Länge, in Keulen oder Streitkolben und in den Schleudern bestehen, mit denen sie sehr künstlich gerundete Steine abwerfen. Das Weib schlecht behandelt und wenig geachtet, ist Lastthier. Die Annäherung an das Land ist schwierig.

Neumark (Georg), geheimer Archivsekretär und Bibliothekar zu Weimar, comes palatinus, bekannter Komponist und Meister auf der Miola di Gamba, geb. zu Michehausen den 16. März 1621, gest. den 8. Juli 1681. Seine Werke sind: fortgepflanzter musikalisch-poetischer Lustwald. Jena 1657. Mehrere Gesänge mit Instrumentalmusik und geistliche Lieder. Unter den letztern sind die bekanntesten: Es hat uns heißen treten ꝛc. Mit Danken und mit Beten ꝛc. Wer nur den lieben Gott läßt walten ꝛc. Neumark lebte einige Zeit zu Hamburg in großer Dürftigkeit, bis ihn der schwedische Gesandte Rosenkranz, auf ein Empfehlungsschreiben, und nach Prüfung seiner Fähigkeit, zum Sekretär annahm mit 100 Thlr. Gehalt. Ueber diese Anstellung ergoß sich sein dankbares Herz gegen die Vorsehung in jenes schöne Lied.

Neu-Mexiko, s. Mexiko.

Neumond, s. Mondwechsel.

Neunaugen, Bricken, Steinsauger, Petromyzon fluviatile. Sie gehören dem Geschlechte der Knorpelfische an, können daumdick und fußlang werden; halten sich in den Flußmündungen auf, und werden zu Lünneburg an der Niederweser, in Meklenburg, Liefland, Pommern gefangen, mit Salz, Essig und Gewürzen eingemacht und versandt. Ihr zartes, weiches Fleisch macht sie zu einer angenehmen Speise. Die Bricke hat an der Seite des Kopfs 7 Oeffnungen, die man früher für Augen

hielt, daher ihr Name; aber ihr nur zum Fortschaffen des eingesogenen Wassers dienen. Weil sie sich mit ihren kleinen Zähnen an Klippen festsaugt, heißt sie auch Steinsauger.

Neuplatoniker. Der neue Platonismus entstand im 2ten Jahrhunderte nach Christo in der noch immer zahlreichen Schule der Platoniker durch ein lebhaftes, doch mehr schwärmerisches als vernünftig geleitetes Interesse für Philosophie. Die Anhänger desselben strebten nach dem Höchsten, nach Erkenntniß des Absoluten und inniger Vereinigung mit demselben, um dadurch die Bestimmung des Menschen, vollkommen gewisse Erkenntniß des Alls, Heiligkeit und Seligkeit zu erreichen. Der Zweck war aber eben so schwärmerisch als das Mittel, das dazu führen sollte, nämlich Anschauung des Absoluten. Veranlassung gab 1) der neue Skepticismus, der alle Ansprüche auf das Wissen durch Denken raubte; 2) der siegreiche Fortgang des Christenthums, und die Besorgniß von dem gänzlichen Untergehen der bisher herrschenden Religion. 3) Der sich ausbreitende Hang der Orientalen zur Schwärmerei, mit Berufung auf göttliche Offenbarung, mit Geringschätzung des Plato. 4) Die Abnahme des ächt griechischen Geistes, und immer größere Verschmelzung desselben mit dem orientalen. 5) Der herrschende Zeitgeist und der zerrüttete Zustand des römischen Reichs. Einzelne Erscheinungen derselben Art waren schon in dem Juden Philo, im Plutarchus, in dem Numenius, in den Gnostikern dagewesen. Das stärkere Interesse, welches der Platonismus in dem Kampfe mit dem Christenthume für das Heidenthum erhalten hatte, und die innigere Berührung des orientalischen Geistes, war die Ursache, daß dieses schwärmerische System jetzt im Großen mit blendenderm Scheine durch den Anstrich der griechischen Wissenschaftlichkeit und eine Vereinigung der verschiedenen schon vorhandenen Bestandtheile dargestellt wurde. Der Hauptgründer war Ammonius Sackas aus Alexandrien Er erfüllte seine Schüler, unter denen Longin, der berühmte Kritiker und Denker von hellem Geiste, Plotin, Origenes und Herennius die vorzüglichsten waren, mit hohem Enthusiasmus. Doch Plotin gab vorzüglich der neuen Philosophie einen festen systematischen Gehalt; er ging von dem Gedanken aus, daß Philosophie nur dann möglich sey, wenn das Erkennen und das Erkannte, Subjektives und Objektives identisch ist, die Vernunft die Dinge an sich unmittelbar aus sich durch intellektuelle Anschauung erkennet. Die Hauptzüge der Lehre sind gedrängt folgende: Alles was ist, jedes wirkliche Ding ist durch die Einheit, ist eins und hat Einheit. Das Objekt und die Einheit ist aber nicht identisch, denn jedes Objekt begreift eine Vielheit in sich. Auch die Vernunft ist nicht die Einheit selbst. Denn sie schauet das Eine auf vollkommene Weise nicht außer sich, sondern in sich. Sie ist das Angeschaute und das Anschauende zugleich, also nicht einfach, sondern zweifach, nicht das erste ursprüngliche Eins ist kein Ding oder Etwas, sondern das Prinzip aller Dinge, das Gute und Vollkommene schlechthin, was an sich einfach und begrifflos ist; es hat weder Quantität noch Qualität, weder Vernunft noch Seele, ist weder in Bewegung noch in Ruhe, weder in Raum noch in Zeit; nicht eine Zahleinheit oder ein Punkt, denn diese sind in einem andern, nämlich dem Theilbaren, sondern das reine Seyn, ohne alles Akcidenz, dessen Einheit man durch seine Allgenugsamkeit begreiflich machen kann, ohne alles Bedürfniß und alle Abhängigkeit, ohne Denken und Wollen, nicht ein Denkendes, sondern das Denken (der Akt des Denkens) selbst, was Ursache des Denkens ist; es ist das Prinzip, die Ursache von Allem, das Kleinste, und zugleich durch seine Kraft das Allergrößte, der gemeinschaftliche Mittelpunkt von Allem, das Gute. Alles abgeleitete Seyn, Vernunft, Leben, jedes Ding fließt von dem Einen aus, ohne daß dieses etwas von seinem Seyn verliert, denn es ist einfach und keine Materienmasse, nicht eine Ent-

stehung in der Zeit, sondern nach dem reinen Begriffe von Ursache und Ordnung, ohne alles Wollen, welches eine Veränderung ist. Die Intelligenz ist das Produkt und das Bild des Einen. Sie ist das erste Reale, der Grund alles Wirklichen, und mit dem realen Seyn unzertrennlich verbunden. Das Denken, Gedachte und Denkende sind identisch. Die Seele ist Produkt und Bild der Intelligenz, also selbst Intelligenz, doch mit dunklerm Denken und Schauen, die Natur ist eine anschauende, bewegende Kraft, welche zur Materie die Form bringt; bildende, gestaltende, belebende Kraft. Form und Materie, Seele und Körper sind unzertrennlich; es giebt keinen Zeitpunkt, in welchem das Ganze nicht beseelt war. In Gedanken lassen sich aber beide unterscheiden. Es giebt eine Verstandes- und eine Sinnenwelt; die letzte ist das Nachbild der ersten; daher der vollkommene Parallelismus beider. Die Verstandeswelt ist ein unveränderliches, absolutes, lebendes Ganze, ohne Trennung im Raume, ohne Wechsel in der Zeit. Die Sinnenwelt ist das Nachbild der ersten, und in derselben Pflanzen, Erde, Steine, Feuer, Alles lebend; denn sie ist eine in das Leben gesetzte Idee. Alles ist in der Welt nothwendig, und Folge eines nothwendigen Producirens, und eines Prinzips, welches von keinem seiner Produkte getrennt ist. Alles hängt zusammen. Das Böse, welches in der Sinnenwelt vorkommt, betrachtet Plotin bald als das Negative aber Nothwendige, bald als etwas Positives, nämlich die Materie, und in diesem Falle wieder bald als außer der Seele vorhanden, und Ursache ihres unvollkommenen Produzirens, bald als in der Seele und das unvollkommene Produkt derselben. Jedes Objekt ist Einheit und Mannichfaltiges. In dem Körper ist das Mannichfaltige im Raume trennbar und theilbar, in der Seele aber nicht. Unräumliche, immaterielle Substanz, einfaches Wesen ohne und mit einem Körper, welches eine untheilbare obere, und theilbare niedere Natur hat. Die metaphysischen Gründe für die Immaterialität und Unsterblichkeit der Seele hat Plotin mit Scharfsinn entwickelt, aber auch zu manchen schwärmerischen Ideen über die Vereinigung des Immateriellen mit dem Körperlichen Veranlassung gegeben. Das Eine, Gott, ist als das Vollkommene, das Ziel des Strebens aller Dinge, die nur durch ihn sind, bestehen und vollkommen werden können. Die Menschenseelen können nur durch die Anschauung des Einen mit Abstraktion von allem Verschiedenartigen (ἁπλοσις) und durch Versenkung in das reine Seyn vollkommen und selig werden. Dieses ist Tugend. Die Seelen müssen durch die göttliche Schönheit Liebreiz erhalten und durch das himmlische Feuer erwärmt werden.

Neuschottland, 1) N., ehedem Acadien, englisches Gouverment in Nordamerika, liegt 43° 30′ — 48° 4′ N. B., gränzt im Westen an den Freistaat und Neubraunschweig, im Norden an den Lorenzstrom, im Osten und Süden an den Ocean, der hier eine beträchtliche Halbinsel mit mehreren Busen (Foundybay, Warmebay, St. Lorenzbay) bildet, in welchen die Fluth an 50 Fuß hoch steigt, mit 653 Quadratmeilen und 80,000 Einwohnern, größtentheils Engländern, aber auch vielen Teutschen und Franzosen. Das Land hat nur geringe Hügelketten, die Vorgebirge Rosier, Canso, Sable; die Flüsse St. Lorenz, St. John, Clyde, Croix, Annapolis; ein gemäßigtes Klima und als Produkte: Fichtenwälder (3/4 des Landes, woraus Masten, Sparren, Bauholz), Flachs, Hanf, Wildpret, Elen- und Pelzthiere, Rindvieh, Fische ꝛc. Das Land wurde 1497 durch den Venetianer Sebastian Cabot, den König Heinrich VII. von England ausgeschickt hatte, entdeckt, aber lange vernachlässigt. Die Franzosen bauten hier zwar einige Häuser, wurden aber 1614 von den Engländern vertrieben. Im Jahr 1621 schenkte König Jacob I. das Land dem Sir Wilhelm Alexander, nachher Grafen von Stirling und Staatssekretär für Schottland, von dem es

Neuschottland genannt wurde. Aber 1632 wurde dies Land mit Quebec und Cap Breton in dem zwischen Karl I. und Ludwig XIII. geschloßnem Vertrag an Frankreich übergeben, bis 1654 Cromwel die Franzosen wieder vertrieb. Karl II. überließ im Vertrag zu Breda 1667 das Land abermals an Frankreich. In dem Kriege 1690 zwischen England und Frankreich nöthigen die Einwohner von Neuengland durch Flotten und Landtruppen die Einwohner von Neuschottland, sich entweder der englischen Regierung zu unterwerfen, oder nach Canada zu wandern. Um ihr Vermögen zu retten, wählten die meisten das erstere; da sie aber doch französisch gesinnt blieben, so ließ die Königin Anna 1710 Port Royal wegnehmen, das ihr zu Ehren Annapolis genannt wurde. Im utrechter Frieden 1713 trat Ludwig XIV. Acadien mit seinen alten Gränzen an England ab, und in dem Frieden von Fontainebleau am 3. November 1763 wurden die Gränzen nach englischen Sinne bestimmte, so daß das Land vom Fluß Pentaget bis zum St. Lorenzfluß, folglich alles, was zwischen Canada und Neuengland liegt, zu Neuschottland gehört. In dem nordamerikanischen Freiheitskriege flüchteten sich viele Royalisten in dieses Land, und beforderten dadurch dessen bessern Anbau. — Das Land hat seinen Gouverneur, Rath und Assembly, die aus 12 Repräsentanten besteht, englische Gesetze, 7 Grafschaften: Halifax, Hamt, Kings, Annapolis, Queens, Sidney, Cumberland, und die Hauptstadt Halifax. — 2) Flecken bei Danzig im preußischen Regierungsbezirk Danzig, am Bache Strieß, mit 28 Häusern und mehrern Landhäusern der Danziger.

Neuseeland, Insel in Australien, 183 — 197° O. L. 34 — 48° S. B., durch die Cooksstraße oder den Charlottensund in 2 Theile getheilt: Eaheinomauwe und Tawai-Pönamu, mit mehrern kleinen Inseln, 4291 Quadratmeilen groß, von einer hohen Bergkette durchzogen, deren höchster Punkt Pic Egmont auf Eaheinomauwe 14,750 Fuß über das Meer sich erhebt. Sie hat viele Baien (z. B. Wangeroa, in der 1809 die Besatzung des englischen Schiffs Boyd ermordet wurde; Charlottenbai, die besuchteste), Bäche, kleine Seen und ein gemäßigtes Klima; doch sind Stürme, Wasserhosen und Gewitter sehr häufig, und die Winde wechseln oft nach allen Richtungen. Zu den Produkten gehören: Marmorarten, Achat, Granit, Chalcedon, Nierenstein (Jade, woraus die Einwohner Beile und Messer verfertigen); Farrenkräuter (Hauptnahrung der Einwohner), wilder Sellerie, Yams, süße Pataten, neuseeländische Theemyrte und Flachspflanze, Sprossenlanne, Cedern, Kohl-, Papier-, Maulbeerbäume, Beeren, Arum, Weißkohl, weiße Rüben, türkisches Korn, Weizen, Erbsen, Pfirsichbäume; Hunde, unzählige Sing- und Wasservögel, wilde Tauben, Enten, Fische, Schalthiere ꝛc. Die 100.000 Einwohner sind von gelber oder schwarzer Farbe und sehr kriegerisch; ihre Sprache ist fast dieselbe, wie auf Tahiti. Der Vermehrung der Einwohner stellen die syphilitische Krankheit, das Tabuhen der Kranken ꝛc. mächtige Hindernisse entgegen. Sie sind gewöhnlich 6 Schuh und darüber groß, mit durchaus vollkommnen und wohlgebildeten Gliedern, und von großer Muskelstärke. Ihre Gesichtszüge sind meistens angenehm und sinnvoll, und sprechen viel Gutmüthigkeit aus. Die Häuptlinge tragen zum Unterschiede von den gemeinen Leuten Mäntel von buntem Pelzwerk, womit ihre Mattengewänder gefüttert sind, und die wie ein Husarendolman hinten hinabhängen. Viele der gemeinen Krieger tragen schön verbrämte und kunstreich gearbeitete Matten, wovon einige weich wie Sammt, glänzend und geschmackvoll mit Figuren geziert sind. Alle werden aus Flachs gemacht, und zum Theil roth gefärbt. Jeder trägt deren 2 und einige sogar mehr. Die innere wird mit einem Gurt befestigt, worin der Pattu-Pattu steckt, welche ihre vornehmste Bewaffnung ist, nie-

mals abgelegt wird, und zur Zierde, Vertheidigung und zum Angriff dient. Diese Pattu-Pattus sind 11 — 12 Zoll lang und 4 breit, gleichen einer Rapuete, verdünnen sich und laufen ringsherum auf einen so scharfen Rand zu, daß ein damit versetzter Schlag sogleich den härtesten Schädel trennen muß. Sie wohnen in Hippahs oder Dörfern, die auf steilen Bergen angelegt und mit kleinen Thoren verwahrt sind. Das malaiische Lehnsystem herrsch auch hier; ein Oberhaupt gebietet in einem Distrikt über mehrere Häuptlinge, welche ihre Unterthanen befehligen. Krieg herrscht stets unter ihnen. Sie haben Priester. Der hiesigen christlichen Missionsgesellschaft haben die Häuptlinge des Landes 1816 einige 100 Acres Land zum Eigenthum geschenkt. Viele Eingeborne dienen auf englischen Kauffahrteischiffen, und in Neusüdwales muß jeder jene Gegenden besuchende Schiffer eine Bürgschaft von 1000 Pfund stellen, daß sich die Mannschaft gegen Neuseeländer und andere Bewohner der Südseeinseln gut betragen, alles Eigenthum verschonen, keinen Krieg anstiften oder anheben, keine Eingebornen ohne Erlaubniß wegführen, die angeworbenen Seefahrer richtig bezahlen und zu jeder Zeit wie freie Menschen entlassen wolle.

Neusüdwales, s. Neuholland.

Neutral heißt jede Verbindung zweier verschiedener Körper (z. B. des Kali mit Essigsäure), die von beiden so viel enthält, daß die Eigenschaften beider darin verschwunden sind, und die Vereinigung neue Eigenschaften, die man neutrale nennt, angenommen hat. Kali und Essigsäure geben so ein zerfließliches Salz, was weder sauer, noch alkalisch ist. Der auf solche Meise eingetretene Zustand heißt Neutralität.

Neutralität, der rechtliche Zustand eines Volkes, in welchem es an dem Kriege zweier andern keinen Antheil nimmt. Jedes Volk hat ein Recht neutral zu bleiben; folglich kann es, ohne Verletzung seiner politischen Selbstständigkeit, zur Theilnahme am Kriege nicht gezwungen werden. Eben so wenig kann ein neutrales Volk durch einen zwischen zwei andern entstandenen Krieg die ihm und seinen Bürgern sonst zustehenden Rechte, insbesondere das Recht des freien Verkehrs mit andern Völkern, verlieren; allein es muß sich jeder Begünstigung des einen kriegführenden Volks vor dem andern in Beziehung auf die Kriegführung selbst enthalten. Auf jenem Rechte beruht der Grundsatz des Seerechts der Neutralen: Frei Schiff macht frei Gut; d. h. die zur See sich bekriegenden Mächte sind schuldig, die Schiffe der neutralen Flagge und deren Ladungen, auch wenn sie feindliches Eigenthum enthielten, unangetastet zu lassen. Auf der Enthaltung aller Begünstigung eines Krieg führenden Theils aber beruhn die positiven Bestimmungen des europäischen Völkerrechts in Ansehung der Kriegscontrebande, weßhalb Schiffsvisitationen und Prisengerichte Statt finden. S. Biedermann's Le Traité d'Utrecht, acclamé par la France etc. Leipzig 1814. Bewaffnete Neutralität ist der Zustand eines neutralen Volks, worin es gerüstet ist, die Rechte, welche ihm als einem neutralen Volke zukommen, mit Gewalt der Waffen zu behaupten. Ein System der bewaffneten Neutralität stellte Catharina II. 1780 auf, das aber von England nicht angenommen wurde.

Neutralsalze, s. Mittelsalze.

Neuwied, 25° 8′ 20″ L. 50° 15′ 30″ B. Hauptstadt der Grafschaft gleichen Namens, von 3 Quadratmeilen und 10,966 Einwohnern, in 1 Stadt, 1 Marktflecken und 35 Wohnplätzen, welche der 1784 von dem Kaiser in den Reichsfürstenstand erhobene ehemalige Graf, nun Fürst von Wied-Neuwied besitzt (s. Wied), und die seit 1806 unter nassauischer und seit 1814 unter preußischer Landeshoheit steht. Die Stadt liegt im preußischen Regierungsbezirk Koblenz, Kreis Neuwied, 78½ Meilen von Berlin, 3 Stunden

vor Koblenz, am Rhein, der hier wegen der auf beiden Seiten befindlichen Felsenberge selten zufriert, und über den eine fliegende Brücke führt, mit geraden Straßen, 700 gleich hohen Häusern, 4363 Einwohnern, worunter 2228 Reformirte, 923 Lutheraner, 1002 Katholiken, 450 Herrnhuter und unter den Evangelischen auch 40 Inspirirte, die an fortwährende Einwirkungen des heiligen Geistes glauben, Quäker, 75 Mennoniten, 210 Juden; fürstl. Residenzschloß, drei Kirchen, Synagoge, Gymnasium, Postamt; brasilische Naturaliensammlung. In der Nähe viele römische Alterthümer in dem ehemaligen stehenden römischen Gränzlager gegen die deutschen Völker, im Badehause, der Straße ꝛc.; die beim Nachgraben gefundenen Münzen, Bildsäulen ꝛc. werden im fürstlichen Schlosse aufbewahrt. Unweit der Stadt auf einer Anhöhe das fürstl. Lustschloß Monrepos. Der standesherrliche Kreis Neuwied umfaßt außer der Grafschaft Neuwied auch die Aemter Altenwied, Neuerburg und Diersdorf, und enthält auf 7⅕ Quadratmeilen 27,073 Einwohner (11,428 Katholiken, 15,043 Evangelische, worunter Herrnhuter, Inspirirte und 158 Mennoniten, 602 Juden) in 10 Bürgermeistereien, 2 Städten, 107 Gemeinden und 373 Wohnplätzen.

Newyork, 1) nordamerikanischer Freistaat, liegt 40° 40′ — 45° N. B., gränzt im Norden an den Ontario und die englischen Gouvernements York und Quebek, im Osten an Vermont, Massachusetts und Konnektitut, im Süden an das Meer und Longislandsund, im Süden an Newjersey und Pennsilvanien, im Westen an den See Erie und das Gouvernement Quebek, und enthielt 1817 auf 2093 (54.000 englische) Quadratmeilen (ohne die Gewässer und Inseln) 1.486.739 Einwohner, über 15.000 Sklaven; aber nach dem Beschluß des Senats vom 26. März 1817 soll mit dem 4. Juli 1817 die Sklaverei in diesem Staat gänzlich abgeschafft seyn. Außer der Alleghanigebirgen ist der Boden eben und fruchtbar. Zu den Seen gehören: Ontario, Champlain, George, Oneida, Erie ꝛc., und zu den Flüssen: Hudson (mit dem Mohawk), Cadaraqui, Susquehhannah, Delaware, Chazy, St. Lorenz, Niagara, Oswego, Chenango ꝛc. Die Kanäle haben eine Länge von 96 englischen Meilen. Das Klima ist ungesund; lange, harte Winter und große Hitze im Sommer erzeugen häufige Wechselfieber; auch zeigt sich hier bereits das gelbe Fieber. Die Produkte sind; Eisen, Mühlsteine, Mineralwasser (bei Ballstown, Saratoga, Newlibanon, Farmington ꝛc.); Holz, Flachs, Hanf, Getreide, Obst ꝛc.; Rindvieh, Pferde, Schweine, Wild, Bienen, Fische, Austern ꝛc. Die Fabriken lieferten 1810 an Tuch, Leder, Branntwein, Liqueur, Papier, Hüten, Glas, Pulver, Seilwerk, Zucker, Oel, Eisengeräthe ꝛc. für 12.109.536 Dollars. Die Ausfuhr betrug 1807 an Werth 26.357.963 und im Interkoursejahre 1810, 17.242.230 Dollars, wovon für 10.928.573 Dollars einheimische Waaren. Das Land hieß vormals Neubelgien oder Neuniederland, weil die westindische Gesellschaft in Holland, während der unruhigen Regierung des Königs Karl I. von England, sich die Herrschaft darüber anmaßte, wozu die vielen Holländer Anlaß gaben, die sich mit Bewilligung des Königs Jakob I. und mit dem Versprechen, die Könige von England für ihre Oberherren zu erkennen, in diesem Lande niedergelassen hatten. Aber 1664 ließ der Herzog von York, dem sein Bruder Karl II. dieses Land geschenkt hatte, mit bewaffneter Hand Besitz davon nehmen. Die Einwohner, Engländer, Holländer, Deutsche ꝛc., erhielten manche Privilegien, die aber oft auch dann noch angegriffen wurden, als das Land durch die Revolution 1689 unmittelbar unter die englische Regierung kam. Die oft wiederholten Beschwerden brachen 1765, als man die Stempeltaxe einführen wollte, in offenbaren Widerstand aus, und 1775 nahm das Land Antheil an dem allgemeinen Aufstand der englischen Kolonien in Amerika; im Frieden von 1783 erkannte daher England auch dieses Land als

freien Staat. Die Gesetzgebung beruht auf dem Senat und dem Repräsentantenhause, die vollziehende Gewalt hat der Gouverneur, Untergouverneur und Rath. Die obern Gerichtsbehörden sind: ein hoher Gerichtshof, ein Court of chancery, ein Admiralitätshof, ein Court of exchequer ein Court of oyer, ein Court of quater sessions; dann die County Courts und Justices Courts. Meistens gelten die englischen Gesetze. Die Zahl der Advokaten war 1818, 1271. Im Jahre 1811 belief sich das Staatsvermögen auf 4.191.803, die Einkünfte auf 278.489, die Ausgaben auf 286.366 die Staatsschuld auf 880.000 Dollars. Die fünfzehn Banken hatten ein Kapital von 11.840.000 Dollars im Handel. Neuerlich hat die Regierung die Interessen eines Kapitals von 483.000 Dollars und den Pachtertrag von 315.000 Morgen Landes zur Beförderung der Volksschulen angewiesen. Die reguläre Miliz des Staats beträgt 100.000 in die Liste eingetragene Mann. Das Land enthält 43 Grafschaften, 452 Ortschaften und in der Grafschaft Newyork mit 96.373 Einwohnern die Hauptstadt gleiches Namens 303° 41′ 8″ O. L. 40° 40′ B. auf der Insel Manhattan, an der Mündung des Hudson, mit 6000 zum Theil steinernen Häusern, 1818, 130.000 Einwohnern, worunter 9000 freie Neger und 15.000 Engländer; Staatenhaus, 53 Kirchen und 17 Bethäuser für 32 Konfessionen, als Anhänger der englischen Kirche, Presbyterianer, holländische, französische und deutsche Reformirte, Lutheraner, evangelische Brüder, Quäker und Juden; auch 2 katholische Kirchen für 13.000 Katholiken, worunter 11.000 Irländer oder von irischer Ankunft; Theater für 2500 Zuschauer, Cirkus, Vauxhall, 1700 Wirthshäuser; Krankenanstalt für Arme, die in ihren Wohnungen abgewartet werden; Sitz der Regierung und der hohen Gerichtshöfe, Kolumbia-Kollegium mit einem anatomischen Theater, Naturalienkabinet, Bibliothek und Druckerei, lateinische Schule, 2 Zeichenschulen, 5 Erziehungsanstalten für junge Frauenzimmer, botanischer Garten, Gesellschaft zur Beförderung nützlicher Kenntnisse, physikalisch-medicinische Gesellschaft, ökonomische Gesellschaft, deutsche Gesellschaft (1819 gestiftet zur Verbreitung der deutschen Sprache und Literatur in den vereinigten Staaten, mit einer Bibliothek), philosophische Gesellschaft, amerikanische Bibelgesellschaft, historische Gesellschaft, amerikanische Bibelgesellschaft, Gesellschaft zur Verbesserung des Landhandels und der innern Schifffahrt; Akademie der schönen Künste mit Gipsabgüssen der berühmtesten Werken von Antiken, Skulpturen ꝛc. und unentgeldlichem Unterricht in der Malerei, Skulptur, Architektur und Kupferstecherkunst; Gesellschaft zur Beförderung der Freilassung der Neger mit einer Schule, in der Neger zu Missionarien und Bildnern ihrer Brüder in Afrika erzogen werden; Marinesocietät zur Versorgung armer Witwen und Waisen der Seeleute, Gesellschaft zur Behülfe kleiner Schuldner, zur Unterstützung armer einwandernder Engländer und Deutschen, für Verhinderung der Kriege, zu Abschaffung der Duelle ꝛc., 20 Buchdruckereien. Zu den Fabriken gehören 10 Zuckerraffinerien, 15 Brauereien, 11 Brennereien, 9 Gerbereien, Taurinotuch- (aus Rinderhaaren zu Fußteppichen und Ueberröcken), Baumwoll-, Spitzen-, Eisen-, Gold-, Silber-, Sattlerwaaren-, Uhren-, mathematische Instrumenten-, Glocken-, Kutschen-, Seife-, Licht-, Papiertapeten-, Hutfabriken ꝛc. Der große und ausgebreitete Handel nach Europa, Ost- und Westindien, China ꝛc. wird befördert durch ein Bankkomptoir der vereinigten Staaten, 5 Banken mit einem Kapital von 8.050.000 Dollars, 9 Assekuranzgesellschaften, einen vortrefflichen Hafen, in den man durch 3 verschiedene Seen kommen kann, Rhede mit Kaien, Docken und Schiffswerften; über 30 Buchhändler, Buchhändlermesse. Im Jahr 1790 liefen 1819 Schiffe ein. Die Einfuhr betrug vom April 181½ 56 Millionen Dollars. Ein 160 Fuß langes Dampfschiff geht wöchentlich zweimal zwischen Newyork, Albany und New-

haven; außerdem waren 1818 hier 17 Dampfböte. Die Stadt hieß vormals Neuamsterdam, und wurde nach 1664, so wie die ganze Provinz, ihrem neuen Besitzer, dem Herzog Jakob von York zu Ehren, Newyork genannt. Es fehlt ihr an frischem Wasser, das man daher aus ziemlich weit von der Stadt liegenden Quellen herbei führen muß. Im Jahr 1817 starben hier 2557, wovon 1436 männlichen und 1091 weiblichen Geschlechts. In den Gefängnissen waren 1815, 494 Gefangene, von denen 45 auf Lebenszeit, 4 auf 41, 3 für 20, 34 auf 14 und mehrere Jahre, 31 auf 10 und mehrere Jahre, 106 auf 7 und die übrigen auf 3 oder 6 Jahre saßen. Die Abgaben von Auktionen trugen 1818, 17.626.789 Dollars ein. In der Nähe führt die Carthagebrücke über den Genesseefluß; sie hat nur einen Schwibbogen, ist 713 Fuß lang und 30 Fuß breit; das zu dieser Brücke verbrauchte Holz mißt in der Länge 62.513 und in der Breite 64.629 Fuß; außerdem sind zur Unterstützung derselben oder zu einer sogenannten falschen Brücke 20.306 Fuß Holz verwandt. 2) Ortschaft im nordamerikanischen Freistaat Georgien, am Fluß Tallopoole, von Kreekindiern bewohnt.

Nevrologie, Nervenlehre, s. Anatomie.

Newa, fischreicher Fluß im russischen Gouvernement St. Petersburg, an 1200 Fuß breit und 2 Faden tief, kommt bei Schlüsselburg aus dem Ladogasee, fließt in mehrern Armen durch St. Petersburg, und fällt gleich nachher nach einem Laufe von 9—10 Meilen in 3 Armen in den kronstädtischen Meerbusen. Sein reines und leichtes Wasser wird durchgehends zum Trinken und zum Bereiten der Speisen gebraucht. Jährlich gehen über 2000 Barken auf demselben, die theils aus der Residenz in das Innere des Reichs gehen, theils die Hauptstadt mit den Produkten des Innern versorgen. Er friert nie vor dem 20. Oktober und nie später als am 1. Dezember zu, und wird selten vor dem 25. März und nach dem 27. April (1784 erst am 4. Mai) vom Eise befreit; überaus selten war es, daß die Newa 1815 vom 23. April bis 3. Dezember, also 224 Tage offen war. Sie enthält durch den Wora die Gewässer des Saima, durch den Swir die des Onega und durch den Wolchow die des Ilmen.

Newkastle, 1) Hauptstadt der englischen Grafschaft Northumberland, 19° 13′ L. 55° 3′ B. 22 Miles von Ashburn, an dem Tayne, auf dem keine Fahrzeuge an die Stadt kommen, schwere aber bei Shields löschen, mit verfallnen Mauern, 7 Thoren, unreinlichen Straßen, 3296 Häusern und ohne den an der andern Flußseite in Durham liegenden, aber eine Vorstadt von Newkastle bildenden Flecken Gateshead 27,587 Einwohnern; 7 Kirchen, viele Bethäuser, 3 Hospitäler für Kranke, Kindbetterinnen und Bootsleute; antiquarische Gesellschaft, physikalisch-chemisches Institut, Börse, Theater; wichtige Steinkohlenwerke (die Steinkohlenausfuhr betrug 1809 an 17 Millionen dresdner Scheffel, der eigne Verbrauch 3½ Millionen Scheffel; beschäftigt sind dabei 6700 Bergleute in 25 Kohlenbergwerken, 1547 Bootsleute, 9000 Seeleute, 1000 Personen mit Sondern und Ordnen), Eisen- und Stahl- (auch genossene Cylinder und Wagenräder), Glas-, Steingut-, Blei-, Salmiak-, Soda-, Schrot-, Seifen-, Zucker-, Segeltuch-, Leim-, Steinkohlentheerfabriken, Töpfereien, Seilereien, Vitriol- und Thransiedereien, Farben- und Salzwerke (aus Soole und Seewasser), Papiermühlen, Ziegeleien, Oelmühlen, Schiffswerfte, Gold- und Silberraffinerien (zum Ausziehen des Goldes und Silbers aus der Krätze dieser Metalle, wozu die Materialien, Asche, alte Schmelztiegel und Scherben in England, den Niederlanden, Teutschland ꝛc. aufgekauft werden), Handel, Schiffahrt; die Steinkohlenausfuhr besorgen 400 eigene Schiffe, den Kornhandel und die Wallfischjägerei 100 Schiffe. Fünf englische Meilen von der Stadt sind Eisenwerke, aus denen jährlich 2600 Tonnen oder Lasten von 20 Centnern

ausgeführt werden. Geburtsort des Dichters Mark Akenside († 1770). Die Stadt schickt 2 Deputirte zum Parlament; auch hat von ihr der englische Lord Clinton den Titel Herzog von Newkastle.

Newmarket, Marktflecken in England, dessen nördlicher Theil in Suffolk und der südliche in Cambridgeshire liegt, 64 Miles von London, besteht nur aus einer Straße, hat 500 Einwohner, und ist wegen des Pferderennens berühmt.

Newton (Isaac), der geniale Schöpfer des Systems der Naturphilosophie, ward geboren am 25. Dez. 1642 zu Walstorp in der englischen Provinz Lincoln. Nach dem frühen Tode seines Vaters besorgte die Mutter seine Erziehung, und schickte ihn in seinem zwölften Jahre in die Schule zu Grantham. Schon jetzt gewann er eine große Liebe zur Geometrie und andern mathematischen Wissenschaften. Wenige Jahre nachher berief ihn seine Mutter wieder zurück, um mit ihr in Gemeinschaft das Hauswesen zu verwalten. Allein da er wenig Geschick zu häuslichen Geschäften zeigte, und seine Vorliebe zu den Wissenschaften immer stärker wurde, erhielt er die Erlaubniß 1660 auf die Universität zu Cambridge zu gehen. Hier studirte er besonders die Cartesianische Philosophie und Kepplers Optik. Des berühmten gleichzeitigen Analytikers Wallis Arithmetica infinitorum war Veranlassung, daß er schon damals die wichtigsten analytischen Entdeckungen machte, die Rechnung der unendlichen Größen erfand und auf den berühmten binomischen Lehrsatz kam. Im Jahre 1665 zwang ihn eine zu London ausgebrochene Pest, Cambridge zu verlassen und sich nach Walstrop zurückzuziehen. Während seines kurzen Aufenthaltes daselbst ward er durch den Anblick eines fallenden Apfels über die wunderbare Natur der Kraft, die wir Schwere nennen, nachzudenken veranlaßt. 1666 gieng er nach Cambridge wieder zurück und erhielt 1669 an Barrows Stelle den Lehrstuhl der Mathematik daselbst. Er war nun schon wieder an einen andern Zweig der Wissenschaft, nämlich die Zerspaltung des spristen Sonnenlichts in die verschiedenfarbigen dasselbe zusammensetzenden Stralen durch das Prisma gerathen. Bald nachher erregte er durch seine Vervollkommnung des Teleskopes die Aufmerksamkeit der königlichen Akademie der Wissenschaften zu London, welcher er auch ein von ihm selbst verfertigtes 30 bis 40mal vergrößerndes Teleskop mit einem Metallspiegel zusandte, worauf ihn diese zu ihrem Mitgliede ernannte. In den Jahren 1676 und 1677 entwickelte er zuerst vollständig seine Untersuchungen über die Centripetalkraft; Untersuchungen, die ihm durch das Studium Keplers und dessen Entdeckungen in Hinsicht der elliptischen Bahn der Planeten um die Sonne sehr erleichtert worden. Er machte sie bekannt im Jahr 1682 in dem berühmten Werke: Philosophiae naturalis principia mathematica, Die erste Ausgabe ist: Dabam Cantabrigiae, e Collegio S. Trinitatis, Maji 8. 1686; die zweite aber, auch noch von ihm selbst besorgte: Dabam Londini, Mar. 28. 1713, unterzeichnet, und das Ganze in drei Bücher (deren jedes wieder in eine Anzahl Leges, Propositiones und Theoremata zerfällt) getheilt, deren erstes und zweites sich angeführtermaßen mit den Gesetzen der Bewegung (im Allgemeinen) beschäftigen, das dritte dagegen die planetarische Bewegung insbesondre zum Gegenstande hat. In diesem Werke gründete Newton auf die tiefsten Abstraktionen der Mathematik ein ganz neues System der Physik, drang mit philosophisch-mathematischer Strenge in die innersten Gesetze der Natur ein, und entwickelte sie in einer Kürze und Gedrängtheit, daß selbst die größten Mathematiker seiner Zeit es nur mit Mühe fassen konnten. Deßhalb fand dieses Werk bei seiner ersten Erscheinung nicht die verdiente Anerkennung; welchen Enthusiasmus es aber beiden erregte, die es zu würdigen vermochten, zeigt der Marquis d'Hospital, einer

der größten Mathematiker seiner Zeit, der die Engländer, die ihn besuchten, fragte: „Ißt, trinkt und schläft denn Newton? Ich stelle mir ihn als einen himmlischen Genius vor, der nichts mehr mit der Materie gemein hat.“ Seine muthige Vertretung der Universität Cambridge gegen die Eingriffe Jakobs II. damaligen Königs von England, verschaffte ihm 1688 eine Stelle im Parlament. Hier erwarb er sich die Gewogenheit des Grafen Halifax in einem solchen Grade, daß dieser ihn bei seinem nachherigen Eintritt in das Finanzministerium 1696 zum Münzwardein ernannte. Er leistete hier sehr wichtige Dienste; drei Jahre darauf ward er Münzdirektor, und erwarb sich in diesem Amte ein sehr ansehnliches Vermögen. Indeß hatte er den höchsten Gipfel des Ruhms erstiegen; alle Gelehrten Englands erklärten ihn einstimmig zu ihrem Haupte; 1700 ward er zum Präsidenten der königl. Gesellschaft ernannt und die Königin machte ihn 1701 zum Ritter. Auch die Akademie der Wissenschaften zu Paris, seitdem sie fremde Mitglieder aufnehmen konnte, ermangelte nicht, ihre Liste mit dem Namen des großen Newt. zu schmücken. In der glücklichen und sorgenfreien Lage, in der er sich nun befand, entschloß er sich denn auch seine übrigen frühern Arbeiten, den Principiat folgen und an's Licht treten zu lassen; und so erschien, noch im nämlichen Jahre, zuerst Optice, or a Treatise of the Reflections, Inflexions and Colours of Lighsi welches Werk von Clarke gleich nachher unter Newton's Augen in's Lateinische übersetzt wurde, und welches sich, in Verfolgung des oben angedeuteten Gesichtspunktes, als ein Meisterstück der Kunst, mit Scharfsinn, treffend u. genau zu experimentiren u. aus den Experimenten alles zu ziehen, auszeichnet. Dies ist das Verzeichniß der größten Arbeiten, die Newt. Unsterblichkeit begründen; aber der unglückliche, nur zu berühmt gewordne, wissenschaftliche Streit, in den er um's J. 1712 mit Leibnitz (s. d. A.) über die Erfindung des Infinitesimalcalculus gerieth, hat noch manchen, in seiner Korrespondenz zerstreueten analytischen Schatz an's Licht gezogen. Heut zu Tage ist es wohl ausgemacht, daß diese beiden größten Männer ihrer Zeit jeder für sich auf ein, nur der Form nach verschiedenes Verfahren zu demselben Ziele geleitet worden sind. So urtheilen Montücla in der Histoire des mathématiques Bd. II. S. 363 seqq., d'Alembert in der Encyklopädie im betreffenden Artikel, namentlich aber la Croix in der Vorrede zu seinem Traité du calcul différentiel et du calcul intégral. Auch hat Newton, aufgefodert von der Prinzessin von Wales, deren besondere Gunst er besaß, ein chronologisches Werk verfaßt, das jedoch ohne sein Wissen im Druck erschien. Diese chronologischen Arbeiten, sowie seine Theologischen z. B. Ad Danielis prophetae vaticinia, nec non Johannis Apocalypsin observationes sind bei weitem des Ruhms nicht würdig, den er sich im Felde der Philosophie und Mathematik mit vollem Rechte erworben hat. Seit seiner Anstellung bei der Münze scheint er sich überhaupt den mathemathischen und physikalischen Wissenschaften entzogen zu haben; er bestrebte sich nun, seinem Vaterlande ein nützlicher Bürger zu seyn, und es waren hauptsächlich nur religiöse Betrachtungen, wodurch er sich nach Erfüllung seiner Amtspflichten zu erholen suchte. Wenn man ihm in den letzten Lebensjahren die verdiente Bewundrung über seine Werke zollte, so entgegnete er: „Ich weiß nicht, was die Welt zu meinen Werken sagen wird; mir selbst bin ich nur wie ein Kind vorgekommen, spielend am Ufer des Meeres, bald ein buntes Steinchen, bald eine glänzende Muschelschale findend, indeß sich der Ozean der Wahrheit unerforschlich und unerforscht in unendlicher Weite vor meinen Blicken ausdehnte.“ Nach einer kurzen Krankheit starb dieser außerordentliche Mann am 20. März 1727 in seinem 85. Lebensjahre. Sobald der Hof zu London seinen Tod erfuhr, verordnete er, daß sein Leichnam auf einem öffentlichen Paradebette gleich Personen vom höchsten Range aufgestellt und in der Westminsterabtei

beigesetzt werden sollte. Dort ruht er nahe beim Eingange des Chors. Man errichtete ihm ein prächtiges Denkmal, worauf die Inschrift gesetzt wurde:

Sibi gratulentur mortales,
Tale tantumque exstitisse
Humani generis decus.

Eine andre, angeblich von Alexander Pope projektirte Grabschrift ist zu schön und zu berühmt, als daß wir sie hier übergehen dürften; sie lautet folgender Gestalt:

Isaacus Newton hic jacet
Quem immortalem coeli, natura,
Tempus ostendunt,
Mortalem hoc marmor fatetur.
Nature and all her Works lay hid in night
God said: Let Newton be, and all was light.

Newton war von mittlerer Statur; sein Aeußeres war angenehm und Ehrfurchtgebietend. Er war nicht verheirathet, und man behauptet, daß er nie die Liebe zum Weibe gekannt habe. Weder Ruhm, noch Ehre, noch die Gunst der Großen suchte er; sein einziges Streben war die Erkenntniß der Wahrheit. Sie war ihm das höchste, das einzige dem Menschen würdige Ziel.

Ney (Michel), Herzog von Elchingen, Fürst von der Moskwa, Reichsmarschall und Pair von Frankreich, Großkreuz der Ehrenlegion, des St. Ludwigs- und anderer Orden Ritter, geb. den 10. Jan. 1769 zu Saarlouis im Moseldepartement, von armen Eltern, nahm früh Militärdienste und war beim Ausbruche der französischen Revolution Unterlieutenant bei einem Husarenregimente, und 1794 Rittmeister und Generaladjudant des Generals Kleber. Im J. 1796 trug er als Brigadgeneral viel zum Siege von Neuwied bei, wurde aber bei Diersdorf von den Oestreichen gefangen, und erst 1798 ausgewechselt, worauf kurz darnach seine Anstellung als Divisionsgeneral erfolgte. Er befehligte 1799 am Rhein und unterstützte durch eine Division bei Mannheim Massena's Sieg über den russischen General Korsakow bei Zürich, so wie er sich bei Hohenlinden unter Moreau neue Lorbeern brach. Seine Unterstützung der Revolution vom 18. Brümaire machte ihn mit Buonaparte bekannt, der ihn 1802 als Gesandten nach der Schweiz schickte, die er nach erhaltenen Weisungen von Frankreich abhängig machte. Im folgenden Jahre befehligte er das Lager bei Montreuil, wurde Marschall des französischen Kaiserreichs und Commandeur der Ehrenlegion. Die Schlacht bei Elchingen (1805) verschaffte ihm den Herzogstitel und führte die Ulmer Kapitulation herbei, worauf er durch Tyrol in Kränthen eindrang. Im Kriege gegen Preußen (1806) fochte er bei Jena, und nachdem er Magdeburg genommen, bei Eilau und Friedland, so wie er 1808 in Spanien glänzende Beweise seines kriegerischen Talents zeigte. Im Kriege gegen Rußland verdiente er in der Schlacht an der Moskwa den ehrenden Beinamen des Braven unter den Braven; er führte auf dem Rückwege den Nachtrab und legte auch hier, unter unzähligen Gefahren, Proben der muthigsten Entschlossenheit ab, so, daß ihn Napoleon darauf zum Fürsten von der Moskwa ernannte und mit dem Schlosse Tarent in Italien dotirte. Im folgenden Jahre war er mit bei Lützen und Bautzen, wurde bei Dennewitz geschlagen und fochte bei Leipzig, Hanau, Brienne, Montmirail, Craonne und Charlons-sur-marne mit gewohnter Tapferkeit, und unterwarf sich zuerst den Bourbons, die ihm die Pairwürde, das Ludwigkreuz und den Oberbefehl über die königlichen Küraſſiere, Dragoner, Chasseurs und Chevauxlegers-Lanciers von Frankreich ertheilten. Bei Napoleon's Rückkunft von Elba versprach er zwar, denselben gefangen zu nehmen, vergaß aber

zu bald sein Versprechen, ging zu ihm über (den 13. April) und focht bei Fleurus und bei Waterloo, ohne den Tod zu finden, den er suchte. Nachdem er hierauf bei der zweiten Rückkehr der Bourbons nach Paris einige Zeit den Verfolgungen der Polizei auf einem Schlosse zu Aurillak in Oberauvergne glücklich entgangen war, wurde er endlich entdeckt, vor ein Kriegsgericht gestellt und am 7. Dezember 1815 erschossen.

Niagara, 1) Fluß in Canada, kommt aus dem See Erie bei Fort Erik, fällt in den Ontariosee, trennt Canada von Newyork, und ist für Schiffe von 50—100 Tonnen fahrbar. Bald nach dem Ausfluß aus dem Eriesee, unweit des Forts Chippeway, hat er bei einer Breite von 1200 Fuß einen 137 Fuß hohen Wasserfall, der man in einer Entfernung von 4 Meilen hört. Jede Minute stürzen 172,000 Tonnen hinab und 40 Fuß wieder in die Höhe, wodurch ein weit sichtbarer Nebel gebildet wird. Die Ziegeninsel, die den Wasserfall in 2 Theile theilt, ist durch eine Brücke von 34 Ruthen Länge zugänglich gemacht worden, die auf 11 hölzernen Kegeln ruht, deren jeder mit 50 Tonnen Steinen gefüllt ist; sie enthält 80 Akres Land, und Gebäude für Reisende. Am rechten Ufer des Flusses liegt das zum nordamerikanischen Freistaat Newyork gehörige Fort Niagara, mit einem guten Hafen, und am linken Ufer, an der Mündung des Flusses in den Ontariosee, die feste Stadt Stadt Niagara oder Newark, im englischen Gouvernement York, 299° 14′ 40″ O. L. 43° 15′ 47″ B. mit 100 Häusern, 600 Einwohnern, 2 Kirchen, Fischfang, Pelzhandel. Etwas höher am Fluß das Fort Georges.

Niebelungen, das Lied der, eines großartigen Heldengeschlechtes, oder, wie es in den besseren Handschriften benannt ist, das Buch Chriemhilden, wird mit vollem, nur von entschiedener Unkunde angestrittenem Rechte als das Höchste, als ein vollendetes Epos, unter den Denkmälern der altdeutschen Dichtkunst, gepriesen; unser Zeitalter mag stolz darauf seyn, daß dieses Kleinod in ihm bekannter, richtiger gewürdigt, vielseitig untersucht und als Ekstein volksthümlicher Kunst anerkannt, in Unterrichtsanstalten eingeführt und für die verschiedenartigsten Leser zum Gegenstande der Bewunderung und des Genusses erhoben worden ist. Das Geschichtliche in diesem, nach allen seinen Bestandtheilen eng verschlungenen, zur reifsten epischen Einheit erhobenen Heldengedicht, verläufet äußerst einfach: „Siegfried, König der Niederlande, umstrahlt vom Glanze herrlicher Waffenthaten, erhält Chriemhild, die Schwester Gunthar's, Königes der Burgunder zu Worms; diesem wird die herrliche Brunhild zu Theil durch Beihülfe Siegfried's, welcher die ihren Besitz erschwerenden zauberischen Hindernisse mit seiner Wunderkraft zu beseitigen weiß. Die Schwägerinnen vereinigen sich über das Ansehen und die Vorzüge ihrer Gatten; das von Chriemhild im leidenschaftlichen Wortwechsel unvorsichtig verrathene Geheimniß des Antheils, welchen Siegfried an Vollziehung der Verheirathung der Brunhild mit Gunthar gehabt, verwundet das Schaamgefühl der stolzen Königin und entflammt ihren unversöhnlichen Haß gegen ihren Mann, der sie getäuscht und für einen anderen gewonnen hatte. Sie veranstaltet Siegfried's Ermordung durch den tückischen Hagen auf der Jagd. Chriemhild von unheilbarem Schmerze durchdrungen, brütet Rache, heirathet den ländermächtigen Etzel, weiß die Burgunder zu einem großen ritterlichen Feste an dessen Hof zu locken und verdirbt sie. Hagen's Haupt schlägt sie mit Siegfried's Schwerdte ab, welches sein Mörder ihm entwendet hatte. Sie selbst fällt durch Hildebrand. So werden Leben und Tod einer ritterlich hohen, schönen Frau, mit ihrer unerlöschlichen Liebe und mit der Rachsucht, wie nur diese in solcher Gründlichkeit und Allmacht erzeugen kann, veranschaulich; Chriemhild trägt und pflegt den immer jungen Schmerz in ihrer Brust; er ist die Seele ihres Daseyns und endet erst mit diesem, sobald dem

ermordeten Geliebten ein Grausen erregendes großes Todtenopfer mit Schuldigen und Unschuldigen dargebracht worden ist. So wird versöhnt der Schatten Siegfried's, der wie eine Geistererscheinung im Inneren der ganzen Handlung waltet; so wird ein fruchtbar erhabenes Gottesgericht gefeiert." Der Stoff des Epos ist uralt; er muß in der Zeit, wo er geschichtlich war, frisch aufgefaßt worden seyn; dafür zeigen die naturgemäße Darstellung, die Lebendigkeit der Farbe, die helle Reinheit des Grundtones in allem, was die Sitten, das Streben und Thun, die Herkömmlichkeiten und Gebräuche unter den Menschen im Hunnischen Zeitalter so treu und wahrhaft abspiegelt; es lieget dabei Anschauung in unverdorbener Erstlingskraft zu Grunde, keine verbleichende, sich nach Veränderungen jüngerer Geschlechter wandelnde Ueberlieferungen; es ist die Ritterlichkeit in rohem Beginnen, deren Urzüge uns begegnen, allen verwitterten Eigenthümlichkeiten ungebildeter Lehnsverfassung und trotziger Waffen-Ehre, bis in den Tod getreuer brüderlicher Genossenschaft und fleckloser Tapferkeit. Mannigfache innige Beziehungen auf die ältesten deutschen Heldensagen sind unverkennbar. Das Christenthum, seit Karls des Großen Zeitalter Mittelpunkt des ritterlichen Lebens, tritt nirgends als vorherrschender Beweggrund in der Handlung hervor, wenn gleich die christliche Gesinnung in ritterlichen Schildereien durchschimmert; sie gehöret der dichterischen Betrachtung, nicht dem Stoffe an. Allerdings mag die Sage, wie auch von allen anderen gilt, vereinzelt und in getrennten Bestandtheilen unter dem Volke umgegangen und nach Art und Weise der Balladen und Heldenlieder erhalten worden seyn; in wie weit Karl's Sammlung vaterländischer Heldengedichte auf ihre Gestaltung der Zusammenfügung eingewirkt habe, wird sich nie ausmitteln lassen; daß sie jedoch schon damals zu epischer Einheit gediehen seyen, ist durchaus unwahrscheinlich und wird selbst durch Beschaffenheit der übrigen uns erhaltenen vaterländischen alten Kampfsagen widerlegt. Aber eben so unwahrscheinlich ist die Vermuthung, daß das Ganze aus einzelnen romanzenartigen Gedichten von mehren Ordnern zusammengesetzt und nach und nach überarbeitet worden sey. Gegen solche Anwendung des scharfsinnigen Wolfischen Gedankens über Entstehung der Homerischen Gedichte (Vergl. Homer) auf das Niebelungen-Epos dürfte schon allein entscheidend befunden werden, daß sich keine sichere Spur einer, der Homerischen ähnlichen Bardenschule im damaligen deutschen Kunstleben geschichtlich nachweisen läßt; wenn auch auf den ihr laut und kräftig widersprechenden Geist im Inneren des Gedichts weniger, als Rechtens ist, geachtet werden sollte. Dieser, der feste Hang, die sichere Haltung, das überall vorwaltende Streben nach einem, nie aus dem Auge verlohrnen Ziele, die Alles durchdringende, beseelende, erwärmende, belebende hohe Einfaltigkeit des Geistes zwinget unausweichbar zur glaubigen Ueberzeugung, daß nur Einer das Ganze mit schöpferischer Dichterkrafe aufgefaßt und den theilweise unter dem Volke vorhandenen Stoff zur epischen Einheit gestaltet habe. Wir wissen aus bestimmtem Zeugniß in der etwas späteren Klage, welche dem Epos beigefügt ist, daß Pelegrin (st. 991), Bischof von Passau, um das Andenken des Markgrafen Rüdiger von Pechlaren (st. 916) zu feiern, die Niebelungen-Sagen sammeln und durch seinen Schreiber Konrad (welcher Name zu dem Mißverständnisse Veranlassung gegeben haben mag, als sey das Gedicht von Conrad von Würzburg geordnet und gestaltet worden) lateinisch aufzeichnen ließ, aber von dem Verhältnisse, in welchem diese Arbeit zu unserem Gedichte stand, daß die Zusammenstellung der zerstreuten Sagen der epischen Darstellung vorauf gegangen war; auch wird in dieser selbst ausdrücklich gesagt, daß sie diese Abentheuer nicht zuerst besinge. Der Dichter, welchem das Werk seine dermalige Gestalt verdanket, ist der größte in dem an kräftigen und zärtlichen Sängern so reichen Schwäbischen Zeita-

ter; sein ganzes Wesen ist von einem Grundgefühle, Liebe und Leid, ergriffen; er hat die Eigenthümlichkeit der Zeit, der Natur, des Lebens und der Menschen, Männer wie Weiber, Eingebohrner und Ausländer, in ihrer ganzen Mannigfaltigkeit und Abgeschlossenheit tief aufgefaßt; alles, was geschiehet, einzeln anschaulich gestaltet und in seiner Verkettung, hinstrebend zu einem Alles auflösenden Schlusse, mit meisterhafter Bündigkeit sich lebendig vergegenwärtigt. Ueberall waltet die geistige Ueberlegenheit schöpferischer Dichterkraft; sie ordnet mit umfassender Einsicht, weilet und begegnet sich an rechter Stelle, und die reichste Fülle der Gestalten und Ereignisse schwebet am unsichtbarem Faden dem Auge der Betrachtung vorüber und verschmilzet in befriedigende Einigung. Ueberall hallet der Volkston wieder; mit kindlicher Liebe wird der heilige Born geehrt, aus dem Alles geschöpft ist. Der Dichter erscheinet als Herr und Meister der Sprache und des Versbaues; seine kunstreiche Freiheit und ihre ergiebige und fügsame Herrlichkeit stehen im Gleichgewichte, in einträchtiger Wechselwirkung; so viel Mannheit und Milde hat kein Zeitgenosse ihr abzugewinnen gewußt; Richtigkeit und Wohllaut in solchem Maaße werden nur bei ihm gefunden. Das Gedicht ist in vier langzeiligen Strophen, welche älter sind, als die achtreimigen Stanzen, abgefaßt; die letzte Halbzeile der Strophe ist meist um einen Fuß länger. Das Gesetz des Sylbenmaaßes beruhet auf Betonung. Daß der Dichter im Zeitalter der höheren dichterischen Ausbildung des deutschen Volks gelebt hat, lehret die Vollendung seines Werkes; auch enthält es Spuren von Schriftgelahrtheit, namentlich geschiehet der Briefe Erwähnung; von dem im Anfang der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts (1162) gebauten Wien ist mehrmalen die Rede; die älteste Handschrift scheint noch in das zwölfte Jahrhundert gesetzt werden zu müssen; in dieser Zeit muß demnach der Verfasser spätestens gelebt haben. Ueber den Namen des Verfassers sind viele Vermuthungen aufgebracht worden; gegen Conrad von Würzburg sprechen Gründe der Zeitrechnung so siegreich, daß andere gleich wichtige nicht aufgeführt zu werden brauchen; auch von Wolfram von Echenbach und an den Marner darf nicht gedacht werden; des ersteren sattsam bekannte dichterische Eigenthümlichkeit und seine Vorliebe für ausländische Stoffe sind mit der Abfassung des Niebelungen-Liedes unvereinbar, und sein allgefeierter Name würde schwerlich unterdrückt worden seyn; vom letzteren wissen wir zu wenig, um zu dieser Annahme auch nur entfernt berechtigt seyn zu können. Der Dichter scheint viel im Oesterreichischen gelebt zu haben; da ist er am bekanntesten; von da geht sein Gesichtskreis aus; und so dürfte sich die Meinung, daß Heinrich von Ofterdingen, als einer der fruchtbarsten geistvollsten und kenntnißreichsten Dichter geachtet, Urheber des herrlichen Werkes gewesen sey, am ansprechendsten empfehlen; denn Klingsohr, auf welchen Einige verfallen sind, war, nach den freilich dürftigen Nachrichten von ihm, zu dialektisch und morgenländisch, um dafür gehalten werden zu können. Zwei vollständige Handschriften des Niebelungen-Liedes besitzt die münchner Bibliothek; eine dritte ist in den Händen von Privatpersonen. Letztre und eine der münchner waren zuvor in Hohenems; eine vierte Handschrift ist in St. Gallen, eine fünfte hat Bernh. Hundeshagen aufgefunden. Aus der münchner, welche damals in Hohenems war, ließ Bodmer den hintern Theil der Niebelungen und die Klage, nebst sieben Bruchstücken des andern Theiles, abdrucken. Die erste vollständige Ausgabe des Niebelungen-Liedes besorgte Ch. H. Müller in dem ersten Bande seiner Sammlung; die vordere Hälfte ist nach der zweiten Hohenemser Handschrift, die hintere aus der mangelhaften ersten Hohenemser abgedruckt. Diesen Abdruck ließ F. G. von der Hagen sorgfältiger und nicht ohne Berichtigungen (Berlin 1810) wiederholen; in einer zweiten Ausgabe (Breslau 1816. gr. 8.), welcher

bald eine dritte vielfach kritisch berichtigte folgen wird, wurde die St. Galler Handschrift zu Grunde gelegt. Eine kleine Handausgabe ließ Zeune (Berlin 1815. 12.) hervortreten, deren Anlage und Einrichtung bei einer neuen Auflage unfehlbar ansehnlich gewinnen werden. Zur neuesten Literatur über dieses Gedicht gehören: Göttling über das Geschichtliche im Niebelungen-Liede, Rudolstadt 1814, und desselben Niebelungen und Gibelinen, ebendaselbst 1816. Carl Lachmann über die ursprüngliche Gestalt des Gedichts von der Niebelungen Noth, Berlin 1816. 8. Außerdem haben wir eine Bearbeitung von Hinsberg, eine mißrathne prosaische Uebersetzung von Zeune, und eine dem Original treu nachgebildete metrische von Büsching (1815). Auch A. W. von Schlegel hat eine Ausgabe des Niebelungen-Liedes versprochen.

Nicäa, vor Zeiten eine ansehnliche und blühende Stadt in der kleinasiatischen Provinz Bithynien, jetzt unter türkischer Herrschaft nur noch 220 Häuser zählend, ist durch zwei daselbst gehaltene Kirchenversammlungen berühmt. Die erste derselben wurde 325 durch den Kaiser Constantin zusammenberufen, hauptsächlich um die arianischen Streitigkeiten beizulegen. Er fand sich daselbst 318 Bischöfe, eine große Menge Priester und anderen Geistliche ein. Auf dieser Kirchenversammlung unterlagen die Arianer. (S. d. Art.) Jesus Christus wurde, wie der Vater, als Gott anerkannt, indem er die nämliche Substanz habe, und nur durch die Paternität, als welche allein bei dem Vater bleibe, von ihm unterschieden sey. Es war dies die erste allgemeine Kirchenversammlung. Das zweite Concilium wurde 787 von der Kaiserin Irene hier gehalten, um die Streitigkeit wegen der Bilder zu endigen. Es bestand aus 300 Bischöfen und entschied die Streitfrage zum Besten des Bilderdienstes. Hiegegen erklärte sich Karl der Große in seinem Buche de impio imaginum cultu, und untersagte auf der Synode zu Frankfurt a. M. 794 in seiner Kirche die Bilderverehrung.

Nichtigkeitsklage, s. Nullität.

Nichtleiter, s. Elektricität.

Nickel, einerlei mit Kupfernickel. Von ihm hat man verschiedene Verbindungen mit Säuren als: Nickel-Borax, Nickel-Salpeter u. dgl. m. — Nickel-König, eine metallische Masse, welche man erhält; wenn man den in Säuren aufgelößten Nickel abdunsten läßt. Nickel-Ocher, Nickel in Gestalt eines Ochers oder grünen Kalkes. Nickel Vitriol, ein schöner grüner Vitriol, der sich aus dem verwitterten Nickel auslaugen läßt.

Nicolai (Christoph Friedrich), ein berühmter deutscher Schriftsteller und Buchhändler, wurde den 18. März 1733 zu Berlin geboren, wo sein Vater Buchhändler war. Nachdem er seine erste Bildung auf den gelehrten Schulen zu Halle und Berlin erhalten, ward er gegen Ende des J. 1749 nach Frankfurt an der Oder geschickt, um daselbst die Buchhandlung zu erlernen. Ungeachtet seiner dem Studiren nicht günstigen Lage wurde sein Streben immer reger, sich wissenschaftlich auszubilden. 1752 kehrte er nach Berlin in die väterliche Buchhandlung zurück. Der Zustand der damals durch Gottsched und Bodmer in zwei Parteien getheilten deutschen Literatur vermochte ihn, seine erste Schrift „Briefe über den jetzigen Zustand der schönen Wissenschaften" herauszugeben, worin er mit unbefangener Freimüthigkeit das Einseitige jeder Partei darstellte. Durch diese Schrift ward Nicolai mit Lessing bekannt und bald darauf auch mit Mendelssohn; reine Liebe zur Wahrheit war das Band, das jene drei Männer immer fester aneinander knüpfte. Um seinen Trieb zum Wissen ganz zu befriedigen, entsagte er 1758 der Handlung und lebte von einem kleinen Einkommen einzig den Wissenschaften. Seine Wißbegierde trieb ihn von Wissenschaft zu Wissenschaft, von Sprache zu Sprache. Nach dem Tode seines ältern Bruders mußte er aber schon 1759 wieder die Buchhandlung über-

nehmen. Schon 1757 hatte er in Verbindung mit Mendelssohn die Bibliothek der schönen Wissenschaften in Leipzig herauszugeben begonnen; 1759 bis 1765 gaben die drei Freunde die Briefe, die neueste Literatur betreffend, heraus, die in Deutschland zur Beförderung einer freimüthigen Kritik sehr viel wirkten. Im J. 1765 führte N. den Plan einer allgemeinen deutschen Bibliothek aus, diese Zeitschrift brachte die einzelnen deutschen Länder in Absicht auf Literatur in eine nähere Verbindung, begünstigte die freien Untersuchungen, und hatte bei einer 40jährigen Dauer auf den Fortgang der Wissenschaften in Deutschland einen wichtigen Einfluß. Doch verwickelte ihn der herbe und strenge Ton dieser Zeitschrift in viele Streitigkeiten namentlich mit Garve, Herder, Wieland, Fichte, Lavater, Sailer u. a. Er schloß das Werk 1805. Im J. 1770 ward er mit dem Staatsminister Herzberg bekannt, der ihm den Gebrauch des königl. Archivs verstattete, um seine topographisch-historische Beschreibung von Berlin und Potsdam zu verbessern. So ward dies Werk durch seine dritte Ausgabe (Berl. 1786) ein Muster für ähnliche Topographien. Auch hat N. mehrere Romane geschrieben; doch sind diese Leistungen von geringem Werthe. Als die Frucht einer 1781 unternommenen Reise durch Deutschland und die Schweiz erschien bald darauf eine Beschreibung dieser Reise, worin er Bemerkungen über Merkwürdigkeiten, Industrie, Sitte und Religion der durchreisten Länder bekannt machte. Wegen der Freimüthigkeit, mit der er sich hierüber äußerte, erfuhr er Anfälle aller Art und mancherlei Kränkungen. Indeß erhielt der verdienstvolle Greis auch wahre Beweise der öffentlichen Achtung. Die Akademie zu München, Berlin und Petersburg nahmen ihn als Mitglied auf. Nikolai erfreute sich fast in seinem ganzen Leben einer unwandelbaren Gesundheit, doch hatte er sich durch die ununterbrochenen Anstrengungen seines Geistes einen heftigen Schwindel zugezogen, der ihn 1791, da Kummer und Verdruß hinzu kamen, sein Nervensystem so angriff, daß ihn einige Wochen lang bei vollem Bewußtsein mehrere Phantasmen erschienen, die er sah und hörte. In seinem 71. Jahre verlor er den Gebrauch des rechten Auges. In einer glücklichen Ehe hatte er 8 Kinder gezeugt; alle aber sanken vor ihm in das Grab, und drei Jahre vor seinem Ende entriß ihn der Tod noch seine jüngere Tochter. In seinen letzten Lebenstagen gab ihm das Schicksal noch den schmerzlichen Anblick der Entwürdigung seines Vaterlandes. Er starb 1811. — Nikolai's hier nicht genannte zahlreiche Schriften anzuführen verbietet der beschränkte Raum. Eine Selbstbiographie von Fr. Nicolai hat Löwe herausgegeben in seinen Bildnissen jetzt lebender berliner Gelehrten, III. 3. Auch höre man ihn selbst in der Schrift: Ueber meine gelehrte Bildung, über meine Kenntniß der kritischen Philosophie und meine Schriften dieselbe betreffend, und über die Herren Kant, J. B. Erhard und Fichte. Berlin 1799. 1820 erschien Fr. Nicolai's Leben und liter. Nachlaß. Herausg. von L. F. G. v. Göckingk.

Nicolo, auch Nicolo Isouard genannt, einer der beliebtesten Opernkomponisten unserer Zeit, wurde 1777 auf der Insel Malta geboren. Sein Vater, ein angesehner Geschäftsmann, schickte ihn nach Paris in eine Pensionsanstalt, wo er sich für den Seedienst vorbereiten sollte. Hier widmete er jede Stunde, die er seinem Brotstudium entwenden konnte, dem Fortepiano. Als Aspirant der Marine schon aufgenommen, bewog ihn der Ausbruch der Revolution, in sein Vaterland zurückzukehren. Hier setzte er sein musikalisches Studium mit dem lebhaftesten Eifer fort, und beschloß endlich wider den Willen seiner Eltern ganz seiner Lieblingsneigung zu folgen. Er begab sich nach Florenz und schrieb dort seine erste Oper: L'aviso ai maritati, die sich eines außerordentlichen Beifalls zu erfreuen hatte. Von da ging er nach Livorno, wo er die ernsthafte Oper: Artaserse komponirte. Hierauf folgte

er einem Rufe des damaligen Großmeister des Malteserordens als Organist der Ordenskirche nach Malta, wo er auch nach der bald erfolgten Aufhebung des Ordens blieb und mehrere kleine Opern komponirte. Zuletzt nahm ihn der franz. General Vaubois als Privatsekretär mit nach Paris, wo er 1818 starb. Unter allen seinen Kompositionen hat die Oper Cendrillon (Aschenbrödel) den ausgezeichnetsten Beifall erhalten; außer ihr verdient Erwähnung: un jour à Paris, les deux Avares. Michel Ange, le Médicin turc, la Ruse inutile, l'Intrigue àu sérail, les Rendez-vous bourgeots und die liebliche Oper Joconde. Alle zeichnen sich aus durch Reichthum und Gefälligkeit der Melodien und durch eine geschickte Verschmelzung des neuen italienischen Geschmacks mit dem französischen.

Nicot (Jean), s. Tabak.

Niebuhr (Carstens), geb. zu Lüdingworth im Lande Hadeln, d. 17. März 1733, wurde 1750 Ingenieurlieutenant zu Copenhagen und war einer der Theilnehmer der Gesellschaft von Gelehrten, welche König Friedrich V. von Dänemark nach Arabien schickte, die außer ihm aus Cramer, Forskål, Baurenfeind und von Hagen bestand. Sie reisten am 4. Januar 1761 von Copenhagen über Constantinopel und über Egypten nach Yemen; allein auf dem Wege nach Indien starben Niebuhrs sämmtliche Gefährten; er übernahm daher die Besorgung ihrer Aufträge allein. Nach seiner Rückkunft 1767 schrieb er: Beschreibung von Arabien, Copenhagen 1772. 4.; Reisebeschreibung nach Arabien und anderen umliegenden Ländern, ebd. 1774—78, 2 Bde. 8. (beide Werke sind auch in das Deutsche, Holländische, Französische und Englische übersetzt), so wie er auch in den Ausgaben von P. Forskål descriptiones animalium etc. quae in itinere orientali observavit (Hafn. 1775. 4.) und dessen Flora aegyptiaco-arabica (ib. 1776. 4.) seine und seiner Gefährten Forschungen niederlegte. Aeußere Genauigkeit, bloß auf eigne Ansicht gegründete Untersuchung, strenge Wahrheitsliebe haben seine Nachrichten zu einer Hauptquelle über die Lage und Verfassung der von ihm bereisten Länder gemacht. 1768 wurde er zum Ingenieurcapitain zu Copenhagen, 1778 zum königlich dänischen wirklichen Justizrath und Landschreiber in Süderdithmarschen zu Meldorf, so wie 1803 zum Etatsrath und 1809 zum Ritter des Danebrogordens ernannt. Auch war er Ehrenmitglied des Pariser Nationalinstituts. Er starb den 30. April 1815 und ist Vater von B. G. Niebuhr, dem Verfasser der römischen Geschichte.

Niederdeutsch, s. Plattdeutsch.

Niederlande (Königreich der), Belgier, Bataver und Friesen (vergl. d. Art.), die ersten in den westlichen, die zweiten in den mittleren, die letzten in den nordöstlichen Gegenden, waren nach den römischen Schriftstellern, denen wir die ersten Nachrichten über dieses Land verdanken, die ältesten uns bekannten Bewohner desselben; und alle drei gehörten zu den germanischen Völkern. Alle drei waren durch Tapferkeit ausgezeichnet; ihre Ueberwindung kostete den Römern schwere Kämpfe. Später wurden sie von den Römern beinahe als Bundesgenossen behandelt, fochten in allen ihren Kriegen mit, und die batavische Reiterei insbesondre galt lange für den Kern der römischen Heere. Bei der großen Völkernanderung gerieth der größte Theil dieser Provinzen in die Hände der Franken; nur die Friesen behaupteten lange ihre Freiheit. Auch wurden diese Gegenden, damals rauh und arm, von den Siegern weniger geachtet. Nach dem Tode Karls des Großen gehörten diese Provinzen, nach ihrer Lage, theils zu dem fränkischen, theils zum lotharingischen, theils zum deutschen Reiche. Sie waren indeß, in diesen Zeiten einer wenig geordneten Herrschaft, unter viele kleinere und größere Grafen, Herzoge und Fürsten getheilt: alles Vasallen, die wie überall ihre Lehne erblich gemacht hatten; daher die verschiedenen Titel der Provinzen,

Vergl. Braband. Durch Heirathen, Erbfolge und Kriege wurden nach und nach mehrere dieser Provinzen vereinigt und im 15. Jahrh. besaß schon Philipp der Gütige, Herzog von Burgund, 11 derselben, denen sein Sohn Karl der Kühne noch 2 hinzufügte. Um diese Zeit war der Wohlstand dieser Provinz schon seinem Gipfel nahe. Die Beschaffenheit des Landes hatte die Bewohner frühe zur Schifffahrt und zum Handel angetrieben, und das hier weniger drückende Lehnssystem erlaubte den Anbau größerer Städte, welche bald durch Reichthum und Macht für ihre Fürsten bedeutend wurden, und von ihnen, weil jene sie mit Gelde unterstützten, mit den größten Freiheiten beschenkt wurden. So blühten Brügge und Gent und bald darauf Antwerpen (vergl. d. Art.) empor; sie empfingen die köstlichen Produkte des Orients durch die italienischen Seestädte und verbreiteten diese Schätze, durch ihre innige Verbindung mit der deutschen Hansa, nach England und dem ganzen Norden. Ueber den Einfluß der Niederländer auf die Kultur des nördlichen Deutschlands, durch ihre Ansiedelungen in der letzten Hälfte des 12. und im Anfange des 13. Jahrh. in der Gegend um Bremen, in Holstein, Mecklenburg, Brandenburg, Thüringen, Sachsen und Meißen, s. Wersebe's Nachforschungen über die niederländ. Kolonien. Hannov. 1816. 2 Bde. Die Herzoge von Burgund, Herren solcher Unterthanen und solcher Städte, waren damals unstreitig die reichsten Fürsten in Europa. Jede Provinz, jede Stadt hatte damals ihre eigene Verfassung und ihre besondern Freiheiten, und dem Ganzen, obwohl einem Fürsten unterworfen, fehlte zu einem Freistaate wenig mehr als der Name. Mit dem Tode Karls des Kühnen s. d. A. begann für die Niederlande eine bedrängnißvolle Zeit, die sich mit dem Verfall der bis dahin so blühenden südlichen und der Befreiung und dem schnellen Emporsteigen der nördlichen Provinzen endigte. Seine Tochter, Maria, die reichste Erbin in Europa, reichte ihre Hand dem Erzherzoge Maximilian von Oestreich, Sohn des Kaisers Friedrich III., welcher selbst in der Folge Kaiser wurde. Ihr Sohn Philipp der Schöne heirathete Johanna, die Tochter Ferdinands und Isabella's von Spanien, aus welcher Ehe 1500 zu Gent jener mächtige Kaiser Karl V. entsproß, welcher die Besitzungen Spaniens, Burgunds und Oestreichs auf seinem Haupte vereinigte. So lange die Niederlande ihren eignen Fürsten gehorchten, wurden die Verfassungen und die Vorrechte der Städte und Provinzen geschont und das Land blühte im Wohlstande: als aber Fürsten zum Besitz dieser Länder gelangten, welche noch außerdem große Besitzungen hatten, wurden sie bald nur noch als untergeordnete Theile eines größern Ganzen betrachtet; ihre verwickelte Verfassung erschien nun lästig, und die Fürsten strebten durch mancherlei Eingriffe in das Herkommen und die Rechte der Provinzen sich die Regierung zu erleichtern und ihre Gewalt zu verstärken. Gegenseitiges Mißtrauen und Erbitterung, Unruhen und offenbaren Empörungen waren die Folgen dieses ungerechten Verfahrens. Schon gegen Maximilian hatten die Stände der Provinzen ihre Unzufriedenheit und ihr Mißtrauen geäußert; ja sie nahmen ihn selbst gefangen, als er seinen Einzug in Brügge hielt, und er mußte seine Freiheit durch Bestätigung ihrer Vorrechte erkaufen. Unter Karl V. gingen die Eingriffe und das eigenmächtige Verfahren immer weiter; indeß blieb das Land, bis auf einzelne, unbedeutende Aufstände, ruhig und erreichte den Gipfel seines Wohlstandes. Karl V. vereinigte mit den Niederlanden die Provinzen Friesland, Overyssel, Utrecht, Geldern und Zütphen. Seinen Plan, alle 17 niederländisch-burgundischen Provinzen zu einem Staate zu verschmelzen, hinderte die Verschiedenheit ihrer Rechte und Verfassungen; auch war ihm der uralte Nationalhaß entgegen, der die Belgier und Bataver schied. Indeß vereinigte er sie unter dem Namen des burgundischen Kreises mit dem deutschen Reiche. Karl V. war viel zu klug, um nicht den hohen Werth dieser Pro-

vinzen einzusehen, und zugleich, daß ihr Wohlstand von ihrer Freiheit unzertrennlich sey. Er ließ daher den Städten ihre Verfassungen und Vorrechte und begnügte sich, Soldaten und ungeheure Summen aus seinen Niederlanden zu ziehen. Nur in einem Punkte verfuhr er hart und despotisch. Die Reformation hatte in Deutschland unglaublich schnelle Fortschritte gemacht und fand natürlich in einem Lande, wo Freiheit und Kenntnisse blühten, die günstigste Aufnahme. Karl, aus politischen Gründen entschlossen, diese Neuerungen in seinen Staaten nicht zu dulden, ließ die strengsten Edikte gegen die Anhänger der neuen Lehre ergehen, und setzte selbst ein der Inquisition ähnliches Tribunal, unter dem Namen des geistlichen Gerichts, in den Niederlanden ein. Mit der größten Härte verfuhr man gegen die Glaubensneurer: über 50.000 verlor das Land auf Scheiterhaufen und Blutgerüsten unter seiner Regierung, und dennoch blieben die Niederlande ruhig. Aber theils war er als geborner Niederländer und Freund ihrer Sprache und ihrer Sitten, wie auch durch sein ungezwungenes und zugängliches Wesen beim Volke beliebt, theils blendete und schreckte der Anblick seiner Macht und seiner Thaten; theils verschonte er auch die bedeutendsten Städte mit dieser Strenge, und seine Macht begünstigte ihren Handel. Ganz anders verhielt es sich mit seinem Sohne Philipp II., welcher in Spanien geboren und nur spanische Sprache und Sitten liebte, nur Spanier um sich duldete, mit den überspanntesten Begriffen von seiner Macht erfüllt war und entschlossen war, den Katholizismus in seinen Landen aufrecht zu halten, und keine andere Konfession zu dulden. An dem Tage, als Karl V. ihm zu Antwerpen 1555 die Niederlande abtrat, begann das traurige Schicksal dieser Provinzen. Noch bis zum J. 1559 blieb Philipp in den Niederlanden, aber sein finsteres und abstoßendes Wesen erfüllte die Gemüther nur immer mehr mit Furcht und Abneigung, und auch in seiner Seele ließ dieser Aufenthalt nur Erbitterung und Mißtrauen zurück. Bei seiner Abreise ließ er seine Schwester Margaretha, Herzogin von Parma, eine natürliche Tochter Karls V. und eine Niederländerin von Geburt, als Ober-Statthalterin zurück; setzte ihr aber den Kardinal Granvella als Rathgeber zur Seite, dessen Hinterlist und Grausamkeit die Niederländer so sehr empörte, daß selbst Philipp nach einigen Jahren für gut fand, ihn abzurufen. Zu Statthaltern der einzelnen Provinzen wurden mehrere Edle aus den alten Geschlechtern des Landes ernannt, unter welchen Egmont, Oranien und Hoorn die ausgezeichnetsten und die Lieblinge des Volks waren. Lamoral, Graf von Egmont und Prinz von Havre, war ein Abkömmling der alten Herzoge von Geldern und durch seine Gemahlin mit dem baierschen Hause verwandt. Er ward Statthalter von Flandern und Artois. Wilhelm, Prinz von Oranien, aus dem deutschen Hause Nassau, ottonischer Linie, hatte große Besitzungen in den Niederlanden und besaß außerdem noch das unabhängige Fürstenthum Oranien, in Frankreich. Ihm wurden die Provinzen Holland, Zeeland und Utrecht als Statthalter anvertraut. Auch Graf Hoorn war deutscher Reichsgraf und mit fürstlichen Häusern in Deutschland und Frankreich verwandt. Die Ruhe im Lande währte nicht lange. Vierzehn neue Bischöfe, die man dem Lande aufdrang, empörten das Volk, und selbst die dadurch in ihren Einkünften geschmälerte Geistlichkeit; die geschärften Edikte aber gegen die Protestanten, und die Versuche, die spanische Inquisition einzuführen, erfüllten alles mit Schrecken und Unwillen. Selbst die eifrigsten Katholiken empörten solche Willkühr und solche Nichtachtung ihrer Freiheiten, und bald bildete sich eine sehr ausgedehnte Verbindung des Adels, welche der Statthalterin 1565 eine Bittschrift übergab, worin um Milderung der Ketzeredikte vorzüglich gebeten wurde. Der verächtliche Name Gueux (Bettler), womit einer der königlichen Räthe die Verbündeten belegte, gab dem Namen Geusen seinen Ursprung, welcher sich

bald den Spaniern furchtbar machte. Es erfolgte in der That einige Erleichterung, die aber bei dem einmal aufgeregten Zustande der Gemüther die Sachen nur verschlimmerte. An allen Orten standen unter freiem Himmel Prediger auf, meist Leute aus dem niedrigsten Pöbel, welche das Volk durch ihre wüthenden Reden gegen Papstthum und Inquisition immer mehr entflammten. Bald brachen einige Haufen des elendesten Gesindels in Artois und Flandern auf, stürmten die Kirchen und zerstörten alles, was Bilder und Statuen, oder Altargefäße und Zierathen waren. Diese unsinnige Wuth der Bilderstürmer (s. d. Art.) verbreitete sich mit unglaublicher Schnelligkeit über alle Provinzen, und über 400 Kirchen wurden auf diese Weise beraubt und geschändet. Solche unverzeihliche Schandthaten wurden dem Geusenbunde verderblich: alle Katholiken und viele Protestanten selbst entsagten einer Verbindung, der man die Veranlassung zu solchen Unthaten zur Last legen konnte, und die Statthalterin hatte wenig Mühe den rasenden Pöbel zu überwältigen: indeß wurden, von Egmont und Oranien heimlich beschützt, doch nur wenige bestraft. Alle Prediger aber mußten das Land verlassen und viele tausend Protestanten folgten ihnen, um den vorauszusehenden Verfolgungen zu entgehen. Die Provinzen waren abermals beruhigt, und eine weise Mäßigung hätte wahrscheinlich den Frieden erhalten. Philipp hatte es anders beschlossen. Taub gegen die Bitte nund Vorstellungen seiner Schwester, sendete er den Herzog von Alba (s. d. Art.) mit einem kleinen aber auserlesenen Heere von 10.000 Mann nach den Niederlanden, um alle Schuldige und Verdächtige zu bestrafen. Die ganze Nation war in seinen Augen des Hochverraths schuldig. Alba führte mit großer Geschicklichkeit sein Heer aus Italien über die Alpen, zwischen den besorgten und feindseligen Schweizern und Franzosen hindurch. Das Gerücht seiner Ankunft verbreitete Schrecken in alle Provinzen, viele entflohen und alle harreten ängstlich ihres Schicksals. Auch der unvorsichtige Egmont, immer zwischen der wahren Treue gegen den König und der Liebe zu seinen Landesleuten schwankend, vergebens von dem weisern Oranien gewarnt, blieb zurück. Die Statthalterin, gekränkt durch die Ankunft Alba's, und wohl einsehend, daß ihr nur ein eitler Schein von Macht bleiben würde, verließ die Niederlande, und so wenig sie auch für das Volk gethan, so glaubten doch viele, mit ihr habe sich der Schutzengel der Niederländer entfernt. Alba rechtfertigte nur zu bald diese Besorgnisse. Egmont, Hoorn und viele andere Edle wurden nach einer Konferenz mit Alba plötzlich eingezogen; ein Blutgericht, das Gericht der Unruhen genannt, zum Theil aus Spaniern bestehend, ward niedergesetzt, um mit unerbittlicher Strenge über das Leben und die Güter der Schuldigen, — und das waren Alle nach spanischen Ansichten, — zu entscheiden. Egmont und Hoorn (vergl. d. Art.) und mit ihnen noch einige 20 Edelleute wurden zum Tode verurtheilt und 1567 in Brüssel hingerichtet; der nach Deutschland entflohene Oranien ward in die Acht erklärt. Tausende verließen aufs neue ein Land, wo ihr Leben jeden Augenblick bedroht war, und aus ihnen zum Theil warb der Prinz von Oranien die Truppen, womit er die Niederlande zu befreien gedachte. Unzählige Hinrichtungen und Bedrückungen aller Art brachten die Völker zur Verzweiflung. Die ersten Versuche Wilhelms von Oranien (s. d. Art.) zur Rettung der Niederlande mißlangen gänzlich; er konnte mit zusammengerafften Haufen den krieggeübten Spaniern nicht widerstehen. Ihm blieb nichts übrig, als die Bewohner der nördlichen Provinzen zur Ausrüstung von Schiffen zu ermuntern, womit sie die Spanier mit dem besten Erfolge zur See bekriegten. Diese Wasser-Geusen, wie sie selbst sich nannten, wurden bald den Spaniern furchtbar, und als sie sich 1572 der Festung Briel und bald darauf Vliessingen's bemächtigt hatten, wuchs der Muth der Holländer und Seeländer so sehr, daß die meisten Städte

jener Gegenden sich für den Prinzen von Oranien erklärten. Die Natur des Landes, die Hartnäckigkeit der Bewohner und mehr als alles der beständige Geldmangel, verhinderten den Alba die empörten Provinzen zu unterjochen; er war froh 1573 abgerufen zu werden, und schied mit dem Bewußtseyn, dessen er sich auch rühmte, in 6 Jahren 18.000 Menschen durch des Nachrichters Hand vertilgt zu haben. Sein Nachfolger D. Luis de Zuniga y Requesens, obgleich mäßig u. milde, vermochte eben so wenig den immer mehr um sich greifenden Brand zu löschen, und als nach seinem Tode, unter seinem Nachfolger Johann von Oestreich, einem natürlichen Sohne Karls V., die nichtbezahlten zügellosen spanischen Horden in wildem Aufruhr ausbrachen, und mehrere der blühendsten Städte, namentlich Antwerpen (s. dessen Belagerung 1. Bd.), plünderten, um sich bezahlt zu machen, da griff der Unwille so weit um sich, daß auch die noch ruhigen südlichen Provinzen mit den nördlichen 1576 durch die Genter Pacifikation sich zur Vertreibung der spanischen Truppen verbanden; denn von Losreißung von Spanien war, wenigstens öffentlich, noch nicht die Rede. Auch Johann von Oestreich starb bald, und seinem eben so schlauen als kriegserfahrnen Nachfolger, dem Herzog Alexander von Parma, ward es leicht, die südlichen, im Ganzen katholischen Provinzen wieder zu beruhigen und seine Macht mehr gegen die nördlichen und den Prinzen von Oranien zu wenden. Diese, die Gefahr, die ihnen von ihrem talentvollen Feinde drohte, wohl erkennend, verbanden sichendlich enger zu gegenseitiger Vertheidigung durch die Utrechter Union 1579, die anfänglich zwar nur die 5 Provinzen Geldern, Zütphen, Holland, Utrecht und Gröningen umfaßte, der sich aber Friesland und Over Yssel bald nachher anschlossen. Doch wagten sie es erst 1581 dem Könige förmlich den Gehorsam aufzukündigen: eine Maßregel, woran auch einige südliche Provinzen Theil nahmen; bis dahin war alles, selbst der Krieg, wunderlich genug, noch im Namen des Königs geführt worden. Kaum vermochte Wilhelm von Oranien dem Herzoge von Parma zu widerstehen, und als Wilhelm 1583 von der Hand eines Meuchelmörders, um dessen Schandthat der Herzog von Parma vielleicht wußte, gefallen war, schienen die nördlichen Provinzen verloren. Sie fanden aber in dem Sohne des Ermordeten, Moritz (s. d. Art.), einen eben so klugen als tapfern Anführer, und erhielten zu gleicher Zeit von der Königin Elisabeth Hülfstruppen, unter der Anführung ihres Günstlings, des Grafen Leicester. So wenig auch dieser fähig war den Spaniern die Spitze zu bieten, so war doch die spanische Macht, durch andre gleichzeitige Unternehmungen Philipps in Frankreich getheilt, nicht im Stande die neue Republik zu unterjochen, und als 1592 auch der Herzog von Parma gestorben war, wurde der Krieg aus Geldmangel und Erschöpfung Spaniens immer schläfriger geführt. Ja zuletzt ließ Philipp selbst sich herab, den Frieden auf ziemlich billige Bedingungen zu suchen. Nun aber war es bereits viel zu spät, und unmuthig über das Fehlschlagen eines Unternehmens, welches ihm viele Millionen, mehrere große Flotten und viele Tausende seiner besten Krieger gekostet hatte, trat er die Niederlande seiner Tochter Isabella und ihrem Gemahl dem Erzherzoge Albrecht von Oestreich ab. Unter Philipp III. kam endlich 1609 ein 12jähriger Waffenstillstand zu Stande. Nach Ablauf desselben versuchte zwar Spanien noch einmal die verlornen Provinzen wieder zu erobern, allein vergebens, da diese in den letzten Jahren unglaublich an Macht und Reichthum zugenommen hatten. Im westphälischen Frieden endlich 1648 mußte auch Spanien die Republik Holland erkennen, was alle Mächte Europa's schon längst gethan hatten. Schon am Ende des vorigen und im Anfange dieses Jahrhunderts hatten die Holländer, während sie zu Lande nicht immer glücklich fochten, sich desto furchtbarer zur See gemacht, und den Umstand benutzend, daß Philipp III. Portugal unterjochte, ward

es ihnen leicht die schlechtvertheidigten Besitzungen der Portugiesen in Ostindien beinahe sämmlich zu erobern, so wie auch den größten Theil von Brasilien (s. d. A.). Stolz auf ihren Reichthum und ihre Macht, wünschte eine mächtige Parthei in Holland die bisherige Gewalt der Statthalter aus dem Hause Oranien, von der sie Gefahr für die Freiheit befürchteten, gänzlich zu vernichten, und als der letzte Wilhelm II. 1650 gestorben und sein Sohn Wilhelm III. erst 8 Tage nach des Vaters Tode geboren wurde, benutzte man diesen Umstand, und während 22 Jahren ward die Republik allein von Generalstaaten, an deren Spitze der große Staatsmann Johann de Witt als Großpensionair und sein Bruder Kornelius standen, regiert. In diese Zeit fallen die glänzenden Schlachten, welche die Seehelden Tromp und Ruyter (s. d. Art.), wenn auch oft mit zweifelhaftem Erfolge, den Engländern lieferten. Als aber die Republik durch die ungerechten Angriffe Ludwigs XIV. (s. d. Art.) 1672 an den Rand des Verderbens gebracht worden und die Feinde bis auf wenige Stunden von Amsterdam vorgedrungen waren, da richteten sich die Blicke des Volks auf den jungen Wilhelm von Oranien, er ward von Holland und Zeeland zum Statthalter ausgerufen und die würdigen Brüder de Witt von einem rasenden Pöbel zerrissen. Wilhelms Einsichten, sein Glück und der Beistand mehrerer deutschen Fürsten retteten die Republik, und schon 1674 ward er zum Erbstatthalter von 5 Provinzen ernannt. Als er 1688 von England zum Thron berufen, riß er auch Holland zu seinen Kriegen mit Frankreich fort, und focht mehrere Jahre, wenn nicht mit Glück, doch mit Ruhm in den Niederlanden. In der 1700 ausgebrochene spanische Erbfolgekrieg (siehe Frankreich und Spanien) war größtentheils das Werk seines unversöhnlichen Hasses gegen Frankreich. Nach seinem 1702 erfolgten Tode ward abermals die Statthalterwürde abgeschafft, und die Generalstaaten, an deren Spitze der Großpensionair Heinsius stand, setzten den Krieg gegen Frankreich bis zum Utrechter Frieden 1714 fort. In diesem Frieden, wodurch die katholischen Niederlande an Oestreich kamen, erhielten die Holländer das Recht, Besatzung in mehreren an der französischen Gränze liegenden Festungen zu halten; der deßhalb 1715 mit Oestreich geschlossene Vergleich heißt der Barriere-Traktat. Seit dieser Zeit sind die Macht und der Reichthum Hollands beständig im Sinken gewesen; die vielen Kriege hatten es erschöpft und die wachsende Seemacht Englands brachte seinen Handel immer mehr herunter. Noch immer gab es eine bedeutende Parthei, welche dem Hause Oranien zugethan blieb, und da Wilhelm IV., ein Prinz aus diesem Hause, Erbstatthalter von Friesland war, so gelang es ihm nach und nach auch die übrigen Provinzen zu gewinnen, so daß er 1747 von allen zum Erbstatthalter anerkannt wurde. Bei seinem Tode 1751 ließ er seinen 3jährigen Sohn Wilhelm V., den jetzigen König, unter der Vormundschaft des Herzogs von Braunschweig. Im Jahre 1786 aber erregte die Anti-Oranische Parthei, unter dem Namen der Patrioten, bedeutende Unruhen und suchte den Erbstatthalter zu verdrängen: doch reichte eine geringe preußische Hülfsmacht 1787 sehr bald hin, diesen übel berechneten Aufstand zu dämpfen. Bald brach nun die französische Revolution aus, und das durch langen Frieden wehrlose und durch entgegengesetzte Partheien noch mehr geschwächte Holland konnte dem raschen Vordringen mächtiger Heere nur einen ohnmächtigen Widerstand entgegensetzen. Von einem ungewöhnlich strengen Winter begünstigt, eroberte Pichegru 1765 Holland ohne Mühe; der Erbstatthalter entfloh nach England, und die Holländer mußten unermeßliche Summen für ihre Befreiung bezahlen. Indeß mußte der Widerstand der Anhänger des Föderalismus gegen die der Unität (die Demokraten) durch einen Gewaltstreich beseitigt werden, ehe die, der dritten französischen nachgebildete 1u Konstitution der batavischen Republik (so wurde von jetzt an das Land ge-

heißen) vom 23. April 1798 von der bereits zu zweiten Male berufnen Nationalversammlung angenommen wurde. England benutzte diesen Umstand, um sich mit leichter Mühe aller holländischen Kolonien zu bemächtigen. Eine 2te Konstitution vom 16. Okt. 1801 war zwar der franz. vierten von 1799 nachgebildet; allein es fehlte auch ihr die Einheit in den Maßregeln der Regierung; daher erhielt die batavische Rebublik, unter des Kaisers Napoleons Einflusse, eine 3te mehr monarchische Konstitution am 15. März 1805, in welcher ein Rathspensionair an die Spitze der Regierung kam. 1806 erhob Napoleon seinen Bruder Ludwig zum König; die Konstitution durfte nur wenig verändert werden, als der Staatsvertrag mit Frankreich vom 24. Mai 1806 das neue Königreich Holland auf das festeste an das Interesse der französischen Politik knüpfte. Dies geschah durch das konstitutionelle Gesetz, des Königs v. Holland vom 10. Juni 1806. Man muß Ludwigen die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß er alles mögliche that, um seine Unterthanen gegen die Erpressungen und die allen Handel vernichtenden Dekrete seines Bruders zu schützen, und es gereicht ihm zur größten Ehre, daß, als er sah, er könne seine Unterthanen nicht retten, er 1810 freiwillig dem Throne entsagte. Holland ward nun dem französischen Reiche einverleibt, und durch Konscription, Ausrüstung von Schiffen, und durch Abgaben an Menschen und Geld erschöpft. Das ewige denkwürdige Jahr 1813 brachte auch Holland die Freiheit wieder. Rasch überzog und eroberte der General Bülow dieses Land und ward überall von den Einwohnern mit Jubel empfangen. Eine provisorische Regierung rief den Statthalter Wilhelm V., dessen Söhne schon längst unter Englands Fahnen in Spanien sich ausgezeichnet hatten, zurück. S. Bossch a's Gesch. der Staatsumwandelung in den Ndrl. i. J. 1813. Amsterd. 1814. 1815. Die spanischen Niederlande waren bisher fortwährend der Gegenstand der französischen Eroberungspolitik und der Kampfplatz europäischer Heere gewesen. Artois und Theile von Flandern, Hennegau, Namur und Luxemburg mußten nach und nach an Frankreich abgetreten werden. Die übrigen spanischen Niederlande, oder der burgundische Kreis, kamen durch den Utrechter und Rastadter Frieden 1714 an das Haus Oestreich. Unter Joseph II. empörten sich der stolze belgische Klerus, Adel und Volk. Leopold II. mußte endlich im Frieden zu Campo Formido 1797 Belgien an Frankreich abtreten, mit welchem es bereits durch Sprache und Handelsvortheil, wie durch die Waffen verbunden war. Nach der Schlacht bei Leipzig eroberten die verbündeten Mächte diese Provinzen. Sie wurden hierauf durch den Pariser Frieden 1814 und durch den Pariser Vertrag vom 20. Nov. 1815, der einige Landstriche und Festungen von den ehemals an Frankreich abgetretenen Provinzen ihnen zurück gab, und durch die Wiener Kongreßakte vom 9. Juni 1815, welche den größten Theil des ehemaligen Hochstifts Lüttich bis an die Maas dazu schlug, mit Holland vereinigt, und unter Wilhelm I., Prinzen von Oranien-Nassau, zu Einem Königreich erhoben. Am 8. Junius 1815 trat der König der Niederlande dem deutschen Bunde bei. Am 18. Juni wurde auf dem Boden des Königreichs die furchtbare, aber entscheidende Schlacht bei Waterloo, gekämpft, durch welche der Eroberer, der schon die Niederlande wieder erworben zu haben glaubte, zurückgetrieben, gestürzt, und das neue Königreich neu befestigt wurde. In dem 2. Pariser Frieden (20. Nov. 1815) mußte Frankreich auch diejenigen Stücke, welche es von den ehemaligen östereichischen Niederlanden noch behalten hatte, namentlich einen an Mineralprodukten ergiebigen Landstrich zwischen Hennegau und Namur in der Mitte der Ardennen, dessen Verlust von den Einwohnern der Proving Hennegau und insbesondere der Stadt Mons empfindlich gefühlt war, mit den Festungen Marienburg und Philippeville an das Königreich der Niederlande abtreten. Auch erhielt es die Souveränität über das kleine jetzt unter der Mediatherrschaft des Fürsten

von Rohan Montbazon stehende Herzogthum Bouillon zwischen Luxemburg und Champagne. Am 17. Mai 1816 verband sich eine niederländische Flotte unter dem Admiral van der Kapellen mit der englischen unter Lord Exmouth in der Bai von Algier und erkämpfte mit dieser wichtige Bedingungen von dem Dey von Algier durch ein heftiges Bombardement. Als der Dey von Algier den im J. 1816 geschlossenen Frieden vergaß und 1824, unter Androhung des Kriegs, die alten Forderungen an Geschenken erneuerte, ließ ihm der Befehlshaber der niederländischen Flotte im mittelländischen Meere, Admiral Wolterbeck, die Antwort zukommen, daß die Regierung der Niederlande keineswegs den Anmaßungen des Deys zu entsprechen gedenke; zugleich verlangte der Admiral binnen 24 Stunden eine bestimmte Erklärung, ob er sich im Kriegszustande mit Algier betrachten solle oder nicht. Hierauf stand der Dey (im Oktober) von seinen Forderungen gänzlich ab, und unterzeichnete den Frieden von 1816 von Neuem. Das Königreich der Niederlande liegt zwischen 20° 16 bis 24° 34′ O. L. und 49° 30′ bis 53° 34′ N. Br. Es gränzt im N. und W. an das deutsche Meer; im O an die Staaten von Hannover und Preußen; im S. an Frankreich. Mit Ausschluß des Zuidersees und der großen Strommündungen, beträgt sein Flächenraum 1148½ Q. M., wovon 528 auf die 8 südlichen (Südbraband, L.mburg, Lüttich, Ostflandern, Westflandern, Hennegau, Namur und Antwerpen), 512 auf die 9 nördlichen Provinzen (Nordbraband, Geldern, Holland, Zeeland, Utrecht, Friesland, Overyssel, Gröningen und Drenthe), und 108 auf das Großherzogthum Luxemburg kommen. Die Niederlande (⅛ von dem Flächenraume Frankreichs, aber doppelt volkreicher) bilden eine große Ebene. Seeflandern, Zeeland, Gröningen und Friesland liegen so niedrig, daß sie durch kostbare Deiche gegen die Fluthen des eindringenden Meeres gedeckt werden müssen. Dieser Wasserbau (Waterstaat) kostet jährlich 4 — 5 Mill. Gulden (1 Gld. = 13 Gr.). Hollands Wasserstaat ist beschrieben im 4. Bde. von v. Wiebeking's theoret. prakt. Wasserbaukunst. 2. A. An der südl. Gränze ziehen sich die unfruchtbaren Anhöhen des Ardennerwaldes über Luxemburg, Lüttich, Hennegau und Namur hin. Das deutsche Meer bildet nördlich drei Busen: den Zuidersee (57 Q. M.), mit dem Y durch den Pampus, und durch das Y mit dem größten Binnensee, dem Haarlemer Meer, verbunden; den Dollart, ehemals ein Landstrich am Ausfluß der Ems, den 1277 und 1287 das Meer verschlang; und den Biesbosch. Der Rhein verzweigt sich in den Niederungen der Schenkenschanze. Der rechte Arm verliert sich in die Yssel, die Vecht und den Lech (jene fallen in den Zuidersee; diese in die Maas); der noch übrige Strom geht unter dem Namen Rhein bei Katwik durch einen schmalen Kanal in das deutsche Meer. Der linke Rheinarm, oder die Waal, vereinigt sich zweimal mit der Maas (s. d. Art.), die dem deutschen Meere zufließt. Auch die Schelde theilt sich in die Oster- und Wester (oder Hont-) Schelde; jene windet sich zwischen den zeeländischen Inseln, diese zwischen Walchern und Seeflandern, bei Vliesingen in das deutsche Meer. Diese Hauptströme, nebst ihren meist schiffbaren Nebenströmen befördern durch Kanäle die kunstvolle Wasserverbindung fast aller bedeutenden Städte; in den nördlichen thun das die Treckschuitengoten; denn kein Land in der Welt hat so viele Kanäle, als einige niederländische Provinzen, besonders Holland, Seeland, Friesland und Gröningen; in keinem Lande sind aber auch Kanäle zugleich nothwendiger und leichter anzulegen, weil bei der ganz flachen Beschaffenheit des Bodens das Graben des weichen Bodens keine Schwierigkeit macht, die Flüsse nur wenig Fall haben und also um so leichter durch wenige Schleusen zu bändigen sind. Diese Kanäle sind zu gleicher Zeit eine Zierde des Landes, denn beinahe überall sind sie sauber gehalten, von Dämmen eingefaßt so wie mit den schönsten Lindenalleen bepflanzt, und gewähren überdies eine

außerordentliche Bequemlichkeit für den Handel und die Verbindung aller Städte. Bei dem Ueberfluß an Wasser sind die meisten Kanäle tief und breit, so daß sie von bedeutenden Kähnen und Schiffen können befahren werden. Die nördlichen Provinzen haben beinahe keine andre Landstraßen; alles Verkehr, alles Reisen geschieht auf den Kanälen, weil in einem Lande, wo es beinahe keine Steine giebt, die Anlagen von Chausseen fast unmöglich ist. In den nördlichen Provinzen ist der Boden nur theilweise fruchtbar, große Strecken sind hingegen morastig, oder sandige Haiden; auch wird hier bei weitem nicht so viel Getreide gewonnen, als die Einwohner bedürfen, und der fruchtbare Boden wird beinahe ausschließlich zu Viehweiden benutzt. Desto vortrefflicher ist der Boden in dem südlichen Theile oder den eigentlichen Niederlanden; hier ist er eben, ohne doch moorig oder sandig zu seyn, und man wird wohl nicht irgendwo ein Land finden, welches so vortrefflich angebaut wäre, als dies namentlich Flandern und Brabant sind. Hier stehen Viehzucht, Getreide- und Gartenbau auf der höchsten Stufe und haben das Land in einen wahren Garten verwandelt. Das Klima beider Landestheile ist durchaus gemäßigt, im Süden etwas milder und freundlicher, im eigentlichen Holland wegen der unzähligen Gewässer sehr feucht, nebelig und oft stürmisch. In heißen Sommern ist die Ausdünstung der Kanäle oft unerträglich. Das eigentliche Holland ist im Ganzen genommen kein sehr gesundes Land, und nicht blos Fremde, sondern auch die Eingebornen leiden von der übermäßigen Feuchtigkeit der Luft. Die Reinlichkeitssucht der Holländer hat gewiß ihren Hauptgrund in dieser den Schmutz so sehr befördernden Eigenschaft ihres Landes. Für die südlichen Provinzen sind Hauptprodukte: alle Getreidearten, vorzüglich schöner Weizen, alle Gartenfrüchte, ausgezeichnet guter Flachs und Hanf und an den Ufern der Maas, Sambre und Mosel etwas Wein. Waldungen sind nur in Luxemburg, Namur, Hennegau, Lüttich und Braband. Die ehemalige Republik ist sehr arm an Holzwachs, den sie durch Anpflanzungen weicher Holzarten an ihren vielen Gewässern nur spärlich ersetzt. Noch bemerken wir, daß die in Nordamerika einheimischen Bäume (Eichen, Linden, Ahorn, Pappeln, Nuß- und Kastanienbäume ꝛc.) jetzt in den Niederlanden als Waldbäume gezogen werden. In den nördlichen Provinzen gestattet der Boden nur hie und da den Getreidebau, am meisten wird er noch in Seeland getrieben. Dafür aber haben sie Ueberfluß an vortrefflichen Weiden, so daß sie schönes Rind- und Schaafvieh erziehen. Daher der große Ruf des holländischen Käses, worunter der Leidner und Eidammer der berühmteste ist; der sogenannte Limburger Käse wird von Schaafmilch gemacht. Die Schweinezucht wird sehr stark betrieben, und der Speck ist eines der Hauptnahrungsmittel der niedern Volksklassen. In den Seedünen halten sich unzählige wilde, sehr schmackhafte Kaninchen auf; anderes vierfüßiges Wildpret ist in den nördlichen Provinzen sparsam, um desto häufiger aber in den holzreichen südlichen Provinzen, Brabänd, Hennegau, Namur und Luxemburg zu finden. Wildes und zahmes Geflügel, insbesondere Wasservögel, sind im Ueberflusse vorhanden. Die Bienenzucht ist auf den Haiden in Geldern und Utrecht nicht unbeträchtlich. Außerdem wird hin und wieder sehr feiner Flachs und in Seeland vorzüglich Krapp (Färberöthe) gebaut. Der seeländische Krapp gilt nach dem von Smyrna für den besten. Die Gewässer der Niederlande und das angränzende Meer sind sehr reich an Fischen aller Art, an Austern und andern Schaalthieren; daher auch Fischerei (vergl. d. Art.) von den ältesten Zeiten her einen großen Theil der Einwohner beschäftigt hat. Unendlich wichtiger aber als diese inländischen Fischereien waren ehemals die jetzt freilich ganz gesunkenen Fischereien in entfernteren Meeren, besonders der Wallfischfang und der Heringsfang. Austern und Muscheln (zu Kalk benutzt), so wie alle Arten von See- und Flußfischen

sind in großer Fülle an den Küsten, so wie in den zahlreichen Flüssen u. inländ. Gewässern vorhanden. (vgl. d. Art. Fischerei.) An Mineralien enthalten die nördl. Provinzen meistens nur Torf, der in größter Fülle in Holland u. Friesland gegraben wird, ferner Thon- und Pfeifenerde; in den südl. Provinzen, Namur, Hennegau, Lüttich und Limburg, findet man Eisen, Blei und Kupfer, Gallmei, Schwefel, Steinkohlen, Kalk, Marmor und Mineralwasser. Die Niederlande haben kein Salz; sie holen daher See- und Steinsalz aus Portugal, Spanien und England, wissen aber es sehr zu verfeinern, raffiniren, indem sie es noch einmal in Seewasser auflösen und die dadurch entstandene Soole versieden. Ueberhaupt bestand die Betriebsamkeit der Niederländer und vorzüglich der Holländer, zur Zeit als sie ihren höchsten Gipfel erreicht hatte, bei der Armuth ihres eignen Landes, besonders darin, die rohen Produkte andrer Länder herbeizuschaffen und sie dann auf mancherlei Weise verarbeitet und veredelt wieder auszuführen. Zu den bedeutendsten Fabriken gehörte damals die Papiermacherei, und obwohl auch diese sehr abgenommen so gehört doch immer noch das holländische Papier zu dem schönsten. Die schöne Leinwand und die vortrefflichen holländischen Bleichen lieferten natürlich die feinsten und besten Lumpen, woraus bekanntlich das Papier gemacht wird (s. Holländerei). Mit der Papiermühle stand früher der Buchhandel in genauer Verbindung. Im Anfange des vorigen Jahrh. erschienen in Holland die schönsten, noch jetzt gesuchten Ausgaben, sowohl der alten Klassiker als auch franz. Werke. Auch haben sie die von den Franzosen seit etwa 30 Jahren als eine Erfindung ihres Didot und Herhan so hoch gerühmten Stereotypen (s. d. Art.) schon im Anfange des vorigen Jahrh. gekannt. In neuern Zeiten, wo der Buchhandel Deutschlands und Frankreichs sich gehoben, ist der holländische ganz herabgekommen. Die einzigen noch jetzt bedeutenden Fabriken sind in den südlichen Provinzen die Tuchfabriken. Die Niederländer sind die ersten gewesen, welche die Kunst verstanden, die feinern Tücher zu bereiten. Sehr wichtig und bis jetzt noch an keinem Orte der Welt übertroffen sind die berühmten Spitzen- oder Kantenfabriken, deren Hauptsitz der nördliche Theil der eigentlichen Niederlande ist, obgleich sie gewöhnlich nur Brüsseler Kanten heißen. In den nördlichen Provinzen sind jetzt die Leinewandfabriken bei weitem die wichtigsten, ihr Hauptsitz sind die Provinzen Gröningen, Friesland und Oberyssel. Bemerkenswerth sind außerdem die nordholländischen Holz- und Sägemühlen, die holländischen Rauch- und Schnupftabakfabriken und die so sehr als jemals blühenden Branntweinbrennereien in den Provinzen Holland, Brabant und Lüttich, ferner die Tabakspfeifenfabriken zu Gouda mit 2400 Arbeitern, die jährlich für 1½ Million Fl. Pfeifen liefern. Die Bierbrauereien sind in der Provinz Holland sehr in Verfall gerathen, in Brabant und Oberyssel hingegen noch ziemlich blühend. Um dem Verfall der inländischen Fabriken zuvorzukommen, hat sich 1817 mit außerordentlicher Begeisterung ein patriotischer Bund in den Städten Gent, Brüssel, Löwen u. a. m. gebildet, dessen Mitglieder keine leinenen, wollenen und baumwollenen Waaren kaufen, oder damit handeln wollen, die nicht im Lande fabrizirt worden sind; noch haben sie sich verpflichtet, in Bezug auf andre Manufakturwaaren, den inländischen vor den fremden jederzeit den Vorzug geben. Zur Belebung des Kunst- und Gewerbfleißes ward eine öffentliche Ausstellung der Erzeugnisse der Nationalindustrie angeordnet, die seit 1820 jährlich vom 1. August an zu Gent statt findet. Auch befahl der König im Juni 1820, die Truppen, die Hofleute, und alle Beamte bei milden Anstalten sollten sich nur in inländische Stoffe und Zeuge kleiden; die Verordnung begünstigte vorzüglich die belgischen Manufakturen, welche während der Vereinigung mit Frankreich sehr geblüht hatten. Der Handel, der mit den Fabriken in der innigsten Verbindung steht, hat auch ihr Schicksal

chellen müssen und ist selbst noch tiefer gesunken als diese. Im 15. und 16. Jahrh. blühten die eigentlichen Niederlande durch Fabriken und Handel; beide wurden beinahe vernichtet durch das spanische Joch; der Handel insbesondere zog sich seit d. 16. Jahrh immer mehr nach dem sein Freiheit behauptenden Holland, u. im 17. waren die Holländer in jeder Hinsicht, was jetzt die Engländer sind. Ihre Seemacht war die erste in der Welt, ihr Handel umfaßte alle Welttheile. Damals hatten sie eben den Portugiesen beinahe alle ihre Besitzungen in Ostindien entrissen, und lange Zeit war der Handel mit Gewürzen, vorzüglich Pfeffer, Zimmt, Muskaten ausschließlich in ihren Händen. Die von Kromwell gegebene Navigations-Akte 1651, wodurch ihnen die Einfuhr fremder Produkte in England verboten wurde, gab ihrem Alleinhandel den ersten Stoß. Bald verloren sie in dem hartnäckigen Kampfe mit England ihre Uebermacht zur See; England trat ihnen auch in Ostindien immer mehr als mächtiger Nebenbuhler entgegen; andre Nationen erwachten nach und nach zu besserer Benutzung ihrer Kräfte, und so sank der Handel von Jahr zu Jahr. Noch immer war er bedeutend im vergangenen Jahrh., und das Land blühte im höchsten Wohlstande, als endlich die französische Besitznahme die Holländer beinahe gänzlich vom Meere ausschloß und den alten Reichthum bedeutend verminderte. Der holländische Zwischen-, Assekuranz-, Fracht-, Kommissions-, Speditions- und Wechselhandel ist indeß noch immer für Europa wichtig. Die inländischen Ausfuhrartikel sind nicht beträchtlich. Dagegen ziehn die Niederländer vom Auslande nicht bloß viele der ersten Nothwendigkeiten des Lebens, alles Schiff- und Bauholz, sondern auch die meisten Stoffe für ihre Fabriken, alles Gold und Silber, und viele Kolonialwaaren, die sie wieder über das ganze Europa vertreiben. Den Binnenhandel befördern die treffliche Handelsstraßen, Kanäle und schiffbare Flüsse. Holland allein beschäftigt, ohne die Seeschiffe, über 5600 Fahrzeuge und Treckschuiten, und gegen 15.000 Boote. Haupthandelplätze sind: Amsterdam, wo die Bank der vereinigten niederländ. Prov. sich befindet, Rotterdam, Utrecht, Middelburg, Brüssel, Gent, Brügge, Antwerpen, Mecheln, Löwen, Mons, Lüttich, Verviers und Ypern; die vornehmsten Handelshäfen: Briel, Ostende, Antwerpen, Delfshafen, Dortrecht, Enkhuizen, Vließingen, Medenblick, Zirkzee und Helvoetsluys. Die Schifffahrt ist im Zunehmen. 1823 kamen in der Maas 1312 Schiffe an, und 1323 segelten ab; in dem amsterdamer Hafen liefen 2159 Schiffe ein. Das Wichtigste daher, was für den Handel geschehen konnte, ist die Vollendung des nordholländischen, von Amsterdam bis zum Helden gezogenen, 80 Stunden langen Kanals, der 120 F. breit, 25 F. tief ist, und der über 12 Million Gulden gekostet hat: ein der schönsten Zeit des holländischen Handels würdiges Nationalunternehmen. Seit der Auflösung der ost- und westindischen Kompagnien ist der Handel nach beiden Indien, mit Ausnahme der Schifffahrt nach Japan und einigen Gewürzinseln, die sich die Regierung vorbehalten, frei. Der niederländische Handel und der Reichthum des Volks beruht auf den Kolonien, die der Staat besitzt. Es sind die Ueberreste der Eroberungen der Holländer aus dem 17. Jahrh. in Asien, Afrika und Amerika. Die oberste Verwaltung der Kolonien gehört nach der Konstitution dem Monarchen. Die auswärtigen Besitzungen der Niederlande sind: 1. in Asien: die Insel Java (theils unter mittelbarer Herrschaft heimischer, den Niederländern zinsbarer Fürsten); die unter der Generalstatthalterschaft zu Batavia stehenden, in die drei Gouvernements Amboina, Banda und Ternate eingetheilten moluckischen Inseln (deren Werth jedoch seit der Verpflanzung der Muskatennuß, und Gewürznelkenbäume durch die Engländer und den dadurch verursachten Verlust des früheren holländischen Alleinhandels damit sehr vermindert ist); ferner Makassar auf Celebes, Palimbang auf Sumatra (auf Borneo legte man

wegen des Goldreichthums neue Faktoreien an). Die gesammten asiatischen Besitzungen betragen 4700 Q. M. und enthielten nach der von dem engl. Gouverneur Taffle 1815 veranstalteten Zählung 2.957.336 Einw.; 2. in Afrika: 13 feste Plätze und Handelsniederlassungen auf der Küste von Guinea, worunter St. George del Mina und Raffau, zusammen mit 10.000 Einw.; 3. in Amerika: die Kolonie Surinam auf dem festen Lande von Guyana mit 520 Q. M. und 310.000 Einw., und die westindischen Inseln Curassao, St. Eustache und St. Martin, zusammen 15 Q. M. mit 39.000 Einw. Die Gesammtheit des Flächeninhalts der auswärtigen Besitzungen beträgt ungefähr 5236 Q. M. und die der Einw. 3.316.336. Der Sklavenhandel ist verfassungsmäßig abgeschafft. Vergl. Colonien, Indien u. die Art. der einzelnen Länder. Nach dem Vertrage vom 17. März 1824 in London trat der König der Niederlande an Großbritannien alle Besitzungen und Rechte auf dem festen Lande von Indien ab, insbesondre Stadt und Festung Malakka nebst Zubehör; er versprach, auf der Halbinsel Malakka nie wieder eine Niederlassung zu gründen, noch mit den Landesfürsten daselbst irgend einen Vertrag abzuschließen; zugleich entsagte er allem Widerspruche gegen die brittischen Besitznahme der Insel Singapur (s. d. A.). Dagegen trat der König von Großbritannien an die Niederlande ab die Faktorei und Festung Marlborough, nebst allen brittischen Besitzungen (Präsidentschaft Benroolen) auf der Insel Sumatra; er versprach, nie wieder auf dieser Insel eine Niederlassung zu gründen, noch mit den Landesfürsten daselbst einen Vertrag einzugehen. Ferner entsagte er allem Widerspruche gegen die niederländische Besitznahme der Insel Billeton und Zubehör; er versprach, nie eine brittische Niederlassung auf den karimonischen Inseln, oder auf den Inseln Battam, Bintang, Lingin, noch irgend einer andern südlichen von der Meerenge von Singapur zu gründen. Kein Theil darf jedoch die benannten, gegenseitig abgetretenen Besitzungen an irgend eine Macht abtreten, und im Fall ein Theil diese Besitzungen aufgäbe, soll der andre sogleich das Recht haben, davon Besitz zu nehmen. Die gegenseitige Uebergabe erfolgt den 1. März 1825. Nach diesem Vertrage sind die Niederlande in dem ausschließenden Besitze der Sundaninseln und des wichtigsten Theils der Molucken sowohl, als des dasigen Specereihandels geblieben; auch haben sie, nach einem kurzen, aber blutigen Kriege im Sommer 1824 den Fürsten von Ternate auf der Insel Celebes, welcher sich von seiner Zinsbarkeit losmachen wollte, zur Unterwerfung gezwungen. Die Volkszahl des Königreichs der Niederlande beträgt nach Hassel 5.575.500 Einw., wovon aber 3.175.000 (ohne die 225.000 im Großherzogthum Luxemb.) in den südl. und 210.000 in den nördl. Provinzen; darunter mögen etwa 1.690.000 Holländer, 145.000 Friesen, 300.000 Deutsche, 3.360.500 Wallonen oder Belgen und 88.000 Juden sich befinden. Beide Völker, bekanntlich deutschen Ursprungs, sind aber durch Sprache, Religion (die nördl. Prov. sind meistens reformirt, die südl. meistens katholisch; das reg. Haus ist reformirt) und politische Ansichten sehr von einander verschieden; daher sie sich gegenseitig hassen. Beide sind ungeachtet ihres Phlegma, geistvoll, kunstfleißig und erfinderisch, dabei arbeitsam, nüchtern, beharrlich und kaufmännisch gesinnt, besonders zeichnet sich der Holländer durch Mäßigung, Einfachheit der Lebensweise und Reinlichkeit aus. Der Belge ist ein eifriger Anhänger des Katholizismus, liebt den Prunk und hängt mit Vorliebe an Allem, was französisch ist (vergl. Brüssel). Der Holländer nähert sich mehr dem Deutschen, und liebt republik. Sitten. Die Toleranz ist Staatsgesetz, obwohl die kathol. Geistl. in Belgien gegen die Gleichheit der Rechte aller Religionsbekenner protestirt hat. Man zählt überhaupt gegen 3.400.000 Katholiken über 80.000 Jansenisten, 1.650.000 Ref. 320.000 Luth. u. Herrnhuter, 115.000

Mennoniten, 38.000 Remonstranten und andern kirchlichen Gemeinde. Die Verschmelzung der Holländer und Belgier zu Einer Nation ist bis jetzt noch nicht gelungen; beide Völker verschmähen sogar den gemeinschaftlichen Namen des Staats der „Niederlande" zu führen. Diese gegenseitige Abneigung der Nord- und Südniederländer fand nicht nur in den Ergebnissen der letzten sieben Jahre vielfachen Zündstoff, sondern äußerte sich auch mehrmals mit großer Erbitterung in der Kirche, in der Armee und selbst in den beiden Kammern der Generalstaaten. Anfangs regte die Widersetzlichkeit der katholischen Geistlichen gegen die Regierung die Unzufriedenheit des Volkes auf, daß die Regierung eine strenge allgemeine Polizeiaufsicht in den südlichen Provinzen anordnen mußte, was wiederum zu vielen Anklagen Anlaß gab. Sie ward daher am 1. April 1818 aufgehoben. Uebrigens kann nur ein Konkordat, über welches man bis 1824 fortwährend unterhandelte, diesem Zwiste ein Ende machen und das Verhältniß der niederländischen Staatsgewalt zu der römischen Kurie feststellen. Bei dem belgischen Volke selbst trat aber noch ein anderer Grund ein, wodurch die kirchliche Spaltung eine politische Richtung nahm. Dieser Grund lag in dem Verbote der franz. Sprache. Am 26. Okt. 1822 ward verordnet, in den Lehranstalten sowohl als bei den öffentlichen Verhandlungen nur die Nationalsprache, die holländische oder flämische, zu brauchen. Vom 1. Jan. 1823 an geschah dies vor allen Gerichtsstellen, selbst in Brüssel. Die belgischen Deputirten in den Kammern reden französisch, die Minister und die ministeriellen aber theils holländisch theils flamändisch. Die Regierung hat für jeden Zweig des öffentl. Unterrichts, besonders für die Volksschulen, viel gethan. Ihre Einwirkung auf den Unterricht aber ist unmerklich; sie macht sich nur durch den philos. Geist, welcher sie leitet, bemerkbar; sie errichtet keine Methode, sie beschützt den Gang der Aufklärung, ohne ihn zu fürchten, und scheut keine Kosten. Auch werden Landwirthschaftsgesellschaften in jeder Provinz des Reichs errichtet, die Moräste ausgetrocknet und Armenkolonien angelegt. Die Einrichtung dieser Armenkolonien z. B. zu Friedrichsort im nördlichen und zu Wortel (seit 1822) im südlichen Theile der Niederlande, welche schon 1820 einen Ueberschuß von 14.000 Fl. einbrachten, ist nachahmungswerth. Die Armen erhalten ödes Feld und neue Häuser, stehen aber fortwährend unter strenger Aufsicht. An der Spitze dieser wohlthätigen Anstalt leitet Prinz Friedrich das Ganze. Ehemals wurden alljährlich 10 Mill. Gulden für die Armen ausgegeben. Dieses Kapital wird nicht allein nach und nach erspart, sondern auch ein bedeutender Zuschuß dem Lande verschafft werden. Ueberdies vermindert sich die Zahl der Armen, welche vorher in manchen Provinzen ein Sechstheil der Volksmenge ausmachte. 1823 zählte man über 682.000 Hülfsbedürftige. — Sämmtliche Provinzen des Königreichs der Niederlande werden jetzt nach der für alle (24. Aug.) 1815 gleichmäßig festgesetzten Konstitution regiert. Sie bilden eine erbliche, eingeschränkte Monarchie, worin der König die ausübende Macht hat, die gesetzgebende aber und das Besteurungsrecht mit der Nation theilt. Der König bezieht eine Civilliste von 2.400.000 Gld. holl. und von seinen Domänen 400.000 Gld. Er residirt abwechselnd im Haag und zu Brüssel. Als Großherzog von Luxemburg (vergl. d. Art.) ist er Mitglied des deutschen Staatenbundes, hat auf dem Bundestage die 11. Stelle und im Plenum 3 Stimmen. Der Kronprinz heißt Prinz von Oranien, Herzog von Braband. Die Stände des Königreichs der Niederlande bestehn 1) aus dem Adel, oder der Ritterschaft. Der Titel: Herzog, Graf, Baron, Ritter giebt kein Vorrecht. Ohne Unterschied senden sie sowohl zu den Provinzial-, als zu den Generalstaaten, Abgeordnete. Es ist nicht nothwendig, daß der Gutsbesitzer, welcher Deputirter wird, von Adel sey. 2) Die Städte. Nur 156 Städte und Marktflecken haben das Recht zu den Provinzialstaaten

Abgeordnete zu schicken. 3) Bauern. Sie sind sämmtlich frei, und wie jeder Bürger, ohne Unterschied der Kaste und der Religion, vor dem Gesetze gleich. Sie senden mit allen übrigen Landeigenthümern, Deputirte zu den Provinzialstaaten. Die Generalstaaten, welche einmal jährlich versammelt, die gesammte niederländische Nation vertreten, und die gesetzgebende Gewalt, nebst dem Rechte, über die Besteuerung, Thronfolge, Vormundschaft und Verheirathungen in der königl. Familie, zu beschließen, mit dem Könige theilen, bestehen aus der ersten Kammer, 40 bis 60 Mitglieder, jedes 40 Jahre alt, vom Monarchen auf Lebenszeit ernannt, unter einem Präsidenten, den der König auf die Dauer jeder Sitzung ernennt, und aus der zweiten Kammer, 110 Mitglieder, die von den Provinzialstaaten auf 3 Jahre ernannt werden. Wahlfähig ist, wer in der Provinz wohnhaft und 30 Jahre alt ist; von Offizieren nur Capitäns und höhere Grade. Diese Kammer erneuert sich jährlich um ein Drittel. Ihren Präsidenten wählt der König aus drei vorgeschlagenen, auf die Dauer jedes Sitzung. Beide Kammern führen den Titel: Edelmögende Herren. Die zweite Kammer prüft das Budget, und hat die Initiative der Vorschläge. Jede Provinz, die in Bezirke abgetheilt ist (jeder Bezirk wiederum in Kantone, und jeder Kanton in Gemeinden), hat ihre Provinzialstaaten, die aus den Deputirten der drei Stände zusammengesetzt, mit der innern Verwaltung der Provinz sich beschäftigen. An der Spitze jeder Provinz steht ein Gouverneur (in Holland sind zwei Gouvernements, Nord- und Südholl.); in jedem Bezirke ist ein Intendant; die Kantone stehen unter Friedensrichtern; die Gemeinden in den nördl. Provinzen unter Bürgermeistern, in den südl. unter Maires. Die höchsten Staatskollegien sind der Staats- und der Kabinetsrath. Die Justiz ist von jedem politischen Einflusse unabhängig, und für die Sicherheit der Person und des Eigenthums ist aufs Zweckmäßigste gesorgt. Die Rechtspflege soll in diesem Zeitraume durch einen neuen Civilkodex geordnet werden. Derselbe ward im Staatsrathe entworfen, und seit mehren Jahren in den Sitzungen der Generalstaaten einer genauen Prüfung unterworfen. Diese dauert noch fort. Der Mißbrauch der Preßfreiheit machte einen Zusatz zu dem Gesetze vom 28. Sept. 1815 nothwendig. Nach dem Budget von 1818 betrug die Ausgabe des Königreichs 74.000.000 Fl. Davon 2.000.000 Fl. für das Haus des Königs; 1.170.000 Fl. für die hohen Kollegien; 320.000 Fl. für das Staatssekretariat; 853.000 Fl. für das Departement der auswärtigen Angelegenheiten; 3.700.000 Fl. für das Departement der Justiz; 2.000.000 für das Departement der inländischen Angelegenheiten; 1.325.000 für das Departement des nichtkatholischen, und 1.875.000 für das des katholischen Gottesdienstes; 1.200.000 Fl. für das Departement des Unterrichts der Künste und Wissenschaften; 25.000.000 Fl. für das Finanzministerium; 5.500.000 Fl. für das Marineministerium; 22.000.000 für das Kriegsministerium; 4.700.000 für das Wasserbauwesen (Waterstaat) und 1.657.000 Fl. für unvorhergesehne Ausgaben. Die Staatsschuld überstieg mehr als sechsmal den Betrag der jährl. Einkünfte, wobei nicht einmal die bisher nicht fundirte Schuld in Betracht kommt. Nach Abzug der aufgeschobenen Schuld, die keine Zinse trägt, belief sich im Jahr 1823 der wahre Schuldstock auf 296.789.450 Thlr., oder 593.578.900 holl. Gulden. In Ansehung der Staatsschuld hat sich indeß auch in der neuesten Zeit die alte Erfahrung bewährt, daß der niederländische Staat der klassische Boden des öffentlichen Kredits sey. Die Landmacht beläuft sich an Linientruppen (außer der Landmiliz, welche auch zum stehenden Heere ein Kontingent von 20.000 Mann liefert, die aber durch ein bloßes Aufgebot des Königs jederzeit auf 80 bis 100.000 Mann gebracht werden kann) jetzt nicht höher, als auf 30.000 Mann; sie besteht aus 17 Divisionen Infanterie in 68 Bataillons ohne die Depots, 1 Regiment

und 11 Bataillons für Ost- und Westindien, 4 Schweizerregimenter, 10 Garnisonkompagnien, 1 Reg. Nassau leichter Infanterie, 14 Batterien Artillerie, und 1 Korps leichter Artillerie, 1 Bat. Pontoniers, Mineurs und Sappeurs, dem Geniekorps, 3 Reg. Karabiniers, 2 Reg. leichter Dragoner, 3 Reg. Husaren, 1 Reg. Karabiniers - Landwehr und der Marechaussee. Bei dem Kriegsstaat sind angestellt: der Herzog von Wellington, der in den Niederlanden den Titel Fürst von Waterloo führt, als Feldmarschall, der Kronprinz als General der Kavallerie, der Prinz Friedrich als Generalfeldzeugmeister und Chef der Artillerie, der Landgraf Christian von Hessen-Darmstadt als General der Infanterie, 28 Generallieutenants, 54 Generalmajors und 21 Generaladjutanten des Königs und der beiden Prinzen. Das Königreich ist in 6 Generalkommando's eingetheilt: zu den Militärkontingenten liefern die südlichen Provinzen 67 Mann, wenn die nördlichen 40 stellen, mithin verhält sich die Anzahl der beiderseitigen Mannschaften in der Armee wie 327 zu 200. Dennoch ist bei dem niederländischen Kriegsheere die Anzahl der Oberoffiziere aus den belgischen Provinzen weit geringer, als aus den altholländischen. Uebrigens werden die Truppen gut bezahlt, und besonders sind die Offizierbesoldungen ansehnlich. Die Rekrutirung geschieht seit 1824 durchs Loos, das jeder, der 19 Jahre alt ist, ziehen muß; im Frieden ein Mann auf 500, in Zeiten der Gefahr ein Mann auf 300 Köpfe. Ein Jahr lang werden die Rekruten bei der Reserve in den Waffen geübt, und sind dann noch vier Jahre zu dienen verpflichtet. Durch diese Einrichtung erspart der Staat jährlich 2 Millionen Gulden. Im Jahr 1819 ward das Heer bis auf 40.000 Mann vermindert; eine Macht, die kaum zur Besetzung der 47 Landesfestungen hinzureichen schien. Es ward daher 1820 die Errichtung einer Gemeinden- oder Bürgermiliz vorgeschlagen, allein von den Generalstaaten 1821 verworfen; jedoch wird an einem neuen Plane, diese Kommunalgarden einzuführen, gegenwärtig gearbeitet. Die Seemacht der vereinigten Niederlande, welche in den Jahren 1682—1672 aus 66—150 Kriegsschiffen aller Art bestand, war schon 1776 bis auf 25 Linienschiffe, 23 Fregatten und 20 kleinere Kriegsfahrzeuge herabgesunken; im Kriege gegen England von 1731 hob sie sich einigermaßen so, daß sie 1792 wieder 66 Linienschiffe, und Fregatten und 46 kleinere Kriegsfahrzeuge zählte. Doch durch Abdankung einer großen Anzahl der geschicktesten Seeoffiziere im Jahr 1795, durch die ungeheuern Verluste in der Saldanha Bai und bei Kamperduin, und durch die Uebergabe der Flotte an die Engländer im September 1799 war sie fast gänzlich vernichtet. Unter der französischen Herrschaft lagen im Nieuwe Diep und vor Antwerpen ziemlich bedeutende Geschwader, wovon nach dem pariser Frieden vom 31. Mai 1814 das erstere ganz und das letztere zu einem Drittheil wieder an den niederländischen Staat gekommen ist, so daß im Mai 1814 der Staat in Allem 30 Kriegsschiffe jeder Gattung besaß. Gegenwärtig sind im aktiven Dienst nur 19 Kriegsschiffe, worunter 9 Linienschiffe von 80 und 68 Kanonen 6 Fregatten von 44 und 32 Kanonen und 4 Briggs und Korvetten. Außerdem liegen einige Schiffe auf dem Stapel, andre befinden sich zur Ausbesserung auf den Werften oder liegen in den Dokken, ohne in dienstfähigem Zustande zu seyn. Das Personal der Marine besteht aus 270 Offizieren; 1 Admirallieutenant, 7 Vice-, 8 Contreadmiralen (holländ. Schout by nacht), 1 Kommandeur der breiten Flagge, 28 Kapitänen, 40 Kapitänlieutenants, 95 Lieutenants erster und 90 Lieutenants zweiter Klasse. Sowohl in den höhern, als niedern Graden giebt es viele treffliche durch nautische Kenntnisse und Seetaktik ausgezeichnete Offiziere. In keinem Lande der Welt giebt es verhältnißmäßig so viele große und kleine Festungen, einzelne Forts und ausgedehnte Vertheidigungslinien. Sie sind 1) An den Küsten: Delfzyl, die Vesten auf der Insel Texel und auf der Nordspitze von

Holland, Briel, Helvoetsluys, Veere, Middelburg, Vlissingen, Oostende-Nieuwpoort. 2) An der Südgränze: Knoke, Ypern, Meenen, Doornik, Bergen in Hennegau, (Charleroi), Philippstadt. 3) An der Ostgränze: Die Citadellen von Dinant und Huy, Namur, Lüttich, Mastricht, Venloo, Grave, Nymwegen, Arnheim, Doesburg, Bredevoort, Coeverden, Bourtanger Schans, Nieuwe Schans. 4) Innere Festungen und Vertheidigungslinien, welche durch Festungen, Flüsse, Ueberschwemmungen, Moräste gebildet werden, und ihre Fronte dem vom vom festen Lande kommenden Feinde bieten, sind folgende: 1) Die äußerste längste und stärkste Vertheidigungslinie fängt an auf der Südseite der Westerschelde-Md, bei der Isabellenschanze, und geht längst den südlichen Nebenarmen der Westerschelde über Sluys, Ysendyk, Philippine, Sas van Gent, Axel, Hulst bis Antwerpen; dann rechts der Schelde und Obsterschelde über Zantvliet nach Bergen op Zoom, weiter durch die Ueberschwemmungsstrecke bis Steenbergen und die Märk aufwärts bis Breda; weiter über Gertruydenberg, Heusden, Hertogenbosch, Grevèceur, die Maas aufwärts bis St. Andries, die Wael (Wahl) aufwärts über Nymwegen bis zum Rhein, und diesen abwärts bis Arnheim; von hier die Yssel abwärts über Doesburg (Dusburg), Zütphen, Deventer (Dewnter), Zwoll, die Vechte aufwärts bis zur Md. der kleinen Vechte, diese aufwärts über Coevenden und längst dem burtanger Moor über die Schanze ter Hollen, die valter Schanze, burtanger Schanze, alte und neue Schanze zum Dollart. 2) Die mittlere Vertheidigungslinie beginnt bei Workum, und geht über Gorkum längst dem Kanal, von da nach Vianen am Leck, diesen aufwärts bis zum Dorfe Grebe unterhalb Wageningen, dann längst der sogenannten greber Linie, einem Ableitungskanal aus den eemer Veenen an der obern Eem in Utrecht in den Leck bei Grebe; weiter längst den eemer Veenen über Amersfoort und längst der Eem bis zu ihrer Mündung in den Zuyder-Zee. 3) Die innerste kürzeste Vertheidigungslinie geht von der Mündung des Leck denselben aufwärts über Schoonhoven und Nieuwpoort bis Vianen, von hier längst dem Kanal bis Utrecht, und dann längst der Vecht über Nieuwersluys und Weesp bis Muyden am Zuyder-Zee. — Für den Angriff zur See sind die besten Punkte an der Westseite der Nordspitze von Holland. Hier ist der sogenannte Landsdiep bei dem Dorfe Huysduynen südwestlich von Helder, wo ein bequemer Landungsplatz ist, der jetzt durch die Heidenschanze an der Westseite von Helder vertheidigt wird. Etwas weiter südlich sind noch Landungsplätze bei den Dörfern groß und klein Keeten. Von diesen Landungspunkten landeinwärts findet man eine von Festungen entblöste Gegend. — Der Titel des Monarchen lautet: König der Niederlande, Prinz von Oranien-Nassau, Großherzog von Luxemburg. Das Wappen des Königreichs besteht in einem aufrechtstehenden Löwen von Gold, der mit einer königlichen Krone geziert ist, in der rechten Klaue ein bloßes Schwert und in der linke ein Bund Pfeile hält. Die Devise des Königs und seiner männlichen Descendenten ist Je maintiendrai. Der König hat die ausübende Gewalt in Händen und von ihm hängt die Leitung aller Staatsgeschäfte ab. Ihm zur Seite steht ein Staatsministerium, bestehend aus dem ersten Präsidenten des ersten Gerichtshofes oder des hohen Raths der Niederlande als Justizminister, dem Vicepräsidenten des Staatsrath (der König wird verfassungsmäßig als Präsident desselben angesehen,) und der Minister der Marine, des Innern, der Finanzen, der auswärtigen Angelegenheiten, des Wasserbaues und des öffentlichen Unterrichts. Hiezu kommt ein Generalkommissär des Kriegsdepartements, als dessen Chef der Kronprinz angesehen wird, der Staatssekretär und vier Generaldirektoren für Handel und Kolonien, für die indirekten Steuern, für Konvoyen und Licenzen, und für den katholischen Kultus. Alle diese Staatsbeamten bilden zugleich das geheime Kabi-

net des Monarchen. Die zweite höchste Centralbehörde, in welcher alle Gesetze und Verordnungen zur Erörterung kommen, ist der Staatsrath, dessen Attribute in der Konstitution bestimmt sind, und der gegenwärtig mit Inbegriff der außerordentlichen aus 46 Mitgliedern besteht. Eine besondre, aus drei oder vier katholischen Mitgliedern desselben gebildete Kommission wacht über den Kultus und über die Freiheit der belgischen Kirche. Seit der Errichtung dieses Königreichs sind auch 2 Orden gestiftet worden: der militärische Wilhelmsorden für Land- und Seekrieger, und der Löwenorden für bürgerliches Verdienst; jeder hat 4 Klassen, der erstere wurde im April, der zweite im September 1815 errichtet. In Ansehung der innern Angelegenheiten Italiens, Spaniens und Griechenlands haben die Niederlande die strengste Neutralität beobachtet, so daß z. B. 1823 der niederländische Minister den König von Spanien nicht eher als in Sevilla verließ. Franzosen, Italiener und Spanier, die wegen Theilnahme an den innern Unruhen ihr Vaterland verlassen mußten, fanden und finden noch gegenwärtig in den Niederlanden eine sichere Freistätte.

Niederländische Schule ist der Inbegriff aller derjenigen Mahler, die seit dem 14 u. 15 Jahrh. in den Niederlanden die Mahlerei auf eine eigenthümliche Weise ausgebildet haben. Der allgemeine Charakter der niederländischen Schule ist getreue, gewissermaßen sklavische Nachahmung der Natur; die Mahler dieser Schule haben es allerdings hierin zu einer bewunderungswürdigen Höhe gebracht: im Ganzen sind sie aber blose Copisten geblieben und haben sich nie zu freien Schaffungen des Genius erhoben. Sie ziehen uns in eine höchst beschränkte Wirklichkeit hinein, wir empfinden ein gewisses Ergötzen an der Vollendung, die ihre Arbeiten in ihrer Art haben, allein die erhabenen Wirkungen echter Kunstwerke bringen sie nicht in uns hervor, denn es fehlt ihnen die Kunstwahrheit. Wo diese aber auch nur einiger Maßen hervortritt, hat das Gemälde einen ungleich höhern Reiz, wie wir dieses bei manchem Werke aus dieser Schule empfinden. Dagegen hat sich die niederländische Schule ein unbestrittnes Verdienst um das Praktische und Technische der Malerei erworben. Man theilt sie in die holländische und die flämandische oder brabantsche Schule, die sich in mancher Beziehung von einander unterschieden. I. Holländische Schule. Sie strebte nach einer möglichst getreuen Abbildung der Natur, nahm aber hierbei fast gar keine Rücksicht auf die Würde des Gegenstandes, so daß ihr nicht mit Unrecht der Vorwurf eines gemeinen Geschmackes gemacht wird. Im Mechanischen aber haben die holländischen Mahler den höchsten Gipfel erreicht; man findet in ihren Werken eine bewunderungswürdige Vollkommenheit der Zeichnung, Perspektive, Haltung und Farbe. Der Stifter dieser Schule ist Lukas von Leyden († 1533). Nach ihm sind folgende als ihre vorzüglichsten Künstler zu erwähnen: Octavius van Veen († 1634), Rubens Lehrer; Abraham Blömart von Gorkum († 1647) ein geschätzter Geschicht- Landschaft- und Thiermahler; Cornelius Poelenburg aus Utrecht († 1650) und dessen Schüler Daniel Vertange und Joh. van Hansberge; Joh. Weynants aus Harlem; Joh. Dan. Heem aus Utrecht († 1674) ausgezeichnet durch seine täuschende Nachahmungen von Blumen, Früchten, Gefäßen u. s. w. Der berühmteste von allen diesen aber ist Rembrand, der, sich eine eigenthümliche Manier bildete, und die größte Meisterschaft in der Farbengebung erreichte. Gerhard Terburg (1680) zeichnete sich in Gesellschaftsstücken, Joh. Both (1650) und Herrman Swanevelt (1690) in Landschaften aus. Gerh. Dow. (1686) unübertrefflich in der schönen Vertheilung des Lichts, Richtigkeit der Zeichnung und Frischheit des Colorits; Pet. van Laar († 1675) Meister in Grotesken, Urheber der sogenannten Bamboc-

claden; Gabr. Metzu († 1658), in Terburgs Manier arbeitend; Barth. Breenberg († 1660) Landschaftsmahler; Philipp Wouvermann († 1668) der berühmteste Pferdemahler; Franz Mieris, der berühmteste Schüler Geh Dows; Nic. Berghem, vorzüglicher Landschaftsmahler; Gottfr. Schalken († 1704) bis jetzt noch unübertrefflich in Beleuchtung nächtlicher Scenen; Adrian van der Velde, Landschafts- und Thiermahler; Adrian van der Werf, ein großer Porträtmahler, und Jacob von Huysum, der größte Blumenmahler dieser Schule. Diesen sind noch beizuzählen: Cornelius Ketel, Joh. van Ravestein, Joh. Torrentius, Joh. van Voyen, Anna Maria Schuurmans, Adrian van Ostade, Joh. Booth, Barthol. van der Helst, Otto Marcellis, Joh. Goedaert, Albert van Everdingen, Heinr. Rokes, Gerbrandt van den Eekhout, Theodor Helmbreker, Jac. Laveeq, Heinr. Verschuuring, Marie van Osterwyk, Wilh. Kalf, Adrian van der Kabel, Joh. Steen, Melchior Hondekoeter, Joh. van der Heyden, E. van der Neer, Joh. Glauber, Joh. van Huchtenburg, Aug. Terwestein, Joh. Verkoolie, Corn. de Bruyn, Karl de Moor, Franz Peter Verheyden, die beiden Henbarken, Rachel Ruisch, Corn. du Sart, Friedr. Moucheron, Diedr. Valkenburg, Conr. Roepel, Joh. de Witt und Cornelius Troost. **II.** Flandrische Schule. Sie unterscheidet sich durch Größe der Composition durch Darstellung der hohen edlen Natur, durch glänzendes Colorit und Magie des Helldunkels. Ihrem Stifter, dem Johann von Eyck, sonst auch Joh. von Brügge genannt, (geb. zu Maaseyk im 14. Jahrhundert) haben wir die Wiederherstellung der Oelmalerei zu danken. Die vorzüglichsten Meister dieser Schule sind: Fr. Floris (gest. 1570), der flandrische Raphael genannt; der Geschicht- u. Jagden-Maler J. Stradanus (de Straet) aus Brügge (geb. 1536), Martin de Vos (geb. 1520), Spranger (geb. 1546), Peter und Franz Porbus, Vater und Sohn, Heinr. Steenwyk, der Perspektivmaler (geb. 1555), Dionysius Calvaert (geb. 1555), die Brüder Paul und Matthäus Bril, Van-Oort (geb, 1557), Peter Breughel und sein Sohn Johann, Roland Savery aus Courtray (geb. 1576). Der größte Meister in dieser Schule ist Peter Paul Rubens (geb. 1577, gest. 1640); seine Stärke war in edlen Ausdrücken, in reizenden Gestalten, in schöner Austheilung der Figuren, in Gewändern, und was über alles andere geht, in der Farbengebung und in der großen Kunst der Vertheilung des Lichts und des Schattens bewunderungswürdig. Ueberdieß war er ein Mann von außerordentlichem Fleiße, denn man schreibt ihm gegen 2000 bekannte Gemälde zu. Nach ihm folgen mehrere ausgezeichnete Künstler: Franz Snyders (geb. 1576) durch seine Jagdstücke berühmt; Jodocus Momper (geb. 1580, gest. 1657) Landschaftsmaler; Peter Neefs, trefflicher Kirchenmaler; David Teniers (geb. 1582, gest. 1649), unerreichbar in Darstellung von Bauerngesellschaften, Dorffesten u. s. w.; Casper Crayer (geb. 1699) der sich in seinen großen historischen Gemälden dem Rubens nähert; Gerhard Seegers († 1651) und sein Bruder Daniel (1660) jener als Historien-, dieser als Blumen- und Insektenmaler berühmt. Der ausgezeichnetste von allen Nacheifern Rubens ist Jacob Jordaens († 1613); Abraham Janssen und dessen Schüler Theodor Rombouts erreichen Rubens an Kolorit. Anton van Dyk (geb. 1599) hat sich den höchsten Ruhm als Porträtmaler erworben; Cornelius Schüt, dem Joh. Wildens oft die Landschaften verfertigte, zeichnet sich als Historienmaler aus; Adrian Brouwer erwarb sich Ruhm durch seine edlen Darstellungen gemeiner Scenen; Joh. van der Meer durch seine Hirtenstücke; Anton Franz van der Meulen durch seine Schlachten; Franz und Johann Milet, Vater und Sohn, durch ihre Landschaften. Außerdem haben sich in dieser Schule ausgezeichnet: Joh. Bol, Wenceslaus Koeberger,

Hein. Goltzius, Heinrich van Balen, Franz Hals, Wilh. Nieuwland, Jac. Fouquiéres, Philipp von Champagne, Erasmus Quellin, Abrah. Diepenbeck, Theodor van Thulden, Joh. Goeimar, Jac. von Artois, Bonewent Peters, David Rickaert, Gonzalez Coques, Pet. Boel, Samuel van Hoogstraten, Joh. Baptist Monnoyer, Abrah. Genoels, Gerh. Lairesse, Arnold van Vuez, Joh. van Cleef, Pet. Eykens, Richard van Orley, Ludwig von Deyster, Joh. Franz van Bloemann, Nicolaus Largillière, Verendael, Robert van Oudenaerde, Joh. Ant. van der Leepe, Casp. Verbrügen, Joh. van Breda. In der neuesten Zeit hat sich die niederländische Malerkunst wieder nach langem Verfalle zu erheben begonnen; schon mehrere Künstler haben sich einer öffentlichen Anerkennung würdig gemacht, unter ihnen verdienen vorzüglich genannt zu werden, die Maler van Os, van Spaendonk, Scheffer, Pieneman, Hodges, Knipers, Ommegang, van Bren und Wonder. Auch berechtigt die vortreffliche Malerakademie zu Antwerpen für die Zukunft zu schönen Hoffnungen.

Niederländische Sprache, Literatur und Poesie. Die niederländische Sprache, eine Mundart der deutschen, ist eine der vielen Töchtern der alten sächsischen oder sassischen. Sie hat 5 wesentlich verschiedene Mundarten, die sämmtlich Zweige der niederdeutschen Sprache sind: 1) das eigentliche Holländische, welches schon gegen das Ende des 15. Jahrh. die Büchersprache der sieben nördlichen Provinzen wurde; 2) das sogenannte Bauernfriesische, dessen Gebrauch aber schon sehr abgenommen hat; 3) die gelderische oder sogenannte niederrheinische; 4) die gröningische, wozu auch die oberysselsche gehört; 5) die flämische, die vorherrschende Büchersprache der südlichen Provinzen, die sich von der holländischen hauptsächlich, durch Einmischung mancher Wörter aus dem Französischen und durch eine mehr nasale Aussprache, unterscheidet, während die holländische Mundart von der Menge fremdartiger Wörter mehr gereinigt ist, und in derselben die Kehllauten vorwalten. Ausser diesen wird auch in den Niederlanden eine von der niederdeutschen ganz abweichende Volkssprache gesprochen, nämlich die wallonische, die ein Abart des Französischen ist, und die südwärts von Brüssel, in dem deßhalb sogenannten Wallonischen oder Wälschbrabant, in Hennegau, Namur, Lüttich und einem Theile von Limburg noch immer herrscht. Schon im 16. Jahrh. unter der burgundischen Herrschaft ward eine höhere Ausbildung der holländischen Sprache und Literatur vorbereitet. Gansfort, Agricola und Hegius waren unter den ersten, die zum Sturze der Barbarei und zur Bildung des reinen Geschmacks in der klassischen Gelehrsamkeit ungemein beitrugen. Erasmus von Rotterodam folgte ihren Spuren und hatte auf die ganze europäische Bildung einen sehr großen Einfluß. Während des ganzen Freiheitskrieges gegen Spanien begann die Blüthe der Wissenschaften in den Niederlanden; die Anstrengung dieses großen Kampfes gegen den Despotismus mußte alle Kräfte des Geistes wecken. Für die nördlichen Provinzen wurde in Leyden eine hohe Schule gestiftet, deren Ruhm durch Männer, wie Scaliger, Lipsius, Daniel und Nikolaus Heinsius, Gronovius, van Bahrle, Spanheim und Andere in der alten Literatur, Erpenius und Golius im Arabischen, Arminius, Drusius, Coccejus und Andere in der Gottesgelehrtheit, die beiden Snellius in der Mathematik, über ganz Europa verbreitet wurde. Fast in allen Zweigen des menschlichen Wissens war der unsterbliche Grotius ausgezeichnet. Die glorreichen Thaten der neuen Bataver belebten die Ader des Dichters. Die Vaterlandsliebe schuf allenthalben auch in andern Künsten und Wissenschaften große Männer. Jeder wollte den Ruhm der 1609 auch von Spanien als selbstständig erklärten Republik entweder im Felde, im Rathe, oder mit Werken des Geistes erhöhen. Die Sprache entriß sich der Barbarei,

Poesie und Mahlerkunst blühten, Selbstständigkeit des Geistes, wie der Nation, brachte in vielen Zweigen der Wissenschaften Schöpfer hervor. Fast mit jedem Jahre stieg die geistige Wirksamkeit; bald wetteiferten die neugestifteten Hochschulen, zu Franeker (1585), Gröningen (1614), Utrecht (1636) und Harderwyk (1648), mit Leyden. Die holländische Literatur erhob sich dann nach und nach, da so viele vereinigte Ursachen ihre Fortschritte begünstigten, zu einer seltenen Höhe. Vondel reinigte die Landessprache von der Ueberschwemmung französischer Ausdrücke, welche den ursprünglichen reichen Wortschatz größtentheils verdrängt hatten; Spiegels Lehrgedicht war nur der Anfang jener glänzenden Periode, worin die Roheit und Härte, welche jenen Dichter noch entstellten, verschwanden, und worin Hooft der Sprache Würde, Harmonie und Anmuth, Vondel ihr Fülle des Ausdrucks verliehen. Nicht nur die poetische Sprache ward veredelt, sondern auch die Prosa, worin vordem noch nichts, außer einigen Uebersetzungen Coornherts und Aldegondes Satyre, vorhanden war, erschuf jener Vater der holländischen Literatur, Hooft, und zwar den Geschicht- und Briefstyl und die eigentliche Beredsamkeit. Durch ihn ward die Bahn gebrochen, auf welcher Hollands größter Dichter, Vondel, wie auch Huygens, Cats, Kamphuyzen und eine Menge Anderer mit Riesenschritten vorwärts gingen. Die großen Humanisten jener Periode waren auch so frei von Einseitigkeit, daß sie die Landessprache aus allen Kräften zu befördern strebten. Heinsius, jener berühmte Kenner der alten Literatur, schrieb einige holländische Gedichte voller Anmuth, und Grotius (1620) entwarf seine Abhandlung über die Wahrheit der christlichen Religion zuerst in niederländischen Versen. Die Produkte holländischer Genies fanden unter den Großen Gönner und thätige Beförderer. Nach dem Utrechter Frieden (1713) wurde vorzüglich Philosophie, Physik und Sprachwissenschaft mit Eifer betrieben; Tib. Hemsterhuys, Schultens und Boerhaave gaben der griech. und oriental. Sprachforschung eine Gestaltung, und die Revolution, die sie bewirkten, brachte eine Menge vorzüglicher Gelehrten hervor, die fast bis auf unsre Zeiten in der arabischen und griech. Sprachlehre, in der praktischen Medizin und Anatomie, mit dem glücklichsten Erfolge wirkten. Die Leydener Universität, wo die Wissenschaften besonders blühten, wurde im Anfange des 18ten Jahrh. zu den ersten von Europa erhoben. Auch Utrecht hatte seinen Wesseling, Duker, Drakenborch und Sare. Unter den Rechtsgelehrten glänzten Matthäi, Huber, Noot und Voet. In der Philologie, Geschichte, Geographie, Mathematik, Physik und Medizin haben sich die Holländer durch Talent, Gelehrsamkeit und Fleiß aufs Rühmlichste ausgezeichnet und um das Civil- und Staatsrecht sich entschieden große Verdienste erworben. Insbesondere haben in der alten schönen Literatur die Holländer von jeher Männer vom ersten Range gehabt. Für die Landessprache und holländische Literatur war die Zeit theils vortheilhaft, theils schädlich. Genauigkeit, Politur und Verfeinerung waren, auf Kosten der ältern Naivetät und Fülle, immer vorherschend. Unstreitig gewann die Sprache dabei an Wohlklang und Bildung; die alte Roheit, die so manche Stelle, selbst Hooft's und Vondels, ungenießbar machte, ward abgeglättet; man drang selbst, wie Ten Cato, der noch jetzt Muster der holländischen Grammatik ist, mit philosophischem Scharfsinne in das Wesen der Sprache, um ihrem Ursprunge und ihren Eigenheiten bis auf die ältesten deutschen Volksstämme nachzuspüren und zu entwickeln. Doch gerade diese Sucht, Grammatik und Poesie immer als zwei gleichwichtige Gegenstände des Wissens und Forschens zu betrachten, mußte für diese tödtlich werden. Diese ganze Periode unterschied sich wirklich durch eine kraft- und geistlose Reimerei, die zahllose sogenannte Dichter ausheckten, oder brachte bei einzelnen, wie

Swanenburg, lächerliche Bombast hervor. Aus diesem Schwarme von Dichterlingen ragten nur einzelne Männer, wie Hoogoliet, Smits und vorzüglich die beiden Gebrüder van Haren aus. Letztere waren Dichter im ächten Sinne des Worts, doch ging ihnen ab, was jene reichlich besaßen, fließende Versifikation und reine Sprache. Die Versifikation hatte vorzüglich Feitama gebildet, der aber nur als poetischer Uebersetzer, nicht als Dichter, wahres Verdienst besaß. Doch im Abend dieser Periode zeigte sich schon eine merkbare Neigung zu einer mehr gehaltvollen Poesie. Schon hatte Bilderdyk seine Uebersetzung des Königs Oedip, Feith mehrere kleine Gedichte, das Fräulein de Lannoy und Nomß einige gehaltvolle Trauerspiele, und van Alpen seine treffliche geistliche Lieder herausgegeben; Kraft und Fülle unterschieden die Poesien Trips, Huizenga, Bakkers und zum Theil der Frau von Winter, noch ehe mit dem englischen Kriege von 1780 zugleich ein neues schönes Zeitalter für die holländische Dichtkunst erschien. Seit dem J. 1780 blühten die Wissenschaften, ungeachtet der störenden Einwirkungen von innen und von außen, immer fort, und die holländische Nationallitteratur lebte wieder auf. Noch immer waren die Niederländer eine der ersten Nationen in den klassischen Studien. Unter den neuen Philologen verdienen Wyttenbach, van Heusden und Sebaldus Rau, ein großer Orientalist, der Nestor der Universität Utrecht, vor Andern genannt zu werden. In der Geschichte, ausser der ihres Vaterlandes, vorzüglich in der neuern, werden die Holländer durch unsere deutschen Gelehrten bei weitem übertroffen. Noch immer arbeiteten verdienstvolle Gelehrten an der Vervollkommnung der medizinischen Wissenschaften. Zu den vorzüglichsten gelehrten Aerzten zählt man die Herren a Roy und Cappadoce in Amsterdam, Onnyd und Mirandolle in Haag, Stiprian zu Delft, Professor Bleuland zu Utrecht, de Ruuck in Arnheim, Rogge zu Nimwegen u. A. m. Auch dürfen die Holländer sich mancher vortrefflichen Männer im Fache der Physik und Naturgeschichte rühmen. In der Philosophie waren die Fortschritte der Niederländer nicht sonderlich, selbst die Mittheilung der neuen Systeme von Kant und Fichte durch Hemert und Kinker trugen nicht viel zur Erweiterung der Wissenschaft und zur Aufregung des Forschungsgeistes bei. Die Rechtsgelehrsamkeit dagegen ist in einem blühenden Zustande; unter den vielen Gelehrten in diesem Fache verdienen besonders genannt zu werden: de Rhör, van der Kessel, Tidemann, Cras, Mermann, Valkenaar, van der Linden, Bilderdyk u. A. m. Die Theologie hob sich in diesem Zeitraume aus den Fesseln, in denen sie noch die Mitte des 18ten Jahrhunderts gebunden hielt, zur Selbstständigkeit und Freiheit empor; auch bei den Katholiken ging nach langer Nacht endlich ein Licht auf. In der Landessprache und holländischen Literatur brachte diese Periode den alten vaterländischen Ruhm wieder zurück. Das Beispiel eines Bellamy und seiner Freunde, die, mit Ablegung der verjährten Fesseln, allein dem Gefühle für idealische Schönheit huldigten; die gleichzeitige Erscheinung zweier verschiedener, doch in sanfter, harmonischer und gefühlvoller, wie in starker, erhabner und gehaltreicher Dichtung ausgezeichneter Männer, Feith und Bilderdyk, die nähere Bekanntschaft mit den bessern Geistesprodukten der Deutschen, und die Abwerfung des französischen Jochs in der Literatur, gaben der Poesie einen neuen, der seltenen Geisteserhebung im 17ten Jahrh. nicht unähnlichen Schwung, und mit jedem Jahre schienen die höhern Kräfte der Seele schönere Blüthen hervorzubringen. Zwar schien die neue Richtung sich für einen Augenblick auf den Abweg der Empfindelei verirren zu wollen; doch kehrte sie, von den großen Mustern eines Bessern belehrt, und da diese Geisteskrankheit ohnehin von kurzer Dauer war, bald auf die rechte Spur zurück. Jetzt kann sich die niederländische Poesie, unter den ältern Dichtern eines Feith, Bilderdyk,

van Hall und Perpoucher; unter den Jüngern eines Tollens, Helmers, Loots, Antzenius, Spandan u. A. m. rühmten, deren Produkte größtentheils Originalität, Fülle und Harmonie des Ausdrucks mit Tiefe, Würde und Kraft der Ideen vereinigen. Zum Schlusse müssen wir doch der vornehmsten Bildungsanstalten und wissenschaftlichen Vereinigungen gedenken. Zu jenen dürfen wir besonders die Universität zu Löwen, Lüttich, Gent rechnen. Atheneen oder Gymnasien sind außerdem zu Middelburg, Breda Deventer, Franeker, Harderwyk und Amsterdam. Unter den Specialschulen des Königreichs verdienen bemerkt zu werden: die Artillerie- und Ingenieurschule zu Amsterdam, die Militärschule zu Delft, die Taubstummenanstalt zu Gröningen, die Schiffbauschule zu Antwerpen, die Schifffahrtsschule zu Antwerpen, Amsterdam und Helvoesluys. Ferner zu Amsterdam das Museum (eine Sammlung von Gemälden, Zeichnungen, Werken der Bildhauerkunst, geschnittenen Steinen und Alterthümern und eine öffentliche Bibliothek); dann das niederländische Institut für Wissenschaften und Künste (Nederlandsch Institut van Wetenschappen, Letterkunde en schoone Kunsten), vertheilt in die vier Klassen der Wissenschaften, der Sprache, Literatur und Dichtkunst, der Geschichte und Alterthümer und der bildenden Künste; zu Leyden: öffentliche Bibliotheken, anatomische, chirurgische, mathematische und physikalische Sammlungen; zu Harlem: die Gesellschaft der Wissenschaften (gestiftet 1752): Teylers Stiftung zur Beförderung der Gottesgelahrheit und einiger andern damit verwandten Wissenschaftszweige und eine ökonomische Gesellschaft (Hollandsche Huishoudelijke Maatschappij); zu Gröningen: die Gesellschaft pro excolendo jure patriae; ferner eine physikalisch-chemische, ein naturforschende Gesellschaft; eine Akademie der Zeichen-, Bau- und Schifffahrtskunst; zu Arnheim: eine Gesellschaft der Zeichen- und Baukunst und eine physikalisch-literarische Societät; zu Zütphen: eine physikalische Gesellschaft; zu Bergen op Zoom: ein Zeichen- und Architekturinstitut; zu Utrecht: eine Gesellschaft der Künste und Wissenschaften und ein Malerkollegium; zu Amsterdam: noch eine Gesellschaft unter der Benennung: Concordia et libertate, eine Stadtzeichenakademie, eine Gesellschaft der Zeichenkunst, eine Gesellschaft zur Beförderung der Landwirthschaft: eine wissenschaftliche Gesellschaft mit dem Wahlspruche: Felix meritis; Maatschappij tot nut van't Algemeen (Gesellschaft für das allgemeine Beste, 1784), zu Enkhuyzen vom Prediger Jan Nieuwenhuyzen zur Verbesserung der Erziehung und der Sitten der niedern Volksklassen gestiftet, zählte im J. 1810 über 8000 Mitglieder; das Monnikhof'sche Legat, Gesellschaft zur Beförderung der Chirurgie, Gesellschaft unter der Benennung: Doctrina et Amacitia, Gesellschaft zur Beförderung der Kuhpockeneinimpfung, Gesellschaft der freien Künste und Wissenschaften (auch in den Städten Rotterdam und Leyden vertheilt), Gesellschaft: Eene unvermoeide Arbeit koomd alles te boven (unermüdete Arbeit besiegt alle Hindernisse), Gesellschaft zum Nutzen und zur Bildung, mathematische Gesellschaft; zu Rotterdam: Gesellschaft unter dem Titel: Verscheidenheid en Overeenstemming (Verschiedenheit und Uebereinstimmung), Gesellschaft unter dem Namen: Proefondervindelijke Wijsbegeerte (Experimentalphilosophie oder Erfahrungswissenschaften), Zeichengesellschaft, Gesellschaft zur Vertheidigung der christlichen Religion, Gesellschafe für Naturkunde und Literatur; zu Dortrecht: Gesellschaft unter dem Namen Pictura; zu Leyden: das Stolp'sche Legat, Gesellschaft der niederländischen Literatur, Gesellschaft der freien Künste und Wissenschaften, Akademie zur Beförderung der Zeichen, Maler-, Bildhauer- und Kupferstecherkunst, Gesellschaft der theoretischen und praktischen Geometrie, Bau-, Natur-, Rechen-, und Zeichenkunde;

zu Middelburg: die seeländischen Gesellschaft der Wissenschaften, Gesellschaft zur Beförderung der Maler-, Bildhauer- und Baukunst, naturforschende Gesellschaft zu Zierickſee: das physische Kollegium; zu Breda, eine Zeichenakademie; zu Luxemburg und Mastricht: Ackerbaugesellschaften: Societé d'émulation zu Antwerpen und Brüssel; Societé de l'histoire naturelle zu Brüssel; Societé de la medicine, chirurgie et sansé zu Brüssel, Gent ꝛc., Societés et Instituts de la litérature, des sciences et des arts zu Brüssel.

Niederrhein (Provinz), die südlichste von den dreien; sie besteht wesentlich aus den Ländern der ehemaligen Erzbisthümer Trier und Köln, mehreren ehemaligen Abteien, der Grafschaft Saarbrücken, den ehemaligen Reichsstädten Wetzlar und Aachen und mehreren Gebieten ehemaliger kleiner Reichsfürsten und Grafen. Sie zählt auf 287 Q. M. 972.000 Einw., deren überwiegende Mehrheit Katholiken sind. An der franz. Gränze wird das Französische allgemein verstanden, zum Theil gesprochen. Hauptflüsse sind: der Rhein, welcher hier die Mosel, die Ahr und die Nahe aufnimmt; Die Mosel durchfließt einen großen Theil der Provinz und nimmt nördlich die Sure, südlich die Saar auf. Die Roer fließt der Maas zu, und die Nahe berührt nur die Provinz und wirft sich bei Bingen in den Rhein. Beinahe alle diese Flüsse haben ausgezeichnet schöne Ufer; so der Rhein, welcher von Coblenz bis Andernach in einem weiten Gebirgskessel, von da an aber bis Bonn zwischen den herrlichsten Felsenufern fließt. Eben so herrlich sind seine Ufer von Coblenz bis Bingen. Die Mosel und die Nahe fließen zwischen eben so schönen Felsenufern. Die ganze Provinz ist gebirgigt; zwischen der Nahe und Mosel ist der nicht hohe aber ziemlich kahle Hundsrück und hohe Wald; jenseits der Mosel erstreckt sich die kahle, baumlose, mit Moräſten bedeckte Eifel, eine überaus traurige Gegend. Der nördlichste Theil der Provinz ist eben. Nur die Thäler haben ein mildes Klima und fruchtbaren Boden. Unter den Produkten zeichnen sich aus: sehr guter Flachs auf dem Hundsrück und Wein. Der beste wächst an den Ufern des Rheins (doch keine edle Sorte), der Mosel, vorzüglich am braunen Berge und der Ahr, hier der sogenannte Ahrbleicher, ein blaßrother Wein. An Metallen wird Eisen, Blei, Kupfer, vorzüglich aber Galmei, d. h. Zink in großer Menge gefunden. Außerdem wird etwas Salz und viel Steinkohlen und Torf gewonnen. Die vorzüglichsten Städte sind Coblenz, Trier, Aachen und Köln. (S. d. beſ. Art.)

Niederschlag, bei der Trennung zusammengesetzter Körper, die gemeiniglich dadurch geschieht, das durch Wärme eine Ausdehnung und folglich ein verminderter Zusammenhang bewirkt und dann ein Material hinzugesetzt wird, das dem einen Theile des zusammengesetzten Körpers näher verwandt ist und sich folglich von jenem trennt und mit diesem verbindet; dies geschieht auf trockenen und auf nassen Wegen und bei letztern findet der Niederschlag oder die Präcipitation statt durch Isolirung und Verdichtung des aufgelösten Körpers, es ist dies eine der wichtigsten Operationen der Chemie, um alle Grundstoffe kennen zu lernen. 2) In der Tonkunst die erste Zeit oder jeder Anfang eines Taktes, weil dieser Anfang von den Neuern bei dem Taktschlagen durch das Niederschlagen der Hand oder des Fußes bezeichnet wird. Ein Tonstück fängt mit dem Niederschlagen an, wenn es gleich mit einem vollen Takte anhebt.

Niemen, in Preußen die Memel genannt, entspringt auf dem poln. Landrücken im Walde von Kapislow, südlich von Minsk, im russ. Gouvern. Grodno, fließt durch das polnische und preußische Litthauen und theilt sich unterhalb Tilsit in zwei Arme, von denen der nördliche die Russe, der südliche die Gilge heißt, und welche beide mit mehreren Theilungen, die wegen ihrer Fruchtbarkeit berühmten sogenannten tilsiter Niederung bildend,

sich endlich in das kurische Haff münden. Er ist von seiner Q. bis zur Md. der Russe 116 M. lang und wird schiffbar für mittlere Fahrzeuge bei Bielica, nördlich von Slonim; für größere bei Grodno, und belebt zugleich den Handel mit Memel und Königsberg. Die Ufer sind immer flach, oft sumpfig. Historisch merkwürdig ist der Niemen durch die Zusammenkunft Napoleons mit dem Kaiser Alexander und K. Friedrich Wilhelm von Preußen auf demselben im J. 1807.

Nieren sind bohnenförmige Eingeweide des thierischen Körpers, bestimmt den Urin aus dem Blute abzusondern und in die Urinblase zu schaffen. Der Mensch hat deren zwei, sie liegen an beiden Seiten des Rückgrats zwischen dem eilften Brustwirbel und fünften Lendenwirbel, an der innern, hintern Seite der Bauchmuskeln; sie sind daselbst durch Zellgewebe angeheftet und mit Fett und drüsigen Theilen, den Nebennieren, umgeben. In den Nabel, den jede Niere gleich der Bohne hat, senkt sich ein aus der großen Pulsader (Aorta) rechtwinkligabgehender Ast hinein und vertheilt sein Blut in den unzähligen feinen Adern, woraus die Nierensubstanz (Parenchyma) besteht. In diesen Gefäßen wird der Urin aus dem Blute, als ein dem Körper unnützes Exkrement, abgeschieden; das übrige gereinigte Blut sammelt sich in der Blutader der Niere, die neben der Pulsader nach der großen Hohlvene geht. Der abgesonderte Urin sammelt sich durch mehrere pyramidenförmig nach dem Nieren-Nabel zusammenlaufende, in 8 bis 11 Abtheilungen gestellte, Canäle, durch die warzenförmigen Vereinigungen (Nierenwärzchen) derselben, in einigen gemeinschaftlichen größern Röhren, den Nierenkelchen. Von hier aus träufelt er in eine gemeinschaftliche, sackförmige Erweiterung des Harnleiters (Nierenbecken) und wird durch diesen in die tiefer im Becken, nach vorn gelegene, Harnblase ausgeleert. Der Harnleiter ist ein cylindrischer Canal, der von jeder Niere nach der Seite der Harnblase herabsteigt und die Seitenwand derselben durchdringt. — Nierenkrankheiten können in Entzündungen, Eiterung, Brand, Rheumatism ꝛc. bestehen; auch geschieht es, daß die erdigen phosphorsauern und harnsauern Salze sich, unter krankhaften Umständen, zu Nierensteinen verdichten, welche die Becken und Harnleiter ausdehnen und verstopfen, auch bei günstigen Umständen, aber immer unter großem Schmerz, in die Harnblase hinabgleiten.

Nierensteiner, s. Rheinweine.

Nieswurz, Nieswurzel, eine Pflanze, die durch die scharfen Bestandtheile ihrer Wurzeln heftiges Niesen erregte. In der ältern Zeit wuchs sie häufig in Anticyra, und galt als ein Heilmittel für den Wahnsinn.

Nießbrauch oder Nutznießung (usufructus) ist eine persönliche Dienstbarkeit auf der körperlichen Sache eines andern, vermöge derer man den vollen Gebrauch dieser Sache hat, doch ohne die Substanz zu verderben. Sie enthält daher das Recht, allen Nutzen, den man aus der Sache ziehen kann, sich zuzueignen. Der, welchem der Nießbrauch zusteht, heißt usufructuarius; der, welcher nichts als die bloße Proprietät hat, Eigenthum ohne Nutznießung, aber die Hoffnung, dereinst nach den Tode des Nießbrauches die Nutznießung zu erhalten, heißt proprietarius.

Niesen, im Niedersächsischen Prusten, besteht in der mit zischenden Geräusch und plötzlicher Zusammenziehung der Unterleibsmuskeln, und derer, die auf die Lunge wirken, verbundene Ausstoßung der Luft, vornehmlich aus der Nase, wenn die Geruchsnerven gereizt werden. Ein lang anhaltendes Niesen kann besonders bei schwächlichen Personen gefährlich werden, doch ist es leicht durch Einspritzen lauwarmer Milch oder lauen Wassers, oder durch das bloße Einziehen von Wasserdampf zu heben. Woher die Sitte entstanden, beim Niesen Glück zu wünschen, ist unbekannt; so viel ist gewiß, daß sie sehr alt ist.

Niflheim, s. Nordische Mythologie.

Niger, der Nil der Neger, fließt in Mittelafrika von Westen nach Osten, und hat wie der Nil seine periodischen Ueberschwemmungen. Den Lauf desselben hat zuerst der schottische Wundarzt Mungo Park durch Beobachtungen bestimmt. Er war im Auftrage der Londoner afrikanischen Gesellschaft, den Lauf des Nigers zu erforschen und über die geographischen und Handels-Verhältnisse Afrika's Beobachtungen anzustellen, von Portsmouth der 30. Jan. 1800 abgesegelt. Er schloß sein Tagebuch d. 17. Nov. 1805 zu Sansanding am Niger. Hierauf schiffte er sich auf diesem Strome ein, kam aber kurz nachher ums Leben. Mungo Park war überzeugt, daß der Niger und der Congo oder Zayr ein und der nämliche Fluß sind, der im Innern von Afrika erst von Westen nach Osten fließt, dann aber in südlicher Richtung zurück biegt, um sich ins atlantische Meer zu ergießen. S. Mungo Park's Journal of a Mission in the Interior of Africa in the Year 1805. London 1815. Der Erfolg der zweiten Entdeckungsreise der Britten (die erste im J. 1816 war verunglückt), jenen Zusammenhang des Congo und des Niger zu erforschen, ist noch nicht bekannt.

Nikander, ein gelehrter griechischer Arzt und Dichter im zweiten Jahrhundert vor Chr., nach einigen Angaben aus Kolophon gebürtig. Von ihm sind uns noch zwei Gedichte übrig: Theriaka, von den giftigen Thieren und den Mitteln gegen ihren Biß. 2. Alexipharmaka, von Gegengiften überhaupt. Beide sind vorzüglich merkwürdig in naturhistorischer Hinsicht. Die Hauptausgabe ist von J. G. Schneider, Halle, 792. Mehrere verloren gegangene Schriften werden von den Alten angeführt, unter andern eine mit der Aufschrift, Georgika, welcher Cicero mit vielem Lobe gedenkt (de orat. 16).

Nike, s. Viktoria.

Nikolaiten war eine christliche Sekte, deren Urheber ein gewisser Nikolaus von Antiochien, einer der sieben Diakonen zu Jerusalem, gewesen seyn soll, und die sich im ersten Jahrhundert in Syrien und Kleinasien ausbreiteten. Sie hielten die zügellosesten Ausschweifungen der Wollust für erlaubt. In der Folge sollen sie unter dem Namen der Gnostiker inbegriffen worden seyn, wenigstens waren die Sitten und Lehren dieser denen der Nikolaiten ziemlich gleich.

Nikomedes, der Name verschiedener Könige in Bithynien. Nikomedes I., ein Sohn des Zipötes, der diesem in der Regierung folgte. Er führte lange Krieg mit seinem jüngsten Bruder Zipötes, oder Ziböas, wie ihn Livius lib. 38, nennt, und da er zu gleicher Zeit auch vom Antiochus Soter, dem Könige von Syrien, mit Krieg bedrohet wurde, so rief er die Gallier zu Hülfe, und ward dadurch Veranlassung, daß dieses Volk zuerst in Asien sich festsetzte. Mit ihrer Hülfe überwand Nikomedes seinen Bruder, und trieb den Antiochus Soter aus dem Lande, so daß er zum ruhigen Besitz seines Königreichs gelangte, und aus Dankbarkeit seinen Freunden das nachher sogenannte Gallogräcien oder Galatien zum Wohnsitze einräumte. Er hatte von zwei Gemahlinnen drei Söhne, Zela, Prusias und Tibites und eine Tochter Lysandra. Zela war verbannt worden, und Tibites bekam das Reich, wurde aber bald darauf von dem ersten vertrieben. Nikomedes II., mit dem Beinamen Epiphanes, ein Sohn des Prusias, Königs von Bithynien. Er wurde meistens zu Rom erzogen, wo er sich die Freundschaft des Senats in hohem Grade erworben hatte. Sein Vater aber, durch seine zweite Gemahlin verleitet, haßte ihn, und faßte gar den Entschluß, ihn umbringen zu lassen. Dem jungen Prinzen wurden die Absichten seines Vaters entdeckt, und dieser faßte nun den Entschluß, letztern vom Throne zu stoßen, und sich selbst mit Hülfe des Attalus auf denselben zu setzen. Die Bithynier, über die Grausamkeiten des Prusia aufgebracht, wünschten selbst eine Veränderung

der Regierung, und so gelang es dem Nikomedes bald, sich des ganzen väterlichen Reichs zu bemächtigen. Er hatte die Grausamkeit, daß er seinen Vater, der in den Tempel des Jupiters zu Nikomedia geflüchtet war, nach Einigen, selbst umbrachte, nach Andern, umbringen ließ. Er bestieg hierauf ohne Widerspruch den Thron von Bithynien, und wetteiferte mit seinem Vater an Grausamkeiten. Mit dem pontischen Könige, Mithridates dem Großen, schloß er ein Bündniß, und eroberte gemeinschaftlich mit ihm Paphlagonien. Weil er sich aber in der Folge Kappadociens bemächtigte, und um dasselbe zu behalten, die Wittwe des verstorbenen Königs Ariarathes, eine Schwester des Mithridates, heirathete; so zerfiel er mit diesem, und verlor Kappadocien wieder. Da Mithridates Miene machte, dieses Land für sich zu behalten, und er nun selbst für sein eigenes Reich zu fürchten anfing, so beschloß er, mit Einwilligung seiner Gemahlin, einen jungen Menschen für den Sohn des Ariarathes auszugeben, und diesen mit Hülfe der Römer in den Besitz von Kappadocien setzen zu lassen; aber der Betrug wurde entdeckt, und die Römer befahlen nun durch einen Machtspruch, dem Nikomedes Paphlagonien und dem Mithridat Kappadocien wieder herauszugeben. Nikomedes regierte lange, obgleich die Zeit seiner Regierung sich nicht genau bestimmen läßt. Man erzählt, daß er von seinem Sohne, Sokrates Chrestus, ermordet worden sei.

Nikopolis (Siegesstadt), der Name mehrerer im Alterthum bekannten Städte, unter andern zweier in Aegypten, und zwei andrer in Mösien und Dacien. Eine der berühmtesten und ansehnlichsten ist die, welche Augustus nach seinem entscheidenden Siege über Antonius bei Aktium, in der Nähe dieses Vorgebirgs in Epirus erbauen ließ, zum Andenken und zur Verherrlichung dieses Triumphs, der ihn zum unumschränkten Gebieter des römischen Reichs machte. Noch sieht man ansehnliche Trümmer dieser Stadt unweit Provesa.

Nil, der einzige Fluß Aegyptiens und die einzige Quelle seiner Fruchtbarkeit, tritt etwas oberhalb Syene, bei der Insel Elephantine in Aegypten ein. Bis dahin hat er einen von Felsen und Inseln tausendfältig gebrochenen Lauf; in Aegypten selbst strömt er in ungetheiltem Bette ruhig bis 5 Meilen unterhalb Kairo; bei Syene ist er etwa 3000 F. breit. Unterhalb Kairo theilt er sich in zwei Hauptarme, den östlichen welcher bei Damiette, und den westlichen, welcher bei Rosette sich ins Meer ergießt: beide Mündungen sind in gerader Linie etwa 16 Meilen von einander entfernt, und diese beiden Arme bilden den fruchtbarsten und angebautesten Theil von Aegypten, das Delta. Da nur diejenigen Theile des Landes des Anbaues fähig sind, welche von den periodischen Ueberschwemmungen des Nils erreicht oder sonst bewässert werden können, so hat man schon in den ältesten Zeiten viele Kanäle gezogen, um das Wasser auch dahin zu leiten und durch Schöpfräder auf die Felder zu verbreiten, wohin der Fluß sonst nicht reichen würde. Einer der wichtigsten und größten dieser Kanäle ist der sogenannte Josephs-Kanal, welcher da beginnt, wo das Nilthal sich etwas erweitert und nun immer sich am Fuß der libyschen Bergreihe hinwindet, bis er sich endlich wieder mit dem westlichen Arm des Delta vereinigt; er ist im Grunde nichts als ein alter Arm des Nils. Dieser westliche Arm entsendet mehrere Kanäle weiter westlich, vorzüglich den Kanal von Alexandrien, welcher bei dieser Stadt in die See mündet. Der östliche Arm steht mit dem westlichen durch viele Kanäle in Verbindung und entsendet außerdem noch viele Kanäle weiter östlich, welche sich zum Theil in Sümpfe und flache Seen verlieren. Die meisten dieser Kanäle werden von Querdämmen durchschnitten, welche bei der Ueberschwemmung die Verbindungsstraßen von Dorf zu Dorf ausmachen, sie dienen überdieß dazu, das zu schnelle Ablaufen des Wassers zu verhindern.

und man öffnet sie erst dann, wenn das oberhalb liegende Land gehörig getränkt worden. Die Ueberschwemmung selbst, von den Aequinoctial-Regen veranlaßt, welche in den oberhalb Aegypten gelegenen Ländern fallen, tritt regelmäßig in der Mitte Aegyptens (oberhalb natürlich etwas früher) Anfangs Juli ein; zwischen dem 20sten bis 30sten September erhält der Fluß seine höchste Höhe, worauf er sich etwa 14 Tage hält, während welcher nur Städte und Dörfer als Inseln aus dem ungeheuern See hervorragen; er fällt langsamer als er gestiegen, und erreicht seinen niedrigsten Stand erst Mitte Mai's. Beim gewöhnlichen Stande des Flusses ist sein Wasser klar und so rein, daß es dem destillirten gleich kommt, auch hat man kaum anderes Trinkwasser; beim Steigen erhält er erst eine grünliche, zuletzt eine röthliche Farbe von dem vielen ihm dann beigemischten Thon, welchen er auf allen Feldern befruchtend absetzt. Der untere Theil Aegyptens, das Delta, ist unstreitig selbst ein Produkt des Flusses und erst nach und nach aus dem durch den Nilschlamm immer seichter werdenden Meere hervorgegangen, wie selbst die Geschichte deutlich bezeugt. — Außer dem Nil hat Aegypten keinen Bach, wohl aber mehrere bedeutende Seen, vorzüglich an den Nilmündungen: hier nemlich hat theils der Fluß, theils das Meer so viel Sand und Schlamm angehäuft, daß ein großer Theil der Nordküste aus schmalen Landzungen besteht, hinter welchen große Seen zurückgeblieben sind, welche nur durch einige schiffbare Mündungen mit dem Meere in Verbindung stehen. So ist östlich der größte von allen der See Menzaleh, er ist meist nur 3 Fuß tief, aber voll fruchtbarer und gesunder Inseln, durch drei schiffbare Mündungen steht er mit dem Meere in Verbindung. Weiter westlich, in der Mitte zwischen den beiden Hauptmündungen des Nils, ist der 12 St. lange, 6 St. breite, ungleich kleinere See von Burlos oder Brulos, er hat nur eine Mündung nach dem Meere. Westlich von dem westlichen Nilarm ist 1801 bei Durchstechung eines Dammes durch die Engländer im Kriege gegen die Franzosen ein neuer See, der von Edko, entstanden. Der westlichste von allen ist der sehr beträchtliche See Mareotis, welcher aber nach und nach durch Verdunstung austrocknen wird. Außerdem giebt es in Unterägypten noch verschiedene Sümpfe und Seen, welche nur zur Zeit der höchsten Ueberschwemmung Wasser erhalten, und in denen es dann noch eine Zeitlang zurückbleibt. Ein solcher ist jetzt der in der ältesten Zeit als ein nützlicher Wasserbehälter für die Umgegend von Menschenhänden ausgegrabene große See Moeris, jetzt Birket Kerun.

Nimbus war bei den Römern 1) eine Stirnbinde des weiblichen Geschlechtes; 2) ein Gefäß mit einem engen Halse, worin man flüssige Dinge verwahrte; jetzt ist es 3) der Heiligenschein oder der Strahlenring um die Häupter der Heiligenbilder; 4) bildlich überhaupt Glanz.

Nimes, oder Nismes, Hauptstadt des französischen Departements Gard, 22° 7′ 55″ L. 43° 50′ 29″ B. 14½ Posten von Aix, in einer großen gartenreichen Ebene, von Hügeln an beiden Seiten umgeben, deren Fuß mit Dörfern und Pflanzungen geschmückt ist, und schöne Ansichten bilden; am Ausgange des Thals erhebt sich die Tour magne mit ihren ehrwürdigen Trümmern. Die Stadt ist eng gebaut mit krummen Straßen, die 2 Vorstädte haben regelmäßige Anlage und Spazier gänge. Die Stadt hat 7 Thore, 4500 Häuser, 39.594 Einwohner, worunter 25.000 Reformirte, Kathedrale, 2 Pfarr- 6 Kloster- und 1 reformirte Pfarrkirche, Hospital, Citadelle, Sitz eines königl. Gerichtshofs, einer Handelskammer und eines Handelsgerichts, Akademie, königl. Collegium mit einer Bibliothek Akademie der schönen Wissenschaften, Societät der Medicin und des Landbaues, Strumpf-, Band- Handschuh-, Baumwoll-, Leinewand-, Tuch-, Leder-, Stick- und Strickzwirn-, Band- und Galonenfabriken, Handel

mit rother und gesponnener Seide, Getreide, Sämereien, Kastanien, spanischem Pfeffer (600 Centner), Graines d'Avignon, Sumach, spanischen Fliegen ꝛc. Der jährliche Umsatz der Stadt beträgt über 21 Millionen Franken. Merkwürdige römische Alterthümer, z. B. Amphitheater, Diannentempel, Tempel der Engel, des Augustus (la maison quarrée), der Pont du Gard ꝛc. Hier sind geboren der französische Gesandte Jean Nicot († 1600), der 1559 den ersten Tabak aus Portugal nach Frankreich brachte, Samuel Petit, der Dichter Florian († 1794). die Kanzelredner E. J. Saurin († 1712) und J. Saurin († 1730). Im J. 1800 wurden geboren 1430, begraben 1460 und getraut 229 Paar. Der Bezirk enthält 29 Quadratm. 109.205 Einwohner und die Cantons: Nimes, Aramon, Aigues-Mortes, Beaucaire, Marguerites, St. Gilles-les-Boucheries, St. Mamet, Sommieres, Vauvert. — 2) gräflich hartigscher Marktflecken im böhmische Kreise Bunzlau.

Nimrod, der nach der Mosaischen Urkunde um 2000 v. Chr. Geb. zuerst ein Held war, wird gemeiniglich für den ersten Regenten und Eroberer gehalten, der an die Stelle der patriarchalischen Unabhängigkeit nomadischer Urstämme das Joch der Monarchie gesetzt habe. Babylon (s. d. Art.) und die Monarchie dieses Namens wurde von ihm gegründet, und durch die Eroberung der Städte (befestigten Horden) Erech, später Edessa, Akkad, später Nisibis, und Thalne, später Ctesiphon in Mesopotamien, vergrößert. Herder nennt ihn den Unternehmer des babylonischen Thurmbaues und sieht in dem Umstande, daß er ein gewaltiger Jäger war, nur eine bildliche Andeutung der Tyrannei, mit der er die wild umherschweifenden Nomaden zusammengelockt und sich durch List und Gewalt unterworfen habe. Nimrod bedeutet im chaldäischen und arabischen Dialekt einen Empörer; die vergleichende Mythologie kann daher Recht haben, wenn sie in ihm den Riesen der Finsterniß (er war ein Nachkomme des zum Stammvater der Schwarzen verurtheilten Chams) und die Personifikation der Entstehung einer königlichen Gewalt unter den Menschen, die sich gegen die göttliche, das Licht, aufgelehnt und die Stelle Gottes auf Erden einzunehmen gewagt habe, zu entdecken glaubt, und ihn als mythisches Wesen mit dem Bel der Chaldäer und dem medisch persischen Kaiumaras für gleichbedeutend hält.

Nimwegen, Nimmegen, französisch Nimègue, eine Stadt in dem Königreiche der Niederlande und die Hauptstadt eines Bezirkes der Provinz Geldern. Sie zählt ungefähr 12.000 Einwohner, und liegt am hügelichten Ufer der Waal, die da brausend vorüberströmt. Sie ist, von der Landseite, stark befestigt. Unter den öffentlichen Gebäuden ist das Stadthaus besonders merkwürdig, wo 1578 der berühmte Nymweger Friede zwischen Ludwig XIV., Karl II. von Spanien und den Holländern geschlossen wurde (Vergl. Friedensschlüsse). Es sind hier einige schöne Gemälde von Rubens, und ein anderes mit den Bildnissen der Friedensgesandten. Die Ruinen des Schlosses Falkenstein, welches Karl der Große erbaut haben soll, sind jetzt von einer englischen Anlage umgeben. Die Einw. unterhalten Gerbereien, eine Leimsiederei, Bleichen und berühmte Weißbierbrauereien (der bekannte Moll, ein weißes Sommerbier, wird außerhalb der Stadt versendet) verfertigen auch viele gemeine messingene Rauchtabaksdosen, und treiben einen ansehnlichen Speditionshandel. Der Kalverbosch, ein anmuthiger Spaziergang, und das Belvedere sind angenehme öffentliche Spaziergänge.

Ninive, s. Ninus.

Ninon de Lenclos, die Aspasia der Franzosen, wurde 1615 zu Paris geboren. Ihre Mutter, eine fromme Schwärmerin, wollte aus ihr eine Nonne machen, allein es war ihr gar kein Geschmack an geistlichen Dingen beizubringen; vielmehr folgte sie der Leitung ihres Vaters, der von entgegenge-

letzter Denkungsort sie für die große Welt zu bilden suchte. Schon früher las sie die Schriften des Montagne und Charon, und bestrebte sich, nicht nur jene Kenntnisse, die das Weib zieren, sondern auch diejenigen, die dem Geiste eine höhere Kultur zu geben vermögen, sich zu erwerben. Sobald sie in die Gesellschaft eingeführt worden war, wurde sie wegen ihrer Reize, ihrer Lebhaftigkeit, ihres Witzes und ihrer Laune in ganz Paris berühmt. In kurzer Zeit hatte sie ein ganzes Heer von Liebhabern und Anbetern; doch widersetzte sie sich aus Liebe zur Freiheit jeder ernsteren Verbindung. Um ganz unabhängig leben zu können, that sie ihr Vermögen auf Leibrenten aus, wovon sie 7 bis 8000 Livres jährliche Einkünfte zog. Sie gab sich Jedem hin, der ihr gefiel, und gehörte ihm so lange an, als ihre Neigung dauerte; bloße Sinnlichkeit leitete sie in der Auswahl derjenigen, die sie mit Gunstbezeugung beglückte. „Die Liebe, sagte sie einmal, scheint mir weiter nichts als ein gewisser Geschmack zu sein, der sich auf die Sinne gründet, ein blindes Gefühl, das nichts verdienstlichs in dem Gegenstande voraussetzt, der es erweckt, noch denselben zu einer Erkenntlichkeit verbindet.“ Fast alle ausgezeichnete Männer der damaligen Zeit waren ihre Liebhaber und erfreuten sich nach und nach ihrer Gunst: unter ihnen befanden sich ein Coligny, Conde, Sevigny. Ungeachtet des Rufs ihrer Galantrien wurde doch von den achtungswürdigsten Frauen, einer la Fayette, la Sabliere, Maintenon, ihre Freundschaft gesucht. Ihr Haus war auch in ihrem hohen Alter der Sammelplatz der gebildetsten und vornehmsten Personen und der ausgezeichnetsten Gelehrten und Dichter ihrer Zeit, die sie wegen ihres feinen Geschmacks bei ihren Werken zu Rathe zogen. Als hochbejahrte Frau soll sie sogar noch reizend gewesen sein, so daß ihr eigener Sohn sich unwissender Weise in sie verliebte. Als ihm hierauf die unglückliche Mutter das Geheimniß entdeckte, durchstach er in der Verzweiflung mit dem Degen sich die Brust. Sie hatte auch noch einen frühern Sohn, der als Marinekapitain 1732 zu Toulon starb und ein leidenschaftlicher Liebhaber der Musik war. Ninon starb den 17. Okt. 1706. Man hat von ihr in Druck eine Sammlung Briefe und eine kleine Schrift La coquette vengeè. Jedoch die Aechtheit jener Briefe wird stark bezweifelt: weil sie in Absicht auf Inhalt und Darstellung gar zu sehr abstachen von jenen, die sich in Saint-Evremonts Werken befinden und unstreitig aus ihrer Feder geflossen sind. Ihr Leben haben Bret und Damons beschrieben.

Ninus, nach einer alten Sage ein assyrischer König, Nachfolger des Belus und einer der größten Eroberer Asiens, zwischen 2200 — 2100 vor Christi Geburt, erweiterte das assyrische Reich bis an die Gränzen von Indien, an den Nil und an den Tanais, heirathete die Semiramis, die Gemahlin Meccn's, eines seiner Statthalter, die ihm durch ihre Klugheit zur Eroberung von Baktra geholfen hatte, und erbaute Ninive, die Hauptstadt seines Reichs. Sein Sohn war Ninyas; doch folgte ihm seine Gemahlin Semiramis und nach deren Tode erst Ninyas.

Niobe, die berühmte thebanische Königin und Gemahlin des Amphion. Der Ursprung ihres Mythus war höchst wahrscheinlich kein anderer, als dieser: der Niobe starben alle ihre vielen Kinder durch ein heftiges Fieber plötzlich dahin. Plötzliche Todesfälle des männlichen Geschlechts wurden aber dem Apoll, wie die des weiblichen der Diana und ihren Pfeilen zugeschrieben. Niobe empfand darüber den höchsten Kummer, oder sie ward nach der uralten Sprache vor Schmerz versteinert. Vielleicht fand man an irgend einem Felsen eine menschenähnliche Gestalt, und so entstand denn die Fabel, die theils durch die Einmischung des Orchomenischen Amphion, theils durch die Einflechtung der Fabel der Aedon, der Gemahlin des Zethus, mancherlei Seiten erhielt, und von Tragikern, Lyrikern und Epopeenschreibern verschieden behandelt wurde. Die älteste Erzählung liefert uns Homer. Niobe (des

Tantalus und der Dione Tochter, welche mit dem Pelops aus Lydien nach dem Peloponnes kam, und dann den König der Thebaner Amphion heirathete) hatte nach der gewöhnlichen Angabe 14 Kinder, 7 Söhne und 7 Töchter. Diese erlegten Apollo und Diana mit ihren Pfeilen, zornig auf Niobe, die der Latona sich gleich gestellt, sich gerühmt und gesagt hatte, nur zwei hat Latona geboren, ich viele. Neun Tage lang lagen sie in ihrem Blute, und Niemand war, der sie begrub. Denn Jupiter hatte alles Volk versteinert. Am zehnten Tage endlich begruben sie die himmlischen Götter. Niobe erholte sich von ihrem Schmerze wieder, stand aber in der Folge im öden Gebirge unter Klippen im Sipylus (einem Gebirge zwischen Lydien und Magnesien), wo die Nymphen wohnen, die den Achelous umtanzen, versteinert, und nährte noch immer den Gram, den die Götter ihr auferlegt hatten. Dieser Erzählung scheinen auch die Alten mit einiger Abänderung meist gefolgt zu seyn. Unter den alten Tragikern haben Aeschylus und Sophocles diesen Mythus in ihren verloren gegangenen Tragödien bearbeitet. Von dem Euripides ist es ungewiß. In unserm Zeitalter hat diese Fabel besonders die berühmte Gruppe: Niobe mit ihren Kindern, merkwürdig gemacht, die zu Florenz in der sogenannten Tribune aufgestellt ist; und von der wir eine Beschreibung von dem gelehrten Angelo Fabroni (Firenze 1779 f.) besitzen. Die Statuen, von denen man glaubt, daß sie zu dieser Gruppe gehören, stehen jetzt in einem viereckigen länglichen Zimmer einzeln an den Wänden umher. Die eine der kürzern Seiten nimmt die Mutter, vor ihr der sterbende Sohn ein. Ihr gegenüber steht der Vater oder der Pädagog. An den beiden längern Wänden stehen die übrigen Figuren, zwölf an der Zahl. Ich will von dem Ganzen sprechen, wie es sich denken läßt, daß es zusammen gestanden habe. Man denke sich, daß diese Gruppe eine Wand ausfüllte. In der Mitte stand die Mutter, mit dem Rücken an der Wand, der daher auch nicht ausgearbeitet ist. Sie steht da in dem Augenblicke der Betäubung, wo das erlittene und noch zu erwartende Uebel ihr starre Furcht, entseelende Angst und Verzweiflung zu gleicher Zeit abdringt. Ihr Auge klagt zum Himmel. Der Mund ist offen, die Unterlippe hängt schlaff herab, die Augenbraunen sind gezogen, und der Kopf, wie das kolossale Ganze, gibt einen unbeschreiblichen Anblick von Majestät und feierlicher Schönheit. Dieser wird dadurch noch vermehrt, daß die kleinste Tochter in den Schooß der Mutter ihre Zuflucht nimmt; wo die angstvolle Niobe von hinten her den Schleier über ihr Kind deckt. Das Gesicht dieser Tochter ist wenig zu sehen. Aber die Stellung des Kindes ist reizend und ihrem Alter angemessen. Die Gewänder der Mutter und der Tochter sind vielleicht das einzige, was einigen Tadel verdient; beide kleben wie nasses Leinen-Zeug an den Körpern, und die Falten derselben sind wie Striemen auf der Haut gebildet. — Vor der Mutter lag der sterbende Sohn, der noch jetzt diese Stellung hat. Er ist eine der ausdrucksvollsten Figuren, die man je in Marmor bildete. Der Pfeil hat ihn unter der Brust durch beide Rippen getroffen, wo man auch noch die Oeffnungen, die er verursachte, erblickt. Der Jüngling ist im Hinsterben, der Mund offen, die Zunge klebt am Gaumen, das Auge ist schon halb geschlossen, die Brust stöhnt noch, die eine seiner Hände, die ursprünglich alt und sehr schön ist, liegt unter der Brust. Der Marmor ist zum weichen Fleische bearbeitet. — Vor diesem Sohne zu beiden Seiten der Mutter stauden zwei Töchter, beide frei, wie sie noch jetzt stehen, die diesen Sterbenden beklagen. Die eine beugt den Körper vorwärts. Ihr Kopf hat viel durch die Einsetzung der Nase gelitten. Sie hält das Gewand in die Höhe. Die andere blickt wie die Mutter gen Himmel, und behauptet beinahe denselben Ausdruck, nur im geringern Maße.

Sie ist eine der schönsten Figuren der Gruppe; und der Künstler scheint in ihr der Mutter Bild im jungfräulichen Alter haben darstellen zu wollen. Auch hier klebt das Gewand wie bei der Mutter. — An der Wand hinter einer dieser letztern Figuren, doch nur mit dem Rücken zu sehen, war der fliehende Sohn aufgestellt. Der vordere Theil ist vernachlässigt. Er ist jetzt gerade in unrechter Stellung aufgestellt. Diesem gegenüber, ebenfalls an der Wand, doch von vorn zu sehen, nahm der verwundete, in die Knie sinkende Sohn seinen Platz ein. Er sucht sich sinkend zu erhalten, stemmt das Knie auf den Boden und die rechte Hand in die Seite, und hebt den Kopf, mit dem Blicke der Verwunderung über ein ihn überraschendes Uebel, gen Himmel. Er ist die Figur, die sich unter allen am vollständigsten erhalten hat. Kopf und Körper sind sehr schön; allein der Rücken unausgearbeitet. An beiden entgegengesetzten Enden endlich scheinen der fliehende Sohn, der sich mit dem Gewande von hinten zu bedecken sucht, und die fliehende Tochter, die den Mantel über den Kopf zieht eingenommen zu haben. Der erste ist sehr schön, und der Ausdruck der Angst vortrefflich. Er ist aber sehr ergänzt. Die zweite gehört ebenfalls wieder zu den schönsten Figuren das Gruppo. Der Kopf hat ausnehmenden Reiz. Aber auch hier klebt das Gewand. — Und so bestände denn die ganze Gruppe aus der Mutter, vier Söhnen und vier Töchtern, nach dem Urtheile eines großen Kunstkenners, des Herrn von Rambohr über Malerei und Bildhauerarbeit, Th. II. S. 137, dem wir hierin gefolgt sind. Allein die Zahl der Figuren, welche man in Florenz noch beizählt, beläuft sich weit höher. Da sind noch ein fliehender Sohn, der den rechten Arm ausgestreckt empor hält, eine Figur von weiblichen wollüstigen Umrissen, und beinahe in allen äußern Theilen ergänzt; ferner eine weibliche Figur, welche in die Luft greift und der Psyche im Capitol äußerst ähnlich ist: ingleichen noch eine Tochter und ein Sohn, die durch die stärkste Ergänzung sind, was sie sind; weiter der Pädagog oder der Vater, eine mittelmäßige und zur ganzen Handlung wenig passende Bildsäule, die man nicht einmal in Rom fand; dann wieder eine ganz müßige weibliche Figur, und die Figur eines gemeinen Athleten, der einen Streich abzuwehren sucht; beide blos, um die Zahl der vierzehn Kinder zu erfüllen, beigefügt. Endlich zählt man noch zu der Gruppe die beiden berühmten Ringer der Florentinischen sogenannten Tribune, und das schöne marmorne Pferd eben daselbst. Letzteres ward aber nicht in Rom gefunden; und die Ringer meinen es, bei ihrem Gefechte, für sich übende Jünglinge viel zu ernstlich. Ueberhaupt ist die Beobachtung der bestimmten Anzahl von Kindern in der Gruppe gar nicht nöthig gewesen. Auch die Verfasser der Basreliefs, welche diese Geschichte aufstellen, haben sich daran nicht gebunden. Allein die Gruppe Niobe stand seit ihrer Erfindung in so großer Achtung, daß man sich im Aufsammeln der dazu gehörigen Theile nie genug thun konnte. Man findet daher noch jetzt in Rom die Gewohnheit gangbar, daß man nackende Statuen, die ihrer Stellung nach zu jener Fabel passen, Söhne und Töchter der Niobe nennt. Ein Sinngedicht Anthol. V, 8, 1, nennt den Verfasser dieses Meisterwerks den Praxiteles. Sonst nennt Plinius dafür den Künstler Scopas. Winkelmanns chronologische Gründe hat Heyne, antiqu. Sammlung, Th. I. sehr verdächtig gemacht. Das Gruppo zu Rom stand vorher im mediceischen Pallaste, und ward 1583, wie man sagt, gefunden. Diese Fabel scheint überhaupt unter den alten Künstlern mehrere Bearbeiter gefunden zu haben. Dies beweisen noch die verschiedenen erhabenen Arbeiten, auf denen man sie abgehandelt findet. Eine derselben, die in den sallustischen Gärten gefunden wurde, steht jetzt in der Villa Borghese zu Rom, im ersten Saale. Eine andere sieht man im Vatikan. Ein ähnliches Fragment hat die Villa Albani. Noch ein anderes Werk dieser Art ist nach England zu der

Sammlung des Grafen Pembrock zu Wilton abgeführt worden. Auch an dem Portal des Tempels des Apollo, den Augustus auf dem Palatium erbauete, war diese Geschichte in Elfenbein über der Thüre ausgearbeitet.

Nische (Niche) oder Bilderblinde heißt in der Architektur eine Vertiefung in einer Mauer, gemeiniglich nach einem halben Zirkelstücke gearbeitet und mit einem halben Kugelgewölbe bedeckt. Sie werden gewöhnlich durch Statuen, Oefen und andere Verzierungen gefüllt. Auch in der Gartenkunst hat man sie nachgeahmt.

Nitrum, s. Salpeter.

Nivelliren, wasserwägen, abwägen, ist die Kunst die Entfernung verschiedener Gegenstände vom Mittelpunkte der Erde zu bestimmen. Sie lehrt zu der wahren und unsichtbaren Horizontallinie eine andere mit ihr gleichlaufende sichtbare finden, um dadurch zu erfahren, ob ein Ort gegen den andern höher oder tiefer liege. Diesen Unterschied nennt man das Gefälle, und es kommt vorzüglich beim Wasserbau in Betracht. Auch beim Festungs- oder Schanzenbau muß abgewogen werden, damit man sehe, ob und wie jeder Punkt zu bestreichen sey. Ein Kreisbogen, der mit der Erde einerlei Mittelpunkt hat, ist eine wahre Horizontallinie. Die gerade Linie, welche einer wahren Horizontale zur Tangente dient, wird die scheinbare Horizontallinie genannt. Jeder Punkt dieser letzten Linie, den Berührungspunkt selbst ausgenommen, ist höher als der wahre Horizont. — Der Name wasserwägen kommt theils von dem bei der Arbeit nothwendigen, aber sehr verschiedenartigen Instrumente, der Wasserwage, her, theils von der Erfahrung, daß alle Punkte einer ruhigen Wasserfläche vollkommen im Horizont stehen. S. Traité du Nivellement par Picari; deutsch v. Passavant, 1749 und mit neuen Beiträgen von Lambert. Hogrewe's prakt. Anweis. z. Nivelliren. Hannov. 1800. Der Verf. beschreibt eine sinnreiche zusammengesetzte Wasserwage.

Nixen sind weibliche Gottheiten der nordischen Mythologie, die in kleinern Landgewässern hausen. Die Volkssage gibt ihnen einen schalkhaften, oft sogar einen boshaften Charakter. Sie mischen sich gern in die Angelegenheiten liebender Jünglinge und Mädchen und locken mit süßer Stimme den Menschen in ihr verderbliches Element.

Nizza, eine Grafschaft an der Gränze von Frankreich und am mittelländischen Meere, wird von diesem, den Alpen und Apennin umschlossen; sie liegt wie Savoyen schon außerhalb des eigentlichen Italiens und ist ein heißes, an Oel und Seide ergiebiges Ländchen. Der Hauptort Nizza, am Fuß eines steilen Berges und am Bache Paillon, ist eine enggebaute Stadt, mit 18000 Einw., die aber wegen des hier außerordentlich milden Klimas häufig von Fremden zum Winteraufenthalte gewählt wird. Der Hafen ist klein und der Handel auf Oel, Seide und wohlriechende Essenzen beschränkt. Besser ist der Hafen der kleinen, nur durch einen schroffen Berg von Nizza getrennten, östlicher gelegenen Villa france. Noch weiter östlich liegt am Meere die kleine befestigte Stadt Monaco, (es soll das Portus Herculis Monoeci der Alten seyn,) Hauptort eines eignen kleinen Fürstenthumes, welches früher unter französischer, jetzt unter sardinischer Hoheit steht. Die Familie Grimaldi hat es 800 Jahre lang bis 1731 besessen; von dieser kam es durch Erbschaft an die französische Familie Matignon, welche auch den Titel Herzöge von Valentinois führt. Das Ganze ist von der Grafschaft Nizza umschlossen; und enthält auf $2\frac{1}{2}$ □ M. 6000 Einw. S. Monaco.

Noah war der letzte Patriarch aus dem Sethitischen Stamme vor der Sündfluth. Er war ein frommer gerechter Mann, deßhalb fand er Gnade vor dem Herrn, als er das ganze Menschengeschlecht, wegen seiner Verderbtheit, durch die Sündfluth zu vertilgen beschloß. Nur ihn wollte Gott zur

Erzeugung eines neuen Menschengeschlechtes erhalten, und befahl ihm, sich mit den Seinigen in ein Schiff zu retten. Nachdem das Wasser sich wieder von der Erde verlaufen hatte, landete er auf dem Gebirge Ararat in Armenien; er brachte hier dem Herrn Dankopfer, und der siebenfarbige Regenbogen gab Zeugniß von dem ewigen Bunde zwischen Gott und der Erde. Die Söhne Noahs waren Sem, Cham und Japhet; von ihnen ward alles Land bevölkert. Noah aber ward ein Ackermann und pflanzte Weinberge, und, da er des Weines trank, ward er trunken und lag in der Hütte aufgedeckt. Da spottete Cham seines Vaters, Sem und Japhet aber nahmen ein Kleid, gingen rücklings hinzu und verhüllten ihres Vaters Blöße. Als nun Noah von dem Rausche erwachte und erfuhr, was ihm sein jüngerer Sohn gethan hatte, verfluchte er dessen Sohn Kanan und segnete Sem und Japhet. Die Nachkommen Noahs bevölkerten Asien; die Semiten wurden Herren dieses Erdtheils, die Japhetiten breiteten sich über Europa aus, und mehrere chamitische Völker mußten nach Afrika hinüberfliehen. Der hebräischen Ueberlieferung von der Sündfluth und der Rettung Noahs entsprechen die Mythen verschiedener anderer Völker. Der chaldäische Xeisuthros, der indische Prithu oder Man-Sotti-wrata, der in der asiatischen u. griechischen Mythenwelt herrschende Dionysos oder Bacchus ist jener Noah der Hebräer, der Gott der Thränen (über die untergangene Vorwelt) und des Weines. Vergl. den Art. Sündfluth.

Noailles, eine alte berühmte französische Familie, die ihren Namen vom Schlosse Noailles bei Brives in Limousin entlehnt, und dem Staate und der Kirche mehrere bedeutende Männer lieferte. Die vorzüglichsten davon waren: 1) (Antoine de), geb. 1504, schloß als Gesandter in England den Frieden von Vaucelles zwischen König Heinrich II. von Frankreich und König Philipp von Spanien, entriß nach seiner Rückkunft den Hugenotten Bordeaux, dessen sie sich bemächtigt hatten, und starb 1562. — 2) (François de), Bruder des Vorigen, geb. 1519, war Erzbischof von Dax, zeigte sich als geschickter Unterhändler zu London, Rom, Venedig und Konstantinopel, und starb zu Bayonne den 16. Sept. 1585. Heinrich III. und Katharine von Medici bedienten sich seines Raths in den wichtigsten Angelegenheiten. Seine und seines Bruders Unterhandlungen in England sammelte der Abbé de Vertot, Paris 1763, 3 Bde. 12. — 3) (Louis Antoine de), Cardinal und Erzbischof zu Paris, geb. 1651, trat in den geistlichen Stand, wurde 1679 Bischof von Cahors, 1680 zu Châlons-sur-Marne und 1695 Erzbischof zu Paris. In den Streitigkeiten zwischen den Jansenisten und Jesuiten war er lange Zeit den Erstern zugethan, weigerte sich, die 1713 erschienene Bulle Unigenitus anzunehmen, weil sie mehrere Sätze Quesnel's verdammte und konnte erst nach Ludwigs XV. Tode zur Annahme bewogen werden. Er starb, wegen seiner Tugenden allgemein bedauert, kurz darauf, 1728. — 4) (Anne Jules de), Bruder des Vorigen, geb. 1650, war ein Sohn von Anne de Noailles, zu dessen Gunsten die Grafschaft Ayen in ein Herzogthum umgewandelt worden war, nahm Kriegsdienste und befehligte 1630 die französischen Haustruppen in Flandern und 1689 eine Armee in der Grafschaft Roussillon und Catalonien, worauf er 1693 den Marschallsstab erhielt. 1694 gewann er die Schlacht von Ther, nahm die Städte Palamos, Girona u. a., und starb zu Versailles 1780. — 5) (Adrien Maurice, Herzog von), Sohn des Vorigen, geb. zu Paris 1678, wählte ebenfalls die Waffen und befand sich mit bei dem Feldzuge seines Vaters in Catalonien (1693 und 94). Er führte in seiner Jugend den Titel d'Ayen. Nachher zeichnete er sich in eben derselben Provinz unter dem Herzog von Vendôme aus, wohnte dem Feldzuge in Flandern bei (1696) und wurde wegen seiner Besonnenheit und seinen Muthe Philipp von Anjou, der 1700 den

spanischen Thron bestieg, zugesellt. Catalonien und die Grafschaft Roussillon waren von 1706—10 der Schauplatz seiner Thaten und er erhielt deshalb von Philipp V. den Titel eines Granden von Spanien, unmittelbar nach der Einnahme von Girona. Ludwig XIV., ohnerachtet er der Familie grollte, weil sein Oheim sich der Bulle Unigenitus widersetzt hatte, ernannte ihn 1706 zum Generallieutenant und 1708 zum Herzog und Pair. Unter der Regentschaft, nachdem er seit 1716 Finanzminister gewesen, fiel er in Ungnade und blieb es bis zum Tode des Ministers Dubois (1723), worauf ihn der Prinzregent von Orleans zurückberief und zum Ritter der königlichen Orden ernannte. Im Feldzuge 1733 war er mit bei der Belagerung von Philippsburg und befehligte 1734 die französischen Truppen in Deutschland und wurde nach Berwycks Tode Marschall von Frankreich. Im folgenden Jahre führte er den Commandostab in Italien. Weniger glücklich war er im östreichischen Erbfolgekrieg (1741—43); denn 1743 verlor er durch die unzeitige Hitze seines Neffen, des Grafen von Grammont, die Schlacht bei Dettingen und dadurch die Früchte seiner weisen Anordnungen, durch welche er die brittische Armee dem Untergange nahe gebracht hatte. Hierauf trat der graue Held vom Kriegsschauplatz ab, und wurde in den Staatsrath aufgenommen. Er starb zu Paris 1766. Mit vielen glänzenden Vorzügen verband Noailles alle Fehler der Höflinge jener Zeit. Mit dem Marschall von Sachsen lebte er in der innigsten Freundschaft; in der Schlacht bei Fontenai diente er, obgleich älterer Marschall, dem letztern als erster Adjudant. 1775 wurden seine beiden Söhne zu Marschällen erhoben. Millot gab 1777 seine hinterlassene Memoiren heraus, welche für die Kriegsgeschichte unter Ludwig XIV. u. XV. so wie für die Gesch. v. Spanien unter Carl II. u. Philipp V. wichtig sind

Noetianer, s. Secten.

Nollet, (Dominicus), Landschaft- und Schlachtenmaler, geboren zu Brüge 1640, wurde wegen seiner Geschicklichkeit Hofmaler des Kurfürsten Maximilian von Baiern und begleitete ihn auch aus seinen Staaten vertrieben, nach Frankreich und dann wieder zurück nach Baiern. Er starb zu Paris 1687. Seine Schlacht- und Belagerungsstücke zeichnen sich durch Feuer, Leichtigkeit und Treue aus. Am meisten nähert er sich Van der Meulen. — 2) (Jean Antoine), berühmter Naturforscher, geboren zu Pimbre in der Diöces von Noyon 1700, widmete sich dem geistlichen Stande, folgte aber später seiner Neigung zur Physik, unternahm zur Bereicherung seiner Kenntnisse 1734 eine Reise durch Holland und England und hielt darauf Vorlesungen über Experimentalphysik zu Paris. Er starb, nachdem er 1784 Professor am königlichen Collegium zu Navarra und mehreren gelehrten Gesellschaften Mitglied geworden war, zu Paris 1770. Außer mehreren Abhandlungen für die Akademie der Wissenschaften, unter denen sich besonders eine über das Gehör der Fische auszeichnet, hat man von ihm: Leçons de physique expèrimentale, u. a. deutsch, Erfurt 1749—56. 5 Th. 8.

Nomaden. Als die Menschen zum Hirtenleben übergegangen waren, als sie immer mehr anwuchsen und ihre Heerden zahlreicher wurden, sahen sie sich genöthigt, neue Weideplätze aufzusuchen, wo sie ihre leicht fortzuschaffenden Zelte aufschlagen konnten. So zogen sie von einer Gegend zur andern. Man nennt solche Völker Nomaden oder Wandervölker. So leben noch jetzt besonders in Asien, ganze Völker, die mit ihren Heerden in den weiten Steppenländern umherziehen.

Nomenklator heißt bei den alten Römern ein Knecht, welcher, wenn sie ausgingen, neben ihnen hergehen und die Namen der Vorübergehenden, ihnen oft selbst nicht bekannte Leute nennen mußten; 2) ein Diener, den sich die Päpste zu gleichen Behufe hielten; jetzt 3) ein Wörter- oder Namenkenner, als von terminologischen Ausdrücken einer Wissenschaft u. dergl.

Nominalerklärung oder Worterklärung. Nominal- oder Worterklärung ist die Angabe solcher Merkmale einer Sache, wodurch zwar das Wesen derselben nicht entdeckt wird, die aber hinreichend sind, die Sache von andern zu unterscheiden. Z. B. die Achenwallsche Erklärung des Geldes, als einer Sache, deren Gebrauch nur dadurch möglich wird, daß man sie veräußert, unterscheidet das Geld hinlänglich von allen andern Gegenständen der Willkühr. Sie steht der Real- oder Sacherklärung entgegen, die das Wesen des Dinges angiebt, und daher dasselbe nicht nur von andern Dingen unterscheidet, sondern selber, nach dem was es ist, kennen lehrt. Die Realerklärung des Geldes würde seyn: das allgemeine Mittel, den Fleiß der Menschen unter einander zu verkehren; der allgemeine Stellvertreter alles dessen, was Menschen von andern fodern können. S. Erklärung.

Nominalisten. Durch den Nominalismus wurde zuerst der durch die scholastische Philosophie (s. d. A.) engbeschränkte Wirkungskreis der Vernunftthätigkeit erweitert. Sein erster Stifter ist Johannes Roscellinus, Kanonikus zu Compiegne, der unter andern damals für ketzerisch geltenden Behauptungen aufstellte, die allgemeinen Begriffe seyen bloße Worte (flatus vocis). Seine eifrigsten Gegner waren die Realisten, die von den allgemeinen Begriffen behaupteten, sie seien der Wirklichkeit nach in den Objekten gegründet. Die Lehre des Roscellinus ward 1092 zu Soissons verdammt, und der Realismus erlangte ausschließliche Herrschaft. Im Anfange des 14. Jahrh. wurde der Streit der Nominalisten mit den Realisten aufs neue belebt durch Wilhelm von Occam aus der englischen Grafschaft Surrey, einen Schüler des berühmten Duns Skotus. Er bestritt zunächst die von den Realisten behauptete Realität, die den allgemeinen Begriffen außer dem Verstande zukommen solle; in dem er dagegen behauptete, daß diese nur ein subjektives Dasein in der Seele haben und ein Erzeugniß des abstrahirenden Verstandes seien. Als die nächsten Anhänger und Vertheidiger des Nominalismus sind zu erwähnen: Robert Holkot (st. 1349.), Gregorius Ariminensis (st. 1358), Heinrich von Oyta, Heinrich von Hessen (st. 1397), Nikolaus Oresmius (st. 1382), Matthäus von Krakau (st. 1410), Gabriel Biel (st. 1495); sie waren zu ihrer Zeit berühmte und verdienstvolle Lehrer, helle Köpfe; jedoch ohne besonders philosophisches Talent. Johannes Buridan aus Bethune (1550) galt zu seiner Zeit für den besten Vertheidiger des Nominalismus. Ungeachtet die Nominalisten mehr als einmal zu Paris verfolgt, ihnen das Lehren untersagt, und ihre Schriften verboten wurden, so behauptete sich doch die Partei, gewann immer mehr Anhänger, und sehr oft in Paris und auf mehrern deutschen Universitäten die Oberhand, ohne jedoch die Gegenpartei ganz zu unterdrücken. Der metaphysische Streitpunkt über die Realität der allgemeinen Begriffe war es aber nicht allein, was die Trennung verursachte, sondern es war vielmehr ein totaler Gegensatz in der Denkart. Denn es offenbarte sich in der Partei der Nominalisten ein nach größerer Freiheit des Denkens strebender Geist, der nicht ohne wohlthätigen Einfluß auf die fortschreitende Entwicklung der Vernunft zur Philosophie geblieben ist.

Nominalwerth ist der durch Worte und Zahlen festgesetzte Werth einer Sache, im Gegensatze des wirklichen oder Realwerths derselben. Beide sind oft verschieden, am häufigsten bei den Staatspapieren; sind aber bei diesem Nominal- und Realwerth einander gleich, so sagt man, sie stehen al pari.

Non (J. C. R. de Saint), s. Saint Non.

Nonä, s. Calender.

Nonconformisten, die der bischöflichen Kirche in England entgegengesetzte Partei, s. Anglicanische Kirche und Dissenters.

None, in der Musik der neunte Ton vom Grundton an gerechnet, s. Intervall.

Nonjurors, Nichtschwörer, s. Jacobiten.

Nonne, s. Klöster.

Nonnus, ein späterer griechischer Dichter, aus Panopolis in Egypten gebürtig, lebte zur Zeit Kaiser Theodosius und seine beiden Söhne um 410, oder nach Andern zu Ende des 5. Jahrhunderts. Wahrscheinlich war er anfangs Heide und dann Christ. Er ist Verfasser eines Gedichts in 50 Büchern, Dionysiaca oder Bassarica betitelt, worin er den Zug des Bachus oder Dionysos nach Indien beschrieb, wovon sich einige Bücher erhalten haben. Ed. pr. gr. ed. Falkenburg, Antwerpen 1569. 4; lat. vers. Lubini, Hanau 1695, auct. 1610; G. H. Moser hat 6 Bücher (8—13), Heidelberg bei Mohr 1809, und Gräfe in Petersburg, ein bucolisch-erotisches Gemälde dieses Gedichts (Hymnos und Nikäa aus Buch XV. 170), Petersburg 1813, nebst Uebersetzung besonders herausgegeben. Letzterer fing 1819 eine vollständige Ausgabe seiner kritischen Bemerkungen an, von der aber bis jetzt nur der erste Band, Buch 1 — 24 enthaltend, in Leipzig erschienen ist. Ferner hat man von ihm eine versificirte Paraphrase des Evangeliums Johannis, die als Commentar dienen kann, da sie sehr deutlich, aber nur wenig poetisch ist.

Nonnotte (François), ein berühmter Jesuit, geboren zu Besançon um 1711, widmete sich besonders der Kirchengeschichte und Theologie, und machte sich bekannt durch seine Erreurs de Voltaire, Lyon 1762, 2 Bde. 12., 5te Ausgabe 1770. 12.; eine Widerlegung der Irrthümer, die Voltaire in seinem: Essai sur les moeurs et l'esprit des nations zum Theil aus Partheilichkeit bekannt gemacht hatte. Voltaire anwortete aber nicht auf eine anständige Weise darauf. Nonnotte starb in seiner Vaterstadt als Mitglied der dasigen Akademie 1793. Man hat außerdem von ihm: Dictionaire philosophique de la religion, Avignon 1772, 4 Bde. 8. u. m. a. Werke.

Nonpareille, eine Art der kleinsten Buchstabenlettern.

Noot (Heinrich van der), niederländischer Revolutionair, aus Brüssel gebürtig, widmete sich den Rechten und practicirte als Advokat in seiner Vaterstadt, als die Niederländer, unzufrieden über die Eingriffe Josephs II. in die durch die Joyeuse Entrée ihnen zugesicherten Privilegien, wozu noch die Abschaffung der Patrimonialgerichtsbarkeit, die Umänderung bei der Universität zu Löwen, Gleichstellung der Rechte der Nichtkatholiken und Anlegung von Normalschulen kamen, 1788 ihren Unwillen in Worten äußerten, bis endlich 1793, bei wiederholten Versuchen des Kaisers, seine Anordnungen durch Gewalt der Truppen durchzusetzen, der Aufruhr allenthalben mit ungewöhnlicher Wuth ausbrach. Van der Noot stellte sich an die Spitze der Insurgenten, während van Eupen, ein fanatischer Priester, ihn zu seinem Spielwerke machte. Nachdem der Generalgouverneur der Niederlande, Herzog Albrecht von Sachsen-Teschen, geflohen und die östreichischen Truppen vertrieben worden waren, versammelten sich die Deputirten aller Provinzen zu Brüssel und erklärten die Unabhängigkeit der Niederlande. Streitigkeiten zwischen Aristokraten und Demokraten, vorzüglich aber die unbesonnenen Schritte der letztern, öffneten England, Preußen und dem Erbstatthalter von Holland, die heimlich den Aufruhr begünstigt hatten, bald die Augen über das Gefahrvolle eines solchen Unternehmens in Absicht auf ihre eignen Staaten, und da indeß Joseph II. gestorben war, Kaiser Leopold II. die Verordnungen seines Bruders zurücknahm, so unterwarfen sich die Niederländer dem Hause Oestreich von Neuem und van der Noot sank in seine vorige Unbedeutenheit zurück. Sein Tod ist unbekannt.

Nordamerika, die nördliche Hälfte Amerikas, grenzt im N. an das Eismeer, im O. an das Atlantische Meer, im W. an das stille Meer und hängt im S. durch die Landenge von Darien mit Südamerika zusammen. In ihrer Nordhälfte liegen die Länder an der Baffinsbai: Grönland, Spitzbergen ꝛc. die Länder an der Hudsonsbai: Labrador, Neuwales, Prinz Williamsland; die Länder an der Westküste, wo unter andern das Russ. Amerika: und in der Südhälfte: das Engl. Nordamerika, die Länder der freien Indier, die vereinigten Staaten von Nordamerika, Mexico, Florida ꝛc.

Nordamerikanische Freistaaten, Krieg, s. Vereinigte Staaten v. Nordamerika.

Norden (Friedrich Ludwig), berühmter Reisender, geboren 1708 zu Glückstadt, Sohn eines Oberstlieutenants von der Artillerie, wurde 1722 Seecadet und erhielt durch Verwendung des Großceremonienmeisters de Lerche vom König die Erlaubniß, eine Reise ins mittelländische Meer zu thun und die Bauart der Ruderschiffe zu studiren. Nach einigem Aufenthalt zu Livorno, Florenz und andern Orten, besuchte er auch Egypten und Nubien, wurde nach seiner Rückkehr Schiffscapitain, trat hierauf mit Bewilligung des Königs als Volontair in englische Dienste und begab sich, um seine geschwächte Gesundheit wieder herzustellen, nach Paris, wo er 1742 starb. Nach seinem Tode gab die Akademie zu Copenhagen seine Reisebemerkungen unter dem Titel: Voyage d'Eygte et de Nubie, 1751, 2 Bde. Folio, heraus; deutsch von J. F. E. Steffens, Breslau 1779, 2 Bde. 8.; die noch jetzt außerordentlich geschätzt werden.

Norderney, eine kleine Insel an Ostfrieslands Küste; auf der südöstlichen Hälfte besteht sie aus lauter Sanddünen, 40 bis 80 Fuß hoch, in deren Thälern zahllose Bergenten und andere Vögel ihre Wohnung haben. Das auf der nordwestlichen Seite gelegene Dorf enthält 106 Häuser und eine Kirche, ein Gesellschafts- und ein Badehaus, und 550 Einw., die meist vom Fischfange und der Schifffahrt leben. Es gibt hier kalte und warme Seebäder; jene befinden sich am Nordweststrande und haben sandigen Wassergrund, diese nimmt man in den Häusern der Einwohner und im Badehause.

Nordhausen, 1) Kreisstadt im preußischen Regierungsbezirk Erfurt, 28° 28′ 45″ L. 51° 30′ 22″ B. 36 ¼ Meilen von Berlin, am südlichen Fuße des Harzes, 529 pariser Fuß über die Ostsee, am Anfang der goldnen Aue und an der Zorge, theils auf der Ebene, theils am Abhange eines Berges gebaut, besteht aus der Ober- und Unterstadt, ist mit Mauern und Thürmen umgeben, hat 1383 Häuser, 9058 Einwohner, 6 lutherische und 1 katholische Kirche, Gymnasium, Töchterschulen, Waisenhaus, 3 Hospitäler, Gränzpostamt, starke Branntweinbrennerei, die 1804, 132 Blasen 303,560 Scheffel Branntweinschrot gebrauchten und dabei 6000 Stück Rindvieh und 30,000 Schweine mästeten; Tuch- (mit 43 Stühlen und 969 Arbeitern), Wollzeug- (mit 50 Arbeitern), gebrannte Wasser- (Vitriolöl, Scheidewasser, Hirschhornöl, dampfenden Salzgeist, Salpeter-, Weinsteingeist, Ziegelsteinöl, Weinsteinsalz; jährlich 54.000 Pfund), Lakirfabriken, 16 Oelmühlen (jährlich 1.700.000 Rüböl und über 2.600.000 Oelkuchen), Kupfer- und Nagelschmieden, Leinweberei, Seifensiederei, Hutmacherei, Bierbrauerei (in 253 Braustellen, die 1804, 26.665 Scheffel Malz verbrauten), Gerberei (mit 20 Loh- und 13 Weißgerbermeistern), Marmorschleifereien (die aus stolbergischem und hohnsteinischem Marmor und Alabaster Waaren liefern); Handel mit Getreide (jährlich werden 521.590 berliner Scheffel umgesetzt), Holz, Branntwein, Vieh und Materialwaaren. Die Stadt war ehemals eine freie Reichsstadt, hatte ein Gebiet von 1 Quadratmeile, in dem außer der Stadt nur ein Dorf war und zum Wapen einen schwarzen ungekrönten Adler im goldnen Felde. Die Reichsvogtei und das Reichsschultheißenamt,

gingen sie sich an einem Bache, zwei Stücke Holz schwammen darauf, eine Eiche und eine Erle. Sie bauten daraus Aska und Emla, Mann und Weib. Tag und Nacht, Sonne und Mond entstanden auf folgende Weise: die Nacht (Nott) war eine Tochter des Riesen Finster (Niörwi) und vermählte sich dreimal: zuerst zeugte sie mit Nagelfari (Luft, Aether) einen Sohn, Audur (Stoff, Vorrath), dann mit Anar (Bildungstrieb) die Jörd (Erde), endlich aber mit Dellingur (Dämmerung), den Dagur (Tag). Odin führte herauf Nott und Dagur hinaus an den Himmel, und gab ihnen Wagen und Roß, die Erde zu umfahren. Ihren Rossen ward ein mit Luft gefüllter Schlauch, um sie in ihrem Laufe zu erfrischen, zugegeben: aus ihm kam die Morgen- und Abendkühle; das Pferd der Nacht heißt Rimfaxi und jeden Morgen bethaut es die Erde mit den Schaum seines Gebisses. Das Pferd, womit Dagur fährt, heißt Skinfaxi und erleuchtet mit seinen Mähnen Luft und Erde. Sool und Maan (Sonne und Mond) waren die Kinder Mundilfaris (Achsebeweger): die Götter, erzürnt über des Vaters Anmaßung, der seine schöne Tochter an Glemur, den Gott der Freude, vermählte, raubten sie und versetzten sie den Himmel, und Sool mußte nun der Sonne Wagen und Maan des Mondes Wagen lenken. Nachdem die Götter solchergestalt die Welt geordnet hatten, bauten sie sich eine Burg mitten in der Welt, die Aegard genannt wurde. Odin, der höchste und älteste, sitzt hier auf einem erhabnen Throne, und herrscht über alle Dinge, und die anderen Götter, jeder wie er Macht hat, dienen ihm wie Kinder einem Vater. Von ihm und seiner Gemahlin Frigga hat das Göttergeschlecht der Asen seinen Ursprung. Deßwegen heißt er Allvater, weil er aller Götter und Menschen Vater ist. Außer diesem hatte er noch eine große Menge Namen. Frigga, seine Gemahlin, theilt mit ihm den erhabenen Götterthron, von dem man die ganze Welt sehen kann. Sie kennt das Schicksal der Menschen; doch offenbart sie es keinem. Beider Sohne ist Thor, der stärkste von allen Göttern und Menschen, dessen Hammer Mjölner das Härteste zermalmt. Odins anderer Sohn ist Baldur der Gute, er ist der beste und ihn loben alle; er ist so schön und reizend, daß er glänzt: von ihm hat die weißeste der Blumen, der Baldrian den Namen; er ist der mildeste, weiseste und beredteste Ase, und seiner rechtlichen Entscheidung kann Niemand widerstreben. Mit seiner Gemahlin Nanna zeugte er den friedlichen Forsete: alle die zu diesem mit schwierigen Sachen ihre Zuflucht nahmen, gehen ausgesöhnt von ihm: Götter und Menschen kennen seinen Richterstuhl. Niord herrscht über den Gang des Windes und stillet Meer und Feuer; ihn ruft man an auf der See und bei der Fischerei; er verleihet Reichthum und Ueberfluß. Seine Frau heißt Skada, mit ihr zeugte er zwei Kinder, Freyr und Freya. Freyr ist der vorzüglichste der Asen, er herrscht über Regen und Sonnenschein und die Erdgewächse, und ihn muß man anrufen um gute Jahre und Frieden; er waltet auch über die güterreichen Menschen. Freya ist die vorzüglichste der Asinnen, sie ist die sanfteste und gütigste der Göttinnen und erhört die, so sie anrufen. Sie ist eine Freundin des Gesanges, und es ist gut, ihre Gunst in Liebesangelegenheiten zu erflehen. Mit ihrem Gemahl Odur, den sie verlor und um den sie trauert, erzeugte sie zwei Töchter: Nossa, aller Schönheit und Anmuth Urbild, und Gersemi. Tyr, ein Sohn Odins, ist kühn und muthig; er herrscht über den Sieg im Kriege, weßhalb ihn die Krieger anrufen. Sein Bruder Braga ist wegen seiner Weisheit und Beredsamkeit berühmt. Er ist Meister in der Dichtkunst, die nach ihm Bragur genannt wird. Seiner Gemahlin Iduna haben die Götter die Aepfel der Unsterblichkeit anvertraut; altern sie, so verjüngern sie sich durch den Genuß derselben. Söhne Odins sind ferner: Hermode, der allgemeine Bote der Götter, der schweigende Vidar, der stärkste Ase nach Thor, und Vali, tapfer im Streite und ein guter Schütze.

nährt, von ihnen stammt diese Vogelart ab. Wie schon bemerkt, war Asgard die Wohnung der Götter; mitten in Asgard im Thale Ida war der Versammlungsplatz der Götter, wo sie niedersaßen zu Gericht. Dieser Platz war vor allen geschmückt; hier war Gladheim der Saal der Freude, Wingolf der Pallast der Freundschaft und Liebe, und Glasor der Hain von goldnen Bäumen. Ein eigner Pallast mit Hainen und schönen Umgebungen, Walhalla, war die Wohnung der Helden, die den Tod in der Schlacht gefunden. Hier rüsten sich die Helden alle Tage, gehen hinaus in den Hof, kämpfen und tödten einander: aber sobald das Horn des Gastmals ertönt, reiten sie vom Kampfe heim zum Pallast und trinken Eberiumöl mit den Asen und speisen Sährimner und sitzen einträchtig beisammen. Eine große Menge der Helden ist bereits da, und weit mehrere werden noch kommen, dennoch sind es nicht zu viele, wenn Fenrers Wolf kommt: denn drei Winter, die die Wärme der Sonne vernichten, werden auf einander folgen, die ganze Welt wird mit Krieg und Blutvergießen heimgesucht werden, die Sterne werden vom Himmel verschwinden und die ganze Erde wird beben. Das sind die Zeichen, daß die große Götterdämmrung eintreten, und die ganze Welt untergehen wird. Dann kommt Fenrers Wolf los und fährt mit aufgesperrtem Rachen hervor, so daß der Unterkiefer die Erde, der Oberkiefer den Himmel berührt. Die wüthende Midgardschlange speiet Gift aus und kämpft an der Seite des Wolfes. In diesem Lärm birst der Himmel, und Muspellheims Söhne ziehen reitend unter Surturs Anführung über die Himmelsbrücke gegen Asgard, die unter ihnen krachend zusammenstürzt. Heimdallur stößt aus aller Kraft ins Gyallerhorn, und ruft alle Götter zum Kampfe. Vergebens aber ist alle Gegenwehr der Götter, denn die Götter kommen um, und selbst Odin wird von Fenrers Wolf verschlungen. Flammende Feuer und heiße Dämpfe verzehren alles, die Erde sinkt ins Meer, die Sterne fallen vom Himmel, die ganze Welt stirbt aus. Doch aus dem Meere hebt sich von neuem eine schöne grüne Erde, die freiwillig die Früchte des Feldes darbeut. Eine neugeborne Sonne, schön wie die Mutter, deren Bahn sie wandert, strahlt am Himmel. Widar, der den Wolf getödtet, und Wali, der Mächtige, leben, denn Surturs Lohe hat ihnen nicht geschadet. Sie wohnen auf der Ida Ebene, wo Asgard ehemals lag. Dort finden sich auch Thors Söhne Magni und Modi ein, sie haben Thors zermalmenden Hammer Mjölner erhalten. Ferner erscheinen auch Hödur und Baldur von Hal. Sie setzen sich neben einander und gedenken vergangener Zeiten. Ein errettes Menschenpaar Lif und Lifthrasir, das sich vom Morgenthau ernährte, erneuert das Menschengeschlecht. Für Gerechte und Ungerechte giebt es dann neue Wohnungen zu Lohn und Strafe: Gimli, ein gegen Mittag am Ende befindlicher Aufenthalt, und Nostrand, ein großes abscheuliches Gebäude, dessen Thüren nach Norden sehen. — Die neuesten und vorzüglichsten Schriften über die nordische Mythologie sind Nyerup's Wörterbuch der skandinavischen Mythologie, aus der dänischen Handschrift von Sander, Kopenhagen 1816, 8.; und die treffliche Abhandlung von Münter, die Religion des Nordens vor den Zeiten des Odin, in Stäudlin's Archiv für alte und neue Kirchengeschichte, 3. Band 2. Stück 1815.

Nordlicht, Nordschein, Aurora borealis, ein vormitternächtliches Meteor, von starkem Lichte, am nördlichen Horizonte, zur Zeit des Winters bis zur Nachtgleiche des Frühjahres, was jedoch nur in nördlichen Ländern sichtbar ist. Portugal ist das südlichste Land, wo man Nordlicht beobachtet hat. Je mehr man sich dem Nordpole nähert, desto deutlicher tritt seine Gestalt und Umfang hervor. Auf den Schettlands-Inseln ist das Nordlicht gewöhnlich jeden heitern Winterabend zu sehen; in Lappland, Norwegen, Sibirien erhellet es die traurig lange Nacht. Man sieht es gewöhnlich bald nach der Abenddämmerung entstehen; es schießt von Norden

am Horizonte mit schwachem, gelblichen Lichte auf, steht bisweilen einige Stunden still, verbreitet sich dann plötzlich über die Hälfte des Horizonts in säulenförmigen Strahlen, an denen oft alle Farben des Regenbogens wahrzunehmen sind, und die, wie Blitze, schnell hervorbrechen und verschwinden. Zu verschiedenen Zeiten ist die Farbe des Meteors verschieden, mitunter blutroth; gegen Mitternacht verlischt es, nachdem es kurz vorher zitternd erschien, nach Mitternacht ist noch kein Nordlicht beobachtet worden. In der gemäßigten Zone erblicken wir bloß die Endspitzen dieser Feuersäulen, von deren geringem Scheine sich auf das majestätische Ganze im Norden kein Schluß machen läßt. In Deutschland sieht man es selten; z. B. in Leipzig hat man den 22. Okt. 1804 ein Nordlicht beobachtet, und dann wieder eins den 8. Februar 1817. Ob die Alten davon bereits Kenntniß hatten, läßt sich nicht erweisen; indeß sprechen Aristoteles, Seneka und Plinius von ähnlichen Himmelserscheinungen. Genaue Nachrichten besitzen wir erst seit dem 5ten Jahrh. In den ältesten Zeiten erklärte man dieses Meteor durch entzündete Schwefeldünste; Halley, so wie neuerdings Dalton, sahen es für magnetische Materie an, die die Erde, als einen großen Magneten, in der nördlichen Richtung durchströme und am Pole sichtbar würde; seine Meinung ward durch die beobachtete bedeutende Veränderung der Magnetnadel während des Nordlichts unterstützt; Euler erklärt das Nordlicht aus der Wirkung der Sonnenstrahlen auf die Atmosphäre und ihrer Reflexion; St. Pierre: als Reflexion des Sonnenlichts von den Eismassen des Nordpoles; Mairan: als leuchtende Theile der Sonnenatmosphäre, die von ihr durch centrifugale Kraft abgerissen in die Erdatmosphäre kommen und durch die Rotation der Erde nach Norden getrieben werden; Canton sucht die Ursache in einer polarischen Strömung der Elektrizität zwischen Wolken, in dem größten möglichsten Abstande; Franklin hat vorzüglich die elektrische Natur des Nordlichts zu beweisen gesucht. Nach ihm ist die Elektrizität beständig in einer Strömung von Süden nach Norden begriffen (doch wohl nur in der nördlichen Hälfte) und wird durch die Wolken dahin geführt, kann sich an den Eismassen nicht entladen und steigt also in die Höhe, wo sie als Licht erscheint. Alle diese Hypothesen erklären so viel als nichts. Forster sahe im südlichen Ocean ähnliche Lichterscheinungen und die Richtung ihrer Lichtstrahlen von dem Pole nach dem Aequator gehend.

Nördlingen, 28° 8′ 15″ L. 48° 51′ B. Stadt und Sitz eines Landgerichts 9 ¼ Q. M. und 30.600 Einw., im bairischen Rezatkreise, 8 Meilen von Augsburg, am Bach Eger, mitten im Ries, mit Mauern, Gräben, Thürmen und einigen Bollwerken umgeben, 5 Thoren, 750 Häusern, 5810 Einwohnern, 3 Kirchen, darunter die Magdalenenkirche mit einem 345 Fuß hohen Thurme, Hospital, Waisenhaus; Sitz eines Polizeicommissariats, Stadtgerichts, Rent- und Forstamtes, Gymnasium, Postverwaltung; Fußteppich- (aus Ziegenhaaren), Woll- und Leinweberei, Gerberei, Lebkuchenbereitung, Handel mit Getreide, Gänsen, Federn ꝛc. Die Stadt war sonst eine freie Reichsstadt, hatte ein Gebiet von 1 ½ Q. M. und 1000 Einw., 38.000 Gulden jährliche Einkünfte und zum Wapen einen goldnen gekrönten Adler im schwarzen Felde; sie kam 1802 als Entschädigung an Baiern, und ist auch wegen der Schlachten 1634, 1645, 1796 und 1800 merkwürdig.

Nordpol, s. Pol.

Nordpolerpedition. Die Fahrten, die vor ungefähr 50 Jahren die Engländer, sowie die Russen und Holländer, gegen den Nordpol zu unternehmen begannen, hatten keine andere Resultate, als daß sie die Unmöglichkeit einer nordöstlichen Durchfahrt aus dem atlantischen Meer in das stille, und der Auffindung eines schiffbaren Weges um Asiens Nordküste in die

Behringstraße ziemlich zuverlässig zeigten. Dagegen faßte man die Hoffnung, welche die Polisten wie Barrow u. A. noch gegenwärtig nicht aufgegeben haben, daß der viel kürzere nordwestliche Weg, aus der sogenannten Baffinsbai um Amerikas Nordküste, da wo der Mackenzie und Coppermin-Fluß in das Eismeer fallen sollen, herum bis zum Eiskap und der Behringstraße, und daß der kürzeste, der Polarweg selbst, wahrscheinlich nicht ganz vom Eise verschlossen seyn. Man habe sich nemlich bisher zu nahe an den mit Eismassen umlagerten Küsten gehalten; dagegen werde man in der Mitte des Polarmeeres, das wegen seines ungeheuren Umfangs, seiner unergründlichen Tiefe, sowie seiner steten Bewegung nie ganz gefrieren könne, eine offene Straße finden. Man beruft sich auf folgende Thatsachen: das Polarmeer ist an Spitzbergens nördlicher Küste offen; auf Spitzbergen (unter 80° nördl. B.) überwintern die Russen, auch vermehren sich hier Dammhirsche; beides ist oft nicht der Fall auf Nowaja-Sembla (75° nördl. B.), daraus schließt man, daß die Witterung dort gelinder seyn müsse, als hier. Seit einigen Jahren haben sich in der Gegend von Grönland ungeheure Eismaßen aufgelöst; auch ist die bisher durch Eisberge verdeckte Ostküste von Grönland wieder sichtbar geworden. Endlich machen die Strömungen, die von Norden durch die Davis- und Behringstraße nach Süden ihre Richtung nehmen, wodurch die nördl. Gewässer in einer steten kreisförmigen Bewegung erhalten werden und das viele Treibholz, das vom hohen Norden nach den Küsten von Island und Grönland herunterschwimmt, eine Durchfahrt durch die bisher sogegenannte Baffinsbai oder durch das Polarbecken sehr wahrscheinlich. Historischen Nachrichten zufolge ist das Polarmeer an der Ostküste von Altgrönland erst seit 1406 unzugänglich geworden. Dazu kommt, daß das Nordlicht, dessen Veränderungen von dem Gefrieren, Aufthauen oder Zusammenstoßen des Polareises abhängen, erst ein Jahrhundert nach der Festsetzung des Eises längs der grönländischen Küste, in den letzten Jahren aber (da das Polareis abgenommen, selten erschienen ist. Aus diesen Thatsachen und Beobachtungen schließt man, daß das allmählig angehäufte Polareis auch wieder abnehmen, und die Fahrt zum Nordpole öffnen könne, daß Grönland eine Insel sey, und daß die Baffinsbai nach dem Eismeere hin eine Durchfahrt habe. Da sich nun aus den Berichten einiger der geschicktesten Schiffer, die nach Grönland und der Davisstraße auf den Wallfischfang gehen, ergab, daß in den letzten beiden Jahren das Polarmeer freier von Eis war, als es seit Jahrhunderten gewesen, so entschloß sich die englische Regierung im Sommer 1818, vier Schiffe zu einer Fahrt nach dem Nordpol auszurüsten, von denen zwei unter dem Kapitän Buchan zwischen Spitzbergen und Nowaja-Sembla die Fahrt über den Pol in das stille Meer, und die zwei andern unter dem Kapitän Roß die nordwestliche Durchfahrt aus der Davisstraße und aus dem Baffinsmeer in das Eismeer und von hier in das stille Meer durch die Beringstraße aufsuchen sollten. Kapitän Buchan kam aber nur bis (29. Juli 1818) über Spitzbergen bis 80° 32′; K. Roß drang nur bis 75° 55 nördl. Br. 65° 32′ westlich Länge vor, und entdeckte hier das von ihm so benannte arktische Hochland, im nordöstlichen Winkel der Baffinsbai zwischen 76° und 77° nördl. B. und 60° bis 72° westl. L. Das wichtigste Resultat seiner Reise für die Geographie war die genauere Bestimmung der Lage der Baffinsbai, die man bisher 10° zu weit nach Osten ausgedehnt sich vorstellte. Uebrigens erklärte Kapitän Roß eine Durchfahrt aus der Davisstraße und der Baffinsbai für unmöglich. Dennoch verlor die englische Regierung den Muth nicht, und übertrug 1819 dem Lieutenant Parry, die Ausführung einer zweiten Reise zur Entdeckung einer nordwestlichen Durchfahrt aus dem atlantischen in das stille Meer. Er drang aus dem Lancastersunde in das Polarmeer, überwinterte in einen Hafen an der Insel Melville [illegible] 25″ N. B. 113° 46′ W. L. von Green-

wich), und kehrte 1820 nach England zurück. Seiner Entdeckung zufolge erstreckt sich eine fortlaufende Küste längs der Nordseite von dem Lancastersund und der Barrowsstraße bis 93° W. L.; darüber hinaus, nach der Melvilles-Insel zu, sind nur einzelne Inseln zu sehen; auf der südwestlichen Seite ist zusammenhängendes Land, das zuletzt an eine Eisfläche stößt, die sich bis zu dem im S. W. der Melvilles-Insel sichtbarem Hochlande ausbreitet. Im Norden von der Barrowsstraße und der Melvilles-Insel scheint eine Inselgruppe zu seyn. Diese Entdeckungen erregten große Hoffnungen und Parry unternahm im Mai 1821 eine neue Fahrt nach dem Nordpol. Erst nach Verlauf von zwei Jahren und 5 Monaten kam er nach England zurück, ohne jedoch die nordwestliche Durchfahrt gefunden zu haben. Er überzeugte sich bereits am 22. Aug. 1821, daß es durch die Repulsebai (65′ N. B.) keine nordwestliche Durchfahrt gebe. Nachdem er nun, nach Westen vorgedrungen, die Küsten der Repulsebai untersucht hatte, mußte er, vom Eise in seinem Laufe gehemmt, umkehren, und bezog den 8. Okt. den Winterhafen. Er füllte hier mit astronomischen und physikalischen Beobachtungen den langen Winter aus; erst am letzten Junius 1822 waren die Schiffe aus dem Eise gehauen. Man segelte dann nordwärts, entdeckte den einen prächtigen Wasserfall bildenden Barrowfluß, und die Fury- und Heklastraße bis zur nördlichen Spitze der Halbinsel, die man Nordcosta nannte. Westwärts sah man kein Land, wurde aber durch das feststehende Eis verhindert, aus der Straße in das Polarmeer zu dringen. Nachdem er hierauf zu Igloobik unter den Eskimos überwintert hatte, erneuerte er im Aug. 1823 den Versuch durch jene Straße in das Polarmeer zu gelangen; allein er fand den schmalen Ausgang derselben durch Eis gesperrt und überzeugte sich bald, daß nach keiner Richtung ein weiteres Vordringen möglich wäre. Er trat deßhalb den Rückweg nach England an, wo er, von seinen Freunden schon als verloren betrachtet, am 18. Okt. landete. Obgleich also der Hauptzweck, die Auffindung einer nordwestlichen Durchfahrt, nicht erlangt war, so hat diese Reise dennoch viel zur Erweiterung der Naturwissenschaft, der Geographie und der Schiffahrtskunde beigetragen. Uebrigens gab Parry keineswegs die Hoffnung auf, daß unter den Einflüssen eines günstigern Sommers das große Unternehmen gelingen könne. Bald nach Parry kam auch der Kap. Sabine, der im August 1823 bis 81° N. B. und 75° 20′ östl. L. vorgedrungen war, von Spitzbergen nach England zurück. Seine Reise hatten Pendelbeobachtungen zum Zweck und seine Versuche mit dem Pendel bestätigten die Theorie von der an den Polen eingedrückten Gestalt der Erde. Um dieselbe Zeit, da die Kap. Roß und Parry eine nordwestliche Durchfahrt suchten, gab die englische Regierung dem Lieutenant Franklin den Befehl über eine Expedition, die die Nordküste von Amerika, von der Mündung des Kupferminenflusses, des Hearne an, untersuchen sollte. Nachdem er in Begleitung von drei Seeleuten von der Faktorei York an der Hudsonbai aus, dem Laufe der Flüsse folgend, eine öde Wüste und Schneesteppe von mehreren tausend geogr. Q. M. durchwandert und von Providenz, dem nördlichsten Posten der Pelzhändler, durch noch unbesuchte Einöden vorgedrungen war; erreichte er endlich im Sept. 1821 den Kupferminenfluß, und beschiffte zu Ende des Julius die Küste des hyperboreischen Meeres, das er schiffbar und östl. u. west. im Zuhammenhange mit dem Weltmeere fand. Wegen Mangels an Lebensmitteln mußte er hierauf seinen Rückweg antreten, und in der größten Erschöpfung erreichte er am 14. Juli 1822 die Faktorei York. Seine Beobachtung und Zeichnungen enthält die Narrative of a journey to the shore of the polar. Soc. Lond. 1823. 4. Im Mai 1824 sandte die englische Regierung eine dritte Expedition zur Entdeckung der nordwestlichen Durchfahrt durch den Regentensund aus; die Kapitäns Parry und Lyon erhiel-

ten den Befehl über dieselbe. Der letztere mußte, nachdem sein Schiff unter 66° B. in dem heftigsten Sturm seinen Anker verloren hatten, nach England wieder zurückkehren, ohne sich seinem Ziele genähert zu haben. Der Kapitain Parry kam am 16. Oktober 1825 zurück, ohne eine wichtige Entdeckung gemacht zu haben. Nachdem er 10. Monate im Hafen Bowen in der Meerenge Prinz-Regent überwintert hatte, segelten seine beiden Schiffe, die Furie und der Hekla, längs der Westküste dieser Meerenge hin, bis sie am 1. August durch das Eis aufgehalten wurden. Die Furie wurde durch das Eis ans Land geworfen, und der Hekla, der nun die Mannschaft der beiden Schiffe an Bord hatte, war zur Rückkehr genöthigt. Auch Kap. Franklin unternahm 1824 eine neue Reise, um von dem Makenziafluſſe an die Küste westlich nach der Behringsstraße zu erforschen. Was die russischen Nordpolexpeditionen betrifft, so haben diese theils die Küsten von Kamtschatka und des nordwestl. Amerika, theils Asiens Nordküste und Nowaja Sembla zum Gegenstande gehabt. Kapitän Wrangel, der auf seiner Fahrt vier Jahre (1820 — 1824) zubrachte, erreichte die Breite von 72° 3′, und entschied, daß Asien im Norden nicht mit Amerika zusammenhänge. Die Expedition des Kap. Wassiljew (1819) die nach der Behringsstraße und dem Polarocean bestimmt war, drang bis zu 71° 7″ Br. Nach Nowaja Sembla sandte die cus. Regierung drei Expeditionen, von denen die letzte unter dem Kapitän Lieutenant Litke (1822) die Kenntniß von Nowaja Sembla und von den Küsten Lapplands sehr bereichert und erweitert hat. Daher ward diesem 1823 eine neue Fahrt zur Untersuchung der Waigamsch-Insel übertragen, und er hat nicht nur diese, sondern alle Küsten dieser nördlichen Region, die Insel Wardöhuus und die Lage des worongischen Meerbusens gemessen und beschrieben. Von des Kap. John Roß Entdeckungsreise um die Baffinsbai zu untersuchen, und die Möglichkeit einer nordwestlichen Durchfahrt zu entdecken (London 1819, S. 495 4), wie auch von Parry's Reise (Lond. 1821 reich an naturhistorischen u. a. Nachrichten) sind in Weimar und in Leipzig Uebersetzungen erschienen. Vergl. Lapie's Abh. über die Reisen im arktischen Eismeere von Nordamerika, von Maldonado an bis auf Parry. Allg. Geogr. Eph. X. 2. St 1822. und den Quart. Rev. N. 49. Juni 1921; so wie des edinburger Grönlandsfahrers Scoresby Schrift über die Fahrt nach dem Nordpol.

Nordpunkt, s. Mitternacht.

Nordschein, s. Nordlicht.

Nordsee, Nordmeer, s. Deutsches Meer.

Nordstern oder Polarstern ist derjenige Stern, der zunächst dem Nordpole steht. Er befindet sich am äußersten Ende in dem Schwanze des kleinen Bären und dient als Zeichen, die Mitternachtgegend und die Lage des Nordpols aufzufinden. Hinsichtlich seiner Größe steht er im zweiten Range der Fixsterne.

Nordwind, s. Winde u. Boreas.

Noricum. So nannten die Römer denjenigen Theil Süddeutschlands, der südlich von der Save, östlich vom Pelso-See, westlich von den Rhätern und Vindelicern und nördlich anfangs von den Bojern und der Wüste der Bojer begränzt wurde, zuletzt aber sich bis an die Donau erstreckte. Diese Länder wurden meistens von keltischen Völkern bewohnt. S. Pannonien.

Normaljahr war das Jahr 1624, da der westfälische Frieden den erweislichen Besitzstand der kirchlichen Rechte, wie er am ersten Tage dieses Jahres gewesen war, zur Norm annahm, nach der die kirchlichen Verhältnisse in Teutschland angeordnet werden sollten. Durch die Auflösung des deutschen Reichs sind diese kirchlichen Rechte der Willkür der Fürsten überlassen worden.

Normalschulen heißen überhaupt die in eine bessere Einrichtung gebrachten Bürgerschulen in den östreich. Staaten, besonders aber die im J. 1774 eingerichteten Bürgerschulen in den Hauptstädten der verschiedenen Provinzen, welche andern zur Norm oder zum Muster dienen. Jede von den Normalschulen der letzten Art hat die Haupt- und Trivialschulen der Provinz, wie auch die Mädchenschulen inner- und ausserhalb der Klöster unter sich. Auch in Preußen, Würtemberg ꝛc. sind Normalschulen, meist nach Pestalozzischen Grundsätzen, errichtet worden. Die 1815 in Paris neu eingerichtete Normalschule ist eine Bildungsanstalt für Lehrer an gelehrten Schulen, zu der die Universitäten jährlich dazu sich eignende Candidaten auf 3 Jahre senden, und die sich von den Seminarien für gelehrte Schulen in Berlin ꝛc. unterscheiden.

Normann-Ehrenfels (Philipp Christian Graf), königlich würtembergischer Minister, gebohren 1756 zu Stresow in Schwedisch-Pommern. Durch seiner Mutter Bruder, den nachmaligen Oberhofrathspräsidenten Freiherrn von Behre kam er nach dem Tode seines Vaters 1768 als Page nach Ludwigsburg an den Hof des Herzogs Karl. Hier studirte er von 1773—78 in der bald darauf zur Akademie erhobenen Militärschule mit ausgezeichnetem Fleiße und vertheidigte im Dec. 1778 die von ihm verfaßte Abhandlung Observationes ad resariptum commeserable Jounis XXI. P. P. d. d. XIII. opr. 1277. Er ward hierauf Regierungsrath und zugleich Hofgerichts-Assessor. Damals forderte ihn die preußische Regierung auf, nach Preußen zurückzukehren, wo er seines Vaters wegen zu dienen verpflichtet war; allein Würtemberg war ihm lieb geworden wie ein zweites Vaterland, und er blieb daselbst, ungeachtet die preußische Regierung sein ganzes Vermögen zu Neuwedel einzog. Er trat in einen höhern Wirkungkreis, als er 1791 das Präsidium des Hofgerichts, 1794 die Hofrichter-, und 1800 als geheimer Rath die Vicepräsidentenstelle bei der Regierung erhielt. 1802 ward er Staatsminister. Wegen der ausgezeichneten Verdienste, die er sich insbesondere in den Verhandlungen mit Frankreich und Würtemberg erwarb, belohnte ihn der Kurfürst mit dem großen Orden, gab ihm den Beinamen Ehrenfels, und erhob ihn 1809 in den Grafenstand. Als Staatsminister leitete Normann alle Unterhandlungen vor und nach dem Preßburger Frieden z. B. die Vergrößerung Würtembergs, die Erlangung der Königswürde u. a. Erschöpft durch den vielfachen Kampf gegen die Stürme der Zeit, ward endlich der ehrwürdige Greis am 7. Juni 1812 von seinen König in Ruhestand versetzt. Er starb zu Tübingen den 26. Mai 1817. Normann war ein durch Geist, Charakter, Kenntnisse und Verdienste ausgezeichneter Mann. Normann-Ehrenfels (Karl Friedrich Lebrecht Graf), der Sohn des Vorigen, wurde den 14. Sept. 1784 zu Stuttgart geboren, und starb den schönen Tod im Kampfe für Recht und Freiheit zu Missolunghi den 3. Nov. 1822. Schon in früher Jugend wählte er den Soldatenstand, er trat als Cornet in das östr. Küraſſierregiment Herzog Albert, in welchem er bereits 1799 wegen seiner Tapferkeit, die er im Kampfe bei Wiesloch bewiesen, zum Lieutenant emporstieg. 1803 ward er Oberlieutenant bei der Garde du Corps des würtembergischen Kurfürsten Friedrich, und 1805 begleitete er als Stabsrittmeister im Chevaurlegers Regimente den Feldzug gegen Oestreich. Seine militairischen Verdienste erhoben ihn in dem Kriege mit Preußen 1806 fg. zum Major und nach dem Kriege mit Oestreich 1809 zum Obersten. Den russischen Feldzug 1812 machte er als Befehlshaber des Leibchevaurlegers Regimentes mit und ward 1813 General-Brigadier über zwei Reiterregimenter, die er nach der Rückkehr aus Rußland gebildet hatte. In dem großen Kampfe gegen Napoleons Zwingherrschaft focht er Anfangs auf dessen Seite und zeichnete sich bei jeder Gelegenheit durch seine Tapferkeit aus. Auf Befehl

des französischen Generals Fourniers überfiel er das im Rückzug über die Elbe begriffene Lützow'sche Corps bei Kitzen; seine Rechtfertigung über jenen berüchtigten Vorfall steht in Schotts und Mebolos Taschenbuch für Freunde der Gesch. des griech. Volks. Erst am 18. October in der Schlacht bei Leipzig entschloß er sich, mit seiner Brigade, die noch aus 800 Mann und einer Batterie reitender Artillerie bestand, zu den Verbündeten überzugehen. Der würtemb. König aber, der schon früher mit Oestreich unterhandelt hatte, beschloß seine Verhaftung und strenge Bestrafung. Er floh deßhalb nach Oestreich und suchte in Wien vergebens eine Anstellung. Erst nach Königs Friedrichs Tode durfte er nach Würtemberg zurückkehren, wo er auf dem Gute seines Vaters die Landwirthschaft übte, bis er im Jahr 1822 für die Sache der Griechen die Waffen wieder zu ergreifen beschloß. Keine Familienbande vermochten ihn zurückzuhalten; am 24. Jan. schiffte er sich mit 46 Philhellenen nach Morea ein. Kaum war er am 7. Febr. bei Navarino angelandet, als er mit seiner tapfern Schaar den Angriff einer türkischen Flotte die vor diesem Platze erschien, zurückschlug. Hierauf suchte er ein Philhellenen-Bataillon zu bilden und trat als Chef in den Generalstab des Prinzen Maurokordato und begleitete diesen nach Missolunghi, wo er am 24. Juni 1822 bei Kombatti mit Muth und Glück gegen die Türken focht. In dem blutigen Treffen bei Jorea worin die Philhellenen-Schaar fast gänzlich aufgerieben wurde, erhielt er einen Prellschuß auf die Brust und verlor sein Gepäcke. Hierauf setzte er nach den Gebirgskrieg fort, bis er sich mit Maurokordato nach Missolunghi werfen mußte, wo ihn am 3. November 1822 ein heftiges Nervenfieber zu frühe für die Sache der Griechen hinwegriß. Dort ruht er bei Markos Bozzaris und bei Byrons Herz. Eine große Idee hatte ihn entflammt, und die Wahrheit seines schönen Feuers hat er mit dem Tode bekräftigt. Sein Name lebt in den Liedern des griechischen Volkes. Ausführlichere Nachrichten über diesen, durch sein großes Herz, seine Tapferkeit und seine Feldherrntalente ausgezeichneten Mann findet man in den Tagebüchern aus den Feldzügen der Würtemberger, 1820; dem Tagebuch einer Reise nach Morea, 1822; und „der Hellenen Freiheitskampf im Jahre 1822," bearbeitet von Vollmond, 1823.

Normänner (d. i. Männer aus Norden) erscheinen früh als wildes besonders seeräuberisches Volk in den nordischen Gewässern. Norwegen und Dänemark mag ihr ältester Wohnsitz gewesen seyn; von da siedelten sich im 9. und 10ten Jahrh. ihre Schwärme an der Nordküste von Frankreich an, die von ihnen noch die Normandie heißt, und beunruhigten nun unaufhörlich die Küste von England, Holland und Deutschland. Im J. 912 nöthigten sie Karl den Kahlen, ihnen die von ihnen eingenommene Provinz als ein Lehn der französischen Krone abzutreten und ihrem Anführer Rollo seine Tochter zur Gemahlin zu geben. Rollo ließ sich mit seinen Normännern taufen und wurde der erste Herzog von der Normandie. Die Normanen stellten nun allmählig ihre Streifzüge ein, da auch in jene nordischen Länder das Christenthum eindrang und ihre Bewohner entwilderte; nur in England fielen sie noch ein. Zwar säuberte Alfred sein Land von ihnen; allein schon 1017 unterwarf sich Knut dem Großen von Dänemark das ganze Land. Einer von Rollos Nachfolgern, Wilhelm der Eroberer, Herzog der Normandie, eroberte 1066 ganz England; eine so erfolgreiche Eroberung, wie keine der frühern Unternehmungen der Normänner. (s. England). Auch in Neapel (s. d. Art.) gründeten die Normannen im 11. Jahrh. ein neues Reich. Die Wareger, die 862 unter Rurik in Rußland ein neues Reich stifteten, sollen ebenfalls Normänner gewesen seyn. Durch diese auswärtigen Unternehmungen aber zersplitterten sie ihre Kraft, so daß sie endlich ganz geschwächt wurden. Ihr Name verlor sich allmälig aus

der Geschichte und wird jetzt nur noch den Einwohnern Norwegens ausschließlich beigelegt.

Nornen, s. Nordische Mythologie.

North (Lord Frederic), Graf von Guilford, geboren 1732, brittischer Staatsminister, trat 1767 als Kanzler der Schatzkammer an Charles Townshends Stelle. Hinsichtlich seiner politischen Grundsätze gehörte er zu der Parthei der Torys oder zu den Anhängern der königlichen Gewalt. Eine seiner ersten Handlungen war der Vorschlag, alle vermöge der Akte von 1767 aufgelegten Zölle in den amerikanischen Kolonie wieder aufzuheben, jedoch mit Ausnahme einer Abgabe auf den Thee, um das Recht Großbritaniens, den Kolonien Taxen aufzulegen, zu behaupten. Die Beibehaltung des Thezolls erregte lauten Tadel, doch erhielt der Minister die Stimmenmehrheit und von diesem Augenblicke an war das Ziel seines Strebens die gänzliche Unterjochung Amerikas. Er wurde dadurch die Veranlassung des Abfalls der amerikanischen Kolonien von dem Mutterlande. Vor dem Ausbruch des amerikanischen Freiheitskrieges gewann Lord North durch mehrere Verhandlungen das öffentliche Zutrauen. Unter andern brachte er die ostindische Kompagnie in völlige Abhängigkeit von der Krone; sie mußte sich unter mehreren Einrichtungen, welche das Parlament zur Verhütung der vielen Mißbräuche machte, wohin vorzüglich die Ernennung des Gouverneurs von Bengalen zum allgemeinen Regierer des englischen Indiens gehörte, auch die Errichtung eines höchsten Landgerichtes in Bengalen gefallen lassen, welches allein vom Parlamente abhängig war. Um so kräftiger erhob sich die Opposition (Graf Chatam und Edm. Burke), als North am 7. März 1774 als gesetzliche Ahndung des aufrührerischen Benehmens der Kolonie Massachusetsbai, die Erlassung von drei Parlamentsakten bewirkte, von denen die erste die Sperrung des Hafens von Boston, die zweite die Aufhebung der freien Verfassung von Massachusets verfügte, und endlich die dritte Canada mit Beeinträchtigung des Kolonialgebietes nördl. bis zur Gränze der Hudsonsgesellschaft, westlich bis zu Missisipi und südlich bis zu Ohio ausdehnte. Vergebens sprachen Chatam und Burke gegen diese Akten mit aller Kraft der Beredsamkeit; der Minister siegte. Die Kolonien versammelten sich hierauf zu einem Generalkongreß zu Philadelphia, auf welchem sie die Rechte Amerikas erklärten und unter sich beschlossen, allen Handel mit Großbritanien aufzuheben. Amerika rüstete sich zum Widerstande, und schon begannen die Feindseligkeiten. Lord Chatam, Fox und Burke riethen zur Aussöhnung; doch Lord North setzte mit Stimmenmehrheit durch, daß die Kolonie Massachusetsbai in Aufruhrstand erklärt und durch eine Bill den Kolonien, zum Unglück für mehrere Tausende, aller Handelsverkehr mit dem Mutterlande abgeschnitten, jede fernere Theilnahme an den Fischereien bei Neu-Foundland, Neu-Schottland u. s. w. untersagt und ihr Eigenthum als verfallen erklärt wurde. Alle diese Maßregeln hatten jedoch gerade den umgekehrten Erfolg, welchen man sich davon versprochen hatte; das erlittene Unrecht wie die gemeinschaftliche Gefahr besiegte die Zaghaftigkeit der Zögernden, entflammte den Thatendurst der Entschlossenen, und dieselbe Uebereinstimmung, welche Ministerien und Parlament in ihrem Plan zur Unterjochung der Kolonien zeigten, begeisterte auch die dortigen Patrioten zu Wagnissen, welche ohne den Drang der Umstände sicher unterblieben wären. Im Nov. 1776 erklärte Amerika seine Unabhängigkeit. Obgleich man in ganz England für die Sache der Freiheit der amerikanischen Kolonien sprach und schrieb, so gab die Regierung in ihrem blinden Eifer dennoch nicht nach. Als aber die Nachricht kam, daß sich das brittische Heer unter dem General Bourgoyne am 16. Okt. 1777 bei Saratoga zu Kriegsgefangenen ergeben mußte: da erhob sich das Parlament gegen den Minister, dem es

diesen unglücklichen Ausgang beilegte. Der Minister schien nun nachgeben zu wollen; allein die Torys bestanden auf die Fortsetzung des Krieges. Endlich, nachdem Frankreich die Unabhängigkeit Amerikas öffentlich anerkannt, und sich zum Verfechter der amerikanischen Freiheit erklärt hatte, machte Lord North selbst den Amerikanern Vorschläge zu Unterhandlungen; allein der günstige Zeitpunkt der Aussöhnung war vorüber, und der brittische Unterhändler Ferguson wurde so wenig gehört, daß ihm Washington sogar einen Paß nach Yorktown, dem damaligen Aufenthaltsorte des Kongresses, verweigerte. Die Erbitterung wurde hierauf größer als je und der Krieg wurde mit der Wuth eines wahren Bürgerkriegs geführt. Fox bestürmte den Minister mit Anklagen und die Opposition ward immer stärker; doch erhielt durch die Festigkeit, mit welcher der König den Aufruhr des Londner Pöbels gegen die Katholiken und tolerantgesinnten Parlamentsglieder, unterdrückte, der Minister ein neues Gewicht, so daß er, ungeachtet 1779 auch Spanien gegen England aufgetreten war, den stolzen Schritt wagen durfte, den vereinigten Niederlanden, welche Amerika und seine Verbündete heimlich unterstützt hatten, und der von Rußland geschlossenen bewaffneten Neutralität beitreten wollten, den Krieg zu erklären. Um diese Zeit trat ein neuer Gegner des Ministers auf, William Pitt, Lord Chatams zweiter Sohn, und sprach für die von Burke vorgeschlagene Beschränkung der öffentlichen Ausgaben und des überwiegenden Einflusses der Krone. Am heftigsten griff aber Fox den Anleiheplan des Lords North an, so wie sein Benehmen gegen Irland. Dazu wurde der indische Krieg, ebenfalls wie der amerikanische, ein Gegenstand des öffentlichen Unwillens. Ein Theil der gegen das politische Verfahren des ostindischen Generalgouverneurs Hastings gerichteten Anklagen fiel, wenigstens in der öffentlichen Meinung auf Lord North zurück. Endlich ward der Sieg der Amerikaner bei Yorktown über den General Cornwallis zugleich ein Sieg der Opposition über den Minister. Die Kammer erklärte sich (27 Febr. 1782) gegen die Fortsetzung des amerikanischen Kriegs, und der Minister, den man als die Ursache des Nationalunglücks ansah, mußte der Gewalt des allgemeinen Unwillens weichen. Am 19. März entließ der König seine sämmtlichen Minister, bis auf Lord Thurlow. „So ward endlich, nach Belshams Ausdruck in seinen Memoirs of the Renge of George III. diese infame Administration, die so lange der Fluch des brittischen Reiches gewesen, zur unaussprechlichen Freude aller Stände des Volkes gänzlich aufgelöst.“ — Doch wurde bald nach des Marquis von Rockinghams Tode der Verein der Wighs aufgelöst und ein neues Ministerium gewählt, in welchem sich Will Pitt befand, und das mit den 13 vereinigten Staaten einen Frieden abschloß und ihre Unabhängigkeit anerkennen mußte. Gegen die am 20. Nov. 1782 unterzeichneten Präliminerartikel des Friedens mit Frankreich und Spanien aber erhob sich mit vieler Kühnheit im Unterhause Lord North, mit dem sich zum allgemeinen Erstaunen Fox, der Verfechter der Volkrechte, verband. Der König sah sich endlich durch das Verlangen des Unterhauses bewogen, eine andere Administration zu bilden. Pitt trat ab, und der Herzog von Portland ward an die Spitze der Verwaltung gestellt, und Lord North und Fox zu Staatssekretären, jener für das Innere, dieser für die auswärtigen Angelegenheiten, ernannt. Dies neue Ministerium vermochte aber wegen seiner sonderbaren Zusammensetzung, da es mehrentheils aus Wighs bestanden; Lord Stormant, North und Carlisle aber Torys waren, das öffentliche Zutrauen nicht zu erlangen; doch setzte es mehrere Vorschläge durch, unter andern die Entsagung des Parlaments auf die gesetzgebende Gewalt in Bezug auf Irland. Auch wußte Lord North gegen Pitt, der sich im Unterhause gegen die Finanzplane der Minister erhob und auf eine Parlamentsreform antrug, durch seine

Beredsamkeit den Sieg zu behaupten. Fox ens Allienbill aber, wodurch die ostindische Compagnie aller ihrer Rechte beraubt wurde, wurde vom Oberhause und dem König mit dem größten Unwillen verworfen und zog die Auflösung der bisherigen Administration nach sich. Pitt wurde nun erster Lord und erster Kanzler der Schatzkammer; zwar behauptete die Opposition, zu der nun wieder Lord North gehörte, noch einige Zeit im Unterhause die Mehrheit, und verlangte vom König die Entfernung seiner Minister; allein dieser hatte den Beifall des Oberhauses und des Volkes für sich. Endlich wählte der König ein neues Parlament, in welchem Pitt siegte und Lord North vergeblich alle seine Rednertalente aufwandte, um dem von ihm gehaßten Minister entgegenzuwirken. Einige Jahre vor seinem Tode ward Lord North blind; er starb den 5. Aug. 1792 im 61. Jahre seines Alters. Von den ungeheuren Reichthümern, die er während seiner langen Verwaltung zusammengebracht, hinterließ er wenig; dann den größten Theil hatte er zu Bestechungen verwandt, um sich auf seiner Stelle zu behaupten. Ueber die Geschichte der Verwaltung des Lords North, während welcher die ersten Redner der Nation auftreten, vergl. man Histoire de l'administration de Lord North, Lond. 1784, 8.

Norwegen, dänisch Norge, schwedisch Norrige, ein mit Schweden verbundenes Königreich in Nordeuropa, liegt 22° 30′ — 50° O. L. 57° 48′ — 71° 45′ N. B., gränzt im Westen und Norden an das Nordmeer, im Osten an Rußland und Schweden und den Cattegat und enthält 7558 Quadratmeilen bei einer Breite von 7 bis 63 teutschen Meilen. Im Innern ziehen sich die Gebirge Kölen oder Kiölen von Norden nach Süden; das Sevegebirge macht von 63° an die Gränze mit Schweden und Dovrefieldt theilt Norwegen in das südliche und nördliche und läuft im Cap Lindenäs aus. Die höhern Gipfel sind Fiallar oder Schneeberge; die Schneelinie beginnt hier schon mit 3100 Fuß über dem Meere, und die höchsten Gebirge Filefield erreichen eine Höhe von 9000 dänischen Ellen. Die vornehmsten Vorgebirge sind im Norden das Nordcap und Stat, und im Süden das Vorgebirge Lindenäs. Die Küste ist ausgezackt und mit vielen Inseln und Holmen umgeben. Zu den Flüssen oder Elfen gehören: Glommen (mit dem Longen und dem Sarpenfall), Drammen, Torridal, Mamself ꝛc.; zu den unzähligen Landseen der Miösen und Femundsee. Das Klima ist rauh, besonders im Osten, an der Küste gemäßigter. Der Sommer ist kurz und in den Thälern brennend heiß; daher reift das Getreide noch unter 70° gewöhnlich 9 — 10 Wochen nach der Aussaat, verdirbt aber auch öfters durch plötzliche Kälte oder Regen. Die 910.000 Einwohner sind meistens Normänner, also teutschen Ursprungs, reden eine von der dänischen wenig abweichende Sprache und lieben die Gebräuche ihrer Vorfahren. Auf dem Lande baut man sich Häuser von unbehauenen Bäumen, die auf einander gelegt und mit Moos oder Wollenzeug umhüllt werden und behält im nördlichen Theile des Stifts Bergen selbst die alten Rauchstuben bei, die in der Mitte einen Feuerheerd und oben in der mit Torf und Rinde bedeckten Decke ein Fenster (Liux) von durchsichtigen Häuten haben. Im Norden wohnen die Finlappen; man findet keine Dörfer, sondern nur einzelne Höfe, die meistens aus vielen Gebäuden bestehen und einem Dorfe ähnlich sehen. Der Bischöfe sind 5, die 44 Pröpste, 329 Pastoren, 65 Kaplane und Katecheten und 27 Personalkapläne unter sich haben. Für den gelehrten Unterricht sorgen die Universität zu Christiania und 2 gelehrte Schulen: auch gibt es eine königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Drontheim und eine Gesellschaft für Norwegens Wohl mit 2700 Mitgliedern. Die Einwohner unterhalten 22 Hochhöfen, 33 Stab- und einen Blechhammer; 2 Walzwerke, 8 Nagelschmieden, 2 Stahlöfen, Kupferhütte, Kobaltwerk, Sa-

sine, Alaun- und Potaschsiedereien, Glashütten, Kanonengießerei, Seifensiedereien, Pulver- und Schneidemühlen, Zuckerraffinerien, Schiffbau ꝛc., und führen aus: Holz, Dielen, Breter, Kupfer und Kupferwaaren, Eisen und Eisenwaaren, Schmalte, Alaun, Pulver, Marmor (besonders weißen Marmor nach Copenhagen und den Niederlanden zu Grabsteinen, Thür- und Fenstereinfassung), Mühl- und Schleifsteine, Farbemoose, Fischwaaren (Lachse, Hummern, Austern ꝛc. 1803, 13.295 Commerzjasten, wovon auf Bergen 10.553 kommen), Glas, Fleisch, Häute, Leder, Federn, Pelzwerk, Thran, Theer, Schiffe ꝛc. Im Jahr 1817 hat die Einfuhr von norwegischen gesalzenen Heringen in norweg. Schiffen in 5 Ostseehäfen betragen 46.450 und 1818, 72.750 Tonnen, wofür als Ausbeute nach Norwegen zurück kamen 1817, 84 und 1818. 115 Ladungen mit Ostseeprodukten, vornämlich Roggen, Hanf und Segeltuch. Rechnet man dazu, was Danzig, Rostock, Stralsund, Wismar und andere Ostseehäfen, nach denen norwegische Heringe geführt werden, erhielten, und dafür an Ostseeprodukten Norwegen zurück gaben, so wird die Wichtigkeit dieses von der Heringsfischerei aufrecht gehaltenen norwegischen Handels mit der Ostsee deutlich einleuchten. Die Einfuhr besteht in Gewürzen, Salz, Wein, Getreide, Weinessig, Branntwein, Tuch, Käse, Tabak und Kramwaaren. Der Handel beschäftigte vor 1813, 1514 Schiffe von 65,534 Last, mit 9323 Matrosen. Norwegen hatte vormals seine eigenen Könige, wurde aber 1387 mit Dänemark vereinigt, da Margaretha, Tochter des Königs Waldemar III. von Dänemark und Witwe des Königs Haron VIII. von Norwegen, nach dem Tode ihres schon 1376 zum König von Dänemark ernannten Sohnes Olav als Königin in beiden Reichen anerkannt wurde. Diese Vereinigung von Dänemark und Norwegen dauerte bis 1814; denn der damalige Kronprinz (itzige König) von Schweden Karl Johann wandte sich nach der Schlacht bei Leipzig 1813 mit seinem Armeekorps gegen Dänemark und schloß am 14. Januar 1814 den Frieden zu Kiel, in dem Dänemark das Königreich Norwegen an Schweden abtrat. Da aber der dänische Prinz Christian, der Gouverneur von Norwegen, von den Ständen dieses Landes, die jene Abtretung nicht anerkannten, zum unabhängigen König von Norwegen erwählt wurde, so drang der Kronprinz von Schweden in Norwegen ein und schloß den Vertrag, nach dem Norwegen als selbstständiges Königreich mit einer besondern Verfassung mit Schweden vereinigt wurde. Die Staatsverfassung gründet sich auf das Reichsgrundgesetz vom 17. Mai und näher bestimmt den 4. Novemb. 1814. Nach demselben ist Norwegen ein freies, selbstständiges, untheilbares und unabhängiges Reich, mit Schweden unter einem König vereinigt. Die ausübende Macht gehört dem König, der sich zu der lutherischen Religion bekennen und sie beschützen muß. Seine Person ist heilig; die Verantwortlichkeit liegt seinem Rathe ob. Die Erbfolge ist lineal und agnatisch nach der schwedischen Erbfolgeordnung vom 26. Septemb. 1810; ist kein zur Erbfolge berechtigter Prinz vorhanden, so kann der König Norwegens Storthing zu gleicher Zeit wie Schwedens Ständen seinen Nachfolger vorschlagen. Der König legt bei dem Antritt der Regierung vor dem Storthing den Regierungseid ab; seine Krönung und Salbung geschieht in der Kirche zu Drontheim. Der König muß sich, wenn keine Hindernisse entgegen stehen, einige Zeit in Norwegen aufhalten. Er wählt sich einen Rath aus norwegischen Bürgern über 30 Jahr, der wenigstens aus einem Staatsminister und 7 andern Mitgliedern bestehen soll; auch kann der König einen Vicekönig oder Statthalter bestellen, dem er während seiner Abwesenheit mit 5 Mitgliedern des Raths die innere Reichsverwaltung überträgt. Vicekönig kann aber nur der Kronprinz oder sein ältester Sohn seyn. Bei dem Könige bleiben während seines Aufenthaltes in Schweden ein Staats-

miniſter und 2 Mitglieder des Staatsraths, welche letztere jährlich abwechſeln. Der König hat das Begnadigungsrecht, die Ernennung ſämmtlicher Civil-, Militär und geiſtlichen Beamten, die er nach vorgängiger Berathſchlagung mit dem Staatsrath auch entfernen kann; die Verleihung von Orden, aber nicht von Titeln, die nicht jedes Amt mit ſich führt, den Oberbefehl über des Reiches Land- und Seemacht, das Recht, die Truppen zuſammen zu berufen, Krieg anzufangen, Frieden zu ſchließen, Verbindungen einzugehen und aufzuheben, Geſandte zu ſchicken und anzunehmen. Der Thronerbe von Norwegen führt, wenn er der Sohn des regierenden Königs iſt, den Titel Kronprinz; die übrigen, die ein Erbrecht auf die Krone haben, heißen Prinzen und die königl. Töchter Prinzeſſinnen. Kein Prinz von Geblüt darf ſich ohne Erlaubniß des Königs vermählen. Die geſetzgebende Macht übt der Storthing aus, der ſich in den Lagthing und Odelsthing theilt, und aus den Repräſentanten der Nation beſteht, die, wenn ſie auf die geſetzmäßige Weiſe zuſammen getreten ſind, unter ſich $^1/_4$ auswählen, die das Lagthing ausmachen; die übrigen $^3/_4$ gehören zum Odelsthing. Jedes Thing hält ſeine Verſammlungen abgeſondert und ernennt ſeinen eignen Präſidenten und Sekretär. Der Storthing hat das Recht, Geſetze zu geben und aufzuheben, Schatzungen, Abgaben, Zölle und andere öffentliche Laſten aufzulegen, Anleihen auf den Staatskredit zu eröffnen, die Aufſicht über das Geldweſen zu führen, die zu den Staatsausgaben nöthigen Geldſummen zu bewilligen ꝛc. Jedes Geſetz muß zuerſt auf dem Odelsthing vorgeſchlagen werden, von ſeinen eigenen Mitgliedern, oder von der Regierung durch den Staatsrath. Iſt der Vorſchlag daſelbſt angenommen, ſo wird er dem Lagthing zugeſendet, der ihn behält oder verwirft, und im letztern Fall mit beigefügten Anmerkungen zurück ſendet. Dieſe werden denn beim Odelsthing erwogen, der entweder den Geſetzvorſchlag hinlegt, oder ihn mit oder ohne Veränderung an das Lagthing ſendet. Hat das Lagthing einen vom Odelsthing vorgeſchlagenen Beſchluß gebilligt, ſo wird er durch eine Deputation von beiden Abtheilungen dem König zur Sanction vorgelegt; nach deſſen Bewilligung wird er Geſetz. Der Storthing bleibt verſammelt, ſo lange er es nöthig findet, doch nicht über 3 Monate ohne des Königs Erlaubniß. Alle Geſetze werden in der norwegiſchen Sprache abgefaßt. Zu den allgemeinen Beſtimmungen gehören noch: nur norwegiſche Bürger, die ſich zu der lutheriſchen Religion bekennen ꝛc., können zu Staatsämtern ernannt werden; Norwegen haftet nur für ſeine Nationalſchuld; keiner kann gerichtet werden, als nach dem Geſetz; die Tortur findet nicht Statt; keinem Geſetz kann rückwirkende Kraft gegeben werden: keiner kann eingezogen oder gefangen gehalten werden, außer in den von den Geſetzen beſtimmten Fällen; die Druckfreiheit darf nicht geſtört werden; Eigenthum und Grundbeſitz können nicht verwirkt werden; keine Grafſchaften, Baronien, Stammhäuſer oder Fideikommiſſe ſollen weiter errichtet werden; jeder Normann iſt zur Vertheidigung ſeines Vaterlandes eine Zeitlang ohne Hinſicht auf Geburt oder Vermögen verpflichtet; Norwegen behält ſeine eigene Bank und Münze und hat das Recht, ſeine eigene Kauffahrteiflagge zu führen — Vom Titel und Wappen ſ. Schweden. Unterm 10. April 1819 hat der König ein norwegiſches Ehrenzeichen für bürgerliche Verdienſte geſtiftet, das aus einer ſilbernen Medaille beſteht, die auf der einen Seite das Bruſtbild des Königs mit der Umſchrift: „Karl XIV. Johann, König von Norwegen und Schweden" zeigt, und auf der andern Seite einen Eichenkranz mit den Worten: „für Bürgerthat". Sie wird an der linken Bruſtſeite an einem grün gewäſſerten Bande getragen und wird im Todesfalle, oder wenn ſich jemand unwürdig macht, ſelbiges zu tragen, an die norwegiſche Regierung von den beikommenden Amtmännern zurückgeſandt. Den König repräſentirt der Statthal-

ter, dem ein Staatsminister und ein Staatsrath zur Seite stehen; letzterer besteht aus 10 Räthen und 1 Staatssekretär und theilt sich in 5 Departements: für Cultus und öffentlichen Unterricht, für die Justiz und Polizei, für Handel, Finanzen und Zölle, für die Land- und Seemacht. Das Reichsarchiv steht unter der königl. norwegischen Kanzlei. Das Königreich ist in die 4 Stiftsämter Christiania oder Aggerhuus, Christiansand, Bergen, Drontheim mit den Norrlanden und diese wieder in Distrikte getheilt. Jedem Stift steht ein Staatsamtmann vor, dem die Amtleute in den Distrikten untergeordnet sind. Die Mitglieder des Lagthing bilden zugleich mit dem höchsten Gericht das Reichsgericht, das in erster und letzter Instanz in den vom Odelsthing eingeleiteten Sachen urtheilt, gegen die Mitglieder des Staatsraths oder des höchsten Gerichts wegen Amtsverbrechen, oder gegen die Mitglieder des Storthing wegen der Verbrechen, die sie als solche begehen möchten. Im Reichsgerichte hat der Präsident des Lagthings den Vorsitz. Das höchste Gericht ist auch die oberste Appellationsinstanz, von deren Urtheilen in keinem Fall eine Berufung oder Revision Statt findet; es ist auch in Friedenszeiten mit 2 vom König dazu verordneten Offizieren die zweite und letzte Instanz in Kriegsgerichtssachen. In jedem Stift ist ein Stiftsobergericht, dem der Stiftsamtmann präsidirt. Die Privatklagesachen haben in den letzten Jahren bedeutend zugenommen. So wurden 1814, 1000; 1815, 1100; 1816, 1400 und 1817, 1700 Sachen eingeklagt. Bei den Vergleichskommissionen hat die Anzahl der Sachen ungefähr in demselben Maß, als bei den Gerichten zugenommen; 1814 wurden 12.000; 1815, 15.000; 1816, 20.000 und 1817, 26.000 Sachen behandelt und durch die Wirksamkeit der Vergleichskommissionen 1814, 7000; 1815, 8800; 1816, 12.000 und 1817, 15.000 Sachen verglichen oder gehoben. Die Bergleute stehen unter dem Oberbergrathe. Diese Gerichte bilden die zweite Instanz. In den einzelnen Kreisdistrikten sind Unterrichter oder Sörenschreiber. Auch haben die Magistrate ihre besondere Gerichtsbarkeit und in den Grafschaften Laurwig und Jarlsberg und in der Herrlichkeit Rosendal gibt es Ober- und Untergerichte. Die Polizei steht unter den Justizgerichten; doch sind in Christiania und Bergen eigene Polizeigerichte. Die direkten Einkünfte werden in den einzelnen Aemtern durch königliche Vögte erhoben, die Zölle und indirekten Abgaben fließen in die Zollkammern. Nach dem Budget vom 1. Juli 1818 — 1821 beläuft sich die Einnahme: an Zoll- und Consumtionsabgaben nach Abzug der Procente und andrer zufälligen Ausgaben auf 680 000 Species, die allgemeine Landsteuer auf 440.000, die allgemeine Landstadtsteuer auf 100.000,, die Brantweinsabgabe auf dem Lande 38.770 und in den Städten 4000, die Abgabe vom Ackerbau und Einnahme vom Staatseigenthum 50.000, die Abgabe von Eisen- und Kupferwerken 10.000, von Wassersägemühlen 5000, Erbschaften nebst $\frac{1}{6}$ und $\frac{1}{10}$ Steuer 10.000, Stempelpapier und Spielcharten 70.000, Departements- und Gerichtssporteln 18.000, Polizeigeld oder Refusion für übernommene Gemeindeausgaben 7566, Ueberschuß der Postintraden 25.000, Renten der Staatsforderungen 30.000, unbestimmte Einnahmeposten 7464, zusammen 1.495.800 Species. Die Ausgaben sind: für den konigl. Hofstaat und die Apanage des Kronprinzen 96.000, Storthing 18.000, Civiladministration 176.087 Spec. 72 Schilling, Gesetzcommitée 2504, Justiz- und Polizeiwesen 42.439 Spec. 111 $\frac{1}{2}$ Sch., gemeinnützige Anstalten 96.215 Sp. 36 Sch., Erhaltung des Staatseigenthums 28.728, Pensionen und Wartegeld 176.500, Zinsen der Staatsschuld (24 Millionen Species, worunter 21 Millionen in Bankzetteln) 41.000, zu auswärtigen Angelegenheiten 53.900, Landmilitäretat 500.000, Seemilitäretat 150.000, zufällige und unvorhergesehene Ausgaben 80.279 Species

20½ Schill.; Balance beim Abschluß des Budges 24.086, zusammen 1.495.800 Species. Auch ist der König autorisirt, bei außerordentlichen Ereignissen und ehe ein Storthing zusammen kommen kann, eine Anleihe von 300.000 Species für Rechnung der Staatskasse aufzunehmen. Die Staatsschuld beträgt 24 Millionen Species, worunter 21 Millionen in Bankzetteln. Die Landmacht zählt 12.000 Mann Feldtruppen, nämlich Artillerie 1288 Mann, Cavallerie 1070 und Infanterie 9642 Mann, davon 1000 Geworbene und 10.000 Nationale, außer den Offizieren, Unteroffizieren, Spielleuten ꝛc., zusammen 2305 Mann, worunter 515 Offiziere; außerdem Landwehr und Vertheidigungsmannschaft. Die Seemacht zählt 2 Fregatten, 6 Briggs, 8 Schoner, 46 Kanonenböte und 51 Kanonenjöllen. Die Hauptstadt ist Christiania.

Norwich, 1) Hauptstadt der englischen Grafschaft Norfolk, 13° 32′ L. 52° 35′ B. am Einfluß der Wensder in die hier schiffbare Yare, 109 Miles von London, mit 8763 Häusern, 37.256 Einwohnern, Kathedrale, 32 Pfarrkirchen, mehrern Bethäusern, Hospital, dem alten Gebäude Bridewell (in dem man ein Beispiel der verlornen Kunst findet, Feuersteine in gleiche Theile zu brechen und ihre äußere Fläche glatt zu erhalten), einem unter den Erzbischof zu Canterbury gehörigen Bisthum, Blindenanstalt, ökonomischen Gesellschaft, Seiden-, Wolle-, Hut-, Baumwoll-, Hanfleinwand- und Strumpffabriken, Handel mit Vieh, Fischen, Steinkohlen und Fabrikaten Sie schickt 2 Deputirte zum Parlament. Geburtsort der Philosophen Sam. Clarke († 1739) und Matth. Parker. — 2) Stadt im nordamerikanischen Freistaat Connecticut, Grafschaft Newlondon, an der Thames, mit 460 Häusern, 3500 Einwohnern, 2 Kirchen, Papier-, Strumpf-, Uhren-, Hut-, Steingut-, Eisen- und Stahlwaaren-, Kutschen-, Chokolade-, Glocken und Ankerfabriken, Töpfereien und Oelmühlen-Handel.

Nosairier, eine mahomedanische Sekte von der Partei der Schiiten oder der Anhänger des Ali. Sie entstand um das Jahr 270 der Hegira und erhielt ihren Namen von Nosraga im Gebiete Kufa, dem Geburtorte ihres ersten Oberhauptes. Sie breiteten ihre Macht weit aus in Syrien und Mesopotamien; später wurden sie durch die Türken auf den Strich des Gebirges Libanon in Syrien am Semmak beschränkt, den sie gegenwärtig noch als eine den Türken zinsbare, sonst aber selbstständige Völkerschaft inne haben. Sie haben die meiste Verehrung vor Ali. Sie glauben, daß gute und böse Geister in Leibern erscheinen, und Gott auch eine menschliche Gestalt annehmen könne. Weil nun Ali der vollkommenste Mensch nach Mahomed gewesen, so lehren sie, daß sich die göttliche Natur mit ihm vereinigt, mit seinem Munde geredet, mit seinen Händen allerlei Thaten verrichtet u. s. w.: deßhalb er viele Wunderdinge gewirkt, sei vor jener Welt gewesen und müsse Gott genannt werden. Ihr geistliches Oberhaupt heißt Scheikh Khalil und wird von ihnen als Profet verehrt. Uebrigens haben sich in ihrem Cultus noch manche Ueberreste des Naturdienstes der alten Vorderasiaten erhalten. So sind ihnen gewisse Pflanzen und Thiere heilig und die weibliche Geschlechtstheile als ein Symbol der Zeugung ein Gegenstand der Verehrung. Früher hat man sie auch wohl für syrische Sabier oder Johannischristen gehalten: diese Meinung ist aber durch Niebuhr und jüngst durch die Nachrichten des franz. Consuls Rousseau in Aleppo genügend widerlegt worden.

Nosologie (aus dem Griechischen), nennt man in der Medizin die Wissenschaft, welche sich mit den Krankheiten an sich, besonders ihren Benennungen und ihrer Klassifikation beschäftigt. Einige gebrauchen diesen Namen gleichbedeutend mit Pathologie, Andere sehen sie für einen Theil derselben an. Man vergl. d. Art. Arzneikunde (Geschichte der) und Pathologie.

Nosa, s. Nordische Mythologie.

Nösselt (Johann August), königlich preußischer geheimer Rath, Doctor und Professor der Theologie und Director des theologischen Seminars in Halle, geb. daselbst 1734, war der Sohn eines Kaufmanns und bildete sich in seiner Vaterstadt zum Theologen. 1755 unternahm er eine gelehrte Reise durch Deutschland, die Schweiz und Frankreich und hielt nach seiner Rückkunft Vorlesungen, anfangs über lateinische Schriftsteller, dann über das neue Testament und endlich auf Befehl des Hofs über Kirchengeschichte. 1760 wurde er außerordentlicher Professor der Theologie und da er einen Ruf nach Göttingen erhielt, 1764 ordentlicher Professor, schlug mehrere Berufungen aus und übernahm 1779 das Directorium des theologischen Seminars. Während Wöllner die preußische Kirche beherrschte, erfuhr er vielfache Kränkungen, widersetzte sich aber muthvoll allen Eingriffen in Glaubens- und Gewissensfreiheit. 1805 wurde er geheimer Rath und erhielt eine Vermehrung seines Gehalts; allein die Anstrengung, womit er seine Vorlesungen fortsetzte und die Einnahme der Stadt u. anfängliche Bedrückung der Universität beschleunigten seinen Tod. Er starb als Senior der Hochschule 1807. Seine vorzüglichsten Schriften sind: Vertheidigung der Wahrheit u. Göttlichkeit der christlichen Religion, Halle 1766, 1783. 8., Ueber die Erziehung zur Religion, 1775. 8. Ueber den Werth der Moral, 1777, 1783. 8. Anweisung zur Kenntniß der besten allgemeinen Bücher in allen Theilen der Theologie, Leipzig 1779, 1800. 8., fortgesetzt von Simon. Anweisung zur Bildung angehender Theologen, Halle 1785—89. 3 Th. 8. und eine große Anzahl Recensionen in Ernesti's Bibliothek, den hallischen gelehrten Anzeigen, deren Redakteur er von 1777—1789 war, und in der allgemeinen Literaturzeitung. Außerdem noch viele exegetische, moralische und religiöse Werke. Nietmann hat seine Lebensbeschreibung verfaßt, welche 1809 zu Halle erschien.

Nostradamus (Michel), ein berüchtigter französischer Zeichendeuter, geb. zu St. Remi in der Provence 1503, studirte Medicin, wurde zu Montpellier Doktor, durchzog Frankreich und verheirathete sich zu Agen. Nach dem Tode seiner Frau kehrte er in die Provence zurück, hielt sich eine Zeitlang zu Aix, dann zu Salon auf und starb daselbst 1566. Man hat von ihm 12 centuriae propheticae, Lyon 1555, 8. 1668, 12. u. a. m.

Notabeln (les notables). So heißen überhaupt die bedeutendsten Männer aller Stände in einem Staate. Obgleich solche in mehrern europäischen Staaten sich versammeln, wie in Großbritanien das Parlament, in Schweden der Reichsrath, in Spanien die Cortes, so war doch nur in Frankreich die Benennung Notabeln gebräuchlich, und man verstand darunter eine Art von Ausschluß der gesammten Reichsstände, den jedoch der König mit freier Willkühr ernannte, und zusammen berief. Die erste Zusammenkunft derselben, die von einiger Bedeutung war, fand im J. 1558 statt. Seit 1626 wurde keine solche Zusammenkunft mehr veranstaltet, bis endlich 1789 der Finanzminister Calonne dadurch dem Hof aus der Finanzverlegenheit helfen zu können glaubte, daß er dem König vorschlug, die Notabeln zusammenzuberufen. Diese Versammlung kam am 22. Febr. 1787 zu Stande und dauerte bis zum 25. Mai. Die Notabeln bestanden, vom König dazu ernannt aus 7 Prinzen von Geblüte, 9 Herzogen und Pärs von Frankreich, 8 Feldmarschällen, 22 Edelleuten, 8 Staatsräthen, 4 Requetenmeistern, 11 Erzbischöfen, 37 Oberrichtern, 12 Abgeordneten der Pays d'Etats, den Civillieutenants und 25 obrigkeitlichen Personen aus den verschiednen Städten des Königreichs, zusammen 144 Personen. Obgleich also die Versammlung aus der hohen Geistlichkeit, dem hohen Adel und den höchsten obrigkeitlichen Personen bestand, setzte sie nichts desto weniger den Vorschlägen und Planen des Ministers einen mannhaften Widerstand entgegen. Vorsichtig war die Versamm-

lung in 7 Bureaux abgetheilt, deren jedes eine Stimme führte, so daß es also dem Hof nicht schwer dünken mochte, indem er die verhältnißmäßige Mehrzahl in vier dieser Bureaux gewönne, die absolute Mehrzahl dieser ganzen Versammlung zu überstimmen. Auch schien Anfangs Alles seinen Wünschen zuentsprechen, die Abschaffung der innern Landzölle, der Salzsteuer, der Getreidesperre, der Frohndienste bei dem Straßenbau, ward auf Vorschlag des Königs mit allgemeinem Beifall aufgenommen. Allein plötzlich änderte sich die Sprache der Versammlung, als Calonne, den gesunkenen Finanzen wieder aufzuhelfen, die Bewilligung einer Stempeltaxe und einer Grundsteuer von allen Grundeigenthümern ohne Ausnahme verlangte. Der Unwille gegen den Finanzminister ward so laut, daß er seiner Stelle entsagen und sich nach England zurückziehen mußte. Bald darauf wurde die Versammlung der Notabeln, ohne die Foderungen der Regierung bewilligt zu haben, entlassen. Eine zweite Versammlung der Notabeln wurde im Nov. 1788 durch Necker berufen, um über die Bildung und Form der zu versammelnden Etats généraux zu berathschlagen.

Notarien (von nota, Zeichen) waren nach dem Verfall des römischen Reichs die Schreiber der öffentlichen Behörden und später die vom Staat bestellten öffentlichen Zeugen, deren sich die Privatpersonen in ihren Verhandlungen zu größerer Beglaubigung bedienten. In Teutschland gehörte das Notariat zu den kaiserlichen Reservaten; aber die Justizverfassung jedes Landes suchte die Wirksamkeit der kaiserlichen Notarien zu beschränken. In Frankreich wird das Zeugniß des Notars für den Staat geführt und verwahrt. Er setzt Contrakte, Schuldverschreibungen, Vergleiche und alle andern die willkürliche Gerichtsbarkeit betreffenden Akten auf, welche die Summe von 150 Franken nicht übertreffen. Sie verfertigon bei Erbtheilungen die Inventarien, leiten und berichtigen das ganze Geschäft. Die Notarien in dem Bezirk eines Gerichtshofs erster Instanz bilden ein Corps und wählen ein Collegium von 1 — 9 Mitgliedern, das die innere Polizei besorgt und in der Güte alle Streitigkeiten dritter Personen mit den Notarien über deren Amtsverrichtungen und Gebühren schlichtet.

Noten, die Zeichen der Tonschrift, wodurch sowohl die Höhe und Tiefe der Töne, als auch ihre Dauer dargestellt wird. Man pflegt sie auf fünf über einander gezogene Linien zu setzen, die man das Liniensystem nennt. Zur bequemen Darstellung aller Töne auf dem Liniensystem bedient man sich verschiedener Zeichen, welche die Linie bestimmen, bei welcher man anfängt, die sieben Töne ihrer Ordnung nach zu verzeichnen (s. den folg. Art.). Die Noten sind also in der Tonschrift eben das, was die Buchstaben in der Sprachschrift sind. Die erste Erfindung derselben wird dem Terpander, einem Griechen aus der Insel Lesbos zugeschrieben, der ungefähr 650 J. v. Ch. lebte. Später bedienten sich die Griechen zur Bezeichnung ihrer 18 Töne der Buchstaben ihres Alphabets. Weil sie aber die Aehnlichkeit der Töne, die sich in verschiedenen Oktaven wiederholen, noch nicht kannten, und sich in jeder Tonart anderer Zeichen bedienten, auch für den Gesang andere Zeichen als für die Instrumente gebrauchten, so bedurften sie 990 verschiedene Tonzeichen. (Vergleiche den Artikel Musik, Geschicht der.) Diese äußerst weitläufige Tonschrift wurde erst durch den Papst Gregor den Großen gegen das Ende des 6ten Jahrh. vereinfacht; er schaffte die griechischen Tonzeichen, die aus großen und kleinen, stehenden und liegenden, verdoppelten und verstümmelten Buchstaben bestanden, ab, und führte die ersten sieben Buchstaben unsers Alphabets dafür ein; die großen Buchstaben bezeichneten die sieben tiefern, die kleinen die sieben höhern Töne, wozu noch das aa, als Zeichen des fünfzehnten Tones kam. Diese Buchstaben pflegte man über die Sylben des Textes zu schreiben, und so behalf man sich beinahe 500 Jahre, bis der Benediktinermönch Guido aus Arezzo im 11ten Jahrhunderte anstatt der Buch-

staben Punkte einführte, die auf über einander gezogene Linien gesetzt wurden. Ein Deutscher aus Köln, Franko genannt, verwandelte diese Punkte in Vierecke von verschiedener Form, und bestimmte dadurch die verschiedene Zeitdauer der Noten. Ein neben die Note gesetzter Punkt verlängert die vorhergehende Note stets um die Hälfte ihres Werthes.

Notendruck. Die ältesten gedruckten Noten, die man kennt, sind vom Jahre 1473. Man bediente sich zuerst zum Notendruck ganzer Platten und zwar anfangs Holztafeln, später Kupferplatten und gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts besonders der wohlfeilern Zinnplatten. Die Erfindung Noten zu drucken, wie man Schriften mit beweglichen Lettern druckt, wird gewöhnlich in das siebzehnte Jahrh. gesetzt und einem gewissen Jak. Sanlecque, einem 1643 gest. berühmten Schriftgießer zu Paris zugeschrieben. Doch war diese neue Methode anfangs so unvollkommen und unbequem, daß sie wenig in Ausübung kam. Erst gegen die Mitte des 18. Jahrh. brachte sie der berühmte Breitkopf in Leipzig zu einem solchen Grade der Vollkommenheit, daß er für den ersten Erfinder dieser Kunst angesehen werden kann. Seit Erfindung der Steindruckerei bedient man sich auch dieser sehr häufig zum Notendruck.

Notensetzer, Notensetzmaschine (Phantasiemaschine), ein Instrument, welches ein musikalisches Stück auf einem Klaviere oder ähnlichem Instrumente spielt, folglich von selbst in Noten setzt. Die erste Idee dazu hatte der Bürgermeister Unger zu Einbeck im J. 1745. Hohlfeld, ein geborner Sachse, welcher zu Berlin lebte, führte sie später aus, und Unger beschrieb nach Hohlfelds Tode diese Maschine im J. 1775 in einem besondern Werkchen unter dem Titel: „Entwurf einer Maschine so alles, was auf dem Claviere gespielt wird, in Noten setzt;" mit 2¼ Bogen Kupfern.

Notenstich, s. Notendruck.

Notensystem, s. Noten.

Nothrecht, Nothwehr. Jus necessitatis, Nothrecht, soll die vermeinte Befugniß seyn, im Fall der Gefahr meines eignen Lebens einen Andern zu tödten, der mir nichts zu Leide gethan hat. Dieses Merkmal unterscheidet das Nothrecht von der Nothwehr, moderamine inculpatae tutelae, d. i. der Befugniß, dem ungerechten Angreifer meines Lebens durch Beraubung des seinigen zuvorzukommen. Jenes Nothrecht widerspricht dem Begriffe des Rechts; denn keine Noth kann etwas zu Recht machen, was an sich Unrecht ist. Wenn zwei auf einem Kahne fahren, der nur einen tragen kann, und beide ersaufen müßten, wenn nicht einer ins Wasser gestürzt würde: so macht den, der dieses thut, sein eignes Leben zu retten, zwar nicht objectiv strafbar, weil es in diesem Falle kein Strafgesetz geben kann, in so fern die Furcht vor einem noch ungewissen Uebel, der zu erwartenden Strafe des Richters, die Furcht vor dem gewissen Uebel, dem Ersaufen, nicht überwiegen kann. In solchem Falle hat Noth kein Gebot, und ein positives Strafgesetz würde seines Zweckes, von einem solchen Verbrechen abzuhalten, ganz verfehlen. Aber es macht ihn auch nicht subjectiv unsträflich. Aus der Verwechselung dieser Begriffe ist das vermeinte Nothrecht entstanden.

Nothlüge, s. Lüge.

Nothtaufe nennt man diejenige Taufe, die irgend ein Laie mit Aussprechung der Taufformeln des christlichen Glaubens verrichten darf, im Falle zu befürchten ist, daß das neugeborne Kind die Ankunft des Priesters nicht erleben würde. Die Kirche ertheilte hiezu schon im 2ten Jahrh. die Erlaubniß, in der Meinung, daß keiner ohne die Taufe in das Reich der Seligkeit eingehen könne. Man hat die Nothtaufe auch in der neuen Zeit erlaubt, jedoch mit dem Zusatze, daß ein in der Noth von einem Laien ge-

tauftes Kind, im Fall es leben bliebe, nochmals von dem ordinirten Priester einaesegnet werden solle.

Nothwehr, s. Nothrecht.

Notre (André Le), s. Lenotre (André).

Notre Dame ist der alte französische Ausdruck für die Jungfrau Maria, wie im Deutschen unsrer lieben Frau; 2) der Name mehrerer der heil. Jungfrau gewidmeten Kirchen, in Frankreich, namentlich der großen Kathedralkirche von Paris. Sie hat zwei hohe viereckige Thürme, berühmt wegen ihrer großen Glocke und der schönen Aussicht, die man daselbst hat; im Innern der Kirche sind 4 Reihen Säulen, 54 Kapellen, ein ordentliches Chor, und eine große Anzahl ausgezeichneter Denkmäler und Gemählde. Vergl. d. Art. Paris.

Nottingham, Grafschaft in England, liegt 16° 10′ — 16° 54′ O. L. 52° 45′ — 53 31′ N. B. gränzt im Norden an York, im Osten an Lincoln, im Süden an Leicester, im Westen an Derby und enthält auf 35 ⅛ Quadratmeilen 162.900 Einwohner in 13 Städten und Marktflecken, 168 Kirchspielen und 27.153 Häusern. Das ebene Land wird vom Trent, Idle ꝛc. bewässert, liefert Getreide, Hülsen und Gartenfrüchte, Turnips, Futterkräuter, Süßholz, Holz, Hausthiere, Steinkohlen, Blei, Galmei, Gyps ꝛc. Die Einwohner liefern Strümpfe, Baumwollwaaren ꝛc. und führen aus Gerste, Malz, Hopfen, Steinkohlen, Bleiweiß, seidene und baumwollene Strümpfe, Baumwollengarn, Gyps ꝛc. Die Grafschaft sendet 8 Deputirte zum Parlament, wird in 8 Wapenkases oder Bezirke getheilt und hat die Hauptstadt gleiches Namens am Trent, 124 Miles von London, mit 5077 Häusern, 34.253 Einwohnern, einem festen Schloß, schönem Markte, 3 Pfarrkirchen, ökonomischer Gesellschaft; Fabriken in seidenen und baumwollenen Strümpfen, Beinkleidern und Handschuhen 1800 mit 3000 Arbeitern, Schleiern, schwarzen seidenen Spitzen, Bleiweiß, Peitschenschnuren, Baumwollspinnereien, Töpfereien, Ale-Brauereien, Handel mit Fabrikaten, Flußschifffahrt. Die Stadt sendet 2 Deputirte zum Parlament. Geburtsort des Erzbischofs Cranmer, des Kritikers Wakefield († 1671) und Rich. Arkwrigt, des Erfinders der Spinnmaschine († 1780).

Notturno, s. Serenade.

Novalis, s. Harbenberg.

Nova-Zembla, oder Nowaja-Semlia (Neuland), 2 durch die 7 Werste lange Straße Matoschnoi getrennte Inseln im russischen Gouvernement Archangel, von dem sie durch einen Kanal des Eismeers getrennt sind, 70 — 88° O. L. 69 — 78° N. B., 4255 Quadratmeilen groß, mit einer felsigen unfruchtbaren Oberfläche, im Norden mit sehr hohen Bergen und im Norden und Osten ganz mit Eisfeldern umgeben. Sie ist größtentheils mit Schnee und Eis bedeckt und hat eine dreimonatliche Nacht vom 15. October bis zum Februar, die von häufigen und starken Nordlichtern erhellt wird; dagegen geht aber auch die Sonne im Juni und Juli nicht unter. Sie hat viele Buchten, namentlich die Silberbucht, deren Ufer meistens aus Talk- und Glimmerschiefer und Katzensilber bestehen, dessen Glanz den frühern Wahn erzeugte, daß Silber sich hier in ganzen Lagern befände. Man findet hier einen Salzsee, Steinkohlen, Bergtheer, versteinertes Holz, Schwefel, Kupferchalcedon, aber außer Heidel-, Sumpf- und Moosbeeren, Moos und Weidensträuchen ohne Blätter, keine Vegetation; sie ist daher unbewohnt und nur im Süden und Westen von russischen Fischern und Jägern besucht, die hier überwintern und im nächsten Jahre mit ihrem Fange nach Hause zurückkehren, zu dem weiße Bären, Wölfe, Steinfüchse, wilde Rennthiere, Eisfüchse, Gänse, Schwäne, Wallrosse, Robben, Fische ꝛc. gehören.

Novatianer waren Ketzer, welche im dritten Jahrhundert die christliche Kirche sehr beunruhigt haben. Ihr Stifter hieß Novatianus, ein römischer Presbyter, der während der Christenverfolgung des Kaisers Decius behauptete, daß die vom Christenthum Abgefallenen, wenn sie reuig zur Christengemeinde zurückkehren wollten, in die Kirche nicht wieder aufgenommen werden könnten. Später gingen seine Anhänger noch weiter und dehnten diese Ausschließung von der Gemeinde auf alle diejenigen aus, die nach der Taufe eine Sünde begangen. Sie wurden auch Katharer genannt, weil sie sich vor allen rein dünkten in Lehre und Leben. Diese Sekte erhielt sich besonders in Italien und Afrika bis in das 6te Jahrhundert.

Novation (Neuerung, Umschaffung), heißt juristisch im weitern Sinne jede Veränderung, die mit einer vorhandenen Verbindlichkeit vorgeht, im engern Sinne die Verwandlung einer alten Verbindlichkeit, welche dadurch vernichtet wird, in eine neue. Heutiges Tags wird eine Novation angenommen, wenn der ganze Grund der alten Verbindlichkeit aufgehoben wird, oder doch solche zufällige Stücke derselben verändert werden, die auf sie einen wesentlichen Einfluß haben. Eine stillschweigende Novation nimmt der Gerichtsgebrauch nur an, wenn entweder zu erweisen ist, daß die Parteien eine Novation beabsichtigt haben, oder wenn die alte Verbindlichkeit bei Festsezzung der neuen erwähnt worden ist, sollte sie auch nicht ausdrücklich für aufgehoben erklärt worden seyn.

Novellen, eine Art kleiner Erzählungen in Prosa, die, zuerst in Italien und Spanien bearbeitet, später in Uebersetzungen, Nachbildungen und selbstständigen Arbeiten auch in die deutsche Literatur übergegangen ist. Die Novelle, aus dem Bedürfniß geselliger Unterhaltung hervorgegangen, ist in ihrem Ursprunge nichts, als eine kurze Geschichte oder Anekdote, oft ein bloßer Spaß oder glücklicher Einfall, der durch den Zauber einer leichten, wohlklingenden Darstellung und durch den Reiz der Neuheit auf eine gefällige Weise Augenblicke lang unterhalten soll. Zu dieser Absicht entstanden die Novellen des Boccaccio, (s. d. Art.) des Schöpfers und Meisters dieser Gattung. Nach Boccaccio, und seiner Weise getreu, haben sich unter den Italiän. als Novellenerzähler ausgezeichnet: Bandello, Sansovino, Straparola und Sacchetti; (s. d. Art.) unter den Spaniern vor Allen der Verf. des Don Quixote, Cervantes. Die ältere deutsche Literatur besitzt mehrere novellenartige Erzählungen. Einige neuere, wenn auch nicht unter diesem Namen erschienene, Erzählungen haben alle Eigenthümlichkeiten der Novelle.

Noverre (Jean George), berühmter französischer Balletmeister und Schöpfer des neuen Tanzes, geboren zu Paris den 21. April 1727, entzückte die Bewohner von Paris, Berlin, Wien, London, Stuttgart, Mailand und andern Städten, erfand mehrere pantomimische Ballets und trat auch als Schriftsteller auf. Er starb im Sept. 1810 zu Saint Germain en Laye. Unter seinen Schriften, gesammelt Petersburg 1803. 4 Bde. 4., zeichnen sich aus: Lettres sur la danse et sur les ballets, Lyon 1760, 2 Bde, 8. Deutsch, Hamburg und Leipzig 1789. 8., und Lettres sur les arts imitateurs en général es sur la danse en particulier. 1807.

Noviciat, die Probezeit derer, die in einen geistlichen Orden treten wollen, die meistens ein Jahr dauert und während welcher es ihnen frei steht, ihren Vorsatz zu ändern. Sie heißen so lange Novizen, d. i. Neuangehende, müssen die geistlichen Uebungen und den Kirchendienst ihres Ordens erlernen, die niedrigsten Hausarbeiten für das Kloster verrichten, sich außerden festgesetzten Stunden des Sprechens enthalten, dem Novizenmeister, unter dessen Aufsicht sie stehen, von den unbedeutendsten Handlungen Rechenschaft geben und sich bei dem geringsten Versehen harten Strafen unterwerfen.

Nubien, afrikanisches Land an beiden Seiten des Nil, der hier den Takaze aufnimmt, liegt 45 — 50° O. L. 13 — 24° N. B., gränzt gegen Norden an Egypten, gegen Osten an den arabischen Meerbusen und die Küste Aber, gegen Süden an Abyssinien, gegen Westen an Sudan ꝛc., und soll 12 — 15.000 Quadratmeilen enthalten. Das Land schließt im Norden große Wüsten ein, namentlich zwischen Syene und Gooz und die von Babiuda, die aber auch Oasen haben, und von nomadischen Arabern durchzogen werden; andre Striche sind fruchtbar. Das Klima ist nur in den Gebirgen im Osten gemäßigt, sonst unerträglich heiß. Die Produkte sind: Gold aus Flüssen und Bergwerken, Silber, Schmergel zum Poliren der Edelsteine (hier und in Ceylon einzig); Getreide (Durra und Teff), Reis, Wein, Zuckerrohr, Melonen, Flachs, Tabak, Bambusrohr, Eben- und Sandelholz, Gummi, Sennesblätter (jährlich an 1000 Centner nach Egypten ausgeführt), Datteln, Tamarinden, Domi- und Delebäumen ꝛc. Pferde, Kamele, Rindvieh, Schafe, Zibetkatzen, Elephanten, Löwen, Tieger, Panther, Hyänen, Krokodille, Flußpferde, Giraffen, Strauße, Papageyen. Zu den Einwohner gehören die Nubier, besonders in Aluah, Kanem und Senna, Neger mit wolligtem Haar und platter Nase, doch ohne widerliche Gesichtszüge. Sie sind Jakobschristen, und haben ihre Bischöfe, die vormals Herren des Landes waren. Ihre angenehm klingende Sprache unterscheidet sich von den benachbarten. Die Beschneidung ist bei ihnen Sitte. Außer ihnen leben hier die Makorrahs (in Makorrah und Maris, auch Christen, mit der Marisyssprache), Barabras, Schilluks, Araber, Türken, Juden ꝛc. Die Hauptausfuhr besteht in Sklaven, Goldstangen und Goldkörnern, Sennesblättern, Schmergel ꝛc. Die bekannten Provinzen liegen am Nil, namentlich: Maris, ein Gebirgsthal, dessen von Makorrah abhängiger Gouverneur den Titel: Herr des Gebirgs, führt, mit der Hauptstadt Bedschrasch; Makorrah mit der Hauptstadt Donkalah; Aluah mit dem Hauptort Sujah; Kanem unter einem muhamedanischen König; Sennar; Derkin; Darfur. Das türkische Nubien ist mit der Küste von Habesch dem Paschalik Dschidda in Arabien unterworfen.

Nukahiwa; auf dieser Hauptinsel des Washingtonarchipels in Australien giebt es so viel Könige als Thäler, aber ihr Ansehn ist sehr unbedeutend. Die vielen Thäler haben häufige Kriege unter einander und die erschlagenen Feinde werden verzehrt, und nur zu deutlich haben sie bewiesen, daß nur die Furcht sie abhält, es mit jedem Fremden so zu machen.

Nullität (aus dem Lateinischen) Nichtigkeit, Ungiltigkeit. So nennt man Nullität oder Nichtigkeitsklage diejenige Klage, welche demjenigen anzustellen vergönnt ist, dem durch gesetzwidrige Handlung eines Privaten oder durch ein Urtheil oder ein anderes den Rechten zuwiderlaufendes gerichtliches Verfahren Unrecht geschehen.

Numa Pompilius, zweiter römischer König, regierte von 715—679 vor Christo, war der vierte Sohn des Pompilius Pompo, eines vornehmen Sabiners und Gemahl der Tatia, Tochter des Königs Tatius, gab Rom weise Gesetze und eine religiöse Verfassung. Man schreibt ihm die Einführung der Pontifices, Flamines, Vestalinen, die Verbesserung des Kalenders, die Bestimmung der dies fasci und nefasci, die Verehrung der Termini oder Gränzsteine zur Sicherung des Eigenthums und die Abschaffung der Menschenopfer zu. Unter ihm war der Janustempel zum erstenmal geschlossen. Der Sage nach soll ihm die Nymphe Egeria im Hain von Aricia nützliche Rathschläge ertheilt haben.

Numantia, eine berühmte Stadt der celtiberischen Arevacer in Hispania Tarrakonensis. Ihre tapfern Einwohner widerstanden 14 Jahre lang der ganzen Macht der Römer, bis sie endlich vom Scipio Aemilianus ein-

genommen wurde. Sie lag bei der östlichen Beugung des Durius unterhalb der Stadt Seria, wo der kleine Fluß Punto sich mit dem Hauptstrom vereinigt. Von Cäsar-Augusta war sie 800 Stadien entfernt. Nur ein Zugang leitete zur Stadt, und dieser war mit Gräben und Palliſaden durchschnitten. Sie lieferte den Kern der celtiberiſchen Armee, die beſten Reiter und Fußgänger; doch beſtand ihre ganze Macht nur aus 8000 Mann, mit der ſich dennoch einem römiſchen Heere von 30000 Mann Fußvolk und 2000 Reitern zu widerſtehen vermochten. Viriathus war Urſache ihres Krieges mit den Römern; denn er beredete die Celtiberer zum Abfall. Viele wurden durch Drohungen wieder zum Gehorſam gebracht, nur Numantia und Termantia nicht. Indeſſen hielten es die Römer für leichte Arbeit, das durch Gewalt zu erlangen, was man in Güte verweigerte, und griffen zuerſt Numantia an. Der Prätor Q. Pompejus Auius machte A. U. 616. den erſten Verſuch, aber durch unaufhörliche Neckereien wurde er ſo geſchwächt, daß er unverrichteter Sache abzog, und ſein Heil an Termantia zu verſuchen beſchloß. Als es auch hier nicht glücken wollte, griff er Numantia nochmals, doch eben ſo vergeblich und mit noch größerm Verluſt an. Im Jahre darauf mußte der Konſul Hoſtilius Mancinus, ſeine Armee durch eine Kapitulation retten, welche aber der römiſche Senat ungerechter Weiſe verwarf und den unglücklichen Konſul den Feinden auslieferte, welche großmüthig genug waren, ſich nicht an ihm zu rächen. Die folgenden Feldherrn in Spanien, Aemilius, Lepidus und Brutus, wagten es nicht einmal, ungeachtet der ſtrengen Befehle des Senats, es mit den Numantinern aufzunehmen. Endlich entſchloß ſich der Senat, den Zerſtörer Karthago's, den berühmten Scipio Aemilianus, mit einem doppelten Heere von 60000 Mann vor Numantia zu ſchicken. Ungeachtet ſeiner außerordentlichen Ueberlegenheit getrauete er ſich doch nicht, die Numantiner in freiem Felde anzugreifen. Er ſchloß die Stadt auf allen Seiten ein, und führte mit bewundernswürdiger Klugheit endlich dieſen Plan aus. Nur der Durius verſchaffte den Einwohnern immer noch Zufuhr, und ſeiner Breite wegen konnte Scipio keine Brücke über ihn ſchlagen. Er errichtete alſo auf beiden Seiten Thürme und ließ von dem einen zu dem andern ſtarke mit Seilen verbundene Balken hinüberlaufen, die mit ſchneidenden Gewehren beſetzt waren und ſo der Stadt alle Zufuhr unmöglich machten. Bald fing nun der Hunger an, in Numantia zu wüthen. Man aß Leder, Leichname, endlich gar die Kranken und Schwachen, und dabei wurden täglich Verſuche gemacht, die Belagerer zu einem Treffen zu bringen. Nicht eher als bis der größte Theil der Einwohner hingerafft war, dachten ſie darauf, zu kapituliren. Scipio befahl, ſie ſollten noch an demſelben Tage die Waffen niederlegen und in ſein Lager kommen. Aber erſt am dritten Tage, nachdem eine große Zahl derjenigen, die ſich frei zu ſterben entſchloſſen, einander wechſelſeitig umgebracht hatten, erſchienen die übrigen mit entſtellten Geſichtern und zerlumpten Kleidern; doch war ihr Blick den Römern noch fürchterlich. Fünfzig derſelben behielt Scipio für ſeinen Triumpf, die übrigen verkaufte er als Sklaven; dann ließ er die Stadt der Erde gleich machen und die Aecker vertheilen. So erzählt Appian aus den Nachrichten, die ein Augenzeuge, der römiſche Offizier Rutillus Rufus, lieferte. Nach dieſer gänzlichen Zerſtörung wurde zwar die Stadt wieder erbaut, blieb aber unbedeutend.

Numerus in der Rede, ſ. Proſa.

Numidien, ein angeſehene Landſchaft und ehemals ein mächtiges Königreich in Afrika. Es begriff in dieſer doppelten Hinſicht doppelte Gränzen, und zeigte an 1) das Land zwiſchen den Flüſſen Tuſka (Guadilbarbar) und Molochath (Mulvia) und 2) das Land vom Fluſſe Ampſage gegen Oſten bis an den Molochath gegen Weſten. Dieſes letztere wurde auch

Massäsylia genannt, und war das eigentliche Land des Syphax. Späterhin kam es zu Mauritanien, und hieß Mauritania Cäsariensis. Das erstere hieß eigentlich Massylia und war das Reich des Masinissa, durch den es sehr empor kam.

Nuntien oder Legaten des Papstes, von denen sich schon im 4. Jahrh. Spuren finden. Da dem Papste, nach seiner Primatpflicht, über alle Kirchen der katholischen Christenheit die Aufsicht und Sorgfalt obliegt, er aber nicht allenthalben seyn kann; so steht ihm die Befugniß zu, durch seine Botschafter solche auszurichten. Anfangs übten die päpstl. Nuntien keinen Theil der Gerichtsbarkeit aus; sie waren nur bloß abgeschickte Vertreter und Wortsprecher. Da sich aber unter den christl. Kaisern die Macht und das Ansehen der Kirche, vorzüglich des Papstes, erhob, hatte dieser Letztere seine Abgeordneten mit im Gefolge der Kaiser, die solchen die Geschäfte vortrugen und ihre Berichte wieder an den Papst erstatteten. Mit dem 9. Jahrh., nachdem durch die pseudoisidorischen Dekretalen das Metropolitansystem in der Kirche gänzlich zerfiel und so gegen bischöfl. Entscheidungen mit Umgehung des Erzbischofs die Appellation an den Papst ging; auch das Dispensationsrecht der Kirche von allgemeinen Kirchengesetzen ein päpstl. Vorrecht wurde, mußte bei den mannichfaltigen Berührungen, in die auf diese Weise die Katholiken mit dem Papste kamen, die weite Entfernung von Rom als eine große Unbequemlichkeit erscheinen. Zur Erleichterung der Christen und weil ohnedies das unstreitige Aufsichtsrecht des Papstes oft örtliche Untersuchungen erforderte, wurden daher in verschiedene Länder der Christenheit päpstl. Legaten (Nuntien) gesandt, welche für die meisten Fälle die Stelle des Papstes versahen, insbesondere für Dispensationssachen und Appellationen. Indessen als die päpstl. Macht unter Gregor VII. und And. auf den höchsten Gipfel stieg, mischten sich diese Nuntien auch in Regierungssachen, ja in die Familienhändel der Fürsten, drängten sich, als die Repräsentanten des ersten Monarchen der Erde, überall als Vermittler, Friedensstifter, oft auch als Kundschafter, Aufhetzer ein; salbten sogar Könige und sorgten auf alle Weise dafür, daß bei keinem Regenten das Andenken an die Obermacht des Papstes in Vergessenheit geriethe. Sie machten päpstl. Bullen bekannt, die bald neue Kirchenverordnungen, bald eine Geldsteuer für die Kirche, bald eine Bannerklärung gegen einen ungehorsamen Fürsten enthielten und konnten mit Strenge verfahren, weil sie für unverletzlich gehalten wurden. Am lästigsten waren ihre Besuche den Bischöfen und Klöstern, weil sie sich nicht bloß das vornehme Ansehen strenger Untersucher nahmen, sondern oft auch, wenn der Papst Geld brauchte, große Steuern auflegten. Um dieser Aufsicht überhoben zu seyn, ließen sich viele Klöster von derselben lossprechen und zahlten jährlich ansehnliche Freiheitsgebühren nach Rom; ja die Erzbischöfe fanden ihren Vortheil dabei, selbst das Amt beständiger Vikare des Papstes gegen gewisse Summen zu übernehmen. Um die Besuche päpstl. Legaten aus seinem Reiche zu entfernen, ernannte im 12. Jahrh. der König von England den Erzbischof von Canterbury zu seinem immerwährenden Nuntius; ja Philipp der Schöne von Frankreich ließ im Anfang des 14. Jahrh. sogar einen Legaten des Papstes verhaften. Bei ihrer übermäßig steigenden Gewalt ward das Ansehen der Metropoliten und Bischöfe sehr unterdrückt, bis endlich durch die Concilien zu Costnitz und Basel, hauptsächlich aber durch das zu Trient (in der 24. Sitz. Cap. 90) diese übertriebene Gewalt der Nuntien beschränkt und den Bischöfen ihre Gerichtsbarkeit dergestalt wieder verliehen wurde, daß unter Strafe der Nichtigkeit alle Sachen erster Instanz vor den Bischöfen abgehandelt und nur von deren Entscheidungsurtheilen die Appellation an den Papst oder dessen Legaten verstattet seyn

sollte. In der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. entstanden zur Handhabung der Beschlüsse des Tridentiums vier neue bleibende Nuntiaturen, 1583 zu Wien für Ostdeutschland und zu Köln für die Rheinlande, 1586 zu Luzern für die Schweiz und 1588 zu Brüssel für die Niederlande, die auch die päpstl. Reservatrechte ausübten. Da die deutschen Bischöfe, welche zugleich Landesherren waren, ihre geistliche und weltliche Gerichtsbarkeit gewöhnlich durch das geistliche Offizialatgericht ausüben ließen, so entstand dadurch der Mißbrauch, daß gegen die Entscheidungen dieser Offizialatgerichte auch in weltlichen Sachen der Rekurs an die Nuntiaturen versucht wurde; ein Mißbrauch, dem aber durch die Reichsgesetze kräftig begegnet ward. Im Uebrigen muß man die Nuntiaturen als eine heilsame Anstalt betrachten, die Reservatrechte des Papstes mit der mindest möglichsten Unbequemlichkeit der Christen auszuüben. Dies einsehend, ersuchte der Churfürst von Pfalz-Baiern 1785 den Papst, für seine Staaten eine eigene Nuntiatur zu errichten, da sich sonst seine Unterthanen an den Nuntius zu Köln wandten. Als der Papst hiezu seine Einwilligung gab, trat der Erzbischof von Salzburg, unter dessen Sprengel Baiern gehörte, mit Klagen von Beeinträchtigung seiner Diözesanrechte auf, die aber auf des Papstes Erklärung, daß der Münchner Nuntius nur diejenigen Rechte in Baiern ausüben solle, welche der Kölner Nuntius bisher dort ausgeübt habe, ungegründet wurden. Deßungeachtet vereinigte sich der Erzbischof von Salzburg mit den Erzbischöfen von Mainz, Trier und Köln, und diese erhoben bei dem Kaiser Joseph II. Beschwerden über das Institut der Nuntiaturen überhaupt; sie erhielten vom Kaiser ein Reskript (12. Oktob. 1789), worin dieser den päpstl. Nuntien alle und jede Jurisdiktion in kirchlichen Sachen im deutschen Reiche absprach und sie für bloße politische Gesandten des Papstes erklärte; dann die Erzbischöfe zur Wiedererlangung ihrer ursprünglichen Metropolitanrechte aufmunterte, sie aber zugleich auf die Concordate der deutschen Nation verwies u. die Verständigung mit den exemten u. ihren Suffragan-Bischöfen voraussetzte. Der Unterstützung des Kaisers gewärtig, versagten die Erzbischöfe den Nuntiaturen die Ausübung ihrer Befugnisse und ließen die Dispensationen nicht mehr wie bisher auctoritate delegata, sondern auctoritate ordinaria ertheilen. Dann schlossen diese vier Erzbischöfe auf ihrem Kongreß im Badeort Ems durch Abgeordnete (Heimes, Beck, v. Tautphäus, Bönicke) den 25. Aug. 1785 die unter dem Namen der Emser Punktation bekannte Uebereinkunft zu gemeinschaftlicher Behauptung der ursprünglichen kanonischen und reichsverfassungsmäßigen Rechte ihrer bischöfl. und erzbischöfl. Gewalt gegen die Eingriffe des Papstes ab. Sie stellten den Grundsatz auf: daß Christus allen Aposteln und den Bischöfen, deren Nachfolgern, die bischöfliche Gewalt ertheilt habe. Der päpstl. Primat bleibt anerkannt, aber nur als Oberaufsicht der oberrichterlichen Gewalt in den wichtigeren Fällen, in Gemäßheit strenger Erklärung des Aschaffenburger Concordats; denn alle Vorzüge und Reservationen, die mit dem Primat der ersten Jahrh. nicht verbunden gewesen, sondern aus den nun als falsch anerkannten isidorischen Dekretalen — die indessen nicht so sehr den Zustand der Kirche geändert, als vielmehr beflissen gewesen sind, dem durch die Zeit bereits geänderten Zustande anpassend zu seyn — geflossen seyen, könnten jetzt nicht mehr in den Umfang der päpstl. Gerichtsbarkeit gezogen werden. Die Punktanten stellten also die Uhr der Kirche um fast 1000 Jahre zurück, und was sie auf diese Weise nach Anleitung des Febronius gefunden, sollte rasch ins Leben treten. Unmöglich aber konnten einige Erzbischöfe befugt seyn, eine so lange bestehende und allgemein anerkannte Kirchenverfassung aufzuheben und in die Rechte der alten Metropoliten treten. In der Form hatten die vier Oberhirten den Fehler begangen, über die Vollziehung jener

Beschlüsse sich nicht auch mit den Suffragan- und exemten Bischöfen vorher zu berathen. Denn sollte einmal auf die der bischöfl. Gewalt, vermöge göttlicher Einsetzung, zukommenden Rechte zurückgegangen werden, so konnte jeder Bischof dieselben Amtsbefugnisse, die die Erzbischöfe vom Papste zurückforderten, für sich selbst in Anspruch nehmen, da die erzbischöfl. Gewalt bekanntlich eine spätere Einrichtung der Kirche ist und die Observanz bei jeder wichtigen Veränderung der Kirchendisciplin Berathung des Erzbischofs mit seinen Suffraganen voraussetzte. So zerschlug sich endlich die ganze Sache bei aller Bereitwilligkeit des Kaisers mitzuwirken. Pfalzbaiern ließ die Dekrete der Emser-Punktation in seinen Staaten nicht vollziehen; die Nuntien protestirten feierlich dawider; selbst die Erzbischöfe zogen sich allmälig zurück und der Papst feierte seinen Triumph über sie durch seinen beharrlichen Widerspruch und eine sehr gründliche Schrift, 1789. Die Nuntien blieben im Besitz ihrer Gewalt, bis die französ. Revolution der Kölner und Brüsseler ein Ende machte. Die zu Wien und München residirenden Nuntien müssen mit Einstimmung der Höfe handeln. Nur der Nuntius zu Luzern in der Schweiz genießt noch die meisten seiner ehemaligen Vorrechte. S. Legaten und Gesandten.

Nürnberg, 28° 45′ L. 49° 27′ 14″ B. Stadt und Sitz eines Landgerichts von $4\frac{3}{4}$ Quadratmeilen und 49,459 Einwohnern im baierischen Rezatkreise, 945 Fuß über dem Meer, in einer großen, sandigen, aber trefflich angebauten Ebene, 47 Stunden von München und $60\frac{1}{2}$ Meilen von Berlin. Nürnberg hat einen Flächenraum von 67.44 3.136 Quadratfuß, ist 5815 Fuß lang und 4370 Fuß breit, hat einen Umfang von $\frac{3}{5}$ deutschen Meilen, einen fast 100 Fuß breiten Lauf- oder Stadtgraben, eine Stadtmauer mit 365 Thürmen und 8 Stadthore. Der fischreiche Pegnitzfluß durchfließt die Stadt 1660 gemeine Schritt lang, theilt sie in die sebalder und lorenzer Seite, bildet in der Stadt 3 kleine Inseln, über die in sieben steinerne und für Fußgänger neun hölzerne Brücken führen, und bewegt mehrern Mühlen. Nürnberg ist auf zwölf Hügeln erbaut, hat zwei Vorstädte: den Markt Wöhrd mit 227 Häusern, 1717 Einwohnern, 4 Thoren, 1 Kirche, 1 Rathhaus und Gostenhof, mit 156 Häusern, 1125 Einwohnern, Pfarrkirche, Galgen- und Tafelhof; ist in 32 Distrikte getheilt, hat 5 öffentliche Plätze, z. B. den 5988 Quadratschuh großen Marktplatz mit einem künstlichen Springbrunnen; 200 meistens krumme, aber durch musterhafte Reinlichkeit und gute nächtliche Beleuchtung sich auszeichnende Straßen, 5 lutherische Pfarr- und 3 andre lutherische, 1 reformirte und 1 katholische Kirche, 2280 Vorder- und 5400 Mittel und Hinterhäuser, von denen viele mit Thürmchen und Erkern geziert sind, und 26 000 Einwohner, worunter 1158 Katholiken. Merkwürdig sind: das Schloß oder die Feste auf einem Berge, wahrscheinlich im 10ten Jahrhunderte unter Kaiser Conrad I. erbaut, deren Bewachung im Mittelalter den Burggrafen von Nürnberg aus dem Hause Hohenzollern anvertraut war, mit einer Gemäldegallerie, einem 339 Fuß tiefen Brunnen, einer reizenden Aussicht ꝛc.; die St. Sebaldskirche mit Sebalds Grabe, einem messingnen Crucifix zwischen beiden Thürmen, vielen Glasmalereien, und einer lateinischen Schule; der Prediger an derselben ist Antistes des nürnbergischen geistlichen Ministerium und Stadtbibliothekar; die St. Lorenzkirche, wie die vorige von lauter Quadern gebaut, die größte in der Stadt, 285 Fuß lang, 80 Fuß breit, auf 26 Säulen ruhend, mit 2 hohen Thürmen und sonst auch mit dem englischen Gruß, der aber am 2. April 1817, als er im Chor zu dem Gewölbe, wo er sonst hing, hinaufgezogen werden sollte, hinabfiel, und in unendliche Splitter ging; der Prediger an dieser Kirche ist zugleich Inspector der Candidaten des Predigtamts, auch ist bei derselben eine lateinische Schule; die im italie-

nischen Geschmack 1711 — 18 gebaute St. Aegidien- oder neue Kirche; die St. Marien- oder Frauenkirche, 1816 der katholischen Gemeinde in und außer der Stadt eingeräumt, mit einem künstlichen Uhrwerk, an dem der Schlosser Georg Heuß das Uhrwerk, den Umgang der Kurfürsten und das Pfeifenwerk, und der Kupferschmied Sebastian Lindenast die Bilder verfertigte, das 1509 vollendet und 1738 erneuert wurde; die seit 1800 reformirte Kirche zu St. Martha; die ehemalige Dominicaner- oder Predigerkirche mit der Stadtbibliothek mit Strobels Sammlung der Schriften Melanchtons und der zur Zeit der Reformation geschriebenen Werke und Wills bibliotheca norica; die St. Clarakirche mit der ältesten Glasmalerei von 1278; die h. Geistekirche, in der nach Anordnug des Kaiser Sigismund 1424 sonst die Reichskleinodien und verschiedene Heiligthümer vom Leiden Christi aufbewahrt wurden: das Rathhaus mit einer 275 Fuß langen Façade, 2 Stockwerken ohne das Erdgeschoß, jedes von 30 Fenstern, 3 großen Portalen, einem großen gewölbten Saal ohne Pfeiler, vielen schönen und seltenen Gemälden, meistens von Albr. Dürer; die Pennt oder das Bauamt mit weitläuftigen Gebäuden und einer sehenswürdiger Modellkammer; das Zeughaus, dessen beide Hauptgebäude zusammen 390 Schritt lang sind, dessen alte und neue Waffen aber 1706 von den Oestreichern entführt wurden; das 1800 neu erbaute Schauspielhaus; die von der Pegnitz bei ihren Einfluß in die Stadt gebildete Insel Schütt; der Johanniskirchhof mit den Grabmählern Behaims, Albr. Dürers, Wilhelm Birkheimers und Hans Sachsens, dessen Haus auch noch steht ꝛc.; Museum. 11 Kornhäuser, Salzmagazin ꝛc. Nürnberg hat eine Gymnasialanstalt, Realinstitut, Realschule, höhere Töchterschule, 18 Zahl- und 6 Freischulen, Seminar für Volksschullehrer, Malerakademie mit einer Kunstschule, 1 Stadt-, 5 Kirchen- und mehrere Privatbibliotheken, 20 Privatkunstsammlungen, Gesellschaft zur Bildung vaterländischer Industrie mit einer von ihr gestifteten Industrieschule für Mädchen (1817 313 Mädchen) und einer sonntäglichen Zeichenschule für Söhne aus dem Handwerkerstande (1817 mit 375 Jünglingen), einer Leihanstalt (durch die 1817. 1255 gewerbetreibende Bürger mit 59.177 Gulden als unverzinslichem Darlehn unterstützt wurden), rumfordischer Suppenkocherei (die 1817 um ihres großen Umfangs willen der königlichen Polizeidirection übergeben wurde; im ersten Jahre der Gründung 1802 wurden an 6700 Portionen gekocht, und 1817 täglich 1000 Portionen), einer Anstalt, in der junge Leute vom Handwerksstande und Dienstboten im Schreiben, Rechnen und Zeichnen unentgeltlich unterwiesen werden (die Aussteueranstalt und die Anstalt zur Rettung der Mobilien bei Feuersgefahr hat die Gesellschaft gegründet, und den andern Gesellschaften überlassen; auch weckt sie durch Preise und Unterstützung Fleiß und Thätigkeit, und erleichtert durch Austheilung von Holz, Kartoffeln ꝛc. die Noth verarmter Handwerker); deutsche Christenthumsgesellschaft (Bibelgesellschaft); Industrie- und Culturverein zur Beförderung des Gewerbfleißes und der Landwirthschaft, zur Errichtung wohlthätiger Anstalten und zur Unterstützung armer Mitbürger und Landwirthe; physikalisch-medizinische Societät, Gesellschaft des pegnesischen Blumenordens (seit 1644) ꝛc. Die Cultus- und Unterrichtsstiftungen hatten 1818 ein reines Vermögen von 1.316.570 Gulden 30¼ Kreuzer. — Sitz der Polizeidirektion, des Stadt- und Handelsgerichts, Oberpostamts, Forst-, Hall- und Rentamts. Die Fabriken der Stadt lassen sich zwar einzeln genommen nicht mit den auswärtigen großen Anstalten vergleichen, verketten sich aber in vielen einzelnen Gliedern so, daß sie ein großes, an jedem andern Orte nicht leicht zu erreichendes Ganzes bilden. Dazu kommen der angestrengteste Fleiß und die sehr sparsame Lebensart des Bearbeiters, die ihn bei innerer Güte der Waaren sehr niedrige Preise halten lassen.

Noch immer ausgezeichnet sind die Spiegel-, Messing-, Kessel-, Raschgold-, Eisen-, leonische Drath- und Cementdraht-, Nadeln-, Tabak-, Kattun-, Menning-, Spiegelfolie-, geschliffene Gläser-, Saiten-, Scheidewasser-, Bergblau- und andre Farben-, Siegellak-, musikalische und mathematische Instrumenten-, Faience-, Vitriolöl-, Kunstblumen-, Putzfedern-, Pinsel-, Nadelfächen-, Fischangeln-, Nägel-, Zwecken-, Wagbalken-, Leder-, Wachslicht-, Oblaten-, Nudeln-, Porzelan-, Taschenuhren-, meteorologische Tabakerohr-, Lebkuchen- und andre Fabriken, die hemboschen und schneider-weigelschen Landchartenoffizinen, viele Maler, Kupferstecher und andre Künstler, die Buch- und Steindruckereien, die sogenannten nürnberger kurzen Waaren und Spielsachen aus Holz, Blei, Eisen, Stahl, Messing, Alabaster, Gyps, Blech, Elfenbein, Horn ꝛc., als Leuchter, Wagen, Gewichte Zirkel, Maultrommeln, Langen, Putzscheeren, Brillen, Brillengläser, Kämme, Tabatiren, Knöpfe, Spritzen, Trommeln, Pergament, Bleistifte, zugerichtete Schweinsborsten, Paternoster, Spitzen, vorzüglich von unechtem Golde, Farbenkasten, Kaffeemühlen, Spielcharten, Schönfrbereien und andere Schleif- und Polirmühlen zu Eisenwaaren, Rothschmidts-Drechselmühlen, Schleif-, Säge-, Walk-, Brasilienholz-, Gewürz-, Safran- und Papiermühlen ꝛc. Hopfen-, Tabaks-, Mohrrüben- und Meerrettigbau. Hier erfand Peter Hele die Taschenuhrn (nürnberger Eier), Rudolf die Ziehplatte zum Drahtziehen, Heinrich Traxdorf das Pedal, Hans Lobsinger die Windbüchse und die Presse, um Figuren in Metall zu pressen, Christoph Denner die Clarinette, Erasmus Ebner das Messing, ein Unbekannter das erste Feuerschloß; Mart. Behaim zeichnete den ersten brauchbaren Globus; Hans Meuschel verbesserte die Posaune; Steph. Zick verfertigte das erste Kunstauge aus Elfenbein ꝛc. Der Handel war einst so wichtig, als er bei einer im innern Lande und an keinem schiffbaren Fluß liegenden Stadt seyn kann. Mit Augsburg theilte die Stadt vor Entdeckung des Seeweges nach Ostindien den Zwischenhandel mit Gewürzen und Spezereien, und war eine der Hauptlagerstädte für den gegenseitigen Absatz der Produkte der nördlichen und südlichen europäischen Länder. Diese Blüthe verschwand allmälig, bei dem veränderten Gang des allgemeinen Handels, bei der Eifersucht deutscher Fürsten, denen auch das politische Gewicht der größern Reichsstädte gefährlich schien, durch den 30jährigen Krieg, durch die allmälige Entfernung des Patriciats von Handelsgeschäften, wodurch ansehnliche Geldsummen dem lebhaften Verkehr entzogen wurden, und ein getheiltes Interesse unter den verschiedenen Ständen der Bürgerschaft entstand, durch die Vermehrung der Fabriken in andern Gegenden, durch die immer allgemeiner werdenden Handelsverbote und hohe Auflagen auf eingeführte fremde Waaren, endlich durch Festhaltung an den Zunftordnungen der Handwerker und den Religionsbigotismus, wodurch viele nützliche Glieder vom Bürgerrecht ausgeschlossen und gezwungen wurden, ihre Kunstfertigkeit nach andern Orten zu verpflanzen. Dennoch ist der Produkten-, Zwischen-, Speditions- und Specereihandel noch immer wichtig, und wird begünstigt durch ein Handelsappellationsgericht, Bankoinstitut, Handelsverstand, 1813 309 Kauf- und Handelsleute ohne die Compagnons, 2 Waarensensale ꝛc. Die Ausfuhr betrug vor 25 Jahren 8, jetzt nur 1½ Million Gulden. Die 50—60 Dosenfabrikanten beschäftigten 1812 noch 3000 Menschen. Die Zirkelschmiede sind von 110 auf 60 Meister vermindert. Ehemals waren 224 Rothgießer und Verlagsmeister mit 160 Gesellen und 90 Lehrjungen stark beschäftigt; jetzt sind zwar noch 180 Meister vorhanden; aber sie arbeiten nur mit 112 Gesellen und 18 Jungen. Als Bein-, Horn- und Holzdrechsler arbeiteten noch vor 25 Jahren 160 Meister mit 90 Gesellen, vor 12 Jahren noch 130 Meister mit 56 Gesellen, jetzt 86 Meister mit 25 Ge-

sellen. Kammmacher waren damals 126 jetzt 80 Meister. Flaschnermeister waren vor 25 Jahren 40 mit vielen Gesellen und Jungen; jetzt zwar noch eben so viel Meister, aber mit wenigen oder keinen Gesellen. Zu den wohlthätigen Anstalten der Stadt gehören: das Almosenamt zur Versorgung Vieler, zur Unterstützung der Armen angelegten Stiftungen, das Findelhaus, das Zucht- und Arbeitshaus, 10 Hospitäler, 4 Siechenhauser, Waisenhaus, Hospital für Kranke mit ansteckender Krankheit, und eins für venerische Kranke, allgemeines Krankenhaus, Kindbetterinnenhaus, Heilungsanstalt für arme Augenkranke (durch Wohlthätigkeit und königliche Beiträge gegründet und erhalten) ꝛc. Das Gesammtvermögen der wohlthätigen Stiftungen beträgt 4.214.668 Gulden 48½ Kreuzer. Merkwürdig sind die vortrefflichen Feueranstalten; die Brandassecurationsgesellschaft seit 1782, bei der 1811 das Assecuranzcapital 23.407.625 Gulden betrug ꝛc. Der Stadt Nürnberg, deren Name wahrscheinlich seinen Ursprung von Norikerberg hat, auf dem sich ihre ersten Bewohner, die aus Noricum kamen, vielleicht schon im 9ten Jahrhunderte anbauten, war einst eine freie Reichsstadt im fränkischen Kreise, die ein Gebiet von 32 Quadratmeilen besaß, das unter die Pflegämter Altdorf, Engelthal, Hersbruck, Lauf, Velden, Gräfenberg, Bezenstein, Reicheneck, Hohenstein, Hilpoltstein, Hauseck und Stierberg vertheilt war, und außerhalb der Stadt an 40.000 Einwohner zählte. Aber auch außerhalb dieses Gebiets hatte Nürnberg viele Dorfschaften, Höfe und Unterthanen in den Fürstenthümern Ansbach, Bamberg, Baireuth, Oberpfalz ꝛc. die über die Hälfte derer betrugen, die innerhalb des Gebiets wohnten, und über welche die Stadt die Landeshoheit, Bezug von Steuern ꝛc. behauptete, die aber neuerlich von den umliegenden Fürsten nicht mehr geachtet wurde, da namentlich Preußen 1796 an 8000 dieser Unterthanen und ¾ des eigentlichen Gebiets sich zueignete, wie Baiern schon gethan hatte. Die Verfassung der Stadt war seit dem 14ten Jahrhunderte größtentheils aristokratisch; doch wählte man zu den schon vorhandenen Senatoren aus den erhabenen Geschlechtern 8 Rathsherren aus eben so viel Handwerkern, zog einen derselben zur Direktion der Finanzen, versammelte bei den wichtigsten Angelegenheiten den Ausschuß der Bürgerschaft (die Genannten), und that in keiner bedeutenden Sache einen Schritt, ohne den Beirath der von dem Rath größtheils aus dem Bürgerstand ernannten Consulenten. Aber der Adelsgeist, der sich seit dem Anfang des 16ten Jahrhunderts auch in Nürnberg verbreitete, störte die durch jene musterhafte Einrichtung entstandene Ordnung; die Patricierfamilien legten größeres Gewicht auf ihre adeliche Abkunft, als auf ihre bürgerlichen Würden, und enthielten sich allmälig der bürgerlichen Gewerbe, wodurch nicht nur Trennung des bisher gemeinschaftlichen Interesse, sondern auch gegenseitiges Mißtrauen und daher Verfall des Staats entstand. Der 30jährige und die folgenden Reichskriege vermehrten die selbst Nürnbergs Bürgern lange Zeit unbekannten Staatsschulden, und die Auflagen wurden immer erhöht. Im 7jährigen Kriege mußte Nürnberg zu dem einfachen Römer-Monat 828 Gulden oder beinahe den ganzen Anschlag eines Kurfürsten bezahlen. Noch beträchtlicher war der Aufwand, wenn die 15—1800 Mann Truppen im Felde standen. Nach langen Bemühungen erhielt man endlich 1788 eine Mäßigung auf 640 Gulden und das Versprechen einer größern Erleichterung, wenn das Unvermögen vor einer Untersuchungscommission rein deducirt würde. Die Vergleichshandlungen, die aus Veranlassung der vom größern Rath beim kaiserlichen Reichshofrath geführten Beschwerden zwischen jenem und dem kleinern Rathe gepflogen wurden, hatten die Errichtung eines Grundvertrags zu Folge, durch welchen 1794 ein gemeinschaftliches Oekonomieverbesserungs- und Rechnungsrevisions-Collegium gestiftet, das Verhältniß des größern Rathes zu dem klei-

nern genauer bestimmt und die Grundlage der Finanzverbesserung gelegt wurde. Die jährlichen Einkünfte der Stadt betrugen 1 Million Gulden, die mit 4 Procent zu Capital gerechnet, 25 Million ausmachen; und die Schulden 1808 9.923.580 und die rückständigen Zinsen 2.292.520 Gulden. Das Schuldenwesen ist 1819 von der zweiten Kammer der Stände übernommen worden. Das Stadtwappen hat in der einen Hälfte einen halben schwarzen Adler in goldnem Felde, die andre ist von Roth und Silber sechsmal schrägrechts gestreift. Außer diesem führt die Stadt noch 2 Wapen, eine goldne gekrönte Harpye im blauen Felde (eigentlich das Wapen des Schlosses) und einen schwarzen Adler in goldnem Felde. Wenn die 3 Schilder zugleich ausgedruckt werden, z. B. in Medaillen, so steht der schwarze Adler oben, unter demselben zur Rechten die Harpye, und zur Linken der getheilte erste Schild. — Bei den großen Umänderungen in Deutschland behielt Nürnberg nach dem Hauptschluß der Reichsdeputation 1784 seine Existenz als Reichsstadt, und wie die übrigen Reichsstädte die Versicherung der Neutralität. Aber durch den presburger Frieden 1805 verlor es seine Selbstständigkeit und wurde dem König von Baiern übergeben. Seit 1808 war sie die Hauptstadt des Pegnitzkreises, der aber 1810 zu dem Rezatkreise gezogen wurde. Das Burggrafthum Nürnberg soll vom Kaiser Heinrich IV. 1060 errichtet und dem Grafen von Coburg übertragen worden seyn; der erste gewisse Burggraf, Gottfried von Hohenlohe, kommt aber erst in einer Urkunde von 1139 vor. Es bestand unter Haltung des Landgerichts im Namen des Kaisers; nach brandenburgischer Angabe gehörte auch ein Land mit landesherrlichen Rechten dazu. Dieses Burggrafthum kam an die Grafen von Zollern, von welchen die Könige von Preußen herstammen, die noch jetzt den Titel Burggrafen von Nürnberg führen. Als der Burggraf Friedrich VI. im 15ten Jahrhunderte unter Kaiser Sigismunds Regierung die Kur Brandenburg erhielt, und zu deren Behauptung viel Geld brauchte, so verkaufte er mit Bewilligung des Kaisers an die Stadt Nürnberg 1427 die von Herzog Ludwig von Baiern abgebrannte Burg, die Wälder St. Laurentius und Sebald, die Wage, seine Gefälle in der Stadt, $\frac{2}{3}$ des Schulzenamtes und einige Dörfer für 240.000 Goldgülden, wobei aber keines von den burggräflichen Rechten in und außer der Stadt, z. B. die geistlichen und weltlichen Lehen, das Landgericht, die Wildbahn, das Geläute außer der Stadt ꝛc. begriffen waren. Darüber entstanden später große Irrungen zwischen den Burggrafen und der Stadt Nürnberg die in dem durch Dietrich v. Haras im Namen Herzogs Albrecht von Sachsen 1496 bewirkten Vertrag nicht hinlänglich beigelegt wurden.

Nuß heißt im weitern Sinne jeder Samenkern, der in einer harten Schale eingeschlossen ist. Besonders wird aber die Steinfrucht des Wallnußbaumes (Juglans regia) und die kleinere Frucht der Haselnußstaude (Corylus avellana) so genannt. Es treiben mehrere Länder, vornehmlich mit den Wallnüssen, wovon es verschiedene Arten gibt, ein starker Handel, z. B. Mähren, Böhmen, die Wallachei, Frankreich, Spanien und Italien. Aus den Kernen preßt man ein Oel, das wegen seiner austrockenden Eigenschaft gut zum Malen ist und wegen seines Wohlgeschmacks auch zum Verspeisen gebraucht wird. Ausserdem kennt man noch folgende Nüsse: Stachel- oder Wassernüssen der Trapa natans, mit stachliger Schale und mehligem Kern, Erdnüsse, die knolligen Wurzeln des Bunimium Bulbocastanum, einer Grasart. Zirbelnüsse, die öligten Früchte der Pinus Pinea; Muskatnüsse, die gewürzhaft öligen Kerne von der Frucht des Muskatnußbaumes, Myristica; Pumpernüsse, die Früchte der Staphylea, eines Strauches, der als Zierpflanze in unsern Gärten wächst (Kokusnüsse).

Nutka-Sund oder Nootka, spanisch Santa Cruz de Nutka oder Puerto de S. Lorenzo, auch König Georgs-Sund, Friendly-Cove, im Lande Yukuatl, 251° 2′ 59″ O. L. 49° 35′ 15″ B. Bai auf der Nordwestküste Nordamerikas, bei der Insel Quadra Vankouver, mit vielen Seeottern längs der Küste; des Spaniers de Fuka vermeinte Einfahrt im Jahr 1592. Die deswegen im Jahr 1790 zwischen Spanien und England entstandenen Streitigkeiten endigten sich zum Vortheil der letztern Krone, die aber neuerlich ihre Niederlassung aufgehoben hat. Die Bai wird jetzt häufig von Nordamerikanern und Sandwichinsulanern besucht.

Nutznießung, s. Nießbrauch.

Nymphen (naturh.), s. Insekten.

Nymphen, Mittelwesen zwischen den Göttern und Menschen, welche die dichterische Phantasie des Griechen schuf, und damit die ganze Natur belebte. Der rohe, aber mit einer feurigen Einbildungskraft begabte Grieche sah in der ganzen Natur um sich her Leben und Thätigkeit. Der Baum wuchs, blühete, trug Früchte, die Pflanzen und Gräser sproßten, die Quellen und Bäche rieselten, das Meer brauste, die Flüsse strömten in ihren Betten unaufhaltsam hin, kurz überall war Leben, Bewegung und Thätigkeit: was war natürlicher, als daß er da, wo er die Wirkungen lebendiger Wesen zu erblicken glaubte, auch diese selbst, als die Ursachen, annahm? Sie waren nicht von dem hohen Wesen der Götter, sondern diese wirkten durch sie in der Natur; doch waren sie vollkommner als Sterbliche, und hatten einen ätherischen, unsichtbaren Körper. Die Art, wie sie Wachsthum, Leben und Bewegung in der organischen und unorganischen Natur hervorbrachten, war dem Sterblichen ein Wunder, das er nicht begreifen konnte. Gleich den Göttern genossen sie Ambrosia und Nektar, erfreueten sich mit ihnen froher Tänze, wurden der Umarmungen des Silenus und Hermes gewürdigt und konnten sich sichtbar und unsichtbar machen. Aber sie mußten doch sterben, wie die Menschen, nur daß ihre Lebensdauer ungleich länger währte. Hesiodus sagt: neunmal länger als der Mensch lebt die Krähe, viermal länger als die Krähe der Hirsch, dreimal länger als dieser der Rabe, neunmal länger als Raben der Phönix und zehnmal länger als dieser die Nymphen. — Es gab eine ungeheure Menge Arten von Nymphen: Ephydriaden, Wassernymphen, Dryaden, Hamadryaden, Baumnymphen, Oreaden oder Oreftiaden, Bergnymphen, Leimoniaden, Wiesennymphen, Napäen oder Auloniaden, Hainnymphen, Nereiden und Oceaniden, Meernymphen, Najaden, Quellnymphen, Limnalen, Steennymphen, Potamiden, Flußnymphen u. s. w. Die meisten Gegenstände in der Natur, Bäume, Blumen, Pflanzen, Bäche, Quellen, Flüsse dankten ihnen ihre Entstehung, Bildung und Erhaltung, und so entstand auch die Idee, daß sie Menschen, ja selbst Gottheiten erzögen. So wurden der junge Bacchus, Aeneas und sogar Jupiter von Nymphen erzogen. Selbst die Musen zählte man mit zu den Nymphen. Von den Gegenden, wo sie sich vorzüglich aufhielten, hießen sie z. B. Anigrides, die Nymphen des Flusses Anigro in Elis, Cithäronides vom Berge Cithäron in Böotien, Coryciden oder Coryciä, von der coryciischen Höhle am Fuße des Parnassus, Dodonides, Dodoniä oder Dodoniná von Dodona in Epirus; Nyseides, welche den Bacchus auf dem Berge Nysa erzogen u. a. m. Ueber ihre Entstehung hatte man verschiedene Sagen, besonders von einzelnen Klassen der Nymphen. Gemeiniglich werden sie Töchter des Oceanus genannt. Alcäus giebt sie alle für Töchter des Jupiter aus. Eben so werden auch die Nymphen, welche dem Herkules sagten, wie er den Nereus fesseln und von ihm den Wohnsitz der Hesperiden erfahren könnte, von Apollodor Töchter des Zeus und der Themis genannt, und Homer nennt die Najaden und die Oreaden

Töchter des Aegiserschütterers Zeus. Die Nymphen Mellä entstanden nach Hesiodus aus den Blutstropfen des entmannten Uranus. — Man verehrte die Nymphen an mehrern Orten, und opferte ihnen Milch, Oel, Honig und Lämmer. Die ihnen zu Ehren gefeierten Feste hießen Nymphäen. So wurde ihnen und dem Apollo und Neptun gemeinschaftlich auf dem Berge Triopus von mehrern dorischen Städten ein Fest gefeiert. Man bildete sie in jugendlicher Schönheit, leicht, oder auch nur halb bekleidet, bald mit den Faunen tanzend, bald in der Gesellschaft der Aphrodite oder Artemis, welche letztere sich aus den Oceaniden Begleiterinnen gewählt hatte; die Wassernymphen aber bildete man insbesondere mit Wasserkrügen oder Urnen auf den Köpfen.

Nymphenburg, s. München.

Nystadt, Nieſtädt, eine 1617 gegründete Seestadt im russ. Gouv. Finnland am bothnischen Meerbusen mit 1760 Bewohnern, einem Hafen, Fabriken in Leinen und Wolle, so wie ansehnlichem Handel. Sie ist berühmt wegen des hier zwischen Rußland und Schweden 1721 abgeschlossenen Friedens (s. d. Art. Friedensschlüsse).

O, der 14te Buchstabe des A B C, wird unter andern zu folgenden Abkürzungen gebraucht: o (auch od.) heißt oder; a. a. O., am angeführten Orte; Okt., Oktober, bisweilen auch Oktav; (in Bücherverzeichnissen wird die Achtelform mit 8. und in großer Form mit gr. 8. bezeichnet); ord. heißt ordinarius oder ordinär; auf alten franz. Münzen bedeutet O den Münzort Riom, wo aber jetzt kein Geld mehr geprägt wird; vor irländ. Namen bedeutet es so viel als unser adliches von; die Scheidekünstler bezeichnen den Alaun mit O, und drei kleine o, also so gestellt $_{o}^{o}{}_{o}$, bedeuten Oel. Les O de Noel heißen im Französischen die neun Weihnachtsgesänge, welche mit O anfangen und in der Kirche 9 Tage vor Weihnachten gesungen werden. Der Buchstabe O ist auch die italiänischen Partikel oder, daher findet man oft z. B. Violino o Flauto, Violine oder Flöte. (In d. Tonk.) O, als lateinischer Versalbuchstabe, der ehedem entweder in der Form eines Zirkels oder als zwei von einander abgesonderte Halbzirkel, nämlich ( ) zu Anfange eines Tonstückes nach dem Schlüssel gesetzt wurde, bezeichnet das sogenannte Tempus perfectum oder den aus drei Semibreven bestehenden Takt, wobei die Brevis auch ohne Punkt drei Semibreven galt. Oft wurde diesem Versalbuchstaben oder Zirkel in der Mitte auch einen Punkt hinzugefügt oder der ganze Zirkel mit einer Linie durchschnitten. Das Tempus imperfectum, welches unserm Zweizweitel Takte entspricht und in welchem die Brevis nur zwei Semibreven galt, wurde zum Unterschiede des vorhergehenden mit einem halben Zirkel, der seine Oeffnung entweder nach der rechten oder nach der linken Seite kehrte, [nämlich mit) oder (] bezeichnet.

Oasen. So nannte man diejenigen bewohnten Plätze, welche neben Mittelegypten hinter den libyschen Gebirgen lagen und rund umher mit Wüsten umgeben waren. Ptolemäus führt zwei, Strabo aber mehrere solche Plätze an, von denen jedoch, wie er sagt, nur drei die Oberherrschaft von Egypten anerkannten. Sie waren mit Wasser, Wein und allen andern Bedürfnissen ziemlich versehen. Die erste, Oasis magna, lag, nach ihm, 7 Tagreisen von Abydus; nach Herodot aber, der sie von Samiern, aus dem äschrionischen Stamme, bevölkert werden und von den Griechen die Insel der Glückseligen benennen läßt, war sie 7 Tagereisen von Theben entfernt. Die zweite, Oasis parva, lag in der Gegend des Sees Möris. Die dritte, Oasis minor, befand sich neben dem Orakel des Jupiter Ammon. Die Römer brauchten diese Plätze als Verbannungsörter.

Obduktion heißt Leichenöffnung, und in der gerichtlichen Arzneikunde die Besichtigung eines nicht natürlichen Todes Verstorbenen durch die gerichtlichen Aerzte und Wundärzte, um in einem Gutachten ein Urtheil über die Todesart zu fällen. (S. Visum repertum.)

Obediencier, ein Geistlicher, der einer Kapelle oder Pfründe im Namen eines Klosters vorsteht und den Lohn seiner Mühe dem Kloster, zu welchem er gehört, überlassen muß; auch Obedientiarius genannt.

Obedienz, überhaupt Gehorsam; 2) jedes Amt, welches die Mönche auf Befehl ihrer Obern unentgeltlich verwalten müssen; 3) die fixe Besol-

dung der Domherren, welche ihnen aus liegenden Gründen angewiesen wird und eine Pfründe ist, die sie noch außer dem, mit ihrem besondern Amte verbundenen Einkommen erhalten.

Obeliscus, eine hohe, vierseitige, gegen die Spitze zu schmäler werdende Säule von Stein, welche sich ganz oben in eine kleine Pyramide endigt. Diese Säulen sind eine alte Erfindung der Egypter, und haben ein sehr hohes Alter. Es gab deren in Egypten eine große Menge, und von der Küste an bis zur äthiopischen Gränze ist fast keine Gegend, wo man nicht Obelisken gefunden hätte. Der erste alte Schriftsteller, welcher der Obelisken erwähnt, ist Herodot. Vor dem Tempel des Pytha zu Heliopolis, sagt er, ließ Sesostris 2 ungeheure Steine errichten, und Pheron, der Sohn des Sesostris, widmete zwei Obelisken (ὀβέλους) der Sonne, welche 100 Fuß hoch und 8 egyptische Ellen breit waren. Für den ersten Errichter von Obelisken hält er den König Mitres oder Mestres, der Theben beherrschte, giebt aber weder sein Zeitalter an, noch kommt dieser König bei Herodot und Diodor vor. Nach ihm ließ einer seiner Nachfolger vier Obelisken von 48 Ellen Höhe und Ramises (Rhampsinit) einen von 40 Ellen errichten. Als dieser König seine Residenz nach Heliopolis verlegt hatte, so stellte er hier einen Obelisken auf, der 99 Fuß hoch und auf jeder Seite 4 Ellen breit war; 20.000 oder 120,000 Menschen sollen zum Fortschaffen und zur Aufstellung gebraucht worden seyn. Noch nennt er einen König Smarres und einen andern Graphius (vielleicht Apris), die zwei Obelisken von 48 Ellen Höhe ohne Hieroglyphen aufrichten ließen. Den glatten 80 Ellen hohen Obelisken, dessen Urheber Nectabis sei, habe Ptolemäus Philadelphus zu Alexandrien aufgestellt, welches sehr viel Arbeit kostete. Noch soll der König Nectanebus sechs Obelisken von gleicher Größe haben aushauen lassen. Von den zwei Obelisken am Hafen von Alexandrien, von 42 Ellen Höhe, war Mestres der Urheber. Der Obelisk, den Augustus im Circus maximus zu Rom aufstellen ließ, war vom Könige Semneserteus, zur Zeit des Pythagoras, errichtet worden; er ist ohne das Fußgestell 125 Fuß hoch. Den Obelisk auf dem Marsfelde hat Sesostris aushauen lassen. Die meisten Obelisken sind von ungeheurer Höhe von 50 bis 150 und mehrere Fuß und dennoch aus einem einzigen Steine gehauen meistens aus röthlichem Granit, einige wenige aber auch aus weißem Marmor. Unten, wo sie aufstehen, nehmen sie gewöhnlich einen Raum von 4 bis 12 und oft noch mehr Fuß ins Gevierte ein. Gemeiniglich sind sie mit Hieroglyphen geziert, die vertieft (oft 2 Zoll tief) ausgearbeitet und meistens Felder- oder Etagenweise eingetheilt sind, bisweilen sind sie auch mit verschiedenen Farben angestrichen. Einige Obelisken sieht man auch ganz glatt und ohne Hieroglyphen. Vielleicht sind diese aus spätern Zeiten, wo die Kenntniß der Hieroglyphen verloren gegangen war. Der Fuß des Obelisken steht auf einem einfachen viereckigen Postament, das gemeiniglich 2 — 3 Fuß breiter ist, als der Obelisk selbst, und eine Aushöhlung hat, in welcher er ruhet. Von ihrer Entstehung läßt sich nichts Gewisses sagen. Vielleicht kam man von ungefähr auf die Erfindung, indem bei Sprengung der Felsen sehr große Steinstücke gewonnen wurden, welche die Gestalt einer solchen Spitzsäule hatten. Vielleicht kam man auf den Gedanken, Obelisken aufzurichten, durch die ältesten Götterbilder, welche nichts anders als pyramidenförmige Steine waren. So war das uralte Bild der Venus zu Paphos eine Pyramide aus weißem Marmor. Daß sie zu Sonnenzeigern bestimmt gewesen wären, ist nicht sehr wahrscheinlich, weil die obere Spitze derselben keinen scharfen Schatten wirft. So viel ist gewiß, daß die Obelisken bei den alten Egyptern eine vorzügliche Zierrath der großen Plätze vor den Tempeln ausmachten, vor deren Haupteingange gemeiniglich einige standen. Die römischen Kaiser

schafften mehrere Obelisken aus Egypten nach Rom. August z. B. ließ zwei große Obelisken aus Heliopolis nach Rom bringen. Der eine machte den Sonnenzeiger der ungeheuren Sonnenuhr aus, welche August durch den Astronom Manilius auf dem Marsfelde hatte anlegen lassen. Zu diesem Behuf war oben auf die Spitze eine Kugel gesetzt worden. Der andere stand auf der Spina im Circus maximus, und soll eben derjenige seyn, den der König Semneserteus, nach Plinius, errichtet hatte. Bei der Verheerung Roms in den Zeiten der Völkerwanderung wurde er umgerissen, und blieb viele Jahrhunderte lang in drei Stücke zerbrochen unterm Schutte liegen, bis ihn Papst Sixtus V. im Jahr 1589 durch den Baumeister Domenico Fontana wieder ergänzen und bei der Kirche Madonna del Populo aufrichten ließ. Claudius soll die zwei Obelisken aus Egypten haben bringen lassen, welche vor dem Eingange des Mausoleums des August standen. Den größten Obelisk in Rom ließ Kaiser Constantin dahin bringen, wo er im großen Circus aufgestellt wurde. Im 5ten Jahrhundert wurde er auch von den Barbaren umgeworfen, und lag von der Zeit an, in drei Stücke zerbrochen, unter dem Schutt vergraben, bis ihn Sixtus V. im Jahr 1588 auf dem Platze vor der Johanniskirche vom Lateran wieder aufrichten ließ. Das Gewicht beträgt über 13 Centner; die Höhe, ohne das Fußgestell, 140 Fuß, mit demselben 179 Fuß. Zu Katana in Sicilien trifft man auch noch Bruchstücke von zwei egyptischen Obelisken an, wovon der eine wieder aufgerichtet ist; wahrscheinlich waren sie auch von den Römern dahin gebracht worden. Zu Constantinopel findet man auch auf dem alten Hippodromus einen Obelisken. Stieglitz Encyclopädie d. Bauk. Art. Obelisk; Siebenkees Handb. d. Arch. S. 156. ꝛc. Egyptens Merkwürdigk. II. S. 191 ꝛc.

Obereit (Jak. Hermann), geb. den 15. Dez. 1725 zu Arbon am Bodensee in der Schweiz. 1740 ward er einem geschickten Wundarzt in die Lehre gegeben, bei dem er nebst einigen praktischen Kenntnißen auch einige theoretische sich eigen machte. Hierauf ging er nach Halle, wo er sich der Arzneikunde und Philosophie widmete, und begab sich 1747 nach Berlin, um sich dort in der praktischen Wundarzneikunde und Geburtshülfe zu vervollkommnen; hierauf ward er 1750 in Lindau als ausübender Arzt und Wundarzt angestellt. Sein Ruf und die Bekanntmachung seiner neugegründeten Betrachtungen über einige chirurgische Materien (Lind. 1757) erregten Neid bei seinen Berufsbrüdern; dies und Unglück verleidete ihm die ärztliche Praxis; er gab sie auf und wandte sich ganz zur Philosophie, Theologie, Chemie und Poesie; studirte die philosophischen Systeme der Alten und Neuen; und sein Hang zur Schwärmerei führte ihn zum Mysticismus. Seine Disquisitio de universali methodo medendi concordiativa erwarb ihm die Ehre, von der baierischen Akademie aufgenommen, und von Wieland, der damals Kanzler von Biberach war, zum Doktor der Philosophie ernannt zu werden. 1775 schrieb er eine Schrift: Vertheidigung der Mystik und des Einsiedlerlebens, gegen Zimmermann. In den J. 1776—80 gab er mehrere Werke mystisch-philosophischen Inhalts heraus. Bald darauf ging er auf die Einladung des Bruders von Lavater, der Arzt und Chemiker war, und der ihm sein Laboratorium zum Gebrauche überließ, nach Zürich. Während seinem jährigen Aufenthalte daselbst schrieb er ein ausführliches Werk gegen Zimmermann, unter dem Titel: die Einsamkeit der Weltüberwinder, erwogen von einem lakon. Philanthropen Dieser Schrift verdankte Obereit vorzüglich seinen Namen, und sie veranlaßte Zimmermann, sein größeres Werk über die Einsamkeit zu verlassen. 1782 ging Obereit zu seinem Bruder nach Dresden. Hier schrieb er: Die Natur und die Heiden über Steinbart, und wollte eine religiöse Verbindung stiften. Nachdem er Hannover besucht und 2 Jahre in der Lausitz gelebt hatte, ging er nach Leipzig

und Weimar, wo Wieland und Andre ihn freundlichst aufnahmen. Damals gab er gegen Zimmermann seine Supplik an die philosophischen Damen heraus; er bediente sich in ihr die Waffen der Satyre gegen seinen Gegner, aber ohne Wirkung. Von Weimar begab er sich nach Jena und lebte dort in beschränkten Verhältnissen. Auf eine Beschuldigung in der berliner Monatsschrift, er befördere den Jesuitismus, antwortete er dort. Endlich berief ihn der Herzog von Meiningen 1786 zu sich; er lebte dort in glücklichen Umständen bis 1791, und verfertigte mehrere Werke. Mit einer Pension kehrte er nach Jena zurück, legte sich die letzte Zeit seines Lebens mit Eifer auf die kantische Philosophie, und starb den 2. Febr. 1798.

Oberhaus (Haus der Lords), s. England.

Oberlin (Jeremias Jakob), Professor und Bibliothekar zu Straßburg Korrespondent des französischen Instituts, Mitglied des Straßburger Stadtraths, geb. daselbst den 7. Aug. 1735, bezog dort 1750 die Universität, und vertheidigte 7 Jahre darauf eine philosophische Dissertation in lat. Sprache über die Sitte der Alten, die Todten zu bestatten. Nachdem er den philosophischen und philologischen Cursus vollendet hatte, hörte er 3 Jahre hindurch theologische Vorlesungen und widmete sich vorzüglich dem Studium der Philologie und Archäologie, in so weit sie Bezug auf die Theologie haben. Als Kennikot durch ganz Europa die Varianten des hebräischen Textes des alt. Test. sammeln ließ, verglich Ob. die 4 Manuskripte in der Straßburger Universitätsbibliothek, und theilte die aufgefundenen verschiedenen Lesarten in seiner Miscella argentoratensia mit. Nach Vollendung seines theologischen Studiums waren hauptsächlich die alten u. neuern Sprachen, Literatur, Denkmäler des Alterthums und die Diplomatik die Gegenstände seines angestrengten Fleißes. Er umfaßte nicht allein die schönen Zeiten der alten klassischen Literatur, sondern auch die des Mittelalters, und seine Forschungen hierüber lieferten wichtige Resultate für die Geschichte, Sprache und Literatur jener Zeiten. Seine vielfachen und erfolgreichen Arbeiten erwarben ihm im Vaterlande wie im Auslande den Ruf eines der bewandertsten Gelehrten in den genannten Fächern. Oberlin st. den 10. Okt. 1806 zu Straßburg. Seine Hauptwerke sind: 1 Ovidii Nasonis Tristium libr. IV. ex Ponto libr. 4. et ibis, lectionis varietatem, eruditorum conjecturas et clavem adjecit J. J. Ob. (Argent. 1776—1778); Vibuis Sequester de fluminibus, fontibus, lacubus, nemoribus, paludibus. montibus, gentibus, quorum apud poetas mentio etc, (Argent. 1778). Quinti Hora. Flacci carmina (Argent. 1788); Miscella Argentoratensia (1770); Museum Schoepflini; Orbis antiqui monumentis suis illustrati prodromus; Artis diplomaticae primae liniae (Argent. 1788); Literarum omnis aevi fata tabulis synopticis exposita. 1789. Oberlin war auch der Erste, welcher einen Entwurf der Statistik des ehemaligen Elsaß versuchte. Ferner gab er heraus. Essai sur le patois lorrain du Comte du Ban de la Roche. Straßb. 1775; auch ließ er Joh. Georg. Scherz's Glossarium der deutschen Sprache im Mittelalter, durch ihn vermehrt und verbessert, wieder drucken. Ueberdies schrieb er noch viele andere Werke und Dissertationen, welche seine Talente und tiefe Gelehrsamkeit bekunden. Erwähnt verdient noch zu werden seine Alsatia literata, zu der ihm Schöpflin viele Materialien lieferte, und deren zwei 1sten Bände 1781—86 herauskamen.

Oberschlächtig, oberschlägig, heißt ein Wasser- oder Mühlenrad, welches durch die Schwere des von oben auf dasselbe fallenden Wassers umgetrieben wird, zum Unterschiede von einem unterschlächtigen, welches der Stoß des unter demselben fließenden Wassers in Bewegung setzt.

Object, Objectum, Gegenstand. Dies Wort logisch (d. i. so, daß man darunter etwas die Gesetze des bloßen Denkens überhaupt Betreffendes

versteht) genommen, bedeutet: alles, sogar jede Vorstellung, dessen man sich bewußt. Man kann es auch den logischen Gegenstand, oder das Denkbare nennen, denn ich kann nicht denken, ohne etwas zu denken, und dieses etwas ist mein Gegenstand, oder das, was ich denke. Man kann dieses Wort aber auch in metaphysischer Bedeutung (d. i. so, daß man darunter etwas das Erkennen Betreffendes versteht) nehmen. Man denke sich z. B. eine brennende Kerze, so ist der Gegenstand dieses Gedankens, in logischer Bedeutung, der Inhalt desselben, oder das, was ich denke, die brennende Kerze, in meinen Gedanken. Aber der Gegenstand in metaphysischer Bedeutung ist etwas außer meinen Gedanken, was da macht, daß mein Gedanke nicht blos Gedanke, sondern Erkenntniß ist, d. h. daß noch Etwas außer meinen Gedanken ist, was in diesem Gedanken gedacht wird, so daß mein Gedanken mit Etwas verglichen werden und mit ihm übereinstimmend befunden werden, d. i. Wahrheit enthalten kann. Nun kann der Gegenstand, in dieser metaphysischen Bedeutung, wieder ein Gedanke seyn, über den ich nachdenke. Z. B. ich will untersuchen, ob es moralisch gleichgültige Handlungen gebe oder nicht, so betrifft diese Untersuchung die Abhängigkeit der Handlungen von einem Begriff, nehmlich dem der moralischen gleichgültigkeit, und dieser Begriff ist dann der Gegenstand meiner Untersuchung. Allein, wenn auch ein Gedanke sich immer wieder auf einen andern bezöge, der sein Gegenstand wäre, so würde ich doch, wenn es nicht ein bloßes Spiel der Gedanken seyn und bleiben sollte, nach Etwas fragen, was nicht mehr Gedanke ist, und worauf sich alle meine Gedanken bezögen, so daß dasselbe durch sie vorgestellt oder gedacht würde, und dieses Etwas ist nun die Anschauung. In allem unsern Denken haben wir es aber nur mit dem Mannigfaltigen unserer eigenen Vorstellungen zu thun, da selbst die Anschauungen blos unsere sinnlichen Vorstellungen sind. Daher kann nun der Gegenstand (jenes x, was unsern Vorstellungen correspondirt) nichts anders seyn, weil er doch etwas von unsern Vorstellungen seyn soll, wir aber doch zum Erkennen nichts anders als Vorstellungen haben können, als die formale Einheit des Bewußtseyns in der Synthesis des Mannigfaltigen der Vorstellungen. — Object der praktischen Erkenntniß. Ein Object, Gegenstand, die Materie des Begehrungsvermögens, ist ein Gegenstand, dessen Wirklichkeit begehret wird. Man kann bei dem Begehren zweierlei unterscheiden, erstlich das, was begehret wird, und zweitens, warum oder wozu es begehret wird. Das erste ist der Gegenstand, das zweite der Grund des Begehrens.

Objectiv, objectivum, objectiv. Bei jeder Erkenntniß kann man unterscheiden das Subject, welches erkennet, und das Object oder den Gegenstand, welcher erkannt wird. Daher heißt das bei einer Erkenntniß objectiv, was im Gegenstande oder dem Object liegt, was aber im Subject liegt, oder in dem Erkennenden, heißt subjectiv. Diese Wörter haben nun eine transscendentale und eine empirische Bedeutung. Es kann nehmlich in der Erfahrung etwas objectiv, und doch seinem Ursprunge nach subjectiv seyn. Objectiv heißt also die Erkenntniß desjenigen, was am Gegenstande (nicht im erkennenden Subject) ist (C. 819.). In transscendentaler Bedeutung ist eigentlich alles, was in unsern Sinnen ist, Anschauung was im äußern und innern Sinn und Empfindung, und was im Verstande ist, Begriff und Idee, subjectiv, oder etwas in dem, der da anschauet, empfindet und denkt; und wir sind bloß durch die Beschaffenheit unsers Erkenntnißvermögens im Stande, uns vorzustellen, daß es auch noch etwas Objectives geben müsse, das unsern unwillkührlichen, nicht von uns abhängenden, Anschauungen und Empfindungen correspondirt. Die Wahrnehmungsurtheile haben blos empirische Subjectivität, die Erfahrungsurtheile hingegen haben empirische

Objectivität. Die Kategorien sind in transscendentaler Bedeutung subjective Bedingungen des Denkens, d. i. solche, die in der Beschaffenheit des menschlichen Verstandes ihren Grund haben; aber sie haben objective Gültigkeit oder Realität zum empirischen Gebrauche, d. i. sie sind Bedingungen der Möglichkeit aller Erkenntniß der Erfahrungsgegenstände, so daß es keinen Erfahrungsgegenstand geben kann, der nicht eine größere Beschaffenheit, Verhältniß, Ursache u. s. w. hätte. In dieser verschiedenen Bedeutung heißt es auch von der Einheit des Bewußtseyns, sie sei subjectiv, nehmlich in transscendentaler, und objectiv, nehmlich in empirischer Bedeutung. In der praktischen Philosophie wird das Wort objectiv eben so gebraucht. Jede moralische That ist objectiv (praktisch) nothwendig, heißt, es ist nicht möglich, daß sie nicht geschehe, unter der Idee einer Vernunft, die über alle subjective Bewegursachen völlige Gewalt hätte. Jedes vernünftige Wesen soll sie thun, als von seiner eigenen Vernunft geboten. Sie würde für Jemanden auch subjectiv nothwendig seyn, wenn eine blos in diesem Subject liegende Bewegursache machte, daß die Handlung für dasselbe Bedürfniß wäre, s. Bedürfniß. Objectiv heißt im Praktischen, was in der Vorstellung der reinen Vernunft liegt. Das gilt aber für jedes Wesen, was Vernunft hat; was aber diese Allgemeingültigkeit hat, ist eben darum auch praktisch nothwendig, d. i. das Gegentheil ist nach allgemeinen Gesetzen der Vernunft nicht möglich. Folglich wäre subjectiv nothwendig, in praktischer Bedeutung, ein sich widersprechender Begriff. Subjectiv heißt im Praktischen, was in der Vorstellung der durch oder doch wider empirische Bewegursachen bestimmten Vernunft liegt. Dies kann nun niemals moralisch-praktisch nothwendig seyn, denn das Moralisch-Praktisch-Nothwendige kann nur in der reinen Vernunft liegen. Alles Moralische ist also praktisch-objectiv; alles Sinnliche ist praktisch-subjectiv. Es giebt gewisse Begriffe, die in theoretischer Rücksicht keine objective Realität haben, aber wohl in praktischer Rücksicht. Das heißt, zur Erkenntniß der Gegenstände, die durch diese Begriffe gedacht werden, können sie nicht dienen; weil ihnen die Anschauung fehlt, die einem jeden Begriff erst die Gültigkeit giebt, daß er als ein solcher angenommen werden kann, durch den etwas Wirkliches und kein bloßes Hirngespinnst gedacht wird. Aber sie haben objective Realität in praktischer Rücksicht, d. i. jedes vernünftig-sinnliche Wesen soll so handeln, daß bei diesem Handeln entweder aller Zweck aus den Augen gesetzt werden muß, welches für vernünftige Wesen unmöglich ist; oder daß die Zwecke der handelnden Wesen ohne die reale Möglichkeit jener Begriffe, d. h. ohne die Wirklichkeit der durch sie vorgestellten Gegenstände, unmöglich seyn würden, in welchem Fall sie aber nicht Zwecke der vernünftigen sinnlichen Wesen seyn könnten.

Objectivität heißt Alles, was Gegenständlichkeit besitzt, was vorgestellt werden kann. Objectivität in den schönen Künsten setzt man der Subjectivität entgegen. Die erste ist die ästhetische Darstellung, welche alles, die äußre wie die innere Natur des Menschen, rein auffaßt, und eben so rein im Kunstprodukte wieder giebt; das aber, was in einem ästhetischen Produkt aus der Individualität des Künstlers herüberfloß, fällt unter den Begriff der Subjectivität.

Objektivglas, an den Fernröhren dasjenige Glas, welches man dem Körper, den man dadurch betrachten will, zurückkehrt. Dasselbe Glas heißt bei zusammengesetzten Mikroskopen Objektivlinse.

Oblaten, ein aus feinem Weizenmehle oder aus Stärke mit Wasser bereiteter, in dünnen Blättern ausgebackener Teig, der zum Siegeln der Briefe angewendet wird. Das Weizenmehl wird dazu mit Wasser zu einem lockern Teige gerührt, der Teig zwischen zwei messingene Platten ausgebreitet, die vorher mit Fett bestrichen waren. Die Platten, welche innen ent-

weder glatt oder gravirt sind, werden mittelst einer Zange zusammengepreßt, so gegen das Feuer gehalten und gebacken und aus der Form genommen. Siegeloblaten werden dann mit einem runden Eisen ausgestochen, und sollen sie farbig seyn, so wird ihr Teig vor dem Backen mit Zinnober, Berlinerblau u. s. f. gefärbt. Vorzüglich jedoch ist ihr Gebrauch beim Abendmahle statt des Brotes in der katholischen und lutherischen Kirche, und daher kommt wahrscheinlich ihr Name, weil das Abendmahlsbrot und der Wein in den ersten Jahrhunderten der christlichen Kirche von den Oblationen (freiwilligen Geschenken an Brot und andern Lebensmitteln), welche die Glieder der Gemeinden darbrachten, genommen wurde. (S. d. Art. Opfer).

Oblaten, zum Klosterleben bestimmte Personen; 2) Kirchen und Klöster dargestellten Opfer; 3) Frauenspersonen, welche ihre Güter einem gewissen Kloster schenken, um dafür lebenslänglich darinnen bleiben zu können. Sie nehmen an dem Gottesdienste und den klösterlichen Verrichtungen Theil, sind aber keine eigentlichen Nonnen; 4) eine Art Laien, besonders bei den Karthäusern, welche den Feldbau und alle andere Geschäftrn außer der Karthause besorgen. Sie bekommen den Brudernamen nicht, haben aber das Gelübde geleistet. Eine andere Art von Laienbrüdern, Donaten genannt, thun keine Gelübde und können von dem Kloster, von dem sie angenommen werden, ohne ihm etwas zuzubringen, auch wieder entlassen werden, wenn die Geistlichen mit ihnen nicht zufrieden sind.

Oblei, das mit einem Lehen verbundene Recht, einen Zuchtochsen oder Eber zu halten; 2) ein gewisses Geld, welches für den Gebrauch desselben bezahlt werden muß; 3) dasjenige, was einem geistlichen Stifte an Gütern oder jährlichen Gefällen geschenkt wird. Derjenige, welcher diese Güter verwaltet, heißt Obleischreiber oder Voigt.

Obligat, überhaupt verbindlich, pflichtig; 2) in der Tonk. eine solche Stimme, welche mit der Hauptstimme so verbunden ist, daß sie einen Theil der Melodie führt, und nicht blos wie die zur Ausfüllung dienende Mittelstimme, die nothwendigen zur vollen Harmonie gehörigen Töne spielt.

Obligation, s. Schuldschein.

Obligo. — In Obligo stehen heißt bei den Kaufleuten miteinander in einem Verhältniße sich befinden, was eine wechselseitige Verbindlichkeit begründet; z. B. durch reellen Vorschuß oder Credit, oder durch Wechselgeschäfte.

Oboe oder Hoboe (ital. Oboe, franz. Hautbois), ein Blasinstrument, das eine grade, aus mehrern Stücken zusammengesetzte und mit Löchern versehene Röhre bildet, die unten mit einem kleinen Trichter sich endigt, und oben ein vom Hauptstücke getrenntes, enges Mundstück aus Rohr hat. Es hat einen hellen und scharfen Ton und eine ziemliche Höhe und Tiefe, von dem einmal gestrichenen d bis zum 3mal gestrichenen d. Seines scharfen Klanges wegen fand es vorzüglich seine Anwendungbei der Feldmusik. Es erfordert eine geschickte Behandlung, damit die Töne nicht schreiend und kreischend werden, und überschnappen, was leicht der Fall ist; um diese Unanehmlichkeiten zu vermeiden, trägt vorzüglich ein gutes Mundstück bei. Obgleich die Clarinette die Oboe in mancher Hinsicht ersetzt, so kann doch weder sie noch ein anderes Instrument sie durchaus überflüssig machen; die Hoboe ist sowohl im Orchester wie im Concerte ein vielleistendes Instrument, und bildet eine Hauptfarbe im Colorite der Instrumentalmusik. Compositionen mit einem sanften, mehr ruhigen als stürmischen, mehr idyllischen als lyrischen Charakter passen für sie. Tenner in Nürnberg hat die ursprüngliche Hoboe verbessert und versah sie mit Klappen, und Fröhlich schrieb eine Musikschule für dies Instrument.

die Entwicklung seiner Ideen nicht den Grad von Aufklärung und Vollendung erlangt haben, welche sein Zeitalter auszeichnen. Diesem nach dürfte die Zahl der wirklichen Verfinsterer sehr klein werden, und vielleicht, sogar wahrscheinlich, waren die Männer, denen man diesen Vorwurf machte, eben so gut, und vielleicht aufrichtigere Aufklärer, als ihre Gegner, nur in ihrem Sinne, nach ihren Begriffen, die sie mit der Aufklärung verbanden. Ueberhaupt ist es ein harter, verwegner und leicht als inhuman und ungerecht sich bewährender Vorwurf, Jemanden des Obscurantismus zu beschuldigen, Jemanden anzuklagen: er erkenne die Wahrheit und verläugne sie, er wisse, daß sie und Bildung das höchste Gut des Menschen sey, und dennoch wälze er zwischen ihrem heiligen, die Geister belebenden Lichte und seinen Nebenmenschen dunkle Körper, um im Finstern das Handwerk des Taschendiebes zu treiben. Der wahre Obscurant ist verächtlich und dabei ein tollkühner Kämpfer, der mit Pygmäenhänden gegen einen Riesen in die Schranke tritt; er widerstreitet nicht Menschen, sondern Gott und die Natur; denn Vernunft und Wahrheit bilden das Reich Gottes hier auf Erden, ihre Stärke ist allmächtig, und Aufklärung, als das Streben und Suchen nach Wahrheit, ist ein zu fest gegründeter Trieb in der Menschennatur, als daß er sich ganz herausreißen oder lange unterdrücken ließe. Ueberdies beweißt es die Geschichte, daß die Bildung und Aufklärung unseres Geschlechts nicht von einzelnen Menschen abhänge. Ein höherer Genius waltet über sie, sie ist ein Werk des Schicksals, der Vorsehung, und der schwache Mensch will in die Speichen seines Rades greifen? er thue es, und lerne von seinen zerschmetterten Armen, und von dem Gange des auf der Bahn unverrückt fortrollenden Rades, daß Menschenkampf gegen Gotteskraft ein tollkühnes Wagniß ist. Das Ringen des Obscuranten wird stets das Ziel verfehlen, weil es vernunftwidrig und der menschliche geistige Organismus so geartet ist, daß er die von den Verfinstern in ihm abgesetzten Schlaken, aus dem Kreislauf seiner Säfte wirft, und sollte es unter einer furchtbaren Crise geschehen. Dies sollten die Obscuranten bedenken und sie würden von dem bösen Werke abstehen, einen Giftbaum zu pflanzen, der zwar die Säfte des großen gesellschaftlichen Menschenkörpers auf eine Zeit verderben kann, aber auch nothwendig die gesunden Kräfte über kurz oder lang zum Kampfe hervorrufen muß, wo dann diese doch immer, wenn auch blutig, siegen werden. Man gehe zur Geschichte und sehe diese große Wahrheit, welche dem Menschengeschlechte so theuer zu stehen kommt, bewiesen.

Obsequium, der Gehorsam, die Folgsamkeit, Nachgiebigkeit, besonders der unbedingte Gehorsam der Mönche und Nonnen gegen die Obern; desgleichen ein Gefängniß, in das sie wegen bewiesener Widerspenstigkeit eingesperrt werden, um Gehorsam zu lernen.

Observanten, Observantiner, zu den Franziskanerorden gehörige Mönche, welche, nachdem die erste strenge Regel dieses Ordens gemildert wurde, derselben in der weitesten Ausdehnung getreu blieben, auch von den Päpsten eine besondere Bestätigung erhielten. Sie heißen daher auch Väter von der strengen Observanz.

Observanz, überhaupt Gebrauch, Gewohnheit, Herkommen; dann die in einer Gesellschaft durch schweigende Einwilligung ihrer Mitglieder eingeführte Gewohnheit; 2) bei den Klostergeistlichen eine besondere Vorschrift, welche strenger als die gewöhnliche Ordensregel ist.

Observatorium, s. Sternwarte.

Obstbaumzucht, s. Pomologie.

Occam oder Ockam (Wilh. v.), s. Nominalisten und Scholastiker.

Occident, in der engsten Bedeutung der Abendpunkt; 2) in der weitern und gewöhnlichern der Westen oder Abend; das Abendland — occidentalisch.

Occidentalisches, oder abendländisches, oder weström isches Kaiserthum. Nach dem Testamente des Theodosius des Großen wurde der ungeheure Ländercoloß des altrömischen Reiches in zwei Theile gespalten, und seinen beiden unmündigen Söhnen übergeben; Arcadius 18 Jahr alt, erhielt den Orient; Honorius, 11 Jahr alt, den Occident, der Italien, Afrika, Gallien, Spanien, Britannien und die Hälfte von Illyrien umfaßte. Die beiden Knaben von der Natur mit keiner Anlage zu herrschen beschenkt, die selbst im Alter Kinder blieben, und sich von Ministern, Weibern und Verschnittenen blind leiten ließen, bestiegen in einer verhängnißvollen Zeit den Thron, welchen nur ein männlich starker Charakter aufrecht erhalten konnte. Die Unfähigkeit seiner Söhne, selbst zu herrschen, hatte Theodosius durch Vormünder zu ersetzen gesucht; Rufinus, ein Gascogner, leitete den Jüngling Arcadius, Stilicho, seinem Ursprunge nach ein Vandale, der Kaiserfamilie verwandt, den Knaben Honorius; jener war ehrsüchtig, opferte seinem Vortheile Gerechtigkeit und Wohl des Staates auf; dieser nicht weniger ehrsüchtig und ungerecht, zeigte doch bei seinen Lastern eine gewisse Seelengröße, war ein trefflicher Feldherr, bedachtsam und prachtliebend. Zwischen diesen beiden Männern war eine gleichmäßige Vertheilung der Gewalten, und eine einträchtige Verwaltung des Staates unmöglich. Rufinus trat zuerst mit der Behauptung auf den Kampfplatz: Theodosius habe ihm die Regierung beider Reiche übertragen. — Um sich dem Arcadius noch unentbehrlicher zu machen, und dem Stilicho eine bewaffnete Macht entgegen setzen zu können, rief er die Barbaren ins Reich; die Hunnen gingen über den Don, stiegen den Caucasus herab, verheerten Armenien, Cappadocien, Cilicien und Syrien, und machten Antiochien zittern; die Gothen brachen unter Alarich über die Donau ein, und drangen bis in die Nähe von Constantinopel: Rufinus ging ins Lager zum Unterhandeln, und die Horden zogen ab. Inzwischen hatte Stilicho den Occident beruhigt, und eilte dem Bruderreiche zu Hülfe; in der Ebene vor Thessalonich traf er auf die Gothen; doch wie er im Begriffe stand, sie zu schlagen, rief ein Befehl des Rufinus die morgenländischen Hülfstruppen nach Constantinopel zurück und Alarich verdankte jetzt dem Hasse des Ministers und später einer Kriegeslist seine Rettung. Stilicho entließ die entbotenen Truppen; aber mit ihnen sandte er den entschlossenen Gothen Gainas, seinen Vertrauten als Befehlshaber und Rächer. Arcadius ging in Begleitung seines Ministers, den er an dem Tage zum Reichsgehülfen erklären wollte, dem ankommenden Heere entgegen, um seine Huldigung anzunehmen, Gaias gab das Zeichen, und Rufinus ward vor den Augen des Kaisers ermordet; Eutropius, ein niedriger Verschnittner, ward Erbe seiner Herrschaft über Kaiser und Reich, und seines Raubes. Während Stilicho die Gothen in Griechenland verfolgt, Arcadius schwelgt, Honorius schläft, und Eutropius Heer und Unterthan mit frecher Hand gebietet; empört sich ein alter Lüstling und grausamer Bösewicht, der Comes Gildo, in der abendländischen Provinz Afrika. Stilicho sandte mit einer kleinen Armee den Mascezel voraus, und eben wollte er selbst aufbrechen, als die Nachricht einlief; Mascezel habe den Feind geschlagen und Gildo sich selbst getödtet. Der Sieger Mascezel ließ der mißtrauische und eifersüchtige Stilicho meuchelmorden. Den Gothen war Illyrien zu friedlichen Sitzen und zur Deckung der Reichgränze angewiesen worden; doch Lust zum Kriege und zur Beute ließ die Barbaren nicht ruhen; unzufrieden mit den Römern riefen sie ihren Anführer Alarich zum Könige der Visigothen aus, und dieser überstieg zur Zeit,

(401) da die Legionen in Rhätien gegen die Deutschen kämpften, die Alpen, und brach in Italien ein. Venetien und Ligurien wurden verwüstet, Rom bebte, und Honorius wollte nach Gallien flüchten; Stilicho aber beschwor die Gefahr, sammelte eine Armee, betrog den Gothenkönig durch das Versprechen, ihm Wohnsitze jenseits der Alpen zu geben, und überfiel den Sichergemachten bei Polentia. Der Visigothen Muth und ihres Königs Geschicklichkeit entriß den Römern den leicht geglaubten Sieg; beide behaupteten den Kampfplatz. Der arglose Alarich ließ sich zum zweiten Mal betriegen, zog nach den julischen Alpen zum verheißenen Lande, und zum zweitenmale brachte ihn Stilichos Wortbrüchigkeit in große Lebensgefahr; von seinen Kriegern verlassen, die Hunger und Verführung durchzugehen bewog, kehrte er voll Abscheu gegen die römische Verrätherei und Rache athmend nach Illyrien zurück. In dieser Periode verlegte der furchtsame Honorius seine Residenz nach dem wohlgefestigten Ravenna, wo Epirus ein naher Zufluchtsort bot. Traurig sah es in dieser Zeit um das abendländische Kaiserthum aus. Die Barbaren kannten einmal den Weg nach Italien; man konnte ihnen nur Miethsoldaten entgegenstellen, die überdies größtentheils aus Barbaren bestanden, die gerne zu ihren Stammgenossen überliefen; die alte Kriegszucht war vernichtet, Gefühl für Ehre und Patriotismus waren aus der Römerbrust verschwunden; Hordenweise umschwärmten wilde Feinde die Gränzen, und um das Maaß des Unglückes voll zu machen, mußte noch ein neuer Feind in Stilichos Ehrgeiz erstehen. Er hoffte das Diadem, so berichten die Geschichtschreiber, wenn nicht für sich, doch für seinen Sohn. Eucherius, der Vetter der beiden Kaiser, und Honorius Kinderlosigkeit befestigte seine Hoffnung; Schwächung des Abendlandes, Beunruhigung des Morgenlandes erkannte er als Mittel zu seinem Plane. Er verband sich mit Alarich, und beide wollten das orientalische Illyrien angreifen, als Radagaisus mit 200.000 Gothen über die Donau ging. Florenz widerstand den in Belagerungskünsten unbewanderten Barbaren, und gewährte dem Stilicho Zeit, herbeizueilen; durch Gothen und Hunnen verstärkt überwand er den Feind, und ließ den gefangenen Feldherrn enthaupten. Hunger und Schwerdt fraßen bis auf 12.000 den furchtbaren Schwarm der Gothen auf. Kaum war Italien befreit, als Alanen, Vandalen und Sueven sich von Pannonien, Böhmen und den Donauländern aus zum Einbruch in Gallien erhoben; Sarmaten und Hunnen gesellten sich hinzu. Nahe bei Mainz überschritten sie den Rhein, und ergossen sich wie angeschwollene Waldströme über das von aller römischen Besatzung entblößte Gallien bis zu den pyrenäischen Gebirgen; ihnen stürmten Allemanen und Burgundier nach; es ließen sich diese in Helvetien und später in den Ländern der Sequaner und Aeduer; jene an den Ufern des Rheins von Basel bis Mainz nieder. Gallien ward zur Einöde, zum Kirchhof. Die brittischen Truppen, von der Fluth der Feinde erschreckt, ohne Hoffnung auf Beistand, riefen einen Soldaten, Constantinus zum Kaiser aus: er ward in Gallien anerkannt, und sein Sohn Constans bemächtigte sich Spaniens, und Honorius mußte ihn zum Reichsgehülfen anerkennen. In dieser Noth legte auch Alarich, 408, wieder die Hand ans Schwerdt. Drei Jahre hatte zur Eroberung Illyriens auf Stilicho gewartet; er ward es müde, und wandte sich drohend gen Italien. Er verlangte seiner Reise und Kriegsrüstungen wegen Entschädigung. Der Kaiser berathschlagte sich zu Rom im Senate, und Stilicho bewirkte den Entschluß, dem Visigothen Könige 4000 Pf. Gold auszuzahlen. „Das heißt nicht einen Frieden, sondern einen Vergleich zur Sclaverei schließen," rief ein Senator; demungeachtet drang Stilicho durch, doch bezahlte er des Reiches Schmach mit seinem Sturze. Olympius, eine höfische Creatur des

Stilicho, schwärzte ihn beim Kaiser an: er trachte nach der Krone, habe die Barbaren ins Reich gelockt, sein Sohn, im Heidenthume erzogen, sey der Heiden Hoffnung, man präge schon Münzen mit dem Bildnisse Beider. Der Höfling gewann die versammelten Truppen zu Pavia; sie wogten in Empörung auf, hieben die Freunde des Ministers nieder, und der schwache Kaiser unterschrieb den Befehl zur Verhaftung Stilichos. Den zu Ravenna in eine Kirche geflüchteten Feldherrn lockte man durch die Zusicherung seines Lebens aus der Freistätte und ließ ihn enthaupten. Sein Sohn und seine Freunde theilten dasselbe Schicksal. Bereichert von dem Raube des Stilicho, herrschte Olympius als unumschränkter Regent. Um das Maaß der Unmenschlichkeiten voll zu machen, ermordete die römische Soldateska die Weiber und Kinder der Barbaren, die dem Stilicho ergeben gewesen waren: 30.000 flohen voll Zorns in Alarichs Lager, um einstens schwere Rache zu nehmen. Olympius suchte die Gunst der Christen auf Kosten der Majestätsrechte zu erwerben; daher die Lobsprüche, womit die damaligen Kirchenväter ihn überhäuften. Er erlaubte durch Gesetze, alle Civilprocesse vor die Bischöfe zu bringen, von deren Ausspruch keine Appellation galt; die Civilbehörden sollten ihn in Vollziehung setzen. Die Heiden und Ketzer wurden für unfähig zu Aemtern erklärt; den Katholiken alle Kirchen übergeben, das Heidenthum gänzlich unterdrückt; Störung des katholischen Gottesdienstes mit dem Tode, Widerspruch gegen ihre Lehre, mit Verbannung bestraft. Die Christen jauchzten dem Minister Beifall zu; aber die Heiden, noch immer eine mächtige Parthei, loderten in grimmigem Hasse, und das Reich blutete an unheilbarer Spaltung. Nach Stilichos Vernichtung verlangte Alarich die versprochene Summe; der Kaiser verlachte die Forderung, und Olympius ernannte Feldherren, eben so unfähig als er, eine muthlose und schwache Armee zu befehligen. Alarich brach von Noricum auf, durchstrich Italien und stand vor Rom. Er schnitt der Stadt die Zufahrt auf der Tiber ab, und hungerte sie aus. Man sandte Abgeordnete zu ihm, erbot sich zur Uebergabe; zugleich drohten die Weichlinge mit heldenmüthiger Gegenwehr, wenn der Sieger schimpfliche Bedingungen verlangen würde. Alarich verlachte die Prahler und forderte alle Schätze Roms. „Was läßt du uns dann"? fragten die Abgeordneten. „Das Leben," war die Antwort des Eroberers, und die verzärtelten Nachkommen der tapfern Welträuber mußten sich bequemen, mit 5000 Pf. Gold und 30.000 Pf. Silber den Frieden zu erkaufen. Der Kaiser bestätigte den Vertrag; Alarich nahm die Kinder der Vornehmsten zu Geißeln und zog ab. Jetzt folgte Verlust auf Verlust; Ohnmacht zwang die Römer, Britannien zu verlassen, die Amoriker, die an den Küsten zwischen der Seine und der Loire wohnten, vertauschten das fremde Joch mit einer republikan. Verfassung, und während in Spanien der Bürgerkrieg wüthete, überstiegen die Alanen, Sueven und Vandalen die Pyrenäen, stürzten sich auf Spanien, verheerten erst alles mit Feuer und Schwerdt und ließen sich dann dort nieder; doch die nordischen Eroberer waren nur furchtbar im ersten Sturm gewesen, sie kühlten sich bald und genossen ihrer Besitzungen in Ruhe. In der Landschaft diesseits des Ebro, in Neu-Castilien, Aragonien und Valencia, behaupteten sich noch die Römer. Inzwischen lagerte Alarich in Toscana, die Erfüllung der Friedensbedingungen erwartend: doch Olympius dachte eher an alles Andre, als das Wichtigere: er ward zwar durch eine Hofkabale der Verschnittenen gestürzt, aber sein Nachfolger Jovius, ein schwacher und unruhiger Kopf, schwur bei dem Leben des Kaisers: er wolle keinen Frieden mit Alarich. Der Gothenkönig zog wieder nach Rom, zwang die Stadt, dem Honorius zu entsagen, und den Stadtpräfecten Attalus als Kaiser anzuerkennen. Beide brachen nach Ravenna auf, und der zitternde Honorius bot Theilung des Reiches an. „Ich will es ganz"

antwortete Attalus; aber mit der kühnen Sprache stimmte sein Betragen nicht überein: er machte grobe Fehler und Alarich nahm ihm das Diadem wieder. Honorius knüpfte die Unterhandlungen von neuem an; doch während derselben überfiel Sarus, ein kaiserlicher Feldherr, wenn gleich selbst ein Gothe, den Alarich und richtete ein Blutbad unter seinen Völkern an. Zürnend zog dieser zum dritten Male nach Rom, erstürmte und übergab es der Plünderung seiner wüthenden Krieger. Die Römer flohen haufenweise nach Carthago und hatten dort keine wichtigere Beschäftigung, als ins Theater zu gehen. Alarich schien nicht nach dem Besitze Italiens zu geizen; sondern Afrika zog ihn mehr an. Er setzte nach Sicilien über, und schon war ein Theil seiner Truppen eingeschifft, als ein Sturm die Flotte zerstörte: während er damit beschäftigt war, den Schaden zu ersetzen, starb er 409 nach Ch. G. Die Gothen begruben ihn mit kostbaren Schätzen im Bette eines Flusses. Sein Schwager Ataulphus war sein Nachfolger. Der großmüthige und friedliebende König verlangte nur einen sichern Aufenthalt im Reich, und die Hand der Placidia, Schwester des Honorius, die Alarich als Geißel mit sich führte. Er unterhandelte mit dem Kaiser, ward wie gewöhnlich hintergangen, und verheerte aus Rache Gallien. Man überließ ihm endlich einen Strich Landes diesseits des Ebro und die Placidia; kaum hatte er sich in Ruhe gesetzt, als er von seinem Waffenträger ermordet wurde. Sigerich, der erklärte Feind des Ataulphus, folgte ihm, und ließ dessen Kinder hinrichten: er regierte 7 Tage und ward ermordet. Die Westgothen riefen 418 den tapfern und klugen Wallia zum Könige aus; er schloß mit dem kaiserlichen Generale Constantius einen Frieden; er fordete 600.000 Maß Getreide unentgeldlich, und führte siegend sein Volk gegen die Alanen und Vandalen. Zur Belohnung erhielt er Aquitania Secunda und Novempopulania, Poitou, Saintonge, Perigord, Bordelois, Agénois, Angoumois und Gascogne, nebst Toulouse, das er zur Hauptstadt seines Reiches machte, zum Wohnsitz vom Kaiser. Im Jahre 420 trat ein neuer Feind der Römer in die Schranken, um mit ihnen um Länderbesitz zu kämpfen. Es waren die Franken; unter dem Pharamond ließen sie sich im Lande zwischen Maestricht und dem Zusammenflusse der Maas und Waal nieder. Da aber Pharamond nur in Sagen lebt und sonst ein historisches Problem ist, so schreiben mit mehrerem Rechte die bessern Kritiker dem Chlodewig die Ehre zu, der Gründer der fränkischen Monarchie gewesen zu sein.— Drei Jahre darauf starb Honorius, eine Wohlthat fürs Reich, wenn ihm noch hätte geholfen werden können. Theodosius II. saß damals auf dem byzantinischen Kaiserthron, und entwarf den Plan, das durch den Tod seines Oheims verwaiste Abendland wieder mit dem Morgenland zu vereinigen; aber Johannes, des Honorius Staats-Sekretär, nahm den Purpur, gab den Sclaven die Freiheit, um Soldaten aus ihnen zu bilden, und rief die Hunnen durch den berühmten General Aetius zum Beistande an. Theodosius mußte daher den Vereinigungsplan aufgeben und um doch in etwa das Schicksal des Abendlandes mit zu bestimmen, ernannte er Valentinianus, den 5jährigen Sohn des verstorbenen, tapfern Feldherrn Constantius, der sich mit Honorius Schwester und Wittwe des Ataulphus, Placidia, vermählt hatte, zum Cäsar, und die Mutter zur Augusta. Er schickte sie mit einem Heere nach Italien: Johannes ward nach einer 2jährigen Regierung gefangen genommen und enthauptet. Valentinianus rief man zum Kaiser aus, er trat das occidentalische Illyrien an Theodosius ab, und erhielt seine Tochter zur Gemahlin. Von einer sturmbewegten Bühne war der schwache Honorius abgetreten; eine nicht weniger stürmischer sollte ein bepurpurter Knabe beherrschen, und ein schwaches Weib. Beim Anfange seiner Regierung entbrannte gleich der Kampf

der Eifersucht zweier großen Feldherren, und zerriß das an allen Theilen blutende Reich. Aetius, der die Barbaren schreckte, beneidete Bonifacius, den Comes in Afrika, er beschuldigte ihn des Aufruhrs, und der verläumdete und entsetzte Bonifacius rief die Vandalen aus Spanien nach Afrika; sie kamen unter ihrem Könige Genserich, und verwüsteten alles ringsum mit Feuer und Schwerdt, Bonifacius ward zwar wieder zu Gnaden angenommen; aber der vandale Genserich konnte nicht zum Rückzuge bewogen werden. Bonifacius wollte ihn mit den Waffen erzwingen und ward geschlagen. Außer Cirtha und Carthago war dies herrliche Land für die Römer verloren. Inzwischen hatte Bonifacius die Gunst der Placidia sich erworben, und Aetius, seinen Fall befürchtend, empörte sich. Im Handgemenge fiel der schon siegende Bonifacius von der Hand seines Gegners, der nach Pannonien floh, und Beistand von den Hunnen erhielt. Placidia und ihr Hof sahen sich gezwungen, den Feldherrn zurückzurufen, und ihn obendrein mit der Würde eines Patriciers zu bekleiden. In den Grenzprovinzen haußten die Barbaren und der Norden spie immerfort neue Horden aus. Die Baiern, Vagauven genannt, empörten sich in Gallien, und wütheten wie wilde Thiere; die Visigothen brachen den Frieden und belagerten Narbonne, dies widerstand; Clovis, der König der Franken, (438) eroberte Cambray, Tournay und Amiens, und behauptete sich in ihrem Besitze; er plünderte Trier und bemächtigte sich Cölns; Genserich setzte sich immer fester in Africa, er nahm (441) Carthago ein, schuf sich eine fürchterliche Seemacht, erfüllte Sicilien mit Schrecken und Plünderung, und zwang den byzantinischen Hof, ihn zum Souverain von Africa anzuerkennen; in die Länder, welche die Vandalen in Spanien verlassen hatten, drangen Sueven. Von Jahr zu Jahr häuften sich die Drangsalen, und man kann kaum begreifen, wie das abendländische Reich den immer schwerer und schneller fallenden Schlägen des Schicksals zu widerstehen vermochte; endlich legte auch Attila, der Hunnenherrscher, der Schrecken der Könige, und die Gottesgeisel der Völker, wie er sich selbst nannte, die Axt an den dürren, alten Stamm. Mit seinen raubgierigen Wölfen der tartarischen und mongolischen Wüste herrschte er von Chinas Gränze, das demüthig sich dem Furchtbaren beugte, und bedrohte Italien, das Herz des Römerreiches. Er hatte schon (447) Illyrien, Thracien, Dacien und Mösien verödet, zwei morgenländische Armeen vernichtet, und zweimal hatte Byzanz mit seinen Schätzen den Frieden erkauft, als er zweifelnd erwog, ob er seine Horden über den Orient oder Occident vortheilhafter ergießen lasse, bis Genserichs Drohung Gallien, wo Theoderich König der Visigothen, sich mit Africas Monarchen überworfen hatte, zu überziehen, den Ausschlag gab. Der Barbar, was sonderbar erscheinen mag, suchte einen Rechtsschein für seinen Angriff; er verlangte vom Kaiser die Nonne Honoria, die Tochter der Placidia, mit der er einen geheimen Briefwechsel unterhielt, und die ihm die Ehe und ihre Ansprüche auf die Kaiserkrone verheißen hatte, zur Gemahlin, und die Hälfte des Reiches. Valentinianus verschmähte den Antrag, und Attila zog mit 500.000 Mann, ein Gemisch aus vielen unterjochten Völkern, längst der Donau her, ging über den Rhein, und drang (451) plündernd und sengend in Gallien ein. Aetius eilte mit einer kleinen Armee nach Arles, verband sich mit den Visigothen, Franken, Burgundiern, Amorikern und andern Völkern, überfiel den Attila bei dem eroberten Orleans, und zwang ihn, sich nach den Niederlanden zurück zu ziehen. Um die Schmach durch eine Schlacht zu rächen, machte er Halt in der Champagne, und bei Troyes oder Chalons, denn der Ort ist zweifelhaft, stießen die Feinde auf einander. Der Römer siegte, und der Hunne floh, die Hälfte seiner Schaaren auf dem Schlachtfelde zurücklassend, nach Pannonien. Er ersetzte den Verlust, und

brach ein Jahr nach seiner Niederlage auf, stürzte sich von den julischen Alpen, eroberte Aquileja, zerstörte Venetien und Ligurien, nahm Mailand und erschien vor Rom. Valentinianus bot Friede an, und der ehrwürdige Papst Leo der Heilige wußte die grausame Seele des hunnischen Gebieters zu besänftigen. Er nahm Tribut und zog mit der Drohung ab, Italien aufs Neue zu verheeren, wenn ihm nicht die Honoria sammt Allem, was ihr zugehöre, überliefert würde. Zum Glück befreite das Jahr darauf der Tod die Erde von dieser Geißel. Sein ungeheures Reich zerspaltete sich. Den Valentinianus stürzten seine dumme Trägheit und seine Ausschweifungen. Er hatte die Gattin eines mächtigen Mannes geschändet. Maximus, ihr Gatte, ahmete Rache. Durch den Verschnittenen klagte er den Aetius des Aufruhrs an, und der schwachsinnige Kaiser tödtete mit eigner Hand den einzigen Mann, der den stürzenden Thron aufrecht erhielt. „Du hast dir deine rechte Hand mit der linken abgehauen, sagte ein Krieger zum Kaiser, und bald erfuhr er es. Maximus, den nun nichts mehr aufhielt, ließ den Valentinianus (455) ermorden, sich zum Kaiser ausrufen und Eudoxia, die Wittwe des Valentinianus, ihm ihre Hand zu geben. Eudoxia flehte den Genserich zu ihrer Rettung an, der Vandalen König kam; Maximus ward auf der Flucht ermordet; Genserich zog in Rom, und übergab es der Plünderung. Mit unermeßlichen Schätzen kehrte er nach Africa heim. Avitus, ein Gallier, nahm den Purpur, und herrschte nur ein Jahr. Der Comes Ricimer, Abkömmling eines suevischen Fürsten, empörte sich, schlug den Avitus bei Placentia, machte ihn gefangen, und darauf zum Bischofe. Ricimer herrschte 3 Monate mit unumschränkter Gewalt, ohne den kaiserlichen Titel zu führen, da bekleidete er den Majorianus (457) mit dem Purpur in der Hoffnung, einen Schattenkaiser, den er nach Gefallen lenken könne, an ihm zu finden; er betrog sich aber. Majorianus wollte selbst herrschen, und zeigte, daß er Kraft und Fähigkeit hiezu besitze. Er gab treffliche Gesetze, welche die Unruhen der Zeit nur nicht in Wirksamkeit treten ließen; schlug die auf Campaniens Küsten gelandeten Vandalen und Mauren bei Sinuessa, besiegte den Visigothen König Theodorich in Gallien; einen Feldzug nach Africa wußte Genserich durch Vernichtung der kaiserl. Flotte zu Carthago zu vereiteln. Ricimer, den es verdroß, daß ihn der Kaiser nicht wollte herrschen lassen, verschwor sich gegen sein Leben, und der treffliche Kaiser fiel als ein Opfer des Unterthanen Ehrgeizes. Ricimer setzte einen Severus auf den Thron, ein Phantom, von dem die Geschichte nicht weiß, woher es kam, noch wie es das Jahr darauf wieder verschwand. Ricimer herrschte abermals 1½ Jahr mit unumschränkter Gewalt. So tief die Römer auch gesunken waren, vermochten sie doch die Tyrannei eines Sueven nicht zu dulden: sie erbaten sich vom byzantinischen Kaiser Leo einen Herrscher, und dieser gab ihnen den Anthemius (467). Ricimer wollte keinen Kaiser, als von seiner Hand, und griff gegen Anthemius zu den Waffen. Leo sandte den Olybrius, um sie untereinander zu versöhnen; dieser aber machte gemeinschaftliche Sache mit dem Rebellen und nahm selbst den Kaiserpurpur. Ricimer siegte, eroberte und plünderte Rom, sah den Anthemius erwürgt und starb bald darauf. Olybrius überlebte ihn kaum 3 Monate, und hatte einen Glycerius zum Nachfolger, von dem man nichts mehr als den Namen kennt; er ward ebenfalls entthront, und starb als Bischof zu Salona. Das occidentalische Kaiserthum war jetzt bis auf Italien, Dalmatien und einen kleinen Theil Galliens eingeschränkt, und noch drohten die in Pannonien wohnenden Ostrogothen neue Zergliederungen. Der Kriegstribun Nepos, welcher den Glycerius verjagt hatte, ward 474 von dem Patricier Orestes gestürzt. Er gab dem Reiche einen neuen Kaiser in seinem Sohne Romulus, mit dem Zunamen Augustus; spottweise nannte

man den Knaben Momyllus Augustulus. Er war es, mit dem das abendländische Kaiserreich ein Ende nehmen sollte. Lange hatten sich die Barbaren um die reichgeschmückte kaiserliche Staatsleiche gestritten, und alle einen Purpurfetzen zur Beute davon getragen; doch keiner mochte oder wollte sie, die eigentlich wie ein faulender Körper unter den Völkern lag, förmlich bestatten; bis endlich Odoacer aufstand und an der Spitze vieler nordischen Völker, insbesondere der Heruler, die Preußen inne hatten, in Italien drang, in der Absicht, sich daselbst nieder zu lassen. Man behauptet, daß seine Krieger im Dienste des Reiches standen, und den 3ten Theil der Ländereien in Italien, als eine gerechte Belohnung für ihre Dienste verlangt hätten; daß die abschlägige Antwort des Orestes sie zur Empörung bewogen habe, und sie darauf den Odoacer, einen gemeinen Soldaten von der kaiserlichen Leibwache, einen Mann von niederer Abkunft, aber geboren zu großen Unternehmungen, zu ihrem Anführer sollen erwählt haben. Er belagerte Pavia, wohin Orestes geflohen war, eroberte die Stadt mit Sturm, ließ den Patricier enthaupten, eilte nach Ravenna, schenkte dem Augustulus, der schon aus eigenem Antriebe den Purpur niedergelegt hatte, das Leben, sperrte ihn in eine Festung ein, gab ihm jedoch ein ansehnliches Gehalt, bezwang ganz Italien, und nahm den Titel eines Königs an. Genserich trat ihm ganz Sicilien mit Ausnahme Lilibäums und mit Vorbehalt seiner Oberherrschaftsrechte ab gegen einen jährlichen Tribut ab. Dies war das Ende des abendländischen Reiches; 1229 Jahre nach Erbauung Roms. Rom, sagt Montesquieu, war dadurch groß geworden, daß es einzelne Kriege nach einander führte. Durch ein unbegreifliches Glück wurde es erst dann, wann das eine Volk gänzlich zu Grunde gerichtet war, von einem andern angegriffen. Rom stürzte, weil alle Nationen es mit einem Male und von allen Seiten angriffen.“

Occupation, Besitznahme, Besitzergreifung. Auf alle herrnlose Sachen (res nullius) steht dem Menschen von Natur ein Eigenthumsrecht zu: er braucht sie nur zu ergreifen, um sie zu seinem Besitzthum zu machen; daher der Grundsatz im römischen Recht; eine herrenlose Sache gehört dem ersten Bemächtigenden, und die Occupation ist eine ursprüngliche Erwerbsart. Das römische Gesetz giebt fünf Arten der Occupation an: als die Jagd der wilden Thiere, der Vogelfang, die Fischerei, der Fund; wenn man auf Perlen am Ufer, oder auf eine verlassene Sache trift; die Kriegesbeute, welche dem Feinde abgenommen wird. Ferner unterschied es eine unmittelbare oder eigentliche Bemächtigung, zu welcher erforderlich war, eine herrenlose Sache, die in das Verhältniß des Eigenthums gebracht werden kann, eine allgemeine anerkennbare Willenserklärung, die Sache zum Eigenthum zu machen, und die Beziehung, und eine unmittelbare, wenn die herrenlose Sache mit einem Eigenthume in Verbindung steht.

Ocean, ein aus den griechischen Wörtern ὠκεως, schnell und ῥεειν, fließen, also da schnell fließende, verstammendes Wort und bezeichnet das erdumfließende Weltmeer, das nach seinen verschiedenen Küsten verschiedene Namen erhält. S. Art. Meer.

Oceaniden, die Töchter des Oceans und der Thetys, 3000 an der Zahl. Man verstand darunter, wie aus den orphischen Hymnen erhellet, nicht nur des Oceanus Töchter, sondern seine ganze weibliche Nachkommenschaft, nämlich alle Göttinnen der unterirdischen, aus dem Weltstrom Oceanus abgeleiteten Brunnen und Wasseradern; nur unterscheidet man davon die Nereiden, als Nymphen des innern Mittelmeers, ob sie gleich auch von der Oceanide Doris abstammen, und daher vom Antipater von Sidon selbst des Oceanus Töchter genannt werden. Was ihre Abbildung betrifft, so zeigt Voß, daß sie erst in spätern Zeiten, so wie überhaupt alle Wassergottheiten

ten, mit bläulicher Farbe, grünen Haaren, Schilfkränzen und andern Meererzeugnissen geschmückt, von den Malern vorgestellt wurden.

Oceanus, nach Hesiod und Apollodor ein Sohn der Erde und des Uranus, nach Hygin des Aether. Die Dichter nennen ihn den ältesten der Götter, den Vater aller übrigen und der sterblichen Menschen. Er wohnte am äußersten Ende der Erde, an der Quelle des Weltstroms Oceanus, oder auch bei den fernen Aethiopen, wo die andern Götter ihn oft besuchten, und an seinen Festen und Opfern Theil nahmen. Insbesondere war er der Gott des äußern, den Erdkreis umströmenden Meeres und der Vater aller ernährenden Feuchtigkeit, daher ihn auch Spätere als Symbol des thaletischen Lehrsatzes, daß Wasser der Urstoff aller Dinge sey, betrachteten. Von seinen Brüdern, den übrigen Titanen, zeichnete er sich durch seine friedlichen Gesinnungen aus. Er allein sonderte sich von ihnen ab, als sie ihren Vater Uranus vom Throne stürzten. S. d. Art. Uranus. Als Saturn vom Jupiter in den Tartarus geworfen wurde, übergab Rhea ihm und seiner Gemahlin Thetys die Juno zu erziehen, daher hinterging auch Juno den Jupiter mit dem Vorgeben, daß Oceanus und Thetys sich entzweiet hätten, und sich aller ehelichen Umarmung enthielten, und daß sie also verbunden sey, ihre guten Pflegeeltern wieder mit einander zu versöhnen. Auch liebte er die Juno, und gab ihr dadurch einen Beweis, daß er der von ihr gehaßten Kallisto, da Jupiter sie als Bärengestirn an den Himmel versezt hatte, nicht vergönnte, sich gleich den übrigen Gestirnen in dem Schoße seiner Gewässer zu baden. Man bildete ihn als Greis mit einem Stierhaupt oder auf einem Wagen von Meerungeheuern gezogen; vorher gingen blasende Tritonen, und hinter ihm Haufen von Meernymphen und Seekalbern, unter ihrem Hirten Proteus.

Ocher, eine metallische Erde, welche aus reinen, durch die Säure aufgelösten oder zerstörten, Metallen entsteht und nach Verschiedenheit derselben von verschiedener Farbe ist. Er wird theils durch die Natur, theils durch die Kunst gebildet. Zu den ersten gehört z. B. der Eisenocher oder Rost, zu den andern der Bleiocher oder das Bleiweiß; 2) in engerer Bedeutung eine metallische milde Erde von gelber oder brauner Farbe, welche in der Malerei gebraucht wird. S. Malerfarben.

Ochlocratie, die Herrschaft des Pobels, welche man mit der Demokratie oder Volksregierung nicht verwechseln darf; — Ochlocrat oder Ochlocratist.

Oecolampadius (Joh.) war 1482 zu Weinsberg in Schwaben geboren: er stammte aus einem Schweizergeschlechte, und sein eigentlicher Name war Hausschein, den er mit dem gleichbedeutenden griechischen vertauschte. Seine Schulbildung erhielt er zu Heilbronn, und bezog schon in seinem 12ten J. die Universität zu Heidelberg. Von hier ging er nach Bologna um die Rechte zu studiren. Die Neigung zur Jurisprudenz verlierend, kehrte er nach einem halben Jahre nach Heidelberg zurück und widmete sich der Theologie. Der Kurpfälzischer Hof, wo er als Prinzenhofmeister angestellt war, verließ er ebenfalls bald, um eine Predigerstelle zu übernehmen, die seine Eltern gegründet hatten. Um in seinem Fache sich zu vervollkommen, reiste er nach Tübingen und von dort nach Stuttgard zu Reuchlin, wo er Griechisch und Hebräisch erlernte. Nach Weinsberg als Prediger zurückgekehrt, schrieb er ein Werk de risu paschali und eiferte darin mit Nachdruck gegen die Späße, welche die Prediger zur Osterzeit auf der Kanzel den Zuhörern zum Besten zu geben pflegten. Sein Freund Kapito empfahl 1515 ihn als Prediger nach Basel; hier lernte er Erasmus kennen, gab gemeinschaftlich mit ihm Anmerkungen über das neue Test. heraus, und erhielt die Doktorwürde, 1516 ward er als Prediger nach Augsburg berufen. Hier führten ihn Liebe zur Einsamkeit

und den Wissenschaften in das benachbarte Brigittenkloster Altenmünster. Um diese Zeit begann Luther das Werk der Reformation; Oekolamp. schloß sich ihm mit Eifer an, verließ nach 2 Jahren das klösterliche Leben und ging als Schloßprediger zu Franz von Sickingen auf das Schloß Ebernburg. 1523 kehrte er nach Basel zurück, ward Professor der Theologie und Pastor Substitutus; Colchens suchte ihn vergebens von der Reformation abzuziehen; doch theilte er nicht mit Luthern alle Ansichten in Hinsicht des Abendmahls und wandte er sich zu Zwingli's Lehre. Er gab eine Schrift heraus: de genuina verborum Domini hoc est corpus meum interpretatione, in der er mit vieler Mäßigung gegen Luther auftrat, und das Abendmal für ein Symbol erklärte. Erasmus sagt von diesem Werke: es sey mit so vieler Beredsamkeit und Gründlichkeit geschrieben, daß, wenn Gott es nicht verhindere, selbst die Auserwählten verführt werden müßten. Die Lutheraner antworteten durch ein Werk unter dem Titel Syngrammea, was Brentius zum Verfasser haben soll: mit Ruhe und Mäßigung schrieb Oekolamp. dagegen sein Anti-Symgrammea, dem mehrere Abhandlungen über die Anrufungen der Heiligen und andere Gegenstände folgten. Nach Luther's Beispiel verheirathete er sich mit einem jungen schönen Mädchen. Erasmus spottete hierüber: Oekolamp. sagt er, hat ein reitzendes Mädchen geheirathet, wahrscheinlich will er auf diese Weise sein Fleisch abtödten. Oekolamp. hatte großen Antheil an der Reformation in der Schweiz. Er st. 1531 zu Basel nicht lange nach seinem Freunde Zwingli. Man hat von ihm Kommentare über mehrere Bücher der Bibel und andre Werke, die zu seiner Zeit viel wirkten. Er war ein redlicher friedliebender, edler und gelehrter Mann. S. Heß hat sein Leben beschrieben.

Octaedron, in der Geometrie, ein von 8 gleichseitigen Dreiecken eingeschlossener Körper.

Octant, ein astronomisches Werkzeug, welches den 4ten Theil eines Zirkels enthält.

Octave, in der Musik dasjenige Intervall, welches die Griechen Diapason nannten. Es hat acht diatonische Stufen und besitzt die reinste und natürlichste Harmonie, weil es bei der Bildung der Töne, durch die Theilung einer Saite in zwei gleiche Hälften, zuerst entsteht. Das oberste Ende dieses Intervalls stellt daher gleichsam das Bild seines Grundtons, im verjüngten Maßstabe vor. In dem Umfange der Octave sind zwölf halbe Töne enthalten, die jedoch auf verschiedene Arten vorgestellt werden können, entweder durch Kreuze erhöht, oder durch b. erniedrigt.

Oktavia, eine Tochter des C. Oktavius, welcher im J. 692 nach Erb. R. Prätor war, und der Atia oder Attia, Schwester des Kaisers Augustus. Sie war zuerst die Gemahlin des M. Marzellus, und heirathete nach dem Tode desselben den Triumvir M. Antonius, um durch dieses Bündniß die Freundschaft zwischen ihm und ihrem Bruder desto mehr zu befestigen. Bezaubert von den buhlerischen Reizen einer Kleopatra, fand er sicher aber keinen Geschmack an der geistvollen Schönheit der Oktavia, deren Sittsamkeit und Tugend seinen zügellosen Lüsten keine Befriedigung zu gewähren versprach. Sie folgte ihrem Gemahl nach den Morgenländern, und brachte mit ihm den Winter zu Athen zu, wo er sich den ausschweifendsten und üppigsten Vergnügungen überließ, ohne daß er, wie es scheint, seiner Gemahlin Geschmack daran beibringen konnte. Bald darauf entstanden neue Mißverständnisse zwischen dem Antonius und Oktavianus, welche sie aber durch ihre unwiderstehlichen Bitten wieder zu beseitigen wußte. Nachdem sie ihren Gemahl, der gegen die Parther in den Krieg ziehen wollte, bis Corcyra begleitet hatte, kehrte sie auf seinen Befehl nach Italien zurück, um bei ihrem Bruder zu bleiben. Er beging jetzt mehrere unbesonnene Handlungen, welche den alten Groll des Oktavius aufs neue rege machten. Um einen scheinbaren

Vorwand zum Bruche mit ihm zu haben, befahl er der Oktavia, zu ihm zu reisen, weil er gewiß glaubte, daß er sie nicht annehmen würde. Diese Vermuthung traf auch richtig ein. Antonius vergnügte sich mit seiner Kleopatra zu Leukokome oder Leukopolis, als Briefe von der Oktavia, welche schon bis nach Athen gekommen war, anlangten, worin sie ihm meldete, daß sie bald mit Geschenken und Truppen bei ihm sein werde. Dieser Besuch war besonders der Kleopatra sehr unwillkommen, und sie ließ daher nicht eher ab, ihren Geliebten zu bitten, bis er seiner Gemahlin Befehl zur Rückkehr geschickt hatte. Oktavians Wunsch war also erfüllt; aber noch einmal besänftigte das edle Weib seinen Unwillen. Sie bewies gegen beide gleiche Zärtlichkeit; nahm die Freunde ihres Mannes in Schutz, und ließ nie eher ab mit Bitten, als bis ihr Bruder die Wünsche derselben befriedigt hatte. Freilich schadete dieses Betragen der Oktavia dem Antonius in Rom weit mehr, als wenn sie Haß und Feindschaft gegen ihn gezeigt hätte. Jeder Römer, der die edle, tugendhafte, reizende Oktavia kannte, mußte mit bitterm Unwillen gegen einen Mann erfüllt werden, der ein solches Weib verachten, ihr eine Buhlerin vorziehen, und diese mit den unsinnigsten Geschenken überhäufen konnte. Endlich geschah der letzte und empfindlichste Schlag für Oktavien; ihr Gemahl verstieß sie. Sie gehorchte, ohne sich zu beklagen, und nahm alle seine Kinder mit sich in ihr Haus, den ältesten Antyllus ausgenommen, der bei dem Vater war. Bald darauf hatte sie den Schmerz, den bürgerlichen Krieg wirklich ausbrechen zu sehen. Sie starb endlich im Jahre Roms 742, von ihrem Bruder und ganz Rom aufs schmerzlichste betrauert.

Octavius oder Octavianus, s. Augustus.

Octroy, das über den Handel mit gewissen Waaren ertheilte Privilegium oder Monopolium; 2) die mit einem solchen Vorrechte begabte Person oder Handelsgesellschaft; — octroyren.

Ocular-Glas, das Augenglas oder dasjenige, welches sich bei einem Fernrohre u. dgl. dem Auge zunächst befindet. Ocular-Inspection, Besichtigung, Beaugenscheinigung. Ocular-Zeuge, Augenzeuge.

Oculiren, Aeugeln, heißt, von einem guten Zweige ein Auge ausheben und dasselbe in einen wilden Zweig zwischen Holz und Rinde einschieben. Es können dadurch die erstjährigen Kernstämme veredelt werden und die leichte Wunde, die man den Stämmchen dadurch beibringt, verwächst schon im ersten Jahre. Man oculirt in das treibende Auge oder in das schlafende Auge, eine Bemerkung, die von der Zeit herrührt, in welcher diese Verrichtung vorgenommen wird. Das Oculiren in das treibende Auge geschieht sowohl im Frühjahre, wenn die Bäume im ersten Saft stehen und das Auge die meiste Nahrung bekommen kann, als um Johanni. Ersteres ist vortheilhafter als letzteres, denn man hat dabei den Vortheil, das Oculiren noch einmal wiederholen zu können, wenn das erste nicht gerathen ist. Es heißt darum oculiren ins treibende Auge, weil das eingesetzte Auge noch in demselben Sommer zu treiben anfängt. Das Oculiren in das schlafende Auge geschieht von der Hälfte des Junius bis Ende Augusts, so lange sich die Rinde noch von den Stämmen löset und es wird darum so genannt, weil das Auge in diesem Jahre nicht mehr treibt, sondern den ganzen Winter gleichsam schläft und erst im kommenden Frühjahre zu treiben anfängt. Hierzu gehört auch noch das Oculiren im Winter, welches von der Mitte des Novembers an, den ganzen Winter hindurch geschehen kann. Eine Hauptsache bei den Oculiren im Frühjahre oder Sommer ist es immer, daß man die Zeit beachtet, da sich die Rinde gut vom Holze ablöst. Daher soll man dieses, ehe man zu oculiren anfängt, allemal am Wildlinge zuvor probiren,

weil man im Frühjahre leicht damit zu früh, im Sommer hingegen zu spät kommen kann. Zum Oculiren in das treibende Auge werden die Augen von Schossen genommen, die im vorigen Sommer getrieben sind und zum Oculiren ins schlafende Auge die diesjährigen Sommerschossen. Man oculirt junge, 2 — 3jährige Stämmchen in den Schaft, etwa 6 — 8 Zoll über der Erde und ältere Bäume in die Aeste. Man wählt dazu sowohl am Stamme als Aste die glattesten Stellen und zwar beim schlafenden Auge die Stelle nach Morgen, damit zur Zeit des Oculirens die Mittagssonne nicht so heftig auf das eingesetzte Auge wirke, und beim treibenden Auge di eMittagsseite, weil hier im Frühjahre der Saft am flüssigsten ist.

Oczakow (spr. Otschakow), Stadt im russischen Gouverement Cherson, nahe beim Einfluß des Dnepr in das schwarze Meer, mit 80 Häusern, einem kleinem Hafen, in dem jährlich an 90 Fahrzeuge einlaufen, Quarantaine, Matrosenkasernen, Handel von den hierwohnenden griechischen, jüdischen armenischen und russischen Kaufleuten betrieben; die Einfuhr beträgt 168,434 und die Ausfuhr 99.563 Rubel. Die ehemals berühmte Festung, die 5000 Einwohner hatte, wurde bei der Eroberung derselben durch die Russen unter Suwarow am 17. Dec. 1788 zerstört. In dem darauf folgenden Frieden 1791 wurde die Stadt und Landschaft von den Türken an die Russen abgetreten. Die umliegende Gegend ist meist holzlose Steppe, und wird von Tataren und Kosaken zur Viehweide benutzt.

Ode, eine Gattung lyrischer Gedichte, die sich durch einen ihr eigenen Charakter von dem Liede und der lyrischen Erzählung auszeichnet. Dieser Charakter besteht 1) in der großen Lebhaftigkeit der Empfindungen, sowohl des äußern Sinnes, als des innern, der Gefühle für das Wahre, Schöne, Gute. Die Ode zeigt allemal von einem Drange, sich dieser Gefühle zu entledigen. Der Odendichter kann nicht schweigen, er muß singen. Die Stärke des Gefühls zerdrückt ihm das Herz. Daher bereitet die Ode niemals vor, sondern läßt die Empfindung sogleich hervorspringen:

Rectius vives Licini etc. Horat.

Wie lang' zerfleischt mit eigner Hand
Germanien sein Eingeweide. Uz.

2) In der transscendenten Darstellung, um mit Kant zu reden, immanenter Gegenstände. Was der Odendichter sieht, hört, erfährt, das sieht er nicht in dieser, das sieht er in einer andern Welt, mit ganz andern Augen, aus einem ganz andern Lichte. Aus seiner Seelenkraft kommt nicht was er jetzt denkt und empfindet. Es kommt von außen, von einem Gotte in sein Herz.

Mit sonnenrothem Angesichte
Flieg ich zur Gottheit auf; ein Strahl von ihrem Lichte
Fällt auf mein Saitenspiel ꝛc. Uz.

Ueberall waltet eine ausserordentliche Vorsehung über ihn; überall geschehen Wunder:

Namque me silva lupus in Sabina,
Dum meam canto Lalagen, et ultra
Terminum, curis vagor expeditis,
Fugit inermem. Hor.

3) In der kühnen Verbindung der Ideen, regellosem Uebergange von einer Empfindung zu der andern, und dem Verweilen bei der, die den Dichter zuletzt am meisten begeistert, worüber er oft die Empfindung, die ihn im Anfange belebte, ganz zu vergessen scheint. Dahin gehört Horazens 3te Ode des ersten Bandes. 4) Was den Ausdruck betrifft, so reicht die Sprache des gemeinen Lebens nicht hin, für seine, das gemeine Leben überfliegende Ideen. Er schafft sich eine neue, spricht nur in Tropen und je kühner sie sind, um desto willkommener.

— — per audaces nova dythyrambos
verba devolvit. —
Eurus equitat undis. — — — — —
Rectius vives, Licini, neque altum
Semper urgendo, neque, dum procellas
Cautus horrescit, nimium premendo Littus iniquum.

Je transscedenter und erhabener die Gegenstände sind, die den Odendichter begeistern, desto mehr fühlt er sich in seiner Sphäre, und das ist der Fall in den Psalmen und Hymnen, religiösen Oden, zur Verehrung und Bewunderung der Gottheit (wahren oder falschen) gedichtet. Ps. 139.

— — — Valet ima summis
Mutare, et insignia attenuat Deus,
Obscura promens: hinc apicem rapax
Fortuna cum stridore acuto
Sustulit, hic posuisse gaudet. Hor.

Hierin besteht der wesentliche Charakter der Ode; Leidenschaften bis zum Affekt verstärkt, Staunen, Bewunderung, Begeisterung, schaffende Phantasie. Dieser Charakter unterscheidet sie hinlänglich von dem sanften Liede, worin der Dichter dieser Welt nicht entflieht, und in seinen Empfindungen in den Schranken der Mäßigkeit bleibt, beim Becher fröhlich ist, aber nicht wie ein Trunkener jauchzt; beim Schmerze jammert, aber sich nicht von Eumeneiden gefoltert fühlt. Was es schwerer gemacht hat, den Charakter zu bestimmen, ist dieses, daß der Uebergang vom Liede zur Ode in dem Augenblick geschieht, da die Empfindung anfängt leidenschaftlicher zu werden, und die Begeisterung phantastischer. Von dieser Art sind viele Oden des Horaz, z. B. I., 4. Einige darunter sind Lieder, aber nicht von minderm Werthe, als die Oden, z. B. I., 20. Am wenigsten dürfte man dem anacreontischen Getändel den Namen der Oden, in diesem bestimmten, wiewohl nicht griechischen Sinne geben, nach welchem unter Ode ein jedes kleines lyrisches Gedicht verstanden wird. Das Versmaas der Ode hängt von der Beschaffenheit der darzustellenden Empfindung ab; der Ausdruck eines kräftigen, männlichen Gefühls fordert den Jambus; der einer sanften, weiblichen Empfindung den trochäischen Vers. In dem Gebiete der romantischen Poesie vertritt die Canzone die Stelle der Ode, doch ist sie, dem Geiste der Romantik gemäß, mehr elegischer Natur, indem sie nicht sowohl in einer unmittelbaren Darstellung des innern Lebens, als in einer gemüthlichen Beschauung desselben besteht, so daß sie nicht ganz unpassend einem musikalischen Selbstgespräche verglichen worden ist. Was die Literatur der Ode betrifft, so war den Hebräern der Schwung der höhern Lyrik nicht fremd, wenn sie auch, dem Geiste ihrer Dichtkunst gemäß, eine regelmäßige Form der Ode nicht kannten. Der Gesang Deborahs und ein Theil der Psalmen gehören hieher. Vergl. Herder über den Geist der hebr. Poesie. Von den Griechen nennen wir nur Pindar, von den Römern Horaz, unter den Neuern den Ital. Petrarka; die Franzosen J. B. Rousseau und den jüng. Racine, die Engländer Waller, Dryden, Pope, und die Deutschen Haller, Hagedorn, Cramer, Uz, Ramler, Klopstock, Lavater, Denis, die beiden Grafen Stolberg, Voß, Kosegarten, Herder.

Odessa (vor 1796 Kojabey mit einigen Romandenhütten) 48° 17′ 35″ L. 29′ 30″ V. Stadt im russischen Gouvernement Cherson, 312½ Werste von Jassy, in einer ungesunden Gegend, am Liman Atschi, zwischen den Mündungen des Dniester und Dnepr, vom Herzog von Richelieu neu erbaut, mit Mauern, 1816 mit 1789 steinernen und 22 hölzernen Häusern, 250 Magazinen, 1817. 26.000 Einwohnern, worunter viele Griechen und Juden, 7 Kirchen, Synagoge. Diese wichtigste Handelsstadt des südlichen

Rußlands hat einen durch die Citadelle geschützten Hafen, der vom 10. Mai 1817 an auf 30 Jahre ein Freihafen, durch Dämme in 3 Theile getheilt ist, und ein Quarantainehaus hat; Lyceum mit 70 Schülern, Töchterlehranstalt, Schiffahrts- und Handelsschulen, italienisches und russisch-griechisches Theater, öffentliche Bäder, weitläuftige, aus 16 Gebäuden bestehende Casernen; Puder-, Pomaden-, Seife-, Tuch-, Seidefabriken, Schmieden, Brauereien, Brennereien, Schiffswerfte, Bank, Handelstribunal, Börse, Basar, (Kaufhaus); Hauptstapelplatz für den Handel von Podolien, Volhynien, Ukraine, besonders Getreidehandel. Zur Aufmunterung des Handels und des Gewerbfleißes erhielt es 1804. 25 Freijahre. Im Jahr 1816 liefen 1866 Schiffe aus und 846 ein; die Ausfuhr betrug 5.406.000 und die Einfuhr 408.60 Rubel, außer dem baaren Gelde. Unter den 1817 angekommenen 1006 Seeschiffen waren 464 russische, 139 englische, 183 östreichische, 43 französische, 51 türkische, 50 schwedische, 39 sardinische 6 neapolitanische, 2 sicilische, 19 spanische und 7 dänische ꝛc. Ihr Hafen wurde durch den Senatsbeschluß vom 8. Februar 1817 zum Freihafen auf 30 Jahre erklärt, in dem alle ausländische Waaren (allein mit Ausschluß der Branntweine und starken Liqueurs bis zum Ablauf der Branntweinpacht von Odessa, nämlich bis zum 1. Januar 1821) frei und ohne Abgaben zu bezahlen angekommen dürfen, alle Waaren, die nach dem Tarif nicht aus Rußland ausgeführt werden dürfen, können es auch nicht aus Odessa, und wegen der Einfuhr und Ausfuhr von Waaren sind Barrieren errichtet, wo die nöthigen Bestimmungen erfüllt werden müssen. Odessa erhält eine Bank für ausländische Münzen. Die Stafettenpost nach St. Petersburg macht den Weg in 9 Tagen. Im Jahr 1803 brachten die Zölle jährlich 28.000 Rubel ein, 1817 über 1 Million; die Branntweinpacht betrug damals 18.000, jetzt 376.000 Rubel; die Posteinkünfte damals 3000, jetzt 40.000 Rubel. — Zur Unterstützung des Lyceum von Richelieu (dem Herzog von Richelieu zu Ehren so genannt, der ehemals das dortige Gouvernement rühmlich verwaltete, und dem Lyceum eine bedeutende Summe aus der ihm verliehenen Arrende aussetzte) werden nach einer kaiserlichen Verordnug vom Mai 1817 von jedem aus Odessas Hafen ausgeführten Tschetwert Getreide $3\frac{1}{2}$ Kopeten in Silber als Abgabe erhoben. Mit dem Lyceum werden 2 Ergänzungsschulen für die Rechtswissenschaft, Nationalökonomie und die Handelswissenschaften und eine pädagogische Anstalt zur Bildung geschickter Schullehrer verbunden. Bei seiner Anwesenheit im Mai 1818 hat der Kaiser Alexander 2 Millionen Rubel zum Bau einer neuen Quarantaineanstalt und einer Wasserleitung angewiesen.

Odeum, Ὠδεῖον, bei den Griechen, in spätern Zeiten auch bei den Römern, ein öffentliches Gebäude, dessen vornehmste Bestimmung darin bestand, daß in demselben poetische und musikalische Wettstreite angestellt wurden. Das erste und älteste Gebäude dieser Art in Griechenland war aller Wahrscheinlichkeit nach das Odeum zu Athen, welches Perikles erbauete. Die Form eines Odeums überhaupt war ganz der Gestalt eines Schauspielhauses gleich, nur daß es gemeiniglich einen kleinern Umfang hatte, und mit einem Dache bedeckt war. Das zweite Odeum ist ohne Zweifel dasjenige, was sonst der Pnyx hieß, und ein öffentlicher Versammlungsort für die Bürger Athens war. Diese Bestimmung hatte der Ort in ältern Zeiten gehabt, nachher aber war sie wahrscheinlich verändert worden, und als das Volk aufgehört hatte, sich daselbst zu versammeln, so bediente man sich dieses Gebäudes zu poetischen und musikalischen Wettstreiten, welches auch noch zu den Zeiten des Pausanias geschah. Das dritte Odeum in Athen war das, welches Herodes Atticus, der unter Kaiser Hadrian lebte, zum Andenken seiner Gemahlin Regilla erbauet hatte. Außerdem gab es auch in andern Städten

Griechenlands Odeen, welche darin wahrscheinlich dem Beispiele der Athener folgten. Man hat aber nur wenig Nachrichten von ihnen. Bei den Römern wurden erst in spätern Zeiten, unter den Kaisern, Odeen gebauet. Nach dem, was wir aus alten Schriftstellern wissen, befanden sich daselbst nur zwei Odeen. Das erste Gebäude dieser Art war ohne Zweifel das, was Domitian erbauen ließ. Das zweite Odeum wurde auf Trajans Befehl von dem Baumeister Apollodor erbauet.

Odin, s. Nordische Mythologie.

Oedipus, ein Sohn des Lajus und der Jokaste oder Epikaste. Dem Lajus hatte ein Orakel verkündigt, daß ein Sohn, mit der Jokaste erzeugt, ihn umbringen würde. Um ein so schreckliches Unglück zu vermeiden, enthielt er sich Anfangs alles ehelichen Umgangs mit seiner Gemahlin; aber von Wein berauscht überließ er sich doch einst zu sehr seiner Zärtlichkeit, und zeugte mit ihr einen Sohn. Der künftige Vatermörder hatte also sein Daseyn, und Lajus konnte es unmöglich über sich gewinnen, ihn als Sohn zu erziehen; er gab ihn einem Hirten, der ihn auf dem Berge Cithäron aussetzte, nachdem ihm Lajus vorher die Knöchel durchbohrt hatte. Aber das Schicksal hatte seinen Tod nicht beschlossen. Er wurde von dem Hirten des korinthischen Polybus gefunden, der ihn seiner Gemahlin Periböa brachte, welche ihn, da sie kinderlos war, mit Freuden aufnahm, und seine geschwollnen Füße mit heilenden Säften bestrich. Der geschwollnen Füße wegen gab sie ihm den Namen Oedipus, von οἰδεῖν anschwellen und πους Fuß. Der junge Oedipus wurde nun vom Polybus erzogen, und bald zeichnete er sich vor allen seinen Gespielen durch Stärke und Geschicklichkeit aus. Er ging nach Delphi, um das Orakel zu fragen seiner Zukunft wegen, und dieses, ohne ihn bestimmt über seine Eltern zu belehren, gab ihm den Rath, nicht in sein Vaterland zurückzukehren, weil er sonst in Gefahr kommen könnte, seinen eigenen Vater zu tödten und seine Mutter zu heirathen. Er beschloß demnach, immer noch seine Pflegeeltern für seine wahren Eltern haltend, Korinth zu vermeiden, und nach Theben zu gehen. Als er noch in Phozis war, begegnete ihm Lajus, der sich auch nach Delphi begeben wollte, um über seinen Sohn Kundschaft einzuziehen. Sie stießen in einem engen Wege auf einander. Der Herold des Lajus, Polyphontes, verlangte trotzig, daß jener ihm weichen sollte, und da dies nicht gleich geschah, tödtete er seine Pferde. Dies reizte den Zorn des Oedipus so sehr, daß er den Polyphontes und den Lajus erschlug, und nun seinen Weg ungehindert nach Theben fortsetzte. Als er hier ankam, war alles durch ein Ungeheuer, die Sphinx, in die größte Bestürzung gesetzt; weil es jeden, der seine Räthsel nicht errieth, mit dem Tode bestrafte. Dieses Schicksal hatte unter andern auch Kreons Sohn gehabt, und der Vater hatte daher bekannt machen lassen, daß derjenige, welcher das Räthel lösen würde, den Thron von Theben und des Lajus Witwe, Jokaste, zur Belohnung haben sollte. Oedipus löste das Räthel, die Sphinx stürzte sich nun von einem Felsen herab, und er erhielt die versprochene Belohnung. Bald darauf starb Polybus zu Korinth, und da er ihn als seinen Vater betrauren wollte; so entdeckte ihm Periböa, daß er nur ihr Pflegesohn gewesen sey, und erzählte ihm die Umstände, unter denen er auf dem Berge Cithäron gefunden worden sey. Auf weitere Nachforschungen berichtete ihm der Hirt Itemates, der ihn ausgesetzt hatte, daß er der Sohn des Lajus sey. Nun erblickte er bebend den Abgrund von Verbrechen, vor welchem er stand. Er hatte seinen Vater getödtet und seine eigene Mutter geheirathet. Voll Verzweiflung stach er sich selbst die Augen aus, und begab sich freiwillig ins Exil. Als er mit geblendetem Gesicht seine Vaterstadt verließ, ging er, von seiner Tochter Antigone, die ihn in seinem unglücklichen Zustande nicht verlassen wollte, begleitet nach Kolonos, einem ansehnlichen Orte in Attika, wo er

sich als Büßender in den Hain der Eumeniden begab, und vom Theseus aufgenommen wurde. Bald darauf befreite ihn der Tod von seinen Leiden. Die Geschichte des Oedipus war ein beliebter Gegenstand der griechischen Tragiker. Der Oedipus des Aeschylus und Euripides ist verloren gegangen, vom Sophokles dagegen haben sich noch zwei Stücke erhalten, welche die Fabel des Oedipus behandeln. Auch Seneka hat die nämliche Mythe bearbeitet.

Odoaker, König der Heruler, wurde zu Rom erzogen, war aber von niederer Herkunft, so daß man nicht einmal sein Vaterland kennt. Durch Muth und Tapferkeit ausgezeichnet, wählten ihn in der zweiten Hälfte des 5. Jahrhunderts die aus Ruziern, Herulern, Turcilingen und Scyrren bestehenden römischen Miethstruppen zu ihrem Anführer, und er setzte Kaiser ein und ab. Das römische Reich, der Tirannei des Orestes und seines Sohnes Romulus Augustulus überdrüßig, war nach einer Aenderung lüstern und unterstützte seine Pläne. Als Orestes nach Pavia flüchtete, folgte ihm Odoaker, nahm die Stadt und ließ den Orestes hinrichten. Er nahm hierauf den Königstitel von Italien an, entsetzte Romulus Augustulus in Ravenna des Reichs und verwies ihn nach Campanien. Odoaker beherrschte außer Italien, Vindelicien, Rätien und Norikum, bis endlich 489 die Ankunft des Königs der Ostgothen, Theodorich, seiner Herrschaft ein Ende machte; denn nach dem Verlust von einigen Schlachten und nach verzweifelter Gegenwehr in Ravenna, ergab er sich unter vortheilhaften Bedingungen, wurde aber 493 von Theodorich bei einem Gastmale erstochen.

Odyssee, s. Homer.

Ofen, ungr. Buda, 36° 42′ 15″ L. 47° 29′ 44″ N. B. königl. Freistadt und stark befestigte Hauptstadt von Ungern in der Gespanschaft Pesth, an der Donau, über die eine Schiffbrücke führt; 47 Meilen von Brünn. Sie besteht aus der obern Stadt, die mit dem Schloß auf einem felsigen Berge liegt; der Wasserstadt, aus der man auf einer Schiffbrücke über die Donau in die Stadt Pesth kommt; dem Neustift, in welchem die 52 Schuh hohe Dreifaltigkeitssäule sich befindet, und der Raizenstadt (Taban) mit dem Sitz eines nicht unirten griechischen Bischofs. Sie hat 2923 Häuser, 1805. 28,500 Einwohner, ohne Militair und Fremde; ein prächtiges königliches Schloß, wo die Reichskrone verwahrt wird, 4 katholische und 1 griechische Kirche, Waisenhaus, Krankenhaus, Lazareth; Sitz der Palatins, der Königl. Statthalterei und Hofkammer, Septemviral- und Tavernikaltafel-Studienkommission, Generalkommando von Ungern, Provinzialkommissariat, Oberpostamt, Dreißigstamt; Zeughaus, Sternwarte, Königl. Archigymnasium (1817 mit 375 Schülern,) Königl. Primar-Trivialschule, Theater, Universitäts-, walachische illyrische und servische Buchdruckereien, Buchhandlung; 3 catholische Manns- und 4 Nonnenklöster, Elisabethinerinnenstift; Stückgießerei, Messer-, Kupfergeschirr-, Faience-, Tabak-, Leder-, Seidenfabriken; berühmte Bäder, als das Kaiser-, Sprenger-, Raizen-, Bruck- und Blocksbad; auf den der Stadt gehörigen 6,080,000 Quadratklaftern Weinland werden im Durchschnitt jährlich 237,000 Eimer rother Wein gewonnen, wovon 173,000 Eimer für den fremden Verkauf bleiben; Handel mit 50 Kaufleuten. In der Donau liegt die reizende Margarethen-insel, und vor der Stadt der St. Gerhards oder Blocksberg mit der pesther Sternwarte. Die Stadt hieß ehemals Neuofen, zum Unterschied von der ehemaligen Stadt und dem nunmehrigen Flecken Altofen, und kam 1530 in die Hände der Türken, denen sie erst 1686 von den kaiserlichen, baierischen und brandenburgischen Truppen unter dem Herzog von Lothringen im Sturm entrissen wurde. Bei dieser Belagerung wurde das Schloß zerstört, das die K. K. Maria Theresia wieder herstellte, und der neuen Universität einräumte

die 1777 von Tyrnau nach Ofen verlegt, 1780 eingeweiht und in der Folge nach Pesth verlegt wurde. Das ehemalige Bergschloß Plinten- oder Blendenburg, auch Wischegrad (Visegrad) bei Ofen ist itzt ein Steinhaufen, und die darunter liegende ehemals ansehnliche Stadt an der Donau, in der ein Königl. Schloß war, itzt ein Marktflecken. Die Stadt verlor am 5. Sept. 1810 durch eine fürchterliche Feuersbrunst an 600 Häuser, die Land- und Schiffbrücke ꝛc.; der Schaden steigt an 6 Millionen Gulden.

Ofen, eine Geräthschaft, um das Feuer vortheilhaft auf solche Dinge, welche durch dasselbe bearbeitet werden müssen, wirken zu lassen. Der Zweck bestimmt die jedesmalige Bauart des Ofens. Ueber den chemischen Ofen s. Chemie. Andere Einrichtungen erfordern die Stubenöfen, welche auf gleichmäßige Erwärmung der Zimmer mit Ersparniß von Brennmaterial abzwecken; die Kochöfen, die darauf berechnet sind, das Feuer auf einen Raum wirken zu lassen, in welchem Speisen gekocht werden sollen; Backöfen, die niedrig gebaut werden, weil nur flache Brode und Kuchen in ihnen erhitzt werden sollen; Töpferöfen, die vorzüglich guten Zug haben müssen, weil die in ihnen hart zu brennende Waare eines starken Grades von Feuer bedarf; Probieröfen zum Antreiben des Goldes und Silbers, die aus einem kleinen gewölbten Raume (Muffel) bestehen, der mittelst eines gut zu heizenden größern, ihn umgebenden Ofens heizbar ist. Ebenfalls bedarf man zum Salzsieden, Kochen der Farbbrühen, des Zuckers u. s. w. verschiedener, meist sehr einfacher Oefen. Zusammengesetzter sind die Oefen in der Hüttenkunde; ihre Form und Gestalt ist verschieden, je nachdem sie nur zum Rösten der Erze oder zum Ausschmelzen dienen sollen, auch richtet sich die Form nach dem zu bearbeitenden Metalle, selbst nach der verschiedenen Erzart eines und desselben Metalles. Röst- oder Brennöfen sind Reverberiröfen. sie haben einen Feuerherd nebst Aschenfall, einen Röstungraum nebst Trockenherd, Flugstiebekammern, wo die verflüchtigten Metalltheile sich sammeln, und einen Ausflugskanal oder Esse. Diese Esse ist mit einem Giftfang verbunden, sobald bei Röstung sich nutzbare Theile verflüchtigen. Der Feuerherd ist bei dem Fuchs unter dem niedrig gewölbten Röstherde, aus jenem steigt an der Seite die Flamme in diesen hinein und über ihn weg. Bei andern liegt der Feuerherd neben dem Röstherde oder zwischen zweien zu beiden Seiten. Zuerst wird das gepochte Erz durch gelindes Feuer darauf getrocknet, dann bis zur Entzündung erhitzt, endlich wenn diese nachläßt noch 2 Stunden lang sehr stark geröstet und immerwährend umgerührt. Schmelzöfen kann man vorzüglich in vier Klassen eintheilen: in Schachtöfen mit Gebläse, Reverberiröfen mit und ohne Gebläse, Schmelzherde mit und ohne Gebläse, Tiegelöfen mit und ohne Gebläse. Schachtöfen sind in ihrer Bauart zwar sehr verschieden, kommen aber darin überein, daß ihr Haupttheil aus einem vertikal aufsteigenden Canale (Schacht) besteht, in dem man das Erz schichtweise mit Kohlen einsetzt und mittels eines Gebläses verschmelzt. Hierher gehört der Hohofen, der in Deutschland erfunden und seit 1727 eingeführt worden ist. Er wird vorzüglich zum Ausschmelzen der Eisenerze angewendet, erst langsam erwärmt, dann mit Kohlen und Erzen von oben vollgeschüttet; sind diese geschmolzen, so wird die fließende Masse unten durch die rinnenartige Spur abgelassen, oder in Kellen ausgeschöpft. Ein solcher Ofen kann, wenn er stark genug im Steine ist und gutes Gebläse hat, mehrere Jahre ununterbrochen im Gange (in der Hüttenkampagne) seyn. Der Blauofen zum Eisenschmelzen ist niedriger als der Hohofen und dient nur zu leichtflüßigen Erzen. Stücköfen und Floßöfen werden jetzt wenig mehr gebraucht. Reverberiröfen sind so beschaffen, daß die zu schmelzende Masse nicht, wie bei jenen, schichtweise gemengt eingetragen wird, sondern auf einem eignen Heerde durch nebenbei angebrachtes Feuer in Fluß kommt. Da die Flamme

hier wenig reducirt, so schmilzt man unter Zusatz von Reducirmitteln oder braucht sie mehr zum Oxydiren, wie das der Fall mit den Trieböfen ist, auf denen Gold und Silber durch Oxydation des zugesetzten Bleies von fremden Metallen gereinigt werden. Schmelzherde bestehen aus runden oder viereckigten Vertiefungen von Thon, Kohlenstaub, festen Steinen, auf welchen das Metall durch Luftzug oder Gebläse in Fluß gebracht wird; hierher gehören der Saigerherd und Silberfeinbrennherd. Tiegelöfen bestehen aus größern oder kleinern Schacht- und Reverberiröfen, in denen sich Tiegel von Thon, Eisen ꝛc. befinden und in welchen die Masten geschmolzen werden. Diese Oefen passen nie für große Massen, höchstens für Reinigung der Metalle, doch wird Smalte und Messing auf diese Art behandelt. Das Materiale, woraus solche Oefen erbaut werden, besteht aus Bruchsteinen, Granit, Prophyr, Sandstein oder aus künstlichen Steinen, die gleich Backsteinen aus unschmelzbaren Tonmassen gemengt werden.

Offenbach, 1) Stadt in der Standesherrschaft des Fürsten von Isenburg-Birnstein, im großherzogl. hessischen Fürstenthum Oberhessen, am Main, über den die Schiffsbrücke Wilhelmsbrücke führt, mit 700 Häusern, 4000 Einwohnern, worunter viele Juden; Residenzschloß, eine lutherische, eine französisch- und eine deutsch-reformirte Kirche, Synagoge, Waisenhaus; Sitz der fürstlichen Regierung und Kammer, Sammlung von aufgestopften in Deutschland einheimischen Vögeln (7000 Stück), Schnupftabak- (mit 120 Arbeitern, die täglich 60—80 Centner Marokko und jährlich 3000 Centner Karotten liefern), Leinwand-, Wagen- (mit 120 Arbeitern), Savian-, Seidenzeug-, Strumpf-, Band-, Hut-, Faience- und Toreutikawaaren-, Tabaksdosen- (jährlich 5000 Dutzend, auch andere Artikel aus Papiermaché), lakirte Blech- (mit 60—70 Arbeitern), Bijouteriewaaren- (mit 50 Arbeitern, die mit dem Schmelzen des Goldes, dem Schlagen und Ziehen desselben zu Blech und Draht, der Vorbereitung desselben zur Arbeit der großen und kleinen Artikel, dem Graviren, Emailliren, Schleifen der Karneol- und anderer Steine, dem Farbensetzen, dem Schuillochiren, der Polissage und Arivage, der Verfertigung der dazu nöthigen Maschinen und aller Emaillen sich beschäftigen), Wachslichte- (verkauft jährlich auf 6000 Pfund Lichte), Runkelrübenzucker-, Woll-, Bleiweiß-, Wagenbalken-, Karten-, Matten-, Chokolade-, Handschuh-, Seifen-, Wachstuch-, Gewichtfabriken; Woll- und Seidenfärberei, Schönfärberei in Wolle; zwei Buch-, eine Stein- und eine Notendruckerei; schweizerische und Kunstbleicherei, Gold- und Silberspinnerei, Goldschlägerei, Goldscheiderei, Schriftgießerei, Formschneiderei, Baumwollspinnerei (auch eine mechanische), Stocklakirung, Kunstkorbflechten; auch verfertigt man Plüsch, Kafta, Posamentirwaaren, Fortopiano-Klaviere, musikalische Darmsaiten, Luxuskörbe, Perlengeflechte, Regen- und Sonnenschirme, Blattgold und Silber, Oblaten, Siegellak, Uhren, Talglichte, Pfeifendeckel, Pfeffernüsse ꝛc.; Buchhandlung, Handel auch mit Wein ꝛc., durch Frankfurts Nähe belebt, wohin täglich ein Marktschiff geht. Die Stadt war sonst die Residenz einer Linie der Grafen von Isenburg, die 1780 ausstarb, worauf die fürstl. isenburg-birsteinische Linie znm Besitz kam. 2) Ein Dorf im baierischen Rheinkreise, Canton Landau, mit 1128 Einwohnern uud Kirchen der drei Religionsparteien.

Offenbarung, göttliche, übernatürliche, unmittelbare. Die übernatürliche Offenbarung ist das Wunder, wodurch die Geschichte, welche die Erzählung der Wunder des Ursprungs einer Religion beglaubigen soll, entstanden ist. Man nennt aber auch die Geschichte selbst, welche den Ursprung einer durch Wunder beglaubigten Religion, das Leben des Stifters derselben, seine Lehren und Thaten, seine Vorschriften und An-

ordnungen, erzählt, die Offenbarung. So nennen wir z. B. das Wunder (der Eingebung), wodurch die Urkunde (Bibel) entstanden ist, auf der die Beglaubigung der christlichen Lehre beruht, Offenbarung. Aber wir nennen auch diese historischen Nachrichten (von dem, was Gott von uns fordert, für uns thut und gethan hat, und wie er seinen Willen bestätigt hat) selbst die Offenbarung. Die Offenbarung ist also das Wunder, durch welches uns gewisse Glaubenssätze der Religion überliefert wurden. Diese Glaubenssätze soll die geoffenbarte Religion als nothwendig vortragen, sie sollen nicht als solche durch die Vernunft erkannt werden können, gleichwohl aber doch allen Menschen auf alle künftige Zeiten mitgetheilt werden. Die unmittelbare Offenbarung kann aber niemals beweisen, daß das, was sie lehrt, wirklich von Gott sei; sondern es muß durch die Vernunft untersucht werden, ob das, was sie lehrt, von Gott herrühren, oder doch sein Wille seyn könne oder gar müsse. Das, was Gottes Wille seyn muß, sind unsre Pflichten, kann durch die Vernunft als göttliches Gebot erkannt werden, und ist, nebst einigen Lehren, welche bei unsern Pflichten als nothwendig vorausgesetzt werden, die eigentliche Religion (Inbegriff unserer Verbindlichkeiten in Beziehung auf Gott); das, was göttliche Offenbarung seyn kann, ist der Inbegriff gewisser Lehren und zufälliger (statutarischer) Vorschriften, und ist nicht sowohl Religion, als vielmehr Theologie (Lehre von Gott). Darum kann es auch verschiedene Glaubensarten an göttliche Offenbarung, d. i. verschiedene Formen der sinnlichen Vorstellungsart des göttlichen Willens, und ihm Einfluß auf die Gemüther zu verschaffen, geben. Das Christenthum (vergl. d. Art.) ist, so viel wir wissen, unter allen diesen Formen die schicklichste. Wenn nun der Theolog darauf dringt, daß der Glaube an jenes sinnliche Vehikel (gewisse Lehren und zufällige Vorschriften) der Religion, welches, für diese oder jene Person, für dieses oder jenes Zaltalter, zuträglich seyn kann, nothwendig zur Religion gehöre: so kann der Philosoph diese Vermengung dessen, was die Offenbarung über die eigentliche Religion Wahres enthält, als etwas Zufälliges, mit der Religion selbst, als dem Wesentlichen und Nothwendigen nicht zulassen.

Oeffentliche Meinung. In jedem Volke bildet sich über Gegenstände, die ein allgemeines Interesse haben und somit tief in sein Leben eingreifen, Ansichten und Meinungen aus, lange können sie gegeneinander im Kampfe liegen, doch muß endlich aus dieser Reibung eine siegend hervorgehen, oder besser die widerstreitenden Ideen setzen sich auf die Dauer ins Gleichgewicht, sie tauschen sich gegenseitig aus, beschränken, und berichtigen sich, und endlich wird das Wahre, Rechte und Vortheilhafte anerkannt, mehr oder weniger allgemein angenommen. Es versteht sich von selbst, daß nur das, was ein allgemeines Interesse erregt, ein Gegenstand der öffentlichen Meinung seyn kann; es müssen Angelegenheiten seyn, welche die gesammte Menschheit betreffen, als Staat und Religion. Diese beiden vereinen die höchsten Zwecke des Menschen, und an ihnen übt sich daher auch vorzüglich die öffentliche Meinung. Sie ist kein Erzeugniß eines feinen, abstrakten Denkens, nicht das Kind einer philosophisch-metaphysisch gebildeten Vernunft, der common sens der Engländer ist ihr Vater, und ihre Macht beruht mehr auf einem allgemeingefühlten Bedürfnisse, als auf einer künstlichen Gedankenentwicklung. Das Volk hat das Vortheilhafte und Nothwendige erkannt, eine Erkenntniß, die ihm bald durch die Lage der Dinge aufgedrungen wird, und dann muß es ebenfalls den Wunsch und das Streben lebhaft in sich fühlen, das einmal Erkannte ins Leben geführt zu sehen. Aus dem Herzen und den Gefühlen der Nation nimmt die öffentliche Meinung ihre gewaltige Macht, der sich auf die Dauer nichts mit Glück widersetzen wird, und was sie errichtete, oder in ihrem Geiste geschaffen wurde, erhält sie aufrecht, so lange sie selbst besteht.

In jedem Zeitalter herrschen solche leitenden Ideen, und wer zur Geschichte geht, wird finden, daß sie ihrem Wesen nach überall sich gleich waren, wenngleich ihre Formen wechselten nach den Verhältnissen. Nach dem zweiten persischen Kriege, als Griechenland zwar den furchtbaren Angriff abgetrieben hatte, aber der Riese noch immer drohend in der Nähe stand, bildete sich in Griechenland die öffentliche Meinung, daß das Nationalglück von einem muthigen, ununterbrochenem Kampfe gegen Persien abhange. In dieser Idee fand Griechenland seine Stärke. Wie hätte aber das kleine Ländchen sich gegen den Länderkoloß behaupten können, wenn in der persischen Nation die Meinung herrschend gewesen wäre, Griechenland begründe das Glück ihrer politischen Existenz? Als sich in der neuern Zeit in Europa ein Persien erhob, als Frankreich Eroberer ward, bewaffnete es die öffentliche Meinung der andern Völker, welche es im Anfange der Revolution auf seine Seite gezogen hatte, gegen sich, und rief hiermit seinen furchtbarsten Feind in die Schranken, welcher es stürzte. Die früher in Griechenland gegen die Perser gerichtete öffentliche Meinung wiederholte sich später in Asien unter Mithridates in seinem oft geschlagenen Heere stets von Neuem. Als die Philister und die andern Nachbarvölker die Hebräer drückten, die Nation im Innern geschwächt, keinen gemeinschaftlichen Haltungs- und Vereinigungspunkt hatte, entwickelte sich bei den Juden die öffentliche Meinung, daß nur ein König die Nation vom Untergange retten könne. Trotz dem Widerkampfe der herrschenden Priesterkaste, und trotz dem ausdrücklichen Verbote des mosaischen Gesetzes siegte die öffentliche Meinung, und aus dem hierarchischen Staate ward eine Monarchie und Israel gerettet. In unsern Tagen hat es sich zum Theil wiederhohlt, nur mit dem Unterschied, daß hier das Glück und dort ein Priester den Mann salbte. Wie Napoleon aus Aegypten wiederkehrte, standen um Frankreich die siegenden Feinde zum Einrücken, und das Innere schwächten Faktionen; wenn gleich Napoleon aus eigner Kraft den Konsulstuhl und später den Kaiserthron bestieg, so war doch die öffentliche Meinung, die in ihm den Retter sah, für ihn, sonst würde er sich nie so lange gehalten haben, und führte ihn selbst zum zweitenmal von Elba wieder darauf. Die Reformation lag schon lange vor Luther in der öffentlichen Meinung vorbereitet. Die Völker hatten es allgemein erkannt, und fühlten das Bedürfniß, daß eine Kirchenreform Noth thue. Was würde Luther ohne diesen Freund ausgerichtet haben? Er brachte bloß zur Sprache, was Tausende dachten und empfanden, und aus dieser Ursache wirkte er so viel. Nicht der Einzelne vermag eine öffentliche Meinung zu schaffen, zu lenken und leiten; ihre eine Wurzel hat sie in dem ewigen Charakter der Menschheit, dem ihre höchsten, wichtigsten Zwecke nie gleichgültig seyn können, und ihre andre in der Zeit, in den Weltverhältnissen und Umständen, kurz in dem, was man Schicksal nennt, und es auch allein ist.

Oeffentlichkeit. Es ist fast eine allgemeine Behauptung, daß die Oeffentlichkeit eine der ersten Bedingungen einer wohleingerichteten Staatsgesellschaft sey. Allerdings ist die Oeffentlichkeit der Verhandlungen über innere Staatsangelegenheiten ein gutes Mittel, den Unterthanen Zutrauen zu ihrer Regierung einzuflößen, und daß sie freudig einen Theil ihres Besitzthumes zu den Staatsbedürfnissen hergeben, wenn sie sehen, daß das Gegebene zum allgemeinen Besten angewendet wird; ist aber die Oeffentlichkeit der einzige Weg, dies Zutrauen zu erwerben? Eine redliche, in allen Handlungen moralisch sich zeigende Regierung, welche persönliche Freiheit und Privateigenthum achtet und deren jeder Schritt ihre rastlose, einsichtsvolle Aufmerksamkeit auf das Wohl des Ganzen bekundet, bedarf dieses Mittels nicht; die Unterthanen müssen ihr Zutrauen schenken, und werden sich der Frucht erfreuen, ohne daran zu denken, daß sie noch auf einem andern Wege hätte erworben werden

können. Uebrigens kann keine Regierung im Dunkeln wirken; verbergen kann sie, wie sie denkt, aber nicht wie sie handelt, die Resultate ihrer Wirksamkeit sind ihrer Natur nach öffentlich, und sie ist nicht im Stande zu verhüten, daß sich über ihre Thaten verschiedene Urtheile bilden, und sich endlich eine öffentliche Meinung erzeuge, ihr treuester Freund oder ihr gefährlichster Feind; hat sie den Muth, sich um diese nicht zu kümmern, so wird sie auch leicht einige Dutzend Reden und politische Broschüren übersehen. Wie kann aber die öffentliche Meinung, ein geistiges Wesen, vor die Regierung gebracht werden ohne ein körperliches Organ, d. h. ohne die Freiheit zu sprechen und zu schreiben? — Die öffentliche Meinung giebt sich auf viele andere Weise kund, selbst das düstere Schweigen eines Volkes ist nach Tacitus eine furchtbare Sprache: eine Regierung hingegen, welche die stumme Sprache des Volkes nicht merkt, und die nicht eher seine Stimmung wahrnimmt, als bis ein Dritter sie ihr aufdeckt, ist mit Blindheit geschlagen, und dürfte auch schwerlich hören. In der Oeffentlichkeit hat man gewöhnlich eine Garantie der bürgerlichen Freiheit gesehen, und läugnen läßt es sich nicht, daß sie ein guter Wächter auf der Burg Sion sey, um bei jedem Angriff auf das Heiligthum gleich ins Horn zu stoßen; doch eine bessere Bürgschaft geben sich Regierung und Volk einander. Beide bedingen sich wechselseitig, ist jene aber unmoralisch und dieses verdorben, so werden sie keinen Schutz vor dem Sturze und der Sklaverei in Garantien finden, und in diesem Falle dürfte die Oeffentlichkeit mehr schaden als nutzen. Ueberhaupt vergißt man in unsern Tagen zu sehr, daß die Oeffentlichkeit nur Mittel sey, und überschätzt daher ihren Werth; sie ist eine Achilleslanze, und es kommt auf die Hand an, welche sie führt, ob sie verletzt oder heilt. S. Preßfreiheit.

Offertorium, 1) das auf den Altar zu gewissen Zeiten gelegte Geldopfer. — 2) ein Theil der katholischen Messe kurz nach dem Glauben, wenn der Meßpriester das Opfer weiht, und der Diaconus demselben den Teller mit dem Brot darreicht.

Offiziell, was von Amtswegen oder aus obhabender Pflicht geschieht; amtlich, pflichtmäßig.

Ofterdingen (Heinrich von), auch Afterdingen und Efterdingen, mit dem Beinamen der Ehrenhafte. Von seiner Lebensgeschichte ist wenig mehr bekannt, als daß er im 12—13. Jahrh. lebte und ein berühmter Minnesänger war. Die Zeit seiner Jugend verlebte er an dem Hofe des Herzogs Leopold VII. von Oestreich. Durch seine Gedichte verbreitete er den Ruhm seines Herrn und erwarb sich einen Namen. Er reiste viel in den deutschen Landen herum; auf einer Reise ließ er sich am Hofe des Landgrafen Hermann von Thüringen mit einem andern Minnesänger, Wolfram von Eschenbach, auf der Wartburg in einen Wettstreit ein. Der Gegenstand des Kampfes war das Lob der Fürsten Hermann und Leopold. Man gerieth über die Entscheidung der Palme in Streit. Der Landgraf ließ den berühmten Klingsohr aus Ungarn kommen, und dieser entschied für Ofterdingen. Von diesem Dichterkrieg sind einige Reste in der manesseschen Sammlung vorhanden, das Einzige, was man mit Gewißheit für Ofterdingen's Dichtung ausgeben kann. Mit Wahrscheinlichkeit kann man ihm auch einen Theil des Nibelungen Liedes zuschreiben; die Vermuthung aber, daß er der Verfasser des Ganzen sey, hat so viel für als gegen sich, und dürfte eben so schwer auszumachen seyn, als ob die ganze Iliade den Homer zum Verfasser habe, oder das Werk mehrerer Dichter sey.

Og, König von Basan, oder jenes Landtheiles des verheißenen Landes, der jenseits des Jordan's zwischen dem Flusse und den Gebirgen von Galaad lag. Nach der rabbinischen Sage lebte er vor der Sündfluth und rettete sich vom Tode, indem er auf die Arche Noah's flüchtete, wo der Patriarch ihn

speißte. Nach der Bibel zog er den Israeliten bis Edrai entgegen. Moses überwand ihn, und tödtete ihn sammt seinem Volke. Og war der letzte vom Geschlechte der Raphaim. Das Bett des Riesen wurde noch lange nachher in Rabbath, der Hauptstadt der Ammoniter, gezeigt; es war neun Ellen lang, und vier breit. Doch dieser biblische Og ist gegen den rabbinischen nur ein Zwerg. In dem Kriege gegen die Kinder Israels, erzählen sie, hatte er einen Berg von 6000 Schritten im Umfange ausgerissen, und wollte ihn eben auf das Lager der Israeliten schleudern, als er, durch die Schickung Gottes, von Ameisen ausgehöhlt, über ihm zusammenstürzte; zugleich wuchsen seine Zähn so schnell, daß sie tief in den Berg drangen, der Riese sich nicht befreien, und Moses in leicht tödten konnte. Moses, selbst ein Mann von sechs Ellen, der überdies eine Streitart von gleicher Länge führte, mußte noch sechs Ellen hoch springen, um ihm am Knöchel des Fußes eine Wunde beizubringen, woran er sich verblutete.

Ogygus oder Ogyges, der älteste König, den die Fabel in Attika kennt. Er kam aus Boötien und erbaute die Stadt Eleusis. Daher wird er für des Böotus Sohn und für den Vater des Eleusus angegeben. Auch erzählt man von ihm, daß er mit sich des Jupiters und der Kadmea Tochter, Thebe, vermählete, und mit ihr die Söhne Cadmus und Eleusus, und die Töchter Aulus, Alcomene und Thelvinia erzeugte, unter welchen Alcomene die Minerva erzog. Er lebte nach Pherecydes zu den Zeiten des Phoröneus. Die ältern Mythologen wissen von ihm nichts, als daß zu seiner Zeit eine sehr große Ueberschwemmung in Attika war, deren Daseyn man gewöhnlich mit dem König Phöroneus in Argolis in einen Zeitpunkt setzte. Das Marmor-Parium fängt mit dem Cecrops die Geschichte von Attika an. Daher haben auch die echten griechischen Chronologen alles, was man von dem Ogyges erzählt, in das Reich der Fabel verworfen.

Ohio (schöner Strom) in Nordamerika, fällt in den Missisippi. Der Ohiostaat, der jüngste auf dem Erdboden, ist seit 30 Jahren aus europäischen Ansiedlern entstanden. Das Gebiet auf dem Nordwest-Ufer des Ohio ist ein fruchtbarer, meistens ebener, von sanften Hügeln durchzogener, von Flüssen und Bächen reich bewässerter, von großen Waldungen überschatteter Strich Landes unter sehr gesundem Himmelsstrich. Mitten in einer üppigen Pflanzenwelt, steigen Fichten, Eschen, Eichen und Ahorne in ungewöhnlicher Stärke auf, vor allen der prächtige Sykomore, der zuweilen 15 bis 20 Schuh im Durchmesser hat. Neben den nützlichsten Erzeugnissen des europäischen Land-, Obst- und Gartenbaues gedeihen hier freiwillig Zuckerrohr und Baumwollenstaude; eben so gut europ. Haus- und Heerdenvieh. Wilde oder schädliche Thiere sind hier so selten, wie in Europa. Auf einer Strecke von fast 100 deutschen Meilen, von Pittsburg bis zum Ohiofall, trifft man eine lange Kette von schottischen, irischen, Schweizer- und deutschen Dörfern, Städten, Weilern und Höfen. Im Jahr 1787 erhielt das Land vom Congreß seine eigne Verwaltung in 9 Bezirken; im Jahr 1802, als es über 50.000 weiße Einw. zählte, eine eigne, gesetzgebende Versammlung, und trat als selbstständiger Freistaat in den Bundes-Verein der nordamerikanischen Staaten. Im Jahr 1816 zählte es über 600.700 Einw. auf einem Flächenraume von mehr als 3000 deutschen Q. M. mit 24 größeren Ortschaften, oder Städten. Die Hauptstadt von Ohio ist Chilicothe; aber die größte ist Cincinnati, sowie die erste in Hinsicht der Sitten, Bildung und Zahl der Einwohner unter den westlichen Provinzen: hier befindet sich eine öffentliche Bibliothek, eine literärische Gesellschaft und Buchhandel. Im Norden des schönen Stromes befindet sich eine anderer weiter Landraum mit zahlreichen Niederlassungen, der 1816 unter dem Namen Indiana, als selbstständiger Freistaat in den Bundesverein aufgenommen wurde. Hier ist die blühendste Anse-

delung Neu-Schweizerland mit der Stadt Neuvevay. — John Melisch hält die Verfassung von Ohio für die beste aller übrigen nordamerik. Freistaaten. U. a. ist die Neger-Sklaverei streng verboten.

Ohnmacht, (animi deliquium, lipothymia, syncope) ist das plötzliche Aufhören der Nerventhätigkeit im Menschen, oder besser das vorübergehende Schwinden der Sinnlichkeit, denn im ohnmächtigen Zustande ist die Thätigkeit der Sinne, des Gehirns, und der die freiwilligen Muskeln bewegenden Nerven unterbrochen, die Nervensphäre hingegen, durch welche der Vegetations-Prozeß und der Kreislauf des Blutes geleitet wird, leidet entweder gar nicht, oder doch lange nicht in dem Grade der animalischen Nerven; dies beweiset der während der Ohnmacht wenig veränderte Herz- und Pulsschlag, wodurch sie sich vom Schlagfluße unterscheidet. Die vorzüglichsten Ursachen der Ohnmacht sind eine plötzliche und zu starke Verminderung der Blut- und Säftemasse durch Blutflüsse, Aderlassen, starke Diarrhoeen und Schweiße; alles was das Blut zu stark zum Kopfe oder zum Herzen treibt, worin Bäder, berauschende Getränke, Leidenschaften, Zorn, Schreck, eine überräschende Freude, ein plötzlich wirkender Kummer, heftige Gerüche gehören, gewisse Krankheiten, Brand, Nerven- und Faulfieber, organische Fehler des Herzens und der großen Gefäße. Die Ohnmacht hat mehrere Grade; mit einem gelinden Anfalle ist Schwäche, Betäubung, Schwindel, Klingen in den Ohren, Nebel, Flor vor den Augen verbunden, das Gesicht wird blaß, die Augen verlieren den Glanz, und der Körper seine Haltung. In den höhern Graden geht das Bewußtsein völlig verloren, oder es entsteht doch eine Verwirrung und Verdunklung der Vorstellungen; der Puls wird klein und matt, das Athemholen träge, die Glieder kalt, und der Kranke fällt. Der Zustand geht meist bald vorüber, und hinterläßt eine kurzdauernde Schwäche. Die Neigung zu Ohnmachten heilt man durch Hebung ihrer Ursachen. Ist Blutfluß die Veranlassung, so muß er gestillt werden; oft ist die Ohnmacht hiezu selbst ein Mittel, weil während derselben gewöhnlich die Blutung stockt; ist Schwäche, so müssen reizende und stärkende Mittel angewendet werden. Während der Ohnmacht selbst sind Naphten, Reibung der Schläfen mit Essig, starkriechende Mittel, Besprengen des Gesichts mit kaltem Wasser vortheilhaft.

Ohr, s. Gehör,

Ohrenbeichte, s. Beichte.

Ohrenklingen (tinnitus aurium) ist eine Gehörtäuschung: man empfindet ein feines, helles und durchdringendes Tönen im Ohre, das keine äußere Veranlassung hat; ein hoher tiefer Ton nennet man Ohrenbrausen. Es ist häufig aber von keiner Bedeutung, und wird nur dann erst wichtig, wenn es zum Vorläufer schwerer Nervenkrankheiten dient, deren fast beständiger Begleiter es ist.

Ohrenzwang, Ohrenschmerz (otalia). Ein höchst empfindlicher Schmerz, der in der Tiefe des Ohrs seinen Sitz hat. Er kann bald nervös, bald entzündlich, bald organisch seyn. Rheumatismus, Wasser- und Eiteransammlungen im Ohre, fremde Körper, so wie der Ausbruch des Weisheitszahnes können ihn hervorbringen. Oft ist er mit einem Ausflusse aus dem Ohre, mit Ohrenbrausen, und Schwerhörigkeit verbunden. Linderung verschaffen warme Bähungen des Ohres aus aromatischen Kräuteraufgüssen, lauwarme Milch ins Ohr gespritzt, Blutegel, spanische Fliegenpflaster hinter dem Ohre, im Nacken.

Oileus, s. Ajax.

Oekonomie, οἰκονομία, Verwaltung des Hauses, oder der Wirthschaft; Haushalt, überhaupt Anordnung und Einrichtung; daher Haushal-

tungskunst; des häuslichen Lebens Einzelner: Privatökonomie; des öffentlichen Lebens in der bürgerlichen Gesellschaft: Staatsökonomie, Staatswirthschaft im weitern Sinne (s. Cameralwissenschaft). Diese ist ein Theil der politischen Wissenschaften, und zerfällt in Nationalökonomie, oder Volkswirthschaft, und in Staatsökonomie, oder Staatswirthschaft im engern Sinne (s. Finanzsystem). — Ein Haupttheil der Privatökonomie, die Gewerbkunde, oder die Kenntniß der Gewerbe und Künste, die Producte hervorbringen, verarbeiten und umsetzen, begreift a) die Oekonomie im engern Sinne, oder die hervorbringende Gewerbkunde, welche 1) die Berg- und Hüttenkunde (s. Bergbau), und 2) die Landwirthschaft, oder Oekonomie im engsten Sinne (Pflanzenbau — Getreidearten, Futterkräuter, Gartengewächse, Handels- und Manufacturkräuter, Holzarten — und Viehzucht, nebst Jagd und Fischerei. S. d. A. Ackerbau, Forstwesen und Landwirthschaft) umfaßt; b) die Technologie, Gewerbskunde im engern Sinne, die Kenntniß der verarbeitenden Gewerbe (s. Technologie); c) die Handelskunde, oder die Kenntniß der umsetzenden Gewerbe (s. Handel). Die gesammte Gewerbkunde in ihrer Beziehung auf den Volkshaushalt in der bürgerlichen Gesellschaft gedacht, bildet die Grundlage der Nationalökonomie. S. diese unter: Staatswirthschaft. Ueber die allgemeine Gewerbkunde s. Germershausen's ökonomisch. Reallexikon. 4 Bde. 4. Leipzig 1799. Desselb. Hausvater in systemat. Ordn. 5 Thle. 8. Leipz. 1786. Rüm's prakt. ökonom. Encyklopädie. Krünitz's ökon. technolog. Encyklop. fortgef. von Flörke, dann von Korth. Der 124ste Theil (Rindviehzucht) erschien Berlin 1815. Auch ist es im Auszuge vorhanden.

Olavides (Don Pablo), Graf von Pilo, ward 1740 zu Lima, der Hauptstadt von Peru, geboren; vollendete früh seine Bildung zu Madrid, wo ihn seine Talente und Thätigkeit bald zu wichtigen Posten erhoben. Zum Sekretär des Grafen von Aranda ernannt, ging er mit der Gesandtschaft nach Frankreich. Unter dieser fröhlichen, heitern Nation verlor er sein ernstes Aeußeres, fand Geschmack an den Sitten der Franzosen und gewann ihren Nationalcharakter lieb. Nach Spanien zurückgekehrt, wurde er von Karl III. in den Grafenstand erhoben, und als Intendant von Sevilla angestellt. Hier entwarf er mehrere große und nützliche Pläne, besonders die Urbarmachung der Sierra morena. Dies Gebirge, dürre auf den Gipfeln, morastig in den Thälern und zu allen Zeiten unwirthlich, ist 27 Stunden lang und abwechselnd 4 bis 5 breit. Um dem Ackerbau und Handel dies große Gebiet zu schenken, berief Olavides Colonisten aus allen Nationen, besonders Deutsche dorthin. Ein sicherer Schutz und Beistand von Seiten der Regierung würde sie bald an den Boden und ihre Arbeiten geknüpft haben; schon erhoben sich überall in den öden Gegenden gute Wirthshäuser, Städte erstanden unter der Leitung des Intendanten, der in ihrem Innern Manufakturen errichten wollte, und deswegen viele Arbeiter aus Lyon schon an sich gezogen hatte, als schwere, wahrscheinlich übertriebene Anklagen das gute Werk unterbrachen, und der Mann, der durch glückliche Anstalten zum Ruhme und zum Glanze seines Vaterlandes gearbeitet hatte, ward auf drei Jahre in einen Kerker geworfen, und von der Inquisition zu 8 Jahren Gefängnißstrafe und Buße verdammt. Inzwischen waren seine Verdienste um Spanien zu auffallend, als daß sie vergessen werden konnten; sie begünstigten zum wenigsten seine Entrinnung. Er zog sich nach Venedig zurück, kehrte aber später in sein Vaterland heim und starb 1805 in Andalusien. Man legt ihm auch das Werk: el Evangelio en Triumfo, der Triumpf des Evangeliums oder Memoiren eines bekehrten Philosophen zu, worin die Religion gegen den Unglauben vertheidigt wird. Es ist mit Salbung und nicht ohne Kraft geschrieben, und erlebte innerhalb zwei Jahren 8 Auflagen;

doch seiner Weitschweifigkeit und Mittelmäßigkeit der Gedanken wegen, hat es seinen Leserkreis nicht außer Spanien ausdehnen können.

Oldenbarneveld, s. Barneveld.

Oldenburg, 1) deutsches Herzogthum, besteht aus dem Herzogthum Oldenburg und den Fürstenthümern Lübeck und Birkenfeld, und enthält auf 123 $^{7}/_{10}$ Quadratmeilen 225.400 Einwohner in acht Städten, zehn Flecken, an 600 Dörfern ꝛc. Das Herzogthum Oldenburg liegt 25° 20′—26° 25′ O. L. 52° 33′ — 53° 49′ N. B., gränzt im Norden an die Nordsee, im Osten an die Weser und Hanover, und enthält 107$^{1}/_{2}$ Quadratmeilen und und 173.485 Einwohner (ohne die durch den zwischen Hanover und Oldenburg am 4. Februar 1817 geschlossenen Staatsvertrag erhaltenen 5000 Unterthanen) in 7 Städten, 8 Marktflecken, 107 Kirchspielen, 611 Bauerschaften und 29.976 Feuerstellen. Im Jahr 1814 wurden 3268 geboren, 2436 begraben und 648 Paar getraut. Der Boden ist eben und gegen Ueberschwemmungen des Meeres durch Dämme geschützt. An den Flüssen ist schwerer Marschboden, sehr fett und fruchtbar; im Innern Geestland, dürr, sandig und mooricht. Die Hauptflüsse sind die Weser mit der Hunte; die Jahde und Delme ꝛc., die Leda oder Saterems, ein Nebenfluß der Ems; auch gehört ein Theil des Dümmersees hierher ꝛc. Die Einwohner sind Niederdeutsche mit plattdeutschem Dialekt, und bekennen sich der Mehrheit nach zur lutherischen Religion, die Aemter Vechta und Kloppenburg sind ganz katholisch. Auch leben unter ihnen Reformirte, die zu Varel und Jever öffentlichen Gottesdienst haben, und Juden. Die Lutheraner haben einen Generalsuperintendenten, einen Superintendenten und 80 Kirchspiele; die Katholiken einen Generaldechant und 52 Kirchspiele. Lutherische Gymnasien sind zu Oldenburg und Jever, ein katholisches Gymnasium zu Varel, und ein Schullehrerseminar zu Oldenburg. Der Stammsitz des Hauses Oldenburg, aus dem die Kaiser von Rußland, die Könige von Dänemark und Schweden (letztere vor 1818) und die Herzoge von Holstein, Schleswig und Oldenburg entsprossen sind, ist die Grafschaft Oldenburg. Der Graf Christian I. von Rüstringen erbauete 1155 Oldenburg, und nahm davon den Titel eines Grafen an. Einer seiner Nachkommen, Dietrich der Glückliche, erhielt mit seiner ersten Gemahlin Adelheid die Grafschaft Delmenhorst, und mit der zweiten Hedwig die Herzogthümer Schleswig und Holstein. Nach seinem Tode 1440 wurde der ältere Sohn Christian, der Schleswig und Holstein zu seinem Antheil erhalten, 1448 König von Dänemark, 1450 von Norwegen und 1458 von Schweden. Er hinterließ zwei Söhne, Johann, der in Skandinavien folgte, und Friedrich I., der Schleswig und Holstein erhielt, und nach Christians II. Absetzung 1523 auch zum Könige von Dänemark und Norwegen ernannt wurde. Sein erstgeborner Sohn Christian III. bekam nach des Vaters Tode 1533 die Kronen Dänemark und Norwegen, und der jüngere Adolf stiftete das Haus Holstein-Gottorp, das dem schwedischen und russischen Reiche und dem Herzogthum Oldenburg Regenten gegeben hat. Der jüngere Sohn Dietrichs, Gerhard der Kriegerische, folgte in der Grafschaft Oldenburg und Delmenhorst; aber diese Linie erlosch 1667 mit Anton Günther im Mannsstamm. Die Grafschaften fielen nun einer vom Kaiser Maximilian II. ertheilten Anwartschaft zufolge an die dänische Krone, oder das von Dietrich des Glücklichen älterm Sohne abstammende Haus Holstein; die Herrschaft Jever aber, die Graf Johann XVI. von Oldenburg 1575 ererbt hatte, kam an Anton Günthers Schwester, die sie ihrem Gemahl, dem Fürsten von Anhalt-Zerbst zubrachte. Im Jahre 1773 traf der damalige Großfürst Paul Petrowitsch aus dem ältern Aste des holstein-gottorpschen Hauses mit der Krone Dänemark wegen des ihm zukommenden Antheils von Holstein einen Tausch, indem er ganz Holstein Dänemark überließ, und dafür die Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst

eintauschte, welche er sogleich seinem Vetter Friedrich August aus dem jüngern Aste des holstein-gottorpschen Hauses abtrat. Kaiser Joseph bestätigte auch 1777 diesen Tausch, und erhob zugleich die Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst zu einem Herzogthum, dessen Besitzer auf dem Reichstag die Stimme erhielt, welche vorher die ältere gottorpische Linie geführt hatte. Da das Haus Holstein-Gottorp von 1647 bis 1756 und auch seit 1773 mittelst Verträgen fast im erblichen Besitz des Hochstifts Lübeck war, indem die bischöfliche Würde von 1647 an immer an Sprößlinge dieses Hauses übergegangen war, so wurde es im Deputationsrezeß vom 23. Februar 1803 dem Hause als erbliches Fürstenthum überlassen. Auch erhielt das Haus für die Abtretung einiger Dörfer des Hochstifts Lübeck und der Domstiftsgebäude an die Reichsstadt Lübeck und die Aufhebung des elsflether Zolls, die 1813 eintreten sollte, und nach dem am 25. August 1819 abgeschloßnen und unter die Garantie des deutschen Bundes gestellten Vergleich am 7. Mai 1820 aufhört, das hanöversche Amt Wildeshausen und die münsterschen Aemter Vechta und Kloppenburg zum Ersatz; zusammen 54 □M. mit 92.000 Einwohnern und 490.000 Gulden Einkünften. Dem ersten Herzog von Oldenburg Friedrich August folgte 1785 sein Sohn Peter Friedrich Wilhelm. Da dieser aber Gemüths krank war, so übernahm sein Vetter, der Bischof von Lübek, Peter Friedrich Ludwig, die Landesverwaltung. Er trat am 14. Oktober 1808 dem rheinischen Bunde bei; dessenungeachtet nahm Frankreich am 10. Dezember 1810 das Herzogthum in Besitz, und legte es zu den Departements der Weser- und Elbmündungen. Im Jahr 1813 erfolgte aber die gänzliche Wiederherstellung, und der wiener Kongreß überließ dem Herzoge einen Distrikt des Saardepartements, wovon das Fürstenthum Birkenfeld entstand. Eben so erhielt der Herzog von Rußland die Herrschaft Jever, und verband mit seinem Lande die Herrschaften Varel und Kniphausen. Die Verfassung des Landes ist monarchisch. Der Herzog hat mit Anhalt und Schwarzburg gemeinschaftlich die 15. Stelle auf dem Bundestage, und im Plenum eine Stimme. Das höchste Landeskollegium ist das herzogliche Kabinet. Die übrigen Landeskollegien im Herzogthum Oldenburg sind: die Regierung, das Oberappellationsgericht, die Justizkanzlei, das Konsistorium, die Kommission der katholischen Angelegenheiten, die Kammer, das Generaldirektorium des Armenwesens, die Direktion der Witwenkasse, die Militerkommission, Das Land ist in Kreise, Aemter und Kirchspiele eingetheilt. Jedem Kirchspiel steht ein Kirchspielvogt, jedem Amt ein Amtmann vor. In jedem Kreise besteht ein Landgericht, in der Stadt Olderburg ein Stadtgericht. Die Einkünfte betragen 1.200.000 Gulden, wozu 1806 Oldenburg 490.000, Vechta und Kloppenburg 150.000, Eutin 80.000, Wildeshausen 25.000 und der elsflether Zoll 55.000 Gulden beitrugen. Das Militär besteht aus einem Regiment von zwei Bataillonen und 8 Kompagnien und einer Dragonerbrigade, zusammen 1650 Mann. Das Herzogthum Oldenburg enthält 7 Kreise: Oldenburg, Neuenburg mit der Herrschaf Varel, Ovelgönne, Delmenhorst, Vechta, Kloppenburg, Jever mit der Herrschaft Kniphausen. Der Kreis Oldenburg enthält das Stadtamt Oldenburg, die Landämter Oldenburg, Elsfleth, Zwischenahn, und 25.874 Einwohner. Die befestigte Hauptstadt Oldenburg 25° 50′ 54″ L. 53° 8′ 20″ B. an der schiffbaren Hunte, bei deren hohem Stande die hiesigen Schmakschiffe 40—50 Lasten laden, 25 Meilen von Braunschweig, mit 4 Thoren, 2 Vorstädten, 757 Häusern, 5222 Einwohnern, Residenzschloß, 1 lutherische und 1 katholische Kirche, Kapelle, Zucht- und Werkhaus, Waisenhaus, Hospital; Sitz der Landeskollegien, Gymnasium, Schullehrerseminar, Sternwarte, Zuckerraffinerie, Seifensiederei, Gerberien, Hafen, Handel. In der Nähe das Lustschloß Rastede.

Officiał, der Vicarius eines Bischofs in weltlichen Gerichtsangelegenheiten, z. B. Ehesachen; dagegen der Vicarius desselben in geistlichen und Kirchensachen der Suffragan oder Weihbischof heißt. Daher Officialat das bischöfliche Gericht, hauptsächlich in weltlichen peinlichen Fällen, wo der Offizial anstatt des Bischofs den Vorsitz hat und Recht spricht.

Oele, Olea. So nennt man insgemein mehr oder weniger flüssige Naturkörper, die ohne Zwischenmittel im Wasser nicht, oder doch nur in sehr geringer Menge auflößlich sind, sich entzünden lassen, und mit einer rußenden Flamme verbrennen. Man unterscheidet davon vorzüglich zwei Arten, nähmlich: fette Oele und flüchtige oder ätherische Oele. Durch Kunst stellt man endlich noch eine dritte Art dar, die man brandige oder empyreumatische Oele nennt. In der ältern Pharmazie zählt man oft Dinge zu den Oelen, die nichts weiter damit gemein haben, als eine dickliche Konsistenz. So nannten die Alten die koncentrirte Schwefelsäure, Vitriolöl, den zerflossenen, salzsauren Kalk, Kalköl, das zerflossene Kali, Weinsteinöl u. s. w. — Aetherische Oele. So nennt man die aus geruchvollen Pflanzen, oder Pflanzentheilen gewöhnlich durch Destillation mit Wasser erhaltenen brennbaren Flüssigkeiten. Sie unterscheiden sich vorzüglich durch folgende Eigenschaften: sie sind flüssig, oft so flüssig als Wasser, zuweilen aber klebrig und dickflüssig. In der Kälte erstarren mehrere zu einer gleichsam kristallinischen Masse. Sie lassen sich leicht entzünden, und brennen ohne Docht. Sie besitzen einen durchdringenden Geruch, immer dem Geruch der Pflanze gleich, aus der sie gezogen worden. Die meisten besitzen einen scharfen, feurigen Geschmack. Sie verflüchtigen sich schon bei einer Temperatur, die unter dem Siedpunkte des Wassers ist. Sie lößen sich im Alkohol sehr reichlich, im Wasser aber nur in höchst geringer Menge auf. Sie verdunsten auf dem Papier, ohne einen Flecken zu hinterlassen. In einigen Früchten, z. B. den Zitronen, Bergamotten und Pomeranzen ist das ätherische Oel nicht nur völlig gebildet enthalten, sondern auch in besonderen Behältnissen auf der Oberfläche der Schale eingeschlossen, und läßt sich ganz mechanisch abscheiden. So gewinnt man in der Provence und Italien das Bergamott- und Zitronenöl, indem man die Früchte auf einer Maschiene, welche mit ganz kurzen Stacheln versehen ist, herumrollt, wodurch die Zellen, in denen das Oel eingeschlossen ist, zerrissen werden. Das abfließende Oel läßt man eine Zeitlang stehen, bis es kalt wird. Alle andere destillirten Oele werden durch Destillation gewonnen. Die ätherischen Oele müssen in gut verstopften und mit Blase verbundenen Gläsern an einem kühlen Orte aufbewahrt werden, am besten in einem verschlossenen Schranke, wo sie auch dem Einflusse des Lichts nicht ausgesetzt sind, weil, Luft und Licht nachtheiligen Einfluß auf die ätherischen Oele äussern. Die geringe Menge, in der die ätherischen Oele aus den Vegetabilien gewonnen werden, macht sie kostbar, daher sind sie auch häufig der Verfälschung ausgesetzt. Man versetzt sie entweder mit Alkohol, oder mit einem ausgepreßten oder fetten Oele, oder mit einem andern wohlfeilern ätherischen Oele. Man darf nur das verdächtige Oel mit etwas Wasser schütteln; ist es mit Alkohol verfälscht, so wird die Flüssigkeit milchicht, allmählig sondert sich das Oel ab, und nachdem man dieses abgeschieden hat, wiegt man es, worauf der Gewichtverlust den Zusatz des Alkohols angiebt. Das aus Italien und der Provence kommende Zitronöl und Bergamottöl ist stets mit Alkohol verfälscht. Die zweite Art der Verfälschung mit einem fetten Oele ist ebenfalls leicht zu entdecken, man darf nur einige Tropfen des Oels auf ein Papier fallen lassen, und dieses auf einen warmen Ofen legen, so verdunstet das flüchtige Oel und hinterläßt einen Fettfleck, der dem Auge sichtbar ist, oder sich doch dadurch kenntlich macht, daß er die Dinte nicht annimmt. Bei der Auflösung dieser Oele in Alkohol sondert sich auch

das ausgepreßte Oel ab. Die dritte Verfälschung mit einem andern wohlfeilern ätherischen Oele ist am schwersten zu erkennen und läßt sich nur durch Vergleichung des zu prüfenden Oels mit dem ächten entdecken. Ist es Terpentinöl, welches zur Versetzung gebraucht wurde, so bemerkt man es an dem eigenthümlichen Geruch, der zum Vorschein kömmt, wenn man etwas von dem Oele verdunstet. Das ist auch der Fall mit dem rektificirten Bergöle. — Aufgegossene Oele. So nennt man diejenigen fetten Oele, welche man mit frischen geruchvollen Pflanzentheilen hat in Aufguß stehen lassen. In Italien bereitet man auf diese Art wohlriechende Oele, indem man Baumwolle mit frischen Beenöl tränkt, dann mit wohlriechenden Blumen in verschlossene Töpfe einschichtet, und so lange frische Blumen hinzuthut, bis das Beenöl ganz den Geruch derselben angenommen hat. Dann wird die Baumwolle ausgepreßt. Auf diese Art bereitet man das Oleum Jasmini, und andere für die Toilette bestimmte Oele. — Brandige, brennzlichte oder empyreumatische Oele. So nennt man die durch trockne Destillation aus vegetabilischen und thierischen Substanzen erhaltenen Oele von brandigem unangenehmen Geruche, und ekelhaftem, bitterlich scharfen Geschmacke, dunkler Farbe und meist dicklicher Konsistenz, welche sich größtentheils in Alkohol auflösen lassen. Die brandigen Oele sind keinesweges Edukte, sondern Produkte der Operation, d. h. erst während der Destillation entstandene. Man erhält sie fast aus allen organischen Körpern in einer Temperatur, die den Siedpunkt des Wassers übersteigt, indem die entfernteren Bestandtheile der organischen Substanz in neue Verhältnisse treten. Die aus Vegetabilien oder ihren Theilen gewonnenen empyreumatischen Oele bestehen gewöhnlich blos aus Wasserstoff, Kohlenstoff und Sauerstoff, die aus thierischen Substanzen gewonnenen aber enthalten meistentheils außer dem Wasserstoff, Kohlenstoff und Sauerstoff, auch etwas Stickstoff in ihrer Mischung, daher weichen diese beiden Arten von stinkenden Oelen auch sehr in ihrem Verhalten von einander ab. Unterwirft man z. B. ein brandiges, aus Vegetabilien gewonnenes Oee einer neuen Destillation, so wird es heller und dünnflüssiger, es geht eine ziemliche Menge in eine wäßrigen Säure über, und in der Retorte bleibt eine leicht einzuäschernde Kohle. Bei jeder neuen Destillation wird das brandigl Oel heller und ein säuerliches Wasser abgeschieden, und im Rückstand Kohle erhalten. Thierische brandige Oele geben bei der wiederholten Destillation zwar auch ein helleres und flüchtiges Oel, allein dabei scheidet sich keine Säure, sondern eine ammoniakalische Flüssigkeit, auch wohl konkretes, kohlenstoffsaures Ammoniak ab, und im Rückstande bleibt eine sehr schwer einzuäschernde Kohle. Der Grund dieser Erscheinung ist in der Gegenwart des Stickstoffs zu suchen, der sich bei der Rektification dieser Oele mit einem Antheile Wasserstoff zu Ammoniak verbindet, während ein Theil Kohlenstoff des Oels mit Sauerstoff zur Kohlenstoffsäure zusammentritt, die von dem Ammoniak gebunden wird.

Olearius (Adam), sein eigentlicher Name ist Oelschläger; er ward 1605 zu Aschersleben im Halberstädtischen geboren, wo sein Vater Schneider war. Sein Leben ist wenig bekannt. Zu Leipzig ward er Magister und Assessor bei der philosophischen Fakultät und Mitglied des kleinen Fürstenkollegiums, ging hierauf nach Holstein zum Herzog von Holstein-Gottorp, Friedrich III., als Hofmathematikus und Bibliothekar, und ward von diesem 1753 mit einer Gesandtschaft als Rath und Sekretär nach Moskau an den Czaar Michael Fedeorowitz gesandt. 1633 ging er nochmals nach Rußland, und von da zum persischen König Shah Sofi. 1639 kam er nach Gottorp zurück, ward 1651 unter dem Nahmen des Vielberühmten in die fruchtbringende Gesellschaft aufgenommen und starb 1671. Seine Werke sind: 1) eine Reisebeschreibung durch Rußland, die Tartarei und Persien,

ein Werk voll anziehender Details, die aber in mehreren Hinsichten der Berichtigung bedürfen. 2) Die Reisen von Persien nach Ostindien, von J. Alb. von Mandelloh geordnet, und herausgegeben von Olearius. 3) Eine kurzgedrängte Chronik von Holstein u. m. a.

Oelfarben, s. Oelmalerei.

Oliarchie ist ein Staat, worin die drei Gewalten, die der Staat enthält, die Herrscher- oder gesetzgebende Gewalt (Souverainität), die vollziehende, oder Regierergewalt, nach dem Gesetz, und die rechtsprechende, oder richterliche Gewalt, in den Händen einiger weniger Personen, oder Factionen, und unbefugter Machthaber sind. Oliarchie steht der Monarchie entgegen, und ist mehrentheils die Folge einer vorhergehenden Anarchie.

Olivarez (Gasparo de Gusman, Graf von), Herzog von Sueular, aus einem der glänzendsten Häuser Spaniens, ward zu Rom geboren, wohin sein Vater als Gesandter bei Sixtus V. gesandt worden war. Er kam in dem ehemaligen Pallaste des Nero zur Welt; seine Feinde nahmen hievon in der Folge Gelegenheit, seine grausame Unbeugsamkeit mit den Unmenschlichkeiten dieses Tyrannen zu vergleichen. Der Vater des jungen Olivarez stand im Verdachte, den Papst durch einen Brief vergiftet zu haben; doch wurde er dieses grausamen Verdienstes wegen, wenn er wirklich Theil daran hatte, von seinem Hofe nicht belohnt; denn er blieb unbegütert und hatte kaum so viel Vermögen, die Pension seines Sohnes zu Sevilla und hernach die Kosten seiner Universitäts-Studien zu bestreiten. Man erzählt, daß der junge Olivarez schon in der Jugend einen großen Ehrgeiz gezeigt, und zu einem Verwandten gleichen Alters gesagt habe: Vetter, ich lerne hier Königreiche zu regieren und Könige zu leiten. Bald darauf erschien er bei Hofe und erwarb sich die ausgezeichnete Gunst Philipp's IV., indem er seinem Hange zur Liebe schmeichelte. Vom Günstlinge stieg er zum ersten Minister an die Stelle des Herzogs von Uzeda, den er gewandt verdrängte, und genoß eine unumschränkte Gewalt. Olivarez zeichnete den Anfang seiner Verwaltung durch nützliche Verordnungen aus. Um die Bevölkerung zu begünstigen, befreite er die Neuverheiratheten, während 4 Jahren von allen öffentlichen nicht einträglichen Staatsdiensten, und jeden Vater von 6 Söhnen von ihren Lasten; er erlaubte sogar die Heirathen ohne Einwilligung der Eltern; eine gefährliche Freiheit, die nur die äußerste Entvölkerung des Reiches entschuldigen konnte. Er verbot den Einwohnern der Provinzen nach Madrid und Sevilla zu reisen, ohne wichtige Geschäfte zu haben, unter einer bedeutenden Geldstrafe. Er versprach den auswärtigen Künstlern und Arbeitern, die sich in Spanien niederlassen würden, Abgabenfreiheit. Aber statt diese Gesetze aufrecht zu halten und das Königreich durch den Handel blühend zu machen, beschäftigte er sich nur mit dem Mittel, das Geld des Landes in den königl. Schatz zu ziehen, zum Kriege gegen mächtige Nachbarn zu führen. Seine unbeugsame Härte war die Veranlassung, daß Catalonien sich empörte zur Vertheidigung seiner Freiheiten, die er ihm entziehen wollte. Die Portugiesen, aufs Aeußerste durch die erduldeten üblen Behandlungen gebracht, warfen das spanische Joch 1640 ab, und erhoben den Herzog von Braganza auf den Thron. Die Art, wie Olivarez den Könige Philipp IV. mit diesem wichtigen Ereignisse bekannt machte, liefert einen Beweis der Unverschämtheit, mit der Höflinge oft ihren Fürsten die Wahrheit verhüllen. Sire, sagte der Herzog, ich wünsche Sr. Majestät Glück, der Herzog von Braganza hat den Kopf verloren; er hat sich die Krone von Portugal aufgesetzt, und so sind seine unermeßlichen Güter ihnen verfallen. Philipp war aber nicht alles Urtheils so beraubt, um in eine so grob angelegte Falle zu gehen. Er empfand den ganzen Umfang des Verlustes, und verwarf die sonderbaren Glückswünsche seines Ministers. Der Krieg entbrannte; die

Portugiesen vertheidigten sich mit Muth, die Spanier zu Lande von den Franzosen, zur See von den Holländern geschlagen und überall unglücklich, warfen die Schuld auf die Nachlässigkeit des Ministers; die anklagenden Vorwürfe drangen endlich zum Throne. Der König entließ deßwegen den Minister 1643, und dies in einem Augenblicke, wo er, befreit von seinem fürchtbarsten Gegner, dem Cardinal Richelieu, die Lage des Königreiches hätte verbessern können. Olivarez würde zurück berufen worden seyn, wenn er nicht die Hoffnung hiezu selbst vereitelt hätte. Er beleidigte nemlich in einer Vertheidigung mehrere mächtige Großen, deren Einfluß den König bewog, ihn noch weiter zu entfernen und nach Toro zu verweisen, wo er 1645 aus Mißmuth ohne Kinder, obgleich er dreimal verheirathet war, starb. Außer der Grausamkeit und dem Geize beschuldigt man ihn noch, den Erzherzog Leopold, der nach Spanien gekommen war, Olivarez Entlassung zu veranlassen, bei einem Gastmale vergiftet; den Tod des Sohnes des Königs Don Carlos verursacht; eine kindische Leichtgläubigkeit zur Astrologie gehabt, und sich mit allen Betrügern umgeben zu haben, die Kenntnisse in der Magie zu besizen und mit dem Teufel im Bündnisse zu stehen vorgaben. Der Koran war sein Lieblingsbuch; den er durch Mac. Obely ins Spanische übersetzen ließ. In seinen Augen war Mahomet der größte Staatsmann, der je gelebt habe und er suchte bei mehrern Gelegenheiten den arabischen Propheten nachzuahmen.

Olivenölbaum. Ein Baum der zweiten Klasse, der eine sehr bedeutende Höhe erreicht, mit lanzetförmigen Blättern und weißlichten Blüthentrauden. Der Olivenölbaum wächst in allen südlichen und warmen Ländern in Europa, vorzüglich in Italien, und in Frankreich in der ehemaligen Provence und in Languedoc. Er liebt einen dürren und steinigen Boden. Die länglicht runden Früchte dieses Baums nennt man Oliven. Sie enthalten innerhalb eines schwammigen herbbitterlichen Fleisches eine Kernnuß, welche einen weißen süßen Kern umschließt. So ganz, aber noch grün und unreif, werden sie nach mehrtägiger Maceration, die ihnen den übeln Geschmack benimmt, mit Salz und Gewürzen eingemacht zum Gebrauch für die Tafel versendet. Doch besteht der größte Gebrauch der Oliven in der Gewinnung des in ihnen enthaltenen fetten Oels, des Oliven- oder Baumöls. Um dieses Oel zu erhalten zerquetscht man die reifen, nicht überreifen Früchte, zu einem Brei, und preßt diesen ganz gelinde aus, woraus man das feinste hellfarbige geruch- und geschmacklose Oel erhält, das unter dem Namen Jungfernöl bekannt ist. Durch stärkeres Pressen erhält man zwar auch noch eine gute Sorte Oel, die der erstern aber doch schon nachsteht. Die rückständigen markigen Theile werden nun noch mit kochendem Wasser angerührt, und durch mehrmaliges Pressen noch ein trüberes dunkelfarbigeres schlechteres Oel daraus erhalten. Auch schüttet man wohl, um eine größere Menge Oel zu gewinnen, die Oliven vor dem Auspressen zusammen, wodurch sie sich erhitzen, und eine Art von Gährung erleiden, das erhaltene Oel fällt dann aber auch weit schlechter aus. Die weissteste und beste Sorte Olivenöl wird in den Apotheken unter dem Namen weißes Baumöl verkauft, es muß fast farbe-, geruch- und geschmacklos seyn; doch soll auch welches vorkommen, welches seinen süßlichen Geschmack einer Versetzung mit Bleioxyd zu verdanken habe. Man wird dieses leicht entdecken können, wenn man das verdächtige Oel mit Salpetersäure erhitzt, diese dann abgießt, mit Ammoniak die Säure abstumpft und dann mit hydrothionsaurem Wasser versetzt.

Olivier (Wilhelm Anton), berühmt als Entomolog und Reisender, geb. zu Arcis bei Frejus 1756. Seine Geisteskräfte hatten sich schon so frühe entwickelt, daß er im 17. Jahre von der medizinischen Fakultät zu Montpellier die Doktorwürde erhielt. Neigung zog ihn zur Naturgeschichte, und

unter der Anleitung Gouans und aufgemuntert durch Brouſſonet machte er große Fortſchritte in dieſem Fache. Der letztere empfahl ihn dem Intendanten von Paris, Berthier de Sauvigny, der ihm den Auftrag gab, die Umgegend von Paris naturhiſtoriſch zu erforſchen zum Behufe einer ſtatiſtiſchen Ueberſicht. Olivier entledigte ſich dieſes Auftrages zur großen Zufriedenheit. Andere Aufſätze und vorzüglich eine Abhandlung über den Anbau des Oelbaums, die viel Aufſehen machte, machten ſeine Verdienſte bemerkbarer. Gigot d'Ory, ein reicher Freund der Naturgeſchichte, der eine große Inſektenſammlung beſaß, übertrug Olivier die Beſchreibung der Inſekten. Er ſtellte ſeine Sammlung und ſeine Bücher ihm zu Dienſten und ließ ihn eine Reiſe nach England und Holland machen, um Beſchreibungen und Zeichnungen von den in Paris fehlenden Inſekten zu nehmen. Zur ſelben Zeit ſetzte er die von Mandugt angefangene Naturgeſchichte der Inſekten für die methodiſche Encyclopädie fort. Durch die Revolution verlor er ſeine Stelle an der pariſer Intendantur. Der Gedanke des Miniſters Roland, eine Geſandtſchaft nach Perſien zu ſchicken, zu der er Olivier und Bruguières wählte, wurde durch den tragiſchen Tod des Urhebers bald vereitelt und die beiden Naturforſcher ſahen ſich plötzlich der Mittel zum Weiterreiſen entblößt. Von Conſtantinopel durchreißten ſie einen Theil des Archipels und gingen nach Aegypten, zogen hierauf durch Syrien und Arabien nach Bagdad und Peheran, und als ſie am perſiſchen Hofe über die Gegenſtände ihrer Reiſe eine günſtige Erklärung erhalten hatten, kehrten ſie mit einer Caravane über Bagdad nach Aleppo zurück und gingen von hier nach Europa ab. Olivier's Gefährte unterlag den Mühſeligkeiten 1798 zu Ancona; er ſelbſt aber brachte eine reiche naturhiſtoriſche Sammlung mit nach Paris. 1802 gab er ſeine Reiſe heraus. Neues, weder in Hinſicht der Geographie, noch der Alterthumskunde und der Kunſt, noch des politiſchen, bürgerlichen und geiſtigen Lebens der Völker, liefert ſie nicht; doch Klarheit, Wahrheitsliebe und Genauigkeit, beſonders was Perſien anbetrifft, zeichnen ſie aus. Bald nach ſeiner Heimkehr erhielt er die Lehrerſtelle der Zoologie an der Veterinairſchule zu Alfort. Er ſtarb zu Lyon auf einer Rückreiſe aus ſeiner Heimath, die er zur Wiederherſtellung ſeiner zerrütteten Geſundheit unternommen hatte.

Olla putrida, dieſes ſpaniſche Wort heißt 1) ein Potpourri; 2) eine aus mehrern Fleiſcharten zubereitete Speiſe; 3) überhaupt ein Allerlei.

Olivetaner, ſ. Benedictiner.

Oelmalerei. Oelgemälde werden auf Malertuch, Holz, Marmor, Gyps, Kupfer oder Papier aufgetragen. Jeden dieſer Stoffe muß man zuvor gründen oder grundiren. Die Leinwand ſpannt man auf einen Rahmen und überſtreicht ſie mit einem Kleiſter- und Leimwaſſer; dann wird ſie mit Bimsſtein abgerieben, um alle Knoten und Unebenheiten wegzubringen. Durch den Kleiſter werden die kleinen Fäden und Härchen feſt auf das Tuch geklebt und alle Zwiſchenräume ſo ausgefüllt, daß keine Farbe durchdringen kann. Sobald die Leinwand trocken iſt, wird in Oel geriebener Ocker aufgetragen, der mit Bleiweiß vermiſcht beſſer trocknet. Dieſer Grund verdient den Vorzug vor dem rothen Bolusgrunde, welcher durchſchießt und die Farben angreift. Iſt der Grund trocken, ſo wird er wieder mit Bimsſtein abgerieben; hierauf wird eine zweite Lage Farbe aufgetragen, welche einen wärmern Ton haben kann, aber mit Terpentinöl gebrochen oder getödtet, d. h. alles Glanzes beraubt ſeyn muß. (Es gibt Fabriken, die das Malertuch bereiten). Nun wird mit Kohle und Kreide die Zeichnung darauf entworfen und das Bild ſelbſt mit dünner Farbe, welche mehrtönig, die Schatten ins Grüne ſpielend, ſeyn muß, untermalt; hier muß der Geiſt richtig gefaßt und das Ganze weich verſchmolzen werden. Iſt es ganz ausgetrocknet, ſo wird es übermalt, d. h. man ſucht den Körper des Ge-

mäldes zu bilden. Er muß daher tüchtig impastirt oder es muß volle Farbe aufgetragen werden, besonders in den Lichtpartien, die nur dadurch sich herausheben: die Schatten hingegen müssen dünner und durchsichtiger in der Farbe gehalten werden. Ist dies geschehen, so muß das Bild wieder an Luft und Sonne völlig austrocknen, ehe man es retouchiren und lasiren kann. Dieß thut man mit ganz dünner Farbe, welche das darunter Gemalte durchschimmern läßt und nur die Tinten glühender und verschmolzner macht. Dadurch wird die eigentliche Seele, der zarteste Hauch des Ausdrucks und der Zauber des Colorits gewonnen. Dies kann mehrere Male wiederholt werden, nur muß das Bild stets dazwischen austrocknen. Darum muß man auch beim Oelmalen jede angefangene Partie denselben Tag, wo sie noch naß ist, vollenden. Bei dem Uebermalen ziehen sich die Farben in den Grund und verlieren schnell ihren Ton und ihr Ansehen; dann sagt man: das Gemälde ist eingeschlagen; hier wirken die Farben chemisch auf einander und verbinden oder zerstören sich, je nachdem sie der Künstler zu wählen verstand; erst wenn es ganz fertig und getrocknet ist, kann man die Farben wieder herausholen, indem man das Gemälde entweder mit geschlagenem Eiweiß oder mit einem leichten Mastixfirniß überzieht. Gebleichtes Mohnöl ist das Beste zum Malen. Oelgemälde müssen Luft und Licht behalten und sorgfältig gereinigt werden, wenn sie nicht nachdunkeln sollen. Im Anfange des 14. Jahrh. erfand ein belgischer Maler, Namens Johann von Brüge, die Oelfarben. Vor dieser Erfindung hatte man die größern Gemälde in Mosaik oder in Fresko oder mit in Gummi abgeriebenen Farben ausgeführt. Die Oelmalerei hat vor diesen drei Arten große Vortheile. Die Mosaikmalerei erfordert viel Arbeit, und erreicht doch selten einen höhern Grad der Vollkommenheit. Freskogemälde können nicht wieder aufgefrischt werden; ist der erste Zug nicht durchaus richtig ausgeführt; trifft der erste Pinselstrich nicht die Nuanze genau, so muß man den Ueberzug der Wand wieder abkratzen; diese Genauigkeit, welche man beim ersten Pinselstriche treffen muß, ist um so schwerer, da die Farben nicht denselben Schmelz behalten, den sie anfangs zeigten; sie verändern sich in dem Maaße, wie der Mörbel trocknet. Die Töne der Farben dürfen daher nicht auf die Gegenwart, sondern auf die Veränderungen, welche sie in Zukunft erleiden, berechnet werden. Die Gummifarben haben keine Festigkeit, und erlauben keine wahre und delikate Verschmelzung. Obgleich das Oel in den Farben eine große Leichtigkeit des Pinsels gewährt, und die Arbeit angenehm macht, so ist doch gewiß, daß es die Ursache war, weßhalb die Kunst, Gemälde aufzubewahren, verloren ging, überdies verdirbt es auch die Farben, welche in Verbindung mit ihm durch den bloßen Eindruck der Luft, einen bräunlichen Ton annehmen, die Schatten schwärzen, und die Lichter verwischen sich, so daß man behaupten kann, daß keines unserer Oelgemälde noch nach 800 Jahren sichtbar seyn werde, wie die Gemälde der Alten, deren Ueberreste aus dem höchsten Alterthume wir noch jetzt an einigen Oertern Italiens und selbst Aegyptens und Indiens sehen; es sind Freskogemälde.

Oliva, Marktflecken im preußischen Regierungsbezirk und Landkreis Danzig, ¼ M. von der Ostsee, wo eine ehemalige Cistercienser-Abtei sich befindet. Hier wurde 1660 ein Friede zwischen Schweden und Polen geschlossen. In der Nähe sind 7 Stahl- und Eisenhammer mit 93 Arbeitern, ein Kupferhammer und eine Papiermühle mit 34 Arbeitern. Von dem nahen Karlsberg hat man eine schöne Aussicht auf die Ostsee.

Olmütz, Holomauc, Kreis in der österreichischen Markgrafschaft Mähren, der 1817 auf 95 Quadratmeilen 352.498 Einwohner in 27 Städten, 8 Vorstädten, 20 Marktflecken, 793 Dörfern, 54.680 Häusern und 82.620 Familien enthielt. Die Hauptstadt des Kreises und sonst auch der Markgrafschaft Olmütz 34° 49′ L. 49° 32′ 43″ N. B. 74 Meilen von Berlin,

ſtark befeſtigt, an der March, mit 5 Vorſtädten, 4 Thoren, 1000 Häuſern, wovon 685 in der Stadt, 8595 Einwohnern, einem ſchönen Rathhauſe mit einem künſtlichen, aber nicht mehr gangbaren Uhrwerke, Zeughauſe, Invalidenhaus, Theater, zwei ſchönen Springbrunnen; Kathedral- und zwölf andern Kirchen, Klöſtern, großem Kranken-, Gebär- und Findelhauſe, Zucht- und Arbeitshaus; Sitz eines Erzbisthums, das 1777 aus einem Bisthum entſtand, und beträchtliche Einkünfte aus zwei Herrſchaften und ſechs Kammergütern (mit 10 Städten, 5 Märkten und 112 Dörfern) und vielen der Kirche von Zeit zu Zeit heimfallenden Lehen bezieht; Kreisamt, Direktion des allgemeinen Witwen- und Waiſeninſtituts für die k. k. Staaten, das 1817, 2028 Mitglieder und ein Vermögen von 769.032 Gulden hatte, und 203 Witwen mit einem Gehalt von 300 Gulden, 31 mit 150 und 55 Waiſen mit einem Gehalt von 75 Gulden jährlich unterſtützte; Lyceum (754 Studirende und Bibliothek von 36.000 Bänden), Ritterakademie, Gymnaſium, Hauptſchule; aber die Univerſität wurde mit dem Prieſterhauſe 1778 nach Brün verſetzt; Tuch-, Steingut-, Eſſig- und Lederfabriken, Handel mit polniſchem, ruſſiſchem und moldauiſchem Rindvieh, Leinwand ꝛc. Die Stadt wurde 1758 bei der preußiſchen Belagerung von der Beſatzung unter dem General v. Marſchall und der Bürgerſchaft tapfer vertheidigt, und durch des Feldmarſchalls v. Daun glückliche Anſtalten gerettet. Die K. K. Maria Thereſia vermehrte daher das Stadtwapen mit einem Lorbeerkranz und ihrem Namenszug, adelte unentgeltlich die meiſten Rathsherren, ſchenkte andern goldne Schaumünzen und Ketten, und befahl jährlich am 2. Juli, als dem Befreiungstage, ein feierliches Scheibenſchießen zu halten, und dazu aus ihrer Kaſſe jährlich 800 Gulden zu bezahlen.

Oels, Standesherrſchaft mit dem Titel eines Fürſtenthums, im preußiſchen Regierungsbezirk Breslau, an der Weide und Elſe, 38 Quadratmeilen groß, mit 87.800 Einwohnern, in 8 Städten, 1 Marktflecken, 334 Dörfern und 154 Vorwerken. Sie iſt fruchtbar an Getreide, Flachs, Obſt, Holz, Wild, Fiſchen ꝛc., und bringt an 150.008 Gulden ein; doch haften auf derſelben viele aus ältern Zeiten herrührende Schulden. Das Fürſtenthum Oels fiel nach dem Tode des letzten Herzogs Karl Friedrich zu Münſterberg und Oels 1647 an deſſen Schwiegerſohn, Herzog Silvius Nimrod von Würtemberg-Oels. Als dieſe Linie 1792 im Herzog Karl Chriſtian Erdmann erloſch, ſo fiel durch deſſen einzige Tochter und Erbin Sophie Friederike Charlotte das Fürſtenthum an deren Gemahl, den Herzog Friedrich Auguſt von Braunſchweig-Lüneburg, und nach deſſen Tode 1805 an den Herzog Friedrich Wilhelm von Braunſchweig-Lüneburg, dem 1815 ſein Sohn Karl folgte. Das Fürſtenthum bildet die Kreiſe Oels ($17\frac{1}{2}$ Quadratmeilen, 38.449 Einwohner), und Trebnitz, den Diſtrikt Conſtadt im kreutzburger Kreiſe und die Herrſchaft Medzibor im wartenburger Kreiſe. Im ölſer Kreiſe liegt die Hauptſtadt gleiches Namens 40° 12′ L. 51° 23′ B. an der Oelſe, 4 Meilen von Breslau, mit Mauern, 2 Vorſtädten, 4 Thoren, 450 Häuſern, 4232 Einwohnern, Schloß mit Bibliothek, Kunſt und Naturalienkabinet und einem ſchönen Park; 5 lutheriſchen und 1 katholiſchen Kirche, 3 Hospitälern; Sitz der herzoglichen Regierung, des Conſiſtorium und der Kammer; königl. Poſtamt; lutheriſchen Gymnaſium mit der kosmopotiſchen Stiftung von 150.000 Gulden; Schauſpielhaus; Tuch- und Leinweberei, Kürſchner, Strumpfſtricker, Brauerei, Kupferhammer, Papiermühle, Buchdruckerei, 4 Jahrmärkte. Gute Armenanſtalt, worunter ein 1811 angekauftes Haus zur Aufnahme der ſonſt bettelnden Kinder.

Oelung (letzte), eins der ſieben Sakramente der katholiſchen Kirche, nach welchem dem Sterbenden, wenn er gebeichtet, das Haupt, Hände und Füße mit dem heiligen Oele (ſ. Chryſam) unter prieſterlichem Gebete geſalbt

werden, um dadurch Vergebung der Sünden zu erhalten, die durch jene Glieder begangen worden. Da sie sakramentalische Kraft hat, d. h. die Reinigung der Sterbenden von der Sünde bewirkt, so kann sie nur durch Priester und nur an solchen Kranken geschehen, denen der Genuß des heil. Abendmahls gestattet ist. Kleine Kinder und Exkommunizirte sind daher dieses Sakraments nicht fähig. Die katholische Dogmatiker gründen sich in Betreff der letzten Oelung auf die Stelle Jak. 5. v. 14. 15., wo die Wirkungen dieses Sakraments mit klaren Worten ausgesprochen sind, so wie auch den beständigen Glauben der ganzen Kirche, bis die Protestanten auftraten und ihr die sakramentalische Bedeutung und Kraft absprachen, „weil nichts von einer förmlichen Einsetzung dieses Gebrauchs durch Christus selbst bekannt sey." Die griechische Kirche ertheilt sie Kranken aller Art als ein zur Wiederherstellung der Gesundheit und Vergebung der Sünden nützliches Sakrament.

Olympia, s. Olympias und Olympische Spiele.

Olympias, eine Olympiade, eine berühmte Zeitära bei den Griechen. Die Ursachen, warum die Griechen fast allgemein nach Olympiaden rechneten, liegen hauptsächlich in dem großen Ansehen, welches die olympischen Spiele hatten. Die Zahl der jedesmaligen verfloßnen Olympiaden konnte man, nachdem sie vom Jahr 776 v. Chr. G. an regelmäßig gefeiert wurden, aus dem Verzeichniß der Priester des olympischen Jupiters genau wissen. Die erste Olympiade, von welcher die Griechen ihre Zeitrechnung anfingen, setzt Petav 777, Usher 772, Calvisius 774 v. Chr. G.; Gatterer und die meisten Neuern nehmen dafür an das 776te Jahr v. Chr. G. Der Zeitraum von einer Olympiade zur andern faßte vier volle Jahre unsere Zeitrechnung in sich, oder eine griechische Tetracteris von 48 Monden- und 2 Schaltmonaten. Die Zahl der Olympiaden merkte man sich anfänglich nach dem Namen der Sieger; weil indessen bei dieser Methode, sie zu bezeichnen, manche Irrthümer vorgehen konnten, insbesondere wenn man nicht gleich Gelegenheit hatte, die Verzeichnisse der Sieger zu Olympia nachzusehen: so machte man in der Folge die Olympiaden dadurch für jeden Staat merklicher und bestimmter, daß man z. B. zu Athen dem Namen des jedesmaligen Siegers noch den Namen des regierenden Archonten, zu Lacedämon den Namen des Ephoren, zu Argos den Namen der Priesterin der Juno, zu Delphi den Namen der Pythia u. s. w. beifügte.

Olympias, die berühmte Gemahlin des Königs Philipp von Macedonien und Mutter Alexanders des Großen. Sie war eine Tochter des epirischen Prinzen Neoptolem, und wurde, weil ihr Vater früh starb, von ihrem Onkel, dem Könige Arybas von Epirus, an Philipp von Macedonien verheirathet. Sie war von einem herrschsüchtigen und rachgierigen Charakter, verschlagen, aber bei dem allen eine Dame von Geist und Kopf. Im Anfange ihrer Ehe scheint sie wirklich viel über ihren Gemahl vermocht zu haben; denn ihr zu Gefallen verschaffte Philipp ihrem Bruder Alexander den Thron von Epirus, zum Nachtheil des Bacidas, des Arybas Sohn. In der 106ten Ol. gebar sie den Alexander. Bald nachher aber entspannen sich eheliche Zwistigkeiten. So viel ist gewiß, daß Kleopatra, Philipps nachherige Gemahlin, von ihr zum Selbstmorde gezwungen und ihre ganze Familie mit dem schrecklichsten Hasse verfolgt wurde. Ihr Sohn Alexander bewies ihr zwar immer alle kindliche Ehrfurcht, aber doch konnte sie, so sehr sie es auch wünschte, von ihm nicht erlangen, daß er sie Antheil an der Regierung nehmen ließ. Nach Alexanders Tode ging sie aus Furcht vor dem Antipater, der sie, so wie sie ihn haßte, nach Epirus zurück, und lange bemühete sie sich vergeblich, ihn zu stürzen, und sich sichere Rückkehr nach Macedonien zu verschaffen. Nach seinem Tode kam sie von einem Heere des epirischen Königs Aeacides unterstützt, nach Macedonien zurück, und

hatte den Triumph, daß, als Eurydice, des Philipp Arrhidäus Gemahlin, sich ihr mit einem Heere entgegensetzte, die Macedonier alle zu ihr übergingen. Die allgemeine Neigung des Volks schien ihr eine ruhige und glückliche Regierung zu versprechen; aber ihr böser und rachgieriger Charakter, ihr unerträglicher Uebermuth im Glück raubte ihr die Gunst des Volks, die Herrschaft und das Leben. Inzwischen drang Kassander mit einem mächtigen Heere in Macedonien ein, schlug die Truppen der Olympias, und nöthigte sie, sich mit der königlichen Familie, einem sehr zahlreichen Gefolge, der gewöhnlichen Leibwache, und einer Anzahl ambracischer Reiter in Pydna einzuschließen, wo sie aber nur eine kurze Belagerung aushalten zu dürfen glaubte, weil sie baldigen Entsatz durch die Armee des Polysperchon, oder durch die Hülfsvölker des epirischen Königs, oder durch ihre eigenen, noch immer zahlreichen Anhänger in Macedonien hoffte, unter welchen Aristonus, einer von Alexanders Leibwächtern, ihr eine Armee sammeln sollte. Aber das Glück vereitelte ihre Hoffnungen. Sie machte einen vergeblichen Versuch, zur See zu entwischen, und mußte endlich unter der Bedingung, daß Kassander ihres Lebens und des Lebens der königlichen Familie schonen wollte, sich ergeben. Wollte aber Kassander im ruhigen Besitz seiner Herrschaft bleiben, so mußte er die Olympias aus dem Wege räumen. Er stiftete die Anverwandten der von ihr ermordeten Macedonier an, sie in der Volksversammlung anzuklagen. Dies geschah, und da ihre Grausamkeit noch im frischen Andenken, sie selbst abwesend und ohne Vertheidiger war: so wurde sie zu Tode verdammt. Doch getraute sich Kassander noch nicht, das Urtheil zu vollziehen; er wollte durch eine List sich noch mehr Sicherheit verschaffen. Er schickte also einige seiner Freunde zu ihr, die sein Beileid über ihr Unglück bezeugen, und in seinem Namen ihr ein Schiff zur Flucht nach Athen bieten mußten; aber Olympias merkte die Falle. Sie erklärte, daß sie sich in der Volksversammlung vertheidigen wolle, und wenn sie dann noch für schuldig erkannt würde, so sey sie bereit zu sterben. Kassander durfte dies unmöglich gestatten, da er wußte, daß, wenn sie die Thaten ihres Gemahls und Sohnes den Macedoniern lebhaft vorstellen würde, man sie nicht nur lossprechen, sondern mit Jubelgeschrei nach Hause begleiten würde. Er schickte Soldaten ab, sie zu tödten, und da diese es nicht wagten, so vollzogen die Anverwandten der ermordeten Macedonier das Urtheil.

Olympische Spiele. Die feierlichsten, größten und berühmtesten unter den vier heiligen Spielen des ganzen Griechenlands. Sie hatten ihren Namen von Olympia in Elis, wo sie gefeiert wurden, oder auch vom Jupiter Olympius, der hier den berühmten Tempel hatte. Nach Einigen soll Jupiter selbst nach seinem Siege über die Titanen diese Spiele gestiftet und bei ihrer ersten Feier Mars den Preis im Faustkampf und Apollo über den Merkur den Sieg im Wettkampfe davon getragen haben. Nach Andern soll Pisus, von dem die Stadt Pisa den Namen erhielt, ihr Stifter gewesen sein. So viel ist gewiß, daß schon in den ältesten Zeiten Griechenlands in der Gegend von Pisa Wettspiele gehalten wurden, deren Zweck wahrscheinlich Anfangs religiöser Art war. Sie wurden mehreremale unterbrochen, und wieder erneuert. In der Folge hielt Endymion, der Sohn des Aethlius und Erbauer der Stadt Elis, aufs neue feierliche Spiele zu Olympia, bei welchen seine Söhne Päon, Epeus und Aetolus um das Recht der Nachfolge in der Regierung im Wettlauf stritten, zwischen 1475 und 1450 vor Chr. Alle diese Spiele aber wurden von denen übertroffen, welche Pelops nach seinem Siege im Wettrennen über den Oenomaus anstellte, gegen 1420 v. Chr. Nach der Verjagung der Pelopiden aus Elis durch den Salmoneus, erneuerte dessen Enkel Amythaon, und nach diesem Pelias und Neleus die olympischen Spiele. Herkules, des Amphitryo Sohn, feierte nach Eroberung der Stadt Elis und

seiner Besiegung des Königs Augias dem Jupiter neue Spiele gegen 1350 v. Chr. In diesen bisher beschriebenen Zeiträumen waren die olympischen Spiele unstreitig das noch nicht, was sie in der Folge waren: Nationalfeste des ganzen Griechenlands. Mag nun aber auch der Ursprung dieser Spiele fallen wann er will, so ist doch so viel ausgemacht, daß sie nur erst seit ihrer letzten Wiederherstellung durch Iphitus, einem Fürsten in Elis, der zur Zeit des Lycurgus lebte, ununterbrochen und ordentlich gefeiert worden sind. Diese Wiederherstellung, von welcher man die Olympiaden anrechnete, fällt in das Jahr 776 v. Chr. Geb., 23 Jahre vor Erbauung Roms. Anfangs hatten die Einwohner von Pisa die Aufsicht und Besorgung über diese Spiele. Nachdem aber dieser Ort durch die Eleer zerstört worden war, so übernahmen diese die Besorgung derselben, und behielten sie mit einigen Unterbrechungen. Bis zur 50. Olympiade hatte nur Eine Person die höchste Aufsicht; nachher wurden zwei dazu ernannt. In der 103. Olympiade hatte sich die Zahl der Richter bis auf 12 vermehrt, weil es damals so viele elische Stämme gab, aus deren jedem ein Vorsitzer gewählt wurde. Ein feierlicher Eid verpflichtete sie zur strengsten Unpartheilichkeit. Um bei den Spielen selbst die Ordnung desto besser erhalten zu können, wurden auch Polizeibedienten beordert, auf die Erhaltung der Ruhe ein aufmerksames Auge zu haben. Nur Mannspersonen, nicht Frauenzimmer durften diesen Spielen beiwohnen, die Priesterinnen der Ceres ausgenommen, welche auf einem besondern Platze gewissen Uebungen zusehen durften. Das Gesetz war hierüber so strenge, daß die Uebertreterinnen von der Höhe eines Felsen herabgestürzt wurden. Der Anfang der Spiele war allemal den 11. des Monats Hekatombäon, der ungefähr mit unserm Julius übereinkommt, und ihre Dauer war auf 5 Tage bestimmt. Wer an den Kämpfen Theil nehmen wollte, mußte zehn Monate vorher sich in dem öffentlichen Gymnasium zu Elis durch Uebungen dazu vorbereiten; besonders wurden in den letzten 30 Tagen vorher die Kampfübungen eben so vollständig angestellt, wie sie bei den Spielen selbst vorkamen. Das Fest nahm am Abend den Anfang mit vielen Opfern, welche auf den Altären mehrerer Gottheiten, die theils in Jupiters Tempel, theils in der umliegenden Gegend standen, dargebracht wurden. Die religiösen Ceremonien dauerten bis um Mitternacht unter dem Schall der Instrumente und bei dem hellen Scheine des Mondes, der zu dieser Zeit immer seiner Völle sich näherte, weil der Hekatombäon allemal mit dem Neumonde nach dem Sonnensolstitium anfing. Die Ordnung und Pracht, mit welcher alles geschah, erregte Erstaunen und Ehrfurcht. Sobald alles geendigt war, eilten die meisten Zuschauer, ohne sich der Ruhe erst zu überlassen, nach der Rennbahn (den Hippodromos und Stadium), um hier ihre Sitze einzunehmen, weil die Spiele gleich mit Anbruch der Morgenröthe ihren Anfang nahmen. Diese bestanden in Wettkämpfen in den Gymnasien gewöhnlichen Uebungen, z. B. in Wettrennen zu Pferde und zu Fuß, im Springen, Werfen mit dem Discus, im Ringen, Faustkampf und zuletzt beschlossen sie musikal. und dichterische Wettstreite. Sobald die Kampfvorsteher ihre Sitze eingenommen hatten, rief ein Herold diejenigen Athleten herbei, deren Kampfart zuerst beginnen sollte. Sie stellten sich nach einer durch das Loos bestimmten Ordnung in Eine Reihe, und der Herold nannte ihre Namen und ihr Vaterland. Waren sie schon durch frühere Siege bekannt, so erfolgte bei Nennung ihres Namens ein lautes Beifallrufen. Dann foderte der Herold Jeden auf, wer irgend einem dieser Athleten vorwerfen könnte, daß er Fesseln getragen oder ein lasterhaftes Leben geführt habe, oder daß er der Verwandte eines Verbrechers sei. Ein solcher wurde dann von der Ehre mit zu kämpfen ausgeschlossen. Das Wettrennen auf Pferden und mit Wagen war vorzüglich prächtig. Nur Reiche konnten daran Theil nehmen, weil der damit verbundene Auf-

wand in der That sehr groß war. Während des Festes sahe man von Zeit zu Zeit Gesandtschaften von allen Völkern Griechenlands ankommen, welche dem Jupiter hier ihre Opfer und ihre Huldigungen darbrachten. Die musikalischen Wettstreite bestanden erstlich, im eigentlichen Sinne, in solchen, worin man theils durch Gesang allein, theils durch Gesang unter Begleitung von Saiteninstrumenten mit einander um den Preis kämpfte. Oft wurden auch Wettstreite mit Instrumenten allein angestellt, z. B. mit Flöten, Cythern, Lyren, Trompeten und Hörnern. Rhapsoden sangen hier Bruchstücke aus Homer und Hesiodus, Tragiker, Lyriker u. s. w. recitirten ihre dramatischen und lyrischen Werke. Außer diesen eigentlich musikalischen Wettstreiten, müssen wir noch derer gedenken, die den Namen im uneigentlichen Sinne führten. Dahin gehören die Vorlesungen, welche Redner, Weltweise, Sophisten, Geschichtschreiber in den Säulengängen vor den Tempeln und auf Anhöhen vor dem versammelten Volke von ihren Werken hielten. Die olympischen Spiele wurden in Griechenland so heilig gehalten, daß selbst, wenn sie mitten im Kriege unter griechischen Völkern einfielen, die ganze Gegend, wo sie gehalten wurden, von den Unruhen der Waffen befreiet bleiben mußte. Die feindlichen Nationen kamen hier als Freunde zusammen, und jeder Zwist war für die Zeit der Feier beigelegt. Die olympischen Spiele dauerten noch verschiedene Jahrhunderte nach Chr. G. fort, wie lange aber, darüber kann man keine bestimmten Nachrichten finden.

Olympiade, berühmte Zeitära bei den Griechen. Die Ursachen, warum die Griechen fast allgemein nach Olympiaden rechneten, liegen meist in dem großen Ansehen, welches die olympischen Spiele hatten. Die Zahl der jedesmaligen verfloßnen Olympiaden konnte man, nachdem sie vom Jahr 776 v. Chr. G. an regelmäßig gefeiert wurden, aus dem Verzeichniß der Priester des olympischen Jupiters genau wissen. Die erste Olympiade, von welcher die Griechen ihre Zeitrechnung anfingen, setzt Petav 777, Usser 772, Calvisius 774 v. Chr. G.; Gatterer und die meisten Neuern nehmen dafür an das 776. J. v. Chr. G. Der Zeitraum von einer Olympiade zur andern faßte vier volle Jahre unserer Zeitrechnung in sich, oder eine griechische Tetraeteris von 48 Monden- und 2 Schaltmonaten. Die Zahl der Olympiaden merkte man sich anfänglich nach dem Namen der Sieger; weil indessen bei dieser Methode, sie zu bezeichnen, manche Irrthümer vorgehen konnten, insbesondere wenn man nicht gleich Gelegenheit hatte, die Verzeichnisse der Sieger zu Olympia nachzusehen; so machte man in der Folge die Olympiaden dadurch für jeden Staat merklicher und bestimmter, daß man z. B. zu Athen den Namen des jedesmaligen Siegers noch den Namen des regierenden Archonten, zu Lacedämon den Namen des Ephoren, zu Argos den Namen der Priesterin der Juno, zu Delphi den Namen der Pythia u. s. w. beifügte.

Olympus, ein berühmtes Gebirge in Thessalien, das höchste in ganz Griechenland. Dieses Gebirge, dessen hoher Gipfel über die Wolken empor ragte, machte die Gränze gegen Macedonien aus, und erstreckte sich von Nordwesten gegen Südosten. Der nordwestlichste Theil desselben hieß Titarus. Vorzüglich merkwürdig ist dieses thessalische Gebirge, weil die Fabel den Wohnsitz der seligen Götter hierher setzte. Auf seinen wolkenlosen vom Sonnenstrahle erglänzenden Gipfeln wohnen die Götter bei Homer. Ueber dem höchsten Gipfel desselben befand sich im metallnen Himmelsgewölbe, das über der Erde sich hinbreitete, und am Rande derselben auf Bergsäulen ruhete (s. d. Art. Geographie), eine Oeffnung, durch welche die Götter flüchteten, als die Riesensöhne des Alpeus den Pelion und Ossa auf den Olympus thürmten, um in den Himmel zu steigen. Auf der höchsten Bergspitze wohnte Jupiter selbst, und auf den niedrigen Bergspitzen befanden sich die übrigen Götter. In der Folge, im Zeitalter der griechischen Weltweisen,

dachte man sich die Götter nicht mehr auf den Gipfeln des Olymps wohnend, sondern auf der Höhe des gewölbten Himmels. Dieser neuere Götterſitz hieß auch Olympus. Olympus bedeutet den ganzen obern Himmel, als Götterwohnung; bald nur die Höhe, arx coeli, über der Mitte des Erdkreises, wo um die Milchstraße Jupiters Königsburg und die übrigen Götterpaläſte, nach dem Vorbilde des homeriſchen Olympus gefabelt wurden.

Omar I. Nachfolger des Abubekr's und zweiter Kalif der Moslemin nach Mahommed, kam 634 zur Regierung. Einer der erſten Eroberer der Welt nahm er gleich Damas ein, vertrieb die Griechen aus Syrien und Phönicien und eroberte 637 nach einer hartnäckigen Belagerung Jeruſalem. Omar hielt ſeinen Einzug auf einem Kamele, mit zwei Säcken mit Frucht und Korn beladen; ſie machten ſeinen Mundvorrath aus. Eine hölzerne Schüſſel war ſein einziges Geräth, und er hatte keinen andern Sitz als die Erde. Da die Kapitulation von Jeruſalem vielen andern den Moslemin zur Norm d'ente, ſo mag ſie hier ſtehen. Die Einwohner behalten ihr Leben, ihre Güter und Kirchen; dürfen aber keine neue bauen, noch Kreuze auf die alten ſetzen. Sie bedienen ſich nicht der Glocken, ſondern der Schellen. Einen durchreiſenden Moslemin halten ſie drei Tage frei. Sie ſollen keinen vom Mohammetismus abziehen, und ihren Verwandten nicht den Ueberſchritt verweigern. Sie ſollen weder die Sprache noch die Kleidung, noch die Namen der Moslemin gebrauchen; keine Waffen tragen, keinen Wein verkaufen, dem Kalifen treu ſeyn und regelmäßig die Steuer bezahlen." Omars Feldherren drangen in Perſien, ſchlugen den letzten König Jezdejerd, beſiegten den Kaiſer Heraklius; Memphis und Alexandrien, wo die berühmte Bibliothek verbrannt wurde, gingen über, und ganz Aegypten und ein Theil Libyens ward den Römern entriſſen. Unter Omar's Kalifate ward der alte Kanal, der den Nil mit dem rothen Meere verband, erneuert. Omar's Waffen drangen nach Afrika, und ſelbſt bis Indien; doch genoß er ſeines Ruhmes nicht lange. 644 im 63. Jahre ſeines Alters ward er von einem perſiſchen Sclaven, Firouz, ermordet. Seine Großen baten ihn vergebens um Ernennung eines Nachfolgers. Wenn Salem noch lebte, antwortete er, ſo würde ich ihn Allen vorziehen. Man ſchlug ſeinen Sohn vor, und er erwiederte lebhaft: es ſey hinlänglich genug, daß ſich einer in der Familie gefunden habe, der eine ſolche Laſt hat übernehmen wollen. Omar beſchränkte ſich in Tiſch und Kleidung auf das Nothwendigſte; er aß nur Gerſtenbrod und trank Waſſer. Der Mahometismus hatte nie einen tugendhaftern u. eifrigern Vertheidiger. Er erbaute Cairo. Nach ihm ward das Kalifat zum Wahlreiche, indem er nur das Verdienſt zu dieſer Würde empor gehoben wiſſen wollte.

Ommiaden oder Ommajaden, ſ. Kalif, Kalifat.

Omina, Vorbedeutungszeichen. Obgleich die Griechen und Römer zu den aufgeklärteſten Nationen aller Zeiten gehörten, ſo waren ſie doch dem Aberglauben ſehr ergeben. Sie glaubten an Zauberkünſte, Wahrſagungen, Wunderzeichen und dergleichen. Vorbedeutungen waren ihnen entweder 1) gewiſſe an Körper befindliche, oder im Gemüthe ſich ereignende Erſcheinungen; oder 2) ſie kamen von äußern Dingen her, oder 3) ſie beſtanden in gewiſſen bedeutenden Worten. Zur erſten Klaſſe gehörten die Male am Körper, z. B. die ſogenannten Oelflecke, woraus man bald etwas Glückliches, bald etwas Unglückliches wahrſagte. Wenn Jemand eine plötzliche Unruhe und Beſtürzung überfiel, ſo war dies immer die Vorbedeutung eines nahen Unglücks. Dahin gehört das ſogenannte paniſche Schrecken, für deſſen Urheber man die Dämonen und insbeſondere den Pan hielt. Man erzählt mehrere Beiſpiele davon. Als der galliſche Feldherr Brennus von den Griechen war geſchlagen worden, ſo wurde ſein Heer in der folgenden Nacht von einer ſolchen Beſtürzung ergriffen, daß ſie nicht wußten, was ſie

thun sollten, und in der Verwirrung sich selbst unter einander angriffen. Alle unerwartete Erschütterungn des Körpers und der Seele waren von übler Vorbedeutung. So Unglücksdeutend war die Verwirrung der Freier, in Homers Odyssee. Herzklopfen, Zittern der Augen oder irgend einer Muskel, ingleichen das Klingen der Ohren weissageten auch Unglück; besonders wenn es auf der linken Seite des Körpers geschah; denn das Klingen des rechten Ohres und das Zittern des rechten Auges war von guter Bedeutung. Zu den äußern Erscheinungen, aus welchen man Vorbedeutungen hernahm, gehören folgende. Wenn in einem Hause, oder sonst an einem Orte ein ungewöhnlich heller Schein sich zeigte, so war dies ein glückliches Zeichen, und man hielt es für die Erscheinung irgend einer himmlischen Gottheit. Ein nachtheiliges Omen war es, wenn man sah, daß den Bildsäulen der Götter etwas Ungewöhnliches widerfuhr. Vor der für die Spartaner unglücklichen Schlacht bei Leuktra fielen die goldenen Sterne, welche sie zu Delphi als Insignien des Kastor und Pollux aufgestellt hatten, zu Boden, und konnten nicht wieder gefunden werden. Es gab ominöse Wörter. Man trug alle Sorgfalt, sich solcher Wörter zu enthalten, und nannte z. B. ein Gefängniß nicht Kerker, sondern Haus; die Furien nicht Erinnen, Zorngöttinnen, sondern Eumeniden, die wohlwollenden, die ehrwürdigen Göttinnen. Besonders mußten während des Gottesdienstes alle ominösen Wörter vermieden werden. Einige Wörter hielt man auch ihrer natürlichen Bedeutung gemäß für glückliche Omina. Als Leotichides einen Samier, den er um Beistand wider die Perser bat, um seinen Namen fragte, und von ihm hörte, daß er Hegestratis (Anführer der Heers) hieß, so antwortete er: Ich nehme die Vorbedeutung des Namens Hegesistrates an, ich beziehe sie auf mich. Ein Omen nämlich war nur dann wirksam, wenn es dem Hörenden auffiel, und Eindruck auf ihn machte; achtete er nicht darauf, so war es ohne Wirkung. Um die üble Vorbedeutung eines Omen abzuwenden, hatte man verschiedene Mittel. Man warf z. B. einen Stein auf die etwas Uebles bedeutende Sache, oder tödtete das ominöse Thier, damit die Unglücksbedeutung selbst darauf zurückfallen und so vernichtet werden möchte. Unglückbedeutende Worte gab man dem, der sie sprach, mit der Redensart: auf deinen Kopf, zurück. Man hatte auch einen besonderen Zauberapparat, um üble Vorbedeutungen abzuwenden. Man nahm dornigtes oder sonst unbrauchbares Holz, verbrannte es zu Asche, und warf diese ins fließende Wasser oder Meer, wenn ein böses Omen sich ereignete. Ueberhaupt pflegte man, wenn unglückliche Omina sich ereigneten, das angefangene Geschäft liegen zu lassen, und es ein andermal wieder vorzunehmen.

Omphale (s. Herkules), des Königs in Mäonien, Jordanus, Tochter, und die Gemahlin des Tmolus, dem sie in der Regierung folgte. An sie ward Herkules als Sklav, wegen des an dem Iphitus begangenen Mordes verkauft, und gerieth mit ihr in das vertraulichste Liebesverständniß, durch welches sie Mutter des Lamus und Agelaus wurde.

Deneios, der Hauptmythos unter den ätolischen. Er war nach Homer der Sohn des Königs Porthaon zu Kalydon, und der Bruder des Melas und des Agrius. Seine Söhne waren Meleager und Tydeus. Bellerophon war sein Gastfreund. Beim Abschiede gab ihm Deneus einen purpurnen Gürtel, Bellerophon ihm einen Doppelkelch. Des Deneus Gemahlin war Althäa, von der er viele Söhne und Töchter erhielt. Einst hatte er unterlassen der Diana ein Ernteopfer zu bringen, da er doch allen Göttern opferte. Die Göttin rächte sich und schickte zur Strafe einen wilden (den sogenannten kalydonischen) Eber ihm zu, der alles verwüstete, und Menschen und Vieh tödtete. Meleager brachte, ihn zu erlegen, die junge Mannschaft von ganz

Griechenland zusammen. Ueber die Spolien des Thieres erhob sich aber ein wüthender Streit zwischen den Aetoliern zu Kalydon, die Meleager anführte, und den Cureten unter der Anführung der Brüder der Althäa. Meleager kam bei demselben ums Leben. Diese Geschichte ist von den folgenden Dichtern, vornämlich den Tragikern, ungemein vermehrt worden.

Onomatopöie, Wortbildung; doch muß man unter Onomatopöie nicht Wortbildung überhaupt verstehen, sondern die Art, die tönende Gegenstände durch Nachahmung ihres Schalles zu bezeichnen. Wahrscheinlich ging die erste Sprachbildung von ihr aus; keine Eigenschaft der sinnlichen Gegenstände macht sich so eigenthümlich bemerkbar, reißt sich so bestimmt von dem Gegenstande los, characterisirt ihn so genau, und konnte auf die ungeübten Sinne des ersten Sprachbildners der Menschen einen tiefern Eindruck machen, als der Naturton. Es war daher natürlich, daß er, der am meisten vor den andern Eigenschaften auffiel, am beständigsten und fast immer in demselben Grade den schallenden Gegenständen anklebte, während die sichtbaren Qualitäten mehr veränderlich, bald in größerer bald in geringerer Stärke vorhanden sind, vorzüglich geeignet war, zur Bezeichnung der Gegenstände zu dienen; da überdies seine Nachahmung durch die Sprache den ersten Spracherfindern so leicht war. In der auch cultivirtesten Sprache findet man eine Menge Spuren, welche beweisen, daß die tönende Natur die ersten Elemente in der Wortbildung hergab; und je näher ein Volk der Sprachschöpfung steht, desto mehr lebt und tönt sie in seinem Idiom. Hieraus läßt sich auch die Beobachtung erklären, daß in vielen von einander sehr verschiedenen Sprachen doch eine Menge Wörter große Aehnlichkeit unter sich besitzen, als: βληχαομαι, balare, bêler, blöken; ολολυζω, ululare, hurler, heulen; κοκκυξ, Cuculus, Couconc, Kuckuck. Ihrer Bildung liegt die tönende Natur zu Grunde, und diese bleibt sich überall so ziemlich gleich. Dieser Naturcharakter jeder rohen Sprache verliert sich allmählich durch Cultur und Umbildung; je feiner, geistiger, und abstrakter eine Sprache entwickelt wird, desto mehr wirft sie jene Naturtöne aus, oder wandelt sie so um, daß man ihren Ursprung nicht mehr erkennen kann; doch ist es bisher noch keiner gelungen, jenen Charakter ihres Entstehens gänzlich zu verwischen.

Oenomaus, s. Hippodamia.

Ontologie. Ein Theil der Metaphysik, ist die Wissenschaft derjenigen Prädikate, die allen Dingen (Erscheinungen sowohl, als Dingen an sich) gemein sind. Da aber diese Prädikate nur in dem reinen Verstande anzutreffen sind, der nichts weiter als die formalen Bedingungen erlangen kann, unter welchen wir uns die Dinge denken: so folgt, daß eine Ontologie durch ihre Begriffe gar keine synthetische, d. i. wirkliche, Objekte bestimmende, Sätze liefern kann. Sie kann aus ihren Begriffen nie darthun, daß etwas ist, sondern daß wir uns etwas, bei der Voraussetzung seines Daseyns, nach der Form unsers Verstandes, so oder so denken müssen. Es giebt daher keine Ontologie, im eigentlichen Verstande, d. i. Wissenschaft der Dinge an sich, als realer Gegenstände, aus Begriffen, und ist daher nur die Analytik des reinen Verstandes, d. i. die Darstellung der zur Exposition der Erscheinungen dienenden Begriffe.

Onyx, ein beliebter Edelstein bei den Alten, der seinen griechischen Namen daher hatte, weil man seine Farbe mit jener des Nagels (ὀνυξ) verglich. Die Phantasie der Griechen gab ihm einen mythologischen Ursprung. Sie erzählten, daß, als Amor eines Tages die Venus schlafend fand, er ihr mit dem Eisen eines Pfeils die Nägel abschnitt, und davon flog. Die Abschnitzel von den Nägeln fielen in den Sand des Ufers des Indus, und da alles, was von einem himmlischen Körper herkommt, nicht verderben kann, so hoben sie die Parzen sorgfältig auf, und verwandelten sie in den Stein Onyx. Die

eigentlichen Onyxe und Sardonyxe der Alten waren blos Chalcedone, welche durch Lagen oder Streifen von verschiedenen Farben gebildet waren. Wenn der Chalcedon weiße und braune Lagen hatte, so nannte man ihn Onyx, und wenn die Lagen weiß und roth waren, Sardonyx. Bisweilen gaben aber auch die Alten einer Art von Marmor den Namen Onyx.

Oost (Jakob van) ward zu Brügge 1600 geb.; er stammte aus einer sehr alten Familie und starb daselbst im 71. J. seines Lebens. Der Malerkunst sich widmend vergaß er über sie jede anderseitige Bildung. Seinen Lehrer kennt man nicht; aber 1621 stellte er zu Brügge sein Meisterwerk auf: doch ohne durch den allgemeinen Beifall verblendet zu werden, reißte er nach Rom, um den Annibal Carracci zu studieren, und ahmte später sein Muster mit dem größten Glücke nach. In seine Heimat zurückgekehrt, erhielt er bedeutende Bestellungen, Van-Oost hatte in seiner Jugend Rubens und Van-Dyck mit solcher Kunst kopirt, daß die Kopien nicht selten die Kenner betrogen. Seine Kompositionen sind einfach und durchdacht; nach dem Beispiel der großen Meister liebt er nur wenige Figuren; aber keine ist überflüßig, und alle sind würdevoll; den Hintergrund zierte er statt mit Landschaften mit Gebäuden. Vollkommen war er der Perspektive Meister, seine Verzierungen sind sinnreich, voll edler Einfalt und die Gewänder schön: das Kolorit ist frisch und natürlich. Sein Sohn, Jakob, studierte zu Paris und Rom, lebte lange zu Lille und starb zu Brügge 1713. Er malte vorzüglich große historische Gemälde; seine Manier ist kräftiger als die seines Vaters. Seine Drapperie ist großartig.

Opal, bei den Alten Astroides, Lapis elementarius; Plinius nennt ihn Paideros, ein kostbarer Stein, von milchbläulicher Farbe, der, je nachdem man ihn hält, ein lebhaftes, wechselndes Farbenspiel hat; er ist so hart, daß man mit einem Stahle Feuer aus ihm schlagen kann, und die Feile nichts von ihm wegnimmt. Wallerius unterscheidet vier Arten; 1) der milchichte Opal, welcher blaue, rothe, gelbe, grüne Farben wirft, während er im Grunde die Farbe einer mit Wasser verdünnten Milch hat; 2) Der schwärzliche, 3) der gelbliche, er hat kein so lebhaftes Farbenspiel wie die andern, und 4) das Katzenauge. Bruchmann setzte noch eine 5te Art hinzu, der bläuliche; er wirft verschiedene Farben des Regenbogens, und glänzt daher. Dieser kostbare Stein findet sich in Ostindien, Aegypten, Arabien, Ungarn, Böhmen und an einigen Orten Deutschlands, man trift ihn gewöhnlich in abgerissenen Stücken in einer andern Steinart gefügt; seine Größe steigt von der eines Nadelkopfes bis zu der einer Nuß, was aber sehr selten ist. Eben so selten ist ein fehlerlosen Opal; die Indier schätzen ihn dem Demanten gleich. Künstliche Opale werden aus Glas verfertigt.

Oper, Opera, ist, oder soll wenigstens das Höchste der dramatischen Kunst seyn. Sie besteht in der Darstellung eines Gegenstandes, dessen Wirkung auf das Gemüth zu befördern sich Poesie, Musik, Tanzkunst, Malerei und Baukunst vereinigen. 1) Die Dichtkunst liefert den dramatischen Stoff, eine sich durch verschiedentlich gegen einander wirkende Leidenschaften, oder kontrastirende Charaktere, auszeichnende Handlung ernsthafter oder komischer Art, aus der gegenwärtigen Welt, oder aus einer erdichteten. Der Ausdruck der Leidenschaften wird 2) durch die Musik verstärkt, das Drama wird lyrisch. Das Auge wird 3) durch den Tanz, 4) durch die Dekorationsmalerei, und 5) durch die schickliche Anlage des Lokals, und der angebrachten Maschinereien ergötzt und angenehm getäuscht. Allein eben diese große Zusammensetzung, und die Schwierigkeit, daß so verschiedene Künstler, die bei der Oper beschäftigt sind, harmonisch zu einem Zwecke, mit gleicher Einsicht und Kräften, wirken, macht die Opern, ohnerachtet sie große Summen kosten, noch zu sehr unvollkommenen Werken, von denen Sulzer nicht Böses genug

sagen kann, welches uns hier, wo es nur auf den Begriff der Sache ankommt, nichts angeht. Man theilt die Opern 1) in die großen Opern, ernsthaften und tragischen Inhalts. Man könnte sie lyrisches Trauerspiel nennen, 2) in die kleinen komischen Operetten, lyrischen Comödien. Die Opern sind überhaupt, in ihrer gegenwärtigen Gestalt, neuern, italienischen Ursprungs, und die Operetten besonders sind aus dem italienischen Possenspiel der opera buffa entstanden. Die Beschränktheit des Raumes erlaubt es hier nicht eine ausführlichere Theorie der Oper zu geben, wir berühren daher noch in gedrängter Kürze ihre Geschichte. Was die Geschichte der Oper betrift; so wissen zwar alle, daß sie in Italien entstanden ist, und daß sie, ursprünglich nicht die Gestalt, welche sie jetzt hat, hatte und haben konnte. Indessen ist der Zeitpunkt ihrer Entstehung noch immer nicht ganz ausgemacht. Das erste, gänzlich in Musik gesetzte, oder singend aufgeführte Stück scheint in das Jahr 1480 zu fallen. Eine Stelle in Joh. Sulpizius scheint dies zu beweisen. Freilich kann die Musik hierzu aber nicht in Opernstyle, sondern nicht viel anders als canto fermo gewesen seyn; so wie es begreiflich ist, daß bei den, in den damahligen Zeiten, zu solcher Vorstellung erforderlichen Anstalten, dieser Gebrauch nicht sogleich weiter um sich greifen und allgemein und herrschend werden konnte. Von einer andern Seite wurde indessen der Geschmack, Musikalische Unterhaltungen in die damaligen prächtigen öffentlichen Schauspiele, Feste u. d. m. einzuweben, immer größer und allgemeiner; und wahrscheinlicher Weise wurde sie, mit der Poesie verbunden, darin eingewebt. In den Jahren 1474-1433 wurde der bekannte Orfeo des Angel. Poliziano zu Mantua, unter Begleitung von Musik vorgestellt. (S. Art. Hirtengedicht.) Doch bestand die, in solchen Festen, mit Musik verbundene Poesie, nicht immer aus eigentlichen Dramen, aus einer Handlung; so wie die eigentlichen Dramen, Tragödien, Komödien, oder Possenspiele, auch nicht wieder ganz, sondern nur zum Theil die Chöre darin, die Prologen und Epilogen in Musik gesetzt, oder besondre Lieder in die Handlung des Stückes eingewebet, oder zwischen den verschiedenen Akten besondere Handlungen, in welchen Alles gesungen wurde, und die wieder unter sich zusammen hiengen, angebracht waren. Um die Mitte des 16ten Jahrhunderts griff die Musik, bei Gelegenheit der damals herrschenden Schäferspiele auf dem Theater, weiter um sich. Man schränkte sich nicht mehr darauf ein, bloß Prologen, Chöre, Zwischenspiele u. d. in Musik zu setzen. Schon im Jahr 1550 scheint in dem zu Ferrara gespielten Sacrificio des Agost. Beccari eine ganze Scene unter Begleitung der Musik gespielt worden zu seyn. In Florenz wurden im J. 1585 die Intermezzi des Lustspieles Amico fido von Giovanni de' Burdi durch Aless. Strigio, und Cristof. Malvezzi in Musik gebracht, und mit vielen Maschinenwerk und Verzierungen vorgestellt; auch bestehen die Personen dieser Intermezzo's aus Göttern und Halbgöttern so, daß das Stück selbst schon den spätern Opern näher kommt. Aber freilich war vielleicht noch nicht die Musik im eigentlichen Opernstyl. Wenigstens war sie es, dem Arteaga zu Folge noch nicht in den, von Emilio del Cavalieri, ums J. 1590 gänzlich in Musik gesetzten Stücken der Laura Guidiconi. Sie bestand aus nichts als Nachahmungen, Umkehrungen, Wiederhohlungen, langer Passagen und tausend andern Künsteleyen. Indessen scheint dem Cavalieri denn doch wohl die Ehre der Erfindung des Recitatives zuzukommen. Noch mehr aber näherte sich der eigentliche Oper die, von Ott. Rinuccini verfaßte, und von Caccini und von Jak. Peri, in Musik gebrachte, zuerst im J. 1594 in einem Privathause aufgeführte Daphne. Zwar ist das Stück, als Poesie und als Drama, und sogar als musikalisches Drama betrachtet, ein paar Stellen etwa abgerechnet, ganz erbärmlich; auch kann die Vorstellung unmöglich große Wirkung gemacht haben, denn,

dem Burney zu Folge, bestand das ganze Orchester aus nicht viel mehr als einem Flügel, einer großen Zitter, einer Viol da Gamba, und ein paar Flöten. Aber das Stück war denn doch eigentlich und ganz für Musik geschrieben, und der Dialog wurde darin weder gesungen, noch blos deklamirt, sondern eigentlich recitirt; und es hat zugleich mehrere wirkliche Arien, ob diese Arien gleich nicht den leichtesten neuern Liedern gleichen sollen. Mit ihm zugleich erschien das Radimento di Cefalo des Gabr. Chiabrera; und mit diesem scheint das Abenteurlich-Wunderbare, dessen Rinuccini sich weislich enthalten hatte, zuerst gleichsam Fuß in der Oper gefaßt zu haben. Nun wurde der Geschmack an Werken dieser Art immer größer und allgemeiner; aber noch hatte man kein ordentliches Schauspiel bei Lustbarkeiten; noch hatte man kein ordentliches, mit Rücksicht auf diese Werke, erbautes und eingerichtetes Theater; noch sangen blos eben die Personen, welche sonst den Harlekin, den Doktor und den Pantalon vorstellten oder vielleicht gelegentlich Liebhaber. Endlich erschien zu Venedig, ums Jahr 1637 auf einem öffentlichen Theater die Andromeda, geschrieben von Benedetto Ferrari, in Musik gesetzt von Franc. Manelli; und nun wurden dort, und in mehrern Orten Italiens ordentliche Opernbühnen eingerichtet, dergestalt, daß Venedig allein deren zuletzt fünfzehn gehabt hat. Aber jenes Abenteurlich-Wunderbare, das zu vielen Verzierungen und Maschinerien Anlaß gab, gewann gänzlich die Oberhand; und man schob zugleich in die ernsthaftesten Stücke die possierlichsten Zwischenspiele häufig ein. Einer der ersten Dichter, welcher sich diesem Geschmack am Tragisch-Komischen fügte, ist, Ottavio Tronsarelli gewesen. Nun wurde die Poesie, oder das Stück selbst, blos Nebenwerk. Unter den vielen Arbeiten dieser Art, die zum Vorschein kamen, sind die bessern von Andr. Salvatori, Prosp. Bonarelli, und Girol. Preti. Silvio Stampiglia war indessen, bereits ein guter Vorgänger des Zeno; er befreite die Oper von der lächerlichen Vermischung des Ernsthaften und Komischen, von den allzu verwickelten Begebenheiten und dem Ueberfluß der Maschinen; er brachte mehr Zusammenhang in das Ganze, worin ihm, indessen, schon C. M. Maggi und Franc. Lemene zuvor gegangen waren. Sein bestes Stück ist die Caduta dei Decemviri. Auf den poetischen Ausdruck verwandte er Sorgfalt, o gleich sein Styl sonst pretiös ist, und seine Stücke alle eine doppelte Liebesintrigue haben. Das erste Stück des Apost. Zeno (†1758) Gl' inganni felici ist vom J. 1695. Er versuchte die Oper regelmäßiger zu machen, und wollte sie dem Trauerspiele der Griechen näher bringen; er verließ also die Götter- und Wunderwelt gänzlich; und gab der italienische Oper die Gestalt, welche sie jetzt hat, aber sein Styl ist matt und nicht so musikalisch und leicht und natürlich, als der Styl des Metastasio. Piet. Jak. Martelli († 1727. Auch von ihm sind einige erträgliche Dramen, als al Perseo vom Jahre 1697. Apollo geloso, die Musik von Ant. Petri, geschrieben 1698; Cli Amici, die Musik von Pitro Albergati, im J. 1699 da.) — Stef. Ben. Pallavicini († 1742. Opere. Ven. 1744. 8. 4 Bd. enthalten einige erträgliche Opern.) — Carlo Rolli († 1762. In s. Poelici Componimenti, Ven. 1761. 8. 3 Bd. finden sich verschiedene Opern, die sich der französischen Manier nähern.) — Carlo Frugoni († 1767. In s. Opere Parma 1779. 8. 9 Bd. sind Medoro und einige Opern mehr.) — Piet. Metastasio († 1783. Seine erste dramatische Arbeit war das Trauerspiel Giustino; und die erste seiner gespielten Opern die Didone abbandonnata, welche Dom. Sarri setzte, und die im J. 1723. zu Neapel aufgeführt wurde. — Raineri Casalbigi (Poesie Livorno 1766. 8. 2 Bd. Seine beiden Opern, Alceste und Orpheus, so wie s. Danaiden entfernen sich von der Manier des Metastasio und nähern sich den französischen Opern. Geschichte der Oper in Spanien Daß die spanischen Dichter sehr frühzeitig Musik und Lieder in ihre Stücke

einwebeten, ist bekannt. Die Stücke des Cueva wurden mit Intermezzo's, welche aus Gesang bestanden, gespielt. Wenn aber die eigentliche Oper, oder ganze Singspiele zuerst dort eingeführt worden, weiß man nicht. Aus den Reisen der Gräfin d'Aunoy erhellt, daß deren schon dort im vorigen Jahrhunderte gespielt wurden; aber es waren französische mit der französischen Musik. Das erste Originalstück ist, die Lira de Orfeo, Mad. 1719 von Augustin di Montiano, nicht, wie Signorelli mit seiner ungewöhnlichen Unwissenheit sagt, die, erst 1776 erschienene, Briseida des La Cruz. Das letzte bekannte ist Angelico y Medoro von Huerta. Uebrigens hat der Hof zuweilen eine italienische große Oper unterhalten. Frankreich (s. Französ. Oper) erhielt die Oper aus Italien, und hat sie, im Grunde, so gelassen, wie es solche erhielt; das heißt, man schöpfte damals in Italien die Gegenstände dazu aus dem Reiche der Phantasie, und schöpft sie noch jetzt in Frankreich größtentheils daraus. Der Card. Mazarin ließ nähmlich im J. 1645. Sänger und Sängerinnen, und auch einen Theil der Musiker aus Italien, zur Vorstellung der finta pazzia von Giac. Torelli, in Musik gesetzt von Giul. Strozzi, nach Paris kommen, und das Stück, das aus der Schäferwelt genommen ist, vorstellen. Hierauf folgte im J. 1647, der Orpheus von Zarlino. Die Gattung hatte gefallen; und Musik und Dekorationen wurden nun in französische Originalstücke hineingezogen. Im Jahr 1650 wurde die Andromeda des Corneille aufgeführt, welche mancherlei Maschinenwerk erfordert, und mit Musik verbunden ist; im J. 1651. das Ballet Cassandra, von Benserade; und im J. 1659 eine Pastorale von Perrin. Im Jahre 1661 erschien Perrin wieder mit einer, von Cambert in Musik gesetzten Pastorale, Ariadne, aber das Stück blieb liegen, bis er endlich mit dem Marq. Sourdac, und Cambert zusammen, im J. 1669. das Privilegium zu einer französischen Oper, unter dem Namen einer Academie de Musique, erhielt. Das erste gegebene Stück war seine Pastorale, Pomona, in fünf Aufzügen, das im J. 1071 gespielt wurde, wozu Beauchamp die Tänze gemacht hatte. Schon im Jahre 1672 erhielt Lully die Direktion, und gab schon in diesem Jahre die Fêtes de l'amour et de Bacchus von Quinault, worin einige der vornehmsten Herren des Hofes mittanzten. Im J. 1673 wurde das erste große Stück des Phil. Quinault († 1688) Cadmus und Hermione, aufgeführt. Geschichte der Oper in Deutschland. Die ersten Singspiele, wie der Verf. sie nennt, schrieb unter uns, Jakob Ayrer, in den Jahren 1570-1598. gedruckt Nürnb. 1618. f. und diese sind durchgehends nach einer Melodie gesungen worden. Im J. 1627 übersetzte Mart. Opitz seine Daphne aus dem Italienischen, welche Heinr. Schütz in Musik setzte, und die bei einem Fürstlichen Beilager in Dresden aufgeführt wurde. Verschiedene seiner Nachfolger, als Andr. Gryphius, Joh. Christ. Halmann, und später, Hirsch, Bressand, B. Feind, König (Samml. Theatral. Gedichte, Dresd. 1713. 8.) und vorzüglich Heinr. Postel und F. G. Hunold schrieben deren, besonders die beiden letztern, in Menge für das Theater in Hamburg, auf welchem im J. 1678 die erste, von Bremer gesetzt, erschien. Daß die Werke der erstern an einigen unserer deutschen Höfe aufgeführt worden seyn mögen, ist wahrscheinlich. In Hamburg erhielt sich die deutsche Oper bis zum J. 1737, auch wurden deren zu Leipzig und Braunschweig gespielt; sehr oft waren die Arien darin italienisch, und die Recitative deutsch; und in Musik gesetzt waren diese Opern, von Bremer, Frank, Strunk, Theil, Förtsch, Conradi, Kayser, Steffani, Mattheson, Schurrmann, Telemann, Graupner, u. a. m. — Im J. 1741 verschwanden sie gänzlich von unserer Bühne; in diesem Jahre wurde in Danzig die letzte gegeben. Unsere Kunstrichter, anstatt auf die Verbesserung derselben zu denken, deklamirten, unter Anführung Gottscheds, sie endlich zu Boden. Zugleich wurden an verschie-

denen unserer ersten Höfe, als zu Wien, Dresden, Berlin u. a. O. mehr italienische Opern eingeführt, schöne Opernhäuser dazu gebaut, Sänger und Sängerinnen, mit großen Kosten dazu verschrieben, und mit großen Summen belohnt. In Schweden wurde 1774 die erste schwedische Originaloper, Birger Jarl, von gebornen Schweden aufgeführt. Die italienische Oper unterscheidet sich von der deutschen hauptsächlich dadurch, daß durchgehends nicht darin gesprochen, sondern der Dialog recitativisch (d. h. nach Noten, aber ohne Takt) gesungen wird. Bei den Italienern sind auch die Gattungen der Opera seria und buffa strenger geschieden, als bei den Deutschen. Jene ist weit ernster, für uns fast leer und langweilig; diese weit mehr groteskomisch und recht national. Dies bezeichnet auch der ihnen eigenthümliche Ausdruck und Charakter der Buffonerie, welche unnachahmlich ist. Bei uns wurde die Operette (s. oben) in der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. vorzüglich von Weiße und Hiller mit allgemeinem Beifall bearbeitet. Um mehr musikalischen Genuß in dieses Schauspiel zu verweben, wurden nach und nach die Gesangstücke immer weiter ausgeführt und bekamen die Form der ernsthaften Oper. Endlich ertheilte die Benutzung des von den Italienern erfundnen Finales, in welchem die Handlung fortrückt, und die Musik zu einer Folge sehr anziehender und abwechselnder Sätze Gelegenheit gibt, dieser Art von Oper gleichsam den allgemeinen Vorzug; so daß sie von nun an die herrschende Gattung des mit Musik verbundnen Schauspiels wurde. Und so entstand unsre gegenwärtige deutsche Oper, in welcher gesprochner Dialog und Gesang abwechselt. Die jetzige komische oder romantische Oper ist also eine Zusammensetzung der Opera seria und der Opera buffa der Italiener, nur mit dem Unterschiede, daß der Dialog derselben wirklich gesprochen und nicht recitativisch gesungen wird. Für die deutsche Oper dichteten übrigens noch: v. Göthe, Gotter, Bretzner, Stephani, J. G. Jakobi, Herclots, Huber, Michaelis, v. Kotzebue, Bürde, Schikaneder ꝛc.; als Componisten nennen wir: Mozart, Winter, Weigl, Reichardt, Kunzen, Wölfl, Beethoven, C. M. v. Weber ꝛc.

Opfer. Sobald der Mensch das Daseyn eines höhern Wesens, von dem das Glück und Unglück seines Lebens abhängt, ahnt, muß ihm der Gedanke natürlich werden, sich dankend oder flehend, wenn in seinem Leben sich Zufälle ereignen, welche diese Gefühle in ihm erregen, an dasselbe zu wenden. Stellt er sich überdies, wie die Geschichte beweist, daß dies immer bei rohen und ungebildeten Nationen der Fall ist, die Gottheit anthropomorphistisch vor, denkt er sich das höhere, oder die höhern Wesen als unvollkommen moralische Personen, die durch Gemüthsaffekte und Leidenschaften sich leiten lassen, nach Gunst und Ungunst handeln, kurz als Menschen, die mit einer ungeheuren Macht ausgestattet sind; so muß er auf den Gedanken geführt werden, daß die Mittel, welche zu seinem Herzen Eingang fanden, auch Einfluß auf die Götter haben werden, daß er durch Geschenke, pomphafte Verehrungen und Feierlichkeiten ihre Gunst erflehen, und ihren Zorn versöhnen könne. Er legt daher das Liebste und Kostbarste, was er besitzt, auf den Altar zum Opfer hin. Aus diesem Grunde finden wir bei den rohsten Völkern und im höchsten Alterthume die Sitte zu opfern allgemein verbreitet. In der ägyptischen Religion waren Opfer eingeführt, und Herodot giebt uns von ihren feierlichen Opfern folgende Beschreibung. Nachdem man das Opferthier zum Altar geführt hatte, wurde ein Scheiterhaufen angezündet und Wein zur Libation ausgegossen. Dann schlachtete man das Thier, hieb ihm den Kopf ab, und häutete es. Nachdem der Kopf mit vielen Flüchen und Verwünschungen beladen war, trugen ihn die Einwohner der Handelsstädte auf den Markt, und verkauften ihn an griechische Fremde; diejenigen aber, bei welchen sich keine Griechen aufhielten, warfen die Köpfe der Opferthiere in den Fluß. Der über dieselben ausgesprochene Fluch war folgender: Wenn irgend ein Unglück

den Opfernden oder ganz Aegypten bevorstehen sollte, so möge es abgewendet werden und dieses Haupt treffen! Die Verfluchung des Kopfs und der Libation mit Wein wurde bei allen ägyptischen Opfern beobachtet, und daher kam es, daß man keinen Kopf von irgend einem Thiere aß. Die Wahl der verschiedenen Opferthiere und die Art, sie zu verbrennen war verschieden, je nachdem man diesem oder jenem Gotte opferte. Nach Herodot gab es in Aegypten keine Menschenopfer, aber wohl nach Manetho, Diodor, Plutarch und Porphyr. In den ältesten Zeiten brachte man den Göttern noch keine blutige Opfer dar, auch nicht kostbare Spezereien; statt deren verbrannte man zu Ehren der Götter die Produkte des heimischen Bodens. So wie man sich nach und nach an thierische Speisen gewöhnte, fing man auch an, den Göttern blutige Opfer zu bringen; doch waren noch zu Drako's Zeiten die Fruchtopfer die gewöhnlichern. Daß es indessen schon lange vorher in Griechenland Thieropfer und sogar Menschenopfer gab, lehrt das Beispiel des Lykaon und der Iphigenia. Insbesondere brachte man Trankopfer und Räuchwerke den Göttern gewöhnlich dar; ein Opferthier aber wurde nur in wichtigen Fällen geschlachtet, und dann durften die beiden andern Stücke nicht fehlen. Man sah gleichsam ein solches Opfer als eine feierliche Mahlzeit an, die man den Göttern bereitete, dabei konnten also Trankopfer nicht weggelassen werden. Ehe ein feierliches Opfer dargebracht werden durfte, mußte der Darbringer sich erst sorgfältig gereinigt haben. Während des Opferns trugen die Priester gewöhnlich prächtige Kleider, besonders zu Athen, weniger zu Sparta; auch das Opferthier wurde geschmückt. Die Altäre wurden mit heiligen Kräutern bedeckt; welche die Römer im Allgemeinen verbenae nannten. Man nahm dazu immer solche Pflanzen und Kräuter, welche dem Gotte, dem man opferte, heilig waren. Die Zeit des Opfers war nach dem Charakter der Götter verschieden. Den himmlischen Göttern opferte man beim Aufgange der Sonne, den unterirdischen aber beim Untergange derselben. Wenn alles zubereitet war, so wurden mola salsa, ein Messer zum Schlachten des Opferthiers, und Kränze in einem Korbe herbeigebracht, worauf man das Opferthier zum Altare führte, welches bei großen Feierlichkeiten von gewissen Personen mit musikalischen Instrumenten begleitet wurde. Dann stellten sich die Anwesenden um den Altar her, und der Opferpriester ging um denselben von der Linken zu Rechten herum, und besprengte ihn mit Mehl und geweihtem Wasser. Auch die Anwesenden wurden mit Wasser, vermittelst eines vom Altare genommenen Feuerbrandes, oder mit einem Lorbeerzweige besprengt. Nun rief der Herold mit lauter Stimme: Wer ist da? und das Volk antwortete: Viele Gute! Nun wurde gebetet, wozu der Opferpriester durch den Ausruf: Εὐχώμεθα! Laßt uns beten! aufforderte. In dem Gebete flehete man die Götter an, daß sie an dem Opfer Wohlgefallen finden, und dem Opfernden Gesundheit und Glück gewähren möchten; oder man bat auch die Götter um irgend eine besondere Wohlthat. Nach geendigtem Gebete untersuchte der Priester alle Glieder des Opferthieres, und wenn hier kein Fehler entdeckt wurde, auch die innerliche Gesundheit. War das Opferthier ohne Fehl, so wurde nochmals gebetet, und der Priester nahm einen Becher voll Wein, kostete ihn, ließ auch die Anwesenden daraus trinken, und goß das Uebrige zwischen die Hörner des Opferthieres. Dann legte man auf den Altar (und nach Einigen auch auf die Stirn des Opferthieres) Weihrauch und andere wohlriechende Sachen, die aus dem Räucherfaß mit drei Fingern genommen wurden. Der Priester oder der Keryx, oder der Vornehmste unter den Gegenwärtigen, tödtete nun das Opferthier, entweder durch einen Schlag, oder durch Abschneiden der Kehle. Opferte man den himmlischen Göttern, so bog man den Hals des Thieres in die Höhe. Wich das Thier dem Schlage ungefähr aus, oder sprang es nach demselben noch einmal auf, oder war es nach dem Falle unruhig und voll Angst u. dergl., so

waren das alles unglückliche Zeichen, und man glaubte, daß das Opferthier den Göttern unangenehm sey. Das Gegentheil hielt man für glücklich. Mit den Händen durften sie nicht berührt werden. Das Blut wurde in einem Gefäße aufgefangen, und zur Ehre der Himmelsgötter beim Altare ausgegossen. In ältern Zeiten verbrannte man das Opfer ganz zur Ehre der Götter, daher auch der Name; der Sage nach aber schaffte Prometheus diesen Gebrauch ab, um die Opfer weniger kostspielig zu machen. Während das noch überdies mit Weihrauch bestreuete Opfer brannte, betete der Priester gemeinschaftmit dem Opfernden, indem beide ihre Hände auf den Altar legten, goß Trankopfer in das Feuer, und warf Weihrauch hinein: oft ertönten auch dabei verschiedene musikalische Instrumente, besonders Flöten, vornehmlich wenn das Opfer den himmlischen Göttern dargebracht wurde. Auch tanzte man beim Singen heiliger Lieder um den Altar herum. Nach geendigtem Opfer, bekamen die Priester ihren Antheil von dem übrigen, und man stellte einen gemeinschaftlichen Schmaus an. Die Gebräuche bei den römischen Opfern trafen in den meisten Stücken mit denen bei den griechischen Opfern überein. Daß die alten Deutschen bei ihrem Gottesdienste auch Opfer hatten, bezeugt Tacitus ausdrücklich. Sie opferten den Göttern nicht nur Thiere, sondern auch Menschen, gewöhnlich aber Hähne, Pferde und Hunde. Das prächtigste Opfer war ein Mensch. Mit diesem fingen die suevische Semnonen ein bei ihnen gewöhnliches Nationalfest an. Man nahm zu diesem grausamen Opfer Verbrecher, Kriegsgefangene, aber auch wohl Unschuldige; wenigstens war es so bei den Galliern.

Ophiten, Ophianer, Schlangenbrüder, eine im 12. Jahrhunderte aus der gnostikischen Häresie entstandene Sekte. Sie verehrten die Schlange als das Bild der sinnlichen Grundlage im Menschen und der Klugheit, und weil sie Eva verführt habe. Sie glaubten, die Schlange besitze eine allgemeine Wissenschaft und sey die Mutter aller Erkenntniß und Weisheit. Hierauf bauten sie eine Menge Chimären. Sie behaupteten, die Schlange sey Christus und von Jesus, dem Sohne Maria, verschieden; Christus sey in Jesus herabgestiegen und nicht er, sondern Jesus habe gelitten. Ihre Sekte verwarf daher Jesus und erkannte blos Christus.

Ophtalmie (Augenentzündung) von dem griechischen οφθαλμος Auge. Sie ist theils nach dem Grade ihrer Heftigkeit, — ob sie akut oder chronisch verläuft — theils nach dem Theile des Auges, in dem sie ihren Sitz hat, verschieden. Eine andere Verschiedenheit entspringt aus ihrem Charakter, und den Einflüssen, die ihrem Entstehen zu Grunde liegen. Gefährlicher ist sie, wenn sie die innern Theile des Auges, als die Regenbogenhaut, ergreift, weniger gefährlich, wenn die äussern Theile, als die Augenlider, meibomsche Drüsen, oder die Bindehaut entzündet sind. Ihr Charakter bestimmt ebenfalls den Grad ihrer Gefährlichkeit: eine katarrhalische und rheumatische Augenentzündung ist im Allgemeinen gutartiger und leichter heilbar als eine arthritische und skrophulöse: am furchtbarsten ist die syphilitische und die seit den letzten Kriegen in Europa bekannt gewordene egyptische oder kontagiöse Ophtalmie. Röthe, Schmerz und Lichtscheu sind die allgemeinen Kennzeichen der Krankheit, und ihre Folgen nicht selten krankhafte organische Veränderungen, als Verdunkelung der Hornhaut, Flecken, Durchbrechung derselben, Verwachsungen der Iris; Eiterbildungen in den Augenkammern, zwischen den Lamellen der Hornhaut, Schleimflüsse ꝛc.

Ophthalmologie, s. Auge und Augenpflege.

Opiat, s. Opium.

Opitz (Mart.), einer der besten ältern Dichter Deutschlands, ward zu Bunzlau in Schlesien 1597 geboren. Seine erste Bildung erhielt er auf der Schule seiner Vaterstadt; wo sein Oheim Christ. Opitz, und vorzüglich des-

sen Nachfolger im Rektorate, Valent. Sanftleben, aus allen Kräften auf sein Dichtergenie wirkten. 1614 kam er nach Breslau, um auf dem Marien-Magdalenen-Gymnasium seine Studien fortzusetzen. Bei seinem Abgange vom Breslauer Gymnasium, das er 1617 mit dem zu Reuthen an der Oder vertauschte, gab er einige lateinische Gedichte, unter dem Namen Strenae (Neujahrsgeschenke), an seine Lehrer und andere Männer in Bunzlau gerichtet, heraus. Auch in Reuthen machte er dergleichen sammt seinem Aristarchus, in dem sich sein Eifer für die vaterländische Literatur lebhaft aussprach, bekannt. 1618 ging er nach Leipzig, um sich der Jurisprudenz zu widmen, beschäftigte sich aber hauptsächlich mit seinen Lieblingsstudien der Alten und der Dichtkunst. Hier dichtete er zuerst in deutscher Sprache, 1619 reißte er nach Heidelberg. Der kurpfälzische Geheimerath Lingelsheim nahm ihn als Erzieher seiner Kinder zu sich, und brachte ihn an den Hof. Während der Zeit machte er die Bekanntschaft des Janus Groter und anderer trefflicher Männer, und schrieb Manches, deutsch und lateinisch, in Prosa und Versen. 1620 besuchte er Straßburg, und kam mit Math. Bernegger, der ihn Deutschlands Virgil nannte, in freundschaftliche Verbindung. Er kehrte zwar nach Heidelberg zurück; verließ es aber gegen das Ende des Jahrs 1620, und suchte mit seinem dänischen Freunde Hamilton in Holland den Stürmen des Krieges zu entgehen. Zu Leyden machte er mit Scriver, Vossius, Rutgersius, und Dan. Heinsius Bekanntschaft; diesen Männern hatte er viel zu verdanken. Der Krieg griff immer weiter um sich, und Opitz ging 1621 nach Holstein, wo er den Musen und der Freundschaft lebte. Gegen das Ende des Jahrs ward er an den Hof des Herzogs von Liegnitz in Schlesien berufen. 1622 rief ihn Bethlen Gabor als Professor der Philosophie und Humaniora nach Weißenburg. Obgleich er hier die Gunst des Hofes genoß, kehrte er doch wieder nach Schlesien zurück, weil ihm die Unkultur des Landes nicht behagte. Er hatte dort sein gelehrtes Werk Dacia antiqua begonnen, von dem ihn nach einer 16jährigen Arbeit der Tod abrief. 1623 ging er abermals an den Hof von Liegnitz, und gab das Jahr darauf seine Gedichte heraus; indem die frühere Ausgabe von Zinkgref manche Uebereilungen drückten. Der Herzog, auf dessen Befehl er die Sonn- und Festtagsepisteln in Verse gebracht hatte, ernannte ihn zum Rath. Ebenfalls erschien sein Buch von der deutschen Poeterei, worin er den Grund zu einer deutschen Poetik legte. Hierauf bereißte er Sachsen, lebte ½ Jahr in Wittenberg, und ging über Dresden, wo er von dem Stifter der furchtbringenden Gesellschaft, dem Herzog Ludwig von Anhalt, unter dem Namen des Gekrönten in dieselbe aufgenommen wurde, nach Schlesien zurück, um seinen Freund Kirchner nach Wien zu begleiten. Sein Trauergedicht auf den Erzherzog Carl erwarb ihm hier den Lorbeerkranz von Ferdinand II. 1626 trat er als Secretär in die Dienste des Burgrafen zu Dohna, Carl Annibal, und lebte meist zu Breslau. 1628 erhob ihn der Kaiser Ferdinand II. in den Adelstand unter dem Namen Opitz von Boberfeld. 1630 unternahm er in Angelegenheiten des Grafen eine Reise nach Paris, ward dort mit dem Hugo Grotius bekannt, und übersetzte dessen Gedicht, von der Wahrheit der christlichen Religion, ins Deutsche. Mit Kenntnissen, Büchern, Handschriften, Münzen und geschnittenen Steinen kam er nach Schlesien zurück. Nach dem Tode des Burggrafen 1633 ging er an die Höfe von Liegnitz und Brieg zurück. Hier gab er sein Lehrgedicht, Vesuv, und sein Trostgedicht in Widerwärtigkeit des Krieges heraus. 1634 begleitete er den Herzog Johann Christian von Brieg, nach Thorn, und auch von hier durch die Kriegsunruhen verscheucht, ließ er sich in Danzig nieder, wo er ohne Störung seiner Neigung zu den Wissenschaften leben konnte. Hier verfertigte er das Singspiel Judith und übersetzte die Antigone

des Sophokles. 1638 nahm ihn der polnische König, Uladislaus IV., dem er sich durch ein treffliches Lobgedicht empfohlen hatte, als er nach Danzig kam, auf vortheilhafte Bedingungen in seine Dienste. 1637 gab er die Sammlung seiner geistlichen Gedichte heraus, revidirte seine weltlichen, setzte seine Dacia antiqua fort, und vollendete seine Uebersetzung der Psalmen nach den gewöhnlichen Melodieen. Opitz stand jetzt in seinen männlichen Blüthenjahren, und sein weit verbreiteter Ruf, so wie sein gebildeter Geschmack, seine vielseitige Ausbildung und sein immer reger Geist ließen noch Größeres für die Zukunft hoffen: doch die Hoffnungen wurden nicht erfüllt; 1639 den 20 Aug. starb er an der Pest, die damals in Danzig herrschte. Sein schriftstellerischer Nachlaß ist verloren gegangen. Man nannte Opitz den Vater der deutschen Dichtkunst, und nicht mit Unrecht, denn er regte zuerst in unserm Vaterlande den Geist der wahren Poesie an; vertraut mit den Alten, und wissenschaftlich gebildet, dachte er philosophisch, und wußte seine kräftigen Gedanken eben so stark in der Sprache auszudrücken. Wie der Dichtkunst so ist er noch mehr der Schöpfer der deutschen Prosa. Seine Sprache ist geschmeidig und korrekt, und zeichnet sich durch neue Verbindungen und Formen, durch höhern Nachdruck und Wohlklang aus. An der Spitze seiner Gedichte stehen die lyrischen; wenigern Werth haben seine Uebersetzungen. Die vollständigste Ausgabe ist die 1680 bei Fellgibel in 3 Th. 8. zu Breslau herausgekommene; Jusson in Amsterdam veranstaltete 1646 eine sehr zierliche.

Opium, Schlafmohn. Eine Pflanze der 13. Klasse; ein Sommergewächs. Der Stengel derselben ist glatt, aufrecht, und mit Blättern besetzt, welche groß, lappig eingeschnitten sind, und den Stengel umfaßen. Die Blume ist groß, der Kelch zweiblättrig, und die Krone hat nur vier Blätter. Die vielen Staubfäden sind haarförmig, und im Fruchtboden angeheftet, der Fruchtknoten ist mit einer schildförmigen Narbe bedeckt. Das Vaterland dieser Pflanze ist eigentlich Asien, doch wird sie bei uns häufig angebauet. Man hat davon zwei Varietäten, die eine enthält einen weißen Samen; die zweite einen schwarzen, oder eigentlich blauen Samen. Die ersten Samen werden in den Apotheken zu Emulsionen gebraucht; auch preßt man daraus ein sehr mildes fettes Oel, das häufig die Stelle des Olivenöls vertritt. Aus dem Mohn bereitet man in mehrern Gegenden des Orients, besonders in Natolien, Arabien, Persien, Aegypten und Ostindien, den Mohnsaft oder das Opium. Das Opium, welches ehemals um Theben in Aegypten bereitet wurde, war das reinste, daher nennt man noch jetzt die reinste Sorte von Opium, Opium thebaicum, ob man gleich unter den Oertern, woher man es erhält, keinen Unterschied mehr macht. Das Opium kömmt als eine feste Masse, in rundlichen, ein bis zwei Pfund schweren platten Kuchen, oder unförmlichen Stücken in Blätter eingewickelt zu uns. Das gute Opium muß schwer, dicht, äußerlich von einer rothbraunen Farbe seyn, auf dem Bruche muß er glänzen, einen reinen starken betäubenden Geruch besitzen, nicht säuerlich brandigt riechen, und von Geschmack scharf, beißend und sehr bitter seyn. An der Flamme eines Lichts muß es sich leicht entzünden lassen, im Wasser zum Theil auflösen, und der Auflösung eine röthliche Farbe ertheilen. Mit Wasser benetzt muß es auf dem Papier einen hellbraunen Strich geben. Bisweilen ist es mit Sand verfälscht, den man bei der Auflösung im Wasser entdeckt. Die Verfälschung mit Süßholzextrakt läßt sich leicht durch den eigenthümlichen Geruch errathen. Man soll drei verschiedene Sorten Opium bereiten. Die eine soll durch freiwilliges Ausfließen des Saftes aus den geritzten, noch nicht reifen Samenkapseln fließen, und durch bloßes Austrocknen an der Luft erhalten werden. Diese Sorte soll man Affion nennen. Eine andere Sorte aber soll durchs Auspressen der Samenkapseln und Aus-

kochen mit Wasser und Eindicken der Flüssigkeit bereitet werden; und endlich die schlechteste Sorte, oder das Meconium der Alten, soll durch Auspressen und Kochen der ganzen Pflanze erhalten werden. Kehr berichtet aber, daß die größte Menge des nach Europa gebrachten Opiums dadurch gewonnen werde, daß man die Samenkapseln, ehe sie völlig reif sind, mit einem Instrumente, welches mit drei oder fünf Spitzen versehen ist, gegen Abend ritzt. Den herausquellenden Milchsaft läßt man die Nacht durch austrocknen, und nimmt ihn des Morgens ab. Das Aufritzen an einer und derselben Fruchtkapsel wird 6 bis 8 Abende wiederholt. Endlich läßt man den gesammelten Saft an der Sonne austrocknen. Das Opium ist für den Arzt ein unentbehrliches Mittel; da es aber so gewaltig tief und schnell auf die Nerventhätigkeit wirkt, so verlangt seine Anwendung eine geübte Hand. Seine Wirkung in kleinen Gaben ist Reizung der Gefäße und des Nervensystems im Anfange, und später Abspannung, Schwächung: in größern Gaben betäubt es, und vermag die Nervenkraft bis zur völligen Lähmung zu vernichten. Seiner anfänglich berauschenden Kraft wegen, genießen es die Orientalen statt des Weines. Der Opiophage — Opiumesser — fängt mit kleinen Dosen an: eine angenehme Munterkeit, ein erhöhtes regeres Leben, ein feuriger Schwung der Phantasie folgen bald dem Genusse: dieser Zustand dauert einige Stunden an, der Rausch verfliegt, und Erschlaffung, Schmerz, Mißmuth, treten an seine Stelle. Durch eine nun größere Portion von Mohnsaft sucht der Opiophage, diese unleidlichen Gefühle zu vertreiben, und muß so zu immer größrern Dosen steigen: das Gesicht wird blaß, der Körper magert ab, die Glieder zittern, und alle Regsamkeit, alles Gefühl ist verschwunden, Wassersucht und andere Cachexien tödten ihn gewöhnlich. Gegen Opiatvergiftung, die sich durch Unruhe, Ausbrechen, Zittern, Zuckungen, Bewußtlosigkeit, Schlafsucht, Betäubung kund gibt, und durch Schlagfluß tödtet, ist ein Brechmittel, und dann starker Caffee oder guter, alter Rheinwein, oder auch Säuren mit Kampfer gereicht, das beste Antidotum. Vergl. den Art. Mohn.

Oporinus (Joh.); sein rechter Name war Herbst, war zu Basel 1507 geboren, der Sohn eines unvermögenden Malers; er studierte zu Straßburg und mußte sich seinen Unterhalt durch Unterrichtgeben und Abschreiben verdienen. Er heirathete eine reiche, alte Frau, ertrug ihre unleidliche Laune bis an ihren Tod und sie hinterließ ihm keinen Stüber. Auf das Anrathen seiner Freunde wandte er sich zum Studium der Medizin, trat als Lehrling und Schreiber bei dem damals berühmten Paracelsus in Dienst, verleitet durch die Hoffnung, irgend ein Arcanum von ihm zu erhalten. Er ward auch hier betrogen, verließ den Charlatan und legte zu Basel eine griechische und lateinische Schule an. Hier errichtete er mit Robert Winter, der sich griechisch Chimerinus schrieb, eine Druckerei. In diesem Geschäfte war er unermüdet thätig und korrigirte alle Bücher selbst. Nichts destoweniger vermochte er kein Vermögen zu erwerben; er starb 1568 mit Schulden überhäuft. In seiner Offizin kamen viele schätzbare Werke heraus und er selbst ist durch mehrere grammatische und philologische Schriften bekannt. Zum Druckerzeichen wählte er den Arion auf einem Delphin, bisweilen mit der Beischrift: Fata viam invenient, oder invia virtuti nulla est via.

Oporto oder Porto, eine Stadt in der portugiesischen Provinz Entre Minho e Duero; sie ist nach Lissabon die reichste und hat den stärksten Handel, der hauptsächlich in Wein besteht, wovon eine große Quantität unter dem Namen Portwein jährlich nach England geht. Sie hat 11 Plätze, 90 Kirchen, 17 Klöster, 14 Hospitäler, 15.000 Häuser und 63.000 Einw., mit den Fremden 74.000. Der Bischof von Oporto steht unter dem Erzbischof von Braga. Es wohnen hier ungefähr 30 englische Familien, die vornehmlich

den Weinhandel betreiben. Der Hafen Barra genannt, hat eine Sandbank, die, wenn das Wasser nicht merklich hoch ist, das Ein- und Auslaufen gefährlich macht. Den Eingang des Hafens schützen zwei Forts: De Leiroes, auf der Nordseite der Flußmündung, und S. Juan de Foz näher gegen die unbefestigte Stadt. Oporto hat seinen Ursprung von einem Orte Cale, der auf der andern Seite des Stroms auf einem Berge lag, von welchem sich ein Theil der Einwohner an diesem bequemern Platz niederließ, der Porto Cale (der Hafen von Cale) genannt wurde, und von dem der Name des Königreichs Portugal herkommt. In Oporto brach am 24. Aug. 1820 die Revolution aus, durch welche Portugal (s. d. Art.) eine Konstitution erhielt.

Opposition, Gegenwirkung, Widerstand bezeichnet im Allgemeinen eine Kraft, die in ihren Thätigkeitsäußerungen einer andern widerstreitet. Im engern politischen Sinne heißt vorzüglich in England Opposition die antiministerielle Parthei im Parlamente. Es liegt in dem Geiste der englischen Constitution, durch die Freiheit der Debatten über die Angelegenheiten der Nation gesetzmäßig begründet ist, daß sich in den Parlamenten eine Opposition bilden muß. Wo Ansichten und Meinungen frei sich aussprechen dürfen; wo es erlaubt ist, die Systeme der Verwaltung, Kriegführung, des Handels, der Gesetzgebung ꝛc. öffentlich gegeneinander abzuwägen und die Schritte der Minister zu beurtheilen, muß sich eine Verschiedenheit in der Beurtheilung dieser wichtigen Gegenstände erzeugen, und so verschieden auch die Ansichten hierüber seyn mögen, finden sie doch einen Vereinigungspunkt in ihrem gemeinschaftlichen Ziele, das des Widerspruches gegen die ministerielle Verwaltung. Englands Constitution beruht großentheils auf dem Daseyn einer solchen Opposition; sie wacht über jeden gewaltsamen Eingriff in dieselben, übt eine Art von Kritik über die Minister, erhält und belebt den Geist der Nation für ihre politischen Angelegenheiten und kann leicht zum Organ der öffentlichen Meinung im Parlamente werden, wodurch sie ein Gewicht erhält, das schon sehr oft Minister stürzte: als Wächter der großen Nationalfreiheiten hält sie die Minister durch die Furcht einstens zur Verantwortung gezogen werden zu können, in den gesetzmäßigen Schranken und verhütet, daß nicht ihre constitutionelle Macht in einen Aristokratismus, zu dem überhaupt die englische Verfassung hinneigt, ausartet. Alle großen Staatsmänner Englands haben auch die Wichtigkeit und Nothwendigkeit einer Opposition anerkannt; so nothwendig für einen englischen Minister es ist, die Majorität im Parlamente auf seiner Seite zu haben, denn sobald er diese nicht mehr behaupten kann, muß er seine Stelle aufgeben; nicht weniger nothwendig ist für ihn eine sich opponirende Minorität, sie ist sein eigentlicher Rath. Sehr richtig ist daher, was Pitt sagte: Wenn sich im Parlamente nicht von selbsten eine Opposition bildet, muß die Regierung eine erkaufen.

Opposition (astron.), s. Aspekten.

Ops, s. Rhea.

Optik. Optische Wissenschaften stellen die mathematischen Gesetze der Erscheinungen dar, die das Licht bewirkt. Man rechnet vier Wissenschaften dahin, 1) die eigentliche Optik. Sie betrachtet den Lichtstrahl, so wie er ungebrochen von einem leuchtenden Funken in gerader Linie auf das Auge fällt, und entwickelt die Gesetze, nach welchen er das Auge afficirt, und die daraus erfolgenden Erscheinungen. Ein solches Gesetz z. B. ist, daß das Licht, welches von einem leuchtenden Körper ausgeht, in seiner Stärke abnimmt, wie die Quadrate der Distanzen zunehmen. Sie setzt eine Theorie vom Baue des Auges voraus; erklärt die Erscheinungen des Schattens, der Farben, der scheinbaren Verschiedenheit, der Größe ein und desselben Körpers in verschiedenen Entfernungen. 2) Die Perspektive ist nicht anders,

als die angewandte Optik, und enthält die sämmtlichen Regeln, die der Maler beobachten muß, um entfernte Gegenstände so zu zeichnen, wie sie nach optischen Grundsätzen in der Natur erscheinen müssen. 3) Die Katoptrik bestimmt die Gesetze der von Spiegeln oder andern glatten, ebenen oder krummlinigten, Flächen reflektirten Strahlen. Sie erklärt die Wirkungen der convexen Brennspiegel, der konkaven Brenngläser, der cylindrischen u. a. Spiegel. 4) Die Dioptrik beschäftigt sich mit den Gesetzen der Strahlenbrechung, wenn das Licht aus einem dichtern in ein dünneres Medium, oder umgekehrt übergeht, z. B. aus der Luft ins Wasser.

Optimaten hießen bei den Römern diejenigen, welche das allgemeine Beste zu ihrem vornehmsten Zwecke machten und es auf alle Weise zu befördern suchten, selbst dann, wenn sie voraussahen, daß sie sich dem Tadel des großen Haufens aussetzen würden. Ohne sich um Volksgunst zu bekümmern, waren sie mit dem Beifalle ihrer besten und klügsten Mitbürger zufrieden. Nachher bediente man sich dieses Namens, die Klugsten und Geschicktesten in einer Republik damit zu bezeichnen, und nach einem sehr natürlichen Hergange der Dinge verwechselte man damit bald die Edelsten und Reichsten. Daher gilt auch Optimatie für gleichbedeutend mit Aristokratie (s. d. Art.).

Optimismus. Die Lehre von der besten Welt. Die beste Welt ist ein Ideal 1) der bloß empirischen Vernunft. Sie besteht alsdann in der höchstmöglichen Summe des, durch physische Gesetze bewirkten Wohlseyns, wozu die moralischen nur als Mittel dienen müßten. Dieses ist der Leibnitzische Optimismus. Man sieht, daß er der Moralität keinen innern Werth an sich, sondern nur, in Beziehung auf Glückseligkeit, einen äußern Werth beilegt, und daher derselben schädlich werden kann. 2) Der reinen Vernunft. In diesem Sinne ist die beste Welt die vollkommene ungehinderte Sittlichkeit, ohne übereinstimmendes Wohlseyn. Ein solches Ideal widerspricht der Natur endlicher, und daher auch immer äußerlich bedürftiger Wesen, und es läßt sich nicht einmal ein anhaltendes Bestreben denken, es durch Annäherung zu realisiren. 3) Der reinen und empirischen Vernunft. Dieses Ideal entspricht der vernünftigen Natur des Menschen vollkommen. Es verbindet die beiden ersten, und stellt eine Gesellschaft von Menschen auf, die um des obersten Zwecks, der Moralität willen, nach Wohlseyn streben, und der die Güter dieser Welt, nicht als Mittel angenehmer Genüsse, sondern um des moralischen Gebrauchs willen, wichtig sind.

Orakel, Antworten, welche der Nationalfetisch den Fragenden durch den Mund begeisterter Frauen, oder auf andere Weise ertheilte. Nach Herodot stammen die Orakel aus Aegypten. Das einzige ägyptische Orakel, von dem wir Nachrichten haben, ist das des Apis. Aehnliche waren zu Theben in Aegypten, in dem Tempel des Jupiter Ammon, und zu Dodona. Es gab zwei Dodona; das ältere lag in Thessalien, wo Priesterinnen das Säuseln des Windes in den Blättern der heiligen Eiche (oder Buche), das Murmeln des Wassers einer Quelle oder den Klang eines ehernen Gefäßes auslegten; das andere lag in Epirus. Das Orakel zu Delphi, welches Lykurg in allen wichtigen Vorfällen um Rath zu fragen befahl, wurde die Stütze der Macht der Großen und die Regel für den Gang der Politik der griechischen Staaten (s. Delphi). Außer diesen gab es noch mehrere minder berühmte Orakel. Ueberhaupt waren die Staatsorakel der Griechen doppelt: a) heimische Orakel, dunkle poetische Sprüche der frühesten Prophetinnen Griechenlands, die gesammelt, und als Staatsgeheimnisse in den Prytaneen oder Tempeln der Schutzgötter aufbewahrt wurden. Auch die sibyllinischen Bücher entstanden aus solchen uralten griechischen Orakelsprüchen, unter dem ältern Tarquinius. b) Panhellenische Tempelorakel. Ein

solches war das schon erwähnte zu Delphi, in den frühern Zeiten Griechenlands, in Verbindung mit dem Amphiktyonen-Gericht zu Pylaen, eine der wohlthätigsten Humanitätsanstalten der alten Welt. Es war ursprünglich auf den Urfetisch der Pelasger, die Schlange, die Repräsentantin der Erde, begründet. Apollo verdrängte das Schlangenorakel. Dieß ward versinnbildet durch seinen Kampf mit dem Drachen Python, dem Grundmythos der pythischen Spiele, durch deren Stiftung Delphi erst zum Nationalorakel der Griechen sich erhob. Doch wandt man noch den alten Fragedrachen um den Dreifuß, der über der Höhle stand, deren aufsteigender Dunst die Pythia hysterisch begeisterte. Ungeachtet des Eifers der Stoiker für das Ansehn der Orakel, sank es immer mehr durch die Spöttereien der Cyniker und Epikureer. Vergl. Claviers Memoire über den vorzüglichsten Orakel des Alterthums.

Orang-Outang bedeutet in der malayischen Sprache Waldmensch und kommt von allen Affengattungen der Menschengestalt am nächsten; die große Aehnlichkeit betrog sogar den größten Naturforscher des vorigen Jahrhunderts, Linné, der ihn für eine Mittelgattung zwischen Aff und Mensch hielt und ihm den Namen Homo troglodytes gab. Sein Vaterland ist Borneo, wo er in Wäldern lebt. Er wird ungefähr 4 Fuß hoch, bedient sich seiner Arme wie die Menschen, ist geschickt im Klettern und Springen. Seine Jungen werden leicht bezähmt und können zu allerhand Künsten und häuslichen Verrichtungen abgerichtet werden. Vergl. den Art. Affe.

Oranien, Hauptstadt eines Bezirks im französischen Departement Vaukluse, in einer an Wein, Obst, Seide, Oel, Krapp und Safran fruchtbaren Gegend, 22° 18′ 19″ L. 44° 8′ 4″ B. 25¾ Posten von Lyon, an der Meane, mit Mauern, 1500 Häusern, 7270 Einwohnern. Die vom Kaiser Karl IV. 1365 hier errichtete Universität ist eingegangen. Römische Alterthümer z. B. Triumphbogen, Amphitheater, Cirkus, Wasserleitung, öffentliche Bäder ꝛc. Der Bezirk enthält 18½ Quatratmeilen, 57.493 Einwohner und die Kantone: Orange, Beaumes, Bollene, Malancene, Vaison, Valreas. Die Stadt war sonst die Hauptstadt des Fürstenthums Orange oder Oranien, das 4 Meilen lang und 3 breit war, und 1177 nach Abgang des kornetischen Mannesstammes an Bertrand des Beaux kam, der die oranische Prinzessin Tiburge zur Gemahlin hatte, und dessen Sohn Wilhelm sich zuerst: von Gottes Gnaden Fürst von Oranien, nannte. Im Jahr 1393 kam es an Johann von Chalons. Als Philibert von Chalons als General Kaiser Karls V. bei der Belagerung von Florenz 1531 blieb, und keine Kinder hatte, so fiel das Fürstenthum an den Sohn seiner mit dem Grafen Heinrich von Nassau vermählten Schwester Claudia, Renatus, der von seinem Oheim im Testament zum Nachfolger bestimmt war. Auch dieser Renatus war kinderlos, und er setzte daher seinen Vetter, den Sohn seines väterlichen Oheims, Wilhelm von Nassau-Dillenburg, zu Erben ein. Dieses war der in der niederländischen Geschichte berühmte Prinz Wilhelm I. Seit dem Regierungsantritt des Prinzen Wilhelm III., der auch 1688 den Thron von Großbritanien bestieg, mischte sich Frankreichs König Ludwig XIV. öfters in die Angelegenheiten des Landes. Er nahm bei Gelegenheit der Streitigkeiten zwischen der Mutter des Prinzen Wilhelm und dessen Großmutter, einer geborner Gräfin von Solms, über die Vormundschaft und Regentschaft, das Land 1660 in Besitz, ließ gegen die darüber geschlossene Kapitulation die Festungswerke der Stadt mit Ausnahme des Schlosses schleifen, und die reformirten Einwohner bedrängen, und räumte erst 1655 das Fürstenthum seinem rechtmäßigen Herrn ein. Als 1678 der Prinz Wilhelm als Statthalter die vereinigten Niederlande wider Ludwig XIV. vertheidigte, wurde ihm das Fürstenthum Oranien abermal genommen, und unter dem Vorwand der

Repressalien dem Grafen von Auvergne, dem das Marquisat Bergen op Zoom eingezogen worden war, durch einen Schluß des königlichen Staatsraths zuerkannt. Jetzt wurde auch das Schloß der Stadt geschleift. Zwar übergab der nimmegische Frieden 1679 Oranien dem Prinzen Wilhelm; dennoch ließ Ludwig XIV. dasselbe 1682 dem Herzog Johann Ludwig von Longueville wegen eines alten Anspruchs gerichtlich zuerkennen, sprach sich selbst die Souveränität darüber zu, besetzte es unter dem Vorwand, daß die Reformirten hier eine Zuflucht fanden, mit Truppen, und übte gegen die Reformirten viele Grausamkeit aus. Der ryswikische Friede gab zwar 1697 dem damaligen König Wilhelm das Fürstenthum wieder; als er aber im Anfange des spanischen Erbfolgekriegs 1702 starb, so überließ der König Friedrich Wilhelm I. von Preußen, der als Enkel von Louise Henriette, Tochter des Prinzen Friedrich Heinrich von Oranien, sich nach dessen Testament die oranische Erbschaft zueignete, im utrechter Frieden sein Recht auf Oranien mit Vorbehalt des Titels und Wapens an den König von Frankreich, der das Fürstenthum 1714 zum Gouvernement von Dauphine legte.

Oratorium, am gewöhnlichsten ein musikalisches Drama, dessen Inhalt geistlich ist, oder welches eine biblische Geschichte oder eine geistliche Handlung darstellt. Den Ursprung der Oratorien sucht man in den Kreuzzügen, wo eine Menge Pilger das Leben und den Tod des Erlösers, das jüngste Gericht, auch wohl die Wunderwerke der Heiligen und ihre Martern in Reime brachten und diese auf Straßen und öffentlichen Plätzen absangen. Ihre jetzige Form erhielten die Oratorien in Italien, wo sie zuerst der heil. Philipp von Neri, der Stifter des Oratorienordens, ums Jahr 1548 eingeführt haben soll. Anfangs hatten sie den Namen Laudi spirituali, den gegenwärtigen bekamen sie erst in der Mitte des 17. Jahrhunderts. Auch waren sie anfangs mehr Erzählung als Drama; 2) ein Betzimmer in einem Hause, welches von einer Hauskapelle dadurch unterschieden ist, daß keine Messe darin gehalten wird; 3) ein abgesonderter Betstuhl in den Kirchen.

Oratorien (Priester der), eine Gesellschaft Weltpriester, welche Philipp von Florenz im 16. Jahrhunderte stiftete, und zum Zwecke hatte, bei ihren Zusammenkünften sich von geistlichen Dingen zu unterhalten und Untersuchungen desfalls anzustellen. Den Namen bekamen sie von dem Oratorium in der Kirche des heil. Hieronymus zu Rom, wo der Stifter dieses Ordens anfänglich seine Zusammenkünfte hielt. Im Jahre 1612 gab Papst Paul V. dieser Gesellschaft gewisse Ordensregeln, und nun bildete sich auch, nach ihrem Muster, eine ähnliche in Frankreich.

Orbilius Pupillus war aus Benevent und in der Jugend Soldat, gab dann einige Zeit in seinem Vaterlande Unterricht und kam unter Cicero's Consulate nach Rom, wo er mit Beifall unterrichtete. Horaz ging bei ihm in die Schule und erwähnt seiner in den Satyren, wo er ihn Plagosus, einen Schulmonarchen, der kräftig mit dem Birkenscepter regiert, nennt; daher heißt noch jetzt ein Lehrer, der die Köpfe durch tüchtige Schläge aufhellt, ein Orbil.

Orcadische Inseln, Orkney Islands, Gruppe von 67 Inseln an der Nordküste von Schottland, und zu der schottischen Stewartry Orkney gehörig, 13° 46′—14°—47′ O. L. 58° 40′—50° 20′ N. B. durch Pentland Frith von Schottland getrennt. 29 Inseln sind von 34.000 reformirten Schotten bewohnt, die übrigen sind Holmen, die zu Weideplätzen benutzt werden, und Skerries (Scheeren), die in den Sommermonaten zuweilen für die Leute, die aus den Meerpflanzen Soda bereiten, einige Hütten bekommen. Sie sind sämmtlich flach, nur einige wenige haben Hügel; alle haben ein gemäßigtes, feuchtes, unbeständiges und ungesundes Klima. Die Produkte sind: Zinn, Blei, Eisen, Torf, kleine Pferde und Rindvieh, Schafe, Ziegen,

Schweine, Kaninchen, Seehunde, Fischottern, Federvieh, Seevögel, Heringe und andre Seefische, Korallen, Ambra, Wallrath, Gerste, Hafer, Kartoffeln, Gemüse, Johannisbeeren, Tang, Schwamm, zuweilen Molukkabohnen, wenig Obst; der Mangel an Holz wird durch Torf ersetzt. Die Einwohner nähren sich von Kelpbrennen, Leinweberei und Spinnerei, und verfertigen sich auch wollene Zeuge, Strümpfe und Leinwand. Sinn für Verbesserung des Ackerbaues und der Viehzucht, des Haupterwerbs der Einwohner, fehlt fast gänzlich, weil die Abgaben in Naturalien erhoben werden, und weil die meisten Einwohner nur Pächter auf kurze Zeit oder nach Willkür der wenigen großen Gutsbesitzer zu entlassende Tagelöhner sind, und obendrein durch Naturaldienste und Frohnen aller Art bedrückt werden. Die Ausfuhr betrug 1800, 357.102 und die Einfuhr 322.110 Gulden. Von 1791—1800 wurden 2500 Tonnen Kelp (Soda) ausgeführt, die 225.000 Pf. Sterling einbrachten; überhaupt erwarb diese Fabrikation den Orkaden von 1720, wo dieser Gewerbszweig eingeführt wurde, bis 1800, 594.000 Pf. St. — Pomponius Mela erwähnte diese Inseln zuerst unter ihrem eigentlichen Namen. Ihre erste stehende Bevölkerung erhielten sie durch den gothischen Stamm der Pikten aus dem nördlichen Schottland, anfangs mit unabhängigen Königen, die jedoch mehrmals denen des nördlichen Schottlands zinsbar wurden. Im Anfange des 10. Jahrh. wurden die Pikten von den Normännern unterjocht und größtentheils ausgerottet: seitdem gehörten die Inseln zu Norwegen, und erhielten von hier aus Grafen oder Statthalter, die nach der Verschiedenheit ihrer persönlichen und Familienverhältnisse, oder den Verhältnissen Norwegens, einen bald größern, bald geringern Grad von Unabhängigkeit behaupteten. Diese Grafen machten schon früh Eroberungen auf der Nordküste Schottlands, wo Caithneß und andre Distrikte ihnen gehorchten. Krieg und Raubzüge gegen die benachbarten Inseln und Küsten waren die Hauptbeschäftigung des Volks, das einen damals seltenen Grad von Freiheit genoß; oft wurde aber auch die Ruhe durch bürgerliche Kriege gestört, da nicht selten mehr als ein Bewerber um die Herrschaft stritt. Wiederholte Theilungen störten auch die Macht der Grafen, bis endlich Christian I., König von Dänemark, Schweden und Norwegen, seine Oberlehnsherrschaft über die Orkadischen und die gewöhnlich zu ihnen gehörenden Shetlandsinseln 1468 an König Jakob III. von Schottland, der seine Tochter geheirathet, für einen Theil des Brautschatzes derselben verpfändete, seit welcher Zeit sie beständig bei Schottland blieben. Schon zwei Jahre später vertauschte der letzte Graf William Sinklair seine Rechte auf dieselben gegen Besitzungen in Schottland. Seit dieser Zeit begann aber der Verfall dieser Inseln, da die Könige von Schottland bei ihrer Verwaltung durchaus kein festes System befolgten, sondern sie bald auf kurze Termine verpachteten, bald sie durch Beamte für ihre Rechnung verwalten ließen, bald wieder sie einem Höfling auf kurze Zeit zur Benutzung überließen, der sich in möglichster Kürze zu bereichern suchte. Auch mußten die immer steigenden Abgaben in Naturalien entrichtet werden, und in Maß und Gewicht herrschte große Unordnung. Erst in der letzten Zeit, als die Lehnsherrlichkeit der Inseln der Familie Dundas zufiel, fingen sie an, sich zu heben. Die größte Insel ist Pomona oder Mainland. Die Orkney Stewartry in Schottland besteht aus den Orkadischen und Shetlandinseln, und hatte 1811 auf 74½ Quadratmeilen 47.158 Einwohner.

Orchester war bei den Griechen der vertiefte Halbkreis im Theater, an dessen Seiten sich die Sitze der Zuschauer stufenweise in die Höhe erhoben, bestimmt zum Aufenthalt des Chors, wo er entweder tanzte und sang, oder theilnehmend der Handlung zuschaute, gerade der Platz, den wir unser jetziges Parterre nennen. Bei den Römern war es die erste unterste Reihe der sich ebenfalls amphitheatralisch und stufenweise erhebenden Sitze der Zu-

schauer, bestimmt für die Senatoren, und würde mit unserm ersten Logenrange zu vergleichen seyn, wenn der Unterschied zwischen diesen ängstlich geschlossenen Abtheilungen und jenen frei und majestätisch sich über einander erhebenden Plätzen nicht zu auffallend wäre. Bei uns ist es der für die Musik bestimmte, am Theater anstoßenden Platz, der gleichsam ein Scheidewand zwischen den Künstlern auf der Bühne und den Zuschauern im Parterre bildet. Die Länge und Breite des Orchesters, besonders aber seine Erhöhung von dem Fußboden, muß nach akustischen Regeln genau bestimmt werden, weil davon die Wirkung der Musik mit abhängt.

Orchestik, s. Tanzkunst.

Orcus, ein Name des Pluto, auch bisweilen der Unterwelt, des Reichs des Pluto.

Ordalien oder Gottesurtheil. Um die Wahrheit in einer peinlichen Anklage auszumitteln, herrschte im 9., 10. und 11. Jahrh. in verschiedenen Ländern Europa's die Sitte, den Beschuldigten einer Probe zu unterwerfen, die man Gottesurtheil nannte, in der Voraussetzung, daß Gott in dem Erfolge, selbst durch eine wunderbare Veränderung des gewöhnlichen Laufs der Natur, die Schuld eines Angeklagten werde offenbar werden lassen. Es gab solcher Proben verschiedene. Die eine war die Eidesprobe, auch canonische Reinigung genannt, die auf mehrfache Weise Statt fand. Der Schwörende nahm z. B. eine Hand voll Aehren, die er in die Luft warf, den Himmel zum Zeugen seiner Unschuld anzurufen. Gewöhnlich aber schwur man auf Reliquien, auf ein Grab, auf den Altar. Der Angeklagte konnte mit sich 12 Zeugen schwören lassen, die man Eidhelfer (conjuratores) nannte. Bestand der Ankläger ungeachtet des geleisteten Reinigungseides auf seiner Beschuldigung, so verlangte der Angeklagte, um seine Unschuld darzuthun, und der Ankläger, um seine Angabe zu beweisen, den Zweikampf. Das richterliche Urtheil entschied, ob die Probe des Zweikampfs Statt haben solle. Nur wehrhafte Männer wurden zugelassen. Die Probe des Zweikampfs war der Denkart des Zeitalters so gemäß, daß man sich derselben sogar zur Entscheidung streitiger Fragen bediente, z. B. über ein Eigenthumsrecht, über den dunkeln Sinn eines Gesetzes, in Toledo, um den Vorzug des mozarabischen, oder des römischen Ritus zu erfahren. — Die Feuerprobe ward gewöhnlich Weibern und den nicht wehrhaften Männern aufgelegt, doch unterwarfen sich derselben auch Edle und Priester. Der Angeklagte mußte vorher drei Tage fasten, die Messe hören und das Abendmahl empfangen. Alsdann ward er mit Weihwasser besprengt und trank davon. Hierauf mußte er entweder ein glühendes Eisen mit bloßen Händen zwei bis dreimal aufheben; oder barfuß über glühende Pflugscharen, deren gewöhnlich 9 in einer Reihe lagen, gehen, oder die Hand in einen glühenden Handschuh stecken. Fand sich nach vollbrachter Probe keine Verletzung, so ward er losgesprochen. Zuweilen mußte der Beschuldigte durch brennende Holzstöße wandeln. Man bediente sich dieser Probe sogar, um über die Grundsätze eines der Ketzerei beschuldigten Buches zu urtheilen, indem man es auf den Scheiterhaufen warf. Ohne Zweifel kannten die Priester Mittel, den Eindruck des Feuers zu schwächen, oder unschädlich zu machen. — Bei der Wasserprobe mußte der Angeklagte die Hand in ein Gefäß mit siedendem Wasser stecken, um einen darin befindlichen Ring heraus zu holen. Leute aus dem geringern Volke mußten die Probe des kalten Wassers bestehen. Man warf sie an Händen und Füßen gebunden in einen Fluß oder Teich. — Sanken sie unter — wie gewöhnlich — so waren sie unschuldig; schwammen sie aber oben, so wurden sie für schuldig geachtet. — Die Probe des Abendmahls war besonders unter Geistlichen gebräuchlich, wurde aber auch wohl bei Laien angewendet. Man setzte voraus, daß Gott den Schuldigen gleich nach dem Genusse würde ster-

ben lassen. — Die Probe des geweihten Bissens ward bei Leuten, welche des Diebstahls beschuldigt waren, gebraucht. Ein Geistlicher gab ihnen Stücke von Gerstenbrod und Schafkäse, die vorher geweihet waren, und sie galten für unschuldig, wenn sie dieselben ohne Schmerz oder nachtheilige Folgen verschlangen. — Die Kreuzprobe bestand darin, daß die beiden Parteien mit aufgehobenen Armen eine Zeitlang vor einem Kreuze stehen mußten. Wer die Arme zuerst ermüdet sinken ließ, hatte seine Sache verloren. — Das Bahrrecht war ein Gottesurtheil, das bei Ermordungen Statt fand. Der des Todtschlags Angeklagte mußte die Wunden des, auf einer Bahre liegenden, Leichnams berühren, und er ward für schuldig geachtet, wenn bei dieser Berührung Blut aus den Wunden floß. — Aberglaube und Betrug begründeten die Meinung, welche man von den Gottesurtheilen hatte. Schon im 14. Jahrh. wurden sie seltener, zu Anfange des 16. Jahrh. aber haben sie gänzlich aufgehört. Bei manchen Völkern außer Europa findet man noch jetzt Gottesurtheile, z. B. die Wasser- und Feuerprobe in Siam. S. Maier's Gesch. der Ordalien. Jena, 1795.

Orden (geistliche). Ueber die Ursachen, welche die religiösen Orden in Asien hervorgerufen, über ihre Geschichte und Verfassung im Allgemeinen, so wie über die Verhältnisse, welche ihren Sturz veranlaßten und die theils in ihnen selbst und der Ausartung von dem ursprünglichen Geiste ihrer Stiftung, theils in der damaligen Lage der Außenwelt ihre Wurzeln hatten, siehe man d. Art. Mönchswesen u. Klöster. Wir geben hier nur einen kurzen Umriß der Geschiche der merkwürdigsten Orden. Bekannt ist es, daß Mönchsorden ein ursprünglich dem Orient angehöriges religiöses Institut waren, und von dorther nach dem Abendlande kam. Im Oriente lebten die Mönche nach der Regel des Basilius; auch folgten die abendländischen Ordensgeistlichen dieser Mönchsgesetzgebung in der ersten Zeit; doch bald machte man die Erfahrung, daß ihre Strenge in ihrer ganzen Ausdehnung nicht dem Abendlande angepaßt werden könne; hier, wo die Natur die Lebensbedürfnisse nicht mit so freigiebiger Hand ertheilt, als im Oriente, wo die Mönche unter rohen Nationen, die sie zum Christenthume bekehren wollten, ihre Sitze aufschlugen, mußten sie sich durch die Arbeit ihrer Hände das erwerben, was die üppige Natur im Morgenlande ohne große Anstrengung sich abnöthigen ließ, fast freiwillig gab. Eine reichlichere Nahrung, wenigere Betübungen und ein eingeschränkteres Fasten, als die basilische Regel verlangte, waren daher für das Mönchswesen im Abendlande unerläßliche Bedingungen. Wie im Oriente, so hatten auch hier zwar die Klöster einen gemeinschaftlichen Stifter und Schutzheiligen; doch standen sie noch in keinem Zusammenhange und festen Verbande. Diesen beiden Mängeln mußte abgeholfen werden, wenn die Klöster fortbestehen, und die Zwecke, als Missions und Prediger-Anstalten, die nicht allein die Pflicht auf sich hatten, zu bekehren, sondern auch den Gläubigen den Abgange der Weltgeistlichen zu ersetzen, und selbst öde Gegenden urbar zu machen, erfüllt werden sollten. Der h. Benedikt von Nursia half diesen Bedürfnissen durch seine Regel ab. Er mäßigte die Härte des basilischen Klostergesetzes, und verband die verschiedenen Klöster, welche das kanonische Leben nach seiner Regel ergriffen, zu einem Ganzen. Die Gelübde, welche er von jedem Novize nach Beendigung des Probejahrs abzulegen forderte, waren: Verpflichtungen zu einem kanonischen (vorschriftsmäßigen) Leben, Beobachtung des Gebets zu gewissen Stunden des Tages, das Gelübde der Arbeitsamkeit, Keuschheit und Entsagung aller Weltfreuden, so wie unbedingter Gehorsam gegen die Obern und Gelobung einer ewigen Clausur. Er gab seinen Mönchen eine schwarze Kleidung, daher auch ihr früherer Name, schwarze Mönche, im Gegensatze der weißen Kleidung, die bisher gebräuchlich gewesen war. Der Orden der Benediktiner blühte mit

seinem Entstehen glänzend auf, und hat seinen selten verdunkelten Glanz 14. Jahrhunderte hindurch bis zu seiner Aufhebung erhalten; gleich ausgezeichnet durch Wissenschaft und frommen Sinn, war er der Zufluchtsort der Wissenschaften in Zeiten, wo auf der Welt umher tiefe Barbarei lag, und hat der Kirche eine große Menge heil. Päpste, Kardinäle, Bischöfe und Gelehrten gegeben. Nichts destoweniger bedurfte auch er im Laufe der Zeiten mehrerer Reformen, durch die er in verschiedene Zweige oder Kongregationen zerfiel. Der h. Odon, Abt von Clugny, legte 940 zuerst Hand ans Werk, und bildete den Orden oder die Kongregation von Clugny. So gründete der h. Justinus nach Benedikts Regel 1408 ein Kloster zu Padua und Monte-Casino, das aber hundert Jahre darauf einer Erneuerung bedurfte, weil man nicht mehr strenge im Geiste der alten Gesetzgebung lebte. Dem h. Maurus in Frankreich erschien 1621 entweder das alte Institut ausgeartet, oder seinem Eifer für das kanonische Leben die Grundregel des Benedikt nicht strenge genug; er gründete daher eine neue Kongregation, die bis zu ihrem Falle sich in der Achtung der Welt erhielt. Der Orden der Benediktiner ward im Mittelalter, wo man die Heiligkeit vorzugsweise in Strenge und Enthaltsamkeit suchte, die Wurzel zu vielen andern Klöstern, die zwar die Regel des Benedikts zur Grundregel nahmen, aber sie schärften. Hieher gehören 1) Camaldulenser. Den Orden gründete der heil. Romaldus 1009, oder wie Einige wollen 960 in der schrecklichen Einöde von Campo-Maldoli, im florentinischen Gebiete, auf den Apenninen. Nach seinen Statuten mußten sie zum mindesten fünf Stunde von einer Stadt wohnen. Erst gegen das Ende des 11. Jahrh. nahmen sie den Namen Camaldulenser an, bis dahin nannten sich die Mönche Romuldiner. Ein Zweig dieses Ordens war die Kongregation der Einsiedler des h. Romaldus auf dem Kronenberge in den Apenninen: Paul Justinian von Venedig stiftete 1520 denselben und baute das erste Kloster; 1532 vereinigten sich aber die Einsiedler mit ihren Brüdern in der Oede von Campo-Maldoli. 2) Silvestriner. Der heil. Silvester Gozzolam aus einer edlen Familie von Osmo in der Mark Ankona gründete den Orden. 3) Die Grandmontaner. Der heil. Etienne von Granmont gründete diesen Orden 1076 bei einer kleinen Stadt gleichen Namens in Frankreich, 6 Stunden von Limoges. Sie lag in einer wahren Wüste, deren dumpfe Einsamkeit ganz geeignet zu Bußübungen war. Der Orden stand unmittelbar unter dem päpstlichen Stuhle, und ward bis 1318 von Priören geleitet, zu welcher Zeit Wilhelm von Belliceri zum Abt von Granmont ernannt wurde, und die Zeichen der Würde aus den Händen des Kardinals von Ostia, Nikolas, empfing. Die Kongregation ward von mehreren Päpsten bestätigt. Der Gründer hatte in seiner Klosterregel die Strenge der Benediktinischen so erhöht, daß der Papst Innocens IV. 1247 sich genöthigt sah, sie zu mäßigen; und so drückte sie noch zu sehr, und Clemens V. mußte 1309 nochmals die Bürde erleichtern. 4) Die Karthäuser. Der heil. Bruno stiftete 1086 diesen Orden, ausgezeichnet durch die Strenge seiner klösterlichen Zucht. Sie verpflichtete die Mönche zur ewigen Einsamkeit, völliger Enthaltsamkeit von Fleischspeisen, selbst in lebensgefährlichen Krankheiten, und zu einem ununterbrochenen Stillschweigen, ausgenommen zu gewissen bestimmten Zeiten. Der Orden siedelte sich gewöhnlich in Einöden an, und in ihm erhielt sich am reinsten der Eifer zum kanonischen Leben und die mönchische Frömmigkeit. Der Abt von La Trappe Rance behauptete dem ungeachtet, daß die Karthäuser zu seiner Zeit von des durch die Konstitutionen ihres fünften Generals Guiges I. vorgeschriebenen äußersten Strenge nachgelassen hätten. Diese Statuten oder Konstitutionen des Guiges waren aber nicht die Regel des heil. Bruno, sondern zusammengetragne Gebräuche, die später sich das Ansehn von Gesetzen erwarben. Der heil. Bruno hatte für seine Jünger kein ge-

schriebenes Gesetz hinterlassen; wahrscheinlich, weil er sein Beispiel für hinlänglich hielt, und das Andenken seines heiligen Mumienlebens die Mönche in der alten Zucht halten würde. 1110 sammelte Guiges die Statuten und Gebräuche des Ordens, nach den Basilius 1151 die Konstitutionen entwarf, welche die Genehmigung des Papstes erhielten. 5) Die Cölestiner. Ihr Stifter war der Papst Cölestin V., der, ehe er den Stuhl des heil. Petrus bestieg, und noch Peter von Meron hieß, 1244 einen Klosterorden nach einer abgeänderten Regel des heil. Bernhard gründete. 1264 ward er von Urban IV. genehmigt, und 10 Jahre nachher vom Papste Greger auf dem zweiten Koncilium zu Lyon bestätigt. Im Jahr 1300 ward er nach Frankreich, wo er einen der zahlreichsten Orden bildete, verpflanzt, und von dort nach Deutschland. 6) Die Cisterzienser. Seine Stiftung fällt in das Jahr 1075, wo 21 Mönche aus dem Kloster von Mobeme in Burgund, welche die kanonische Zucht des heil. Benedikt in ihrem Orden vernachläßigt sahen, mit ihrem Abte Robert an der Spitze die Erlaubniß von Hugnes, Erzbischof von Lyon und Legat des päpstl. Stuhles, erhielten, sich vier Stunde von Dijon zu Citeaux, Cisternum, das seinen Namen von den dortigen vielen Cisternen hat, niederzulassen. Otho oder Eudes I., Herzog von Burgund, baute ihnen eine Wohnung, die sie 1098 bezogen; sie war reich fundirt. Der Bischof von Chalons gab Robert den Hirtenstab, und mit ihm die Abtwürde. Der Orden hat mehrere berühmte Männer hervorgebracht, 4 Päpste, eine Menge Oberfürsten der Kirche und ausgezeichneter Gelehrten. Die Cisterzienser-Kongregation ward die Mutter mehrerer anderer Orden; so legte der heil. Bernard, Abt von Clairvaux, seinem Mönchsinstitute zwar das Fundamentalgesetz Benedikts zu Grunde, gab ihm aber eine größere Ausdehnung, und erweiterte und regelte die Klosterdisciplin der Cisterzienser; auch änderte er die Kleidung ab. Seine Mönche trugen im Kloster weiße Röcke mit schwarzem Scapuläre, außer dem Kloster hingegen trugen sie schwarze Röcke mit einer schwarzen Kapuze, deren Spitze hinter bis auf den Gürtel ging. Zu den Bernhardinern gehörten die Orden von Alkantara und Kalatrava in Spanien, ferner die Feuillans; sie lebten unter der strengen Observanz der bernhardinischen Regel u. entstanden aus einer Reform der Mutterkongregation. Johann de la Barriere, Abt der Abtei der Feuillans, fünf Stunden von Toulouse, brachte sie gegen das J. 1580 unter heftigen Widersprüchen zu Stande. Der Papst Sixtus V. genehmigte den Orden, und die Päpste Klemenz VIII. und Paul V. gewährten ihm besondere Obern. Heinrich III. erbaute ihm 1587 ein Kloster in der Vorstadt St. Honoré zu Paris, was der Reformator de la Barriere mit 60 Mönchen bezog. Nach der bernhardinischen Regel bildeten sich ebenfalls eine Menge Nonnenklöster; die merkwürdigsten waren: 1) Der Orden von Fontevraud (s. den Art.), eigentlich ein gemischter; da aber nach der Anordnung des Stifters eine Abtissin das Ganze leitete, und die Kongregation ursprünglich für Frauen gegründet worden, so können die Mönche nur als ein untergeordneter Theil derselben betrachtet werden. Robert von Arbrissel, geb. 1047, gest. 1117, stiftete diese klösterliche Vereinigung. Im Walde zu Fontevraud, wohin er sich aus der Welt zurückgezogen hatte, fühlte er plötzlich den Beruf zum wandelnden Predigeramte in sich; mit bloßen Füßen durchlief er die Provinzen des Königreichs, ermahnte besonders die gefallenen Mädchen zur Buße und zum Eintritt in sein Kloster Maria-Magdalena. Das Werk gelang ihm trefflich; er bekehrte viele, unter andern alle Freudenmädchen zu Rouen auf einmal. Er überredete selbst die bekannte Königin Bertrade, das Ordenskleid zu Fontevraud zu nehmen. Der Papst Paskal II. stellte 1106 den Orden unter den Schutz des heiligen Stuhles, bestätigte ihn 1113 durch eine Bulle, und seine Nachfolger ertheilten ihm glänzende Privilegien. Robert übertrug noch vor seinem Tode das Generalat einer Dame, Namens

Petronille de Chemille, und verordnete, daß stets ein Weib die Würde eines Oberaufsehers des Ordens bekleiden sollte. Der Orden bestand bis zu seinem Untergange mit Glanz; unter seinen 35—38 Abtissinnen zählte er 14 Prinzessinnen, und unter ihnen fünf aus dem Hause Bourbon. 2) Die Kongregation von Portroyal. Sie dankt ihre Entstehung dem Zufalle. Philipp August hatte sich nahe bei Chivreuse im Westen von Paris von seinem Jagdgefolge verirrt; er traf ein kleine Kapelle an, und beschloß hier seine Begleiter zu erwarten. Er nannte den Ort Port du Roi od. Port-Royal aus Dankbarkeit, daß Gott ihn aus einer Verlegenheit und Unruhe gezogen hatte, faßte er den Gedanken, an der Stelle ein Kloster zu bauen. Adon von Lulli, Bischof von Paris, der es erfuhr, kam dem Könige zuvor, und errichtete mit Mathilde, Gattin des Mathieu von Montmorenci, dort 1204 eine Abtei und setzte Cisterzienserinnen hinein, welche unter der Jurisdiktion des Generals des Ordens bis 1627 blieben, wo sie in eine neue Wohnung in der Vorstadt S. Jakob zu Paris verpflanzt wurden. Im Jahr 1647 legten sie das Kleid der Cisterzienser ab, und wandelten sich in den Orden zur immerwährenden Anbetung des h. Sakraments um. Der Erzbischof von Paris erlaubte ihnen im selben Jahre, Nonnen nach Port-Royal auf dem Lande zu schicken, und das verlassene Kloster wieder zu erneuern. Als einige Zeit darauf die Annahme und Unterschreibung des Formulars von Alexander VII. befohlen wurde, unterzeichneten die Nonnen in Port-Royal zu Paris; die auf dem Lande verstanden sich hingegen erst nach großem Widerspruche und unter einschränkenden Bedingungen dazu. Dem ungeachtet beharrten die Nonnen bei ihren alten Gesinnungen, und der König glaubte in ihrer Zerstreuung das beste Mittel der Unterwerfung zu finden; sie ward 1709 verordnet, Portroyal auf dem Lande aufgehoben, und seine Güter zu den des pariser Portroyal geschlagen. Mehrere Weltgeistlichen, die ebenfalls Alexanders Formular nicht anerkannt hatten, wirkten sich die Erlaubniß aus, die verlassenen Gebäude von Portroyal zu beziehen. Von hieraus sandten sie ihre Schriften gegen die Gegner in die Welt, und bildeten sich eine Parthei unter dem Namen, die Portroyalisten. S. Port-Royal. Der sonderbarste Zögling des Cisterzienserordens war der von la Trappe; man staunt, wie die menschliche Natur sich freiwillig zu solchen Leiden verdammen konnte; wie Menschen so ganz den Zweck ihres Lebens verkannten, daß sie nicht allein durch anhaltende Bußübungen und Entsagungen aller Art die Gesundheit ihres Körpers zerrütteten, sondern durch die Verschmähung jeglicher Geselligkeit, und durch ein ewiges Grabesschweigen, zu der ihr Gelübde sie verband, die Kräfte des Geistes und die Gefühle des Herzens ertödteten. Der Orden ward 1140 von Rotrou, Grafen von Perche, auf der Grenze der Normandie unter dem Pontifikat Innocenz II. und der Regierung Ludwig XV gestiftet. In seinem Beginn befolgte er die Observanz des Ordens von Savigny, doch 1148 vereinte ihn der 4te Abt Sesson auf Anrathen des h. Bernard mit dem der Cisterzienser. Im Jahr 1200 gründete die Gräfin Mathilde den Nonnenorden der Clarissen, und übergab ihn der Oberaufsicht des Abtes von la Trappe. Anfangs zeichneten sich die Trappisten durch die Heiligkeit ihrer Glieder nach damaligen Begriffen, die man mit der Heiligkeit verband, aus; doch bald gerieth die überspannte Klosterzucht der ersten Gründer in Verfall, so daß im Jahre 1662 der Abt Johann le Boutillier von Rance, von dem Voltaire sagt, daß er mit einer Uebersetzung des Anacreons begonnen, und mit einer Reformation der Trappisten aufgehört habe, eine Erneuerung des Ordens für nothwendig erachtete; er führte in das kanonische Leben eine solche Härte, daß der strengste der bisherigen Orden ein Blumenbett gegen diese Marterkammer erschien. Eine andere Gattung geistlicher Orden entstand durch die Annahme der Regel des h. Augustin;

doch hat eigentlich Augustinus keine Klosterregel entworfen; er entwarf blos die Satzungen zu einem kanonischen Leben für die Kirchengeistlichen seines Sprengels; sie sollten zwar sich zur Armuth, Ehelosigkeit, Clausur und zu gemeinschaftlichen Gebetsverrichtungen verpflichten; doch keinen besondern Mönchsorden bilden. Ueberdies konnten seine Vorschriften für die Mönche, welche zu seiner Zeit noch nicht die priesterliche Würde bekleideten und blose Laien waren, nicht passend seyn; doch schon ein Jahrhundert nachher zwang der Mangel an Weltgeistlichen dazu, ihnen auch priesterliche Amtsverrichtungen zu übertragen; erst im 10. Jahrhundert erhielten die Mönche mit der Tonsur die Würde der Priester. Obgleich die augustin. Vorschriften keine Ordensregeln seyn sollten, wurden sie doch im Mittelalter, wo der Zeitgeist sich in Stiftung von Mönchsorden in den verschiedenartigsten Formen gefiel, vielfach auf das Klosterleben angewendet. Die wichtigsten unter der Regel des Augustin lebenden klösterlichen Vereinigungen sind: 1) Augustiner. Ursprünglich waren sie Einsiedler, die 1256 Papst Alexander IV. versammelte, ihnen die augustinischen Vorschriften zur Lebensnorm, und Lanfranc Septala von Mailand, der im Rufe großer Frömmigkeit stand, zum General gab. Dieser Orden, berühmt durch die Heiligen und Gelehrten, welche aus ihm hervorgingen, trieb eine Menge Zweige. Mit ihnen dürfen aber die Congregationen nicht verwechselt werden, deren Glieder unter dem Namen regulirter Chorherren zwar die Regel des Augustinerord. annahmen, doch keiner klösterlichen Zucht sich unterwarfen, als die Kanoniker von Lateran, vom h. Grabe, vom St. Salvator, St. Rufin, von der St. Genoveva, die Kreuzherren und Kreuzritter, und die meisten Hospitaliter. (S. d. Art. Stift.) 2) Prämonstratenser. Der h. Norbert gründete sie 1120, und baute das erste Kloster auf der Isle de France, 23 Stunden von Laon. Uneinig ist man über den Ursprung des Namens. Honorius II. genehmigte 1126 den Orden; und mehrere Päpste bestätigten ihn in der Folge. 1245 beklagte sich Innocenz IV. über den Verfall der Zucht, und schrieb ein Generalkapitel aus, doch 40 Jahre darauf erhielt der General Wilhelm von Nikolaus IV. die Erlaubniß, daß die reisenden Mönche Fleisch essen durften, und 1400 dehnte Pius II. dies auf den ganzen Orden aus; die Fastenzeit ausgenommen. Sie trugen weiße Kleidung, mit dem Scapulär nach Vorne; außerhalb der Klause einen weißen Mantel. Im Anfange wurden die Mönchs- und Nonnenklöster zusammen gebaut; eine Mauer trennte sie nur. Auf einem Generalkapitel ward 1137 dies Zusammenwohnen verboten. 3) Serviten. Sie widmeten sich dem Dienste der h. Jungfrau und wurden von Bonfilio Monaldi, einem florentinischen Kaufmanne, gestiftet. Dieser zog sich 1223 mit 6 Andern seines Standes auf den Berg Senaris, 2 Stunde von Florenz, zurück. 1239 erhielten sie vom Bischof die Regel des Augustin, und Bonfilio ward General. Das Concilium von Lateran genehmigte den Orden, und die folgenden Päpste bezeugten ihm große Gunst. Der Venetianer Fra Paolo war Servit. 4) Hieronymiten. (vergl. d. A.) Mehrere Orden führten diesen Namen; ehe sie in den Klosterverband traten, hießen sie Einsiedler des h. Hieronymus. Die ersten, die man Einsiedler des h. Hieronymus von Spanien nannte, verdankten ihr Entstehen dem 3. Orden des h. Franz, dessen Glieder die ersten Hieronymiten waren. Gregor XI. hieß 1373 den Orden, unter dem Schutze des h. Hieronymus, den er sich zum Lebensmuster gewählt hatte gut, gab ihnen die Constitutionen des Klosters der h. Marie vom Grabe und die Regel des Augustin. Sie trugen ein weißes Kleid und braunrothes Scapulär, mit einer kleinen Kapuze und einem Mantel von derselben Farbe. Das berühmte Kloster St. Laurenz von Escurial gehört zum Orden. Die Einsiedler des h. Hieronymus von der Observanz hatten den Loup d'Olmedo zum Stifter; sie siedelten sich 1429

Pontifikate Innocenz II. Seine Stifter hießen St. Joh. von Maltha und St. Felix von Valois. Es gab Barfüßler-Trinitarier, eben so Nonnen gleichen Namens und Zweckes. Neben diesen Orden bildete sich im 13. Jahrh. immer mehr das System der Bettelorden aus; sie wurden eine Hauptstütze der hierarchischen Macht. Die Privilegien, welche ihnen die Päpste ertheilten, gaben ihnen einen bedeutenden Vorzug vor den andern Orden, und noch einen gewaltigern Einfluß auf die Welt. Sie wurden von aller weltlichen und bischöflichen Gerichtsbarkeit befreit; sie hatten die Freiheit, überall Almosen zu sammeln, zu predigen, Messe zu lesen, Beichte zu hören, und die Abläße zu verkaufen. Sie hatten eine militärische Verfassung und in ihnen herrschte militärischer Gehorsam und Zucht. Die vorzüglichsten Bettelorden waren die Dominikaner (vergleiche diesen Artikel) und Franziskaner. Die letztern waren ein fruchtbarer Baum und trieben eine Menge Nebenzweige. Der heil. Franziskus von Assisi errichtete gegen den Anfang des 13. Jahrh. den Orden der Franziskaner oder Kordeliers, aus dem später zwei andre hervorgingen, die sich von einander nur durch die Strenge der Observanz unterschieden. Die Kordeliers trugen eine Kleidung aus groben grauem Tuche, eine kleine Kapuzze und einen Mantel von demselben Stoffe, so wie eine Kordel mit drei Knoten um den Leib, daher ihr Name. Sie hießen ursprünglich Pauperes Minores; der Name Arme gefiel ihnen später nicht; sie änderten ihn deswegen in Fratres, Brüder, um. Die Kapuziner sind eine Reform des vorigen Ordens, welche Umgestaltung sich hauptsächlich auf die Kapuzze bezog. Sie kleideten sich wie die Kordeliers, unterschieden sich aber durch ihre Kapuzze, welche die Form eines Kegels hatte; sie ließen sich den Bart wachsen, schoren aber die Haupthaare bis auf eine kleine Krone ab, trugen Sandalen, u. lebten nach der strengsten Observanz. 1525 versicherte Mathias v. Baschie, Cordelier im Kloster zu Montefiaskone, Gott habe auf eine wunderbare Weise es ihm offenbart, daß die Franziskaner genau nach der Regel des h. Fr. leben sollten. Papst Klemens VII. erlaubte ihm und zwölf Andern, sich in die Einöde zurück zu ziehen; der Herzog von Florenz errichtete ihnen eine Eremitage, und Klemens VII. genehmigte 1529 die Kongregation, welche Paul III. bestätigte, der 1535 ihr erlaubte, überall Klöster zu bauen, und ihr aus ihrer Mitte einen General gab. Wie der Orden aus einer Reform der Kapuze entstand, so erregte sie auch später einen gewaltigen Streit unter den Bettelmönchen; sie spalteten sich in zwei Parteien, in spirituelle Brüder, und Brüder von der Gemeinde. Die Einen wollten eine enge, die Andern eine weite Kapuze, und vier Päpste, Nikolas IV., Klemens V., Johann XXII. und Benedikt XII., mußten mit Bullen dazuthun, ehe der Friede wieder hergestellt wurde. Die Mönche des dritten Bettelordens hießen Minimi (s. d. Art.). Außer diesen gab es noch eine große Anzahl Anderer, welche aus derselben Wurzel hervorsproßten, als Konventualen. Anfangs, 1252, war dies der gemeinschaftliche Name für alle Franziskanern, die in Gemeinschaft lebten, später wurden bloß die so genannt, welche Gründe und Einkünfte besitzen durften. Leo X. riß sie gänzlich von den Franziskanern los, und gab ihnen einen besondern General, doch ließ er den Franziskanern das Recht, die Wahl zu bestätigen. Hiezu kamen noch Observanten, Eremiten oder Cölestiner, Cäsariner, Amadeisten, Klareniner, Spiritualen, Fraticellen, Alkantariner; die sich aber nur in Kleinigkeiten von einander unterschieden. Die Reformation brachte dem Mönchssysteme einen großen Verlust bei, und änderte auch zum Theil seinen Charakter: die müßige Zurückgezogenheit und die unthätige Frömmigkeit, die in stillen Betrachtungen und Beschauungen lebten, waren nicht mehr für die Zeit, welche Thätigkeit, ein größeres Anschließen an die Welt verlangte. In diesem Geiste wurden mehrere Orden gestiftet, die sich entweder durch Pflege der Kranken, Ausübung der Heil-

kunde, Hülfeleistung der Hülflosen, und Missionen verdienstlich machten. Zu diesen gehören 1) die Theatiner. Sie waren ein Orden regulirter Priester, und hatten ihren Namen von dem Erzbischof Joh. Peter Caraffa, der früher Theate hieß: als er den päbstlichen Stuhl unter den Namen Paul IV. 1524 bestieg, gründete er den Orden. Sie wurden vorzüglich zu Missionen gebraucht, und besaßen seit 1627 mehrere solche Institute in Mingrelien, der Tartarei, Circassien und Georgien. Sie durften zwar nichts besitzen, aber auch nicht betteln, sondern lebten von freiwilligen Gaben. Es gab auch Theatinerinnen. 2) Die Barnabiten, ebenfalls regulirte Cleriker von der Kirche des h. Barnabas zu Mailand. Ihre Stifter (1533) waren Jak. Ant. Morigia, Bath. Perrera und Cr. Mar. Zach. von Cremona. Clemens VII. sanktionirte und Paul III. bestätigte sie 1552. Sie hießen eigentlich regulirte Cleriker, von der Congregation des h. Paulus, und trugen ein schwarzes Kleid, wie die Jesuiten. Missionen und die Erziehung der Jugend waren ihre Zwecke. 3) Bartholomäer, gleichfalls eine Congregation regulirter Chorherren von Barth. Hobhäuser 1640 zu Salzburg gestiftet; ihre Hauptbeschäftigung bezog sich auf die Bildung junger Geistlichen. 4) Lazaristen. Von Vinzenz v. Paul im 17. Jahrh. gestiftet, erhielten sie ihren Namen von einer Priorei des St. Lazarus in der Vorstadt St. Denis zu Paris. Sie bildeten eine Missionsanstalt und eine höhere Schule für die Lehrer der Seminarien. 5) Die barmherzigen Brüder. Sie enstanden im 17. Jahrh. und widmeten ihr Leben dem Dienste und der Pflege armer Kranken. Ohnstreitig der verdienstvollste Orden. Hieher gehören ferner die Somasker, die Väter der christlichen Lehre zum katechetischen Volksunterrichte, die Priester und Väter vom Oratorium, die Piaristen und Jesuiten (s. d. Art.). Fast jeder männliche Orden war das Musterbild zu einem weiblichen. So gab und giebt es zum Theil noch Benediktinerinnen, Kamaldulenserinnen, Karthäuserinnen, Cisterzienserinnen, Augustinerinnen, Prämonstratenserinnen, Karmelitterinnen, Trinitarierinnen, Dominikanerinnen, Franziskanerinnen, Paulanerinnen und Chorfrauen mehrerer Orden der regulirten Chorherrn, welche mit den männlichen Zweigen ihrer Orden, Gelübde und Farbe der Kleidung gemein haben, aber von der priesterlichen Wirksamkeit derselben ausgeschlossen bleiben. Der männliche Zweig eines Ordens heißt der erste Orden, der weibliche dagegen der zweite; so gehören z. B. die Kapuziner zum ersten und die Kapuzinerinnen zum zweiten Orden des heil. Franziskus. — Es giebt auch Congregationen von Klosterfrauen, welche sich gewissen Mönchsorden angeschlossen haben, ohne ihren Namen zu tragen, wie die Clarissinnen, die Urbanistinnen, die Nonnen von der Empfängniß U. L. Fr. in Italien und Spanien und die Annunziaden oder Nonnen von der Verkündigung Mariä, welche zum zweiten Orden des heiligen Franziskus gehören, und die Angeliken oder engl. Schwestern, welche der Regel der Barnabiten folgen. Weibliche Orden, welche für sich bestehen, keinen männlichen anachören und sämmtlich nach der Regel des heil. Augustinus leben, sind die Klosterfrauen von der Buße der Magdalena, die Salesianerinnen, die himmlischen Annunziaden, die Ursulinerinnen und die Hospitaliterinnen oder barmherzigen Schwestern (s. d. Art.). Außer den Klosterfrauen, welche die zweiten Orden ausmachen, erhielten fast alle bedeutend gewordnen geistliche Orden noch neuen Zuwachs durch den Zutritt von Laienbrüdern (fratres barbati oder conversi) und Laienschwestern, die man zur Verrichtung der nöthigen Hausarbeiten in den Klöstern und zur Besorgung des Verkehrs mit der Welt annahm, damit die Choristen, d. h. die eigentlichen Religiosen, welche im Chore der Kirche die Horas (kanonischen Betstunden) abzuwarten haben, in ihren Andachtsübungen und Studien nicht gestört würden. Das erste Beispiel dieser Einrichtung gab der Orden von Vallombrosa, und, bald auch in den

Klöstern andrer Orden nachgeahmt, wurde sie allmählich ein Mittel, die Macht und den Wirkungskreis des Mönchswesen beträchtlich zu vergrößern. In den Augen der frommen Gläubigen hatten die Gebete und das Leben der Mönche große Verdienste um den Himmel, und sich diesen theilhaftig zu machen, traten Laien aus allen Ständen in ein abhängiges Verhältniß zu den Ord. und strebten durch reiche Geschenke die Fürbitte der Mönche u. mit ihr die Gunst des Himmels zu erkaufen. Der h. Franz von Assisi, der eigentlich dem Mönchswesen die systematische, militairische Verfassung gab brachte auch die Verbindung der Laien mit den Klöstern in eine bestimmte Form; er errichtete den dritten Ord. der Minoriten, die Tertianer, in den alle aufgenommen wurden, welchen ihre bürgerlichen und häuslichen Verbindungen nicht erlaubten, feierliche Gelübde abzulegen; sie verpflichteten sich blos, zu bestimmten Gebeten und Andachtsübungen. Sie durften zwar die Ordenskleidung anlegen; begnügten sich aber meist, das Skapulär oder den Gürtel unter ihrer bürgerlichen Kleidung zu tragen. Die Aufnahme in diese Corporation ward theuer erstanden, weil die Gewinnung großer Ablässe damit verbunden war. Auf diese Weise bereicherten sich nicht allein die Orden, sondern dehnten ihren Einfluß weit und breit aus, indem diese Corporationen unter ihrer Leitung standen. Anfangs leiteten sich die Orden selbst und standen zum Theil unter der Gerichtsbarkeit der Bischöfe. Die Cisterzienser regierte ein hoher Rath aus den vorzüglichsten Aebten. Die Benediktinerklöster gehorchten nur ihrem unmittelbaren Vorgesetzten, und standen mit einander in keinem Verbande. Erst bei dem Entstehen der Bettelorden erhielt das Mönchswesen die monarchische Verfassung, welche dem Pabste sie unterwarf. Von der Gerichtsbarkeit der Bischöfe befreit, hingen sie einzig von Rom ab; an ihrer Spitze stand ein General, der alle 3 Jahre aus den Obern gewählt wurde; er war nur dem Pabste verantwortlich. Seine Räthe, Definitoren genannt, waren die Provinzialen, oder die Obern der Klöster in einer Provinz; unter dem Vorsitze des Generals bildeten sie das Generalkapitel des Ordens; in den Provinzen hingegen waren sie die Vorsitzer in dem Provinzialkapitel, zu dem alle Obern stimmenfähiger Klöster berufen wurden; ein jeder gewahrte das Beste seines Klosters. Die Kloster-Obern, die in den verschiedenen Orden verschiedentlich hießen, als Priore, Supriore, Ministeri, Guardiane, Aebte, Pröpste, Rektorenn, präsidirten das Kapitel des einzelnen Klosters. Der Provinzial bildete die erste Instanz in der Provinz; die letzte und höchste war der General zu Rom. Dieselbe Einrichtung hatten die Nonnenklöster; gehörten sie keinem Orden an, so standen sie unter der richterlichen Gewalt und Aufsicht des Bischofs. Schon vor der Revolution, welche das Mönchswesen bei der Wurzel ergriff und ausriß, bemühten sich die Fürsten, die Macht der Klöster einzuschränken, ihre enge Verbindung mit dem Pabste aufzulockern, und ihre Menge zu vergringern. So hob Joseph II. 1781 alle Verbindung seiner Landesklöster mit auswärtigen Obern, und besonders mit dem Generale auf, stellte sie unter bischöfliche Aufsicht, entfernte die Ausländer, und verbot die Aufnahme auf eine bestimmte Zeit. Bald darauf befahl er die Aufhebung aller Orden, die ein blos beschauliches Leben führten; die für die Menschheit verdienstlichen Orden wurden auf eine bestimmte Anzahl Glieder herabgesetzt, und durch die Verordnung, keine Novizen mehr anzunehmen, wurden sie einem langsamen Absterben geweiht. Franz I. erlaubte aber einigen Orden, die sich durch Unterricht, Krankenpflege ꝛc. nützlich machen, wieder einzukleiden. 1790 sollte das Ordenswesen der Todesschlag treffen; die Nationalversammlung hob alle geistliche Orden ohne Unterschied auf: nach einigen Jahren, unter Napol., ward diese Maßregel auch in Italien und Polen durchgeführt; 1800 hob sie der König von Preußen in seinen Staaten auf, und schlug ihr Besitzthum zu den Schul-

fonds. Nur in Oesterreich, Sardinien, Sizilien, Irland blieben die Klöster; auch in Spanien, obgleich die Cortes ihre Aufhebung beschlossen, aber nicht Zeit genug hatten, sie vollständig auszuführen, und in Portugal erhielten sie sich noch. Doch die Abhängigkeit von Rom war entweder ganz gelöst, oder das Band sehr aufgelockert, als Pius VII. die Wiederherstellung aller Orden proklamirte. Er setzte sie wieder in dem Kirchenstaate ein, und die Regierungen von Madrid, Turin, Modena, Lukka, Neapel folgten seinem Beispiele. Die neuesten Conkordate des Pabstes mit Neapel, Frankreich und Baiern enthalten Bestimmungen zu Gunsten der geistlichen Orden. In Neapel sollen die bestehenden erhalten, und zum Theil, wie die Franziskaner, wieder vermehrt, eingegangene Klöster, nach Maßgabe der auszumittelnden Dotationen, hergestellt und alle Ordensgeistliche ihren Generalen und Ordensobern wieder untergeben werden. Baiern, das alle Klöster aufgehoben hatte, soll wenigstens einige wieder errichten. Spanien, und Portugal haben vor Kurzem erst ihre Zahl vermindert. So sucht man ein abgestorbenes Glied, was die menschliche Gesellschaft von sich abstieß, wieder ins Leben zu rufen: es wird aber nie sein altes Gedeihen wieder erhalten: indem die Bedingungen, welche den Baum pflanzten und ihn Riesengroß zogen, gar nicht mehr vorhanden sind. Die geistlichen Orden, welche ihr Entstehen einer allgemein verbreiteten falschen Ansicht von Religiosität verdankten, und in der öffentlichen Meinung eine warme Pflegerin fanden, können bei der fortschreitenden Aufklärung und der überall stark sich aussprechenden Tendenz des Zeitalters zum Praktisch-Nützlichen nur ein Schattenleben führen: sie werden allmählig ganz entschlafen, und blos als todte Trümmer, als Erinnerungszeichen aus einer alten längstverschwundnen Zeit da stehen. Mit der Verbreitung der Erkenntniß des wahren Zieles des menschlichen Erdenlebens müssen alle jene Institute von selbst fallen, in den des Menschen beste Kräfte, seine edelsten Geistesthätigkeiten und die schönsten Gefühle seines Herzens begraben werden. Ueber die einzelnen Orden sind nachzulesen: Histoire des Ordres monastiques et militaires, par Helyot, Paris 1714. VIII. Vol. 4. Nouvelle Edition, revue et corrigée, ornée de 812. fig. 1792. VII. Vol. in 4. (Deutsch. Lpz. 1753) — Pragmat. Gesch. der vornehmsten Mönchsorden, mit Vorrede von Walch. Lpz. 1774—83. 10 Bde. (von Crome, Rektor zu Eimbeck). — Ausgezeichnet ist die Abhandlung von dem Mönchswesen und den Klöstern, von Friedr. von Raumer, im Hermes Nro. XV.

Orden. Die Ritterorden entstanden aus den Instituten der Ritterschaft und der geistlichen Corporationen, und waren ursprünglich Verbrüderungen würdiger Männer zu vaterländischen oder allgemeinen christlichen Zwecken mit Uebernahme bestimmter Pflichten unter dem Gesetz der Ehre. Freie Geburt und tadelloses Leben waren die Bedingungen der Aufnahme. Als der erste, gewisse Orden wird angesehen der von Carl Martell 726 gestiftete Orden de la Génette (von der Bisamkatze). Nach den drei geistlichen Orden, die bei den Kreuzzügen entstanden (s. Johanniter, Tempelherren und Deutscher Orden), bildeten sich später die weltlichen. Diese haben jetzt den Zweck: den Glanz der Höfe zu erhöhen, und zur Belohnung und Auszeichnung des Verdienstes, der Treue, der Geburt und hohen Ehrenstellen zu dienen. Nach Gottschalk giebt es gegenwärtig 90 Orden, wovon zwei Drittheile erst seit 1701, und unter diesen wieder 31 erst im laufenden Jahrhundert gestiftet sind. Außer den geistlichen und den Stiftsorden, unterscheidet man große Ritterorden, Hausorden, die als Zeichen freundschaftlicher Verhältnisse Höfe gegenseitig sich zusenden, oder als Beweise ihrer Achtung angesehenen Staats- und Hofbeamten ertheilen, — und Verdienstorden, theils Civil- theils Militair-Verdienstorden. In Deutschland giebt es 35

Orden, die Ehrenzeichen nicht mitgerechnet. Oestreich vergiebt 7: das goldne Vließ, gestiftet den 10. Jan. 1430 in Brügge; den Marien Theresienorden, gestiftet 1757; den St. Stephans-Orden, gestiftet 1764; den Leopolds-Orden, gestiftet 1308; den Orden der eisernen Krone, 1816, der jedoch mehr Italien angehört; den Elisabeth Theresien-Orden, gestiftet 1750, und den weiblichen Sternkreuz-Orden, 1668. — Baiern 7: den St. Huberts-Orden, gest. 1444; den St. Georgs-Orden, gest. 1729; den milit. Max. Josephs-Orden, gest. 1806; den Civil-Verdienst-Orden der baierschen Krone, gest. 1808; den seit 1808 erloschenen Orden des pfälzischen Löwen (1768), den St. Michaels-Orden (1721), und den weiblichen Orden der heil. Elisabeth (1766). — Preußen 6: den Orden vom schwarzen Adler (den 10. Jan. 1781), den Orden vom rothen Adler (1784), den militairischen Orden pour le mérite (1740), das eiserne Kreuz (den 10. März 1813), den St. Johanniter-Orden (verändert 1812) und den weiblichen Louisen-Orden (1814). — Sachsen 3: der Orden der Rautenkrone (1807), den militairischen St. Heinrichs-Orden (1736) und den Civil-Verdienst-Orden (1815). — Würtemberg 3: den Orden vom goldnen Adler (1807), den Militair- und den Civil-Verdienst-Orden (beide den 6. Nov. 1806). — Baden 3: den Orden der Treue (1715), den militairischen Karl Friedrich Verdienst-Orden (1807) und den Orden vom Zähringer Löwen (1812). — Kurhessen 3, den militairischen Orden des goldnen Löwen (1778), den militairischen Orden pour la vertu militaire (1769) und den Orden vom eisernen Helm (1814. — Hannover 1: den Guelfen-Orden (1815). — Hessen-Darmstadt 1: den Ludwigs-Ord. (1807). — Sachsen-Weimar 1: den Orden vom weißen Falken (gestiftet 1732, erneuert den 18. Oct. 1815). — S. Gottschalks Almanach der Ritter-Orden. 1. Abth. Leipz. mit Kupfern und Wippels tabell. chronolog. Verz. aller weltlichen Ritter-Orden. 1. Berl. 1817.

Orden von der Gnade, s. Orden (geistl.)

Ordensgeneral, Ordensprovinzial, s. Orden (geistl.).

Ordinaten werden vorzüglich in der Geometrie diejenigen geraden parallelen Linien genannt, die von einer, ihrer Lage nach gegebenen geraden Linie (Abscissenlinie) an eine krumme oder auch andre gerade Linie gehen.

Ordination ist die Priesterweihe oder Einsegnung zum geistlichen Amte, die Aufnahme in den Stand oder Orden der Geistlichen. Der zu weihende Candidat (Ordinandus) erhält die Rechte und Befugnisse des geistlichen Amtes durch Anreden, Segensprechen und Auflegung der Hände des Ordinirenden und andrer Amtsgeistlichen. Dies haben auch die Protestanten beibehalten, welche die Befugniß zum Ordiniren, der Ordnung wegen, den Superintendenten oder Inspekteren, in England und den nordischen Reichen den Bischöfen übertragen haben; auch bedürfen protestantische Geistliche beim Hinaufrücken in höhere Aemter keiner weitern Ordination. Aber seit dem dritten Jahrhundert unterscheidet die katholische und mit ihr die griechische Kirche 8 Grade der Geistlichen, die nach dem katholischen Kirchenrechte auch Orden genannt werden, von denen jeder mit besondern Ceremonien ertheilt wird. Die untersten Geistlichen der alten Kirche sind die Ostiarien oder Kirchenthürhüter, auch Sakristane und Glöckner, die das Läuten, das Aufschließen der Kirche und Sakristei und das Aufschlagen der Lektion zu besorgen haben; die Lektoren, welche die Lektionen aus der Bibel vor der Gemeinde lesen oder absingen; die Exorzisten, welche die Befugniß zu Teufelsbeschwörungen haben, und dem Taufpriester durch Vorlesung des Exorzismus (der Beschwörungsformel) bei der Taufe beistehen: die Akolythen oder Akoluthen, welchen die Ceremonienbedienung der Bischöfe und Priester bei der Messe und bei Prozessionen, das Anzünden und Tragen der Lichte und die Darreichung des Weines und Wassers zum Abendmahl obliegt. Dies

kannte nun ihren Bruder, und beide wurden einig, nebst dem Bildnisse der Göttin nach Griechenland zurückzugehn. Dies ist der Inhalt des berühmten Trauerspiels vom Euripides, Iphigenia in Tauris. Eben damals trug sich auch der Wettstreit zwischen dem Orestes und Pylades zu, dessen die Alten so ehrenvoll erwähnen. Einer von beiden Freunden sollte nun geopfert werden, und jeder wollte der seyn, welcher für den andern stürbe. Orestes kam nun an der Hand seiner Geliebten wieder nach Griechenland zurück. Allein seine Raserei oder die Furien verließen ihn nicht, bis er sich ohnweit Gytheum in Lakonien auf einen Stein niederließ. Hier empfand er Linderung. Nach seiner Wiedergenesung dachte nun Orestes im Ernste wieder an die Eroberung seines verlornen Königreichs. Zuvor aber bemächtigte er sich des, durch den Tod des kinderlos verstorbenen Cyllabarus erledigten Königreiches Argos. Von hier aus überfiel er, an der Spitze der Phocenser und Arkadier, welche ihm ihre Hilfe nicht versagten, das Königreich Sparta und schwang sich auf den Thron des Menelaus. Die Spartaner nahmen ihn mit Freuden auf, weil sie ihm, als einem Enkel des Tyndareus, sich allezeit lieber unterwerfen wollten, als den unächten Söhnen des Menelaus, Nikostratus und Megaphenthes, welche nach dem Tode ihres Vaters sich der Krone angemaßet hatten. Orestes hatte auch von Seiten seiner Gemahlin die gerechtesten Ansprüche auf Sparta. Diese nämlich war Hermione, die einzige Tochter des Menelaus. Gewöhnlich wird dem Orestes ein hohes Lebensalter von 90 Jahren zugeschrieben. Seinen Tod fand er aber, nach Strabo, 1374 v. Chr. zu Orestea in Arkadien, wo ihn eine Schlange stach.

Organ, Organisation und Organismus. Es giebt gewisse Producte der Natur, z. B. die Bäume, in welchen ein jeder Theil, z. B. die Baumblätter, nur durch alle übrige da ist, und auch als um der andern und des Ganzen willen existirend gedacht wird. Ein solcher Theil heißt Organ oder organisches Werkzeug. Allein es giebt auch Werkzeuge der Kunst, nämlich solche, die nur als Zwecke überhaupt möglich vorgestellt werden können, weil sie wieder als Mittel für ein Ganzes dienen sollen. So ist z. B. das Rad in einer Uhr ein solches Werkzeug. In einem Naturprodukt heißt aber nur dasjenige Organ, was die andern Theile als wirkende Naturursache derselben wirklich mit hervorbringt, so daß die Organe sich einander wechselseitig hervorbringen, und so das Naturprodukt sich selbst organisirt. Ein Werkzeug der Kunst kann das nicht, sondern modifizirt den schon vorhandenen Stoff. Ein solches Naturprodukt nun, dessen Theile Organe der Natur sind, heißt ein organisches Wesen, und ein solches Wesen ist zweckmäßig zum Leben eingerichtet, weil zum Leben gewisse Einrichtungen in einem solchen Wesen nöthig sind, die die einzelnen Theile desselben zu Zwecken und wieder zu Mitteln für die übrigen erfordern. Ein organisirtes Wesen ist also nicht bloß Maschine, wie eine Uhr, denn diese hat lediglich bewegende Kraft (Mechanismus), sondern es besitzt in sich bildende Kraft (Organismus), und zwar eine solche, die es den Materien mittheilt, welche sie nicht haben, welches sie organisiren heißt. Ein organisirtes Wesen hat eine sich fortpflanzende bildende Kraft, welche durch das Bewegungsvermögen allein nicht erklärt werden kann. Die Natur wirkt also in den organisirten Wesen nicht als ein Analogon der Kunst, denn da müßte der Künstler (ein vernünftiges Wesen) außer dem organisirten Wesen seyn; sie wirkt auch nicht in dem organisirten Wesen als ein Analogon des Lebens (eine Seele); denn wollte man dies behaupten, so würde man entweder die Materie beleben, welche Behauptung, daß das Leben in der Materie stecke, der Hylozoismus heißt, welches aber dem Wesen der Materie widerspricht, nach welchem sie eben durch ihre Leblosigkeit oder Trägheit, daß sie sich nicht selbst durch ein Prinzip des innern Sinnes zum Handeln bestimmen kann, von

der Seele (oder dem innern Prinzip des Handelns) unterschieden ist, oder man würde die Materie beseelen, wobei man aber schon organisirte Materie als Werkzeug der Seele voraus, und ebenfalls den Künstler außer dem organisirten Wesen setzen würde. Man versteht also unter Organisation der Natur (organisatio naturae, organisation de la nature) diejenige Beschaffenheit eines Wesens oder Körpers, nach welcher er aus solchen Theilen besteht, die sich einander wechselseitig hervorbringen, erhalten und ersetzen, so daß zugleich der eine Theil die wirkende Ursache und auch der Zweck aller übrigen Theile, und diese die wirkenden Ursachen und die Zwecke jenes einen Theils sind. Nur so können die Theile zweckmäßig und in ihrer Form beharrlich angeordnet seyn. Wesen, die eine solche Organisation haben, kann man auch Naturzwecke nennen. Organisirte Wesen sind nämlich die einzigen in der Natur, welche nur als Zwecke derselben möglich gedacht werden können, und also dem Begriffe eines Zwecks der Natur objektive Realität geben, d. i. durch einen solchen Gegenstand zeigen, daß es kein leerer Begriff ist, und dadurch für die Naturwissenschaft den Grund zu einer Teleologie (Beurtheilungsart ihrer Gegenstände nach Zwecken) verschaffen. Denn a priori kann man die Möglichkeit einer Natur nach Zwecken nicht einsehen. Man kann einer gewissen Verbindung, die aber auch mehr in der Idee als in der Wirklichkeit angetroffen wird, durch eine Analogie mit den Naturzwecken Licht geben. Man bedient sich nämlich, wie dieses bei der französischen Revolution öfters der Fall gewesen ist, häufig des Worts Organisation für Einrichtung der Magistraturen u. s. w. und selbst des ganzen Staatskörpers. Dies ist ein sehr richtiger Gebrauch dieses Worts; denn ein jedes Glied soll in einem solchen Ganzen nicht bloß Mittel, sondern zugleich auch Zweck seyn, und wechselseitig zu der Möglichkeit des Ganzen mitwirkend und durch die Idee des Ganzen wiederum (seiner Stelle und Funktion nach) bestimmt seyn. Ein organisirtes Produkt der Natur ist also das, in dem Alles Zweck und zugleich auch Mittel ist. Nichts ist in ihm umsonst, zwecklos, oder einem blinden Naturmechanismus zuzuschreiben, so daß die bloße Beantwortung der Frage, was ist seine wirkende Ursache, schon sein Daseyn allein nicht erklärt. Kant nimmt zweierlei Art von Organisation an, wovon die eine aber nur noch Hypothese ist. Die eine nennt er die mechanische, welches die ist, die wir in der Natur wirklich finden, und die auf Nebeneinanderstellung der Theile zu Bildung einer gewissen Gestalt, also auf mathematischen Prinzipien beruhet. Er schlägt aber noch eine dynamische Organisation vor, welche auf Zersetzung der Theile flüssiger Materien, also auf chemischen Prinzipien beruhet. Man kann z. B. als Hypothese annehmen, das dem Gemüth im empirischen Denken, d. i. im Auflösen und Zusammensetzen gegebener Sinnenvorstellungen, ein Vermögen der Nerven unterlegt sey, wenn sie gereizt (affizirt) werden, nach ihrer Verschiedenheit das Wasser, was, nach Sömmering, in der Gehirnhöhle ist, in dem die Nerven sich enden, in seine Urstoffe zu zersetzen. So könnte man erklären, wie durch Entbindung des einen oder des andern dieser Urstoffe die Nerven verschiedene Empfindungen spielen lassen (z. B. der gereizte Sehenerve, die Empfindung des Lichts, der Hörnerve die Empfindung des Schalls u. s. w.). Hört der Reiz des Nerven auf, kann man sagen, so fließen die Stoffe wieder zusammen. Und so würde dieses Wasser kontinuirlich dynamisch organisirt, ohne doch jemals organisirt zu seyn. Hierdurch wird eben dasselbe erreicht, was man mit der beharrlichen oder mathematischen Organisation beabsichtiget. Man macht nämlich hierdurch begreiflich, wie alle Sinnenvorstellungen in einem gemeinsamen Organ (sensorium commune) (dem Einen Wasser) vereinigt seyn können, nämlich durch chemische Vereinigung, von der sie durch den gereizten (affizirten) Nerven entbunden und so empfunden werden.

Organisation in der Kunst. Ein Kunstwerk soll die organische Darstellung einer ästhetischen Idee seyn, d. h. jedes Kunstwerk muß ein reines, abgeschlossenes Ganzes bilden, an dem alle Theile in einem so nothwendigen Verhältnisse stehen, daß sie sich gegenseitig bedingen und erhalten, daß keiner getrennt werden könne, ohne das Ganze zu verstümmeln. Mit dem Organismus eines Kunstwerkes kann man aber nicht den Begriff des Naturorganismus verbinden, denn dieser hat ein Ziel, das die Kunst nie zu erreichen vermag; in ihrer Macht liegt es nicht, Leben zu schaffen, was nie getrennt von einem Naturorganismus gedacht werden kann; sondern ihre höchste Kraft offenbart sich, wenn sie den Schein des Lebens bis zur Täuschung darstellt, und hierdurch unterscheidet sich der Kunstorganismus von dem Kunstmechanismus; indem dieser, obgleich auch er Zweckmäßigkeit, Einheit und Ganzheit in sich schließen muß, nicht einmal durch den Schein die Idee des Lebens erregt. Im Kunstorganismus kann daher nur die Form, das Aeußere des Naturorganismus, wiedergegeben werden.

Organische Ueberreste sind mehr oder weniger umgewandelte Ueberbleibsel vegetabilischer und animalischer Gebilde, die sich in Gebirgen vorfinden. Sie geben zwar über die Bildungsgeschichte unserer Erde und über ihre verschiedenen Veränderungen, so wie über das Entstehen mehrerer Gebirgsarten, besonders der Flötzgebirge, Aufschluß; doch läßt sich von ihnen wenig auf das Alter der Erde oder Gebirgsarten schließen, da die Reste, als einst lebende Organismen, wenn gleich sie aus den untern Gattungen der Thiere sind, schon eine Periode voraussetzen, die sich nicht berechnen läßt, indem unsre überdies noch geringen Erfahrungen von der Bildungsfähigkeit der Erde und von den Zeiträumen, welche jetzt die Natur zur Schöpfung der niedern Pflanzen- und Thierorganisation gebraucht, keinen Schluß auf ihre frühere bildende Kraft und die Zeitgränzen ihrer Wirksamkeit erlauben; eben so wenig können wir durch Versuche angeben, wie viel Zeit vor Jahrtausenden die Natur bedurfte, um die Verwandlung der organischen Gebilde zu Stande zu bringen, da ehemals die Bedingungen zu einer solchen Metamorphose günstiger oder weniger günstig als jetzt seyn konnten. Auch darf man den Folgerungen, welche sich aus den organischen Ueberresten herleiten lassen, keine weitere Ausdehnung geben, als der nüchterne, von keiner Hypothese eingenommene Verstand ihnen gibt, und für welche die organischen Ueberreste die Gewähr leisten. So haben Viele aus der Beobachtung, daß zahllose versteinerte Seethiere, als Ammoniten und Ostraciten, 12.000 Fuß über der Meeresfläche auf den savoyischen Alpen und Pyrenäen angetroffen werden, einen Beweis für die mosaische Sündfluth hernehmen wollen. So viel läßt sich mit Gewißheit behaupten, daß ehemals in dieser Höhe Meer gestanden habe; aber ob es das Weltmeer oder ein Binnensee gewesen sey, sagen die Petrefakten nicht. Die fossilen organischen Versteinerungen, welche auch Petrefakten heißen, lassen sich in vier Klassen eintheilen: 1) Sie sind keine eigentlichen Versteinerungen, sondern bloße Verkalkungen. Zu dieser Klasse gehören die Conchylien und die andern Thiergebilde, besonders Knochen; sie haben ihren thierischen Leim verloren und sind mit Kalksinter oder Mergeltuff durchzogen. Man findet sie im angeschwemmten Lande. 2) Wirkliche Versteinerungen, Petrefakten im eigentlichen Sinne. Sie finden sich in den festen Schichten der Flötzgebirge vor, sind steinhart und haben, die Struktur ausgenommen, die ihren organischen Ursprung bezeugt, vollkommen eine Metamorphose erlitten. 3) Die Umwandlung geschah mittelst Vererzung, die Ueberreste sind metallisirt, besonders mit Schwefel- und Kupferkies, oder mit Fahlerz und Thoneisenstein durchzogen. 4) Endlich haben Erdharze auf sie gewirkt und durchdrungen, als das bituminöse Holz. Bis jetzt hat man noch keine fossile organische Ueberreste in den Urgebirgen gefunden,

häufig aber in den jüngern Gebirgsarten der Flötzgebirge, im Kalkstein, Kohlensandstein, Stinkschiefer, bituminösen Mergelschiefer, Gips, Schieferthon ꝛc. Die Petrefakten in diesen Gebirgsarten bilden oft Kalkberge von mehrern Meilen im Umfange; sie liegen schichtenweise und bestehen aus mehrern Gattungen Seegeschöpfen, als Muscheln, Schnecken; doch die meisten gehören in die Classe der Zoophyten, der Pflanzenthiere. Nicht selten gehören die Ueberreste zu Seethiergattungen und Pflanzenarten, die jetzt nur in den heißen Zonen und Meeren gedeihen. In andern Gebirgen findet man ganze Lagerungen versteinertes und verkohltes Holz, und wahrscheinlich verdanken die Steinkohlen in den Flötzgebirgen einer solchen Umwandlung ihr Entstehen. Die meisten fossilen Ueberreste großer Pflanzen fressender Landthiere, als Rhinozeros, Elephant, so wie der nordamerikanische Mammut, eine untergegangene Thiergattung, trifft man im angeschwemmten Lande, sie liegen lose; in Sibirien sogar hat man solche südliche Landthiere noch unversehrt mit Fleisch und Haaren gefunden. Die organischen fossilen Ueberreste sind entweder von jetzt noch vorhandenen Thiergattungen, oder haben mit denselben eine große Aehnlichkeit und weichen nur in der Größe und andern kleinen Nebenbildungen ab, oder ihre Geschlechter sind gänzlich untergegangen. Von den meisten in den Flötzgebirgen vorkommenden Versteinerungen zeigt die Natur jetzt keine Art mehr. Ueber 70 Arten fossiler Ueberreste sind dem Naturforscher unbekannt, und nur bei 12 haben Aehnlichkeit mit noch lebenden. Ungeachtet organische Ueberreste meist einer frühern Schöpfung angehören, so giebt es denn doch auch eine große Menge, die seit der letzten Revolution auf unserm Erdball entstanden sind und die eine nähere Betrachtung verdienen. Sie gehören ebenfalls entweder dem Pflanzenreich oder dem Thierreiche an u. sind wiederum zwiefach; denn entweder kommen sie in ihrer frühern Gestalt, als organische Geschöpfe vor, oder sie erscheinen gleichsam gestaltlos, wie von ungefähr zusammengeworfen. Wie alles Belebte absterbt und den Gesetzen der todten Natur anheimfällt, so auch die Pflanzen; sind sie beständig von Wasser umgeben, wie in Teichen, Sümpfen, tiefen Mooren u. dergl., so erleiden sie allmählig einige Veränderungen, indem durch Zusetzungen mit dem umgebenden Wasser der ganze Körper der Pflanzen in eine Substanz umgewandelt wird, die fast nur aus Kohlenstoff und Wasserstoff mit wenig oder gar keinem Stickstoffe besteht, und die in ihrer Verwandlung sehr ähnlich ist den vegetabilischen Ueberresten der Vorwelt, als der Braunkohle, der Steinkohle und sogar dem Erdöl. Zuweilen sondert sich das Erdöl aus diesen sich zersetzenden vegetabilischen Substanzen ab, und schwimmt auf dem Wasser oder macht sich durch Sandebenen eine Bahn; jedoch ist wohl nicht alles Erdöl aus der Zersetzung vegetabilischer Körper dieser Schöpfung zu erklären. Da in allen Gewässern, tiefen Gräben u. tiefen Mooren eine Säure, in geringer oder größerer Quantität vorgefunden wird, so scheint diese aus dem übriggebliebenen Sauerstoff der Pflanzen und einer Menge Kohlenstoff, Wasserstoff und Stickstoff (der in alten faulen Gewässern immer vorhanden ist) entstanden zu seyn. Diese zersetzten Pflanzen erhalten eine torfartige Beschaffenheit und bilden endlich den wahren Torf, der von verschiedener Art ist, und sich bald langsam bald schnell erzeugt. In Deutschland und überhaupt im nördlichen Europa bildet sich der Torf aus folgenden Wassergewächsen, als: Sphagnum Fontinalis, deren es hier viele Arten giebt, Chara vulgaris, Ch. flexilis, mehrere Arten von Potamogeten, Utricularia Alisma, und mehrern Gräsern. Die Moosgattungen, die zuerst genannt sind, fangen an die Bildung des Torfs. Sie erfüllen das ganze Wasser, sterben ab, sinken zu Boden und erfüllen zuletzt den früher mit Wasser angefüllten Raum mit torfigem Morast; jedoch während dieses Prozesses erzeugen sich schon wieder neue Geschlechter auf dem absterbenden Boden, ihre Wurzeln erleiden wiederum die oben ge-

nannte chemische Veränderung, und der feste Torf bildet sich vollständig. Mit den Moosen zugleich oder bald nach ihnen werden andere Pflanzen in Torf verwandelt, und je zarter diese sind, desto dichter wird der Torf, da hingegen grobe und dicke Wurzeln den Torf locker machen. Zuweilen entsteht auch Torf aus Pflanzen, die im Schlamm wachsen, wo noch viel Erde vorhanden ist; dieser wird nur durch größere Pflanzen zusammengehalten und brennt sehr schlecht. Nicht auf der ganzen Erde findet ein solches Absterben der niedern Pflanzen im Wasser statt, und es beschränkt sich die Torfbildung beinahe nur auf das nördliche und mittlere Europa, da im Süden die Bedingungen, die dazu erforderlich sind, fast gänzlich fehlen. So sah der berühmte Naturforscher Link, auf seiner genauen Reise im südlichen Europa, nur bei Comporta in Alentejo einen unvollkommenen Torf und ein Gleiches in noch geringerem Maße der eben zurückgekehrte Naturforscher Ehrenberg in Aegypten; und der berühmte Alex. von Humboldt erwähnt dieser vegetabilischen Reste in seiner Reisebeschreibung gar nicht. Der Grund dieser Erscheinung ist darin zu suchen, daß im Süden die kleinen stehenden Gewässer sehr bald austrocknen, und daß in diesen Gegenden sehr wenig Moose wachsen. In den Mooren und besonders in den Torfmooren findet man viele versunkene Bäume, und Ostfriesland soll deren ganze Wälder aufzuweisen haben; dergleichen findet man in Flandern, Meklenburg und an sehr vielen andern Orten. Sie sind schwarz verkohlt, wenigstens der Holzkohle ähnlich, und öfters sehr hart, aber das Gefüge des Holzes ist noch unversehrt und man erkennt daran genau, daß die Stämme, die in Meklenburg gefunden werden, von der gemeinen Kiefer (pinus silvestris) sind. Jedoch konnte man bei andern Stücken Holz, die 80 Fuß tief in der Gegend von Müncheberg auf dem Gute Fehledorf gefunden wurden, durchaus keine deutliche Struktur erkennen, und nicht entfernt die Holzart angeben. So läßt sich eine Reihe von Verkohlungen aneinander setzen, in der man zuletzt den Unterschied der verkohlten Pflanzen der gegenwärtigen und der der vergangenen Schöpfung nicht mehr angeben kann. Diese Untergänge ganzer Waldungen sind partiellen Ueberschwemmungen zuzuschreiben, und sind keineswegs vom Meere aus entstanden; denn man findet in diesen großen Torflagern durchaus keine Meeres-Produkte. Auf gleiche Weise unterliegen animalische Substanzen, so bald sie fortwährend mit Wasser umgeben sind, eine gleichartige Veränderung, nur daß in diesen animalischen Ueberresten statt des Kohlenstoffs der Wasserstoff vorherrscht. Es ist dieses eine Entdeckung der neuern Zeit, die zuerst zu Paris gemacht wurde bei Gelegenheit des Umgrabens eines alten Kirchhofes, der sehr tief im Wasser stand und wo man die Leichname fast ganz erhalten und in einen Fettwachs umgewandelt fand. Dergleichen Beobachtungen sind später zu Königsberg und an andern Orten gemacht worden. Da der Fettwachs (setaceum, Wallrat) ein sehr nützlicher und theurer Artikel ist, so legte der spekulative Geist in England sogleich Fabriken dieses Stoffes an, wo nämlich eine große Masse Thiere fortwährend unter frischem Wasser gehalten werden. Von dem Fortgange dieser Fabriken hat man weiter nichts gehört und wahrscheinlich sind sie, wie viele andere überspannte Angaben der Engländer, untergegangen. Wahrscheinlich ist auch der Ambra ein solches organisch-animalisches Ueberrest der gegenwärtigen Schöpfung. Es sind hier noch zu gedenken der vielen Fabeln von gefundenen Menschenknochen im angeschwemmten Lande. Nach der genauen Untersuchungen von den berühmtesten Männern unserer Zeit wird es als bestimmt angenommen, daß der Mensch und die Affen nur der gegenwärtigen Schöpfung angehören, und daß man sich vergebens bemüht, dergleichen Knochen für Menschenknochen von riesenhafter Größe darzustellen. Zu erwähnen ist das Skelett, daß 1817 zu Guadeloupe im Kalktuff gefunden wurde, das sich ge-

genwärtig in London befindet und wovon gute Abbildungen erschienen sind. Die Erklärung dazu ist leicht; denn der Tropfstein bildet sich noch fortwährend, und es waren vielleicht 6—700 Jahrhunderte hinreichend, dieses ganze Skelett einzuschließen.

Orgel, ein musikalisches Instrument, dessen Pfeifen vermittelst Blasebälgen mit Wind gefüllt werden. Die Orgel ist wahrscheinlich griechischen Ursprungs; doch wurde sie vor dem 8ten Jahrhundert wenig gebraucht. Der heilige Hieronymus erwähnt eine Orgel mit zwölf Paar Blasebälgen, welche man eine Meile weit hören sollte, und eine andere in Jerusalem, die man auf dem Oelberg hören konnte. In der Cathedralkirche zu Ulm befindet sich eine, welche 93 Fuß hoch und 28 breit ist; die größte Pfeife derselben hat 18 Zoll im Durchmesser; sie hat 16 Paar Blasebälge. Gewöhnlich wird der Umfang einer Orgel durch die Länge ihrer größten Pfeife bestimmt. Im Jahr 756 kam die erste Orgel nach Deutschland: Pipin erhielt sie aus Constantinopel, als Geschenk vom Kaiser Constantin. 1470 erfand ein Deutscher, Bernhard, in Venedig, das Pedal. Hauptheile jeder Orgel sind: 1) die Bälge mit ihren Windkanälen und der Balgkammer; 2) die Windlade nebst dem Windkasten; 3) die Claviaturen mit ihren Trakturen; 4) das Pfeifwerk, das man in Flöten- und Schnarrwerke eintheilt; 5) das Pedal. S. Wolfram's Anleit. zur Kenntniß, Beurtheil. und Erhalt. d. Orgeln. mit Kupf. Gotha, 1815.

Orgelpunkt heißt eine Stelle am Schlusse gewisser, besonders kirchlicher Tonstücke, wobei die obern Stimmen einige Zeit lang sich zum Schlusse fortbewegen, während die Baßstimme schon längst den Schlußton festhält. Der Name kommt daher, weil man solche Stellen vorzüglich in Orgelsätzen findet.

Orgien, s. Bachanalien und Mysterien.

Orient, die Morgengegend oder die Gegend, wo die Sonne am Himmel aufzugehen pflegt (s. Morgen); dann die nach Morgen gelegenen Länder. Wir Europäer verstehen im Allgemeinen unter dem Oriente die Länder Asiens. Orientalisch, morgenländisch. Orientalische Christen, griechische Christen.

Orientalische Literatur, orientalische Sprachen. Bei der Eintheilung der Sprachen in orientalische und occidentalische lag ehemals die Vorstellung zum Grunde, daß alle Sprachen von der Arche Noahs ausgegangen wären. Die Sprachen der Semiten und Chamiten sind die orientalischen, die Sprachen der Japhetiten die occidentalischen. Die Gelehrten (z. B. Olaf Celsius, C. G. Anton) haben sich bemüht, allgemeine charakteristische Unterscheidungszeichen anzugeben, allein bis jetzt sind diese Bestimmungen sehr mangelhaft geblieben, da wir noch keine vollständige Uebersicht der gesammten Sprachen haben. — Im allgemeinen Leben versteht man unter der Benennung orientalische Sprachen die Sprachen Asiens ohne Unterschied, persische, arabische, türkische, hebräische ꝛc. (davon die besondern Artikel).

Orientalisches Kaiserthum. Das byzantinische oder oströmische Kaiserthum, auch das griechische genannt, das anfangs von Asien, diesseits des Euphrats, die Küste des schwarzen Meeres und Kleinasien, von Afrika Egypten und von Europa die Länder von den Meerengen bis an das adriatische Meer und die Donau umfaßte, und das weströmische Kaiserthum um tausend Jahre überlebte, entstand, als der Kaiser Theodosius das römische Reich unter seinen beiden Söhnen Arkadius und Honorius theilte. Das oströmische Kaiserthum erhielt Arkadius; ihm ward, während seiner Minderjährigkeit, Rufinus als Vormund und Minister zugegeben. Dieser und Stilike, Honorius, des oströmischen Kaisers, Vormund, suchten sich gegenseitig zu

stürzen. Rufinus ward durch den Gothen Gainas ermordet; allein Stiliko's Absicht, das ganze römische Reich als Administrator zu leiten, scheiterte; denn an Rufinus Stelle traten nun Eudoxia, des Kaisers Gemahlin, und der Eunuch Eutropius, und beherrschten den schwachen Arkadius. Nach dem Tode des Arkadius (408) führte, während der Minderjährigkeit des jungen Theodosius, dessen Schwester Pulcheria, die Regierung. Des abendländische Reich hätte nie Weiber auf dem Throne geduldet; allein das byzantinische ahmte auch in dieser Sitte die ältern morgenländischen Despotien nach. Schon jetzt erhielten Weiber, Mönche und Verschnittene einen überwiegenden Einfluß auf den Hof. Beständige innere Gährungen, Angriffe der Barbaren von Außen, die man nur mit Mühe abkaufen und dem Westreiche zusenden konnte, und heftige Ketzerverfolgungen und Sektenstreitigkeiten, bei wenigen und seltenen Kraftäußerungen einzelner Regenten, bildeten seit dieser Zeit der Inhalt der einförmigen intriguenvollen Geschichte des byzantinischen Reiches. Unter des blödsinnigen Theodosius Regierung waren die Waffen der Byzantiner glücklich in einem Kriege gegen die Perser; doch verwüstete Attila das Reich und nöthigte den Kaiser zur Abkaufung und zum Tribut. Nach ihres Bruders Tode (450) ward Pulcheria als regierende Kaiserin anerkannt; sie heirathete den Thrazier Marcian, den sie dadurch auf den Kaiserthron erhob. Seine Regierung war der rechtgläubigen Lehre und der Geistlichkeit, welcher er Vermächtnisse unbeschränkt anzunehmen erlaubte, günstiger, als dem Reiche selbst, das unter ihm keine neue Kraft erhielt. Nach Marcian ward Leo I. (457—474) zum Kaiser erwählt. Er war der erste Kaiser, der mit großem Pomp vom Patriarchen der Hauptstadt gekrönt und gesalbt wurde. Die große Expedition, die er gegen die Vandalen in Afrika unternahm, scheiterte. Ihm folgte sein Enkel Leo II.; dieser starb aber bereits 474, nachdem er kurz zuvor seinen Vater Zeno zum Mitregenten ernannt hatte. Darauf herrschte Zeno bis 471 allein. Zwar ward er durch eine Empörung verdrängt; er kehrte aber zurück und eroberte Konstantinopel, wo er mit Grausamkeit und Härte seine Gegner behandelte, und die erneuerten Empörungsversuche gegen ihn durch seine Strenge vereitelte. Seine Witwe Ariadne hob den Minister Anastasius auf den Thron, auf welchem ihn der tapfere Präfektus Prätorio Justinus gegen das zur Unzufriedenheit und zu Tumulten einmal aufgeregte Volk befestigte. Dieser, der sich vom Schweinhirten zu der ersten militärischen Würde des Staates emporgeschwungen, bestieg nach Anastasius Tode (516) den Thron, und nahm kurz vor seinen Tode seinen Enkel Justin an (527—565) zum Mitregenten an; ein Mann, der mehr Glück als Talent hatte. Unter diesem eroberte Belisar (524) das vandalische Reich in Afrika; auch Italien ward durch Belisar und Narses den Ostgothen entrissen und dort das Exarchat gestiftet. Die Festungen in Europa und Asien wurden wieder hergestellt. Der Kaiser sorgte für die Gesetzgebung, indem er durch seinen Kanzler, den Rechtsgelehrten Tribonian, und Andere eine Kompilation der römischen Gesetze entwerfen ließ, die unter dem Namen des Justinianischen Gesetzbuches verbreitet wurde und an die Stelle des Theodosianischen Kodex im Orient trat. In kirchlicher Hinsicht war Justinian dem strengen orthodoxen Lehrbegriffe getreu; und alle diejenige, die diesem nicht huldigen wollten, wurden aus seinem Reiche vertrieben. Unter ihm stieg, außer der prachtvollen Sophienkirche zu Konstantinopel, eine große Anzahl neuer Tempel empor; das Donauufer ward durch viele feste Plätze und Burgen gesichert, reizende Anlagen und Gärten verdankten ihm ihr Daseyn; allein dafür setzte er auch den Jahresgehalt der öffentlichen Beamten herab, erhöhte die Abgaben und Zölle, verkaufte den Pächtern der Domänen die Gerichtsbarkeit über die Einwohner und ließ sich gern zum Erben der Reichen einsetzen. Bei seiner persönlichen Schwäche war er in den Händen seiner

Gemahlin Theodora, einer ehemaligen Tänzerin, und der Geistlichkeit, die Alles bei ihm galt. Gegen die Neuperser war er so wenig glücklich, daß er den Frieden nur mit einem jährlichen Tribut erkaufen konnte, und die Hunnen wiederholten ihre verheerenden Einfalle in das byzantinische Reich. Dem Justinian folgte sein Schwestersohn Justinus II., ein unthätiger, habsüchtiger und grausamer Regent, seit dessen Regierung das Reich immer tiefer zu sinken anfing. Nicht nur die Avaren setzten sich fester im oströmischen Gebiete; auch Italien wurde, bis auf das beschränkte Exarchat, durch die Longobarden dem byzantinischen Hofe wieder entrissen, und die Perser besiegten die Truppen. Der schwache Kaiser ward wahnsinnig, und der Oberste der Leibwache, Tiberius, anfangs sein Mitregent, wurde (578 — 582) sein Nachfolger. Tiberius war mild gegen seine Unterthanen, unpartheiisch im Gerichte und wohlthätig gegen die Bedürftigen. Ihm folgte sein Schwiegersohn Mauritius (582—602), ein Mann, dessen Regierung zu den bessern gehörte. Unter ihm wurden die Avaren und Perser besiegt; nur deutete man seine Strenge als Grausamkeit und seine Sparsamkeit als Geiz. Er und seine Familie wurden das Opfer einer Soldatenverschwörung, welche den Phokas erhob, der (602—610) den Thron durch elende Handlungen entehrte. Die Perser bestürmten das Reich und eine Empörung brach in Afrika aus. Nach einer Reihe von Schandthaten und Grausamkeiten fiel Phokas durch den Heraklius, Sohn des Statthalters in Afrika, der ihm (610—641) folgte. Ob dieser gleich gegen die Perser siegte; so stürmte doch von den, durch eine neue Religion zu einem festen Staatsverein organisirten Arabern, ein mächtiger asiatischer Volkshaufe gegen seine entfernten Provinzen an, und eroberte unter seiner Regierung Phönizien, die Länder am Euphrat, Judäa, Syrien und ganz Egypten. Unter seinen Nachfolgern war kein einziger würdiger Regent. Ihm folgte sein Sohn Konstantin III., der aber bald nach seiner Thronbesteigung vergiftet ward. Hierauf erhielt Konstanz II., des Konstantinus Sohn, die Regierung (642—668). Er machte sich dem Volke durch blutigen Verfolgungsgeist und die Ermordung seines Bruders Theodosius verhaßt. Unter ihm setzten die immer mächtiger werdenden Araber ihre Eroberungen fort, und entrissen dem byzantinischen Reiche Cypern, Rhodus und den größten Theil von Afrika. Konstanz verlor in einem unglücklichen Kriege, den er gegen die Longobarden in Italien führte, zu Syrakus das Leben. Sein Sohn Konstantin Pogonatus wurde sein Nachfolger (668—685). Unter ihm wurde die von den Arabern bedrohte Residenz (672) nur durch das griechische Feuer gerettet; auch verwüsteten die Bulgaren, die in immer größern Massen von der Wolga und dem Don her nach der Nordseite der Donau drangen, das erschöpfte Reich. Schnell verdrängten sich nach ihm die Regenten. Sein Sohn Justinian II. (685—694)) kriegte unglücklich gegen die Bulgaren und die Araber; er wurde wegen seiner Grausamkeit durch den Leontius entthront und nach abgeschnittener Nase nach dem chersonesischen Taurus gesandt. Dieser folgte ihm, verlor aber nach einem vierjährigen Besitze des Thrones Nase und Thron durch den Tiberius Apsimar (698—703). Justinian entfloh aus seinem Gefängnisse und drang mit Hülfe der Bulgaren in Konstantinopel ein, wo er 705 den Tiberius ermorden ließ und die Regierung von neuem übernahm, bis ihn sein Sohn Philippikus Bardanes hinrichten ließ, der sich (711—713) selbst auf den Thron schwang. Seine Verschendungen machten ihn allgemein verhaßt, und bei einem nächtlichen Ueberfall wurden ihm die Augen ausgestochen. Ihm folgte Anastasius II. (713), der aber bald darauf 713 ins Kloster geschickt wurde. An seine Stelle bekleideten die Soldaten den Theodosius III. 715 mit dem Purpur, welchen er im folgenden Jahre freiwillig mit der Mönchskutte vertauschte. Ihm folgte Leo Isaurikus (716—

741), bekannt durch die sogenannte Bilderstürmerei, nach welcher er alle Bilder aus den Kirchen seines Reiches zu entfernen befahl, weil Juden und Mahomedaner die Christen deßhalb für Götzendiener hielten. Mehr als durch das Vordringen der Araber, die zum zweiten Male von Konstantinopel zurückgeschlagen wurden, wurde durch dieses Gebot der abergläubige Pöbel des byzantinischen Reiches erhitzt; Blutströme flossen seit dieser Zeit für den Bilderdienst. Mit gleichen Gesinnungen unterdrückte sein Sohn Konstantin Kopronymus (741—775) den Bilderdienst, den er auf einer allgemeinen Kirchenversammlung zu Konstantinopel verdammte. Zwar war Konstantin glücklich im Kampfe gegen die Araber, die er mehrmals besiegte; dagegen verlor er das Exarchat gegen die Longobarden, und ward von den Longobarden geschlagen. Ihm folgte sein Sohn Leo (775—781), der im Geiste seines wackern Vaters regierte. Er starb frühzeitig, worauf die verwitwete Kaiserin Irene (781) die Regierung für ihren noch minderjährigen Sohn Konstantin übernahm: eine Weiberregierung ohne Haltung und Energie. Die Bulgaren und Araber betraten von neuem das Reich, so daß man die letztern mit einem jährl. Tribut abkaufen mußte. Auf Veranlassung der unnatürlichen Mutter ward der Kaiser, der in einem Alter von 14 Jahren selbst regieren wollte, geblendet, und starb an dieser gefährlichen Operation. Irene herrschte seit dieser Zeit allein, und stellte den Bilderdienst wieder her, wodurch sie Verschnittne, Pfaffen, Mönche und den Pöbel auf ihre Seite brachte. Ihren Plan, sich mit Karl dem Großen zu verheirathen, vereitelten die byzantinischen Großen durch eine Revolution, in welcher Irene ins Kloster geschickt wurde und Nicephorus (802—811) den Thron bestieg. Den Bulgaren die anhaltenden Verwüstungen des Reiches zurückzugeben, fiel Nicephorus in ihr eigenes Land; sein Lager ward aber erstürmt und er selbst getödtet. Sein Sohn Stauracius ward von einem Theile der Armee, sein Schwiegersohn Michael aber von dem Senate gewählt. Jener ging sogleich ins Kloster, und Michael folgte (813) nach einer von den Bulgaren erlittenen Niederlage seinem Beispiele. Ein Feind des Bilderdienstes, Leo V., bestieg (813—820) den Thron, ward aber wegen seiner Abneigung gegen die Bilder in einem Aufstand ermordet. Unter seinem Nachfolger Michael II. (820—829) eroberten die Araber Sicilien, Arabien und Kreta. Sein Sohn Theophilus (830—842) besiegte die Araber und beförderte die Blüthe des Handels. Desto elender war der Despotismus seines Sohnes Michael III. (842—867), der nach ihm zum Cäsar ernannt wurde. Basilius (867—886) gab für den Augenblick dem Reiche eine neue Haltung durch die Siege gegen die Araber und Bulgaren und durch die Verbesserung der Finanzen und Gerichtspflege. Sein Sohn Leo VI. 886—911) verdiente durch seine Kenntnisse und seine schriftstellerische Thätigkeit in einem so gesunknen Zeitalter wohl den Beinamen des Philosophen; aber sein Bruder und Nachfolger Alexander (911—912) entwürdigte den Thron durch Grausamkeit. Leo's Sohn, Konstantin Porphyrogenneta (912—956) zeigte zwar Sinn für klassische Literatur und für die Künste; allein seine Regierungstalente waren so gering, daß er seinen Schwiegervater und dessen Söhne für sich regieren ließ, bis er endlich diese willkührlich regierende Familie 944 ins Kloster schickte und seinen Sohn Romanus zum Mitregenten erhob. Romanus der Erste regierte nach seines Vaters Tode (939 — 963) wie ein Nero, während sein tapferer Feldherr Nicephorus Phokas die Araber besiegte. Er starb durch das Gift seiner Gemahlin Theophania, die während der Minderjährigkeit ihres Sohnes zuerst mit dem Nicephorus Phokas und nach dessen Ermordung mit Johannes Zimisces 969 — 976 die Regierung führte. Diese Ausländer gaben bei allen ihren individuellen Fehlern dem Reiche doch einige neue Kraft gegen die Araber und Russen, die sie besiegten. Nach der Ermordung des

Zimisces bestiegen des Romanus Söhne Basilius und Konstantin den Thron. Basilius unterjochte die Bulgaren; Konstantin aber war ein Weichling, der sich seinen Ausschweifungen überließ. Durch des Letztern Tochter Zoe kam Romanus (1028—1034) auf den Thron; allein diese ausschweifende, aber staatskluge Fürstin vergiftete ihren Gemahl und erhob nach einander auf den Thron Michael IV. (1034—1041), Michael V. (1041), Konstantin IX. Nach ihr ward ihre Schwester Theodora zur Kaiserin gewählt (1055), die sich von vier Verschnittenen leiten ließ. Sie ernannte den bejahrten Michael Stratonikus (1056) zu ihrem Nachfolger, den aber der Feldherr Isaak Komnenus, aus italienischem Geschlechte, verdrängte und ins Kloster schickte; er selbst ward nach zwei Jahren Mönch. Ihm folgte der schwache Konstantinus Dukas (1059—1067), der von dem rohen Volkshaufen der Uzen, bei dessen Vorwärtsdringen, sehr bedrängt ward. Nach seinem Tode leitete seine Witwe Eudocia die Regentschaft über ihre drei Söhne; sie erhob den Diogenes Romanus durch Heirath (1067—1071) auf den Thron. Unter diesem drangen die seldschuckischen Türken gegen die byzantinischen Provinzen an; der Kaiser gerieth in ihre Gefangenschaft. Während dieser Zeit ward Eudocia in einem Aufstande ins Kloster geschickt, und Konstantins ältester Sohn Michael VII. (1071—1079) auf den Thron gehoben, den er durch Schwäche und Geiz entehrte. Die seldschuckischen Türken behaupteten sich in Nicäa und mehrere Feldherren empörten sich. Der Kaiser gab seinem Sohne Konstantin den Purpur und ging ins Kloster; dieser mußte aber dem Botoniates weichen, der 1081 von Alexius Komnenus entthront wurde. Alexius bestieg darauf in einem merkwürdigen Zeitraume und mit seltnen Fähigkeiten ausgestattet, den byzantinischen Thron; er würde vielleicht dem gesunkenen Reich ein neues Kraftgefühl mitgetheilt haben, wenn nicht unter ihm die Kreuzzüge ihren Anfang genommen hätten. Sein Sohn Komnenus (1118—1143) und sein Enkel Manuel Komnenus (1143—1180) regierten in seinem Geiste fort. Heldenmuth und Manneskraft gingen jetzt vom Throne aus, und wurden den Feinden, besonders den Türken fühlbar; aber mit Manuel erlosch die neugeweckte Flamme des griechischen Heldengeistes, und unter den nachfolgenden schwachen Regenten eilte das Reich immer näher dem Zeitpunkte seiner völligen Auflösung entgegen. Der 12jährige Alexius Komnenus II. (1180—1183) ward von seinem Verwandten Andronikus (1183—1185) verdrängt und ermordet. Eine Empörung stürzte dieses Ungeheuer und brachte den Isaak Angelus auf den Thron (1183—1193), der von seinem eignen Bruder Alexius entthront, geblendet und in einen Thurm gesperrt wurde. Aber der Sohn des geblendeten Isaak, Alexius, nahm seine Zuflucht zum Papste und zum römischen Könige Philipp, und veranlaßte die Richtung des beschlossenen Kreuzzugs nach der griechischen Küste. Ihn leitete der hochbejahrte Doge von Venedig, Dandalo, und der Graf Bonifacius von Montferrat. Konstantinopel ward belagert und erobert (1203) und Isaak und sein Sohn Alexius wurden wieder eingesetzt. Ein treuloser Diener des Kaisers, Murkuphlus, veranlaßte das unzufriedene Volk zur Empörung, schwang sich selbst auf den Thron, und ließ den Alexius tödten. Bald darauf starb auch der geblendete Vater. Diese Treulosigkeit erbitterte die Venetianer und Franzosen. Sie eroberten Konstantinopel mit Sturm, und errichtete in der Hauptstadt des oströmischen Reiches ein lateinisches Kaiserthum (1204 bis 1261). Doch erhielt der neue Kaiser Balduin, Graf von Flandern, nur Thrazien von dem oströmischen Reiche; die übrigen europäischen Theile desselben, nebst mehrern Inseln, fielen in die Hände der Venetianer und des franz. und lombard. Adels. Dagegen flüchteten sich die Ueberreste des griechischen Kaiserthums nach Asien. Theodorus Laskaris, der Schwiegersohn des Alexius

Angelus, regierte zu Nicäa über Bithynien, Phrygien, Mysien, Jonien und Lydien; die beiden Enkel des Andronikus, David und Alexius Komnenus, beherrschten ebenfalls mit dem Kaisertitel von Trapezunt aus Kappadocien, Pontus und Galatien. Das lateinische Kaiserthum, klein durch Zerstücklung, ward von den Bulgaren erschüttert. Balduin I. fiel in ihre Gefangenschaft (1206) und wurde grausam ermordet. Ihm folgte sein Bruder Heinrich (1206—1216), und diesem sein Schwager der künftige Graf von Auxerre, Peter (1216—1221). Unter dessen Sohne Robert (1221—1228) verlor das Reich schon viel an das Kaiserthum Nicäa. Roberts Bruder Balduin (1228—1261) mußte endlich 1261 dem siegreichen nicäischen Kaiser Michael Paläologus ganz weichen und nach Venedig ziehen, weil die Abendländer in Byzanz keine neue Unterstützung erhielten, und ihre Zahl sich in den beständigen Kämpfen sehr vermindert hatte. Mit Hülfe der Genueser ward diese Gegenrevolution ausgeführt. Von dieser Zeit an regierten dessen Nachfolger fort bis auf die Einnahme der Stadt durch die Osmanen, und alle Versuche der Abendländer, zum zweitenmale Konstantinopel zu erobern, schlugen fehl. Doch mußte Michael den vordringenden Türken die asiatischen Provinzen aufopfern, um die europäischen getheilten Besitzungen zu vereinigen. Ihm folgte sein Sohn Andronikus Paläologus (1283—1328), ein Andächtler und Schwächling, der zuletzt ins Kloster ging. Sein Nachfolger Andronikus II. (1328—1341) regierte unter fortdauernden Kämpfen mit den Bulgaren und Osmanen. Ihm folgte sein Sohn Johann Paläologus, der seinen Vormünder Johannes Kantakuzenus, nach dem Willen des Heeres, zum Mitregenten annehmen mußte. Das Reich sank immer tiefer. Die Türken eroberten Gallipolis (1355), den Schlüssel des Chersoneses, und bemächtigten sich bald darauf Thraziens, Thessaliens, Mazedoniens und Bulgariens. Bereits Amurath errichtete, nach der Eroberung von Romanien, 1358 zu Adrianopel den Sitz seines europäischen Reiches, und sein Sohn Bajazet erhielt von Manuel Paläologus, dem Sohne Johannes V., (1392) einen jährlichen Tribut. Schon Bajazet würde Konstantinopel erobert haben, wenn er nicht beim Einfalle des morgenländischen Eroberers, Timur, in dessen Gefangenschaft gerathen wäre. Die Unruhen, welche unter Bajazets fünf Söhnen über die Nachfolge ausbrachen, fristeten noch einige Zeit die armselige Existenz des beinahe bloß auf die Hauptstadt eingeschränkten byzant. Reiches, in welchem Johann VI. seinem Vater Manuel (1424) gefolgt war. Johannes Bruder aber, Konstantin XIII. (1449—1455), konnte dem lang gedrohten Schicksale nicht entgehen. Der Sultan Mahamed II. belagerte mit 250.000 Türken, seit dem 13. April 1453 Konstantinopel, und eroberte es (29. Mai 1453) in einem Sturme, bei welchem der letzte Kaiser sein Leben verlor. Der Kaiser David Komnenus von Trapezunt mußte ebenfalls sein ganzes Reich dem Eroberer 1461 übergeben, und so erhob sich auf den Trümmern des oströmischen Reiches das osmanische mit jugendlicher Stärke.

Oriflamme (Auriflamme), die ehemalige Reichsfahne Frankreichs. Sie war ursprünglich die Kirchenfahne der Abtei von St. Denys, deren Schirmvögte die Grafen von Vexin und Pontoise waren, denen sie vom Abte dieses Klosters jedesmal übergeben ward, wenn sie für die Freiheit und Güter desselben die Waffen ergreifen mußten. Unter Philipp I., der die Grafschaft Vexin mit der Krone vereinigte und dadurch auch Schirmvogt der Abtei St. Denys wurde, kam diese Fahne an Frankreich und wurde in der Folge die Hauptfahne der französischen Truppen; seit Karl VII. aber wurde sie nicht mehr in den Krieg mitgenommen. Sie bestand aus einem Stück feuerrothem Taffet, der in Form eines Paniers, unten an drei Orten ausgeschnitten, an den Spitzen mit grünseidenen Quasten geziert und an einer goldnen Lanze befestiget war.

Origenes, Kirchenvater, geb. zu Alexandrien 185 nach Christo, erhielt den Beinamen Adamantius, entweder wegen seiner unermüdeten Thätigkeit oder wegen seiner Standhaftigkeit bei körperlichen Schmerzen, erregte schon in seiner Jugend durch seine Anlagen die Aufmerksamkeit der Seinen und hatte das Glück, in seinem Vater Leonidas den Mann zu finden, der diese Fähigkeiten auszubilden im Stande war. Bei weiter vorgerücktem Alter war Klemens von Alexandrien sein Lehrer, dem er im 18. Jahre als Katechet im Amte folgte. Da er um eben diese Zeit seinen Vater durch den Märtyrertod verlor, trachtete er nach gleicher Ehre, und als ihm diese nicht zu Theil ward, gab er wenigstens, um bei den vielen Besuchen von Frauen und Mädchen der Verläumdung zu entgehen, durch seine freiwillige Entmannung den Beweis, daß er die größten Martern zu ertragen auch im Stande gewesen wäre. Er bewies die Rechtmäßigkeit seiner That durch Worte des Evangeliums. Nach dem Tode von Septimius Severus, der unter den Kaisern am grausamsten die Christen verfolgte (211), erwarb er sich auf seiner Reise nach Rom neue Freunde und Beschützer, lehrte darauf zu Alexandrien, bis ein Volksaufstand ihn nach Palestina vertrieb. Von hier reiste er nach Achaja und von da wieder nach Palestina, wo er die Weihe als Presbyter erhielt. Dies verwickelte ihn mit dem Bischof Demetrius zu Alexandrien in Streitigkeiten, der ihn durch zwei Konzilien des Priesterthums entsetzen ließ, ihm das Lehren in Alexandrien untersagte, und ihn in den Bann that. Der größte Theil der morgenländischen Kirchen erklärte sich jedoch für Origenes. Erst nach dem Tode von Demetrius (231) wurden seine großen Verdienste allgemein anerkannt; doch verursachten die Christenverfolgungen unter Maximinus und Decius ihm viele Leiden. Er starb an den Folgen der Mißhandlungen, die er bei der letztern erduldet hatte, zu Tyrus 254. Von seinen Schriften (angeblich 6000) hat man De principiis, Commentar, Homilien und Scholien und die heilige Schrift, Ermahnungen zum Märtyrerthum, die Hexapla u. s. w. Die beste Ausgabe seiner sämmtlichen Werke ist die von Charles de la Rue, Paris 1633—59. 4 Bde. Fol. Die Hexapla besonders gab Bernhard Montefalkonius heraus, Paris. 1714. 2 Bde. Fol. Contra Celsum et Philocalia ed. Guil. Spencer, Contabr. 1658. 4. (Deutsch mit Anmerkungen von J. L. Mosheim, Hamburg 1745. 4.) — 2) Origenes Impurus, aus Aegypten gebürtig, stellte um 290 den Grundsatz auf, daß die Ehe ein Werk des Teufels sey; denn die Fortpflanzung des Menschen müsse frei seyn. Seine Anhänger erhielten sich bis zum 5. Jahrh. — 3) Origenes, ein platonischer Philosoph, Schüler und Freund von Porphyrius, verfertigte einen Panegyrikus auf den Kaiser Gallienus, der verloren gegangen ist.

Originalität, Ursprünglichkeit im Hervorbringen, ein wesentliches Merkmal des Genies (s. d. A.), das in seinen Schöpfungen sich selbst Regel und Gesetz ist. Indem es das Urbild des Vollendeten in sich trägt und wahrnimmt, wird es sich, — oft ohne es zu wissen, noch zu wollen, — von den hergebrachten Regeln entfernen, welche dasselbe in seiner nach dem Unendlichen strebenden Thätigkeit hemmen. Allein, auch wenn es in einzelnen Fällen selbst die wohlbegründeten Gesetze der logischen oder ästhetischen Vollkommenheit überspringen sollte, verliert es doch nie die Hauptrichtung nach dem wahrhaft Idealen. Die Geniesucht hingegen strebt nach dem Scheine der Originalität, indem sie durch bloßes Abweichen von der Regel dem Genie nachäfft, in dunkle Formen und neue Phrasen sich einhüllt, und keck über jede Forderung der Sprache, der Logik und der Kritik sich wegsetzt. Dieser affectirten Originalität steht die Pedanterei gegenüber, welche, ohne das Wesentliche geistig zu ergreifen, sklavisch an solchen Regeln festhält, die bloß das Herkommen oder die Willkür begründet hat. Dagegen ist die echte Originalität zugleich Musterhaftigkeit im Hervorbringen; daher Lessing den

Originalgeist auch Mustergeist nennt. Ihm wird der Nachahmungsgeist, nicht der freie, sondern der sklavische (vielmehr Nachahmungssinn) entgegengesetzt, welcher auf alle Eigenthümlichkeit verzichtend, bloß nachmacht; das imitatorum servum pecus des Horaz. Damit darf man aber nicht das Copiren eines Kunstwerks verwechseln, welches eigne Kraft, geistiges Eindringen in das große Muster, und vertraute Bekanntschaft mit der Kunst voraussetzt.

Orion, ein berühmter Heros des mythischen Alterthums, dessen Name von einigen Alten und ihren Auslegern von οὐρεῖν, mingere, abgeleitet und seine Geburt dieser absurden Etymologie zu gefallen auf folgende Art erzählt wird. Als einst Jupiter, Neptun und Merkur, nach Andern Apollo, den Hyrieus zu Tänagra in Böotien besuchten, und von ihm freundlich aufgenommen wurden; so versprachen sie ihm die Gewährung einer Bitte, die er an sie thun sollte. Er bat nun, daß die Götter ihm doch einen Sohn schenken möchten. Nun nahmen die himmlischen Gäste die Haut von dem ihnen geopferten Ochsen, und benetzten sie mit ihrem Harne, worauf sie dem Vater befahlen, sie in die Erde zu vergraben, und nach zehn Monaten wieder herauszunehmen. Dies that Hyrieus, und fand den Orion darin. Nach einigen andern Mythen war aber Orion ein Sohn des Neptun und der Beryle, einer Tochter des Minos, oder des Neptun und der Euryale. Nach Homer war er ein sehr schöner Jüngling, in den sich Aurora verliebte. Die Götter waren über diese Liebschaft neidisch, und Diana erlegte ihn auf der Insel Ortygia mit ihren Pfeilen. Nach Andern war er ein König und ein großer Liebhaber von der Jagd, so daß er selbst noch in der Unterwelt diese Beschäftigung fortsetzte, und auf einer großen Wiese dasjenige Wild jagte, was er schon auf der Oberwelt getödtet hatte. Seine Jagdhunde waren Leukoméläna, Mära, Dronis, Cissataß, Lampuris, Lyioktonus, Ptoophagus, Arktophonus und andere. Seine Waffen auf der Jagd bestanden blos in einer eisernen Keule. Er war ein ungeheurer Riese, so daß er auch in den tiefsten Stellen des Meeres mit den Schultern hervorragte. Bei Apollodor wird blos gesagt, Neptun habe ihm die Geschicklichkeit verliehen, durch das Meer zu gehen. Er verliebte sich in des Oenopion, Königs in Chios, Tochter, Häro oder Merope und gab sich bei ihrem Vater alle Mühe, sie von ihm zum Weibe zu erhalten. So reinigte er z. B. die Insel von allen wilden und schädlichen Thieren. Aber da ihn Oenopion immer mit leeren Versprechungen hinhielt, so entschloß er sich endlich, sich mit Gewalt des Mädchens zu bemächtigen. Er erbrach ihre Kammer und umarmte sie im Rausche der Trunkenheit; Oenopion aber stach ihm im Schlafe die Augen aus, und ließ ihn ans Ufer tragen. Nach Andern suchte er die Häro mit Gewalt zu seinem Willen zu zwingen; aber Oenopion rief seinen Vater Bacchus um Hülfe an, der dann einige Satyren abschickte, welche den Orion in Schlaf brachten, und so dem Oenopion Gelegenheit gaben, ihm die Augen ausstechen zu können. Nun fragte Orion das Orakel, wie er sein Gesicht wieder erhalten könnte, und erhielt den Rath, durch das Meer immer der Sonne entgegen zu gehen, so daß ihre Strahlen beständig auf seine Augen fielen. Um dies auszuführen, ging er erst dem Tone der Hammerschläge nach, welche die Cyklopen machten, gelangte so in ihre Werkstatt, nahm einen von ihnen auf die Schulter, und brauchte ihn als Wegweiser. So erhielt er denn das Gesicht wieder. Bei Apollodor geht er blos nach der Schmiede des Vulkan auf Lemnos (zufolge der Ergänzung, die Heyne vorgeschlagen), und nimmt einen Knaben daselbst auf die Schulter, um sich von ihm leiten zu lassen, der von Andern Cedalion genannt wird. Als er sein Gesicht wieder bekommen hatte, ging er nach Chios, um sich an dem Oenopion zu rächen, welches aber nicht gelang so daß er unverrichteter Sache nach der Insel Kreta zurückkehren

mußte. Von Vulkans Kunst lernte er so viel, daß er seinem Vater Neptun einen Tempel unter der Erde bauen konnte. Orion wurde, nach Apollodor, von der ihn liebenden Aurora entführt und nach Delos gebracht; denn Venus hatte sie mit Liebe gegen einen Sterblichen entflammt, weil sie sich dafür an ihr rächen wollte, daß sie mit dem Mars der Liebe gepflogen hatte. Man muß aber bemerken, daß hier ein Bruchstück aus einem andern Fabelkreise angeht, welches mit den vorigen Mythen nicht zusammenhängt. Es ist die Fabel, der auch Homer folgt, daß Orion ein sehr schöner Jüngling gewesen sei, also nicht mehr der ungeheure Riese, der wilde rastlos die Wälder mit seinen Hunden durchstürmende Jäger. Seine Liebe mit der Aurora ist vielleicht eine astronomische Fabel. Wie wir unten sehen werden, ward nämlich Orion ein Gestirn am Himmel, das im Winter, wo es am schönsten sichtbar ist, mit Tagesanbruch untergeht, also gleichsam der Aurora in den Schoos sinkt. Nach Diodor kam Orion von Delos zum Zanklus in Sizilien, und bauete ihm den Hafen an der Stadt Messana (Messina). Die Gemahlin des Orion war Side, welche stolz auf ihre Schönheit sich über die Juno erhob, und deswegen von Jupiter in den Tartarus verstoßen wurde. Auch die schon erwähnte Merope, des Oenopions Tochter, wird bisweilen seine Gemahlin genannt. Noch war die Lyrice (nach Heinsius ad h. l. Dirce) seine Geliebte und Drias sein Sohn. Seine Töchter, Metiocha und Menippa opferten sich den Göttern, um die Wuth einer Pest zu stillen. Der Tod des Orion wird von den Dichtern verschieden erzählt. Die gewöhnliche Erzählung ist, daß er an dem Stiche eines Scorpions gestorben sei, als er auf der Insel Chios jagte, um dem Oenopion zu Liebe alle wilden Thiere auf derselben zu tödten. Dies habe die Erde, oder nach Andern die Diana beleidigt, so daß sie den giftigen Scorpion gegen ihn abschickte. Nach Homer tödtete ihn Diana aus Eifersucht wegen seiner Liebschaft mit der Aurora. Diese Mythe wird von Andern umständlicher so erzählt: Diana liebte den Orion so leidenschaftlich, daß sie ihn zu ihren Gatten nehmen wollte. Diese Erniedrigung beleidigte den Apollo, und da er seine Schwester nicht auf andere Gedanken zu bringen vermochte, so beschloß er den Tod des verwegenen Sterblichen. Als einst Orion durch das Meer daher schritt, und man von ihm nichts als den Kopf sah, diesen aber wegen der Entfernung auch nicht einmal erkennen konnte, so beredete Apollo die Diana, den schwarzen Punkt, der sich auf dem Meere zeigte, zum Ziele ihres Geschosses zu machen. Sie willigte ein, und sandte den unglücklichen Pfeil ab, der ihren Geliebten traf. Sie erkannte nicht eher den traurigen Irrthum, als bis die Wellen den Leichnam ans Ufer warfen. Nach einer andern Mythe erschoß ihn Diana absichtlich, weil er ihr Gewalt anthun, oder weil er das nämliche Verbrechen an einer ihrer Nymphen, der Opis, ausüben, oder weil er die Göttin zwingen wollte, im Diskuswerfen mit ihm zu spielen. Heyne bemerkt bei dieser Mythe Apollodors, daß das Diskuswerfen gar nicht zu den Geschäften der Diana gehöre; das man daher statt διοκευειν eher κυνηγετειν oder ἀκοντιζειν zu finden erwarten sollte. Aber könnte nicht eben darin die Ursache von dem Zorne Dianens liegen, daß Orion sie zu einem ihr nicht anständigen Spiele habe nöthigen wollen? — Der getödtete Heros wurde als glänzendes Gestirn am Himmel aufgenommen, das noch unter dem nämlichen Namen als eine der schönsten Zierden unserer Winternächte in der Gegend des Aequators leuchtet, und durch die drei Sterne zweiter Größe in Gürtel, welche nahe an einander in gerader, etwas schräger Linie stehen, unter welchen sich ein merkwürdiger Nebelfleck befindet, sich vorzüglich auszeichnet. Gegen das Ende des Dezembers und im Anfange des Januar steht es Abends um 9 Uhr gerade in Süden. Der Ort, wo Orion seinen Tod fand, wird verschieden-

lich angegeben. Einige setzen ihn nach Chios, Andere nach Kreta, Andere nach Achaja. Bei Tanagra in Böotien zeigte man sein Grabmal. Der Hund des Orion wurde auch mit unter die Sterne versetzt, wo er unter dem Namen Procyon bekannt ist. Homer sagt, daß dies Gestirn von gefährlichem Einflusse auf die Gesundheit sey. Wenn es nämlich im Herbste aufgehet, so wehet der Wind aus den südlichen Gegenden einen feinen Sand herbei, der sich an die Haut ansetzt, die Ausdünstung hindert, und dadurch bösartige Fieber erzeugt.

Orkney-Inseln, s. Orcadische Inseln.

Orleans, 1) Hauptstadt des französischen Departements Loiret, 19° 34′ 30″ L. 47° 54′ 10″ B. 12 Posten von Melun, an der Loire, über die eine schöne Brücke führt mit dem metallenen Denkmahl, das König Karl VII. und die Jungfrau von Orleans Jeanette d'Arc vor Christi Kreuz kniend vorstellt, zum Andenken der durch dieselbe am 8. Mai 1429 glücklich ausgeführten Befreiung der Stadt von den Engländern; mit Mauern, 6 Thoren, 4 öffentlichen Plätzen, 4500 Häusern, 41.937 Einwohnern, Kathedrale, 25 Kirchen, 5 Hospitälern, Rathhaus, Chatelet, Münze, Theater, Maillebahn; Sitz eines Bischofs, der unter dem Erzbischof von Paris steht, und zu dessen Kirchsprengel die Departements Loiret und Loire und Cher gehören; Handelskammer, Handelsgericht, Akademie mit einer Fakultät (statt der 1312 von König Philipp IV errichteten Universität, die nur aus der Juristenfakultät bestand), Collegium, öffentliche Bibliothek von 36.000 Bänden; Wollenzeug- und Decken-, Strumpf-, Hut-, Turban- (mit 400 Arbeitern, wodurch jährlich eine Million Franken in Umlauf kommt), Messer-, Leder-, Nützen-, Kattun-, gemalte Leinwand-, Papiertapeten-, Faience-, Stecknadeln-, Weinessig-, Porzelanfabriken, Wachsbleichen, Zuckerraffinerien, Branntweinbrennereien, starker Handel mit Getreide, Wein (100.000 Tonnen), Essig, Aquavit ꝛc. Geburtsstadt des Jac. Bongars, Dionysius Petau, der Geschichtschreiber Amelot de la Houssaye († 1706) und Mich. le Vassor. Die Stadt war sonst die Hauptstadt des Gouvernements Orleans, und seit 1344 ein Herzogthum und eine Pairie, die verschiedene Prinzen des königlichen Hauses besaßen. Ludwig XIV. gab sie seinem Bruder Philipp, bei dessen Nachkommen sie bis zur Revolution blieb. Der Herzog von Orleans führt die 3 goldnen französischen Lilien mit einem silbernen Turnirkragen von 3 Lätzen, mit der französischen Prinzenkrone bedeckt. — Der Bezirk Orleans enthält 46 Quadratmeilen, 132.278 Einwohner und die Cantone: Orleans, Beaugeney, Chateauneuf, Checy, la Ferte-St. Aubin, Jargeau, Ingre, Meun, Neuville, Notre Dame de Clery, Olivet (Vorstadt von Orleans), Patay. — 2) Grafschaft im englischen Gouvernement Quebec in Nordamerika, mit der sehr fruchtbaren Insel Orleans im St. Lorenzfluß. — 3) Grafschaft im nordamerikanischen Freistaat Vermont, mit 23 Ortschaften und 5830 Einwohnern. — 4) Insel in der Mündung des Mississippi, im nordamerikanischen Freistaat Neuorleans (s. diesen Art.).

Orleans (Ludwig Herzog von), Karl VI., Königs von Frankreich, jüngerer Bruder, geb. 1431. S. Frankreich und Burgunder.

Orleans (Gaston Jean Baptiste von Frankreich, Herzog von), dritter Sohn Heinrichs IV. und Mariens von Medici und Bruder Ludwigs XIII. geb. zu Fontainebleau den 25. April 1608, ist nur bekannt durch seine Kabalen gegen Richelieu, den er mehr als einmal zu verderben suchte. Auf seinen Befehl stand der Herzog von Montmorency, Statthalter von Languedoc auf, da er ihn aber nicht gehörig unterstützte, scheiterte der Plan und ruhig überließ er ihn nun der Rache Richelieu's. Auf gleiche Weise benahm er sich bei

den Verschwörungen des Herzogs von Bouillon und des Herrn von Cinq-Mars; er klagte sie an und gab sie der Rache preis, um selbst Verzeihung zu erhalten. Nach dem Tode seines Bruders wurde er Lieutenant des Reichs, stellte seinen Ruf durch die Siege bei Gravelingen, Courtrai und Mardick einigermaßen wieder her, befleckte ihn aber von Neuem durch Ränke gegen Mazarin. Er starb, nach Blois verwiesen, den 2. Febr. 1660. Seine Tochter war die ehrgeizige Mlle. Montpensier, die in ihren Denkwürdigkeiten (Memoires, Amsterdam 1746, 8 Bde. 12.) manches Interessante über ihren Vater mittheilt.

Orleans (Philipp, Herzog von), Ludwigs XIII. und der Anne von Oestreich Sohn und Ludwigs XIV. einziger Bruder, ward geboren den 21. Sept. 1640. Unter Mazarins Oberaufsicht erhielt er eine weibische Erziehung. In seinem 21. Jahre vermählte er sich mit der reizenden Henriette von England, Schwester den Königs Karl II. Doch diese Ehe war nicht glücklich, und als diese Prinzessin im Jahr 1670 plötzlich starb, glaubte man, sie wäre vergiftet worden und beschuldigte auch den Herzog, ihren Gemahl, einer Theilnahm an der Vergiftung. Diese Beschuldigung aber war ungegründet. Ein Jahr nach dem Tode seiner ersten Gemahlin heirathete der Herzog die Prinzessin Charlotte Elisabeth von Baiern, die Mutter des nachherigen Prinz Regenten von Frankreich. Hierauf focht er in dem Kriege gegen Holland ungeachtet seiner Weichlichkeit mit Ruhm, siegte bei Zütphen 1672 und bei Bauchhain 1676, belagerte im folgenden Jahre Saint-Omer, und siegte bei dieser Gelegenheit über den Prinzen von Oranien bei Kassel. Nach seiner Rückkehr nach Paris lebte er den Wissenschaften bis an seinen Tod, der den 1. Juli 1710 zu Saint-Cloud erfolgte. Er war eine kleine, schwache Seele, die in unwürdigen und niedern Bestrebungen ganz befangen war. Nach seinem Tode hat man unter seinem Namen zwei Bände Briefe bekannt gemacht. Ausführlichere Nachrichten über ihn befinden sich in den von seiner zweiten Gemahlin Elisabeth Charlotte mitgetheilten, im J. 1822 in Paris in einer Uebersetzung erschienenen Denkwürdigkeiten (Memoires sur la cour Louis XIV. et la regence, extrait de la correspondence de Mad. Charlotte Duchesse d'Orleans).

Orleans (Philipp, Herzog von), des Vorigen und der Charlotte Elisabeth von Baiern Sohn, geb. den 2. August 1674, hieß bis zum Tode seines Vaters Herzog von Chartres. Seine natürlichen Anlagen entwickelten sich sehr glücklich; bei einer großen Fassungskraft und einem treuen Gedächtniß erwarb er sich einen Reichthum von Kenntnissen. In Anmuth und Liebenswürdigkeit der Sitte eiferte er dem großen Heinrich IV. nach. Der Abbé Dubois (s. d. Art.), der in der Folge Minister und Kardinal wurde, ward sein Verführer. „Es kostete dem Abbé Dubois nicht viel Mühe", sagt Marmontel, in seinem Régence du Duc d'Orléans, Paris 1805, „aus seinem Zöglinge einen Wüstling zu machen. Der Prinz lernte von ihm die Güte als eine Schwäche ansehen, die Tugend als eine Thorheit, die Religion als ein Hirngespinnst, Rechtschaffenheit als das Verdienst der Einfältigen; die Kunst zu lügen aber, und mit gegebenen Worten zu spielen, als die einzige Regierungskunst. Diese höllische Lehre würde aus einem energischen Menschen ein Ungeheuer gemacht haben; aus dem, von Natur leichtsinnigen Prinzen, der weder den Muth noch die Spannkraft des Bösen hatte, machte sie nur einen Lasterhaften, der sich ohne Scheu sinnlichen Leidenschaften hingab und der öffentlichen Meinung spottete, der das Geräusch aufsuchte, um sich zu betäuben, und mit verkehrter Geschmackslust der schändlichsten Genußgier fröhnte, um den, durch Uebersättigung abgestumpften Nervenreiz immer wieder zu schärfen. So blieb der Prinz gut aus Schwäche, der Rache unfähig aus Schlaffheit; er liebte in seiner Größe nur die Leichtigkeit, ganz

nach seinem Gelüste zu leben; er schenkte seine Gunst jedem, der ihn zu unterhalten wußte, und war aus Freigebigkeit ein Verschwender.“ Dubois gewann bald dadurch, daß er den starken Hang seines Zöglings zu Ausschweifungen begünstigte, einen mächtigen Einfluß auf denselben. Er bewog ihn, gegen den Willen seiner Mutter die Mlle. du Blois, die natürliche legitimirte Tochter Ludwigs XIV. von der Montespan, zu heirathen. Die Ehe war unglücklich und der Prinz fröhnte immer schamloser seinen Lüsten. Jeden Abend brachte er in Gesellschaft der liederlichsten Weibsbilder und Mannspersonen aller Art zu, deren Verächtlichkeit er selbst durch die Benennung Roués, die er ihnen gab, bezeichnete. Im J. 1692 machte der Prinz seinen ersten Feldzug unter dem Marschall von Luxemburg, General der Armee von Flandern, mit. Das Jahr darauf befehligte er ein Reservekorps in der Schlacht von Steinkirchen, worin er an der Schulter verwundet wurde, und zeichnete sich 1693 in der Schlacht bei Neerwinden aus. Hierauf beschäftigte er sich während des Friedens mit Wissenschaften und Künsten, bis Ludwig ihm 1706 das Kommando über die Armee in Piemont gab. Hier wurde er in der Schlacht bei Turin, die gegen seinen Willen geliefert wurde, vom Herzoge Eugen geschlagen und verwundet und mußte sich mit dem geringen Ueberbleibsel seines Heeres über die Alpen zurückziehen. Im folgenden Jahre schickte ihn Ludwig an der Spitze eines Armeekorps unter Berwick nach Spanien. Hier war ihm das Glück günstiger. Durch die Siege bei Almanza bekam er die Königreiche Valencia und Arragonien in seine Gewalt, drang hierauf in Katalonien und eroberte die Festung Lerida. Indeß ging das Gerücht, daß der schwache Philipp V. die Krone niederlegen würde, und der Herzog von Orleans, der als nächster Agnat den meisten Anspruch auf die spanische Krone zu haben glaubte, dachte daran, dieselbe zu erlangen. Schon hatte er deßhalb die nöthigen Maßregeln ergriffen, als die Prinzessin von Ursini seinen Plan durchschaute und ihn dem Könige Philipp V. und Ludwig XIV. unter der Form einer Verschwörung vorstellte. Die Agenten des Herzogs wurden verhaftet, und ihm selbst sollte der Prozeß gemacht werden. Allein auf die nachdrückliche Fürsprache des Kanzlers und des Herzogs von Bourgogne erlaubte ihm Ludwig, sich zu rechtfertigen, und verzieh ihm. Jedoch soll das Andenken an die ehrgeizigen Absichten des Herzogs viel zu den Anordnungen beigetragen haben, die Ludwig bei seinem Tode machte, um ihm die Regentschaft zu rauben. Allein, diese wurden nach seinem Tode wenig beachtet, der Herzog von Orleans wußte das Parlament für sich zu gewinnen; die dem Herzoge von Maine übertragene Vormundschaft ward für ungültig erklärt, und dem Herzoge von Orleans die höchste Gewalt zugesichert. Seine Regentschaft begann er damit, daß er alle Bürgerlichen von den obern Staatsämtern ausschloß, und seinen Lehrer Dubois, den man nur den Abbé Friponneau nannte, zum Staatsrathe erhob. Dieser erwarb sich bald nach dem Antritt seiner Stelle um seinen Zögling und Wohlthäter das Verdienst, daß er eine Allianz mit England und den Generalstaaten vermittelte, wodurch jene berühmte Tripelallianz im Haag (4. Jan. 1717) zu Stande kam, die die politischen Plane des thätigen spanischen Ministers Alberoni vereitelte und die Politik des französischen und spanischen Hofes gänzlich trennte. Dankbar ernannte er dafür den indeß zum Kardinal erhobenen Dubois zum Premierminister. Vorzüglich merkwürdig ist die Regierung des Herzogs wegen der gewaltsamen Mittel, welche seine Minister und Rathgeber versuchten, um das ungeheure Mißverhältniß zwischen den Staatseinkünften und Ausgaben zu heben, und wodurch der erste Keim zu der franz. Revolution gelegt wurde. Mit Gewalt wurde Laws Finanzsystem (s. Law) zur Ausführung gebracht, d. h. Jedermann wurde zur Vertauschung des baaren Geldes gegen Papiergeld gezwungen. Dies ging zuletzt so weit, daß der Regent bei Strafe von 10.000 Livres verbot, mehr als 500 Livres

in Silber, gemünzt oder ungemünzt, in seinem Hause zu verwahren. Endlich deckte sich der Betrug auf und tausende Familien, die ihr Geld dem Staat geborgt hatten, sahen sich um das Ihrige gebracht. Uebrigens überließ der Regent aus Bequemlichkeit gänzlich das Staatsruder seinen Ministern. Den legitimirten Söhnen Ludwigs XIV. ließ er durch eine Kommission ihr Recht zur Erbfolge und den Vorzug, sich Prinzen vom Geblüte zu nennen, absprechen. Aus Rache wegen dieser despotischen Entscheidung verband sich die Gemahlin des Herzogs von Maine mit dem spanischen Gesandten, dem Fürsten von Cellamare. Dieser war das Hauptwerkzeug der Absichten Alberoni's und die Seele einer Verschwörung, durch welche der Herzog von Orleans seiner Obergewalt beraubt und die Regentschaft Philipp V. übertragen werden sollte. Schon war sie ihrem Ausbruche nahe, als der Plan entdeckt und aus Cellamare's aufgefangenen Briefen die sämmtlichen Theilnehmer an der Verschwörung erkannt wurden. Orleans verzieh aber allen Mitverschwornen mit einer Großmuth, die dem Enkel Heinrichs IV. würdig war. Sonst handhabte er das Recht mit Strenge und Partheilosigkeit. Endlich übergab er am 15. Febr. 1723 dem mündigen König Ludwig XV. (vgl. d. Art.) die Regierung, und überließ sich nun ganz den ausschweifendsten Sinnengenüssen. Doch nahm er nach des Kardinals Dubois Tode (19. August 1723) die Stelle eines Premierministers an; sein geschwächter Körper aber hielt die neue Anstrengung nicht lange aus. Einst überfiel ihn während einer Audienz ein heftiger Kopfschmerz; er ging zu seiner Maitresse, um sich aufzuheitern, fiel aber ohnmächtig in ihre Arme, und starb wenige Minuten darauf, am 2ten Dezember 1723. Ueber sein Leben geben außer den Memoiren des Herzogs von St. Simon, besonders die Mémoires secrets et Correspondence inédite du Card. Dubois, par Mr. de Sevelinges (Paris II Vols. 1815. 8.) vielen Aufschluß, sie berichtigten zugleich Manches, was in der Schrift: La vie de Philippe d'Orléans, petit-fils de France etc., par Mr. L. M. D. M. Londres 1736. 2 Vols. (welche man dem Jesuiten la Motte zuschrieb) gesagt wird.

Orleans (Louis Joseph Philipp, Herzog von), geb. zu St. Cloud bei Paris den 13. April 1747, war der Sohn von Philipp von Orleans und Louise Henriette von Bourbon-Conti. Die erste Erziehung genoß er unter den Augen seiner wegen ihrer Ausschweifungen berüchtigten Mutter und seine Jugendgeschichte besteht aus einer Reihe Auftritte, worüber die Schamhaftigkeit gerne einen Schleier wirft. Auf Anrathen Ludwigs XVI. heirathete er die schöne und tugendhafte Tochter des Herzogs von Penthievre, die er durch ein ruchloses Leben, das er auch als ihr Gemahl beständig fortsetzte, unglücklich machte. Sie war genöthigt, sich deßhalb von ihm zu trennen. Im Palais Royal, seiner Wohnung, feierte man die schamlosesten Bakchanalien, und in St. Cloud wurden Schauspiele aufgeführt, die man ohne Abscheu nicht einmal lesen kann. Als der ausgemergelte Körper des Herzogs zur Fortsetzung dieser Lebensart keine Kräfte mehr hatte, so fing die Spielsucht an, ihn zu beherrschen. Er ging nach England und fand dort Geschmack an dem Pferderennen, brachte auch Pferde und Jokeys mit sich nach Frankreich herüber, und machte auch hier das Pferderennen zur Mode. Tausende wurden gewettet und der verschmizte betrügerische Herzog gewann am meisten. Von dem Grafen Artois gewann er einst 1000 Louisd'or, indem er den Jokey desselben bestach. Einige Herren des Hofes versanken durch dieses Spiel in fürchterliche Schulden, daher verbot es der König, und nun waren Hazardspiele die Lieblingsneigung des Herzogs. Er spielte beständig mit Glück; selbst in den berühmtesten Spielklubbs zu London gewann er und man sagte deßhalb von ihm: Monsieur le Duc sait corriger la fortune. Durch seine unglaublich große Furchtsamkeit und Feigheit machte er sich oft lächerlich

und gab zu manchem Epigramme Stoff. Wegen seines feigen Betragens in der Seeschlacht bei Ouessant erhielt er, statt der Stelle eines Großadmirals, zu welcher er durch seine Geburt berufen war, die eines Generaloberſten der Husaren. Als er einige Jahre darauf (1785) in einem Luftballon aufstieg, sagten die Spötter: er habe alle Elemente zu Zeugen seiner Feigheit machen wollen. Indeß war er äußerst ehrgeizig, rachgierig, unruhig und intrigant. Seine Pläne waren gemeiniglich gut ausgedacht; seine Mittel führten zum Zwecke; aber Zaghaftigkeit und Uebereilung vereitelten gewöhnlich alle seine Unternehmungen. Seine Seele war klein und schwach; bei dem Ehrgeiz, dem Hange zur Wollust u. den Grundsätzen eines J. Cäsar besaß er weder dessen Seelengröße noch seinen Muth, noch seine Talente. Gegen Ludwig XIV. hegte er einen tiefen Haß, seitdem er ihm die Großadmiralstelle verweigert hatte. Man sah ihn seitdem jede Gelegenheit suchen, sich beim Volke beliebt zu machen. Er unterstützte Neckern gegen Hofkabalen und erhielt ihn in seiner Stelle, ungeachtet Necker der Königin persönlich verhaßt war. Als der Hof 1788 mit dem Parlament in Streit gerieth, trat der Herzog auf die Seite des Volkes, und als er in der königlichen Sitzung vom 19. Nov. gegen den Befehl des Monarchen protestirte, wurde er vom Hofe verwiesen. Hierdurch kam er desto mehr in die Gunst des Volkes, und er befestigte sich in derselben durch Kabalen und Geschenke. Um dem Volke zu gefallen, war er persönlich bei der Plünderung der Papierfabrik zu Reveillon zugegen, und er ließ sich bei der Nationalversammlung vom J. 1789 vom Adel zu Crepy in Valois zum Mitglied ernennen. Bald trat er ganz auf die Seite des dritten Standes. Schon gleich im Anfange ward er zum Präsidenten der Nationalversammlung gewählt; aber er nahm diese Stelle nicht an, weil sie ihm zu beschwerlich war. Um diese Zeit kam Mirabeau als Abgesandter des Bürgerstandes der Provence nach Paris, und dieser war gerade der Mann, den Orleans suchte. Er brachte ihn durch Bestechungen auf seine Seite und Mirabeau leitete nun alle Schritte des feigen Herzogs zum Untergange des Königs. S. Mirabeau. Im Pallast des Herzogs, im Palais Royal, versammelten sich die Verschwornen und der unzufriedene Pöbel. Hier wurde an die Soldaten und den Pöbel Geld ausgetheilt. Vom Palais Royal zogen diejenigen, die die gefangenen Soldaten befreiten, diejenigen, welche die Bastille stürmten, und auch diejenigen, welche den Herzog von Orleans zum Protektor des Königreichs ausrufen wollten. Im Palais Royal wurde der Plan entworfen, Ludwig XVI. zu ermorden. Orleans war mit dem verkleideten Weiberkomplot, das nach Versailles zog, einverstanden. Die Meuchelmörder waren fast beständig um ihn und riefen: Orleans soll unser König seyn! Sie waren seine Kreaturen und wurden von ihm besoldet; jeder derselben erhielt fünfzig Louisd'or. Er war Urheber aller Mordscenen, die, während er das Haupt der Versammlung war, ausgeübt wurden. Allenthalben hatte er seine Spione, sie drangen sogar in die Zimmer des Königs und der Königin, und durch sie erfuhr er Alles, was daselbst vorging. Aber mit Mirabeaus Tode ging seine beste Stütze verloren, und er, der sich noch immer mit der Hoffnung geschmeichelt hatte, Protektor von Frankreich zu werden, der um der Pöbelgunst willen seinen Namen Orleans in Egalität (Gleichheit) verwandelt, beinahe sein ganzes Vermögen verschleudert hatte, scheute sich nicht, öffentlich über den König, seinen Verwandten, das Todesurtheil auszusprechen, wurde aber bald darauf von den Hauptmitgliedern des Convents verlassen, aus der Liste der Jakobiner gestrichen, und durch einen Beschluß des Convents am 4. Merz 1793 verhaftet, und auch seine ganze Familie und der Prinz von Conti in die Gefängnisse nach Marseille gebracht. Als ihn hierauf das Kriminalgericht der Rhonemündungen für unschuldig erklärte, verbot der Wohlfahrtsausschuß, ihn frei zu lassen, und ließ ihn nach Paris bringen, wo er sich am 6. Nov.

1793 mit ziemlicher Ruhe und Gewandtheit vor dem Revolutionstribunal vertheidigte. Mit Gleichgültigkeit hörte er sein Todesurtheil an, das denselben Tag um 5 Uhr Abends vollstreckt wurde. Unter Verwünschungen rief das Volk ihm zu: Du hast für den Tod deines Verwandten gestimmt, weil du ihm zu folgen gedachtest, aber du wirst ihm nun auf die Guillotine folgen. Er hinterließ eine tugendhafte Gemahlin, die 1815 starb, drei Söhne und eine Tochter. S. Bourbon (Haus).

Ormudz, s. Ariman.

Ornithologie, die Naturgeschichte der Vögel (s. d. Art.).

Orographie, Gebirgsbeschreibung, ist ein Theil der physikalischen Erdbeschreibung. Sie handelt von den Bergen und Gebirgen; im Allgemeinen liefert sie eine Erklärung und Eintheilung der Gebirge und zeigt ihren Zusammenhang mit einander; im Besondern hat sie die Höhe und Eigenthümlichkeit der einzelnen Berge und Gebirge zu berücksichtigen. Man muß sie unterscheiden von der Orologie oder Geognosie, d. h. der Lehre von den Gebirgsarten, Gebirgskunde. S. Geognosie und Geologie.

Oronoco, Orinoco Orenoco (Paria), großer Strom in Südamerika, kömmt wahrscheinlich vom Gebirge Ibirinoco, 313° 30′ O. L. 5° N. B., läuft anfangs unter dem Namen Cagueta von Norden nach Süden, durchfließt den See Parima, geht von der Aufnahme des Opuaviare an östlich, und fällt mit dem einen Arm unter dem Namen Rio negro in den Amazonenfluß, und mit dem andern, dem Hauptstrome Oronoco, in 49 Mündungen bei der Insel Trinidad ins Mare del Nord; die östliche oder Schlangenmündung ist drei französische Meilen breit, und die nördliche durch vier Inseln getheilt, die nebst den Untiefen, Klippen und Wasserfällen bei Atures, Maypures ꝛc. die Schifffahrt sehr unsicher machen. Sein heftiges Ausströmen zum Ocean zur Zeit der Ebbe empfinden die Schiffer auf 60 Meilen in offner See. Er nimmt auf links den Artabaro, Immirrida, Guaviare, die sich zu einer Mündung vereinigen, Meta, Apure, und rechts den Ventuari, Caura, Caroni. Die beiden durch den Casiaquiri und Rio negro verbundenen Flüsse, der Amazonenfluß und Orinoco, schließen Guiana und einen Theil von Brasilien ein, nach Neuholland, die größte Insel der Erde. Der gewöhnlich ¾ Meile breite und schnell strömende Orenoco überschwemmt, während der Regenzeit vom April bis Oktober, die anliegenden niedrigen Gegenden so weit, daß er eine Breite von 25 Meilen erreicht, und über dem niedrigsten Wasserzeichen 50 Fuß hoch steht, und überhaupt 480 Fuß tief ist. Den Namen Paria führt er vom Distrikt Paria in Neuandalusien.

Orpheus, der gewöhnlichen Sage nach ein Sohn der Muse Kalliope und des Flußgottes Oeagrus oder des Apoll, ein Schüler des jüngern Linus, soll durch seinen Gesang und seine siebensaitige Leyer Felsen und Bäume nach sich gezogen und die wildesten Thiere bezähmt haben. Es werden ihm beigelegt: 86 Weihungslieder; ein Gedicht über den Argonautenzug, herausgegeben von Geßner und Hamberger, Leipzig 1764, 8., und von Schneider 1803, 8.), das aber wahrscheinlich in die Zeit des Quintus von Smyrna zu setzen ist; von den magischen Kräften der Steine, wahrscheinlich aus dem 4. Jahrhundert, herausgegeben von Tyrwhitt, London 1581, 8. Die beste Ausgabe der dem Orpheus zugeschriebenen Werke ist von Hermann, Leipzig 1805. Vergleiche den Art. Griechische Poesie.

Orrery, s. Planetarium.

Orsini oder Ursini, bekannter unter dem letztern Namen in Frankreich, eine mächtige Familie in Rom, von der Papst Nikolas III. und mehrere Cardinäle ihren Ursprung erhielten und die mit der Familie Colonna in langdauernde Streitigkeiten verwickelt war. Raimond, Graf von Leve, Barthold, General der Florentiner, Paul und Anton, die sich in der Armee

des Königs Ladislaus von Neapel auszeichneten und endlich Johann, der mächtigste Unterthan im Königreiche Neapel, erwarben sich großen Ruhm auf dem Felde der Ehre. Außerdem zeichnen sich noch aus: 1) (Nikolas) Graf von Pitigliano, Feldherr der Venetianer zur Zeit der Ligue von Cambrai, geb. 1442, wurde erst im reifern Mannesalter durch seine kriegerischen Talente bekannt; denn als die Republik von Venedig durch die Ligue von Cambrai bedroht wurde, stellte sie ihren Feldherrn, den berühmten Bartolomeo d'Alviano, der sehr ungestüm war, dem Grafen von Pitigliano zur Seite. Dennoch verloren die Venetianer die Schlacht von Agnadel (den 14. Mai 1509); Pitigliano rettete indeß, was möglich zu retten war, ermuthigte die Truppen und bemächtigte sich kurz darauf der Stadt Padua, die er darauf gegen Kaiser Maximilian I. vertheidigte. Er st. zu Lunigo 1610, und sein dankbares Vaterland errichtete ihm eine Statue in der Kirche St. Johann und Paul zu Venedig. — 2) (Lorenzo), Herr v. Ceri, bekannter unter dem Namen Renzo de Ceri, Verwandter des Vorigen, diente in der venetianischen Armee während der Kriege mit der Ligue von Cambrai und war der erste, der ein Corps italienischer Infanterie bildete, welches im Stande war, den schweizer und spanischen Bataillonen zu widerstehen. Er begab sich hierauf in den Dienst Franz I. und führte den Krieg als Partheigänger in Italien auf eigene Faust. Auch vertheidigte er die Stadt Marseille gegen den Connetable Bourbon. Er st. den 20. Jan. 1536 an den Folgen eines Sturzes vom Pferde.

Orthodoxie, Rechtgläubigkeit im Sinne einer herrschenden Kirche, Uebereinstimmung der religiösen Ueberzeugung mit dem Glauben der Kirche. Der Kirchenglaube beruht als solcher auf statutarischen Vorschriften, die sich entweder auf heilige Bücher oder auf heilige Ueberlieferung als ihre Quelle berufen. Da jede Kirche ihren Glauben für den rechten hält und zu halten befugt ist, so muß es eben so viel verschiedene Ansichten von Rechtgläubigkeit geben, als es Kirchen und kirchliche Parteien giebt. Wo der Glaube an Symbole feststeht, da muß jede Abweichung von denselben, jede Heterodoxie als verdammliche Ketzerei (Häresie) oder muthwillige Neuerungssucht (Neologie) erscheinen. Nur wo der Kirchenglaube sich zum Religionsglauben geläutert hat, ist wahre Duldung möglich, gleichweit von Verketzerungssucht als von Gleichgültigkeit gegen die heiligsten Angelegenheiten der Menschheit. In diesem Sinne charakterisirt folgende Schrift die Rechtgläubigkeit der griechischen Kirche: Alex. de Stourdza: Considérations sur la doctrine et l'esprit de l'église orthodoxe. Tübing. 1817.

Orthographie, Rechtschreibung. Aus der Willkür, die bei dem Entstehen jeder Schriftsprache in der Wahl der Lautzeichen der Natur der Sache nach herrschen muß, aus dem Gange der Sprachbildung überhaupt, so wie aus den mundartlichen Eigenthümlichkeiten jeder lebenden Sprache ist es zu erklären, daß wir keine Sprache finden, in der die Wortschreibung unwiderruflich fest bestimmt wäre. Es ist erwiesen, daß selbst das Ansehen gesetzgebender Gelehrtenvereine einzelne Abweichungen von früherem Gebrauche nicht ganz verhüten konnte. Schwankender muß Alles sein, wo gesetzliche Bestimmungen der Art fehlen. So in der deutschen Sprache. Nicht höhnenden Tadel, sondern lobende Anerkennung verdienen daher die Bemühungen derer, die, mit den nöthigen Eigenschaften ausgerüstet, die unbestimmte Schreibung auf festere Regeln zurückzuführen versuchen oder früher versucht haben. Unter diesen sind für unsere Muttersprache vorzüglich zu nennen: Phil. v. Zesen (st. 1689), der in seinem Rosenmond gar nicht verwerfliche Grundsätze aufstellt; Schottel (st. 1676); Klopstock (Ueber die deutsche Rechtschr. Lpz. 1778, und Fragm. über Sprache und Dichtkunst. Hamburg 1779) und Wolke (außer andern Werken vorzüglich in s. Anleit. zur deutschen

Gesamtsprache. Dresden 1812). Hauptgrundsätze jeder Rechtschreibung bleiben immer: 1) Schreibe der besten und reinsten Aussprache gemäß (orthoepischer Grundsatz) und 2) folge der erweislich nächsten Abstammung (etymolog. Grundsatz). Reichen beide nicht hin, dann kann nur der Gebrauch der mustergültigen Schriftsteller den Ausschlag geben. S. Adelung's deutsche Sprachlehre. Berlin 1792; Heinsius Teut (1. Th., der die Regellehre, 2. Th., der die Uebungen enthält), Berlin 1807; Reinbeck's neue deutsche Sprachlehre. Stuttg. 1812.

Ortsbestimmung, die astronomische Feststellung irgend eines Punktes auf der Erde, in Hinsicht auf seine Entfernung vom Aequator und von einem Meridian. S. Länge, Breite, Gleicher und Meridian. Stieler's, Streit's, Götzes u. A. Sammlung aller bekannten geographischen Ortsbestimmungen in den allgemeinen geogr. Ephemeriden, hat Bertuch herausgegeben Weimar 1817. 2 Bd.

Orville (Jakob Philipp d'), geb. den 28. Juli 1696 zu Amsterdam, studirte daselbst und zu Leyden die Rechte und Humaniora, unternahm dann, um seine Kenntnisse zu bereichern, eine Reise nach Frankreich, England, Italien und Deutschland, wurde nach seiner Rückkehr 1730 zu Amsterdam Professor der Geschichte, Beredsamkeit und griechischen Sprache, welche Stelle er 1743 freiwillig wieder niederlegte, um auf seinem Gute bei Harlem ungestört den Studien zu leben. Er st. zu Amsterdam den 14. Sept. 1753 und gab zuerst den griechischen Roman Chariton mit einem weitläuftigen Commentar heraus. Außerdem hat man noch von ihm: Miscellaneae observatt. in auct. veteres et recentiores, Amsterdam 1732 — 40, 10 Bde. 8.; Miscell. obsc. crit. novae, ib. 1740 — 51, 6 Bde. 8.; Critica vannus in inanes Jo. Com. Pavonis paleas., Amsterdam 1737. 8.; Gedichte von ihm und seinem Bruder, unter dem Titel: Petri d'orville ICti poëmata, Amsterdam 1740. 8. Seine Reisebeschreibung nach Sicilien erschien nach seinem Tode unter dem Titel: Sicula, quibus Siciliae veteris rudera, additis antiquitatum tabulis, illustrantur, ed. P. Burmannus II. Amsterdam 1764. 2 Bde. Fol.

Oryktologie, die Lehre von den Gebirgsarten, d. h. von dem Gestein, woraus ein Gebirg besteht. Man unterscheidet die Gebirgsarten in mineralogisch einfache und gemengte. Die erstern, die in ihrem ganzen Gefüge eine Gleichartigkeit der Theile zeigen, sind entweder schiefrig, wie beim Thonschiefer, oder körnig, wie bei dem meisten Urkalkstein, oder dicht, wie beim Serpentin. Die letztern, die aus meist sichtlichen Theilen einfacher Gebirgsarten bestehn, sind nach ihrem Gefüge entweder körnig (vom mikroskopischen Korne bis zu ellenlangen krystallinischen Gemengtheilen), oder schiefrig, mit platten- oder lagenartig über einander geschichteten Gemengtheilen, wie der Gneis, Glimmerschiefer u. s. w. (doch so, daß die über einander befindlichen Lagen eine größere Ausdehnung in die Länge und Breite, als in die Dicke haben); oder faserig, wenn die Lagen nicht gleich stark bleiben, sondern oft absetzen und dann in der Mitte dicker als am Rande sind, wo sie scharf zulaufen und so gleichsam linsenförmig aufliegen, wie mancher Gneis; oder porphyrartig mit einzeln zerstreut eingewachsenen Gemengtheilen, wobei aber das Korn der Gemengtheile nie so fein wie beim eigentlichen Porphyr ist, wie der Grünsteinporphyr u. s. w.; oder endlich mandelsteinartig, wo das völlig oder länglich runde Korn den Unterschied macht, wie der Mandelstein selbst. Außerdem unterscheidet man noch die zusammengekitteten Gebirgsarten, bei welchen die Gemengtheile von verschiedener Art und Größe durch ein Bindungsmittel gleichsam zusammengeleimt sind, wie die Breccien oder Conglomerate, der Puddingstein und die Nagelflühe.

Oscilliren, Oscillation, so viel wie schwingen, Schwingung. S. diesen Art. und Pendel.

Oeser (Friedrich Adam), Direktor und Professor der Zeichen- und Malerschule und der Architekturakademie zu Leipzig, geb. zu Presburg den 17. Febr. 1717, bildete sich zu Wien, ging 1739 nach Dresden, wo er die Freundschaft Winkelmann's erlangte, wurde 1764 Professor der Kunstakademie in Leipzig und st. daselbst den 18. März 1799. Man hat von ihm viele Gemälde, größtentheils in Leipzig, so wie mehrere radirte Blätter; größeren Ruhm aber erwarb er sich dadurch, daß er durch seine Schüler eine eigene Malerschule gründete, die seinen Namen auch im Auslande bekannt machte. — 2) (Johann Friedrich Ludwig), Sohn des Vorigen, geb. zu Dresden den 24. Aug. 1752, war ein guter Landschaftsmaler in der Geßnerischen Manier und st. zu Leipzig den 15. Mai 1792.

Osiris, nach der ägypt. Götterlehre, der Genius des Herbstes. Sein Sohn Horos hieß als Genius des Frühlings Arpokrates, als Genius des Sommers Arveris. Osiris regiert das Jahr von der Sommer- bis zur Winter-Sonnenwende. Typhon überwältigt ihn; aber Horos, der von der Winter- bis zur Sommer-Sonnenwende regiert, besiegt den Typhon. Typhon heißt das Umkehren und bezeichnet daher den, welcher die Sonne wendet und von ihren nördlichsten Pfaden abwärts auf südlichere Wege drängt. Diesen männlichen Genien der drei Sonnen- oder Jahreszeiten stellten die Aegypter die drei weiblichen Genien des Mondumlaufs zur Seite: Isis, die Göttin des Mondes in seiner alternden Gestalt, Bubastis, ihre Tochter, die mit dem anhebenden Lichte des Mondes zu walten beginnt, und Nephtys, die in der Zeit seiner Unsichtbarkeit regiert. Die Mutter Isis wurde dem Vater Osiris zur Gemahlin, die Bubastis, auch Artemis genannt, dem Horos zur Gefährtin gegeben; sie blieb Jungfrau, wie Horos, ihr Bruder, ein Jüngling. Osiris, der Führer aller Götter, welche in den Sternen abgebildet sind, waltet über das Sonnenjahr; nach seinem Hintritt lebte sein Geist, in die Gestalt des Apis eingehüllt, unter den Irdischen fort. Als Gott der Arbeiten des Jahres, des Feldbaues, heißt er Osiris, der viele Werke vollbringt. Sein Symbol ist die Stiergestalt. Nach seinem Geburtsorte Nyse, bildeten die Griechen den Dionysos, und schufen den trauernden Herbstgott der Aegypter in einen muntern Weingott um. Die ägyptischen Gottheiten wurden, wie Apulejus sagt, mit Wehklagen gefeiert; die griechischen durch Tänze. Weil der ägyptische Osiris die Sonne immer abwärts der Erde zu führte, so erhielt er die Herrschaft über die Erde. Horos, der Apollo der Hellenen, späterhin mit dem Lichtkörper der Sonne verwechselt, wie Artemis mit dem Monde, führte die Sonne immer aufwärts, bis zu ihrem nördlichsten Standpunkte im Sommer-Solstitium. Des Horos Sinnbild, der Geier, bezeichnet dieses Hinaufsteigen. — Isis, die Göttin des Mondjahres, welche die Pflanzung der Früchte lehrte, ist unstreitig die Demeter der Hellenen. Sie gab dem Menschen Gesetze und Rechte. Vermuthlich, weil sie die erste Spenderin einer ordentlichen Nahrung war, erhob man sie späterhin zur Nährmutter alles Lebendigen, zur Pflegerin der ganzen Natur und endlich zum Ebenbilde der Natur selbst. Sie hatte den Hund, das Symbol des Hermes, ihres Freundes und Rathgebers, im Geleite; als Demeter verlor sie ihn; die Hellenen gaben ihn der Jägerin Artemis. Der ägypt. Bubastis Sinnbild war die Katze, als nachtwandelndes Thier und Schriftzeichen des Mondes. Nephthys bedeutete das Letzte, die Grenze des Sichtbaren, wo der Horizont mit der Meeresfläche zusammenfällt. Was unter dem Sichtbaren liegt, oder unterhalb der Erde vorhanden ist, war ihr Reich. Zu ihr geht Osiris hinab, wenn er sich von uns entfernt. Mit ihr erzeugte er einen Sohn, den Anubis der Dunkelheit, eine Menschengestalt mit einem Hundskopfe, das Schriftzeichen der Tagesgleichung. Ihm entgegen steht der Anubis des Lichtes, oder Hermanubis, der die

Isis begleitet. Aus den drei Mondgöttinnen der Aegypter schufen die Griechen die dreiköpfige oder dreigestaltige Göttin Hekate. Ueber die Verbreitung der ägypt. Götterlehre nach Phönizien, und von da nach Griechenland, s. Hug's Untersuch. üb. d. Mythos der berühmteren Völker der alten Welt, vorzüglich der Griechen. m. K. Freiburg 1812. 4. Ueber den durch das Todtenreich der Isis und des Osiris noch nicht veredelten, ursprünglichen Thierdienst der in verschiedenen Nomen oder Districten am Nil sich ansiedelnden Einwanderer unter äthiopischen Priesterkasten, s. Heeren's Ideen II, 566, 2te Auflage.

Osmanisches Reich, s. Türkisches Reich.

Osnabrück, ein ehemaliges Bisthum im westphälischen Kreise, jetzt eine zum Königreich Hannover gehörige Provinz zwischen Oldenburg, Diepholz, den preußischen Regierungsbezirken Minden und Münster, dem hannöverischen Antheil an Münster oder der Provinz Meppen und zwischen der Provinz Lingen. Die Hase und Hunte sind die vornehmsten Flüsse. Die Größe beträgt (nachdem das Amt Reckeberg an Preußen abgetreten worden ist) $43\frac{1}{2}$ Quadratmeilen, und die Zahl der Einwohner 126.000. Die Leibeigenschaft herrscht zwar hier noch, ist aber sehr gemildert. Der Boden ist meistens eben, nur durch den südlichen Theil zieht sich eine geringe Hügelreihe. Einige Gegenden sind sehr fruchtbar, in den meisten aber ist Geestland; auch giebt es noch viele Heide und Moorstriche. Das Land trägt Roggen, Hafer, Buchweizen, jedoch nicht hinreichend für das Bedürfniß der Einwohner; ferner etwas Gerste und Weizen; Hanf und vielen Flachs, der aber nur von mittelmäßiger Güte ist. Die Viehzucht, besonders die Schweine- und Gänsezucht ist wichtig. Bekannt sind die westphälischen Schinken. Der Bergbau geht bloß auf Salz und Steinkohlen; auch giebt es viel Torf. Die Ausfuhr besteht vorzüglich in Wolle, Vieh, Garn und Leinwand, Löwentlinnen genannt. Dieses Löwentlinnen, oder grobe Leinwand, welches über England, Holland, Spanien und Portugal nach Afrika, Ost- und Westindien geführt wird, verfertigen die Einwohner nach vollendeter Feld- und Hausarbeit gleichsam zum Zeitvertreibe. Man schätzt die Summe, welche durch diese Leinewand und durch das Garn in das Land kommt, jährlich auf fast eine Million Thaler. Nächstdem gehen jährlich an 6000 Beiwohner oder sogenannte Heierlinge, (d. h. solche Leibeigne, welche die Nebenhäuser der Bauern miethweise inne haben) in die vereinigten niederländischen Provinzen, und verdienen sich im Sommer Geld mit Torfstechen, Grabenauswerfen, Mähen und andrer Feld- und Gartenarbeit. Der geringste von diesen bringt 20, der beste Arbeiter wohl 70 Gulden zurück, so daß durch sie wenigstens 206.000 Gulden baares Geld jährlich eingebracht wird.

Ossian, der berühmteste aller Barden, soll im 3ten Jahrhunderte unsrer Zeitrechnung, nach Andern einige Jahrhunderte später, gelebt haben. Sein Vater war Fingal (s. d. Art.), der Fürst von Morven, dem er in seinen heldenmüthigen Kampfe gegen die Angriffe der Römer zur Seite stand und zuletzt als Anführer der Helden folgte. Erst als ihm die Waffe in der alterschwachen Hand zu schwer geworden war, vertauschte er sie mit der Harfe, feierte die Thaten seines Vaters und beklagte in rührenden Klageliedern den Tod seiner Freunde, die alle vor ihm hingestorben waren, so daß er sich im hohen Alter ohne Schutz und ohne Hülfe sah. Auch soll er, wie viele Sänger des Alterthums, blind gewesen sein. Die Sage erzählt, daß er durch die Culdäer, d. h. die christlichen Bekehrer in Caledonien, die sich vergebens bemühten, den alten Sänger vom Glauben seiner Väter abwendig zu machen, in seinem 120 J. vergiftet worden sey. Lange wußte man, aus Buchanan selbst, daß die Galen Hochschottlands und der Inseln Gesänge bewahrten, die ihren Stolz, ihre Freude ausmachten. Mit der unverstandnen barbarisch-

geachteten Sprache blieben sie fremden Völkern indeß ein verborgener Schaz, ein Lüftchen, das in jenen einsamen westlichen Gegenden wie auf einer Geisterinsel tönte. Erst mit dem Anfange des verflossnen Jahrhunderts fing eine nähere Kunde jener Gegenden an, und das Jahrhundert verlief über die Hälfte, ehe die traurig-süße Harfe, die Stimme vergangner Zeiten, Europa und der Welt ertönte. Macpherson (s. d. A.) erwarb sich das hohe Verdienst, den Homer jener hochschottischen Galen der Vergessenheit entzogen und ihn der gebildeten Welt bekannt gemacht zu haben. Er sammelte nämlich seit 1751 diese altschottischen Gesänge, die er nach seinem Vorgeben theils aus lebendigen Gesängen theils aus Handschriften nahm, und gab 1760 einen Theil derselben in einer englischen Uebersetzung in einem Bändchen unter den Titel heraus: Remains of ancient poetry, collected in the Highland of Scotland. Auf diese kleineren Gedichte, die als Fragmente hervortraten, folgte 1762 das größere Gedicht Fingal; bald darauf erschien auch nebst andern Gedichten, Temora. 1764 erschienen die Gedichte, die er auf diese Art herausgeben wollte, in zwei Quartbänden, und 1773 in 2 Oktavbänden, worauf sie öfters wiederholt worden sind. Die beste Ausgabe erschien 1822: The poems of Ossian, translated by J. Macpherson, authenticated, illustrated and explained, by Hugh Campbell. Diese Gedichte wurden bei ihrer ersten Erscheinung mit Freuden und Entzücken aufgenommen; zugleich erhoben sich aber auch Einwendungen und Zweifel, die von verschiedener Art waren. Am wichtigsten war der Zweifel, der von Seiten Johnsons, Shaws, dann von Waller, Malcolm Laing und in Deutschland besonders von Adelung gegen die Echtheit des Macphersonschen Ossian gemacht wurde. Man behauptete theils, daß Macpherson unter der Maske Ossians diese Poesien selbst gedichtet habe; theils daß sie wenigstens nicht von jenem alten Barden herrühren, wenn sie auch aus alten schottischen Balladen genommen seien. Der Zweifel wurde dadurch vermehrt, daß Macpherson den Urtext jener Gesänge, wie sie noch bei den Schotten gesungen wurden, ans Licht zu stellen unterließ. Dagegen traten auch wieder viele Andere auf, die ihre Echtheit vertheidigten, besonders Hugh Blair, Graham, Sinclair, Smith, Macdonald, Clarke, Home, Arthur Young. 1797 setzte die Edinburger Alterthums-Gesellschaft eine Commission zur genauern Untersuchungen dieses Gegenstandes nieder. Die Resultate dieser Untersuchung war, daß wirklich in Irland Sagen von jenen ossianischen Helden im Munde des Volkes seien, auch wurden mehrere Handschriften von alten Balladen gefunden; diesen, so glaubte man nun, habe Macpherson seine unter dem Namen Ossians herausgegebenen Poesien nachgebildet. Macpherson ist ziemlich frei mit jenem ursprünglichen Gesängen verfahren; er hat sie willkührlich zusammengesetzt, feinere Züge hinzufügt, überhaupt dem Ganzen eine edlere und zartere Bildung gegeben, manches aber auch entstellt. Am wenigsten ist die epische Gestalt, in welcher die längern Gedichte Fingal und Temora erschienen, ursprünglich; Macpherson setzte sie aus mehrern kleinen Gedichten zusammen, die in ihrer echten Gestalt einzeln für sich bestehende Lieder waren. Als solche haben sie nicht nur die trefflichste Rundung, eine treffliche Kürze sondern tragen das Gepräge der Vollendung, ohne welches ein musikalischer Gesang nie sein sollte. Die von Macpherson gesammelten Gesänge wurden bald nach ihrer Bekanntmachung fast in alle europäische Sprachen übersetzt. Bereits 1764 erschien zu Hamburg eine deutsche Uebersetzung derselben in Prosa; hierauf ließ sich Denis durch Macphersons Anmerkungen und Hugh Blairs kritische Abhandlungen, in denen auf eine Aehnlichkeit dieser Gedichte mit den homer'schen Epopeen hingedeutet wurde, verleiten, sie in wohlklingenden harmonischen Hexametern, mit lyrischen Sylbenmaßen untermischt, zu übersetzen. Mehrere deutsche Uebersetzungen folgten; von Harold 1775 (in

Prosa), von Petersen 1782, von Rhode, Berl. 1800, 3 Bändchen, 8. (rhythmisch und elegant); von Schubart; vom Grafen F. L. zu Stolberg, Hamburg 1806, 3 Bände gr. 8.; von F. W. Jung, Frankfurt 1808, 8. (steht der Stolbergischen Uebersetzungen bei weitem an Kraft nach); und viele Uebersetzungen einzelner Gedichte, z. B. von Neumann, herausgegeben von Gurlitt, Hamburg 1803; und besonders die Lieder von Selma in Göthe's Werther; in der Iris, im Deutschen Museum u. s. w. In die franz. Sprache wurden sie übers. von Le Tourneur, Paris 1777 8; von Lombard, Berlin 1789, 8; und von Jangurs, Paris 1801; in die spanische von Ortine Valladolid 1788; in die italienische von Cesarotti, Padua 1773—74; in die holländische von Bilderdyk 1806; und in die polnische von Krasicki. 1807 veranstaltete endlich die hochländisch-schottische Gesellschaft eine Herausgabe von 14 ossian. Gesängen in ihrer ursprünglichen Gestalt, und zum Verständniß derselben erschien von Le Brien und Shaw Wörterbücher und von Stewart eine gälische Sprachlehre. Diese ossianischen Gedichte übersetzte aus ihrer Ursprache in ihrem ursprünglichen Sylbenmaß (in daktylischen katalektischen Trimetern) Ahlwardt ins Deutsche (Leipzig 1811). Jedoch nehmen sie sich in dieser getreuen Nachbildung ihrer ganz eigenthümlichen Form weniger gefällig aus, als in der freieren von Macpherson. Wir fügen hier noch einige Worte Herders über Ossian bei: Homer, sagt er in seiner Zusammenstellung des schottischen Balladensängers mit dem griechischen Eposdichter, dichtet rein objektiv, Ossian rein subjektiv. Bei Homer treten alle Gestalten wie unter freiem und heiterm Himmel in hellem Licht hervor; als Statuen stehen sie da, oder vielmehr sie schreiten handelnd fort, leibhaft in völliger Wahrheit. Ossians Gestalten sind Nebelgestalten, aus dem leisen Hauch der Empfindung geschaffen und wie Lüfte herüberschlüpfen. So erscheinen nicht nur jene in Wolken wohnenden Geister, durch welche die Sterne durchschimmern, auch die Gestalten seiner Geliebten deutet Ossian mehr an, als daß er sie darstellte und malte. Man hört ihren Tritt oder ihre Stimme; man sieht den Schimmer ihrer Arme, ihres Antlizes wie einen vorübergleitenden Strahl. Gleichergestalt mahlt er seine Helden, nicht wie sind, sondern wie sie sich nahen, wie sie erscheinen, wie sie verschwinden. Es ist eine Geisterwelt in Ossian, statt daß in Homer eine leibhafte Körperwelt sich bewegt. In ihm sieht man die Handlungen, die man in Ossian an Tritten, Wirkungen, Zeichen gleichsam nur ahndet. Bei Homer erzählt sich Alles selbst; Eins folgt aus dem Andern unaufhaltbar; dagegen sind Fingal und Temora dunkelzusammengerafte Gedichte voll Episoden, deren Sinn zu folgen, hie und da schwer wird. Die lieblichste Gestalt malt Ossian in kleinen einzelnen Erzählungen, die man bald als heroische Romanzen, bald als rührende Idyllen, bald als reine lyrische Stücke zu betrachten hat, deren einige z. B. Komala sich dem Drama nähern. Eine epische Fortleitung scheint ihnen ganz fremde. Die intensive Kraft des Gesanges, wie wohl in einem engeren Kreise, ist Ossians; die extensive im weitesten Felde der Mittheilung Homers großer Vorzug. Homer sang die erste Kriegsunternehmung des gesammten Griechenlands, die Ehre des ganzen griechischen Stammes sproßte in seinen Gesängen; Ossian ward der Verkünder des Ausgangs des Heldenstammes: er ist die Stimme voriger Zeiten, aber eine traurige Stimme, mit keinem erweckenden Aufruf für die Nachzeit begleitet; der Klageton ist seiner Muse so eigen, daß er bis in die Wurzeln der Sprache, in die Ableitung und Verkettung ihrer Worte eingedrungen ist: der Klang derselben und die Gesangweise der Lieder hat nach allen Berichten denselben Ausdruck. Ungeachtet man den ossianischen Poesien gekünstelte Empfindseligkeiten und Mangel an Bestimmtheit und Mannichfaltigkeit der Charaktere vorgeworfen hat, werden sie dennoch wegen ihrer hohen

Einfachheit, ihrer lieblichen Bilder, ihres rührenden Ausdrucks sanfter wehmüthiger Gefühle, und ihrer reinmenschlichen Empfindungen immer einen eignen Reiz haben. Insonderheit wird das weibliche Herz der Harfe Ossians immer geneigt bleiben, da es aus ihr im Glanze des Mondes und der abendlich untergehenden Sonne die kühnsten und sanftesten Gestalten beider Geschlechter aufsteigen sieht, die ihm selbst aus Herz und Seele zu entspringen schienen.

Ossuna (Don Pedro Tellez y Giron, Herzog von), berühmter spanischer Minister, geb. zu Valladolid 1579, begleitete 1581 seinen Großvater als Vicekönig nach Neapel, wohnte erwachsen einigen Feldzügen in Flandern bei, stieg alsdann in Spanien von Stufe zu Stufe, widersetzte sich im Staatsrath der Vertreibung der Mauren aus Spanien und wurde 1611 Vicekönig von Sicilien und 1615 auch in Neapel, nachdem er jene Insel durch Anlegung fester Plätze und Vermehrung der Flotte gegen die Anfälle der Türken in Sicherheit gesetzt hatte. In Neapel hatte er die Venetianer als Feinde zu beachten; er entschloß sich daher, ihren Stolz zu demüthigen und ihnen die Herrschaft im adriatischen Meere zu entreißen. Auch entwarf er mit dem Bedmar (s. d. Art.) den kühnen Plan, sich der Stadt Venedig zu bemächtigen, der jedoch mißlang. Seine Herrschaft in Neapel erweckte ihm aber viele Feinde, die, durch das Inquisitionsgericht unterstützt, dessen Einführung in Neapel er sich standhaft widersetzt hatte, endlich seine Zurückberufung nach Spanien bewirkten, wo er nach angestellter Untersuchung ins Gefängniß gesetzt wurde, in welchem er 1624 starb. Man beschuldigte ihn nämlich, daß er nach der Krone von Neapel gestrebt hätte.

Ost, Osten, soviel als Orient. Ost zum Süden heißt bei den Seefahrern der Compaßstrich, welcher 11 ¼ Grad vom Ostpunkte nach Süden liegt; Ost zum Norden diejenige Gegend, welche 11 ¼ Grad vom Ostpunkte nach Norden liegt.

Ostade (Hadrian van), Maler und Kupferstecher, auch zur Unterscheidung von seinem Bruder Isaac Ostade der gute Ostade genannt, geb. in Lübeck 1610, wetteiferte mit David Teniers in Darstellung von ländlichen Festen, dem Innern von Bauernhütten und Schenken mit unnachahmlicher Wahrheit. Man rechnet ihn gemeinlich, ohnerachtet er in Deutschland geboren, zur niederländischen Schule, weil er daselbst unter Franz Hals und Rembrandt seine Talente ausbildete und zu Harlem seinen Wohnsitz aufschlug. Bei Ludwigs XIV. Einfall in Holland beschloß er nach seinem Vaterlande zurückzugehen, machte aber auf der Reise in Amsterdam die Bekanntschaft eines reichen Mannes, und dies bestimmte ihn, seinen Wohnort dort aufzuschlagen, wo er auch 1685 starb.

Ostende, eine befestigte Stadt in Flandern, mit ungefähr 11.000 Einwohnern und einem Hafen an der Nordsee. Das 1711 neuerbaute Stadthaus ist ein schönes Gebäude. Die Stadt ist merkwürdig wegen der Belagerung, die von 1601 bis 1604 über drei Jahre dauerte, und damit endigte, daß die holländische Besatzung sich an den spanischen General, Ambrosius Spinola, ergeben mußte. Im J. 1723 legte Kaiser Carl VI. hieselbst eine Handlungsgesellschaft an, die jedoch die Eifersucht der Holländer und Engländer erregte, und daher kraft des wiener Tractats 1731 wieder aufgehoben werden mußte. Im J. 1745 zwang der französische Marschall von Löwendahl die Stadt binnen zehn Tagen nach Eröffnung der Laufgräben zur Uebergabe. Im aachner Frieden 1748 erfolgte die Rückgabe. Im J. 1757 vertraute Maria Theresia die Bewahrung des Platzes einer französischen Besatzung an. Der Hafen ist klein und seicht, so daß größere Schiffe nur mit Hülfe der Fluth einlaufen können. Joseph II. erklärte ihn 1781 für einen Freihafen, wodurch die Handelsthätigkeit und die Anzahl der Fremden sehr

vermehrt wurden. Der Krieg zwischen Frankreich, Holland und England trug überhaupt damals viel zur Aufnahme des Orts bei. Noch lebhafter wurde das Gewerbe der Stadt in den ersten Jahren des französischen Revolutionskriegs; als aber die Franzosen sich in den Niederlanden behaupteten, blockirten die Engländer den Hafen, und der Handel mußte seitdem immer mehr sinken. — Ein Canal setzt Ostende mit Nieuport und Brügge in Verbindung.

Osteolith, s. Organische Ueberreste.

Osteologie, s. Himatomie.

Ostera, Ostura, Ostra, s. Ostern.

Ostercyklus, s. Kalender.

Ostermann (Andreas Graf v.) ward in dem Städtchen Bockum in der Grafschaft Mark in Westfalen geboren; sein Vater war evangelisch-lutherischer Prediger daselbst. In Jena, wo er seine wissenschaftliche Ausbildung weiter verfolgen wollte, hatte er das Unglück, im Duell einen Studenten zu erstechen, und mußte sich nach Holland flüchten. Hier lernte ihn 1704 der russische Admiral Cruys kam, faßte Zutrauen zu ihm, machte ihn zu seinem Sekretär und nahm ihn mit sich nach Rußland. Dem Czar Peter, der auf alle Talente aufmerksam war, konnte ein Mann von Ostermans Genie und Kenntnissen nicht lange verborgen bleiben. Er war kaum zwei Jahre in Rußland gewesen, als er schon die russische Sprache mit Fertigkeit sprach. Nicht lange darauf nahm ihn der Monarch in seine Kanzlei und weil er seine Treue und Geschicklichkeit aus vielfältigen Proben erkannte, so erhöhte er nicht nur von Zeit zu Zeit seine Ehrenämter und Besoldungen, sondern vertraute ihm auch Geheimnisse von großer Wichtigkeit. Von nun an leistete Ostermann dem Monarchen im Krieg und im Frieden die wichtigtigsten Dienste. Als 1711 der Czar sich mit seinem Heere bei dem Flusse Pruth von der zahlreichen türkischen Armee ohne alle Rettung umgeben sah, war es bekanntlich Ostermann, der in Gemeinschaft mit Katharinen und Schaffirof den Kaiser aus der gefährlichen Lage zog. Die Friedensunterhandlungen, die der Czar von 1718 bis 1721 mit Schweden pflog, gingen hauptsächlich durch Ostermanns Hände und waren sein Werk. Bei dem Nystädter Frieden (1721) war Ostermann wirklicher geheimer Kanzleirath. Peter machte ihn hierauf zum Baron, und schenkte ihm auch ein ansehnliches Gut: von dieser Zeit an schwang sich Ostermann am russischen Hofe immer höher und besorgte bei allen Regierungsveränderungen die auswärtigen Angelegenheiten, die ihm anvertraut wurden, mit seltener Einsicht und dem besten Erfolge. Peter empfahl ihn noch in der Nähe des Todes als einen für das Reich unentbehrlichen Mann, und Katharina erhob ihn 1725 zum Reichsvicekanzler und wirklichen geheimen Rath. Bei öffentlichen Dekreten und in Depeschen unterschrieb er meistens in der Kaiserin Namen, da Katharina selbst nicht schreiben konnte. Aber sein Einfluß wurde bald durch Menzikoff, der das Vertrauen der Monarchin ganz besaß und in ihrem Namen unumschränkt regierte, bedeutend vermindert. Dennoch wußte er sich durch seine Klugheit zu erhalten, und schwang bei Menzikoffs Sturz sich bis zur Würde eines geheimen Kabinets-Ministers empor. Die meisten auswärtigen Angelegenheiten standen unter seiner Leitung; er wurde mit seinen Nachkommen in den russischen Grafenstand erhoben, und 1741 ward er zum Großadmiral ernannt. Jetzt war er aber unvermuthet am Ziele seiner glänzenden Laufbahn. Die Prinzessin Elisabeth schwang sich durch eine schlau angelegte Revolution auf den Thron, und die Günstlinge der vorigen Regierung fielen. Auch Ostermann wurde sogleich gefangen genommen, aller seiner Güter beraubt und zum Rade verurtheilt. Auf einem schlechten Schlitten wurde er zum Richtplatze hingeführt, und hier ward ihm verkün-

digt, daß die Kaiserin seine Strafe gemildert und in die Enthauptung verwandelt habe. Schon hob der Scharfrichter das Beil, als ihm Gnade zugerufen wurde. Man brachte ihn in sein Gefängniß zurück, und führte ihn bald darauf nach Berefowa am Ausflusse des Oby in Sibirien, wohin ihm seine Dienerschaft nachfolgte. Hier lebte er mit Menzikoff an einem Orte, bis er 1741 von Elend starb. Friedrich der Große urtheilt von Ostermann: „Die Erfahrung hatte Petern I. einen Mann gebildet, der dazu gemacht war, die Regierungslast unter den Nachfolgern dieses Regenten zu tragen. Dies war der Graf Ostermann. Er lenkte während den Stürmen der Revolutionen als ein geschickter Steuermann stets sicher das Staatsruder."

Ostern, das Fest der Auferstehung Jesu Christi, leitet Adelung von dem altdeutschen Worte Oster, in welchem der Begriff des Aufgehens und der Auferstehung liegt. Auch soll die deutsche Benennung dieses Festes von einer Göttin Ostera herkommen, die die alten Sachsen als Symbol der wiederauflebenden Natur im Frühlinge verehrten und deren Fest gerade in demselben Zeitpunkte gefeiert ward, in der das christliche Osterfest fällt. Nach dem früheren heidnischen Kultus sollen auch die Namen der Osterwälder, Osterberge und die abergläubischen Gebräuche des Osterfeuers, der Ostereier u. s. w. in das Christenthum hinübergegangen sein. In der Mitte des zweiten Jahrhunderts entstand zwischen den morgen- und abendländischen Christen ein heftiger Streit über die Osterfeier, in dem jene dieses Fest mit dem Juden-Paschah zugleich feiern wollten, diese aber darauf drangen, es ohne Paschahmahl und nur an einem Sonntage, dem Auferstehungstage Jesu, zu begehen. Dieser Streit, der mehremale erneuert wurde, ward endlich auf der Kirchenversammlung zu Nicäa 325 nach der Meinung der Abendländer entschieden. Auf derselben wurde zugleich festgesetzt, daß das Osterfest allemal den Sonntag nach dem ersten Vollmonde nach der Frühlingsnachtgleiche gefeiert werden sollte.

Oestreich. In der Geschichte der Bildung dieses Kaiserstaats muß man die Zeiten vor 1526 und seitdem unterscheiden. Der Kern der Monarchie ist das Markgrafthum, späterhin Erzherzogthum Oestreich. Die Römer, welche seit 33 n. Chr. in dieser Gegend die Noriker bezwungen und die Donau besetzt hatten, blieben im Besitz derselben, bis die Völkerwanderung eintrat. Das heutige Oestreich wechselte oft seine Herren, und wurde, nachdem das Ostgothen- und später das Longobarden-Reich zerstört, hierauf der Baiernherzog Thassilo von Karl dem Großen abgesetzt, und das Avarenvolk bis an die Raab gedrängt war, um 791 eine fränkische Provinz. Als die östliche Gränzprovinz hieß sie Marchionatus orientalis oder Australis; daher der Name Austria, Oestreich. Sie wurde von Markgrafen verwaltet; unter welchen das Haus Babenberg (Bamberg) seit 982 bis 1246 diese Würde besaß. Aus demselben wurde Markgraf Leopold 1156 Herzog von Oestreich (die Mark ob der Ens und das Land unter der Ens). Derselbe erbte das Herzogthum Steiermark, das seit Otto's I. Siege über die Ungarn 955, eine Markgrafschaft gewesen war. Auch ein Theil der 1077 als eine Vormauer gegen die Slaven zwischen der Drau und Sau errichteten krainischen Mark, kam durch Kauf 1229 an den Herzog Leopold VII. von Oestreich. Nach dem Aussterben der Babenberger erwarb Ottokar, König von Böhmen, 1251 flg. die Herzogthümer Oestreich, Steiermark und Kärnthen. Letzteres war ebenfalls früher eine Markgrafschaft gewesen; zu ihr gehörte ein Theil von Krain und die windische Mark, ein von den Winden, einem slavischen Stamme, angebautes Land zwischen dem Gurk, der Kulpa und der Sau. Als aber Ottokar in dem Kriege mit dem deutschen Kaiser Rudolf von Habsburg 1278 umgekommen war, belehnte dieser 1282 seine beiden Söhne Albrecht und Rudolf mit Oestreich, Steiermark, Krain und Kärnthen. Das Jahr darauf wurde Albrecht

der alleinige Besitzer von Oestreich, Steiermark und Krain. So gründete Rudolf von Habsburg, dessen angestammte Güter in der Schweiz etwa 27 Q. Meilen betrugen, die Macht des Hauses Oestreich. Sein Sohn, Kaiser Albrecht I, hinterließ 1303 seinen Nachkommen ein Staatsgebiet von 1254 Q. Meilen. Diese Fürsten waren von Albrecht II. an bis zum Tode des letzten männlichen Habsburg, Karl VI., von 1438 bis 1740, ununterbrochen deutsche Wahlkaiser. Unter ihnen erhob Kaiser Friedrich III. 1453 Oestreich zu einem Herzogthum. Dessen Sohn Maximilian erwarb durch seine Vermählung mit Maria von Burgund 1477, den Besitz der Niederlande (des nachmaligen burgundischen Kreises), so daß der durch mehrere Länder, die jetzt den östreichischen Kreis bildeten, vergrößerte Erbstaat, nach Kaiser Maximilians I. Tode, einen Flächenraum von 3613 Q. M. hatte. Maximilians I. erstgeborner Enkel Karl erbte durch seine Mutter Johanna, Ferdinands von Aragonien und Isabellens von Kastilien Tochter, die spanische Monarchie, und besaß als König von Spanien, seit 1519, in welchem Jahre er unter dem Namen Karl V. auch zum deutschen Kaiser erwählt ward, ein Reich in Europa von 17.000 Q. M. Er trat an seinen jüngern Bruder Ferdinand 1521 die deutschen Erbländer ab, mit Ausnahme der Niederlande, die Karls V. Sohn, Philipp II., der Erbe der spanischen Monarchie, erhielt. Hierauf erwarb der Erzherzog Ferdinand (späterhin Kaiser Ferdinand I.) der Stifter des östreichischen Zweiges des Hauses Habsburg, vermöge der bei seiner Vermählung Anna von Ungarn und Böhmen, geschlossenen Erbverträge, die Kronen von Ungarn und Böhmen. Damit beginnt 1526, die Geschichte der östreich. Monarchie. In Böhmen (s. d. Art.) wohnte zur Zeit der ersten römischen Kaiser ein keltischer Stamm, die Bojer; an diese schlossen sich mehrere suevische Völker an, besonders die Markomannen, welche mit Rom (166 bis 180) Kriege führten. Nach der Auflösung des thüringischen Königreichs durch die Franken (534), rückten in die Gegenden an der Elbe und Morawa slavische Stämme ein; unter diesen ließen sich die Czechen, ein kroatischer Stamm, in Böhmen nieder. Darauf gründeten Libussa, eine böhmische Fürstin, und ihr Gemahl Przemisl (722) eine herzogliche Regierung in Prag. Ihre Nachfolger überwältigten die übrigen Stammhäupter in dem Lande an der Oberelbe; doch wurden sie selbst Karln dem Großen zinsbar. Sie verbanden sich daher am Ende des 9. Jahrh. zum Schutze gegen die Deutschen mit dem mährischen Könige Swatopluck. Die Morawer, ein slavischer Stamm an der Morawa, hatten sich damals der deutschen Oberherrschaft entzogen; allein ihr Reich zerfiel nach Swatoplucks Tode 894. Mähren (s. d. Art.) kam nun unter böhmische Herrschaft; doch wurden die böhmischen Herzoge von den Ungarn unabhängig. Um dieselbe Zeit fing das Christenthum an, aus Mähren in Böhmen einzudringen; es faßte aber erst unter Wenzeslaus (d. Heil., ermord. 936) festere Wurzeln. Die Besiegung der Sorbenwenden durch König Heinrich I. hatte die Folge für Böhmen, daß die Herzoge den deutschen Königen Tribut entrichten und an ihren Kriegszügen, als Vasallen des Reichs, Theil nehmen mußten. Unter ihnen erhielt Ottokar im Jahr 1200 von dem deutschen Könige Philipp die erbliche Königskrone zu Lehn. Mit Wenzeslaus III. erlosch 1306 der alte slavische Mannsstamm der Libussa. Nun folgten, durch die Wahl der Stände, bis 1526 Könige aus verschiedenen Häusern. Die merkwürdigsten sind die aus dem Hause Luxemburg. Der erste war Johann (1311 bis 1346). Er erwarb als König von Böhmen die Oberherrschaft über das bisher mit Polen verbundene, in mehrere Herzogthümer unter piastischen Fürsten getheilte Schlesien, welches Johann's Sohn und Nachfolger Karl, als deutscher Kaiser Karl IV., 1355, mit Zuziehung der deutschen Kurfürsten, für eine dem Königreiche Böhmen einverleibte Provinz erklärte. Dasselbe geschah mit der Ober- und 1370 mit

der Niederlausitz. Karl machte sich um Böhmens Kultur sehr verdient. Er gründete die Universität Prag; die erste in dem östlichen Europa. Die Böhmen waren um diese Zeit die gebildetste Nation in Deutschland; sie besaßen treffliche Meister in der Malerei und Baukunst. Unter Karls Nachfolger, Wenzeslaus, trat Huß gegen das Papstthum auf. Sein Tod 1415, entzündete den Hussitenkrieg, welchen Siegmund, Wenzels Bruder und Nachfolger, erst 1436 endigen konnte. Nach Siegmunds Tode, 1437, ward ein tapfrer Feldherr, Georg von Podiebrad, anfangs Statthalter, 1444, dann durch die Wahl der Nation 1453, ihr König. Er starb 1471. Der von ihm zum Nachfolger vorgeschlagene Wladislaw von Polen ward auch König von Ungarn. Er schloß mit Maximilian von Oestreich den Vermählungs- und gegenseitigen Erbvertrag, nach welchem Maximilians Enkel, Ferdinand, der Eidam Wladislaws, Ungarn und Böhmen erben sollte, wenn Wladislaw's Sohn Ludwig keine Erben hinterließe. Dieser Fall trat 1526 ein. Im heutigen Ungarn wohnten die Pannonier und Jazygen, als sich die Römer, 10. n. Chr., das Land unterwarfen. Seit dem 4. Jahrh. ward es der Schauplatz der Völkerwanderung der Vandalen und Gothen; hierauf um 380 der Sitz der Hunnen. Von hier aus erschütterte Attila die Welt bis 454. Nach dem Untergange des Hunnenreichs, 489, herschten in Pannonien Gepiden und Gothen; dann seit 526 die Longobarden, und als diese nach Italien zogen, 568, ein asiatisches Volk, die mächtigen Awaren. Diese wurden von Karl dem Großen 791 nach der Nieder-Donau hingedrängt, wo um 900 die Ungern (ein mong l. Wort, mit welchem man die Magyaren (s. d. Art.), einen mongolischen oder türkisch-tatarischen Stamm, als fremde Ankömmlinge bezeichnete) an ihre Stelle traten. Dieses Volk durchzog verwüstend Deutschland und Italien, bis es von Heinrich I. und Otto I. (955) zurückgeschlagen, sich auf die Bulgaren und Griechen warf. Erst unter Geysa (st. 997) fingen die Ungarn an, Gesetzen friedlich zu gehorchen, Christen zu werden und europäische Sitten anzunehmen. Ueber dreihundert Jahre wurden sie von Königen aus dem Hause Arpad, regiert, bis 1301. Geysa's Nachfolger, Stephan der Heilige, erhielt 1000 von Otto III. die erbliche königl. Würde. Er ward mit der apostolischen Krone (der griechisch-kaiserlichen) gekrönt, und gründete die ungarische Staatsverfassung. Er vereinigte Siebenbürgen, einen Theil des alten von Trajan bezwungenen Daciens, mit Ungarn 1002. Einer seiner Nachfolger, Wladislaw der Heilige, fügte 1089 Slavonien, Kroatien und Dalmatien, Staaten, welche die Slaven im 7. Jahrh. auf den Trümmern des abendländischen Illyriens gestiftet hatten, zu Ungarn. Unter Geysar II. erbauten Ansiedler aus Flandern, Lüttich, Luxemburg u. s. w. Sachsen genannt, in Siebenbürgen Hermannstadt um 1150. Hierauf gründete Andreas II. durch ein Dekret 1222 die politische Freiheit des ungarischen Adels. Nach Andreas III. Tode regierten von 1301 bis 1526, Könige aus verschiedenen Häusern, aus Böhmen, Neapel, Böhmen-Luxemburg, Oestreich und Polen. Der größte von allen war der eingeborne König Matthias I. Hunyad Corvinus (1458 bis 1490). Diesem folgte der polnische Wladislaw, zugleich König von Böhmen, dessen Sohn und Nachfolger, Ludwig II. 1526 bei Mohacz von den Osmanen geschlagen, auf der Flucht das Leben verlor. Nach blutigem Kampf mit Johann von Zapolya, Grafen von Zips und Woywoden von Siebenbürgen, der, als Solimans, des Sultans der Osmanen, Vasall, die Krone behaupten wollte, ward endlich Ferdinand I. von Oestreich, Ludwigs II. Schwager, König von Ungarn, und Johann, Fürst von Siebenbürgen. Seitdem blieb das politische Schicksal der östreichischen Monarchie mit dem von Europa überhaupt, innig verflochten. Der dreißigjährige Krieg vernichtete die ständischen Rechte und die Wahlfreiheit Böhmens; der Prager Friede 1635 trennte die Lausitz von Böhmen, und

gab sie an Sachsen; der westfälische Friede 1648 schwächte die politische Macht des Kaiserhauses in Deutschland. Ueberdieß verlor Oestreich Elsaß. Zugleich hielten fortwährende Kriege mit den Osmanen und Franzosen, so wie Empörungen in Ungarn, den Fortschritt der innern Entwickelung auf. Ungarn ward jedoch unter Kaiser Leopold I. 1687 ein Erbreich, das jederzeit an den ältesten Prinzen des Hauses Oestreich fällt. Auch leistete der Sultan Mustafa II. im Karlowitzer Frieden 1699 auf Siebenbürgen und das Land zwischen der Donau und Theiß förmlich Verzicht. Siebenbürgen ward wieder mit Ungarn verbunden, und nach dem unbeerbten Absterben des letzten Fürsten, Michael Apafi II., 1713, gelangte Karl IV., als König von Ungarn Karl II. zum erblichen Besitze dieses Fürstenthums, das Maria Theresia 1764 zu einem Großfürstenthum erhob. Früher waren, nach Absterben der nsbrucker Linie 1665 Tyrol, und 1675, in Schlesien die Fürstenthümer Liegnitz, Brieg und Wohlau an das Kaiserhaus gefallen. Den größten Zuwachs erhielt die Monarchie in dem Rastadter Frieden 1714. Statt der vergebens erstrittenen Erbfolge in der ganzen spanischen Monarchie, mußte Karl VI. die im Utrechter Frieden an Oestreich überlassenen Niederlande, Mailand, Neapel und Sardinien (für dieses 1718 Sizilien), annehmen; auch behielt er das 1708 eingezogene Herzogthum Mantua. Dadurch war der Umfang der Monarchie von 5451 Q. M., die Ferdinand III. seinem Nachfolger Leopold I. 1657 hinterlassen hatte, nach dem Rastadter Frieden 1714, bis auf 9043 Q. M. gestiegen. In der Folge mußte Karl IV. in den wiener Präliminarien 1735, beide Sizilien an Don Karlos von Spanien, und ein Stück von Mailand an Sardinien abtreten; doch erhielt er dafür Parma und Piacenza; auch wurde Toskana seinem Eidam, dem Herzog Franz von Lothringen, für das an Frankreich überlassene Lothringen, 1737 zugetheilt. In Ungarn blieb ihm von den Eroberungen des Passarowitzer Friedens 1718, im Belgrader Frieden 1739, nur noch der Temeswarer Bannat. Karl VI. hinterließ 1740 seiner durch die pragmatische Sanktion zur einzigen Erbin erklärten Tochter Maria Theresia, eine Monarchie von 10.265 Q. M. mit 20. Mill. Einw. Dieses Jahr machte einen Hauptabschnitt in der neuern Geschichte der Monarchie. Die ganze Fortdauer derselben wurde durch die Entwürfe des Kabinets von Versailles, im Bunde mit Baiern, Sardinien, Spanien, Preußen und Sachsen, bedroht. Doch Maria Theresia, die Gemahlin des Herzogs Franz von Lothringen, behauptete sich im Besitze der Erbfolge, und das Haus Oestreich-Lothringen trat in die Stelle des Hauses Habsburg. Indeß mußte der König von Ungarn und Böhmen durch den Frieden zu Berlin und Breslau 1742 Schlesien und Glatz an Preußen abtreten, welche Macht seitdem das Gegengewicht von Oestreich in Deutschland bildete; dann überließ sie 1743 durch den Wormser Vertrag ein Stück von Mailand an Sardinien; dagegen lenkte der Friede mit Baiern zu Fuessen 1745, die Kaiserwahl wieder auf Oestreich. das im Aachner Frieden 1748, durch die Abtretung von Parma und Piacenza an einen spanischen Infanten, den Kampf um die Fortdauer der Monarchie Karls VI. glücklich entschied. Seit 1753 bis zu Maria Theresia's Tode 1780, gab Kaunitz der östreichischen Staatskunst im Innern mehr Zusammenhang, nach Außen eine stolzere und einflußreichere Haltung. Doch mißlangen ihm seine Entwürfe gegen Preußen. Dagegen leitete er die Theilung Polens so, daß Oestreich 1773 Galizien und Lodomirien erhielt; von der Türkei ward 1774 die Buckowina und von Baiern 1779 das Innviertel an Oestreich abgetreten. Als Maria Theresia starb, hinterließ sie die Monarchie ihres Vaters um 846 Q. M. vergrößer; den für 772 Q. M., die sie abtreten mußte, hatte sie 1618 Q. M. gewonnen. Joseph II. erbte von ihr eine Ländermasse von 11.070 Q. M. mit beinahe 24 Mill. Einw. Franz II. erweiterte dieselbe, durch die letzte Theilung Polens 1795, bis 11.968 Q. M. mit 27 Mill. Einw.

Denn Vergrößerung in Zahlen war der Charakter der damaligen Politik! Doch geschah viel Zweckmäßiges und Würdigeres zur Ausbildung der innern Staatskräfte; das meiste unter Joseph II. bis 1790. Was die Monarchie vermöge, deren Wurzeln, nach Talleyrand's treffender Bemerkung, bis in den Mittelpunkt der Erde gehen, hat die neueste Zeit, der Kampf mit Frankreich von 1790 bis 1815, dargethan. Sie ist, nach großen Unfällen, mächtiger als je aus demselben hervorgegangen. Im Frieden zu Campo Formido 1797 ersetzte sie den Verlust der Niederlande und der Lombardei, auf Kosten der neutralen Republik Venedig, welche Frankreich mit Oestreich theilte. Allein durch den Preßburger Frieden 1805 verlor sie nebst Venedig und Tyrol mehr als $^1/_{11}$ ihres Flächenraums, und über $^1/_7$ ihrer Bevölkerung. Sie behielt 10916 Q. M. mit 23 Mill. M. Darauf mußte Franz II. die deutsche Kaiserkrone, in Folge des Rheinbundes, 1806, niederlegen; doch hatte er schon 1804 (11. August) die östreichische Monarchie in ein Erbkaiserthum verwandelt, und hieß seitdem Franz I. Kaiser von Oestreich u. s. w. Das Härteste erfuhr die Monarchie im Wiener Frieden 1809. Sie verlor ihre Seeküste, mehr als 16 Mill. Einw. Eink. 2034 Q. M. mit 3.400.000 Unterth. und enthielt nach Liechtenstern nur noch 8382 Q. M. mit 19.600.000 Unterth. Alle diese Verluste ersetzten der Pariser Friede den 30. Mai 1814, und die Verträge mit Baiern, namentlich der letzte zu München, d. 14. April 1816, so daß Franz I. nicht nur über 200 Q. M. und eine Million Unterthanen mehr besitzt, als nach der letztern Theilung Polens; sondern in Hinsicht auf Lage, Abrundung und Handel, besonders durch Venedig und Dalmatien, wesentlich gewonnen hat. Auch ist Oestreichs Uebergewicht in Italien fester als je begründet. Der in Wien 1814 und 15 gehaltene Kongreß hat, jedoch mehr scheinbar als wirklich, das Kabinet von Wien in den Mittelpunkt der europ. Staatenverbindung gesetzt. Der Rang des Vorsitzes, nebst der Leitung der Verhandlungen und vier Stimmen im Plenum, auf der deutschen Bundesversammlung, welche die deutsche Bundesakte vom 1. Juni 1105 dem Kaiser von Oestreich ertheilt hat, kann ihm, vermöge des Ganges der Berathungen und der Abstimmung, keinen entscheidenden Einfluß geben. Nur sein Beispiel würde Großes bewirken. Allein bis jetzt ist in Oestreichs innerer Verfassung wenig von dem geschehen, wozu die Bundesakte dem deutschen Volke die Aussicht eröffnet hat. Gegenwärtiger Zustand der östreichischen Monarchie. Das Kaiserthum Oestreich umfaßte im J. 1817 zwölf große Staatsgebiete. 1) Das Herzogth. Nieder-Oestreich. Es begreift a) das Land unter der Ens, 364 Q. M., 1.048.000 Einw.; b) das Land ob der Ens (nebst dem von Baiern durch den Vertrag, München d. 14. April 1816, zurückgegebenen Innviertel und Hausruckviertel, 60 Q. M., 197.573 Einw.), 201 Q. M., 621.000 Einw. Dazu gehört der größte Theil des Herzogthums Salzburg (ohne die bei Baiern, so weit sie am linken Ufer der Saale und Salzach liegen, gebliebenen Landgerichte Tillmaning, Waging, Teissendorf und Laufen $10^1/_2$ Q. M., 27.000 Einw., und ohne die an Tyrol abgegebenen Stücke), 183 Q. M., 142.000 Einw. Das Ganze 705 Q. M., 120.000 Einwohner. 2) Inner-Oestreich, oder das Herzogthum Steiermark, 399 Q. M., 799.000 Einw. (Sonst gehörten auch Kärnthen und Krain zu Innet-Oestreich, und dieses nebst Nieder- und Ober-Oestreich, bildete das Erzherzogthum Oestreich). 3) Ober-Oestreich, oder die gefürstete Grafschaft Tyrol mit Vils und den Salzburger Enklaven in Tyrol, das Ziller- und Brixenthal und Windischmatrey (25 Q. M., 25.000 Einwohner) und Vorarlberg (ausgenommen Weiler), 520 Q. M. 717.500 Einw. 4) Das Königreich Böhmen, mit Egra und Asch, 950 Q. M., 3.203.200 Einwohner, darunter 50.629 Juden. 5) Die Markgrafschaft Mähren und östreich. Schlesien, das unter dem Gubernium zu Brünn steht, 550 Q. M., 1.708.000 Einw. Mähren hat unter. 1450.555

Einwohner 27.350 Juden, auf 460 Q. M. 6) Das Königreich Galizien, mit der Buckowina und dem Tarnopoler Kreis (19 Kreise), 1526 (oder 1443) Q. M., 3.778.000 Einw. 7) Das Königreich Ungarn (Magyar Orszag) mit den Königreichen Slavonien und Kroatien (dem Provinzialen), 4097 Q. M. 8.000.000 Einw. 8) Das Großfürstenthum Siebenbürgen mit der Militärgrenze 1000 Q. M., 1.640.000 Einw. 9) Die Militärgrenze 500 Q. M., 795.300 Einwohner. Sie begreift fünf Generalkommandantschaften, und zwar: a) in Kroatien: die Generalate Karlsstadt und Waradin, und die Banatgrenze, 130 Q. M., 290.000 Einwohner; b) die sirmische Militärgrenze in Slavonien 135 Q. M. 220.300 Einwohner; c) das Generalat des ungrischen Banats 154 Q. M., 170.000 Einw.; d) die Militärgrenze von Siebenbürgen 102 Q. M. (?) 112.000 Einwohner. 10) Das im Jahr 1815 neu gebildete Lombardisch-Venetianische Königr., 130 Q. M., 4.290.000 Einwohner. Es begreift 1) die gegenwärtige Lombardei, oder das Gouvernement Mailand (mit 9 Provinzen oder Delegationen: Mailand, Pavia, Cremona, Lodi nebst Crema, Como, Sondrio, Bergamo, Brescia und Mantua) 350 Q. M. und 2.119.125 Einw. Die Bestandtheile desselben sind: a) der Rest des alten Herzogthums Mailand (dieses verlor durch verschiedene Verträge seit 1813 bis 1814 Q. M. mit mehr als einer halben Million Einwohner und ist jetzt bis auf den Po und Ticino beschränkt); b) das Herzogthum Mantua, westlich von Mincio, mit den Fürstenthümern Castiglione, Solferino, Sabianetta und Bozzolo; c) die ehemals zu Graubündten gehörigen, dann dem oberitalienischen Staate einverleibten Landschaften Cläven, Veltin und Worms, die schon in früheren Zeiten den Herzogen von Mailand zugehört hatten. 2) Das Gouvernement Venedig, mit acht Delegationen: Venedig, Verona, Padua, Polesina, Vicenza, Treviso, Belluno, und das venez. Friaul mit Udine. (Für die Geschichte der Rep. Venedig und ihres Untergangs ist Tentori's Samml. v. Aktenstücken, wichtig; und von Raumer's Herbstr. nach Venedig.) 12) Das Königreich Dalmatien mit Ragusa und Cattaro, 314 Q. M., 305.000 Einwohner (nach Andern nur 205 Q. M., 295.000 Einwohner). 12) Das Königreich Illyrien (s. d. Art., der nach diesem zu ergänzen ist) begreift in zehn Kreisen: Krain (Laibach), Kärnthen (Klagenfurt und Villach), das ehemalige Littorale od. Seeküstenland, wozu jetzt noch die ganze Halbinsel Istrien gehört (Triest, Fiume, Görz oder Friaul), 139 Q. M., 300.440 Einwohner, und einen Theil von Provinzial-Kroatien (Karlsstadt). Dieses Königreich hat nach seiner Errichtung den 3. August 1816, einen Flächenraum 610 Q. M. mit 1.170.000 Einwohnern. Der gesammte Kaiserstaat enthält demnach 12.232 Q. M. mit 28.410.900 Einwohnern. Andre geben an: 12.205 Q. M. mit 28.108.000 Einwohnern. Nach Liechtenstern: 12.055 Q. M. oder 11.396 östreichische Q. Straßenmeilen mit 27.964.000 Einwohnern. Tritt Oestreich mit allen seinen deutschen Erbstaaten, wie vormals, nach der ausdrücklichen Bestimmung der Bundesakte, zum deutschen Bunde, so bildet es einen Bundesbestandtheil von 3706 Q. M. mit 9.422.690 Einwohnern. Jetzt hat es aber den Anschein, als ob es nur mit Nieder- und Inneröstreich (s. 1 u. 2), die zu einem Königreiche erhoben werden sollen, demselben beitreten wolle, also 1114 Q. M. und 2.600.000 Unterthanen. Die lothring. östr. Grafschaft Falkenstein, ein Theil des Bezirks Kaiserslautern, ist mit diesem d. 14. Apr. 1816, von Oestreich an Baiern abgetreten worden. Die Besitzungen der östr. Nebenlinien in Italien: 1) Toskana, und 2) Modena, enthalten auf 445 Q. M. 1.546. 000 Menschen. Sämmtliche Länder der Monarchie, ohne das lombardisch-venetianische Königreich in Italien (s. Italien), liegen zwischen den 20° bis 44° L. und 42° 20° bis 50° 20′ N. B. in der gemäßigten europ. Zone. Der Kaiserstaat gränzt im Osten an die Türkei und Rußland, und

in Italien an das adriatische Meer, den Kirchenstaat, Parma, Modena und die sardinischen Staaten; im Westen an das adriat. Meer, an Baiern, die Schweiz und die sardinischen Staaten; im Nord. an das Königreich Sachsen, den preußischen Staat, an die freie Stadt Krakau, an das Königreich Polen und an Rußland. Außer den Gränzgebirgen Böhmens, den Sudeten und dem Erzgebirge, ziehen sich durch das Reich 1) die Alpen, und zwar die norischen Granitalpen durch Oestreich, Steiermark, Salzburg, Kärnthen und Tyrol, mit dem höchsten Berge in Deutschland, der Ortelsspitze, 14.000 F.; — die deutschen Kalkalpen ziehen sich nördlich von jenen durch Steiermark und Salzburg nach Baiern; darunter ist der nördliche Gletscher, der 9050 F. hohe Wazmann. Im Süden ziehn die julischen und karnischen Alpen (mit dem 10.194 F. hohen Terglou in Krain) nach Dalmatien, Istrien und Friaul. 2) Die Karpathen ziehen sich von dem Jablunkasse in Schlesien, längst der Gränze von Ungarn (wo die höchste, die Lomnitzer Spitze in Zips, 8000 F. hoch ist) und Galizien durch Siebenbürgen in die Donau- und Dniester-Niederungen. Galizien gehört zum Weichsel-Stromgebiete; Böhmen zum Elbgebiete; Oestreich und Ungarn, in einer Strecke von 140 M. von Engelhardszell bis Orsowa, zum Donaugebiete, mit Ausnahme des julisch-karnischen Alpenlandes, welches, nebst einem Theile Tyrols und des Gouvernements Venedig, nach dem adriatischen Meere sich abdacht; die Lombardei gehört zum Pogebiete. Große ebene Flächen befinden sich im südöstlichen Ungarn, in Sclavonien und Galizien, viele Seen in Ungarn am rechten Donauufer, in den Alpenzügen, in Mähren und in Böhmen; letzteres zählt allein an 20.000 Seen und Teiche. Der fast durchaus fruchtbare Boden — einige Länder gehören zu den fruchtbarsten in Europa, wie das Pothal in der Lombardei und Venedig, das Donauthal unter der Ens, das Thal der fischreichen Theiß in Ungarn, und das Moldauthal in Böhmen, — erzeugt Alles, was die Natur unter diesem gesunden, zum Theil mi den, und nur in einigen morastigen Gegenden Nieder-Ungarns der Gesundheit nachtheiligen Himmelsstreiche, erzeugen kann; den Oelbaum und Südfrüchte in der südlichen Region. Der Ackerbau blüht da vorzüglich, wo ihn Deutsche betreiben. Der landwirthschaftlich benutzte Boden enthält 94.605.000 östr. Joche zu 1600 Q. Klftr. (9453 = 1 geogr. Q. M.). Doch gibt es noch viel unangebautes, oder des Anbaus nicht fähiges Land, z. B. die ungeheuere Steppe von Debrezin; die Sandwüste von Ketskemel; die wüsten Halden der Karpathen; in Kroatien viel leichten Sandgrund; in Kärnthen und Steiermark unfruchtbare Alpenstrecken; 200 Q. M. Morastboden, davon in Ungarn allein 1000 Q. M. In Slavonien bedecken Seen und Sümpfe den achten Theil des Landes. Dagegen sind Ungarns fruchtbare Gegenden Siziliens reichem Boden ähnlich. Das Weizenkorn wächst dreißigfach, und das Maiskorn dreihundertfach; so auch in der Buckowina. Auf Slavoniens Boden wuchert die Vegetation in wilder Fülle, wie die Pflanzenwelt der Tropenländer. Oestreichs schönste Gärten aber sind das warme Donauthal (bis auf die Welser Heiden), und in Italien das Po- und Etschthal. Ungarn baut jährlich mehr als sechs Million Metzen Getreide. Der Temeswarer Banat versieht ganz Ungarn mit Reis und führt ihn in die Türkei aus. An Wein werden in der Monarchie überhaupt jährlich gewonnen über 32 Mill. Eimer, von mehr als hundert Arten, davon in Ungarn über 11 Mill. Eimer; Tabak über 300 000 Entr. Obst in Menge und von der besten Güte in Oestreich, Böhmen, Mähren, Siebenbürgen und Slavonien; Safran, Hopfen, in Böhmen der beste in der Welt; Flachs, Hanf u. s. w. Der Waldboden ist über $\frac{1}{3}$ des kultivirten Flächenraums der Monarchie ungleich vertheilt. Der Bakonner Wald in Ungarn ist 12 Meilen lang, und 2—5 Meilen breit. Slavoniens tausendjährige Wälder decken $\frac{1}{7}$ des Bodens. Zu Eisgrub und

Feldberg hat der Fürst von Lichtenstein die größte Holzpflanzung in Europa angelegt; über zwei Mill. amerikanische Bäume und Stauden. Die Viehzucht scheint im Allgemeinen noch zweckmäßiger betrieben zu werden, als der Landbau; besonders in Ungarn, das allein 150.000 Stück Ochsen jährlich ausführt, Siebenbürgen, Steiermark und Galizien. Unter mehrern Pferde-Gestütten sind bemerkenswerth die zu Mezehögyes und Babolna in Ungarn, zu Baskucz in der Buckowina, und zu Pardubitz in Böhmen. Die Schafzucht ist veredelt. Joseph II. ließ Seidenschafe aus Italien nach Ungarn kommen. Man zählt allein im Kreise jenseit der Donau an 200.000 durch Seidenwidder veredelte Schafe. Holitsch, eine k. k. Familienherrschaft in der Neutraer Gespannschaft, hat eine so veredelte spanische Schafzucht, daß im Jahr 1810 von 700 Widdern mehrere um den Preis von 2000 bis 7000 Gl. W. W., ja ein dreijähriger Widder um die Summe von 16.200 Gl. versteigert wurden. Nicht weniger wichtig sind der Seidenbau, besonders in der Lombardei; die Bienenzucht, die Fischerei in Ungarn u. s. w. In Hinsicht des Bergbaus gewinnt der Staat überhaupt 30 Mill. Gl. jährlich, das meiste Gold und Quecksilber in Europa; Gold vorzüglich in Ungarn und Siebenbürgen, vor 1809 jährlich 3900 Mark Gold; ferner: 100.000 Mark Silber (davon in Ungarn und Siebenbürgen gegen 85.000, Böhmen und Mähren gegen 8000 Mark); gegen 70.000 Entr. Kupfer, und zu Idria gegen 16.000 Entr. Quecksilber. Neue, mächtige Quecksilbergruben wurden bei Kappel im Klagenfurter Kreise entdeckt. Steiermarks jährliche rohe Bergprodukte werden auf mehr als 9 Mill. Gl. geschätzt (178.000 Entr. Eisen von vorzüglicher Güte, 5400 Entr. Kupfer, 4300 Entr. Blei); die vor Kärnthen auf 4 ¼, die von Krain auf 5½ Millionen Gl. Böhmen gewinnt noch Zinn und Kobalt und bereitet in 6 Blaufarbenwerken Schmalte. Berühmt sind seine Steine, und noch berühmter seine Heilquellen. An Salz werden jährl. 1.550.000 Entr. gewonnen; zwei Drittel davon in Wieliczka und Bochnia, das Uebrige in Aussee, Hallstadt, Gemünden u. a. a. O. Der Kunstfleiß umfaßt alle Gegenstände des Bedürfnisses und des Luxus. Erst seit Josephs II. Regierung ist Oestreich in die Reihe der Manufakturstaaten eingetreten; doch sind in Ungarn die Fabriken (mit Ausnahme der in Eisen, Stahl, Kupfer, Tabak, Leder, Seife, Steingut) meistens noch in ihrer Kindheit. Die Fabriken haben ihren Sitz in Böhmen, Mähren, Schlesien (Leinwand), Oestreich, Steiermark, Kärnthen und Italien. Ueberhaupt 2.333.000 eigentliche Manufakturisten. Der Handel wird daher immer blühender. Wien und Mailand sind der Mittelpunkt des Binnen-, Triest und Venedig des Seehandels. Nur ein Beispiel: Steiermark gewinnt bloß durch seinen Ausfuhrhandel über ein Million Gl., ohne den Spedit- und Transitohandel. Es führt nämlich aus über 1.200.000 Gl. Metallwaaren, außerdem Holzwaaren, Wein, Häute, Leder, Vieh, Getreide. Den Handel befördern treffliche Straßen, schiffbar gemachte Flüsse und sieben Kanäle, ohne die in Italien. Das Zurückbleiben des ungarischen Handels aber rührt nicht allein von dem östreichischen Zollsystem her, sondern auch von dem Mangel an Bevölkerung und an Absatz in mehrern und größern Städten. Die Ausfuhr überhaupt wird auf 30 Million, die Einfuhr auf 32 Million Gl. in Silber berechnet. Den größten Gewinn bringt der Transito- und Speditionshandel. Die östreichischen Staaten werden von fünf Hauptnationen bewohnt, die eben so sehr durch ihre Abstammung und Sprache, wie durch Bildung und Sitten von einander verschieden sind: Deutsche, Slaven, Ungarn, Italiener und Juden. Die zahlreichste Nation, die Slaven (12.140.000), theilt sich in folgende Zweige: 1) Czechen (2 Mill.) in Böhmen; diese gehen in der Kultur den übrigen vor, sie besitzen Originalwerke und gute Uebersetzungen; 2) Hanacken in Mähren; 3) Slowacken in Ungarn und Mähren; 4) Rußniaken

(nebst den Mazuraken und Goralen) in Galizien und Ungarn; 5) Illyrier (Servier und Kroaten) in Ungarn und Slavonien; 6) die Polen in Galizien, sind durch literarische Bildung ausgezeichnet; 7) die Winden in Steiermark und Kärnthen: so hießen überhaupt alle inneröstreichische Slaven, deren Mundart dem kroatischen verwandt ist. Auch die Slaven in Ungarn und die Illyrier besitzen ihre eigene Literatur. B. Die Ungarn (Magyaren, sprich Madscharen) (3.300.000) haben ihre Sprache, die jetzt statt der lateinischen im Geschäftsstyl gebraucht wird, auszubilden angefangen. Die Vorzüge dieser Orientalerin erkennt man in Dichtern, wie Kazinczy, Kisfaludi, Virag, Kis u. A. Auch besitzt Ungarn viele verdienstvolle Gelehrte. C. Die Deutschen (6.300.000) sind in allen Ländern der Monarchie verbreitet; ihre Sprache ist, außer in Ungarn und Italien, die Geschäftssprache. D. Die Juden (700.000; in Galizien allein 425.000) erhielten von Joseph II. das Bürgerrecht. Sie haben eine nicht unbedeutende Literatur. Unter mehrern Sekten derselben sind die Karaiten zu bemerken, etwa 250 Familien, die sich bloß an die mosaischen Schriften halten. E. Die Italiener (4.220.000) s. Italien. Außerdem zählt man 1 Mill. 800.000 Wlachen; 30.000 Armenier und Neugriechen (deren Literatur in Wien und Ofen mehrere Druckereien beschäftigt), und 50.000 Zigeuner oder Neu-Ungarn. Die Bevölkerung (in überhaupt 760 Städten, mehr als 400 Vorstädten, 2000 Marktflecken, 67.700 Dörfern) ist in den einzelnen Ländern der Monarchie sehr ungleich. In Ungarn, das nebst Kroatien und Slavonien, nur 59 Städte, 523 Marktflecken und 10.922 Dörfer zählt, kann man Tagereisen machen, ohne eine Hütte, oder Menschen anzutreffen; dagegen gibt es auch in Ungarn Dörfer von 8 bis 12.000 Einw. In den 19 Kreisen von Galizien: 95 St., 71 Vorst., 191 Marktfl., 5165 Dörfer. Im Verhältnisse zu ihrem Flächenraume hat die Lombardei die meisten Städte, dann Böhmen, dann Mähren. Böhmen enthält jetzt 262 St., 298 Marktfl., 11.926 Dörfer, und aus den Zeiten des Hussiten- und des dreißigjährigen Krieges noch 41 zerstörte Flecken und Städte und 516 zerstörte Schlösser. Im Jahr 1617 zählte nämlich Böhmen 732 große und kleine Städte und 84.700 Dörfer, im Jahr 1637 aber nur 130 Städte und über 6000 Dörfer. Mähren zählt jetzt 7 königliche Städte, 90 Munizipalstädte, 170 Marktflecken und 3171 Dörfer. Uebrigens hat kein einziger europäischer Staat in seinem Innern vier solche Städte, wie Wien und Prag, Venedig und Mailand. Die größte Bevölkerung hat die Lombardei, wo man auf 1 Q. M. 6100 M. zählt; in Böhmen über 3300; in östreich. Schlesien und in Mähren 3100; in Nieder-Oestreich 2640; in Ungarn noch nicht 2000; in Dalmatien etwa 1039. Die herrschende Religion ist die römisch-katholische. Der Kaiser besetzt die geistlichen Stellen. Die Geistlichkeit muß die öffentlichen Lasten tragen, steht in gewissen Fällen unter den weltlichen Gerichten, und darf nicht nach Rom appelliren. Die k. k. Kabinetsverfügung vom 19. September 1814 bestimmte die Gränzen der päpstlichen Macht in der östreichischen Monarchie, und erneuerte die Gesetze Josephs II., nach welchen keine päpstliche Bulle u. s. w. ohne Genehmigung des Staats bekannt gemacht werden kann. Die nicht unirten Griechen (3.200.000 M.) unter den Illyriern, Wlachen und Raitzen (Slaven), stehen unter dem Metropolitan-Erzbischof zu Karlowitz. Die Protestanten erhielten durch Josephs II. Toleranzedikt 1784 freie Religionsübung. Die Evangelischen (1.00.000) haben Konsistorien in Wien, Prag, Preßburg und in Siebenbürgen; so auch die Reformirten (1.460.000) in Ungarn und Siebenbürgen; beide jedoch unter katholischen Präsidenten. Die Sozinianer, oder Unitarier (45.000) haben in Siebenbürgen gleiche Rechte mit den Protestanten. Die Bildungs- und Unterrichtsanstalten haben durch und seit Joseph II. viele Verbesserungen und Erweiterungen erhalten. Außer den Universitäten zu Wien, Prag,

Insbruck, Pavia, Padua, Mantua, Verona, Pesth und Lemberg, und mehrern Akademien, gibt es gut eingerichtete Gymnasien für die verschiedenen kirchlichen Gemeinden. Seit Kurzem ist für die wissenschaftliche Volksbildung in Oestreich viel geschehn. Es wurde ein Weltpriester-Institut errichtet; Böhmen erhielt durch seine Stände eine polytechnische Lehranstalt; der Erzherzog Johann verbesserte das Johanneum zu Gratz; in Wien gründete 1815 der Kaiser Franz das große polytechnische Institut; in mehrern Provinzen bestehn vielthätige landwirthschaftliche Gesellschaften und andre patriotische Vereine. Der Fürst von Schwarzenberg stiftete eine praktisch-ökonomische Lehranstalt; wie früher (1797) Graf Festetits in Ungarn das Georgikon (s. den Art). Was aber die höhere Literatur und Kunst betrifft, so hat Oestreich in beiden keinen eigentlichen Rang; sondern es schließt sich nach seinen Völkern an die deutsche, italienische, ungrische, slavische und griechische Nation an. Ungeachtet mehrerer ausgezeichneter Gelehrten und Künstler aber ist in den deutschen Erbstaaten bei ihrer politischen und staatswirthschaftlichen Absonderung von dem übrigen Deutschland, und bei der strengen Censur das geistige Leben nicht so verbreitet, als dies im übrigen Deutschland, in England, Frankreich, Holland, und zum Theil auch im nördlichen Italien der Fall ist. In sämmtlichen Ländern des Kaiserthums erschienen im Jahr 1817 nur 25 politische Zeitungen, während in England (ohne Schottland) 120, bloß in London bei 40, erschienen, außerdem zählt man in der östreich. Monarchie ungefähr 30 Zeitschriften nicht politischen Gehaltes. Die treffliche Wiener Literaturzeitung, welche 1816 einging, lebte, von der Regierung unterstützt, 1818 wieder auf. Die östreichische Monarchie ist nach Karls VI. pragmat. Sanktion unzertrennbar, und erblich nach dem Rechte der Erstgeburt in männlicher und weiblicher Linie. Stirbt das Haus aus, so treten Ungarns und Böhmens Stände in das Recht seiner freien Regentenwahl. Der Kaiser regiert in Oestreich, Böhmen, Mähren, Galizien, Dalmatien, Illyrien und Italien unumschränkt; die Stände haben da, wo sie noch berufen werden, bloß das Recht, die geforderten Steuern und Abgaben zu bewilligen und herbeizuschaffen. Doch wurde schon nach dem Aachner Frieden ein immerwährender Steuerfuß festgesetzt. In Tyrol wurde die alte Verfassung, nach welcher jeder der vier Stände 1) Prälaten, 2) Herren und Ritter, 3) Bürger, 4) Bauern) zu dem großen Ausschusse dreizehn Abgeordnete sendet, den 24. März 1817 zwar wieder hergestellt; doch mit der Einschränkung, daß sich der Landesherr das Recht der Besteurung selbst vorbehielt. Die beschlossene Ausschreibung der Grundsteuer wird den Ständen in Form eigner Postulate jährlich bekannt gemacht, und die Stände haben vor wie nach die Evidenthaltung, Vertheilung und Erhebung der Grundsteuer. Dem Königreiche Galizien und Lodomirien, mit Einschluß der Buckowina, wurde 1817, den 23. April eine ständische Verfassung gegeben. Die vier Stände sind: 1) die Geistlichkeit, 2) der Herrenstand, 3) der Ritterstand, 4) die Städte. Die letztern werden von den zwei Abgeordneten der Hauptstadt Lemberg vorgestellt, bis der Kaiser einer größern Anzahl Städte das ständische Recht zugestehen wird. Zum ständischen Geschäftskreise gehören insbesondre die Vertheilung der Grundsteuer, die Verwaltung des Militär-Einquartierungsbetrags, die Vergleichung des Indigenats u. s. w. Das Recht der Besteuerung hat der Kaiser sich selbst vorbehalten. Der Landtag versammelt sich jährlich einmal, und wählt für die laufenden Geschäfte einen Ausschuß. Die 1816 zu Mailand in Wirksamkeit getretene Regierung des lombardisch-venezianischen Königreichs besteht unter einem Vicekönig, dem Erzherzog Rainer, aus einem Präsidenten, Vice-Präsidenten und zehn Räthen. Aus den Mitgliedern der verschiedenen Klassen der Nation werden bleibende Kollegien unter dem Namen: Centralkongregation und Kongregationen den

königl. Delegationen in den einzelnen Provinzen beigeordnet, um die Wünsche der Einwohner auf gesetzlichem Wege der Regierung mitzutheilen. Die vereinigten Königreiche Ungarn, Kroatien und Slavonien bilden eine in beiden Linien erbliche und durch Reichsstände eingeschränkte Monarchie des Hauses Oestreich. Der König führt den Titel apostolischer König, und beschwört vor seiner Krönung die Aufrechthaltung der Konstitution, nach der er das Recht hat zu adeln, zu begnadigen und Ausländer zum Indigenat vorzuschlagen, Krieg zu erklären, Friede zu schließen, zu münzen, die Erzbischöfe und Bischöfe zu ernennen, gebornen Ungern Aemter zu verleihen, vier Kandidaten zur Palatinwürde vorzuschlagen, und zu den Gesetzen seine Einwilligung zu geben. Bei der Aristokratie des Adels und bei den hierarchischen Bestandtheilen der Staatsverfassung ist die königliche Macht in Ungarn ein Schutz für den Unadeligen. Der Bauer hat kein staatsbürgerliches Recht, ist daher nicht amtsfähig; auch drückt ihn die Last der Abgaben; doch ist die Leibeigenschaft aufgehoben. Die Reichsstände, Prälaten, Magnaten, oder Reichsbarone (unter denen der Locumtenens regius, der Palatin, der erste ist), die Edelleute und die königl. Freistädte versammeln sich auf königl. Einladung gewöhnlich alle drei Jahre zu Preßburg; doch erscheinen die Edelleute (überhaupt 90.000 adelige Familien) und Freistädte bloß durch Abgeordnete. Die Verwaltung der Reichsgeschäfte steht unter der königlichen Statthalterei zu Ofen. Das Königreich Ungarn wird in Ober- und Niederungarn getheilt. Jeder dieser Theile hat zwei Kreise, in denen sich zusammen 50 Gespannschaften befinden. Einen dritten Theil bildet das ungarische Militärgrenzland. Die gegen die Streifzüge der Türken und zur Sicherheit der Quarantäne-Anstalten errichtete Militärgrenze (vergl. d. Art.) läuft vom adriatischen Meer längst der kroatischen, slavonischen, bannatischen und siebenbürgischen Grenze hin. Der 230 Meilen lange Kordon wird Tag und Nacht von 4081 Mann bewacht. An demselben liegt das in verschiedene Bezirke (Generalate, Regimenter und Kompagnien) vertheilte Militär, oder Militärland. Alle dienstfähige Männer sind zugleich Landbauer und stehende Soldaten, und nach der Reihe verpflichtet, die Grenze ihres Regimentsbezirks zu bewachen. Dafür besitzen sie erblich abgabenfreie Grundstücke; auch erhalten sie gewisse Zuschüsse, aber keinen Sold, außer im Kriege. Ihre Offiziere sind zugleich bürgerliche und militärische Befehlshaber. Der König ist Oberlehnsherr und sämmtliche Grundbesitzer sind seine Lehnsleute, die Offiziere seine Beamte. Der Hauptmann ist der Richter seiner Kompagnie, der Oberste ist der Richter seines Regiments. Die Offiziere erhalten Sold, keine Länderei. Kroatien beschickt den ungarischen Reichstag, hat aber zu seiner Verwaltung einen eignen Ban oder Vicekönig. Das Banale oder der Provinzialbezirk wird in drei Gespannschaften getheilt. Der Provinzialbezirk oder das Banat von Slavonien enthält zwei Gespannschaften und das ehemalige Herzogthum Sirmien. In dem Großfürstenthum Siebenbürgen ist der Regent (erblich im östreichischen Hause) ebenfalls beschränkt durch die Versammlung der Reichsstände (Prälaten, Magnaten, Edelleute und königl. Bürger) zu Hermannstadt, unter dem Vorsitz eines königl. Kommissarius. Das höchste Reichskollegium ist die siebenbürgische Hofkanzlei in Wien, und das Gubernium zu Klausenburg. Nach den drei Hauptnationen, die Siebenbürgen bewohnen, wird es in das Land der Ungarn (13 Gespannschaften) in das Land der Szekler, d. i. Grenzwächter (5 Stühle oder Gerichtsbezirke), und in das königliche Land der Sachsen (11 Stühle) getheilt; nach der Verfassung aber in das Provinziale und Militare, doch bildet das letztere keinen abgesonderten Bezirk. An der Spitze der Regierung steht der Monarch und unter dessen Vorsitz die geheime Staatskonferenz. Die bisherigen obersten politischen Behörden der Monarchie, oder die vereinigte böhm. östr. und galiz. Hofkanzlei

und Central-Organisirungs-Hofkommission, wurden im Dezember 1817, in ein Ministerium des Innern vereinigt. Diese oberste politische Centralstelle steht unter einem obersten Kanzler, dem Minister des Innern, und unter drei Kanzlern: einem böhm.-galizischen, einem östr.-illyrischen und einem venet.-lombardischen. Das von Joseph II. durchaus verbesserte Justizwesen wird, in der höchsten Instanz, von Wien aus, durch die Hofkanzlei (ungrische, siebenbürgische, böhmisch-östreichische und galizische), mit welcher die oberste Justizstelle verbunden ist, geleitet. Nur für die italienische Nation in dem lombard.-venezianischen Königreiche ist seit dem 22. Dezemb. 1816 ein eigner höchster Gerichtshof in Verona errichtet. Der neue Civilkodex ist in allen östreichischen Staaten vom 1. Jan. 1812 an eingeführt. Die in Josephs Kriminalkodex von 1781 aufgehobene Todesstrafe findet jetzt wieder Statt bei Hochverrath, Raubmord, Nachmachung der Bankzettel und qualifizirter Brandstiftung. Die Einkünfte des ganzen Kaiserthums werden auf 125 bis 130 Mill. Gld. geschätzt; insbesondre betragen die von Niederöstreich 23 Mill., die von Oberöstreich 4 Mill., die von Böhmen 18 Mill., die von Mähren und Schlesien 6 Mill., die von Ungarn, Kroatien und Slavonien 21 Mill., die von Siebenbürgen 5 Mill., die von Galizien 12 Mill., die von der Lombardei, mit Venedig, Dalmatien, Istrien, Ragusa über 19 Mill. Gld. Der gegenwärtige Betrag der Staatsschulden (bisher 1840 Mill. Gl. in Nominalwerth, wofür die auf die Hälfte herabgesetzten Zinsen jährlich 18 — 20 Mill. betragen) ist bei dem Stande des Papiergeldes ungewiß. Unter Maria Theresia hatte die Wiener Bank ihre Noten zuerst den 15. Juli 1762 zu dem Betrage von 12 Mill. Gl. ausgegeben, und dieselben 1785 bis auf 20 Mill. vermehrt. Bis 1787 wurden sie selbst dem Metallgelde vorgezogen; allein durch ihre fortschreitende Vermehrung im Kriege sanken sie endlich zu einer solchen Werthlosigkeit herab, daß man z. B. im Jahr 1811 für 100 Gl. Metall 1255 Gl. Bankzettel geben mußte. Der Kredit im Auslande war vernichtet, weil die Staatsgläubiger statt baaren Geldes Papier erhielten, und die zur Wiederherstellung der Ordnung im Geldwesen ergriffenen Maßregeln ihren Zweck nicht erreichten. Zwar wurden 1811 die Banknoten, deren Betrag zu 1060 Mill. Gl. berechnet war, zu $\frac{1}{5}$ des Nennwerthes gegen Einlösungsscheine umgetauscht; aber auch diese, so wie die 1813 hinzugekommene Antizipationsscheine, fielen schon 1814 unter die Hälfte ihres Nennwerthes, und schwankten vom Januar bis Juni 1816 zwischen 315 bis 375 für 100 Gl. baares Geld. Hierauf ward durch vier kaiserl. Finanzpatente vom 1. Juni 1816 erklärt, das nie wieder Papiergeld mit Zwangswerth und Zwangsumlauf ausgegeben werden, und die Tilgung des vorhandenen Papiergeldes durch freiwillige Einlösung, welche man einer neuen, unter der Verwaltung ihrer Aktionäre stehenden, den 15. Juli 1817 auf 25 Jahre privilegirten Nationalbank übertrug, geschehen solle. Allein auch dieses Tilgungsgeschäft hat, weil der zu große Andrang zu der Bank beschränkt werden mußte, die Bankeinlagen aber sehr langsam sich folgten, der Erwartung nicht entsprochen; doch sind bereits große Summen Papiergeld verbrannt worden. Mehr darf man hoffen von dem am 1. März 1818 neuen Staatsschulden-Tilgungsfonds, der damals 50.135.607 Gl. betrug und bis zum 1. September um 5.676.474 Gl. sich vermehrt hatte; so daß dessen Einnahme, die am 1. März 1817 in 3.174.450 Gl. bestand, nach dem ersten halben Jahre schon um 159.953 Gl. gewachsen war. Ueber die neuesten Finanzoperationen in Oestreich s. Hohler: histor. polit. Erläuterung über Bankanstalten überhaupt und über die östr. Nationalbank insbesondere, Wien 1816. Die Kupfermünze, welche in Oestreich, wie das Papiergeld, zur Zerrüttung des Geldwesens beitrug, wurde ebenfalls im J. 1812 auf ein angemesseneres Verhältniß ihres Nenn- und innern Werthes gebracht. Gegenwärtig sollen davon gegen 50 Million

Gl. in Umlauf seyn. Das östreichische Heerwesen stand im Jahr 1817 unter der obersten Leitung des Hofkriegsraths, dessen Präsident der Feldmarschall Fürst K. Schwarzenberg war. Ihm sind untergeordnet: a) 14 Militär-General-Kommando's in den Provinzen; b) die Generalität, 465 Generale, worunter 321 à la Suite. Von 380 Obersten sind 163 nicht im Dienste. c) die Garden, vier Korps; d) das Heer, welches nach dem Friedensfuße 260.000 Mann betragen soll, und zwar: die Infanterie: 58 Linien-Regimenter, 21 Grenadier-Bataillon, 17 National-Grenz-Regimenter, 12 Jäger-Bat., 5 Garnison-Bat. zusammen 430.000 M. Die Kavallerie: 37 Regimenter und Gendarmerie-Korps in der Lombardei, zusammen 75.000 M. Die Artillerie: 5 Feldregimenter, 1 Bombardier Korps, 19 Garnisons-Artillerie-Distrikte; zusammen 20.000 M. Das Genie-Korps: 6 Generale, 30 Stabs-, 102 Oberoffiziere, Mineur- und Sappeurkorps. Nach dem Friedens-Etat von 1816 aber zählte das stehende Heer nur 150.000 M. Inf. und 18.000 M. Kavallerie. Die Monarchie hat 25 Festungen, 59 Forts u. a. feste Plätze. Die im Jahr 1808 in den deutschen Provinzen errichtete Landwehr und Reserve erhielt 1811 ihre gegenwärtige Einrichtung. Jede Provinz trägt die Kosten der Ausrüstung, des Zusammenziehens und der Verpflegung ihrer Landwehrmannschaft, in der man bis zum 45. Jahre dient, und die in zwei Divisionen, die Stärkern und Schwächern, getheilt ist. Sie ward jährlich 15 Tage lang mit den Linientruppen zugleich in den Waffen geübt. Die Reserve, jetzt Ergänzungsmannschaft, soll den Abgang bei den Regimentern durch geübte Leute ersetzen. Sie ist in Korps, jedes in zwei Divisionen, getheilt, welche im Frühjahr und Herbst drei bis vier Wochen große Waffenübungen haben. In den Städten wird jetzt eine Bürgermiliz errichtet. Jeder Bürger ist vom 20—50. Jahre Bürgersoldat. Sie werden in drei Klassen eingetheilt: Feldsoldaten (d. h. im Fall eines Kriegs werden sie den Linienregimentern ihres Kantons einverleibt), Landwehr und Stadtsoldaten. In Ungarn findet bei großer Kriegsgefahr ein allgemeines Aufgebot, die Insurrektion, Statt. Seitdem das illyrische, venetianische und dalmatische Küstenland wieder zu Oestreich gehört, besitzt der Staat auch eine Seemacht, welche im Jahr 1817 aus drei Fregatten, acht Briggs und zwei Goeletten bestand. Außer mehrern ältern, geogr. statist. Werken über die östreichische Monarchie sind die neuesten und wichtigsten: v. Liechtenstern's Handbuch der neuesten Geographie des östreichischen Kaiserstaats. Wien 1817. Desselben: Grundlinien einer Statistik des östreichischen Kaiserstaats. 4 Bd. Bierthaler's Wanderungen durch Salzburg, Berchtesgaden und Oestreich. Wien 1816. 2 Bd. Kleyle's Rückerinnerungen an die Reise durch Oestreich und Steiermark. Marcel de Serres Reise durch Oestreich in den Jahren 1809 und 1810. 4 Vol. Paris 1815. v. Raumer's Herbstreise nach Venedig 2 Th. Berl. 1816. Ueber die einzelnen Länder und Völker s. Schwartner's Statistik von Ungarn. Bredetzky's Reisebemerkungen über Ungarn und Galizien. 2 Th. Wien 1809. Korabinszky's tropogr Lex. von Ungarn. Lebrecht's Geogr. von Siebenb. Engels Gesch. des ungr. Reichs. Feßler's Gesch. der Ungern. Leipzig, Gleditsch, 1815 flg. bis jetzt 4 Th. Stranzky's Staat von Böhmen. Schaller's Topogr. v. Böhmen, Hazzi's Statist. von Mähren. Kneisel's Topogr. des k. k. Antheils von Schlesien. Rohrer's Vers. über die deutschen, slavischen und jüdischen Bewohner der östreichischen Monarchie, 5 Bd. 1804. Hacquet's Abbildung u. Beschreibung d. südwestl. und östl. Slaven. Ueber die östreichische Geschichte überhaupt s. die Werke von Coxe, Geschichte des Hauses Oestreich von 1791 bis 1792, aus dem Englischen ins Französische von Henri 1800, ins Deutsche von Dippold und Wagner, 4 Bd., 1800. Generich's Gesch. der östr. Monarchie, 8 Bd. bis 1800. Wien; das neueste von Pölitz, Leipz. 1815.

Ostfriesland, ein Fürstenthum in Westphalen, das zwischen Oldenburge, Meppen, Gröningen und der Nordsee liegt, und auf 56 Quadrat-Meilen 127.000 Einw. enthält. Das durchaus niedrige und ebene Land ist reich an Holz und hat treffliche Viehzucht und Ackerbau. Die Hauptstadt ist Emden (s. d. Art.). Die herrschende Religion ist die lutherische. Vormals stand Ostfriesland unter eignen Grafen, die 1657 zu Reichsfürsten erhoben wurden, bis es 1744, zufolge der dem Kurhause Brandenburg vom Kaiser Leopold 1794 ertheilten Anwartschaft an Preußen kam. Nach dem Tilsiter Frieden theilte Napoleon das Fürstenthum dem Königreich Holland zu, nach dessen Einverleibung mit Frankreich Ostfriesland den Namen Departement der östlichen Ems erhielt. 1815 kam es wieder unter preußische Herrschaft zurück, und Preußen trat es 1815 auf dem Wiener Congresse an Hannover ab.

Ostiarien, s. Ordination.

Ostindien, s. Hindustan und Indien.

Ostindische Compagnie (brittische). Als Handel treibende Nation hatte sich England unter der Regierung der Königin Elisabeth zu einiger Wichtigkeit erhoben. Ihre kühnen Seefahrer, Drake, Stephens und Cavendish, hatten die Erfahrungen ihrer Landsleute in der Seekunde erweitert, und im Jahr 1600 errichteten unternehmende Kaufleute Londons eine ostindische Compagnie, unter dem Schutze eines Freibriefs auf fünfzehn Jahre, und mit ähnlichen Privilegien wie die der übrigen Gesellschaften Europas versehen, welche unter Theilnahme ihrer Regierungen mit Indien Handel trieben. Sir Thomas Roe, welcher als Gesandter an den Hof des großen Moguls abgeschickt wurde, erhielt eine günstige Aufnahme. Die mäßigen Ansprüche der brittischen Glücksritter schienen anfangs Glück zu machen. Es wurden kleine Faktoreien zu Surate in Bengalen u. auf der Küste von Coromandel errichtet, und auf den Inseln Java, Paleron, Amboyna und Banda, Forts erbaut. Da indessen die Holländer die Niederlassungen der Engländer mit neidischen Blicken ansahen, so entstand bald ein blutiger Krieg zwischen den beiden Compagnien, welcher die Ansiedelungen in ihrem Entstehen zu verderben drohte. Die Engländer wurden auf Java und Amboyna ermordet, und da die Compagnie von dem Ministerium Jakob des Ersten vernachläßigt wurde; so hatte sie meist mit Schwierigkeiten zu kämpfen, welche nur ein bewundernswürdiges kluges Benehmen und Beharrlichkeit überwinden konnte. Capitän Thomas Best hatte ums Jahr 1612 eine blühende Faktorei in Surate errichtet, allein die Portugiesen, die einen solchen Nebenbuhler ungern neben sich aufkommen sahen, zeigten die erbitterste Feindschaft, und ihre Pläne zur Zerstörung der brittischen Niederlassung wurden nur durch die Ueberlegenheit ihrer Seemacht vereitelt, welche die Flotten von Goa in drei der wüthendsten Seetreffen schlug. Diese glücklichen Erfolge erhuben Englands Ruhm in den Gewässer Indiens, und bald wurden mehrere vortheilhafte Verbindungen mit inländischen Mächten angeknüpft, die stets bereit waren, sich auf die Seite des Stärkeren zu schlagen. Der König von Persien eröffnete den englischen Kaufleuten den Handel mit seinem Reiche, und unter der thätigen Regierung Cromwels wurden die Holländer überall geschlagen und ihre Besitzungen weggenommen. Carl der Zweite jedoch, den seine Bedürfnisse nöthigten, das Wohl seines Landes zu verkaufen, erlaubte die Errichtung einer zweiten Compagnie, die sich der ersten als Nebenbuhlerin an die Seite stellte, gegen eine ansehnliche Summe Geldes, welches, da ihre Vortheile mit jenen der ersten Handelsgesellschaft im Widerstreite standen, beinahe zum Verderben beider führte. Die Holländer machten damals die fruchtbarsten Angriffe auf die Engländer und vertrieben sie 1680 schimpflich von Bantam. Die alte ostindische Compagnie hatte sich in ächt brittischem Geiste zu rächen beschlossen, als König Carl ihr

Interesse für 93.749 Pfund Sterl. aufopferte, die er von Holland empfing. Der Ruf ihrer Rechtschaffenheit und ihres redlichen Verfahrens, den sie sich in Indien erworben hatte, hatte jedoch den Lokalbehörden solche wirksame Mittel an die Hand gegeben, daß sie, von ihrer Regierung verlassen, dennoch der äußersten Wuth ihrer Feinde widerstand. Nachdem sie mehrere drohende Gefahren vereitelt hatte, die ihr durch die Verrätherei ihres Königs und den bittern Haß bereitet worden war, womit sich beide Compagnien einander verfolgten, gewann endlich die gesunde Vernunft bei den Engländern die Oberhand: das Parlament nahm sie in seinen Schutz. Die beiden Compagnien vereinigten sich endlich 1702, indem sie ihr Capital zusammen warfen und Freunde wurden, seit welcher Zeit das ausnehmendste Glück ihre Unternehmungen begleitete. Die Franzosen fingen unterdessen an, ihre ehrgeizigen Absichten in hoffnungsvoller Thätigkeit zu entwickeln. Es ward bald klar, daß eine der beiden Mächte, England oder Frankreich, weichen müsse. Im J. 1744 begann ein blutiger Krieg, der sowohl in Europa als in Indien, fast ohne Unterbrechung, bis zum Tode Georgs des Zweiten i. J. 1760 fortgesetzt wurde, um welche Zeit die Franzosen alle ihre Besitzungen in Indien verloren hatten. Die Engländer befestigten dagegen ihre Macht nicht allein längs den Küsten von Coromandel, Malabar und Bengalen, sondern auch in Arabien, dem persischen Meerbusen und den östlichen Inseln. Ihr erstaunliches Glück ist größtentheils dem Genie des Lords Clive (vergl. d. Art.) zuzuschreiben, der seine Laufbahn als Schreiber der Faktorei in Madras begann, sich aber bald dem Kriegsdienste widmete und durch kühne Thaten zum Feldherrn sich erhob. Nach verschiedenen Feldzügen setzte er gegen die Anstrengungen der Franzosen, den Nabob von Arkot auf den Thron, auf welchem er sich durch Englands Macht behauptete. Bald griffen die Franzosen, welche ansehnlich verstärkt worden waren, unter Lally das Fort St. David an und belagerten Madras; allein sie fanden tapfern Widerstand, und Oberst Coote, der den französischen General im offenen Felde schlug, belagerte endlich Pondichery und nahm es weg. Im Jahr 1760 kehrte Clive nach Europa zurück; ihm folgte als General van Sittart: dieser setzte jedoch die Feindseligkeiten gegen Schah Allum, den monguliſchen Kaiser, nicht fort, sondern schloß ein Bündniß mit ihm, setzte Meer-Jaffier, der durch Oberst Clive erhoben worden war, ab, und Cossim Aly Khan, seinen Schwiegersohn, in die Subahschaft von Bengalen ein. Der Erfolg zeigte jedoch, daß man kein Vertrauen in Kreaturen setzen kann, welche ihre Erhebung dem Eigennutze verdanken. Cossim, der seine Erhöhung theuer hatte bezahlen müssen, zeigte bald den bittersten Haß gegen diejenigen, durch die er befördert worden war. Er strebte, sich für dasjenige, was er, seiner Meinung nach, verloren hatte, durch Plünderung und Druck an seinen Unterthanen zu erholen, über welche zu tyranniſiren er die Erlaubniß erkauft hatte, und endlich erlaubte er sich selbst manche feindselige Handlung gegen diejenige Macht, welche ihn aufrecht hielt; unter welchen wir nur die barbarische Ermordung Amyatts und seines Gefolges anführen wollen. Es ward ihm demnach der Krieg erklärt, und seine Armee in den Ebenen von Geriah geschlagen; er entkam jedoch ins Gebiet des Sujah-ul-Dowla Durch diese Umwälzung wurde Meer-Jaffier noch einmal zu seinem vorigen Range erhoben, und da Cossim von Sujah-ul-Dowla, welcher Macht und Ansehen vom großen Mogul erhielt, unterstützt wurde, so kam es bei Buxar zu einer Schlacht, worin Schah Allum, der Kaiser von Delhi, in die Hände der Engländer fiel. Begebenheiten so wichtiger Art, und die Verwirrung, worin die Politik in Indien unter der Verwaltung von van Sittart gerathen war veranlaßten den Hof der Direktoren, den Lord Clive wieder nach Indien abzuschicken. Es wurden von Sujah-

Fox legte demnach eine Bill in dem Unterhause vor, deren Zweck dahin ging ihnen selbst die Verwaltung ihrer Handelsangelegenheiten abzunehmen; da dieses jedoch einem direkten Raube ziemlich ähnlich sah, so wurde sie von dem Oberhause verworfen. Bald hierauf schmiedete Pitt seine indische Bill, welche den 9. August 1784 zum Gesetz erhoben wurde. Nach den Bestimmungen dieser Bill wurde der Compagnie die Leitung ihrer Handelsangelegenheiten überlassen, die politische und bürgerliche Gewalt aber einem Revisions-Hofe (board of controul) in die Hände gelegt, der aus fünf, nach Belieben vom König zu wählenden, oder abzusetzenden Räthen bestand. Diese denk- und merkwürdige Bill wurde 1787 durch eine Deklarations-Akte des Parlaments bestätigt, welche für nothwendig erachtet wurde, indem zwischen dem Revisions-Hofe und dem Hofe der Direkteren häufig Mißverständnisse entstanden waren. Weit entfernt, von ihren Eroberungen Nutzen gezogen zu haben, war die Compagnie damals in Verlegenheit und genöthigt 1.200.000 Pfund Sterling aufzunehmen, obgleich ihr Absatz von Thee in Europa von 6 bis zu 14.000.000 Pfund jährlich gestiegen war. In Folge dieser neuen Anordnung, wurde den indischen Angelegenheiten nun die größte Aufmerksamkeit gewidmet, und der Wohlstand, der sich hieraus als Folge entwickelte, bewies das vollständige Gelingen des Plans. Lord Cornwallis, dem das schwierige Werk anvertraut wurde, fing seine Verwaltung im Jahr 1787 an, und erhob durch weise und gerechte Maßregeln im Laufe von zwei Jahren die Einkünfte Bengalens von 1.500.000 Pfund auf 2.150.000 Pfund Sterling. Neue Bestimmungen wurden in der Finanz-Verwaltung, und für den Dienst aller Civil- und Militärgrade verfügt. Die Armee und die Magistratur neu geschaffen, und das System der Bestechungen und Ungerechtigkeiten, die in einigen Zweigen eingerissen waren, wurde verfolgt, wo nicht ganz ausgerottet. Indessen lechzte der ehrgeizige Sultan Tippo nach einer Gelegenheit, den Krieg erneuern zu können. Diese fand er bald und der Krieg brach 1790 aus. Die Engländer griffen ihn im Herzen seines eignen Landes mit solchem Nachdruck an, daß er 1792 genöthigt war, um Frieden nachzusuchen, durch welchen er die Hälfte seiner Länder und über vier Millionen Pfund Sterling verlor. Bald hierauf begann der französische Revolutionskrieg, und die Engländer nahmen alle Besitzungen dieser Nation in Indien weg. Die Compagnie befand sich 1794 in einem so blühenden Zustande, daß vermöge einer, von Dundas eingebrachten Bill, die bald in beiden Häusern des Parlaments durchging, ihr Freibrief, mit allen von der Compagnie bisher genossenen ausschließlichen Privilegien, auf zwanzig Jahre erneuert wurde. Indien genoß in dieser Epoche einen tiefen Frieden. Der britische Name hatte sich durch die Tugenden des Lords Cornwallis wieder höhere Achtung verschafft. Diesem folgte Sir John Shore, später Lord Teigemouth, der den nämlichen versöhnlichen Weg, wie sein Vorgänger, in der Regierung der ausgebreiteten Besitzungen der England in Indien einschlug. Während dieser langen Zeit von 1788 bis 1795, wurden jene denkwürdigen Untersuchungen gegen Sir Warren Hastings, unter gerichtlicher Verfolgung des Unterhauses, von dem Hause der Lords fortgesetzt. (S. d. Art. Hastings.) In der Zwischenzeit waren beinahe alle Besitzungen der Holländer und anderer Europäer in die Hände der Engländer gefallen. Es hatte sich aber im Innern von Hindostan eine furchtbare Verschwörung gebildet, und drohte die ernsthaftesten Folgen zu haben; als Marquis Wellesley, damals Graf von Mornington, im Anfange des Jahrs 1798, nach Calkutta kam, ihr Einhalt zu thun, wobei er eine seltene Vereinigung unvergleichlicher Talente entwickelte. Nämlich durch die Ränke der Franzosen und die Unterhandlungen, welche Sultan Tippo gepflogen hatte, waren beinahe alle unabhängige, sowohl hinduische als muhameda-

nische Fürsten gegen die Engländer im Bündnisse, und Persien und die Türkei waren eingeladen worden, demselben beizutreten. Allein unter den widerstrebenden Interessen der Verbündeten, trug der schnell entschiedene Karakter des Lords Mornington den Sieg davon. Diese hatte das Mißtrauen, welches sie in die ehrgeizigen Absichten Sultans Tippo gesetzt hatten, abgehalten, ihm thätigen Beistand zu leisten. Da sie aber zuletzt eine furchtbare Stellung annahmen und sich im Besitze aller Streitkräfte des Hofes von Delhi befanden, dessen Kaiser von Scindia gleichsam als Staatsgefangener behandelt wurde, so ward es nothwendig, ihren ferneren gefährlichen Umtrieben Einhalt zu thun. (S. Maratten 1805 den 20. August) schiffte sich Marquis Wellesley zu Madras wieder nach England ein. Er hatte dem Reiche der Britten in Indien eine feste Grundlage gegeben; hatte die Anzettelungen der Franzosen überall zu nichte gemacht, und die Oberherrschaft der Compagnie über einen Erdstrich anerkennen sehen, welcher größer als Europa, ein jährliches Einkommen von 17 Millionen Pfund Sterling abwarf. Der Kaiser von Delhi stand nun unter brittischem Schutze. Secunder Jay, der Subahdar von Dekan, hatte sein Bündniß mit der Compagnie erneuert, und brittische Truppen in Sold genommen. Die Marattenstaaten waren erobert, die Herrschaft Tippo's vernichtet, und die ehemalige Regentenfamilie wieder in ihr Besitzthum eingesetzt. Das ganze Kärnätik gehörte der Compagnie. Die Eroberung von Cuttack hatte die Gebiete von Madras und Bengalen mit einander vereinigt, und die Abtretungen von Guzurate und Malabar, beinahe alle Küstenländer vom Ganges bis zum Indus mit einander in Verbindung gesetzt. Das ganze Duab war in der Engländer Besitz, wie das rechte Ufer des Jumna, mit einer Reihe kleiner Staaten von dem Gebirge Kemaun bis nach Bundelkund. So ausgezeichnet die Verwaltung des Lords Wellesley gewesen war, so hatten doch die schweren Kriege, die er seit seiner Ankunft in Indien zu führen genöthigt war, die Schulden der Compagnie so vermehrt, daß die Direktoren in England darüber sehr besorgt zu werden anfingen. Der Marquis von Cornwallis wurde demnach 1805, abgeschickt und erreichte Calkutta im Juli, starb aber schon im Okt. desselben Jahrs zu Glagihur. Sir Georg H. Barlow blieb hierauf an der Spitze der obersten Verwaltung, bis zur Ankunft des Lords Minto im Juli 1807. Lord Mintos Verwaltung war von ziemlich friedlicher Art: nur mußte man gegen den Rajah von Travankor die Waffen ergreifen, der sich der Abhängigkeit von der Compagnie entledigen wollte, aber bald gezwungen wurde, den Frieden unter jeder Bedingung abzuschließen. Am 14. Oktob. 1813 übernahm der Marquis von Hastings wieder die Regierung Indiens, er richtete alsbald seine Aufmerksamkeit auf den politischen Zustand des Landes. An der östlichen Grenze des brittischen Reichs fand er, daß die Nepaleser solche überschritten und der Compagnie einen beträchtlichen Theil ihres Gebiets weggenommen hatten, während im Westen marattische Räuberhorden in ungeheurer Anzahl, unter dem Namen der Pindarries, Dekan von allen Seiten verheerten. Die Provinz Guzurate wurde von den wilden Wagurs aus Cutsch heimgesucht, ein räuberischer Völkerstamm, gleich verwegen in seinen Streifereien als unbarmherzig in seinen Erpressungen. Da Lord Hastings fand, daß kein Heil in Unterhandlungen zu finden sey, so griff er gleich zu den Waffen. Alsbald zog man gegen die Nepaleser zu Felde; die brittische ungefähr 20.000 Mann stark mit Einschluß der Hülfstruppen ward unter dem Oberbefehl des Sir David Ochterlony gestellt. Der Feldzug wurde unter sehr ungünstigen Aussichten eröffnet. Die Truppen fanden furchtbare Hindernisse, sowohl in der Beschaffenheit des Landes, welches eins der festesten der Welt ist, als in der verwegenen Kühnheit der Ghurkas, die sich, den Säbel in der Faust, auf

Bayonette der Britten stürzten. Allein das kluge Benehmen und die die Geschicklichkeit des Sir David Ochterlony und des Obersten Nicolls überwanden alle Schwierigkeiten und führten bald das Ende dieses blutigen Krieges herbei. Muthig schritt Sir David Ochterlony immer weiter vorwärts, und bemächtigte sich, die feindliche Armee immer vor sich hertreibend, einer Stellung nach der andern, bis er am 14. April 1815, Ummer Sing Thappa, den Ober-General der Ghurkas, in dessen Person die Civil- und Militär-Gewalt Nepauls vereiniget war, zu einer Hauptschlacht nöthigte, welche damit endigte, daß sich die englische Armee auf den Höhen von Malown festsetzte, und ihm am folgenden Tage eine gänzliche Niederlage beibrachte. In Folge dieses glorreichen Sieges lieferte sich Ummer Sing Thappa selbst an Sir David Ochterlony aus und unterwarf sich allen Bedingungen, welche die brittische Regierung ihm vorzuschreiben für gut fand. Diese umfaßten die Herausgabe aller von den Nepalesern eroberten Besitzungen der Compagnie; alle jene, in der Kriegserklärung enthaltenen Gegenstände; überdieß ward im Friedensvertrage der freie Durchgang durch Nepaul nach der Tartarei und China, so wie mehrere wichtige Vortheile rücksichtlich des Verkehrs und des Handels ausbedungen. So endigte der Krieg mit Nepaul, ohngeachtet seines mit Nachtheilen verbundenen Anfanges, dennoch auf eine, für Englands Waffen und Interessen höchst ehrenvolle Weise. Der Krieg mit Nepaul war der erste große Dienst, den der Marquis von Hastings dem gemeinen Besten in Indien zu leisten berufen war. Indem er mit großem Prachtaufwand Hindustans weite Gebiete durchzog, schloß er mit mehreren der kleineren Fürsten politische Verträge ab. Während der Krieg mit den Ghurkas fortgesetzt wurde, waren Verhandlungen mit Scindia und Holkar wegen Unterdrückung der räuberischen Ueberfälle der Pindarries im Gange. Da der Lord nach Beendigung des Kriegs mit den Nepaleser fand, daß diese öffentlichen Räuber sich an keinen Vertrag banden, traf er Vorkehrungen, sie und alle ihre Helfershelfer und Anstifter anzugreifen. Ehe dies geschah, vollendete er die Eroberung der Insel Ceylon. Hierauf wurden der Rajah von Cutsch gezwungen, die ihm vorgeschriebenen Bedingungen anzunehmen, und die raubsüchtigen Wagras gezüchtigt, die gleich den Pindarries die Provinzen der Comp. mit Feuer u. Schwert verheert hatten. Unterdessen hatten die Marattenstaaten, die Marquis Wellesley nur gedemüthigt, nicht vernichtet hatte, sich zu einem neuen Kriege gerüstet. Der Marquis Hastings bemerkte ihre Rüstungen, und da die Maratten in ihrem verbündeten Zustande eine große Armee mit 300 Stück Kanonen ins Feld stellen konnten, so setzte er alle ihm zu Gebot stehenden Streitkräfte in Bewegung und zog mit 100.000 M. gegen sie ins Feld. Das Hauptkorps, welches von Hastings befehligt wurde und 13.000 M. mit 60 Kanonen stark war, marschirte auf das Gebie des Scindia los, welcher ohne Hülfe von den andern Häuptern einen Separat-Vertrag einging. Der Peishwa war ebenfalls im Bunde, allein dieses verrätherische Oberhaupt griff einen Theil der Subsidientruppen von Punah am 5. November 1817, nahe bei dieser Stadt mit 8000 Mann Fußvolk und 15.000 Mann Reiterei, in der Hoffnung an, es zu vernichten. Er ward jedoch durch Oberst Burr, von der Armee von Bombay, zurückgeworfen. Ungeachtet sein Verlust groß war, setzte er sich bei Punatz fest; als sich aber der General Smith mit dem Obersten Burr vereinigte, sahe er sich zum Rückzuge genöthigt. General Smith setzte sich hierauf zur Verfolgung des Peishwah südlich in Marsch, und fuhr fort ihn mit unübertroffener Beharrlichkeit so lange zu verfolgen, bis dieser Häuptling, endlich gänzlich besiegt, froh war, sich mit einem Jahrgehalte in die Dunkelheit zurückziehen zu können. Auf gleiche Weise hatten sich die andern Häupter der Maratten, der Rajah von Nägpur und Holkar ergeben müssen. Die schnelle und glücklich-

Beendigung dieses Krieges ward vornehmlich durch die Geschicklichkeit, mit der der Marquis von Hastings den Plan des ganzen Feldzuges entworfen hatte herbeigeführt. Dieser Krieg hatte die brittische Macht in Indien befestigt und die Einkünfte der Compagnie um vier Millionen Pfund Sterling jährlich vermehrt. Jene weitläufigen Länderstriche von den Grenzen Chinas bis zur Ostgrenze Persiens und von der Gebirgskette des Himalaya bis zum Vorgebirge der guten Hoffnung, sind jetzt Großbritannien mittelbar oder unmittelbarer Weise unterworfen. Seit 1818 hat der Friede seine Segnungen über jene Länder verbreitet, die damals von verheerenden Armeen durchzogen wurden. An jenen Plätzen, wo in dieser Zeitperiode die Zerstörung hauste, gedeiht jetzt die häusliche Glückseligkeit. Ohne sich durch hohe Mauern schützen zu müssen, kann jetzt der Landmann seinen Reis säen, und das Zuckerrohr bauen. Von ihren hohen Schießscharten aus, sieht er nun nicht mehr die Erzeugnisse seiner Felder durch räuberische Plünderer verheert. Ihre Weiber und Töchter mögen jetzt ohne Furcht entführt und ermordet zu werden, nach den Brunnen Wasser schöpfen gehen, und ihre nackte bauchichte Jugend, unbesorgt vor Feinden, die ärger als Schlangen sind, unter den Platanen und Kokusnußbäumen spielen. Dieses ist ein kurzer Abriß der äußern Geschichte der brittisch-ostindischen Compagnie; jetzt nur noch Einiges über die innere Einrichtung derselben. Das unmittelbar den Britten in Indien unterworfene Gebiet betrug im J. 1815 über 13.000 Q. M. mit 25 Mill. E. Ihr mittelbares Gebiet, oder die Länder der ihnen zinsbaren und heerpflichtigen Fürsten: 12.000 Q. M. mit 11 Mill. Einw. Das brittisch-indische Reich umfaßte also damals einen Flächenraum von 25.000 Q. M. mit 43 Mill. Einwohnern; im J. 1818 aber gegen 52 Mill. Einwohnern auf 30.657 Q. M. Mehreres hierüber siehe im im Art. Großbritannisches Reich. Das Privilegium der brittisch ostindischen Compagnie ward zuletzt den 1. April 1814 erneuert. Nach diesem Freibriefe sollen die Länderbesitzungen in Indien nördlich vom Aequator dem Gouvernement der Compagnie noch 20 Jahre vom April 1814 an gerechnet, verbleiben und so lange soll auch die Compagnie noch den Alleinhandel von und nach Sina behalten. Der Theehandel ist ihr ausschließend zugesichert. Der Gewinn der Compagnie bei dem chinesischen Handel 1800, 1½ Mill. Pf. Sterling. Doch müssen die Direktoren der ostindischen Compagnie seit 1814 getrennte Rechnungen von den die Länderbesitzungen und das politische Verhältniß, und von den, den Handel der Compagnie betreffenden Angelegenheiten halten. Zu dem Handel mit den jenseits der Vorgebirge der guten Hoffnung gelegenen Ländern haben alle brittischen Unterthanen mit ihr gleiches Recht; indeß sind Privatschiffe verbunden, sich mit einer Licenz der Regierung zu versehen. Streitigkeiten entscheidet der von dem Parlamente und der Regierung 1784 eingesetzte Oberaufsichtsrath (Board of Controul), welchem die Direktoren auch in Allem, was auf die Civil- und Militär-Verwaltung Indiens Bezug hat, unterworfen sind. Die Compagnie bezahlt die Land- und Seemacht, und ernennt mit Bewilligung des Board of Controul die öffentlichen Beamten. Im Jahr 1816 betrug die Zahl der von der Compagnie in Indien besoldeten englischen Seeleute gegen 8000, ohne 1400 Seeoffiziere. Im Ganzen stehn in London über 30.000 Menschen im Dienste der Compagnie. Das ganze im ostindischen Handel angelegte Capital beträgt 21 Mill. Pf.; die jährliche Einnahme von demselben für die Regierung: 4 Mill. Der Stock, oder das Grundkapital beträgt 6 Mill. Die Zahl der Aktionäre 2163, wovon 1638 eine, 342 zwei, 87 drei, und 51 vier Stimmen haben, je nachdem sie in Aktien 1000 bis 10.000 Pf. und darüber besitzen. Die Direktion besteht aus 24 Aktien-Besitzern, von denen jedes Jahr am 2ten April ein Viertel neu gewählt

wird. Sie theilen sich in 2 Classen und 12 Commissionen. Die Zahl der Faktoreien in Ostindien ist 62, die Zahl der Oberbeamten 597, die Zahl der großen Schiffe, die wie Linienschiffe, Freg. und Briggs bewaffnet werden können, 104, mit 7000 Matrosen, betragen. Zum Dienste der Compagnie lagen 1817 auf der Themse 224 neue Schiffe. Die Zahl der im Dienste der Compagnie Angestellten beträgt in Indien überhaupt 201.427 Köpfe, darunter 3200 brittische und 12.350 eingeborne Civilbeamte, über 20.000 brittische Offiziere, Soldaten und Armeebeamte, und 152.000 Eingeborne, mit Einschluß von 140.800 Soldaten und Seeleuten. Im Jahr 1816 war die Armee der Compagnie 167.000 Mann stark, mit den irregulären Truppen 187.000 M., worunter mit Einschluß der Offiziere 17.000 Europäer. Auch unterhält sie ein Regiment reitender Artillerie auf Kameelen. Außerdem beschäftigt sie auf ihren Schiffen 25.000 brittische Matrosen und Lascars. Den Handelsgewinn der Kaufleute schätzt Colquhoun im Durchschnitt von 4 Jahren auf 1.692.000 Pf. Sterling, welches mit den Dividenten der Bank, die 36.226 Pf. ausmachen und mit dem Staatseinkommen der Compagnie die Hauptsumme von beinahe 20 Mill. jährlich gibt. Dem von der engl. Regierung ernannten Generalgouverneur trägt seine Stelle jährl. 20.000 Pfd. ein. Das Staatseinkommen von mehr als 18 Mill. geht fast ganz für die Verwaltungskosten auf. Die Schuldenmasse der Compagnie belief sich daher im Jahr 1812 auf mehr als 46 Mill. Pf., wovon 13.886.000 in England, das Uebrige in Indien zahlbar. Dagegen bestand das Vermögen der Compagnie an todten und werbenden Capitalien in beinahe 50 Mill. Pf. St. Die brittisch-ostindische Compagnie steht jetzt fast mit allen indischen Völkern und Fürsten dießseits des Ganges in Hoheits-, Schutz- und Bundesverhältnissen. Die Franzosen, Holländer, Portugiesen und Dänen sind auf der Halbinsel ohne politischen Einfluß. Indeß hängt die Fortdauer der englischen Herrschaft vorzüglich davon ab, ob sich die 50 Mill. ihrer indischen Unterthanen wirklich besser befinden, und einer milderen und weiseren Regierung als ehemals erfreuen. Nach Colquhoun leben sie gegenwärtig frei von den Bedrückungen ihrer vorigen Regierung; sie werden ermuntert, durch ihren Kunstfleiß sich Eigenthum zu erwerben, und ihr Vermögen wird wie ihre Person durch kräftige Maßregeln gegen die Pindarees u. a. Räuber immer mehr sicher gestellt. Außer dem Handelsgewinne, den 4000 englische Kaufleute, die für 1.670.000 Pf. engl. Waaren jährlich in Indien absetzen, zuletzt nach England führen, und der Unterstützung des englischen Staatskredits, besteht der Hauptvortheil, den die Britten von ihren indischen Besitzungen ziehen, darin, daß eine Menge brittischer Unterthanen dort einträgliche Aemter erhalten, oder sich zu bereichern Gelegenheit finden, um einst als Nabos in Old England leben zu können. Die äußere Sicherheit des brittischen Reichs in Indien ist durch die Abtretungen des Rajah von Nepal (s. d. A.) im Frieden vom J. 1815, durch die Unterwerfung des Rajah von Jejapur — ein Land, das ähnlich der Schweiz, das Gebiet der Compagnie gegen die Maratten mit seinen Bergen schützt, — der sich 1816 unter den Schutz der Compagnie begab, durch die Verbindung mit dem Rajah von Nagpore zur Unterjochung der räuberischen Pindarees am Nerbudda, und im Jahr 1817, durch den letzten Vertrag mit dem jetzt von der Compagnie abhängigen Peischwah zu Punah, sehr befestigt worden. Auch hat die Compagnie durch den Erwerb des Landes Kemaon, und den Vertrag mit dem Rajah von Siccan, eine doppelte, für den Handel wichtige, Verbindung mit der Tatarei gewonnen. Vergl. Tytlers Considerations of the present political state of India. 2 Vol. Lond. 1815. Die Länder der Compagnie sind, seit die vormalige Präsidentschaft Benkoolen auf Sumatra, wo sich Pflanzgärten von Pfeffer und Gewürzen der Molukken befinden, mit Bengalen

vereinigt worden ist, gegenwärtig in drei Präsidentschaften getheilt: 1) Calkutta, 10.100 Q. M. mit 32 Mill. Einwohner, begreift die Provinzen Bengalen, Tipra, Bahar und Orissa (beide gehören zum Theil einem Marattен-Rajah), Benares, Audh, Theile von Agra und Delhi, die Prinz Wales (Pulo Pinang) Ins. und die andamanischen Inseln, endlich Benkoolen. 2) Madras, 4016 Q. M. mit 5 Mill. 386.000 Einw., begreift die Provinzen Madras, Karnatik (Arkot), die nördl. Cirkars, britt. Tanjor (Tanschaur) mit Negapatnam, britt. Mysore, Madura und Marawar. Mittelbar gehört zu Madras das kleine Gebiet des Rajah von Tanjor. 3) Bombay, 3924 Q. M. mit 2.800.000 Einw. mit den wichtigen Städten Bombay nebst Salsette, Surate, Seringapatnam u. a. m. Mittelbar gehören zu Bombay Neu-Mysore, Calicut, Cochin (wo Gemeinen von Thomaschristen in einer christlich-republikanischen Verfassung leben), Travankor (der mächtigste Vasall der Britten auf Malabar), u. e. a. — Was die Besitzungen der übrigen europäischen Völker in Ostindien betrifft, s. d. Art. Indien.

Ostindienfahrer sind Schiffe, welche von den europäischen nach Ostindien handelnden Compagnien ausgerüstet werden, und gewöhnlich etwas größer als Fregatten von 40 Kanonen sind, aber nur 20 Stücke (9 und 6 Pfünder) führen.

Ostracismus. So nannte man in Athen eine zehnjährige Verbannung, welche in gewissen Fällen über Staatsbürger verhängt wurde. Der Name kam daher, weil das Urtheil von den Bürgern durch Votiren in Scherben gesprochen wurde. Wenn nämlich das Volk glaubte, daß es gegen Jemand den Ostracismus verhängen müsse, so schrieb jeder Bürger, der dies wollte, den Namen des zu Verbannenden auf einen Scherben und legte diesen auf einen gewissen Ort nieder, der mit einem hölzernen Geländer umgeben war und zehn Eingänge hatte, durch welche sich bei der Versammlung die zehn Stämme Athens begaben. Die Archonten zählten dann die beschriebenen Scherben und wenn wenigstens 6000 den Ausspruch der Verbannung ausdrückten, so war der Beschluß gültig; im Gegentheil aber wurde der Beklagte losgesprochen. Die Verbannung durch den Ostracismus dauerte zehn Jahre; nach deren Endigung konnte der Verbannte wieder zurückkehren und Besitz von seinen Gütern und allen seinen Rechten als Bürger nehmen. Die ganze Verbannung hatte nichts Schimpfliches und Entehrendes. Der Ostracismus war eine für nothwendig gehaltene Sicherheitsmaßregel gegen übermäßige Macht, ein Mittel, die Gemüther des Volks zu beruhigen und es von größerer Gewaltthätigkeit gegen den Verbannten abzuhalten, diesem aber die Lehre zu geben, künftig seine Kräfte nur auf die Vermehrung seiner persönlichen Macht zu richten und ihn zu überzeugen, daß in einer Republik kein Wetteifer statt finden dürfe, an welchem nicht jeder rechtschaffne Bürger Theil nehmen könne, nämlich der Wetteifer in Beförderung des gemeinen Wohls. Auch während der Verbannung genoß unstreitig der Exilirte die Einkünfte von seinen Gütern und hatte also nicht nöthig, seine Zuflucht zu verzweifelten Maßregeln, z. B. zu unrechtmäßigen Verbindungen gegen sein Vaterland zu nehmen. Der Ursprung des Ostracismus ist ungewiß. Nach Plutarch soll ein gewisser Hipparchus, der Cholargite, ein Verwandter des Tyrannen Hipparchus in Athen, zuerst ostracisirt worden seyn. Bei den Römern nannte man den Ostracismus testarum exilium, oder testarum suffragia.

Ostsee, s. Baltisches Meer.

Otaheite, die größte der Gesellschaftsinseln; vormals hieß die Insel Sagittaria, Neu-Cythere, Amat, Wallis, Königs-Georgs III. Insel) 228° L. 18° B. 300 Q. M. mit 7000 Einw. (vor 1770. 200.000; diese große Abnahme der Bevölkerung ist zum Theil Folge der von den besuchenden Euro-

piern geschenkten syphilitischen Krankheit); seit 1823 unabhängig. Die Insel ist gebirgig; eine Bergspitze hat 9530 engl. Fuß Höhe. Sie besteht aus 2 Halbinseln, von denen die größere Opureonu oder Otaheiti-Nue (Großtaiti) mit der Matavaibai bei der Venusspitze 151° 51′ 24″ W. L. von Paris mit einem Hafen, und die kleinere Tiarra-u und Otaheiti-Iri (Kleintaiti) mit dem kleinen Hafen O-Apieha; jede Halbinsel hat ihre Erbkönige und viele und sichere Häfen, die durch die sich rings um Taheiti herumziehenden Korallenrisse gebildet werden. Die Produkte sind: Brotfruchtbäume (von denen 3 einen Menschen ein Jahr hindurch ernähren), Arum- und Yamswurzeln, Portulak, Kresse, Kürbisse, Kartoffeln, Zuckerrohr (saftreicher als das gewöhnliche, gibt auf gleichem Flächenraum ⅓ Zucker mehr, und liefert vorzüglich ein dickeres holzreicheres Rohr zum Brennmaterial, Bambusrohr, Zeugpflanzen, Bananas (Feigen), Ava (mit großen Heilkräften), wilder Indigo, Kokospalmen, Pisang oder Paradiesfeigen, der berauschende Pfefferbaum, Kakaonüsse, eine Art von Aepfelbäumen, deren Früchte wie Ananas schmecken, Platanen, Pandange oder Palmnußbäume, Papiermaulbeer-, Casuarina- oder Keulenbäume, süße Bataten, Lehr- und Klebwurz, Jambusen und Mirobalanenbaum, Feigen in 3 Arten, Katappnuß, taheitischer Kastanienbaum, Silbernesseln, Zeiland (Daphne foetida), Giftkessel (Lepidum piscidium) und seit Cook und Bligh Orangen, Ananas, Papayen, Guyaven, Citronen, Acajuaäpfel, Kürbisse, brasilische Yam-, Granatäpfel ꝛc.; Hunde, Schweine, Ratten, Haushühner, wilde Enten, grüne Turteltauben, Papageien, Eisvögel, blaue und weiße Reiher, Spechte, Möven, Sturm- und Fregattenvögel, Meergänse, Schwalben, Wallfische, Seehunde, Makrelen, Aale, Barse, Stachelfische, Schildkröten, Haifische, Delphine, Bonitos, fliegende Fische, Seeaale, Austern, Krabben, Krebse, Meerschnecken, Perlen; seit den Besuchen der Engländer und Spanier Rinder, Pferde, Schafe, Ziegen, Pfauen, Truthühner, Gänse; Thonerde, schwarzer Basalt, woraus die Einw. ihre Beile und Streitärte verfertigen, Eisen, Mergel, Schwefel, Lava; auf einigen Inseln Salzseen. Die Einwohner, an der Zahl 120.000, ein gutmüthiges, gastfreies und frohes Volk, sind zum Theil von weißer Farbe mit etwas braungelbem Anstrich, zum Theil auch dunkelbraun, übrigens reinlich und am Sonntage auf europäische Weise bekleidet. Ihre Sprache ist mit der auf Neuseeland, den Tonga- und Marquesasinseln außer einigen Abweichungen übereinstimmend. Die ärmsten Einw. beschäftigen sich ohne Beschwerden mit Feldbau. Man verfertigt allerhand Zeuge vom Papiermaulbeerbaum mit gefälligen Mustern, geflochtenen Matten, Kanots, Fischergeräthe, musikalische Instrumente, Waffen aus Steinen, Knochen und Eisen. Ihre Kenntnisse schränken sich auf medicinische, besonders chirurgische Hülfe, und ihre schönen Künste auf Musik und dramatische Tänze ein. Die Versuche der londner Missionsgesellschaft, die christliche Religion in Otaheite zu verbreiten, sind nicht ohne Erfolg geblieben. In Otaheite sind 66 Kapellen, wo sich das Volk alle Sonntage dreimal und des Mittwochs Abends zu seiner Erbauung versammelt. Lankasterschulen sind eingeführt. Ueber 6000 Einwohner können Lesen und viele auch Schreiben. In der von der Missionsgesellschaft geschenkten Buchdruckerei der Missionarien ist eine Ausgabe der Bibel in englischer Sprache von 3000 Exemplaren gedruckt und in 3 Tagen, das Exemplar für 8 Gallons (ungefähr 10 berliner Quart) Kokosöl verkauft, und in derselben Druckerei von einem Auszug aus den Büchern Mosis und von einem Katechismus in otaheitischer Sprache eine Auflage von 2300 Exemplaren unter die Eingebornen unentgeltlich ausgetheilt worden. Da der jetzige König Pomare III. (reg. seit 7. Dez. 1821) erst 5 Jahr alt ist, so regiert während der Minderjährigkeit seine Tante. Der nächste Stand nach dem Könige bilden dessen Verwandte und Vasallen

die Eriks, denen die Distrikte zu Lehn gegeben sind; so sind über die 41 Distrikte Otaheites 26 Eriks. Ihnen folgen die Mehuahs, die kleineres Besitzthum von den Eriks als Lehn empfangen haben. Noch tiefer stehen die Towhas, die jüngeren nächsten Verwandten der Mehuahs, von denen sie wieder kleinere Theile zu Lehn erhalten; ihnen folgen die Ratirras, die ein noch kleineres Besitzthum zum Lehne haben, und sich vorzüglich auf die Schweinezucht legen. Auch im Volke, das unter den willkührlichen Geißelhieben der Großen steht, unterscheidet man die Mahauas, die dem Stande des freien Hausbesitzers gleich scheinen, und die Toutouas (Tautauas), die alle Arbeiten verrichten, indessen die Eriks und Großen sich selbst die Speisen in den Mund stecken lassen. Die Könige werden vom Volke fast als heilige Wesen verehrt. Alles, was sie berühren, wird Tabuh oder Raa d. i. unverletzlich, selbst die Gefäße, die sie berühren, werden zerstört, damit Niemand nach ihnen daraus trinke. Die noch neuerlich besonders in Flotten bestehende Kriegsmacht ist kürzlich in Abnahme gerathen; zum Ankauf eines Schiffs sammelte der König Pomare 1821 freiwillige Beiträge an Palmenöl. In demselben Jahre ward ein Gebäude zu berathenden Versammlungen gebaut, wo sehr freimüthig von den Häuptlingen debattirt wird, obgleich der Beschluß schon vorher verabredet ist. Die Versammlung im Februar 1824 bestand aus allen mit den Königen von Otaheite und Eimeo verwandten Familien, den Gouverneurs der Distrikte und Provinzen und 2 vom Volk für jede Provinz gewählten Abgeordneten; die Sitzung dauerte 9 Tage. Das von den Häuptern beschworne Gesetzbuch des Königs Pomare II. besteht aus 19 Grundgesetzen über Mord (auf den die Todesstrafe gesetzt ist), Straßenraub, die von Schweinen angerichteten Verwüstungen, gestohlne oder verlorne Sachen, Sonntagsfeier, Herausfodern zum Krieg, Heirathen, Bigamie, Ehebruch, Verläumdung (dessen Strafe ist, einen 4 engl. M. langen und 4 Ruthen, zu 12 F., breiten Weg anzulegen und zu erhalten) ꝛc.

Otfried gehört unter die ersten, die der deutschen Sprache eine höhere wissenschaftliche und grammatische Ausbildung zu geben bemüht waren. Die Nachrichten über diesen merkwürdigen Mann sind sehr dürftig. Wir wissen nur, daß er frühzeitig in das Benediktinerkloster zu Weißenburg im Elsaß trat, sich hierauf gegen die Mitte des neunten Jahrhunderts in den Unterricht des berühmten Rabanus Maurus nach Fulda begab, und zuletzt Vorsteher der Schule seines Klosters wurde, wo er sich durch mannichfaltige Gelehrsamkeit und durch Schriften zwischen den Jahren 840 und 870 hervorthat. Seine Verdeutschung der Evangelien steht unter den wenigen ehrwürdigen Denkmalen unsrer ältesten Literatur oben an. Dies Werk besteht in 5 Büchern, aus lauter kurzen gereimten Versen, die mehr nach Sylben abgezählt als abgemessen sind, und dem Dichter, wie er selbst in seiner lateinischen Zuschrift an den Erzbischof Liutbert klagt, bei der Unbiegsamkeit und Armuth seiner Sprache große Mühe gekostet haben müssen. Seine Dolmetschung ist keineswegs sklavische Uebersetzung der Evangelien-Bücher; sie ist mehr freie Nachbildung. Otfried sucht die merkwürdigsten Erzählungen der vier heiligen Schriftsteller zu vereinigen und mischt sie daher unter einander, ohne ihnen einzeln zu folgen. Reden und Erzählungen übersetzt er mit gewissenhafter Treue; aber die Verbindung des Ganzen, od. das Außerordentliche mancher Begebenheiten recht eindringend zu machen, erlaubt er sich eigene Dichtungen, eigene Schilderungen und Gemälde. Mitunter wagt er Züge, die von einer wahrhaft dichterischen Begeisterung zeugen; manchmal sinkt er aber auch zu den alltäglichsten Gemeinplätzen der Mönchsphilosophie herab. Wer ihn recht studirt, wird finden, daß er nicht arm ist an erhabnen und starken Bildern, an kühnen Wendungen und Ausdrücken. Herausgegeben ist Otfrieds Evangelienbuch durch Matth. Flacius (Basel 1571. 8.) und Schiller

(Ulm 1726 Fol.; auch in deſſen Thes. antiq. teut.) Von ſeinen deutſchen Predigten auf gewiſſe Feſte und zu Ehren der Heiligen, haben ſich nur zwei Bruchſtücke in den Handſchriften der kaiſerlichen Bibliothek erhalten, die Lambeck in den Commentarius de Bibliotheca Vindob. p. 757 mittheilt. Auch wird ihm eine von Eccard (Hamb. 1773) herausgegebene Catecheſe beigelegt.

Otho (M. Salvius), der Nachfolger des Galba auf dem römiſchen Kaiſerthron. Nach den damaligen Sitten brachte er ſeine Jugend in Schwelgerei und Müſſiggang zu, und ward eben deswegen einer der vornehmſten Günſtlinge des Nero. Er heirathete die von dem röm. Ritter Rufus Criſpinus geſchiedene Poppäa Sabina, die ihm ſpäter Nero nahm und ihn als Statthalter nach Luſitanien entfernte. Er verwaltete dieſe Stelle zehn Jahre lang ſehr rühmlich, und widmete ſich den Geſchäften mit Fleiß und Ernſt. Als Galba ſich gegen Nero empörte, war er der erſte unter allen Statthaltern, der ſich für ihn erklärte. Er begleitete ihn nach Rom, und war nach deſſen Thronbeſteigung zum erſten Mal Conſul (J. d. St. 821). Da er in der Hoffnung, vom Galba zum Nachfolger ernannt zu werden, ſich getäuſcht ſah, ſo dachte er darauf, den Kaiſer zu ſtürzen. Er empörte die Leibgarde, wurde zum Kaiſer ausgerufen und Galba ermordet. Er war 37 Jahre alt, als er den Thron beſtieg, und die traurigen Folgen der Art, auf welche er zur höchſten Würde gelangte, zeigten ſich ſehr bald. Alles ging nach dem eigenmächtigen Willen der Soldaten. Da einmal die Legionen in Rom ſich das Recht angemaßt hatten, den Kaiſerthron zu beſetzen, ſo glaubten die in Deutſchland das nämliche Recht zu haben, und riefen daher zu Köln den Vitellius zum Kaiſer aus. Dieſer fand bald ſehr großen Anhang, und Alles bereitete ſich zu einem bürgerlichen Kriege. Otho rüſtete ſich zum Kriege, und die Sache ſchien anfangs einen für ihn günſtigen Ausgang nehmen zu wollen, indem die meiſten Prov. des Reichs ſich für ihn erklärten. Indeſſen gingen Valens und Cäcina, die beiden Unterfeldherren des Vitellius, über die Alpen. Otho zog wider dieſe alten Soldaten mit neuangeworbenen zu Felde; allein die Heere ſeines Feindes waren getheilt und kannten keine Kriegszucht, dagegen die Feldherren des Otho, Suetonius Paullinus und Marius Celſus, beſonders der erſtere, für die kriegserfahrenſten Männer dieſer Zeit gehalten wurden. Die Truppen des Vitellius mußten daher unterliegen und erlitten in wenigen Tagen drei Niederlagen bei Placenz, Cremona und an einem Orte, der Caſtorus hieß. Ein Hauptfehler war es jetzt, daß die ſiegreichen Heere des Otho die Vereinigung der beiden feindlichen Heere zuließen. Der Kaiſer ſelbſt war bei keiner von dieſen Schlachten zugegen geweſen, ſondern in Brixellum geblieben. Seine Siege machten ihn ſtolz; er entſchloß ſich daher zu einem entſcheidenden Treffen. Dieſes fiel bei dem Dorfe Bedriacum, zwiſchen Cremona und Verona vor; Vitells vereinigte Feldherren ſiegten, und als Otho zu Brixellum die Nachricht davon erfuhr, ſo entſchloß er ſich, durch einen freiwilligen Tod dem verderblichen Bürgerkriege ein Ende zu machen. Nachdem er ſeine häuslichen Angelegenheiten in Ordnung gebracht und eine rührende Rede, voll Patriotismus, an ſeine Armee gehalten hatte, durchſtach er ſich beim Anbruch des Tages mit einem Dolche, nach einer Regierung von 3 Monaten und 3 Tagen.

Ottave Rime, Oktavreime, ſ. Stanze.

Ottenſen, ein großes und ſchönes Dorf in Holſtein, nahe bei Altona, mit 1500 Einwohnern, deſſen Kirchhof durch die geweihten Gräber Klopſtocks und ſeiner Neta, des Herzogs Carl Wilhelm von Braunſchweig (ſ. Braunſchweig, C. W. F. von), welcher in dem Grabgewölbe der Kirche ruht, wie durch die Grabſtätte der vertriebenen Hamburger berühmt iſt.

Oter ist eine Gattung von Säugethieren mit Schwimmfüßen. Die fünf Zehen der Vorder- und Hinterfüße sind mit Schwimmhäuten verbunden. 1) Die Fischotter, etwa von der Größe eines Dachses aber mit noch kürzern Beinen, woran die Vorderfüße unbehaart sind. Der Kopf ist platt, die Schnauze breit und mit starken Barthaaren besetzt; das Haar kaffeebraun, glatt und glänzend. Vaterland und Manches in der Lebensart hat sie mit dem Bibern gemein, von welchen sie aber nicht in der Nähe geduldet werden. Sie können nicht lange unter dem Wasser ausdauern. Zur Brunstzeit, im Februar, lassen sie des Nachts ein fast menschliches Pfeifen hören. In Fischteichen richten sie großen Schaden an. Frösche, Wasserratten, Baumrinde und Gras fressen sie ebenfalls. Ihre Wohnungen im Ufer sind unreinlich und übelriechend. Sie wehren sich selbst gegen Menschen, und beißen mächtig. Dennoch kann man sie zum Fischfang abrichten. Ein Fell gilt fünf bis zehn Thaler. Aus Canada erhalten wir die besten. Das Fleisch essen die Catholiken zur Fastenzeit unter dem Nahmen: Fisch. 2) Die Meerotter, oder Seeotter, um Kamtschatka, den kurilischen Inseln u. unterscheidet sich von der Fischotter durch behaarte Vorderfüße und einen kürzern Schwanz. Das schwarze und silbergraue Fell wird, besonders in China, außerordentlich hoch geschätzt. Männchen und Weibchen haben eine ungemeine Zärtlichkeit gegen einander und gegen ihre Jungen. Auch begreift man unter dem Namen Otter gemeiniglich alle giftigen Schlangen in Europa. Die eigentliche Otter, etwas über einen Fuß lang, glänzend röthlich, oder auch schwarzbraun gefleckt, ist in Deutschland nicht häufig. Sie springt auf Menschen und Thiere los; nach ihrem Biß folgt aber gewöhnlich nur eine leichte Entzündung und Geschwulst. Die Kreuzotter ist unter unsern einheimischen Schlangen die giftigste. Sie ist 6 bis 12 Zoll lang und eben so dick, nur am Schwanze zugespitzt. Der Rücken ist rostfarbig; auf dem platten, faß eirunden Kopfe steht diese Zeichnung)(. Ueber den ganzen Rücken läuft ein brauner zackichter Strich; an den Seiten stehen rothbraune Flecken; unten ist sie aschgrau mit weißen Querbinden. Sie läuft sehr schnell, hält sich unter niedrigen Gesträuchen, unter Erd- und Heidelbeeren u. auf, und beißt tödtlich, wenn man nicht gleich Hülfe braucht.

Otto I., der Große, Kaiser, ältester Sohn König Heinrichs I., des Vogelstellers; geb. 917, folgte demselben in der Regierung und wurde 936 zu Aachen gekrönt, obwohl seine Mutter Mathilde ihren jüngern Sohn Heinrich lieber als Nachfolger ihres Gemahls gesehen hätte. Kurz darauf dämpfte er im Innern Deutschland's einen Aufruhr, welchen Eberhard, Herzog der Franken, erregt hatte und nöthigte ihn zur Unterwerfung. Eben so glücklich war er gegen die Dänen, welche in Schleswig eingefallen waren, ferner gegen die Böhmen. Er bekehrte die erstern zum Christenthum und unterwarf die letztern auf immer dem deutschen Reiche. Baiern, wo die Söhne des letztverstorbenen Herzogs Arnulph nach Unabhängigkeit gestrebt hatten, ertheilte er Arnulph's Bruder Berthold und nach einem zweiten Aufstande des Herzogs Eberhard und nach Berthold's Tode (947) seinem Bruder Heinrich, nachdem seine Mutter, nach langer Fehde, eine Aussöhnung zwischen beiden Brüdern zu Stande gebracht hatte. Eben so belehnte er seinen Sohn Ludolf (949) mit dem Herzogthum Schwaben und seinen Schwiegersohn, Conrad von Worms, mit dem Herzogthum Lothringen. So von Innen und Außen Deutschland befestigend, zog er auf die Bitte seines Schwagers, König Ludwig's, über's Meer nach Frankreich und befestigte ihn auf dem Throne, nach welchem der mächtige Graf Hugo von Paris strebte. Auf gleiche Weise flehten die Italiener, von König Berengar II. hart bedrängt, um Hülfe. Er eilte über die Alpen, besiegte Berengar und vermählte sich, eben zum Wittwer geworden, mit des vorigen Königs Lothar Wittwe, Adelheid. Zu Pa-

via (951) wurde ihm die eiserne Krone zu Theil; doch eben der Besitz von Italien verwickelte ihn in der Folge in mehrere bedenkliche Kämpfe. Da sich sein Sohn Ludolf von Schwaben mit seinem Schwager, dem Herzog Conrad von Lothringen verbunden, um den Herzog Heinrich von Baiern, Otto's Bruder, vom Hofe zu entfernen, und deßhalb die Waffen ergriffen hatte, verloren beide ihre Herzogthümer (954). Schwaben erhielt Burkhard, Herzog Heinrich's von Baiern Schwiegersohn; Lothringen wurde aber unter zwei getheilt. Ein Einbruch der Hungarn in Deutschland wurde von Otto auf dem Lechfelde bei Augsburg den 10. August 955 so kräftig zurückgewiesen, daß sie seit dieser Zeit keinen Angriff auf Deutschland mehr wagten. Da aber indeß Berengar sich von neuem empört hatte, zog er zum zweiten Mal nach Italien, nöthigte ihn bei den Saracenen in Unteritalien einen Zufluchtsort zu suchen, worauf ihn 961 der Erzbischof von Mailand zum König von Italien und am 2. Februar 962 Papst Johann XII. in Rom zum Kaiser krönte. Letzterer leistete ihm den Eid der Treue und die Geistlichkeit versprach künftighin nur in Gegenwart kaiserlicher Commissarien einen Papst zu wählen, worauf Otto die Schenkungen Pipin's, Karl's des Großen und Ludwig's des Frommen im Allgemeinen bestätigte. Kaum hatte sich aber Otto von Rom entfernt, so rief Johann XII. den König Berengar wieder herbei; Otto zog deßhalb wieder nach Rom, setzte Johann XII. ab und Leo VIII. an seine Stelle, der auch feierlichst für sich und seine Nachfolger versprach, daß nur Otto und seine Nachfolger das Recht zur Ernennung eines Papstes haben sollten. Die Römer setzten indeß, da Otto die Stadt verlassen, Leo VIII. ab, und gaben sich eine republikanische Verfassung. Otto erschien auf diese Nachricht abermals in Rom und bestrafte die Rädelsführer. Die letzten Jahre Otto's beschäftigte ein Krieg mit dem griechischen Kaiser Nikephorus II., weil derselbe die mit Otto's Sohne, dem nachherigen Kaiser Otto II., verlobte Tochter, Theophania, nicht ausliefern wollte und die nach Constantinopel geschickten Gesandten hatte ermorden lassen. Die griechische Armee wurde in Calabrien geschlagen und die gemachten Gefangenen mit abgeschnittener Nase nach Constantinopel geschickt, worauf der Nachfolger von Nikephorus, Johann Zimisces, Frieden schloß und seine Nichte Theophania an Otto II. schickte. Otto starb kurz darauf den 7. Mai 971 mit dem Ruhme, Karl's des Großen Reich in Italien wieder hergestellt zu haben. Ihm verdankte die Geistlichkeit in Deutschland Reichthümer und Macht, indem sie von ihm die Belehnung über Land und Leute erhielt. Er hatte dabei die Absicht, ein Gegengewicht gegen die weltliche Macht seiner Vasallen zu schaffen, die ihm während der Dauer seiner Regierung oft lästig geworden war. Auch stellte er die Pfalzgrafen wieder her und bemühte sich, Künsten und Wissenschaften in Deutschland Eingang zu verschaffen.

Otto II., geb. 955, Otto I. und der schönen Adelheid jüngster Sohn, bestieg den Kaiserthron den 13. Mai 972, nachdem er schon bei dessen Lebzeiten als römischer König Theil an der Regierung genommen hatte. Seine Mutter Adelheid bemächtigte sich, unter dem Vorwand seiner Jugend, der Zügel des Staats; allein Otto war es bald müde, sich von ihr leiten zu lassen und entfernte sie vom Hofe. Die Parthei Adelheid's wandte sich nun zu dem jungen Herzog Heinrich von Baiern, um Otto II. einen Nebenbuhler entgegenzusetzen; der Kaiser besiegte aber den Herzog, nahm ihm Baiern und überließ es seinem Vetter Otto von Schwaben (978). Indeß hatten Harald, König von Dänemark und Boleslaus, Herzog von Böhmen, diese Unruhen zu benutzen gesucht und waren in Deutschland eingefallen, allein sie wurden ebenfalls besiegt. Auch den König Lothar von Frankreich, der auf Lothringen ein Recht zu haben glaubte und sich desselben bemächtigt hatte, traf gleiches Geschick; denn die Deutschen drangen bis nach Paris vor, Alles auf ihrem

Zuge verheerend. Otto wurde indeß beim Rückzuge am Flusse Aisne geschlagen. Durch den mit Frankreich geschlossenen Frieden wurde Lothar's Bruder, Karl, mit Niederlothringen belehnt. Während indeß Otto Deutschland beruhigte, hatten die Römer sich der deutschen Herrschaft entzogen; der Gegenpapst Bonifacius VII. lud daher den Kaiser dringend ein, nach Rom zu kommen und die Rebellen zu züchtigen. Otto überstieg die Alpen, führte die Rebellen 981 zu ihrer Pflicht zurück und ließ die vornehmsten Rädelsführer hinrichten. Eben so führte er Krieg gegen die mit den Saracenen verbundenen Griechen und wurde, da gleich zu Anfange der Schlacht bei Busentello in Calabrien den 3. Juli 982 die Krieger von Rom und Benevent die Flucht ergriffen, geschlagen. Von den Arabern auf der Flucht verfolgt, warf er sich in das Meer und ward von einem vorbeisegelnden griechischen Schiffe aufgenommen und nach Rosano in Calabrien geführt, wo er, sich zum zweiten Mal in das Meer stürzend, glücklich den Händen seiner Feinde entrann. Leider aber war durch die Gefahren dieses Feldzugs seine Gesundheit auf immer zerrüttet worden; er ließ daher auf einen Reichstage zu Verona seinen Sohn zum Nachfolger ernennen, und starb bald darauf zu Rom den 7. Dec. 983, mitten unter den Vorbereitungen zu einem neuen Feldzuge gegen Griechen und Saracenen.

Otto III., einziger Sohn Otto's II., geb. 980, war kaum 4 Jahre beim Tode seines Vaters alt, wurde aber dennoch 983 zu Aachen zum Kaiser gekrönt. Der Herzog Heinrich von Baiern, der schon unter Otto II. Unruhen angestiftet hatte, versuchte dasselbe auch unter Otto III.; er bemächtigte sich nämlich der Person des jungen Kaisers und riß die Obervormundschaft während dessen Minderjährigkeit an sich. Durch die Bemühungen des Erzbischofs Willigis von Mainz wurde ihm jedoch die Regentschaft entrissen. Um ihn aber zufrieden zu stellen, erhielt er das Herzogthum Baiern wieder, worauf Otto's III. Mutter, Theophania, und nach ihrem Tode seine Großmutter, Adelheid, Vormünderin wurde. Er erhielt eine treffliche Erziehung und berechtigte zu großen Erwartungen, so daß er allgemein nur das Wunderkind hieß. Da indeß Italien von vielen Partheien zerrissen war, rief Papst Johann XV., von Crescentius bedrängt, Otto III. zu Hülfe. Die Rebellen wurden verjagt und Johanns Nachfolger, Gregor V., krönte Otto III. (996) zum Kaiser. Kaum hatte er indeß Rom verlassen, als Crescentius den Papst Gregor ab- und Johann XVI. einsetzte, der in Uebereinstimmung mit den Rebellen darauf dachte, die griechischen Kaiser wieder nach Italien zu rufen. Otto zog deßhalb zum zweiten Mal nach Italien, bemächtigte sich Roms, setzte Johann XVI. ab und ließ den gefangenen Crescentius hinrichten. Da indeß der wieder eingesetzte Gregor V. 999 starb, ernannte Otto IV. 999 den Erzbischof Gerbert zu dieser Würde, der den Namen Sylvester annahm. Kaum war jedoch Otto nach Deutschland zurückgekehrt und hatte von da die Gebeine des heiligen Adalbert in Gnesen besucht, diesen Ort zum Bisthum erhoben und dem Herzog Bogeslaus von Böhmen den Königstitel gegeben, so rief der Einfall der Saracenen ihn zum dritten Mal nach Italien. Er erreichte Rom, welches er zu seiner Residenz zu machen gedachte, wurde aber daselbst von den aufrührerischen Bürgern in seinem Schlosse belagert und entfloh mit genauer Noth. Er starb auf dem Schlosse Paterno in Campanien den 23. Jan. 1002, der Sage nach durch vergiftete Handschuhe, die ihm die Wittwe von Crescentius anempfohlen hatte. Mit ihm starb der Mannsstamm Otto I. aus und es folgte ihm der Herzog Heinrich II. von Baiern, sein Verwandter, der den Namen des Heiligen führt.

Otto IV., der Stolze, Sohn Heinrichs des Löwen, Herzogs von Sachsen, geb. 1175, wurde 1197 nach Kaiser Heinrichs VI. Tode, während der Minderjährigkeit von Heinrich's Sohne, Friedrich, erwählt, während der

schwäbische Parthei im folgenden Jahre Heinrichs Bruder Philipp als König von Deutschland huldigte. Innocenz III. unterstützte ihn gegen der Hohenstaufen Macht; dennoch hätte seine Parthei sicher unterlegen, wenn nicht Philipp von Otto von Wittelsbach ermordet worden wäre (1208). Um sich nun auf dem Throne zu befestigen, zog er nach Italien und ließ sich zum Kaiser krönen. Papst Innocenz III. gab ihm die Krone, nachdem Otto IV. versprochen, ihm die Mathildischen Güter und namentlich die Mark Ankona und das Herzogthum Spoleto zu überlassen. Ohnacchtet des bei diesem Versprechen geleisteten Schwures, nahm Otto die Mathildischen Güter in Besitz. Der Papst drohte ihm mit dem Banne; demungeachtet drang der Kaiser in Apulien ein, was dem jungen Friedrich von Hohenstaufen gehörte. Des Papstes geschleuderter Bannstrahl bewirkte hierauf in Deutschland die Wahl Friedrichs II., der zu Mainz gekrönt wurde. Otto kehrte nach Deutschland zurück, versuchte das Glück der Waffen gegen König Philipp August von Frankreich, Friedrichs Bundesgenossen, wurde aber den 2. Juni 1214 bei Bouvines geschlagen und verlor dadurch noch seine wenigen Anhänger in Deutschland. Er zog sich deßhalb in seine Erblande zurück, führte den Kaisertitel, übte einige kaiserliche Gerechtsame und starb den 15. Mai 1218. Ungeachtet er zweimal sich vermählte, zuerst mit Marie von Brabant, von der er sich unter dem Vorwande der nahen Verwandtschaft scheiden ließ, und zum zweiten Mal mit Beatrix von Schwaben, Tochter Kaiser Philipps III., die aber 4 Tage nach der Heirath starb, hinterließ er doch keine männlichen Nachkommen.

Otto von Wittelsbach, der Große, zu Kelheim geb., Stammvater des baierischen Fürstenhauses, war Pfalzgraf und erhielt für seine Heldenthaten in Italien durch Kaiser Friedrich I. die Herzogswürde über Baiern 1180, von dem jedoch Regensburg und Tyrol getrennt wurden, so wie schon früher Oestreich davon losgerissen worden war. Er starb 1183. — 2) Otto, Pfalzgraf von Wittelsbach, des Vorigen Bruder, war ein treuer Anhänger Philipp's von Schwaben gegen Otto IV. und erhielt deßhalb von demselben das Versprechen, ihm eine seiner Töchter zur Gemahlin zu geben, welches jedoch Philipp, von Otto gewarnt, zurücknahm. Eben so warnte Philipp, als Otto nach Polen ziehen und dort die Tochter eines Herzogs heirathen wollte und den Kaiser um einen Empfehlungsbrief gebeten hatte, den Herzog von Polen vor Otto'n und ersuchte ihn, sich seiner Person zu bemächtigen. Otto von Wittelsbach, Betrug ahnend, erbrach den Brief, kehrte an Philipps Hof in Bamberg zurück und versetzte ihm den 21. Juni 1208, in sein Gemach dringend, eine Wunde am Kopf, woran derselbe starb. Otto IV. erklärte ihn hierauf noch in demselben Jahre auf dem Reichstage zu Frankfurt am Main und nachher auf dem zu Augsburg in die Reichsacht; der Marschall von Pappenheim erhielt den Auftrag, sie zu vollziehen, traf ihn 1209 auf der Flucht an der Donau und tödtete ihn. Das Schloß Wittelsbach in Oberbaiern, der Hauptort einer ansehnlichen Grafschaft, wurde zerstört.

Otto von Freisingen, Sohn des Markgrafen Leopold des Heiligen von Oestreich und der Agnes, Tochter Kaiser Heinrichs IV., trat in den Cistercienserorden, erhielt von seinem Stiefbruder, Kaiser Konrad III., das Bisthum Freisingen und begleitete denselben auf einem Kreuzzuge ins gelobte Land. Er starb zu Freisingen den 22. Sept. 1158. Durch seine Chronik in 8 Büchern von der Schöpfung der Welt bis zum J. 1148 und durch seine Geschichte Friedrich's (De gestis Friederici imperatoris lib., II., die er seinem Sekretär, dem Chorherrn zu Freisingen, Radewik, diktirte, der sie dann noch mit zwei andern Büchern vermehrte) bewährt er sich als großer Geschichtsschreiber. Beide Werke findet man in: Urstisii Germaniac hist.

illustr., Frankfurt 1670. Fol., so wie Radewik's Fortsetzung in: Muratori script. rer. Ital., 1629, 6 Bde, und seine Geschichte Friedrichs I., deutsch bearbeitet in Schillers Memoiren, erste Abtheil. 2r Bd.

Otto, Bischof von Bamberg, aus Schwaben gebürtig (geb. um 1060), wurde vom Kaiser Heinrich IV. auserseben, Beichtvater von dessen Schwester Judith, die sich mit dem König von Polen vermählte, zu werden. Nach dem Tode dieser Fürstin kehrte er nach Deutschland zurück, wurde Canzler bei Heinrich IV. und 1100 Bischof von Bamberg. Er zog 1124 mit einem großen Gefolge nach Pommern, um in jenen Gegenden das Christenthum auszubreiten. Nach 7tägigen Unterrichte in Pyritz bekehrte er gegen 7000 Heiden und stiftete zu Jutin (um 1170 nach Camin verlegt) ein Bisthum, welches er 1129 zum zweitenmal besuchte. Er starb zu Bamberg d. 30. Mai 1139 und wurde später unter die Heiligen versetzt.

Otus, s. Aloiden.

Ottway (Thomas), dramatischer Dichter, geb. zu Trotting in Sussex 1656, studirte zu Oxford und betrat noch vor Beendigung seiner Studien zu London die Bühne, ohne sich indeß des Beifalls des Publikums erfreuen zu können. Er nahm deßhalb Kriegsdienste, wohnte einigen Feldzügen der engl. Truppen in Flandern bei (1677) und sah sich nach beendigtem Kriege aus Dürftigkeit genöthigt, für das Theater zu schreiben. Er übersetzte zwei Stücke, Titus und Berenice und die Schelmstreiche Scapin's aus dem Französischen und schrieb: The Orphan (1680) und Venice preserved (1682), welches letztere seinen Ruhm begründete, ob es ihn gleich nicht von seiner drückenden Armuth befreien konnte. Er starb in den dürftigsten Umständen 1685. Seine Werke erschienen in London 1736, 2 Bde. 8.; 1738, 3 Bde. 8. und 1768, 3 Bde. 8.

Ouen (St.), Pfarrdorf auf der Westküste der englischen Insel Jersey im Kanal, an der Bai gleiches Namens, wo große Schiffe in 12—15 Faden ankern.

Ourcqkanal geht bei dem Dorfe Markuil unterhalb la Ferté Milon, aus der Ourcq (Quelle nordöstlich von Chateau-Thierry, Md. bei Lisy an der Marne) und längst diesem Flusse und der Marne bis Claye, dann westwärts in ein großes Wasserbecken bei dem Dorfe la Villette an der Nordseite von Paris. Er versorgt Paris mit sehr gutem Wasser und trägt Fahrzeuge von mittler Größe. Er wurde von Napoleon Bonaparte im J. 1802 angelegt, sieht aber noch bis jetzt seiner Vollendung entgegen.

Ouvertüre ist ein Tonstück, welches zum Eingang, zur Eröffnung eines großen Concerts einer Oper oder einer feierlichen Aufführung der Musik dient. Der französische Componist Lully soll der erste gewesen, der zu seinen Opern Ouvertüren verfertigt habe. Da die Ouvertüre nichts anders als eine Einleitung ist, die den Zuhörer für die Musik überhaupt einnehmen soll, so hat sie keinen nothwendigen und bestimmten Charakter. Nur könnte davon überhaupt verlangt werden, daß er dem Charakter der Hauptmusik, welcher die Ouvertüre zur Einleitung dienet, angemessen, folglich anders sey zu Kirchenstücken, als zu Opern, und wieder anderes zur hohen Oper, als zur Opera Buffa. Ehedem hatte die Ouvertüre eine bestimmte Form: sie begann insgemein mit einem Stücke von ernsthaftem aber feurigem Charakter im Viervierteltakte, gar oft ward diesen Theil in einzelnen Stellen fugirt, und zwar so, daß der Hauptsatz oder das Thema bald in der Hauptstimme bald im Basse vorkam; er schloß, wenn er in der großen Tonart war, in der Dominante; in der kleinen Tonart geschah der Schluß auch wohl in der Mediante. Hierauf folgte ein wohlgearbeitete Fuge, welche in Bewegung und Charakter allerlei Arten von Balleten und Tanzmelodien ähnlich sein konnte. Nach der Fuge kam zuweilen noch ein Anhang von einigen Takten, der wie-

der in der Takart des ersten Theils war, womit die Ouvertüre, wenn sie zu einer Oper dienen sollte, sich endigte. War sie für Concerte bestimmt, so folgten nach der Fuge die meisten Arten der Tanzmelodien. Jetzt aber werden die Ouvertüren in mannichfaltiger freierer Form geschrieben.

Ovale ist in der Geometrie eine geschlossene, krummlinige, reguläre Figur, deren zwei Hauptdurchmesser ungleich sind.

Ovation, s. Triumph.

Overberg (Bernard), geb. 1745 zu Völtlage im Osnabrückischen, erhielt seine wissenschaftliche Bildung zuerst am Gymnasium zu Rheine, dann an der Hochschule zu Münster. Mit ausgezeichneten Kenntnissen bereichert, wurde Overberg, nachdem er die höhern heiligen Weihen empfangen hatte, 1780 Kaplan zu Everswinkel im ehemaligen münsterischen Amte Wolbeck. Während seines Aufenthalts daselbst widmete er sich vorzüglich dem Studium der Pädagogik, und ward durch den münsterischen Minister v. Fürstenberg (vergl. d. Art.) 1783 nach Münster berufen, eine allgemeine Visitation der Landesschulen vorzunehmen. Diese verschaffte ihm die Ueberzeugung, daß ein zweckmäßiger Unterricht der sich dem Schullehrerstande widmenden jungen Leute der erste unerläßliche Schritt zur Verbesserung des Schulwesens überhaupt sey. Auf sein Betrieb wurde nun eine Normalschule in Münster errichtet, deren Lehrer Overberg selbst ward. Hier war er ganz an seiner Stelle, auf welcher er so unendlich viel Gutes stiftete. Sein Aeußeres war imponirend: eine hohe ehrwürdige Gestalt, ein freundliches Gesicht, eine herzliche und eindringende Sprache, ein populärer und salbungsvoller Vortrag, Abdruck eines guten und sanften, religiösen und liebreichen Herzens, zeichneten ihn aus, und zogen die seiner Leitung anvertraute Jugend unwiderstehlich zu ihm hin, so wie sie seinem Unterricht einen bleibenden Eindruck erwarben. 1793 erschien seine Anweis. zum zweckm. Schulunterricht für die Schulen im Hochstifte Münster; 1795 sein Katechismus; 1799 die Gesch. d. A. u. N. T.; 1804 sein Christkathol. Religions-Handbuch: Werke, mit großem Fleiße und vieler Umsicht bearbeitet, welche zahlreiche Auflagen erlebten und in fremde Sprachen übersetzt, ihren segensreichen Einfluß weit umher verbreiteten. Der Raum gestattet es uns nicht, ausführlich über die Verdienste des trefflichen Mannes um das Schulwesen zu reden. Nachdem Overberg bereits eine Zeitlang die Stelle eines Examinator synodalis bekleidet hatte, wurde er 1809 Dechant an U. L. Fr. Kirche in Ueberwasser und Regens des bischöfl. Seminariums. Heilsam wirkte er in dieser Eigenschaft während 17 Jahren durch Wort und erhebendes Beispiel auf die Alumnen; und als Seelsorger richtete er viele Trostbedürftigen durch Wort und That wieder auf, zeigte er manchem Irrenden den Pfad des Heiles. 1816 ernannte ihn der König zum Konsistorialrath im Konsistorium zu Münster; schmückte zwei Jahre später seine Brust mit dem rothen Adlerorden dritter Klasse und verlieh ihm den Titel eines Oberkonsistorialraths. Diese Auszeichnung sowie die allgemeine ihm so freiwillig dargebrachte Huldigung hatte indeß auf sein schlichtes, offnes Wesen, auf seine christlich fromme Demuth, auf seine hingebende Uneigennützigkeit nicht den geringsten Einfluß. So schlug er die ihm 1823 angetragene zweite Präbende am münsterischen Domkapitel mit einem Gehalte von 1200 Thlr. aus, und ließ sich nur auf wiederholtes Ersuchen bewegen, die Präbende eines Ehrenmitglieds anzunehmen. Mit jener rastlosen Thätigkeit, die ein Hauptzug seines Charakters war, hatte Overberg trotz seinem hohen Alter sich der mühsamen mit seinen verschiedenen Aemtern verbundenen Geschäfte noch immer unterzogen. Aber seit einem Jahr vor seinem Hinscheiden litt er an Brustbeschwerden, die denn endlich auch seinen Tod herbeiführten, welcher am 9. Nov. 1826 zu Münster erfolgte. Sowie sein ganzer Lebenswandel ein durchaus musterhafter

gewesen, so wären es auch seine letzten Augenblicke. „Herr! dein Wille geschehe! ich bin bereit“! sprach er, seiner Auflösung heiteren Blickes entgegenschauend. Seine irdische Hülle ward unter allgemeinen Aeußerungen der Trauer, vorzüglich der Armen, welche in ihm einen Vater verloren, auf das Feierlichste zur Erde bestattet. Ein schönes Monument soll sich über seinem Grabhügel erheben: ein schöneres Monument hat er sich in den Herzen seiner dankbaren Mitbürger gesetzt, denen sein Andenken unvergeßlich bleiben wird.

Ovidius (P.) Naso, ein berühmter römischer Elegiker im Zeitalter Augustus, war zu Sulmo, einer Stadt der Peligner im J. R. 711 den 20sten März geboren und gehörte zum Ritterstande. Wer seine Eltern waren, ist unbekannt; so viel ist aber gewiß, daß sein Vater aus einem alten ritterlichen Geschlechte abstammte und ein nicht unbeträchtliches Vermögen besaß. Sein Vater brachte ihn frühzeitig nach Rom, um ihm hier eine gelehrte und anständige Erziehung geben zu lassen, ihn zum Redner und Sachwalter zu bilden, und ihm so die Bahn zu bürgerlichen Ehrenstellen und den Zutritt zur Rathsherrnwürde zu eröffnen; aber diese Bestimmung war den Neigungen des jungen Mannes nicht angemessen. Ohne Begierde nach Reichthum und äußerm Glanze, innigst vertraut mit den Meisterstükken der römischen und griechischen Dichtkunst, geboren mit einem für die Reize der Poesie höchst empfindlichen Herzen, fühlte er sich unwiderstehlich zu den Musen hingezogen, und keine väterliche Ermahnung vermochte ihn auf einen andern Weg zu leiten. Dennoch bekleidete er verschiedene Staatsämter; endlich aber ward sein Hang zu der göttlichen Kunst, die sein Liebstes war, so mächtig, daß er allen fernern Ansprüchen auf Ehre um ihretwillen entsagte. Außer seiner überwiegenden Neigung zur Dichtkunst ist auch seine fröhliche Laune, sein an Leichtsinn gränzender Muthwille und seine Sinnlichkeit ein Hauptzug in seinem Charakter. In diesen Hinsichten unterscheidet er sich eben so sehr von dem schwärmerischen, schwermüthigen Tibull, als er dem Propertius ähnlich ist, den er nur durch einen höhern Grad von Jovialität und Laune, durch einen noch hervorstehendern Hang zur Sinnlichkeit übertrifft. In seinem 50sten oder 51sten Jahre wurde er vom Augustus nach der Stadt Tomus in Niedermösien am schwarzen Meere (jetzt Tomiswar) verbannt, und mit diesem Unglück hatten auch alle Freuden des Dichters ein Ende. Die Ursache dieser Bestrafung weiß man nicht genau; sie blieb wahrscheinlich selbst in den damaligen Zeiten ein Geheimniß. Doch vermuthet man am wahrscheinlichsten, daß er einst Julien, die Enkelin des Augustus, in den Armen eines Sklaven überrascht, und sich durch sein Schweigen den Zorn des argwöhnischen und auf die Ehre seiner Familie höchst eifersüchtigen Kaisers zugezogen habe. Er lebte hier in diesem Exile, ohne je durch seine Bitten den harten Urtheilsspruch des Kaisers mindern, und sich eine freundlichere Landschaft zu seinem Aufenthaltsorte auswirken zu können, bis in sein 60stes Jahr, und st. im J. R. 771. Die Muse Ovids war außerordentlich fruchtbar, und die meisten seiner Gedichte haben sich noch bis auf unsere Zeiten erhalten. Sein schönstes und größtes Gedicht sind die Metamorphosen oder mythologischen Verwandlungen in 15 Büchern. Unstreitig kann man den Dichter nicht als Erfinder dieser ungeheuren Anzahl von Sagen und Verwandlungen, die von der Entwickelung des Chaos bis auf Julius Cäsars Tod gehen, ansehen. Alle waren bereits, manche seit undenklichen Zeiten, unter Griechen und Römern in Umlauf. Wenn aber der Dichter nicht den Ruhm des Erfinders hat, so gebührt doch ein desto größerer seinem Genie von Seiten der Zusammensetzung und Vereinigung so vieler ungleichartigen Theile. Vorzüglich aber erhebt die Bearbeitung die Metamorphosen zu seinem wichtigsten Werke, welches um so besser ausfallen mußte, da die Mannichfaltigkeit der Gegenstände selbst seiner Phantasie den

größten Spielraum, das ausgedehnteste Feld darbot. Indessen läßt sich doch auch das Daseyn mannichfaltiger Fehler in dem übrigens vortrefflichen Gedichte nicht läugnen, daß der Reichthum seiner Phantasie oft in Ueppigkeit, sein Witz in kindische Tändelei ausartet und echter Glanz sich nicht selten mit falschem Schimmer paart, so daß eben dadurch unter allen seinen Werken die Metamorphosen am geschicktesten sind, dem Geschmack des jungen Lesers eine falsche Richtung zu geben. Unter seinen elegischen Gedichten nehmen seine Heroiden oder 21 Heldinnen-Briefe den ersten Platz ein, d. h. Briefe im elegischen Versmaß, welche von den Weibern der alten Heroen an ihre Gatten gerichtet sind; doch sind auch einige Briefe von Männern, die nicht zu den Heroen gezählt werden, an ihre Geliebten und ein Brief von der Dichterin Sappho an Phaen darunter. Der Hauptinhalt der Heroiden ist klagende Liebe, aber unter den mannichfaltigsten Lagen und Umständen geschildert: nicht selten erhebt sich der elegische Ton bis zum tragischen, und enthält alles Feuer und alle Kraft des letztern. An die Kunst zu lieben schließt sich ein Gedicht: Mittel gegen die Liebe (Remedia amoris liber I.) betitelt, an, dessen Zweck ist, den Verliebten von seiner Leidenschaft zurückzubringen und sein Herz zu heilen. Von ganz anderm Inhalte sind seine Klagelieder, die er während seines Exils geschrieben hat, sie enthalten trostlose Klagen des durch sein Unglück völlig niedergeschlagenen Dichters, die nur zu oft durch mäßige Beispiele, Bilder und Vergleichungen unterbrochen werden, wodurch er die Theilnehmung von dem Hauptgegenstande auf Nebendinge hinleitet. Das letzte Hauptgedicht Ovids sind seine Fastorum libri IV, dem Germanikus Cäsar zugeeignet. Der Inhalt ist größtentheils erzählend und das Versmaß elegisch. Der Zweck des Dichters ist, den Ursprung und die Feier der römischen Feste in der Reihe, wie sie in dem Laufe eines Jahres eintreten, zu beschreiben und den Auf- und Untergang der Gestirne kurz zu bemerken. Einige andere kleinere Gedichte werde ihm mit Unrecht zugeschrieben, z. B. de philomela, de pulice. Aber manches Echte ist auch verloren gegangen, worunter vorzüglich sein Trauerspiel Medea zu bemerken ist. Von den Ausgaben aller Gedichte des Ovid merken wir als die vornehmste diejenige an, welche Nicolaus Heinsius nach einer sehr sorgfältigen Revision des Textes veranstaltete, Amsterdam 1661. 12. vol. III. und die aufs neue verbesserte und mit vortrefflichen Anmerkungen bereicherte von P. Burmann, welche 1727 in 4. in 4 Bänden heraus kam. Von den Metamorphosen hat Rode (Berlin 1791) eine deutsche Uebersetzung mit Anmerkungen geliefert. Die schönsten Stellen eben dieses Gedichts hat J. H. Voß mit gewohnter Kunstfertigkeit metrisch ins Deutsche übertragen: Verwandlungen nach Ovid, Berlin 1798.

Owaihi, die größte der Sandwichsinseln, 1794 von den Engländern, jedoch der bisher bestandenen Regierungs- und Religionsverfassung unbeschadet, in Besitz genommen. Sie hat 219 Q. Meilen, 120.000 Einw. und mehrere hohe Berge, z. B. Kotzebue 14.802, Mauna Koah 13.080 und Mauna Werorai 10.122 Fuß hoch, auch mit Schnee bedeckt, und scheint ihre Entstehung oder doch ihre Gestaltung vulkanischem Feuer zu verdanken. Sie ist in 6 Bezirke getheilt; Amakua durch den Mauna-Roa getrennt von Ahidu in W., Apuna in S. W., Kau in S. O., Akuna, wo die Bai Karakakua und Koarro in O. Neuerlich ist hier eine Zuckerraffinerie und Baumwollspinnerei angelegt worden. Auf dieser Insel ward Cook am 14 Febr. 1779 getödtet. S. d. Art. Sandwichsinseln.

Owen (Henry), Theolog, geb. um 1719 in der Grafschaft Merioneth, starb den 14. Oct. 1795 als Oberpfarrer der St. Olaveskirche in London und Vicar von Edmonton in Middlesex, berühmt durch mehrere gehaltvolle

Schriften über die Bibel, und anderes. — 2) (John), lateinisch Audaenus, geb. zu Armon in der Grafschaft Caernarvon in Wales, studirte zu Oxford, wurde aus Armuth 1591 Schullehrer zu Tryleigh und 1594 zu Warwich und starb 1622. Man hat von ihm: Epigr. lib. I. London 1612. 8. Basel 1765. 8. Deutsch von Val. Löber, Jena 1661. 12., Paris 1794. 2 Bde. 12. von Didot., Leipzig 1813. 8. von Jördens. Sie zeichnen sich durch Eigenthümlichkeit, treffenden und beißenden, nur bisweilen in Gezungenheit und Schmutzigkeiten ausartenden, Witz, tiefe Menschenkenntniß, und eine lebendige und höchst korrekte Sprache aus.

Oxenstierna (Axel, Graf von), berühmter schwedischer Staatsmann und Kanzler, geb. zu Fanoe in Upland, studirte zu Rostock, Wittenberg und Jena alte Sprachen und Theologie, wozu er nach eignem und seiner Eltern Wunsche sich bestimmt hatte. Nachdem er mehrere deutsche Höfe besucht hatte, kehrte er 1602 von Karl IX. mit allen andern im Auslande befindlichen Schweden zurückberufen, nach Schweden zurück, erhielt Anstellung und wurde 1606 Gesandter an dem meklenburgischen Hofe. Die Talente, die er bei dieser Gelegenheit entwickelte, bewogen Karl IX. ihn 1608 in den Senat zu berufen und bei Abnahme seiner Kräfte 1609 an die Spitze der Regentschaft zu stellen. Gustav Adolph ernannte ihn gleich bei seiner Thronbesteigung (1612) zum Kanzler und ersten Minister, und als solcher schloß er im folgenden Jahre einen Frieden mit Dänemark, begleitete auch den König auf einer Reise nach Deutschland, und beendigte die Feindseligkeiten mit Rußland durch den Frieden von Stolborn. Auch nahm er an dem polnischen Kriege den thätigsten Antheil und war Generalgouverneur aller durch schwedische Waffen unterworfenen Distrikte. Um Wallensteins Plan zu vereiteln, an der Ostseeküste ein eignes oder ein östreichisches Reich zu errichten, unterhandelte er mit Pommern und Dänemark, um die Erlaubniß, Stralsund mit einer schwedischen Besatzung versehen zu dürfen, so wie er kurz darauf durch französische und englische Vermittlung einen 6jährigen Waffenstillstand mit Polen zu Stande brachte, der dem König freien Spielraum ließ, seine siegreichen Waffen gegen Wallenstein und Tilly zu wenden. Er begleitete hierauf Gustav Adolph nach Deutschland, und befand sich, als derselbe bei Lützen fiel, in Süddeutschland, um die zerstreutliegenden schwedischen Truppen zu sammeln und dem König zuzuführen. Er übernahm nun allein die Führung der schwedischen Angelegenheiten, besprach sich mit dem Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg, erneuerte alte und schloß neue Bündnisse mit den verschiedenen protestantischen Fürsten, und wurde auf dem Congresse zu Heilbron als Direktor des evangelischen Bundes allgemein anerkannt. Während er indeß Frankreichs Eifersucht durch eine Reise nach Paris zu beseitigen und mit Holland ein Bündniß zu Stande zu bringen suchte, veränderte die unglückliche Nördlinger Schlacht und der kurz darauf geschlossene Prager Friede, dem fast alle protestantischen Fürste beitraten, gar sehr die glänzenden Aussichten Schwedens. Dennoch verzweifelte er nicht an Mitteln zur Rettung. Er dämpfte daher zuerst die Gährungen unter den Truppen, traf alle möglichen Vorsichtsmaßregeln gegen den Andrang der Feinde, kehrte darauf 1636 nach Schweden zurück und führte daselbst, bis die Königin Christine für volljährig erklärt worden war, mit dem größten Ruhme das Staatsruder. Im folgenden Jahre schloß er mit Dänemark den Frieden zu Bremsebrö und erhielt von der Königin die Grafenwürde, so wie die eines Kanzlers der Universität Upsala. Obgleich ihm in den letzten Jahren seines Lebens manche Unannehmlichkeit daraus erwuchs, daß seine klügsten Maßregeln und weisesten Entwürfe von Uebelwollenden bekrittelt und ihm Pläne Schuld gegeben wurden, an die er nie gedacht (z. B., daß er seinem Sohne Johann, der als schwedischer Gesandter die westphalischen Friedens-

unterhandlungen leitete, die Hand Christinens verschaffen wollte), so erwuchs ihm doch der ärgste Kummer, als die Königin Christine ihre Krone niederlegte. Er zog sich deßhalb von den Staatsgeschäften zurück und starb 1654. — 2) (Benedikt, Graf von), schwedischer Kanzler und Minister der auswärtigen Angelegenheiten, geb. zu Mörby in Upland den 16. Juli 1623, ein Sohn von Gabriel Bengthon Oxenstierna, der 1651 in den Grafenstand erhoben und als Reichsadmiral gestorben war, bildete sich in Upsala und auf Reisen, wohnte dem westphälischen Friedenskongresse bei und ward Bevollmächtigter bei der Friedensexekution zu Nürnberg. Nachdem er dem Gesandtschaftsposten an verschiedenen Höfen vorgestanden, wurde er Präsident des hohen Tribunals zu Wismar und stieg von dieser Stelle bis zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten (1630). Rastlos war er bemüht, seinem Vaterlande äußere Ruhe zu sichern und suchte deßhalb das geschlossene Bündniß mit Frankreich nach und nach zu lösen. Er st. den 12. Juli 1702, nachdem er sich als Kanzler der Universität Upsala auch um diese Anstalt groß.s Verdienst erworben hatte.

Oxford ist eine der schönsten Städte Englands, liegt in der Grafschaft gleiches Namens, an dem Isis, welcher einige Meilen weiter unter, nachdem er den Bach Thames aufgenommen, diesen letzten Namen führt. Sie zählt 15.000 Einw. Die Gebäude der Universität nehmen wohl die Hälfte der Stadt ein. Unter diesen Gebäuden ist kein einziges schlecht, die meisten höchst ansehnlich, und einige, namentlich Christkollege, gehören zu den herrlichsten Denkmälern gothischer Baukunst. Ein Gebäude verdient vor allen andern erwähnt zu werden, die Public Schools, es enthält außer vielen öffentlichen Hörsälen die große gemeinschaftliche Universitätsbibliothek, auch die Bolevanische, von ihrem Stifter († 1612) benannt; sie enthält einige hunderttaus. Bücher und an 30.000 Manuscripte; doch wird kein Buch außer dem Hause verliehen. Außerdem hat noch jedes Collegio seine eigne, oft sehr bedeutende Bibliothek. In demselben Gebäude befinden sich noch: eine Antiken-Sammlung, besonders reich an Inschriften; eine bedeutende Gemäldegallerie und eine Münzensammlung. Das sogenannte Sheldonsche Theater ist in ein Gestalt der röm. Theater, von dem berühmten Wren erbautes, zu öffentlichen Verhandlungen bestimmtes Gebäude. Aus der Erbschaft des im vorigen Jahrhunderte verstorbenen Doktor Radcliff ist hier ein prächtiges Gebäude mit einer ansehnlichen Bibliothek errichtet, zu der aber, da sie nicht zur Universität gehört, Niemand den Zutritt hat, und eine Sternwarte, die an Schönheit des Gebäudes und der Instrumente die erste in der Welt ist, aber auch diese gehört nicht zur Universität. Die Stiftung der Universität zu Oxford verliert sich in das höchste Alterthum; schon im 13. Jahrhundert war sie wahrscheinlich vorhanden, wenn gleich nicht in der Form und Ausdehnung, welche sie späterhin erhielt. Die Verfassung dieser Universität ist etwas höchst Verwickeltes und weicht gänzlich von der deutschen ab. Sie, weder vom Staate, noch von Königen, sondern größtentheils von Privatleuten gestiftet, ist daher von der Regierung beinahe völlig unabhängig, regieret sich nach ihren eignen Gesetzen und zerfällt in mehrere Collegien, oder Stiftungen, die wieder jedes seine besondere Verfassung hat. Vgl. d. A. Colleges. Jedes Collegium hat seine eigne Gebäude ꝛc. An seiner Spitze steht ein Vorsteher, der über die eigentlichen Mitglieder (Fellows) eine gewisse Aufsicht führt. Diese Fellows haben alle eine anständige Wohnung im Collegio, einen gemeinschaftlichen Tisch und noch mehr oder minder bedeutende Einkünfte. Wer vier Jahre im Collegio gewohnt hat, kann es verlassen, behält seine Einkünfte, die von Jahr zu Jahr zunehmen, vermiethet seine Wohnung und lebt wo er will; er verliert seine Stelle (Fellowship) nur wenn er heirathet oder eine Pfarrei annimmt. Manche bleiben seit Lebens im Collegio.

Die eigentlichen Mitglieder dieser englischen Universität haben also wahre lebenslängliche Pfründen, die selbst der Staat ihnen nicht rauben kann. Alle übrige Schüler, die nicht Fellows sind, keine solche Pfründe haben und für ihr Geld leben, müssen dennoch im Collegio wohnen, und alle ohne Ausnahme, Fellows und andere, müssen täglich einem Gottesdienste beiwohnen und dürfe keine Nacht außer dem Hause zubringen. Solcher Collegien sind in Oxford 20 und zählen zusammen über 1000 ordentliche Mitglieder, ohne die unabhängigen Schüler. Nach diesen vier Jahren wird der Schüler Bakkulaureus der Künste und nun erst hört er bei den Professoren Collegia über die Fakultätswissenschaften, die aber hier äußerst kurz, gewöhnlich in 20—30 Stunden, abgefertigt werden.

Oxyd, jede Verbindung eines Körpers mit Sauerstoff, welche keine Zeichen einer Säure an sich trägt. Gewöhnlich wird dieser Ausdruck auf die metallischen Kalke angewendet, welche durchgängig sauerstoffhaltige Metalle sind. Diese Verbindung (Oxydation) wird bei den unedlen Metallen durch bloßes Rösten, Glühen oder langes Schmelzen erreicht, während welcher sie dann den Sauerstoff aus der Luft anziehen und sich oxydiren. Edlen Metallen kann jedoch der Sauerstoff nur durch Auflösung in starken Säuren gegeben werden, aus denen sie nochmals als Oxyde durch Alkalien wieder abgeschieden werden müssen.

Oxydation nennt der Chemiker jede Verbindung eines Körpers mit Sauerstoff, das Produkt möge sauer oder nicht seyn; weil ferner jede solche Vereinigung nur durch Abscheidung von Licht und Wärme (d. i. Verbrennung) geschehen kann, so gehört die Oxydation zu den Verbrennungen. Jeder einfache verbrennliche Körper kann sich mit Sauerstoff in verschiedenen Verhältnissen verbinden, so daß die Menge des Sauerstoffes in der niedrigsten Verbindung zu 1 angenommen, in der zweiten gewöhnlich 1 ½ Mal so viel ist, in der dritten auf 2 steigt u. s. w. Die Vereinigung liefert in jeder Verbindungs- oder Oxydationsstufe ein von den andern verschiedenes Produkt, was für sich unverändert besteht und besondere chemische und physische Eigenschaften behält, so lange bis es durch chemische, neue Einflüsse wieder verändert wird. Sind die Produkte Oxyde, so bekommt das auf der niedrigsten Stufe den Namen Oxydul Protoxyd, oder auch Vorgeelt; das zweite Deutoxyd, Zwiegelt; das dritte Tritoxyd, Drittgeelt; das auf der höchsten Stufe befindliche heißt vollkommenes Oxyd, Peroxyd, Vollgeelt. Sind die Produkte sauer, so verändern sich die Namen (s. Säure). Metallisches Blei mit Sauerstoff zum Oxydul verbunden stellt pulverig und gelb (Massicot) aus, als Zwieegelt ist es roth und schuppig-glänzend (Mennige), als Vollgeelt aber flohfarben und in Säuern unauflöslich, während an den niedrigern Oxyden Auflöslichkeit bemerkt wird. Man bemerkt ebenfalls, das mehrere brennliche Körper in den niedrigen Stufen Oxyde geben, aber in den höhern saure Produkte liefern, z. E. Spießglanzoxydul hat die Eigenschaften eines basischen Körpers, gleich andern Metalloxyden, das zweite höhere Oxyd ist schon sauer, die vollkommene Verbindung mit Sauerstoff ist es noch in größerm Grade. Die künstliche Wegnahme des Sauerstoffs aus den Oxyden wird Desoxydation, Reduktion, Entgeltung genannt.

P.

P, auf franz. Münzen das Zeichen der Münzstadt Dijon; 2) i. d. T. K. piano oder schwach; 3) bezeichnet es die Pandekten; 4) in Wechselsachen so viel als protestiren; 5) so viel als pro oder per als p. c. pro oder per cento; 6) auf Recepten pugillus oder so viel als man zwischen drei Fingern fassen kann. P. ae. Partes aequales, gleiche Theile. In Briefen als Ueberschrift praemissis praemittendis d. h. mit Voraussetzung der weggelassenen Titulatur und andern Formalien; p. p. p. passe par Paris wird von dem Postamte außen auf diejenigen Briefe gesetzt, welche durch Paris gegangen sind; P. S. Post Scriptum, Nachschrift; p. pagina (die Blattseite), auch pars (der Theil) P. Ima. pars prima. Als Zahlzeichen drückte vor Alters P. 400 und mit einem Striche darüber die Summe von 400.000 aus. P. M. Pro memoria oder pondus medicinale (Apothekergewicht), p. c. pondus civile (bürgerl. Gewicht, das Pfund zu 32 Loth).

Päan, Päëon, Paion. Päëon, der Heilende, ist bei Homer der Name des Götterarztes, wurde aber später Beiname mehrerer Heilgötter, des Aeskulapius, des Apollo, den selbst noch Hesiodus nicht als Päëon kennt und Solons Zeiten unterschieden, die orphischen Gedichte aber mit jenem zuerst verschmelzen. Wir finden auch eine Minerva Päonia, obgleich späterhin vorzüglich Apollo diesen Beinamen erhielt (Apollo, Vater des Aeskulapius), so wie Helius, Sol, nachdem Apollo nun Sonnengott geworden. Auch die dem Apollo gesungenen festlichen Hymnen hießen Päane.

Pädagog war bei den Alten ein Aufseher über die Kinder, welcher sie überall begleiten, ihnen gute Lehren geben und das Beispiel ihrer Ahnen zur Nacheiferung empfehlen mußte. Nicht selten waren es Leute aus dem niedrigsten Pöbel. Jetzt ist dieses Wort völlig gleichbedeutend mit Erzieher; — Pädagogik — pädagogisch — Pädagogium, Erziehungsanstalt. Pädagogist, Zögling einer Erziehungsanstalt.

Pädagogik, die Theorie der Erziehungskunst, oder der Kunst, Kinder und junge Menschen (denn das Erziehen paßt nur auf Menschen) in den Jahren der Jugend so zu behandeln, daß die Entwickelung ihrer gesammten Seelen- und Geisteskräfte, wozu die Natur diese Jahre bestimmt hat, nicht nur nicht gestört, sondern befördert werde. Die Pädagogik ist daher fast nichts anders, als eine angewandte Psychologie; denn nirgends als durch Psychologie lernt man die Seelen- und Geisteskräfte des Menschen kennen, und ohne diese Kenntniß ist die richtige Einwirkung auf dieselben unmöglich. Die Pädagogik wird nun in zwei Haupttheile abgetheilt, in die bloße Pädagogik und in die Didaktik. Die erste beschäftigt sich mit der Sorge für Bildung eines Charakters in dem jungen Menschen; sie berücksichtiget das, was nicht durch Kenntnisse und Regeln, sondern durch Entschluß und Angewöhnung eigen gemacht werden muß. Die zweite aber berücksichtiget die Kenntnisse. Es ist nämlich theils unmöglich, daß die Seelenkräfte sich ohne Erwerbung von Kenntnissen entwickeln können, theils aber bedarf auch der junge Mensch, wenn er seinen Erzieher verläßt und als angehendes aktives

Gottesfreund, der Pfaffen Feind; der Thurm der Domkirche brannte am 11. Juni 1815, vom Blitze getroffen, ab, so wie vor 800 Jahren auf eine ähnliche Weise die ganze Stadt); Collegiatkirche zum Busdorf mit Blasius Gebeinen, zwei andere katholische und eine lutherische Kirche, Synagoge, zwei Mönchs- und ein Nonnenkloster, letzteres mit einer Unterrichtsanstalt, Kranken-, Waisen-, Arbeits- und sechs Armenhäuser; Sitz des Oberlandesgerichts des Bezirks Minden und eines Bisthums; Domkapitel, Gymnasium, Hebammenanstalt, Gränzpostamt, die 1592 von dem Fürsten und Bischof Theodor von Fürstenberg gestiftete, vom Papste Paul V. und Kaiser Mathias bestätigte und 1623 feierlich eingeweihte Universität, Theodoriana genannt, hatte nur eine theologische und philosophische Fakultät, und wurde 1819 aufgehoben; der Fonds wird zur Verbesserung des Gymnasiums in Paderborn und des theologischen allgemeinen wissenschaftlichen Cursus in Münster für die künftigen Geistlichen der münsterischen Diöcese verwendet. Die Stadt war sonst eine Hansestadt und hatte reichsstädtische Freiheiten; in der Folge aber wurde sie dem Bischofe und Domkapitel unterworfen, und war die Hauptstadt des Bisthums Paderborn, das durch rauhe Berge, die Egge genannt, in den vor- oder unterwaldischen und in den oberwaldischen Distrikt eingetheilt wurde. Im Jahre 1802 wurde das Land als Entschädigung dem König von Preußen überlassen; seit 1807 gehörte es zum Departement der Fulda des Königreichs Westphalen, und wurde 1814 wieder von Preußen in Besitz genommen. Der Kreis Paderborn enthält 9½ Quadratmeilen und 23.592 Einwohner.

Padischah, der Titel, den der türkische Kaiser sich selbst beilegt. Er ist aus den Wörtern Pad, Beschützer oder Thron, und Schah, Fürst, zusammengesetzt. Vormals ertheilten ihn die türkischen Kaiser unter den christlichen Monarchen nur den Königen von Frankreich, da sie die andern Monarchen nur Kral nannten; jetzt geben sie den Titel Padischah auch dem östreichischen und russischen Kaiser.

Padua, Padova, Provinz des Gouvernements Venedig im lombardisch-venezianischen Königreich, enthält 40 Quadratmeilen, 238.051 Einwohner, zwölf Distrikte, Padua, Mirano, Noale, Tevilo, Bartaglia, Montagnana, Este, Monselice, Consalve, Piove, 104 Gemeinden und die Hauptstadt Padua 29° 32′ 30″ L. 45° 23′ 40′ 77½ Meilen von Augsburg, an dem Bachiglione, durch die Lagunen und durch den sich hier mit dem Piarego vereinigenden Kanal von Monselice mit der Etsch verbunden. Sie hat die Gestalt eines 1735 Schritt langen und 1450 breiten Dreiecks, wird in die innere und äußere Stadt abgetheilt, hat Mauern, Bastionen und Graben, sieben Thore, enge, schlecht gepflasterte Straßen, die auf beiden Seiten Reihen von bedeckten Gängen haben, 6000 Häuser und 46.609 Einwohner, wovon die Juden in einem besondern Stadttheile wohnen. Merkwürdige Gebäude sind: der Palazzo della ragione (Rathhaus, mit einem 256 langen und 84 Fuß breiten säulenfreien Saale, wo ein Denkmal des hier gebornen römischen Geschichtschreibers, Tit. Livius) der Palazzo del Podesta (mit der Stadtbibliothek und vielen Brustbildern, Bildnissen und Wappen), Palazzo di Sorunza ꝛc., die Kathedralkirche mit 100.000 Scudi Einkünfte, und dem Bilde Petrarkas, der bei ihr Domherr war, und ihr einen Theil seiner Bibliothek vermachte, 26 Pfarr- und 45 Klosterkirchen, unter denen die dem heiligen Antonius von Padua gewidmete Franciskanerkirche Chiesa del Santo, vor welcher eine Bildsäule zu Pferde des berühmten venezianischen Generals Gattamelata, von Narni verfertigt, und die 306 Fuß lange, 252 Fuß breite und 133 Fuß hohe schöne Kirche des Benediktinerklosters St. Justina, mit einer schätzbaren Bibliothek; das Schauspielhaus, das vermeintliche Grab des trojanischen Helden Antenor,

die schöne Piazza di Nobili, der Prato della Valle (sonst Campus martius), der Triumphbogen neben dem Kirchhofe des Doms (ein Werk von della Scala), 16 Hospitäler ꝛc. Sitz der königl. Delegation und Provinzialkongregation, eines Bischofs, des bischöflichen Seminars, zur Bildung von 100 jungen Geistlichen, mit einer Buchdruckerei von lateinischen, griechischen, hebräischen und morgenländischen Schriften, deren Ertrag der Stiftung zu Gute kommt, des Gerichtshofes und des venezianischen Generalmilitärkommando's. Die Universität ist von Kaiser Friedrich II. gestiftet, und hat 45 Professoren, 300 (im Mittelalter 2—3000) Studenten, das schöne Universitätsgebäude Palazzo degli studii mit den Bildnissen und Wappen der berühmtesten Professoren, zwölf zerstreut liegende Collegien, Sternwarte auf dem alten Schlosse, anatomisches Theater, botanischen Garten, Sammlung von physikalischen Instrumenten, chemisch-pharmazeutisches Laboratorium, chirurgisch-klinisches Institut, pathologisches Kabinet ꝛc.; in der medizinischen Fakultät können auch Türken und Juden Doktoren werden, und deutsche Protestanten, die sich vor ihrem Tode bei der Universität immatrikuliren ließen, haben die Erlaubniß, sich in die Klöster begraben zu lassen. Griechisches Gymnasium, Handwerkschule, Abtheilung des königl. Instituts der Wissenschaften und Künste, Ackerbaugesellschaft und viele Fabriken.

Pagode ist 1) eine ostindische Goldmünze in Bisapur, Golkonda, Carnatik ꝛc., die sowohl von indischen Fürsten, als v. Engländern, Franzosen und Niederländern ausgeprägt und von dem aufgeprägten Götzenbild genannt wird. Sie ist klein, wie ein Silberpfennig, oder dick, und führt ein stehendes oder sitzendes Götzenbild im Gepräge, auch wohl drei, ein großes in der Mitte und kleine zur Seite. Von ähnlichem Gepräge hat man auch halbe, die noch kleiner sind. Die englischen sind mit einem Stern, die französischen von Pondichery mit einem Sichelmonde, die niederländischen mit dem Zeichen der Compagnie versehen. Im Werth sind sie sich nicht gleich; die französ. halten 22 Karat, die von Madras und Negapatnam nur 21 Karat. Beide Sorten sind ein Quentchen schwer, stehen aber wegen der brittischen Uebermacht in gleichem Werthe. Man rechnet sie durch einander zu 8 Livres, 7 Sous, 6 Deniers, oder $3\frac{1}{4}$—$3\frac{1}{2}$ Rupien, oder 25—30 Fanam; 2 Thlr. 3—12 gr. Conv. 2) Die Göttertempel der Hindus und anderer Religionsverwandten in Südasien, z. B. China und Ostindien, mit Ausnahme der Muhamedaner daselbst, deren Tempel Moscheen (s. d. A.) heißen. Diese aus Steinen und Holz erbauten Tempel stehen auf einem freien, mit Obelisken, Säulen ꝛc. verzierten Platze, stellen gewöhnlich ein Kreuz vor, dessen vier Enden von gleicher Länge sind, und haben oben ein hohes thurmähnliches Dach mit mehrern Absätzen. Im Innern findet man viele Kostbarkeiten, Altäre und die Bildsäulen der Götter, die auch Pagoden heißen, gemeiniglich von gebrannter Erde, unförmlich, ohne allen Ausdruck gebildet und reich vergoldet, entweder nackt oder bekleidet, stehend oder mit gekreuzten Beinen sitzend. Der Gottesdienst besteht in Opfern und Geschenken, religiösen Tänzen und Gesängen, auch werden Wallfahrten dahin angestellt. Die vornehmsten sind in Jaggrenat, in Orira, Benares, Siam und Pegu.

Paine (Thomas) war zu Thetford in der Grafschaft Norfolk in England 1737 geb. Sein Vater wollte ihn zum Gewerbe des Bürstenmachers, das er betrieb, erziehen. Paine mußte einige Zeit dem Willen des Vaters gehorchen, doch bald ward er Zollbeamter und Verwalter einer Tabaksfabrik. Es war ihm aber unmöglich, hinlänglichen Unterhalt für seine Familie zu verdienen; er mußte Schulden machen, verlor 1774 seine Stelle und verfiel in die drückendste Armuth. Ohne Aussichten in England, ging er nach Amerika, und ward zu Philadelphia von einem Buchhändler gut aufgenommen. 1776 gab er seine

Schrift: common sens (gesunde Vernunft) heraus. Sie erregte Aufsehen, denn ihr Gegenstand war das merkwürdigste politische Phoenomen der damaligen Zeit, die vereinigten Staaten, und das Buch war mit wirklich gesunder Vernunft ohne metaphysische Spekulation geschrieben. Hierauf erhielt Paine vom Kongresse die Stelle eines Sekretärs bei den auswärtigen Angelegenheiten und ward Washingtons und Franklins Freund. 1786 ging er nach Frankreich und von dort nach seinem Vaterlande. Hier gab er 1791 die Menschenrechte, eine gegen Burke's Grundsätze über die franz. Revolution gerichtete Schrift heraus. Das Jahr darauf erwählte ihn das Departement von Pas de Calais zum Repräsentanten beim Nationalkonvent. In dieser stürmischen Versammlung betrug er sich mit Würde und Klugheit; er stimmte nicht für den Tod des Königs, und ward v. der Bergpartei angefeindet; 1793 löschte Robespierre seinen Namen als Ausländer von der Liste der Konventsdeputirten und warf ihn ins Gefängniß. Die nordamerikanische Regierung verlangte seine Freilassung, die er aber erst im Dezember des folgenden Jahres erhielt und wieder in den Konvent trat. Als dieser 1795 auseinander ging, zog er sich zurück und widmete sich dem Studium der Statistik. 1796 schrieb er ein Buch über den Verfall der englischen Finanzen. 1802 kehrte er nach Amerika zurück, weil ihm die napoleonische Regierung keine Stelle gab, und starb dort 1809.

Pairs, Peers, d. i. Gleiche, heißen in Großbritannien die Erzbischöfe, Herzoge, Marquis, Grafen, Vicomtes und Barone, die in dem Oberhause des Parlaments sitzen, das daher auch die Kammer der Pairs genannt wird. Sie haben den Titel Mylord, sind erbliche königliche geheime Räthe, können nicht arretirt werden, außer wegen Hochverraths, sind von ihren Viktualien postfrei, schwören nicht den Eid of Allegiance und Supremacy oder sonst einen Eid, sondern bekräftigen ihre Aussage nur mit ihrer Ehre; ihre Häuser sind von aller Jurisdiktion frei und sie können nur von Pairs des Reichs gerichtet werden. Vergl. England. Die Pairs in Frankreich waren ehemals zwölf Herren und unmittelbare Kronvasallen, die Richter in Staatsstreitigkeiten waren und den Gerichtshof von Frankreich, der auch der königliche hieß, bildeten. Außer diesen alten zwölf Pairien hatten die Könige später noch zwölf neuere errichtet. Sie wurden in geistliche und weltliche eingetheilt. Die geistlichen waren die Erzbischöfe von Rheims (erster Pair und Primas des Reichs) und Paris; die Bischöfe von Langres und Laon, die Herzoge und Pairs, und die Bischöfe von Beauvais, Noyon und Chalons an der Marne, die Grafen und Pairs waren, und nach der Zeit ihrer Erhebung zur geistlichen Würde den Rang unter sich hatten. Die weltlichen Pairs waren die Herzoge von Burgund, Normandie und Guienne, und die Grafen von Flandern, Toulouse und Champagne. Die zwölf Pairs sollten in Lehnssachen Recht sprechen, unter den Vasallen die Streitigkeiten entscheiden und bei der königlichen Salbung und Krönung erscheinen, wo sie verschiedene Aemter verrichteten. Da aber die 6 weltlichen zu der Krone gezogen wurden, so erwählte man bei diesen Feierlichkeiten allemal sechs der vornehmsten Herren, welche diese Stelle vertraten. Die Prinzen von Geblüt und die legitimirten Prinzen waren geborne Pairs, d. i. sie hatten alle Vorzüge und Rechte der Pairwürde, sobald sie das 20. Jahr erreicht hatten. Die Pairs hatten Sitz und Stimme im Parlament von Paris und wohnten bei wichtigen öffentlichen Vorfällen den Versammlungen desselben bei. Mit der Revolution verschwand die Pairwürde, und erst von Ludwig XVIII. wurde sie wieder hergestellt. Das Haus der Pairs wird nach der neuen Verfassung vom König zugleich mit dem Hause der Deputirten zusammen berufen, und die Sitzung des einen beginnt und hört auf mit der Sitzung des andern; jede Versammlung des Hauses der Pairs zu einer

andern Zeit ist für gesetzwidrig anzusehen. Die Ernennung der Pairs kommt dem König zu; ihre Zahl ist unbestimmt: der König kann die Würden verändern, auf Lebenslang ernennen und erblich machen. Die Pairs können mit dem 25. Jahre ins Haus treten, erlangen aber erst mit dem 30. das Stimmrecht. Die Mitglieder der königlichen Familie und die Prinzen von Geblüte sind geborne Pairs, haben ihren Platz gleich nach dem Präsidenten und sind nur mit dem 25. Jahre stimmfähig; doch können sie nicht eher ihren Sitz einnehmen, als bis der König es befohlen, und beim Anfange jeder Sitzung sie durch eine besondere Botschaft dazu eingeladen; widrigenfalls ist Alles, was in ihrem Beiseyn geschah, für nichtig anzusehen. Alle Berathschlagungen des Hauses der Pairs werden geheim gehalten. Das Haus der Pairs untersucht die Hochverrathsverbrechen und die Attentate gegen die Sicherheit des Staats. Kein Pair kann anders, als mit Bewilligung des Hauses verhaftet und nur von demselben peinlich gerichtet werden. Im April 1819 waren 265 Pairs, von denen aber nur 238 Sitz in der Kammer hatten, da 28 minderjährig waren, oder Stellen an auswärtigen Höfen bekleideten.

Paladine waren jene berühmten irrenden Ritter, die überall Gelegenheit suchten, ihre Tapferkeit und Galanterie zu zeigen; Liebe und Waffenthaten waren das Ziel ihres Lebens, und sie zogen das Schwert eben so gern, die unterdrückte Unschuld zu schützen, als für die Schönheit der Dame ihres Herzens auf Tod und Leben sich zu schlagen. Der erste Gründer der irrenden Ritterschaft soll nach den Romanziers der englische König Arthus (s. d. Art.) gewesen seyn. Unter den zwölf Rittern der Tafelrunde zeichnete sich vor Allen der schöne Lancelot vom See (s. d. Art.) aus. Karl der Große hatte nicht weniger eine glänzende Schaar Paladine um sich; sein Neffe, Roland, war unter ihnen der berühmteste. Man leitet das Wort Paladin bald von Palatinus (Pfalzgraf), bald von Palus, einem Spieße, einem Hauptstücke der Angriffsrüstung der damaligen Krieger, her.

Palais Royal in Paris, s. Paris.

Palamedes, Sohn des Königs Nauplius von Euboea. Er war es, der die Verstellung des Ulysses, welcher den Wahnsinnigen spielte, um nicht in den Krieg nach Troja zu ziehen, entdeckte, indem er dessen noch in der Wiege liegenden Sohn, Telemach, vor die Schar des Pfluges legte, den der sich toll stellende Ulysses leitete. Ulysses lief alsbald hinzu, um den Sohn vor Gefahr zu bergen. Im Lager vor Troja verbarg Ulysses, um sich an ihm zu rächen, eine Summe Geldes, die, wie er behauptete, von ihm gestohlen worden sey, und ließ ihn steinigen. Man glaubt, daß Palamedes während der Belagerung das Schachspiel und die Würfel erfunden habe, und noch außerdem Maß und Gewicht.

Palaemon, s. Melicertes.

Palankin oder Palki, eine Art von Sänfte, die in Indien gebräuchlich ist. Sie hat auf zwei Seiten ein kleines, sechs Zoll hohes Geländer, und ein Kopfbret, wie an einer Wiege. Das Palki ist mit Stricken an ein langes Stück Bambusholz befestigt, das 4 bis 5 Zoll im Durchmesser hat, in der Mitte gekrümmt ist, und von zwei oder mehrern starken Männern auf den Schultern getragen wird. Die Palkis sind mehr oder weniger geschmückt, je nachdem der Eigenthümer mehr oder weniger Rang und Vermögen besitzt. Bei schlechtem Wetter werden sie mit Wachstuch bedeckt. Die Personen, welche sich darin tragen lassen, liegen auf Polstern oder Teppichen. Wenn Frauen darin sind, so werden sie durch Vorhänge verborgen. Der Bambusstab, woran das Palankin hängt, kostet zuweilen gegen 150 Thaler. Die Träger aber nehmen monatlich nicht mehr als ungefähr 3 Thaler.

Palaos- od. Pelowinseln, Inselgruppe in Asien östl. von Magindanao, 147—153° O. L. 5—9° N. B. sämmtlich lang und schmal, von mittelmäßiger Höhe, und von der Westseite von einem Korallenriff umschlossen, das sich dem Lande nicht über 2—3 Seemeilen nähert und sich nicht über 5—6 Meilen davon entfernt. Sie sind reich an Ebenholz, giftigen Manschinellbäumen, Kohlpalmen, Betel, Kokos, Palmen (die von ferne wie Masten, spanisch Palos, aussehen, und den Inseln den Namen geben), Jambusen, Carambolabäumen, Citronen, Pomeranzen, Yams, Arekanüssen, Pisangs, Zucker, Catappanüssen, Brotfrucht, Bambusrohr, Bauholz, Katzen, Ratten, Vampyren, Hühnern, Tauben, Fischen, Schalthieren ꝛc.; seit dem Besuche der Engländer auch Getreide, Rinder, Schweine, Gänse, Enten, Hühner ꝛc. Die 60.000 Einwohner sind dunkelfarbig und haben eine weiche, von Kokosöl glänzende Haut, mittelmäßige Statur, muskulösen Körperbau, langes schwarzes Haar, vom Betelkauen völlig schwarze Zähne und sind friedfertig und gutmüthig. Die Männer gehen nackt, die Weiber tragen eine 11 Zoll lange, von den Fasern der Kokosnußschale gemachte und gelb gefärbte Pagne. Ihre Nahrung besteht in Vegetabilien und Fischen, die Wohnung in viereckigen kleinen hölzernen Gebäuden, die auf einem steinernen Grunde ruhen. Ihre Beile sind von den stärksten Theilen der Chamamuschel gemacht; aus den Schildkrötenschalen machen sie Löffel, Ohrgehänge, Armbänder. Ihre Hauptwaffe ist der an 12 Fuß lange Speer aus Bambusrohr mit einer Spitze aus sehr hartem Holze; auch des Wurfspießes bedienen sie sich mit großer Geschicklichkeit. Die Canots bestehen aus ausgehölten Baumstämmen, sind roth bemalt, fassen 25—30 Menschen, und haben dreieckige Segel von Matten. Sie haben mehrere Könige, die Rupacks (Wessire und Kriegsanführer) zur Seite haben, einen Adel und eine arbeitende Klasse. Der König ertheilt und entzieht den Orden des beinernen Armringes. Er ist der allgemeine Grundherr des Landes; seinen Unterthanen gehören nur die Früchte ihrer Arbeit, ihre Häuser und Geräthschaften. Wählen sie einen andern Wohnplatz, so fällt das Land dem König anheim. Die Inseln wurden zuerst genauer bekannt, als das der englisch-ostindischen Gesellschaft gehörende Schiff Antilope unter dem Capitän Wilson hier scheiterte, und bei den gutmüthigen Einwohnern freundschaftliche Aufnahme fand. Wäre nicht der Prinz Li-Bu, der die Engländer auf ihrer Rückreise begleitete, in London an den Blattern gestorben, so würden diese Inseln vielleicht schon jetzt viel von europäischer Bildung haben. Die vornehmsten der 25 Inseln sind Babel-thu-up mit einem Umfang von zwölf Meilen, Corura oder Kurura (nach Hockins Eriklithu mit der Hauptstadt Kurura), Ornlong, St. Keth, Emmungs, Pelliljuh (Pelelaw), Thulle und Enoyer.

Palästina, der bekannte Name desjenigen Landes, in dem die **Juden** (s.d.A.) bis zu ihrer gänzlichen Besiegung durch die Römer wohnten. Griechen und nach ihnen die Römer (Herodot, Plinius, Ptolemäus) verstehen unter Palästina den südlichen Theil der syrischen Küste von Phönizien an bis an die Gränzen Aegyptens, weil die Bewohner desselben Philister hießen; und als die Römer Herren dieses Landes wurden, so verbreitete sich der Name auch unter den Eingebornen und war bald der gewöhnlichste. Die Juden waren die Bewohner des innern Landes, und diese kannten vor dem angegebnen Zeitpunkt Palästina nicht. Da die aus der Deportation zurückgekommnen Juden größtentheils aus dem Stamm Juda waren, so nahmen auch die Römer den Namen Judäa oft gleichbedeutend mit Palästina; im eigentlichen Sinne aber war es nicht. Wir gebrauchen hier den Ausdruck in seiner ganzen Ausdehnung für alles von den Juden dies- und jenseits des Jordans bewohnte Land, das gegen Norden an Syrien und Phönizien, gegen

Weſten ans Mittelmeer, gegen Süden an Aegypten und Arabia Peträa und gegen Oſten an das wüſte Arabien gränzte. Seine größte Ausdehnung von Norden nach Süden betrug 30 und von Oſten nach Weſten im Durchſchnitt genommen, 15 geogr. Meilen, ſo daß man den Flächeninhalt auf 450 Q. M. annehmen kann. Es hat verſchiedene Gebirge. Vom Antilibanus laufen mehrere Bergketten gegen Süden. Die weſtlichere ſtreift zwiſchen dem Meere und dem Jordan von Norden nach Süden, breitet ſich am weiteſten in der eigentlichen Provinz Judäa aus, ſchließt ſich gegen Süden an ein höheres Gebirge, die ſchwarze Berge des Ptolemäus, und endigt mit dem Sinai und Horeb am arabiſchen Meerbuſen. Die öſtlichere Bergkette iſt in ihrem nördlichen Anfange, unter dem Namen Hermon, ſehr hoch, ſteil und den größten Theil des Jahres mit Schnee bedeckt; vertheilt und erniedrigt ſich aber, ſo wie ſie weiter gegen Süden kommt, und ſchließt ſich endlich unter der Oſtſeite des todten Meeres an die Berge von Idumäa und dieſe ebenfalls an Sinai und Horeb. Das ganze Land bildet dem zufolge eine Abdachung gegen das Mittelmeer; im innern aber eine Mutter, in welcher ſich alle Bäche aus dem gegenſeitigen Abhange der Gebirge vereinigen müſſen; und aus dieſer Vereinigung entſteht der Fluß Jordan. Wo das Zuſammenlaufen der Berge den bequemen Abfluß hindert, da bildet dieſer Fluß Seen, vorzüglich den Genezareth, und da auf der Südſeite beträchtliche Gebirge ihn von drei Seiten umſchließen, ſo endigt er in dem letzten See, dem todten Meere, ſein Daſeyn. Zu beiden Seiten am Jordan bildet ſich ein weites und größtentheils fruchtbares Thal, das unter dem Namen Anſon oder das große Feld bekannt iſt. Auch der weſtliche Abhang des Gebirges gegen das Meer hat mehrere größere u. kleinere Ebenen, die aber wegen Waſſermangel lange nicht ſo fruchtbar, ſind als die Thäler am Jordan. Im Ganzen genommen beſtand alſo das Land aus nackten Gebirgen und nur einzelnen vorzüglich fruchtbaren Ebenen. Dennoch war es nach dem Zeugniſſe der jüdiſchen und auch griechiſchen Schriftſteller ſehr fruchtbar und außerordentlich bevölkert. Die Haupturſache iſt in dem Fleiße der Einwohner zu ſuchen. Mit mühvoller Anſtrengung brachten ſie Erdreich auf die kahlen Berge und leiteten die Bäche zur Bewäſſerung allenthalben hin, wo es nöthig war. Wenn dann die Frühregen und Spätregen gehörig fielen, ſo gab das heiße Klima von ſelbſt die Fruchtbarkeit. Der Frühregen fällt gegen das Ende unſers Herbſtes, und dann ſäet und pflanzt der Morgenländer; der Spätregen zu Ende unſers Winters, welcher der Erde Kräfte zur Entwicklung des Wachsthums giebt; im April oder Mai iſt die Ernte zu Ende. Von Natur vorzüglich fruchtbar war das zweite große Thal zwiſchen Samaria und Galiläa, welches das Flüßchen Kiſon durchſchnitt, desgleichen die nördlichſte Gegend, Galiläa genannt. Eine Menge von Flecken enthielten hier ſo viele Einwohner, als in andern Gegenden kaum mittelmäßige Städte. Durch Menſchenfleiß zeichnete ſich vorzüglich der ſüdlichſte Theil, voll von kahlen Bergen, das eigentliche Judäa, aus; ſehr fruchtbar und bevölkert waren dagegen die Ebenen an der Südküſte. Zur Zeit der römiſchen Statthalter zählte man an einem Paſſahfeſte eine Summe von 3 Mill. Männer in Jeruſalem; aber dieſe waren nicht bloß von Paläſtina, ſondern aus vielen andern Gegenden, wo damals Juden in großer Anzahl lebten, als Aegypten, Cyrene, Babylonien, Kleinaſien u. ſ. w. Die älteſten Bewohner des Landes, die Horiten, Rafäer, Enaker, Gaviten, wurden in einer uns völlig unbekannten Zeit durch kanaanitiſche Völkerſchaften, zu denen auch die Phönicier gehörten, und welche von den Küſten des arabiſchen Meerbuſens eingewandert waren, verdrängt. Zu ihrer Zeit kam Abraham mit ſeiner Familie nach Kanaan, und nach der Rückkehr ſeiner Nachkommen aus Aegypten wurden dieſe Beherrſcher des Landes, und theilten es unter ihre zwölf Stämme. Unter den Königen David und Salomon erſtieg

das jüdische Reich die höchste Stufe der Macht und des Ansehens, sank aber nach der Theilung in zwei Reiche wieder, und wurde endlich von den assyrischen und babylonischen Monarchen unterjocht, welche die Einwohner aus dem Lande deportirten. Unter Cyrus kehrte ein Theil der Deportirten, größtentheils aus dem Stamm Juda und Levi, nach ihrem Vaterlande zurück, baueten den Tempel und die Stadt Jerusalem wieder, und nannten die wieder besetzte Landschaft Judäa. Nördlich von den neuen Anbauern saß noch eine unechte Nachkommenschaft Israels, aus zurückgebliebenen Juden und Heiden gemischt, die Samariter. Sie wollten sich mit der zurückgekommenen Kolonie vereinigen, wurden aber von dieser als Abtrünnige vom väterlichen Gottesdienste verstoßen, und bis zum Ende des neuen jüdischen Staats als Ketzer verfolgt. Zur Zeit der syrischen Könige war das eigentliche Judäa mit einer ansehnlichen Menschenzahl besetzt, und außerdem gab es jüdische Kolonien im nördlichen Lande, welches jetzt anfängt Galiläa zu heißen. Durch die erkämpfte Unabhängigkeit der Israeliten unter der Regierung der Hasmonäer gewann Alles ein sehr verändertes Ansehen. Jud. Makkabäus hatte die nördlichen und östlichen Kolonien so klein und schutzlos gefunden, daß er viele davon in das eigentliche Judäa abführte; die übriggebliebenen hatten sich aber in etwas mehr als 100 Jahren so vermehrt, daß die Römer Galiläa so stark mit Menschen und jüdischen Orten überladen fanden, als es kaum ihr eigenes Vaterland war. Auch die vom Jordan östlichen Gegenden wurden zum Theil von Juden besetzt und mehrere Kriege deswegen mit den Nabatäern geführt. Jetzt hatte das jüdische Land vier Theile, Judäa, Samaria, Galiläa und Peräa (das Land jenseits des Jordans). Die Herrschaft der Makkabäer errichtete ihre Endschaft durch eine idumäische Familie, welche sich durch Unterstützung des römischen Triumvirs Antonius an ihre Stelle zu setzen und gegen alle Erwartung die spätere Bestätigung des Augustus zu erhalten wußte. Der erste Herrscher aus dieser Familie war Herodes, ein der Größe seines Landes nach reicher und mächtiger, staatskluger und bisweilen—gewiß oft aus Nothwendigkeit unter einem solchen Volke—grausamer Fürst. Er besiegte den König der Nabatäer in mehrern Kriegen, verschönerte Jerusalem, vorzüglich durch den erneuerten Tempelbau, und ward der Stifter mehrerer neuer ansehnlicher Städte. Seine Nachkommen wurden bloß Fürsten einzelner Stücke des Landes unter dem Namen Tetrarchen; nur einer derselben vereinigte alle Theile des Landes, so wie Herodes, unter seiner Herrschaft wieder, weil der Kaiser Claudius ihn begünstigte. Judäa mit der Hauptstadt nahmen die Römer unmittelbar in ihren Schutz, und ließen es durch einen Prokurator verwalten. Die Bedrückungen dieser Prokuratoren erregten endlich eine allgemeine Empörung der Juden unter Nero, die sich mit dem Untergange der ganzen Nation und der Zerstörung ihrer Hauptstadt (70 Jahre nach Chr. G.) endigte. Die am Leben gebliebenen und in Gefangenschaft gerathenen Juden wurden nun als verkaufte Sklaven in alle Länder zerstreut; doch war die Anzahl der im Lande zurückgebliebenen noch groß genug, daß sie unter Hadrian eine neue, jedoch eben so unglückliche Empörung wagten. Von jetzt an durfte kein Jude weiter im Lande bleiben, noch bei Lebensstrafe sich der ehemaligen Hauptstadt und der Stelle des vernichteten Tempels nähern. Der Name Judäa blieb indessen immer noch im Gebrauche von dem ehemaligen Lande der Juden; auch Ptolemäus hat ihn noch; nach und nach wurde er aber völlig verwischt, als man anfing, Unterabtheilungen in dem Lande zu machen. Dies geschah wahrscheinlich im 4ten Jahrh. unter Konstantin; denn von dieser Zeit findet man die drei Provinzen: Palaestina prima, welches den größten Theil des alten Judäa, das ganze Philisterland und ganz Samaria umfaßte, und Cäsarea zur Hauptstadt hatte; Palaestina secunda, welches das alte Galiläa, vorzüglich aber die

Gegenden um den See Genezareth begriff, und die Gränzen von Galiläa gegen Osten überschritt; die Hauptstadt war Skythopolis am Jordan; Palaestina tertia auch salutaris (das ältere Idumäa) enthielt den kleinen südlichen Theil von Judäa, und dehnte sich zugleich über die ganze südliche Gegend und über die Wüsteneien bis an die Spitze des arabischen Busens aus, so viel einst auf dieser Seite zum peträischen Reiche gehört hatte; die Hauptstadt war noch das alte Petra.

Paläſtra, ſ. Gymnaſium.

Palaprat (Jean), Herr von Bigot, geb. zu Toulouse 1650 zeichnete sich frühzeitig durch Dichtertalente aus; so siegte er als Jüngling einigemal in den bekannten jeux floraux. Er widmete sich dem Stande der Sachwalter und ward 1675 Capitular und 1684 Chef des Consistoriums; mit Redlichkeit und Geistesunabhängigkeit, die Haupteigenschaften seines Charakters, verwaltete er diese Aemter. Dreimal verließ er seine Vaterstadt. Zuerst ging er nach Paris und dann nach Rom zur Königin Christina; sie wünschte ihn bei sich zu halten; Palaprat kehrte aber nach Paris zurück, wo er dem Herzog von Vendome gefiel, der ihn als Sekretär in seine Dienste nahm. Er wohnte im Tempel; sein Haushalt war nicht sehr geregelt, bald hatte er nichts zu essen, und bald gab er glänzende Gastmale. Man stirbt hier entweder, sagte Palaprat, an Hunger oder an Indigestion. In den ersten Jahren seines Aufenthaltes zu Paris schrieb er für's Theater; sein Geschmack für dasselbe mehrte sich durch die Bekanntschaft des Abts Bruéys. Diese beiden Dichter, gleich ausgezeichnet durch ihre frohe Laune und ihren Scherz, fanden in allen Gesellschaften Aufnahme. Sie arbeiteten fast immer gemeinschaftlich. Ihre Freundschaft bestand bis zum Tode; ein seltnes Beispiel. Die Stücke des Bruéys, an den Palaprat Theil hatte, sind das geoffenbarte Geheimniß, der Narr ist immer Narr oder der Bauer-Marquis, der Schmoller, der Stumme, und das lächerliche Concert. Seine Werke sind Herkules und Omphale, das Zischen, ein Prolog zum Schmoller, das außerordentliche Ballet, und die Prude der Zeit. Er starb den 14. Okt. 1721 zu Paris. Palaprat hatte eine lebhafte und lachende Phantasie, verbunden mit einer auffallenden Reinheit der Sitten und Einfachheit des Charakters. Seine Werke hauchen einen frohen und leichten Sinn, den meisten mangelt es aber an Wahrheit und Präcision.

Palatinus, überhaupt Pfalzgraf, doch kommt es jetzt selten vor, außer um die höchste Würde in Ungarn nach dem Könige zu bezeichnen. Hier ist es der vornehmste Magnat, welchen die Stände aus vieren erwählen, die der König vorschlägt, und wovon 2 der katholischen, 2 der lutherischen Religion zugethan seyn müssen. Der Palatinus vertritt in wichtigen Vorfällen die Stelle des Königs, zugleich ist er Vermittler zwischen ihm und den Ständen, auch Präsident in dem hohen statthalterschaftlichen Rathe und bei der Septemviral-Tafel, oder demjenigen Theile des adlichen Hof-Gerichts oder höchsten Justizhofes, der über Appellationen entscheidet. Er hat den Rang selbst über alle geistliche Stände, den Erzbischof von Gran ausgenommen. Da diese Würde großes Gewicht giebt, so haben die Beherrscher Ungarns sie zuweilen unbesetzt gelassen und nur einen Statthalter ernannt. Seit Leopold II. ist sie immer von einem Prinzen des östreichischen Hauses bekleidet worden.

Palermo, unter 38°, die Hauptstadt der Insel Sicilien mit nahe an 180.000 Einwohnern. Der Ursprung dieser Stadt ist ungewiß, ihr alter Name Panormos deutet auf griechische Erbauer. Die Karthager hatten hier, wegen der Trefflichkeit des Hafens, die Hauptstation ihrer Flotten. Unter den Römern ward sie eine minder bedeutende Provinzialstadt; unter den Vandalen, den Sarazenen, den Normannen und bis auf den heutigen

Tag ist sie die gewöhnliche Residenz der Fürsten des Landes oder ihrer Statthalter geblieben und genießt noch jetzt bedeutender Vorrechte und einer Art von Selbstregierung. Kaiser Friedrich II. umgab sie mit einer starken Mauer, welche zum Theil noch steht; im 16ten Jahrhundert ward sie regelmäßig befestigt und zählt jetzt 13 Basteien, ohne die beiden Castelle, welche die Häfen beschützen. Die Lage Palermo's hat Aehnlichkeit mit der von Neapel und soll sie nach Einigen übertreffen. Die Stadt liegt am nördlichen Ufer der Insel in einer reizenden, schön angebauten Ebene, hinter welcher sich ein Kranz schöner Hügel erhebt, im Grunde eines Meerbusens, welcher links oder westlich von dem schroff und zackig emporsteigenden Vorgebirge Monte Pellegrino, östlich von dem Vorgebirge Zaffarano begränzt wird. Links von der Stadt nach dem Monte Pellegrino zu liegt an der Vorstadt St. Lucia der große Hafen, welcher westlich durch einen Molo, und östlich dicht an der Stadt durch das Castell'a mare beschützt wird; er ist zwar tief, aber nicht vor jedem Winde geschützt; weiter östlich an der Stadt selbst liegt der kleinere Hafen, den nur unbedeutende Fahrzeuge besuchen können. Das Innere von Palermo ist nichts weniger als schön; nur zwei Straßen, welche die ganze Stadt durchschneiden und sich rechtwinklig in der Mitte kreuzen, verdienen schön genannt zu werden; die eine, der Cassaro oder Toledo, die andere, die Strada nova oder Macqueda genannt, von Westen nach Osten; wo sie sich durchschneiden, liegt ein großer achteckigter Platz, Piazza di Vigliena, von schönen mit Statuen spanischer Könige gezierten Gebäuden umgeben und mit 4 Springbrunnen geziert. Alle übrigen Straßen sind mehr oder weniger eng, krumm und unglaublich unsauber. An Gebäuden hat daher Palermo wenig Bedeutendes aufzuweisen. Der königliche Pallast in dem Cassaro ist ein ungeheures, übel zusammengesetztes, von Sarazenen und Normannen in verschiedenen Zeiten aufgeführtes Gebäude, worin nichts Merkwürdiges ist, als die innerlich bunt verzierte aber finstre Kapelle Rogers. Eben so ist die Domkirche halb im sarazenischen, halb im normännischen Styl erbaut; sie enthält die Grabmäler Rogers, Heinrichs VI. und Friedrichs II. Auch das große Opernhaus ist ein geschmackloses Gebäude. Die Universität ist, wie sich von diesem Lande erwarten läßt, höchst unbedeutend. Palermo ist eine von den wenigen Städten Siciliens, welche doch noch einige Gewerbe hat und ihr Handel ist sehr lebhaft.

Pales, eine Göttin oder ein Gott bei den alten Italienern, welcher der Viehzucht vorstand, und die Heerden schützte und befruchtete. Man feierte sein Fest am 20. April, wo die Stadt Rom gegründet worden war. Der Gottheit ward dann Milch und Hirsekuchen geopfert, und die ländliche Jugend sprang unter Cymbel- und Pfeifenschall durch angezündete Feuer von Stoppeln. Servius nennt sie eine Göttin des Futters, und fügt hinzu, daß Einige Vesta, Andere die Mutter der Götter verstehen wollten. Die gräcisirenden Mythologen suchten in ihr die Cybele. Man glaubt sie bei Lippert I, 722 in einer Frau abgebildet zu finden, die einen großen blätterlosen Baumast, wie einen Schäferstab hält.

Palestrina (Giovanni Pietro Aloisio da), geb. 1529 zu Palestrina, dem alten Präneste, daher sein Beiname Prenestino, gest. 1594. Er studirte die Musik unter Goudimel, einem Meister der gallisch-belgischen Schule. Sein Genie hob ihn aus der Dürftigkeit zu Rang und Ehren. Ueber die Verdienste Palestrina's um die Musik s. d. Art. Ital. Musik und Kirchenmusik. Papst Marcellus II. wollte die Musik 1555, welche so wenig ihren Zweck erfüllte, ganz aus dem Gottesdienste verbannen, als der junge Tonsetzer durch eine sechsstimmige Messe voll einfacher Würde und Schönheit sie rettete. Die Messe ist noch jetzt vorhanden unter dem Namen Missa Papae Marcelli. Der Papst übertrug ihm in der Folge mehrere Compositio-

nen und auch sein Nachfolger Paul IV. ließ den Künstler Tonstücke für die Kirche setzen. 1562 ward er Kapellmeister der Santa Maria Maggiore und 1571 Kapellmeister zu St. Peter. Sein Styl, der den Sieg über die flamländische Schule davon trug, war zierlich, rein und kunstgerecht; sein Choralgesang edel und majestätisch. Seine Werke sind: 1) Mehrere Bücher Messen zu Rom und Venedig gedruckt. 2) mehrere Bücher Offertorien. Vened. 1594. 3) Motette. 4) Hymnen aufs ganze Jahr. Rom 1589. 5) Madrigale zu 4—5 Stimmen. Vened. 1581—1586. 6) Litaneien zu 4 Stimmen. Ven. 1600. Endlich sein Miserere und Psalmen. Er liegt in der Peterskirche am Fuße des Altars der heiligen Simon und Juda begraben.

Palette, ein kleines dünnes Bret von hartem Holze, auf welches der Maler die Farben setzt und sie darauf ordnet und mischt, ehe er sie mit dem Pinsel aufträgt. An einem Ende hat es ein Loch, den Daumen durchzustecken. Man hat auch Palette von Elfenbein, Krystall und Schildkröte. Daher die Redensarten: ein Gemälde verräth die Palette, wenn die Lokalfarben nicht natürlich sind; es schmeckt nach derselben, wenn die Farben auf der Palette so gemischt sind, daß man nicht bestimmt sagen kann, aus welchen Bestandtheilen der Maler diejenigen Farben, mit welchen er die natürlichen nachahmte, zusammensetzte.

Palindromon, ein Vers oder eine Zeile, welche vorwärts und rückwärts gelesen denselben Sinn giebt, z. B. der bekannte Vers, den man dem Teufel in den Mund legt: Signa te signa temere me tangis et angis (kreuze dich, kreuze dich, kühn berührst und quälst du mich).

Palingenesie, Wiedererzeugung, Wiederherstellung von etwas Zerstörtem; 2) Vereinigung einer abgeschiedenen Seele mit einem andern Körper.

Palinodie, Widerruf; 2) bei Gedichten wird es zuweilen für Parodie, oder Wiederholung des Gesagten mit andern Worten gebraucht; — palinodiren.

Palinurus, des Jasus Sohn. Er war der Steuermann des Aeneas auf seiner Fahrt nach Italien. Einst bei stillem Wetter überwand ihn zur Nachtzeit der Schlaf in der Gestalt des Phorbas und stürzte ihn sammt dem Steuerruder in die See. Er kämpfte drei Tage mit den Wellen und langte endlich an dem von ihm benannten Vorgebirge an, wo er aber von den wilden Einwohnern getödtet und unbegraben liegen gelassen wurde. Er beklagte dieses gegen den Aeneas in der Unterwelt, wurde aber von der Sibylle getröstet, die Einwohner würden ihn bald desto ehrenvoller begraben. Dies erfolgte bei einer Pest, da das Orakel den Lukanern dieses zu thun anbefahl. Sie erbaueten also in einem alten Haine dem Palinurus ein Ehrendenkmal, und nannten nach ihm das dasige Vorgebirge. Virgil verflocht diese alte Sage mit ausnehmender Kunst in sein Gedicht.

Palisaden, Pallisaden, Schanzpfähle, sind zugespitzte Pfähle, gewöhnlich von Eichenholze, die ungefähr 4 Fuß lang sind, und 6—7 Zoll ins Gevierte haben. Man schlägt sie zu dreien in die Erde, 2 bis 2½ Zoll von einander; sie werden entweder senkrecht oder schräg gelegt. Sie dienen zu Vertheidigung der offnen Zugänge zu den Forts, Halbmonden, Gräben, bedeckten Wegen, kurz eines jeden leicht zugänglichen Punktes, den man gegen den Feind halten will. Palisadiren heißt mit Schanzpfählen versehen, verpfählen.

Palisot de Beauvais (Ambroise Marie François Joseph), geb. zu Arras den 27. Juli 1752. In frühern Jahren widmete sich Palisot der Rechtswissenschaft und erhielt die Stelle eines Receveur Général des domaines in Paris. Da dieser Posten aber bereits im Jahr 1777 ein-

gezogen wurde, ſo wandte ſich Paliſot von nun an ganz ſeinem Lieblingsſtudium, der Naturwiſſenſchaft und der Botanik zu. Sein erſter Lehrer in dieſem Fache war der Doktor Laſtiboudois, mit welchem er mehrere botaniſche Wanderungen durch Flandern und das nördliche Frankreich machte. Im J. 1781 ward er zum korreſpondirenden Mitglied der pariſer Akademie ernannt, der er mehrere gehaltvolle Abhandlungen über Pflanzenkunde einſandte. Da ſein Plan, mit dem Dänen Niebuhr Arabien zu bereiſen, ſcheiterte, ſo hielt er nun um die Erlaubniß an, la Peroufe, auf deſſen Reiſe um die Welt, begleiten zu dürfen; zu ſeinem Glück ward aber auch hieraus nichts, ihm dagegen aber vergönnt, der Expedition zu folgen, welche den Sohn des afrikaniſchen Königs von Owara, der ſich damals in Paris aufhielt, und mit deſſen Vater die franzöſiſche Regierung gern Handelsverbindungen anknüpfen und eine Kolonie in ſeinen Gegenden gründen wollte, nach ſeiner Heimath zurückbringen ſollte. So verließ Paliſot 1786 Frankreich und langte nach einer ſehr beſchwerlichen und gefahrvollen Reiſe in Owara an, wo er das Land unterſuchte, und die wichtigſten naturgeſchichtlichen Entdeckungen machte. Mehrmals in Gefahr, von den wilden Bewohnern ermordet oder von anſteckenden Krankheiten hingerafft zu werden, faßte er dennoch den kühnen Plan, quer durch Afrika, von Weſten nach Oſten, zu dringen und ſo über Abyſſinien, Aegypten und das Mittelmeer nach Frankreich zurückzukehren, und würde wahrſcheinlich dies Wagſtück auch vollendet haben, hätten ihn nicht die ihn begleitenden Neger und Diener, geſchreckt durch die Gefahren, welche die Reiſenden auf allen Seiten bedrohten, gezwungen, nach einem tiefen Vordringen in das Innere von Guinea, wieder umzukehren. Genöthigt endlich durch ſeine Geſundheitsumſtände, Afrika zu verlaſſen, ſchiffte er ſich mit einem Theil ſeiner Sammlungen nach St. Domingo ein, woſelbſt er nach einer beſchwerlichen Fahrt ankam. Mit Mühe entging er hier nur den über die Weißen verhangnen Verfolgungen, und rettete ſich, da man ihn im Vaterlande während der Revolution als Emigrirten proſkribirt hatte, in die vereinigten Staaten von Nord-Amerika, wo die Noth ihn anfänglich zwang, ſeinen Unterhalt von ſeinen muſikaliſchen Kenntniſſen zu ziehen. Seine in der neuen franz. Niederlaſſung auf den Küſten von Owara noch zurückgelaſſnen Sachen, Sammlungen u. dgl., gingen bei der Zerſtörung dieſer Kolonie durch die Engländer, gänzlich verloren. Endlich fand er in Philadelphia an Herrn Peal und an dem franzöſiſchen Geſandten Adet, Beſchützer, und ward von neuem in den Stand geſetzt, ſich ſeinen Studien zu überlaſſen, und die nunmehr von ihm wiederholt unternommnen wiſſenſchaftlichen Reiſen in die Apalachen-Gebirge, am Ohio, in das Innere von Kentucki und in die Länder der Koiks und Cherokis brachten die erfreulichſte naturgeſchichtliche Ausbeute. Seine durch den erſten Konſul bewirkte Ausſtreichung von den Liſten der Emigrirten, machte nun den Wunſch in ihm rege, ins Vaterland zurückzukehren. Paliſot ſchrieb eine anſehnliche Menge geſchätzter botaniſcher Werke, Abhandlungen und Memoiren (auch einige kleine Theaterſtücke) und ſtarb als Mitglied des Inſtituts und der philomatiſchen Geſellſchaft zu Paris, ſo wie der philoſophiſchen Societät zu Philadelphia, zu Paris den 21. Jan. 1820. Als Napoleon 1815 von Elba zurückkam, ward Paliſot von ihm zum Titular-Rath der Univerſität von Paris ernannt.

Paliſſot (Charles) de Montenoy war 1730 zu Nancy geb. Seine Geiſtesfähigkeiten entwickelten ſich ſchnell. Er trat in die gelehrte Kongregation des Oratoriums, blieb hier kurze Zeit, und beſchäftigte ſich nun unabhängiger mit der Literatur, beſonders mit der Dichtkunſt. In ſeinem 18. Jahre war er bereits verheirathet und Verfaſſer einer Tragödie, die jedoch nicht auf-

geführt wurde. Das Jahr darauf erschien er mit einem zweiten Trauerspiele, welches er anfangs Zares, später Ninus betitelte. Da ihm diese Laufbahn wenig Erfolg versprach, verließ er sie und wählte das Lustspiel, welches seinem Talente und seiner Gemüthsruhe besser zusagte. Er gab Les Tuteurs, ein frostiges Stück, dem bald Le Barbier de Bagdad folgte, wozu der Stoff aus Tausend und einer Nacht entlehnt ist. Das erste Aufsehen erregte er durch sein Lustspiel: Le Cercle, worin ein lächerlicher Philosoph erscheint, in welchem man J. J. Rousseau erkannte, und welches dadurch zu einem lebhaften Federkriege Anlaß gab. Palissot's Unwille gegen die sogenannten Philosophen, die diesen Krieg erregt hatten, machte sich Luft, in dem Petites Lettres sur de grands philosophes. Die Erbitterung stieg und erreichte, als er mit seinem Lustspiele Les Philosophes auftrat, den höchsten Grad. Hatte Palissot in seinen Stücken die Gränzen der Theatersatyre überschritten: so achteten seine Gegner selbst die Schranken der Scham und Ehrbarkeit nicht. Aber Palissot räumte das Schlachtfeld nicht, so furchtbar auch seine Gegner durch Zahl und Leidenschaft waren; er bot selbst Voltaire Trotz, der sich mit ungewohnter Mäßigung gegen ihn benahm. Palissot setzte den Krieg gegen die Encyklopädisten und Philosophen in seiner Dunciade fort, einem Gedichte voll bittrer Satyre, das bei einer guten Versifikation und einzelnen unterhaltenden Stellen doch wegen seiner Länge ermüdet. Die Lustspiele: Le Satirique u. Les Courtisans, schrieb er um diese Zeit seine Mém. pour servir à l'Hist. de la Litter. Paris 1769, zuletzt 1813, 8., das Wichtigste seiner prosaischen Werke. Man findet darin gute Bemerkungen über die dramatische Kunst und die dramatischen Schriftsteller, aber das Ganze ist weder neu, noch gründlich. Erfindung und Ideenreichthum fehlen überhaupt in allen Werken Palissot's; aber seine Schreibart ist stets rein und geschmackvoll. Die Revolution hatte ihm den größten Theil seines Vermögens geraubt, und er lebte seitdem auf einem Gütchen zu Pantin, und in dem Palais des Arts zu Paris. Mit ungeschwächten Geisteskräften, stets lebhaft, geistreich, heiter in der Unterhaltung, erreichte er ein hohes Alter, und starb 1814 zu Paris.

Palla, ein langes Kleid, welches bis auf die Füße herabhing und von vornehmen römischen Matronen über andern Kleidern getragen wurde. Palla corporalis heißt das Tuch, welches bei der h. Messe auf den Altar und über den Kelch gedeckt wird.

Palladio (Andrea), Architekt, geb. zu Vicenza 1518 aus einem mittelmäßigen Stande, gest. 1580. Seine Verdienste um die Baukunst und um sein Vaterland erwarben ihm das Bürgerrecht und den Adel von Venedig. Anfangs widmete sich Palladio der Bildhauerkunst; der berühmte Dichter Trissino aber, der seine Neigung zur Mathematik wahrnahm, erklärte ihm das Werk des Vitruvius über die Baukunst, und nahm ihn dreimal mit nach Rom. Auf diesen Reisen und zwei anderen, die er in derselben Absicht nach Rom machte, zeichnete und studirte er die dortigen Alterthümer der Baukunst. Das nach seinem Tode herausgekommene Werk über die Antiquitäten des alten Roms, so unvollkommen es auch ist, giebt einen hinlänglichen Beweis, wie tief er das Genie der Alten erfaßt hatte. Seine Abhandlung über die Baukunst, die er 1570 zu Venedig in Fol. mit Kupfern herausgab, wird noch jetzt von den Kennern gesucht und geschätzt. Unter den herrlichen Gebäuden, die nach seiner Zeichnung und unter seiner Leitung aufgeführt wurden, ist das Theater degli Olimpici, welches er zu Vicenza erbaute, ein Beweis der Vollendung seines Talents als Baukünstler. Mehrere der schönsten Gebäude zu Venedig sind sein Werk; als das Refektorium von St. Giorgio Maggiore und die Kirche gleiches Namens. In dem prächtigen Pallast Barbaro zu Mestre, zu Udine, Feltre, Padua und in den umliegenden Gegenden bewundert man noch jetzt die Denkmale seiner Kunst.

Sein Styl ist einfach und edel, wie der des Alterthums; daher nennt ihn auch Algarotti den Raphael der Baukunst.

Palladium, ein sehr berühmtes Bild. Es stellte eine bewaffnete Jungfrau vor, welche einen Spieß in der Hand trug, und an der die Augen und der Spieß beweglich waren. Das Bild war von Holz, und hatte die besondere Eigenschaft, daß diejenige Stadt unüberwindlich war, in der solches aufbewahrt wurde. Der gewöhnlichen Erzählung nach fiel das Bild vom Himmel, und der Trojaner Ilus fand es eines Morgens vor seinem Zelte, da er den Jupiter um ein Zeichen ersucht hatte, daß ihm die neuerbauete Stadt Ilium angenehm wäre. In der erhabenen rechten Hand führte es einen Spieß, in der andern einen Rocken. Doch gab es auch andere Nachrichten, wie dieses Bild an die Trojaner gekommen. Nach Einigen sollte es Jupiter selbst dem Dardanus oder Elektra es diesem ihrem Sohne gegeben haben. Nach Andern ward es von dem Asius aus Holz, oder von einem Andern aus des Pelops Knochen verfertigt. Da auch Athen und Rom das echte Palladium zu besitzen sich rühmten, Diomedes das Palladium entführt (s. Diomedes) nach Conon. 35, aber auch Aeneas das echte mit nach Rom gebracht haben sollte: so wurden verschiedene Geschichten erdacht. Indeß ist die gewöhnliche Erzählung, der auch Virgil folgt, und daher den Aeneas kein Palladium mit sich nach Italien bringen läßt, diese. Diomedes und Ulysses machten sich auf den Rath des Helenus heimlich und verkleidet nach Troja auf, und raubten dasselbe. Aber nach Suidas spielte es ihnen Antenor schon bei ihrer ersten Gesandtschaft in die Hände. Nach der erstern Erzählung aber mordeten sie bei dem Raube den Priester Alkathous, der daher auf vielen berühmten Gemmen, wo Diomedes das Palladium hält, zu seinen Füßen erscheint. Bei der Rückfahrt, sagten die Athener, nahm wiederum Demophon dem Diomedes das Palladium ab. Gleichwohl gaben späterhin die Römer vor, Aeneas habe das Palladium nach Rom gebracht; und nicht nur Vesta, sondern auch Aeneas (besonders auf julischen Münzen) erscheint damit. Dieses zu vereinigen, erfand man zwei Palladien. Das eine sollte Aeneas mit sich geführt haben; das andere habe ihm Diomedes in Italien durch einen gewissen Nautius — daher blieben die Nautier Beschützer des Palladiums — auf eigenen Befehl des Bildes ausgeliefert. Das römische ward erhalten, da unter dem K. Commodus der Vesta Tempel abbrannte, und wurde vom Elagabal weiter, und an einen andern Ort, in seinen Sonnentempel, gebracht.

Pallas, s. Minerva und Planeten.

Pallas (Peter Simon), kaiserl. russi. Staatsrath, 1741 zu Berlin geb., wo sein Vater ausübender Arzt war. Er wählte das Studium der Arzneikunde, mit dem Vorsatze, sich allein den Naturwissenschaften, vorzüglich der Naturgeschichte zu weihen. Er besuchte Leyden, wo damals diese Wissenschaften blühten und zugleich die vorzüglichsten Lehrer lebten, und gab dort im Jahr 1760 seine Disputationen von den Entorois heraus. Bald darauf half er dem Volkmann, die reiche Naturaliensammlung des Erbstatthalters im Haag ordnen und erwarb sich auf diesem Wege solche naturhistorischen Kenntnisse, daß er, nachdem er auch England besucht hatte, zur Anordnung ähnlicher Sammlungen gebraucht und in den Stand gesetzt wurde, seinen Elenchus Zoophytorum (dies für die Zoophyten noch klassische Werk) und seine Miscellanea Zoologica (1760) herauszugeben. Kurz darauf ging er nach Berlin zurück und fing dort an, seine später bis auf 14 Hefte fortgesetzten Specilegia Zoologica herauszugeben. Die Kaiserin Katharina suchte damals Naturforscher, die ihr großes Reich bereisen und untersuchen sollten. Pallas erhielt 1768 den Ruf nach Petersburg als Akademiker und Collegienassessor, und machte seine erste Reise in Gesellschaft von

Sokolow und Sujew. Wie reich und neu die Ausbeute war, welche er von diesen Reisen mit nach Hause brachte, beweist sein Werk, „Reise durch verschiedene Provinzen des russischen Reichs von Pallas," die auf kaiserliche Kosten zu Petersburg 1771—1776 in 4. erschien, die Sammlung historischer Nachrichten und die neuen nordischen Beiträge. Als 1777 ein eigner topographischer Ausschluß zur Ausmessung und vollständigen Topographie des russischen Reichs errichtet wurde, war auch Pallas unter den Mitgliedern, und wurde 1782 zum Collegienrathe ernannt. Die Botanik war unterdeß seine Lieblingsneigung geworden, und der rastlose Pflanzenforscher machte jetzt noch mehrere Reisen in verschiedene Provinzen des ungeheuern Reichs. Die prächtige Flora Rossica, die zu Anfange des Jahrs 1785 in Petersburg erschien, deren Fortsetzung aber durch manchen Unstern unterbrochen wurde, war die erste Frucht dieser botanischen Wanderungen. Nebenbei blieb kein Theil der Natur- und Menschenkunde von ihm unbeachtet. Das beweisen seine trefflichen Icones Insectorum und seine Beiträge zu dem Glossarium aller Sprachen und Mundarten im russischen Reiche. 1785 ward er Mitglied der kaiserl. Akademie der Wissenschaften zu Petersburg und Ritter des Wladimirordens; 1787 Historiograph des Admiralitätskollegiums. Da er in Taurien zu leben wünschte, schenkte ihm die Kaiserin mehrere heimgefallene Güter in dem fruchtbarsten südlichen Theile der Halbinsel, und seit 1796 lebte Pallas zu Sympheropol mit einem reichlichen Auskommen. Eine Frucht seiner letzten Reise, die er mit Geisler aus Leipzig auf eigne Kosten unternahm, waren die in Leipz. 1799 u. 1801 erschienenen „Bemerkungen auf Reise durch die südlicher Statthalterschaften des russ. Reichs," (2 Bde. 4.) wovon der zweite Theil ausschließlich der Krimm gewidmet ist, die uns dadurch zum ersten Mal gleichsam ganz aufgeschlossen wurde. Der Hauptzweck dieser Reise war: seine Sammlungen von Pflanzenzeichnungen zu ergänzen. Was er in den Reisebemerkungen gab, war ihm nur Nebensache; gleichwohl sind sie das einzige Denkmal dieser Reise geblieben; man müßte denn die 14 Hefte der Species astragalorum, die fast um diese Zeit zu erscheinen anfingen, als einen Theil des ausgeführten Vorhabens annehmen. Noch nennen wir von ihm, wegen der darin entwickelten anziehenden Ansichten, die Observations sur la formation des montagnes et les changemens arivés au globe, particulièrement à légard de l'empire Russe. Der Aufenthalt in Taurien war Pallas durch die Gesetzlosigkeit der Tartaren verleidet worden. Als daher auch seine Gattin gestorben war, so hielt ihn nichts mehr ab, selbst mit großen Aufopferungen, in Gesellschaft seiner Tochter zu seinem ältern Bruder, Doktor der Medicin, nach Berlin zu reisen, wo er nach einem vierzehnmonatlichen Aufenthalte am 8. September 1811 an der Ruhr starb. Einen Theil seiner kostbaren Sammlungen hat er der berliner Universität vermacht.

Palliativ stammt von Pallium (Hülle, Mantel) her, und bezeichnet demnach das, was irgend einen Gegenstand verhüllt oder verbirgt. Palliativ ist vorzugsweise ein medizinischer Ausdruck und steht dem Radikalen entgegen. Die Palliativkur hebt die Krankheit nicht, indem sie nicht die Ursache derselben vernichtet, sondern beseitiget nur das eine oder andere Symptom, mäßigt die Stärke des Leidens, besänftigt die Schmerzen, ohne das Uebel zu entwurzeln. Es würde unzweckmäßig seyn und dem Arzte zum Vorwurfe gereichen, wenn er da nur palliativ verfahren wollte, wo er eine Radikalkur einleiten könnte; doch gibt es Fälle, wo ein Palliativverfahren mehrere Zufälle heben muß, ehe der Arzt daran denken kann, das Leiden gründlich zu heilen, und wiederum Fälle, wo nur eine Palliativkur zulässig oder möglich ist. Ist das Leben des Kranken nicht in Gefahr, steht keine Verschlimmerung aus der zögernden Methode zu erwarten, so darf der Arzt palliativ heilen,

wenn er glaubt, daß der günstige Zeitpunkt zu einer Radikalheilung noch nicht da ist, wie dies der Fall bei Krankheiten der Menstruation seyn kann, oder wenn er einsieht, daß ihm der Weg zu einer gründlichen Beseitigung des Uebels durch Palliativ-Mittel erst gebahnt werden müsse. So schafft die Punktion zwar das Wasser aus dem Unterleibe auf einige Zeit, hebt aber die Krankheit nicht, weil durch sie die krankhaften Bedingungen, auf denen die Wassererzeugung beruht, nicht vernichtet werden; nichts desteweniger kann sie sehr viel zur Radikalkur beitragen, indem sie die Wirkung der Mittel, welche den pathologischen Prozeß gründlich heben sollen, erleichtert. Im Falle die Radikalkur ein größeres Uebel hervorbringen würde, muß man palliativ verfahren; z. B. die Heilung veralteter Geschwüre, schon lange dauernder Hämorrhoiden, oder die Unterdrückung eines Ausflusses, an den sich der Organismus schon gewöhnt hat, würden wahrscheinlich gefährlichere Krankheiten nach sich ziehen. Ferner findet die Palliativkur da ihre Anwendung, wo keine radikale möglich ist und man den Kranken nicht heilen kann. Hier ist Linderung des Zustandes, Verhinderung, daß die Krankheit nicht weiter schreite, und Erhaltung des Lebens, so lange als möglich, der einzige Zweck des Arztes.

Pallium ist ein Pontifikalschmuck, den die Päpste, Patriarchen, Erzbischöfe und einige Bischöfe als ein Ehrenzeichen oder als ein Zeichen verliehener größerer geistlicher Gewalt tragen. Es ist seit dem 12. Jahrhundert ein drei bis vier Finger breites, mit schwarzen Kreuzen bedecktes Band, das über die Pontifikalkleider um die Schultern gehängt wird. An demselben befinden sich noch zwei Bänder oder lange Striche, deren einer vorn, der andere hinten hinabhängt, mit kleinen bleiernen Blechen, die an dem Ende rund und mit schwarzer Seide mit vier rothen Kreuzen bedeckt sind. Die Materie ist weiße Wolle von zwei Lämmern, welche die Nonnen von St. Agnes zu Rom jährlich an ihrem Feste, am 21. Januar, opfern, wenn man Agnus Dei in der Messe singt, und welche die Subdiakonen an die St. Peterskirche versorgen und zu rechter Zeit scheeren lassen. Aus dieser mit anderer gemischter Wolle werden die Pallien bereitet, und dann eine Nacht zu den Leichnamen der Apostel Petrus und Paulus in der Peterskirche gelegt. Im 5ten Jahrhunderte fingen die Patriarchen an, mit Genehmigung der Kaiser, die selbst seit dem 4ten Jahrhunderte die Pallien verschenkten, dieselben an die Erzbischöfe beim Antritte ihres Amtes zu senden, welche dieselben beim Hochamte tragen mußten; man sah die Ertheilung der Pallien für ein Zeichen der Bestätigung der Wahl der Metropoliten von Seiten der Patriarchen an. Die Kirchenversammlung zu Constantinopel machte es 872 zum Gesetz, daß alle Metropoliten von ihren Patriarchen entweder durch Auflegung der Hände, oder durch Zusendung der Pallien konfirmirt werden müßten. Die Päpste bemächtigten sich dieses Confirmationsrechts im Abendlande, und forderten von den mit Pallien beehrten Erzbischöfen und Bischöfen anfangs nur eine schriftliche Verpflichtung zum kanonischen Gehorsam gegen den päpstlichen Stuhl, und seit dem zehnten Jahrhunderte auch eine bedeutende Taxe für ihre Kanzlei. Ehe ein Erzbischof oder Bischof, in dessen Diöces das Pallium eingeführt worden, das Pallium empfangen hat, kann er Niemand den geistlichen Orden ertheilen. Vormals mußten sie es persönlich in Rom holen; nachher wurde es den päpstlichen Nuntien überschickt, oder man schickte Personen in Rom, um es am päpstl. Hofe zu erbitten. Keiner darf sich des Palliums seines Vorfahren bedienen, und wenn einer durch Tausch oder Versetzung eine andere Diöcese bekommt, so muß er sich ein neues Pallium lösen. Die Ueberbringer desselben müssen so viel möglich darauf sehen, daß sie nur eine Nacht sich an einem Orte aufhalten. Die

Unkosten belaufen sich auf 30,000 Gulden, ehe das Pallium an Ort und Stelle kommt.

Palm (Joh. Philipp), Buchhändler in Nürnberg, geb. zu Schondorf 1766. Bei seinem Oheim väterlicher Seite hatte er zu Erlangen den Buchhandel erlernt, verheirathete sich später mit der Tochter des Buchhändlers Stein zu Nürnberg, dessen Firma er beibehielt. Im Frühlinge 1806 versandte seine Buchhandlung eine Schrift mit dem Titel: Deutschland in seiner tiefsten Erniederung; worin ohne Scheu und derb die Gewaltthätigkeit Napoleons und die Erpressungen und das Betragen seiner Generäle und Truppen geschildert wurden. Ein Geistlicher erhielt sie aus einer augsburger Handlung, und franz. Offiziere, die Deutsch verstanden, und bei dem Geistlichen in Quartier lagen, lasen sie und haben sie wahrscheinlich als aufrührerisch angezeigt. Die Polizei spürte bald aus, daß der Versandt von der Stein'schen Buchhandlung nach Augsburg geschehen sey. Palm's Gattin meldete ihm, der sich gerade zu München aufhielt, daß man sein Waarenlager durchsucht, aber nichts Verdächtiges gefunden habe. Palm kehrte ohne Gefahr zu befürchten nach Nürnberg zurück; als er aber die Verhaftnehmung des Augsburger Buchhändlers vernahm, floh er von Nürnberg, das französische Truppen ungeachtet des Friedens noch besetzt hielten, ins Preußische nach Erlangen; er kehrte aber bald im Geheim nach Nürnberg zurück. Hier ergriffen ihn die französischen Häscher durch eine List. Ein Bettler kam in Palms Haus mit einem Zeugnisse geachteter Männer und bat um Almosen für eine Soldatenwittwe. Der Knabe drang darauf, den Hausherrn selbst zu sprechen; Palm erschien, gab dem Jungen etwas, und wollte sich eben wieder entfernen, als zwei Gensd'armen ihn überraschten, einzogen, und zum französischen General führten. Ueber die Flugschrift befragt, sagte er aus, sie sey ihm nach Buchhändler Gebrauch in einem verschlossenen Pakete von einer fremden Buchhandlung zu fernern Spedition eingeschickt worden. Bei dieser Aussage beharrte er bis an seinen Tod. Tags darauf ward er nach Ansbach zum Marschall Bernadotte gebracht; von hieher schaffte man ihn nach Braunau. Ein Bittschreiben seiner Gattin an den französischen Gesandten Otto in München, in welchem sie darthat, daß außer dem nach Augsburg versandten Exemplare keins ferner verschickt worden sey, wurde nicht beachtet. Man wandte sich mit gleichem schlechten Erfolge an den Marschall Berthier. Bei Palms Prozeß, außer daß er mit übertriebener Eile geführt wurde, verletzte man sogar die gesetzlichen Formen; man gab ihm keinen Vertheidiger, obgleich das Urtheil dies aussagte. Zwei Verhöre fanden Statt; Palm blieb standhaft bei seiner frühern Aussage, und bewies überdies, daß in der Flugschrift nichts enthalten sey, was zum Meuchelmorde oder Aufruhre aufreize. Am 26. kündigte man ihm um 11 Uhr Mittags sein Todesurtheil an, und um 2 Uhr ward es vollzogen. Braunauer Frauen und Kinder flehten den General St. Hilaire um Aufschub an. Der Kaiser, antwortete er, habe das Todesurtheil ausgesprochen, und nur dieser könne begnadigen, wenn er zugegen wäre. Nach der Aussage mehrerer angesehener französischer Offiziere soll Berthier allein ohne Wissen Napoleons den Befehl zu diesem Morde gegeben haben. Palms Familie erhielt aus England, Rußland und aus den größern Städten Deutschlands reichliche Unterstützungen, und Palms blutiger Schatten und das Andenken an diesen Justizmord trug nicht wenig zum Hasse gegen die Franzosen bei.

Palme, ein bei dem Schiffsbauholze gebräuchliches Maas, welches 3 Schuh holländisch beträgt; 2) ein Italienischer Werkschuh; hat nach Pariser Linien in Genua 111, 3; Lissabon große 100, kleine 97, 2; Neapel 116, 9; Palermo 107, 3; Rom 99; Sardinien 111, 3; Spanien 94; 3) ein Längemaas der Kaufleute nach Pariser Linien, Florenz in Wolle 130, 9; in Seide 129; Genua 111, 3; Lissabon 97, 2, Neapel 116, 9, Nizza 117; Pisa

132, 3, Rom 110, 3, Sardinien 111, 3, Siamo 107, 3. Die beiden letzten Maaße werden auch Palmo, in der mehrern Zahl Palmi geschrieben; 4) die Augen und Knospen an den Weinstöcken; 5) alle Knospen oder Blüthen, besonders die Blüthenknospen der Weiden, Erlen und ähnlicher Gewächse, welche in viele seidenartige Haare eingehüllt sind.

Palmenorden, s. Fruchtbringende Gesellschaft.

Palmen-Sonntag heißt der letzte Sonntag vor Ostern, zum Andenken an den Einzug Christi zu Jerusalem, bei welchem ihm Palmen gestreut wurden. An diesem Sonntage, von welchem auch die darauf folgende Woche Palmwoche heißt, geschieht die Palmweihe.

Palmyra. Mitten in der Wüste, südöstlich von Haleb und nur 3 Tagereisen vom Euphrat, liegen die prachtvollen Ruinen des im Alterthum berühmten Palmyra oder Tadmor (beides bedeutet Palmenstadt) unter 34° 54'. Dieser Punkt, wo einige zwar schwefelige, aber doch genießbare Quellen und ein den Palmen günstiger Boden den Anbau erlaubte, war schon in so alter Zeit, wegen des Handels mit dem Euphrat und dem persis. Meerbusen, bewohnt, daß Salomo sich desselben bemächtigte. Seine Größe und Pracht verdankt Palmyra den ersten Jahrhunderten nach Chr., wo sie in die Gewalt der Römer kam. Unter Odenat und seiner Gemahlin Zenobia ward es auf kurze Zeit die Hauptstadt eines unabhängigen Reiches, welches Aurelian, so wie die Stadt selbst, 275 zerstörte; sie erholte sich zwar wieder, ward aber 744 von den Sarazenen so gänzlich verwüstet, daß man bis 1691 nur dunkle Sagen von ihren Trümmern hatte. Diese Ruinen, welche aus unzähligen theils noch aufrecht stehenden, theils niedergestürzten herrlichen meist korinthischen Marmorsäulen bestehen, bedecken eine unabsehbare Fläche und zeigen die Ruinen vieler Tempel, Triumphbogen, Hallen u. s. w., unter denen sich vorzüglich der große und herrliche Sonnentempel auszeichnet. Was die Größe des Anblicks noch vermehrt, ist, daß sich von gewöhnlichen Gebäuden der alten Stadt keine Spur mehr findet, und man unter diesem Labyrinth von Säulen nur noch einige 30 elende Lehmhütten armseliger Araber, die hier etwas Getreide und Oliven ziehen, erblickt.

Palnatocke, ein berühmter Seeheld des Nordens im 10. Jahrhundert, dessen geschichtliches Daseyn wahr seyn mag, dessen Thaten hingegen nur auf Sagen, die sich in Liedern und Traditionen des Volkes erhalten haben, beruhen. Er soll von der Insel Fünen herstammen und nach der isländischen Somskringasaga Palner, dessen Vater aber Tocke, aus welchen beiden Palnertocke oder Palnatocke entstanden sey, geheißen haben. Er heirathete die Tochter eines gothländischen Jarls, ward zur See gewaltig und schlug sich häufig mit den kleinen norwegischen und dänischen Königen herum. In jenen Zeiten der Unsicherheit und des Raubes vereinte er mehrere nordische Krieger zu einem Schutz- und Trutzbündnisse. Palnatocke war ihr Haupt und soll mit dem Bunde seinen Sitz zu Jomsburg auf der Insel Wollin, was man für das untergegangne Julin hält, gehabt haben. Auf der Insel giebt man ein altes Hühnengrab für Palnatocke's seines aus, und in dem Glauben des dortigen Landvolks und der Fischer schreitet der Geist des kühnen Seeräubers beim Scheine des Mondes über die Wellen am Ufer der Insel. Oehlenschläger hat das Andenken Palnatocke's erneuert.

Palomino de Velasco (Aliscle Antonio), ein berühmter spanischer Maler, 1653 zu Bajalance geb. Seiner Eltern Wünsche gemäß studierte er Anfangs Theologie, doch Neigung zog ihn zur Malerkunst, in der er sich unter Valdes bildete. In Madrid (1678) ward er durch den berühmten Caillo dem Könige Philipp IV. vorgestellt, und erhielt von ihm den Auftrag, die Frescogemälde in der Hirschgallerie im Prado auszuführen. Seine Geschichte der Psyche erhielt den Beifall des Monarchen, der ihn mit einem ansehn-

lichen Gehalte zu seinem Hofmaler ernannte. Man wirft dem Palomino vor, daß er selbst in seinen großartigsten Gemälden, als im Bekenntniß des h. Petrus, in der Hauptkirche zu Valencia so wie in den Bildern, welche er für die Cathedrale von Cordova verfertigte, oft mit zu ängstlicher Treue, eine gemeine Wirklichkeit copirte; trefflich ist er dagegen in der Perspective und dem Colorit. Er starb zu Madr. 13. Ap. 1726. Er hat eine Geschichte der spanischen Maler unter dem Titel: el Museo pictorico y escala optica herausgegeben; ungeachtet sie mehrere Unrichtigkeiten enthält, ist es doch ein brauchbares Buch, das Occilliet seinem Dictionnaire des peintures espagnols, Paris 1816, zu Grunde legte.

Pan, eine alte arcadische Hirtengottheit, in welcher die Arcadier wahrscheintich die Natur oder die höchste Gottheit verehrten, und welche endlich die Orphiker, durch das griechische Wort παν, alles, verleitet, in das Weltall umschufen. Nach dem trojanischen Kriege kam sein Dienst nach Griechenland, weshalb man ihm die zeitverwandte Penelope zur Mutter gab. Nach Andern war dies die Tochter Dryops, der Vater Jupiter oder Merkur. Späterhin wurde Pan auch von den Römern angenommen, wo er Luperkus und Janus hieß. Es ist der Gott der Hirten und Jäger, der Vorsteher der Berge, des Wildes und der Heerden. Leichtfüßig schlüpft er durch das Gesträuch, gaukelt am Ufer der Flüsse, schweift über die Spitzen der Felsen, steigt auf die höchsten Berge, die Heerden zu besehen, und erlegt auf Anhöhen das Wild. Kehrt er von der Jagd zurück, so treibt er die Lämmer in die Höhlen und spielt süße Lieder auf der Flöte; die geschwätzigen Dreaden singen das Lob der Götter dazu und tanzen um ihn her, der in ihrer Mitte auf blumigen Wiesen tanzt. Als ein beständig fröhliches Wesen, gesellte man ihn nachher dem Bacchus bei, führte auch bei den Dionysischen Aufzügen mehrere Pane auf, welche zu rechtfertigen man dem eigentlichen 12 Söhne gab. In Egypten verehrte man ihn zugleich als Symbol der Zeugungskraft. Pan hatte keine Frau, aber mehrere Liebeshändel, von welchen die mit der Nymphe Syrinx und mit der Echo die bekanntesten sind. Ueberhaupt stellte er den Nymphen sehr nach, welche ihn fürchteten und vor ihm flüchteten. Einige wollen davon den Ausdruck panisches Schrecken, womit man einen schnellen großen Schrei bezeichnet, herleiten; wahrscheinlicher bezieht er sich auf folgende Thaten Pans. Im Kriege der Götter gegen die Titanen, machte er auf einer Trompete aus einer Seemuschel einen so ungeheuern Lärmen, daß er den Titanen Schrecken einschmetterte, und sie dadurch in die Flucht jagte. Gleichen Erfolg hatte es, als er, da sich Bacchus auf seinem großen Heereszuge, welchen Pan mitmachte, einst übermannt sah, eine Menge von Trompeten gegen ein Echo blasen ließ. Pan wird ältlich vorgestellt, mit Ziegenfüßen und einem Ziegenschwanze, zwei Hörnern und einem Bocksbarte, übrigens häßlich und roth im Gesichte. Gewöhnlich hält er eine 7röhrige Pfeife in der Hand, und ist mit Thierfellen bekleidet.

Panace, eine Tochter des Aesculap, welcher man Hülfe wider alle Krankheiten zuschrieb; 2) eine Universalmedicin, welchen Begriff dieses Wort ausdrückt.

Panama oder Darien (der Isthmus von), welcher Nord- u. Südamerika verbindet und hier an einer Stelle nur vier Meilen breit ist. Der Gebirgsrücken, der sie durchzieht, ist ganz unbedeutend. Der Boden ist zwar sehr fruchtbar und erzeugt vorzüglich Kakao, Tabak und Baumwolle, allein die Luft, zugleich feucht und heiß, macht das Land beinahe unbewohnbar. Nur der Handel mit den edeln Metallen, welcher ehemals von Peru durch die Landenge nach Europa ging, hat die Anlage zweier Handelsstädte veranlaßt, welche jetzt, wo dieser Handel sich nach Buenos-Ayres gezogen, und wegen

ihrer Ungesundheit veröden. Es sind: Portobello, am mexikanischen Meerbusen, mit nur 130 Häusern, aber einem guten durch ein Fort geschützten Hafen, und Panama, am Austral-Ocean, in einer ungesunden Gegend; bisher zählte es 20.000 Einw. Die ehemals zu Guatimala gehörigen kleinen Provinzen Veragua und Panama haben sich an die Republik Kolombia angeschlossen.

Panathenäa, Παναθηναια, ein berühmtes Fest zu Athen, das der Minerva, der Schutzgöttin Athens, heilig war. Die Stiftung desselben schreibt man dem Orpheus oder Erichthonius zu, und in dieser Zeit hatte es den einfachen Namen Athenäen; nachher wurde es von Theseus erweitert und erneuert, und erhielt dann den Namen Panathenäa, weil er das ganze athenische Volk in Einen Staat vereinigt hatte. Nach Einigen war es den römischen Quinquatrien sehr ähnlich, und hatte auch im Lateinischen diesen Namen. Anfangs dauerte es nur einen Tag, in der Folge aber mehrere Tage; die Anzahl derselben wird aber nirgends bestimmt. Die Pracht des Festes stieg überhaupt mit jeder neuen Feier und der zunehmenden Blüthe des atheniſchen Staats. Man unterscheidet die großen und kleinen Panathenäen. Erstere wurden alle fünf Jahre am 22. des Monats Hekatombäon und die folgenden Tage; letztere aller drei Jahre, oder nach Andern, alle Jahre mit dem 21. oder 20. des Monats Thargelion gefeiert. Im Grunde waren beide wohl nur Ein Fest, nur das alle fünf Jahre die Feierlichkeiten mit größerer Pracht ang stellt wurden. Diese bestanden in dreierlei Arten von Wettspielen: in Laufen und Pferderennen; in athletischen Umgebungen und in poetischen und musikalischen Wettstreiten.

Panard (Charles François), geb. zu Courville bei Chartres, wird für den Erfinder des moralischen Vaudeville angesehn, und schrieb, theils für die komische Oper, theils für das pantomimische Schauspiel, über 80 Stücke. Er st. allgemein geachtet den 13. Juni 1565. Ausgaben: Théatre et Oeuvres diverses de Panard, Paris 1763, 4 Bde. 12.; Oeuvres choisies de Panard par M. Armand Goëllé, Paris 1803. 8.

Panckoucke (Andreas Joseph), ein berühmter Buchhändler zu Paris, geboren 1700 zu Lille, gestorben zu Paris 1753. Seine bekanntesten Werke sind: 1) Paßender Unterricht für Mädchen, Paris 1749; 2) chronologischer Abriß der Geschichte der Grafen von Flandern, 1762; 3) Wörterbuch der französischen Sprüchwörter, Paris 1758; 4) philosophisches Handbuch, Lille 1748; 5) Anfangsgründe der Geographie und Astronomie, 1740, 6) Versuch über die Philosophie, Amst. 1743. Der Pfarrer widersetzte sich seinem Begräbnisse, weil er ihm etwas zu frei geschrieben hatte, und willigte erst auf höhern Befehl ein. — Sein Sohn Charles Joseph, geb. zu Lille 1736, betrat mit Ruhm die Laufbahn seines Vaters. Er machte sich durch einige kleine Schriften vortheilhaft bekannt, und sein Haus ward der Versammlungsort der ausgezeichnetsten Männer. Durch seine Bemühungen erhielt der Mercur von Frankreich 15.000 Abonnenten; doch bekannter ward sein Name durch ganz Europa durch die großen typographischen Unternehmungen, an denen er Theil nahm. Er edirte mit die Encyklopädie, die Werke des Büffon, die Memoiren der Akademie der Wissenschaften und der schönen Künste, das französische Wörterbuch, das allgemeine Repertorium der Jurisprudenz, den französischen Reisenden vom Abbe de la Porte. Seine eigenen Schriften sind: 1) mathematische Memoiren, 2) Uebersetzungen des Lukretius, des befreiten Jerusalems und des wüthenden Roland, 3) philosophische Abhandlung über das Schöne, 1779. 4) Eine andere über Lust und Schmerz, 1790, 5) der Plan zur methodischen Encyklopädie, und mehrere Memoiren und Abhandlungen im Mercure und andern Zeitschriften. Er starb zu Paris 1799.

Pancratium, wörtlich ein Allkampf, war bei den Alten 1) ein Wettkampf, bei welchen alle 5 Kampfarten, das Laufen, Springen, Fechten, Ringen und Werfen, zugleich geübt wurden; 2) ein Wettkampf, bei welchem alle mögliche Mittel angewendet werden, den Sieg zu erhalten, ein Kampf auf Leben und Tod.

Pandämonium, der allgemeine Geister- oder Halbgötter-Tempel.

Pandemos, ein Beiname der Venus, die gemeine, Volgivaga. Nach Paus. soll Theseus ihre Verehrung eingeführt haben, als er alle Stämme von Attika in Athen vereinigte. Hier bezeichnete sie also: die gemeinschaftlich zu Verehrende, wie Jupiter Pandemos; obgleich sie anderwärts immer die sinnliche Liebe ausdrückte. Nach Andern bauete Solon ihren Tempel von der Abgabe der gemeinen Weibspersonen. Sie hatte daher auch in Theben eine Bildsäule, so wie in Elis, wo sie auf einem Bocke (dem Zeichen der Zeugungskraft) ritt. Auf einer alten Gemme ist ihr Wagen mit einem Bocke bespannt.

Pandekten, ein Theil des corpus juris civilis: eine aus 50 Büchern bestehende Sammlung von Aussprüchen der römischen Rechtsgelehrten, welche besonders Tribonian und einige Andere sammelten, und im J. 530 von Kaiser Justinian Gesetzeskraft erhielten. Sie werden auch Digesta genannt. Weil nach der Ordnung derselben noch jetzt das römisch-deutsche bürgerliche Recht vorgetragen wird, bekommt dieses ebenfalls den Namen Pandekten.

Pandora, die erste Frau, welche den Sterblichen auf Jupiters Veranstaltung zur Strafe zugeschickt wurde, weil Prometheus das Feuer vom Himmel gestohlen hatte. Vulkan mußte sie aus Erde bilden, alle Götter und Göttinnen aber ihr jede Liebenswürdigkeit mit der Sprache und dem Leben einhauchen. Daher unterrichtete sie Minerva in kunstvollen Arbeiten, Venus gab ihr Schönheit, Reiz und qualvolle Macht, Merkur Koketterie und Begierde zu gefallen, Minerva die Suada, die Grazien und Horen besorgten ihren Putz. Man nannte sie Pandora, weil sie den Menschen zum Unglück mit allen Gaben der Götter ausgerüstet war. Noch oben drein gab ihr Jupiter eine Büchse mit, die alles nur mögliche Uebel in sich enthielt. So ausgestattet schickte man sie mit dem Merkur dem Epimetheus, dem Bruder des Prometheus, zum Geschenke zu. Prometheus hatte vorher den Epimetheus gewarnt, ja kein Geschenk vom Jupiter anzunehmen. Er hatte aber die Warnung vergessen, und nahm das unglückliche Geschenk an, öffnete auch noch oben drein die unglückliche Büchse. Vorher hatten die Menschen nichts vom Unglück gewußt, jetzt flogen Krankheiten und Sorgen aus der Büchse und kamen unter die Menschen; nur noch ein wenig Hoffnung blieb in der Büchse hängen. Dieser Mythus sagt nichts mehr, als daß durch die Einführung der Künste und der Cultur unter das Menschengeschlecht, die hier in der Gestalt eines vollkommenen Frauenzimmers geschildert werden, Ungemach und Elend unter die Menschen einbrachen. Epimetheus zeugte mit der Pandora die Pyrrha, die Gemahlin Deucalions. Man findet diese Pandora auf verschiedenen Gemmen. Pandora nennt man auch eine der Gefährtinnen der Hecate und Furien, eine der schrecklichsten Plagegöttinnen mit einem eisernen Leibe.

Panduren, leichte Fußvölker bei der östreichischen Armee, welche ihren Namen von dem Dorfe Pandur in Niederungarn haben, in dessen Nähe sie zuerst in den Gebirgen wohnten. Sie tragen Mäntel, lange Beinkleider und Mützen, haben eine lange Flinte, in dem Leibgürtel einige Pistolen, einen ungarischen Säbel und 2 Türk. Messer. Seit 1750 sind sie immer mehr auf regulären Fuß gesetzt worden. Sie gehören zu den Granitzern, und werden jetzt selten mehr bei obigem Namen genannt.

Panegyricus, eine öffentliche Rede oder eine Schrift zum Lobe einer glänzenden Person, oder einer ausgezeichneten Tugend oder einer großen That. Das Wort ist aus dem griechischen παν, alles und αγυρις, Versammlung, zusammengesetzt, weil solche Lobreden in Griechenland und auch in Rom vor dem versammelten Volke gehalten wurden. Der Lobredner darf zwar die historische Wahrheit nicht verletzen, in welchem Falle er zu einem gemeinen Schmeichler herabstürzen würde; doch ist es ihm erlaubt, sie zu schmücken, und den Gegenstand durch die rednerische Behandlung in ein vortheilhafteres Licht zu stellen. Aus dem griechischen Alterthum besitzen wir mehrere Lobreden, als den Panegyrikus von Isokrates, ein Meisterstück des reinen Stols und der sorgfältigsten Feile; im Ganzen aber zu künstlich, um natürlich zu seyn. Zu den Lobreden gehören auch die Todtenreden auf die fürs Vaterland gefallenen Krieger. In Athen, dem die Menschheit so ungemein viel verdankt, blühte vorzüglich diese erhebende Sitte. Aus dem römischen classischen Alterthum ist der herrliche Panegyricus des jüngern Plinius auf den Kaiser Trajan auf uns gekommen, er übertrifft den Isocratischen bei Weitem. Die späteren geben nur für den Geschichtsforscher Ausbeute. Aus dem Zeitalter der wieder aufgeblüthen lateinischen Literatur besitzen wir einige gute Panegyriken von Lipsius, Borhorn, und von mehrern Jesuiten. Unter Ludwig XIV. waren die Franzosen stark in dieser Gattung, und viele ihrer academischen Lobreden zeichnen sich vortheilhaft aus. Auch die Deutschen und Engländer können einzelne treffliche Lobreden aufweisen. Vrgl. d. Art. Eloges.

Panier, überhaupt eine Kriegs- oder Heeresfahne, und in engerer Bedeutung die Fahne eines Bannerherren (s. Banner).

Panin (Nikita Ivanowitsch, Graf v.), geb. den 15. Sept. 1718. Sein Vater, ursprünglich aus Lucca in Italien herstammend, war General-Lieutenant unter Peter I. Panin begann seine Laufbahn in der Reitergarde der Kaiserin Elisabeth. Die Freundschaft des Prinzen Kourakin aber erhob ihn zu der Würde eines Kammerherrn. Sein einschmeichelnder und lebhafter Geist zog bald die Augen der Kaiserin auf ihn; sie schickte ihn 1747 nach Kopenhagen, und zwei Jahre darauf als bevollmächtigten Minister nach Stockholm. Bei seiner Rückkehr ward er zum Erzieher des Großfürsten Paul Petrowitsch ernannt, und bald darauf zum ersten Minister Catharinens II. Auf seinen Rath wurde bei den polnischen Unruhen der Krieg den Türken erklärt; er vermittelte den Tausch des Herzogth. Holstein gegen die Grafschaften Oldenburg u. Delmenhorst zum Besten der jüng. Linie Holstein-Gottorp; er schloß mit der Pforte den vortheilhaften Frieden; die Vermittlung Rußlands beim Frieden v. Teschen war sein Werk u. die bewaffnete Neutralität. Man hat ihm Stolz, Trägheit u. Nachläßigkeit in den Geschäften vorgeworfen; er soll selten die Depeschen der Gesandten gelesen, und noch seltner sie beantwortet haben; dem ungeachtet entwarf er selbst alle Instruktionen für die Feldherrn und Gesandten, und die ganze Korrespondenz mit den fremden Höfen. Er leitete die Staatsangelegenheiten stets würdevoll, redlich und offen. Sein Charakter war sanftmüthig, mit Festigkeit gepaart, wo es galt, und diesen trug er auch in die Geschäfte über. Er besaß einen richtigen Verstand, scharfe Urtheilskraft, tiefe Menschenkenntniß und die Gabe der Ueberredung. Er starb den 11. August 1783.

Panisbrief, ein Empfehlungsschreiben, worin vormals ein deutscher Kaiser eine weltliche Person einem der deutschen Stifter oder Klöster zur Verpflegung empfahl. Aber nur einmal konnte ein Kaiser während seiner Regierung an jedes Kloster oder Stift dergleichen Briefe gelangen lassen, und in manchen Gegenden wurden sie gar nicht honorirt. Nachdem sie seit Jahrhunderten nicht mehr üblich gewesen waren, erschien plötzlich unter Joseph II.

eine Menge derselben. Auch der König von Preußen übte bei den in seinen Ländern liegenden Mönchs- und seine Gemahlin bei den Nonnenklöstern dieses Recht aus.

Pannonien, ein ansehnlicher nordöstlich von Italien belegener Strich Landes, der von dem Volke der Pannonier den Namen erhielt. Das ganze Land (Pannonien, Norikum, Vindelicien und Rhätien), welches Italien auf der Nordseite unmittelbar begränzte, lernten die Römer viel später kennen als alle übrigen Länder der drei Erdtheile, die dem Mittelmeere benachbart sind. Erst nach dem punischen Kriege erkannten die Gallier am Po Roms Oberherrschaft, aber noch lange nicht die rauhen Alpenvölker. Als indessen Macedonien erobert war, so wurden die Römer mit den angränzenden Thraciern und Celten oft in Streitigkeiten verwickelt, welche zwar nicht immer glücklich ausschlugen, aber doch die römischen Heere zuweilen bis an die Ufer der Donau führten. Auch ein großer Theil der illyrischen Küste war mit Macedonien zugleich in die Gewalt der Römer gekommen, und von jetzt an hörten die Kriege zwischen den Italienern und Bergbewohnern nicht wieder auf. Der Regierung des Augustus war die völlige Bekanntschaft und Eroberung dieses Landes aufbehalten. Nach und nach wurden die verschiedenen Völker desselben mit vieler Anstrengung und Beharrlichkeit von ihm überwunden und bald sahe er sich als Oberherr über den ganzen Strich Landes von den julischen Alpen bis an die Mündung der Save, und Völker, deren Namen man zum Theil noch nicht einmal gehört hatte, gehorchten Roms Zepter. Der letzte Krieg mit Antonius unterbrach den weitern Fortgang seiner Siege und erst sein Stiefsohn, Tiberius, vollendete die große Unternehmung. Unter Kaiser Klaudius wurden die von den Römern eroberten Länder in Provinzen getheilt. Man machte längst der Donau drei Provinzen, zu deren Bestimmung man nicht weiter die Sitze der Völker, sondern natürliche Gränzen von Flüssen und Bergen annahm. Sie waren Pannonien, Norikum und Rhätien (s. beide Art.). Auf unsern Charten faßte Pannonien einen östlichen Streif von Steiermark und Oestreich, einen Einschnitt von Krain, ganz Ungarn, so weit es auf der Südseite der Donau liegt, und einen Streich von Bosnien längst der Save in sich. Bei Ptolemäus findet sich schon Pannonien in Ober- und Unterpannonien getheilt. Eine idealische Linie, die man sich von Bregätium bei Komorn gegen Süden bis zur Save, beim Einfluß des Verbasflusses in dieselbe gezogen dachte, bestimmte diese Abtheilung. Was dieser Linie westlich lag, war Pannonia superior; was östlich, Pannonia inferior. Diese Eintheilung schrieb sich wahrscheinlich von Hadrian her. Im 5. Jahrh. wurde bei der allgemeinen Völkerwanderung auch Pannonien vom römischen Reiche abgerissen. Schon der Westgothe Alarich, oder vielmehr sein Bruder, Astraulph hatte Besitz davon genommen, und herrschte über die verschiedenen durch die römischen Kaiser dahin versetzten Völkerschaften. Aber als die Hunnen unter Attila über das römische Reich herfielen, da ging es völlig verloren, indem es der römische Feldherr und Staatsminister Aetius förmlich abtrat, um alle weitern Unternehmungen der Barbaren gegen das abendländische Reich abzuwenden. Mit dem bald darauf erfolgten Tode des furchtbaren Attila, zerfiel das große Reich, das von Mähren bis an die Wolga sich erstreckte. Ueberhaupt brachte diese Revolution große Veränderungen in den Sitzen aller Donauvölker hervor. Die Gepiden bemächtigten sich Daciens auf der Nordseite der Donau und einiger Striche von Obermösien auf der Südseite dieses Flusses, und die sogenannten Mösogothen besetzten Niedermösien. Bei und neben ihnen saßen noch manche zerstreute Haufen von Hunnen und Alanen; Rugier eilten mit Erlaubniß des griechischen Kaisers in die thracischen Gebirge und einige Haufen von Sarmaten (d. h. Slaven) und Hunnen in einen Theil Illy-

tiens. Die zahlreichen Ostgothen wählten sich auch neue Wohnplätze in Pannonien und zwar mit Erlaubniß des griechischen Kaisers. Als die Gothen nach Italien abzogen, entstanden neue Veränderungen in den Wohnsitzen der Völker an der Donau. Erst mehrere Jahre nach der Auswanderung der Gothen um 500 v. Chr. G. besetzten es die Longobarden ohne Widerstand. Durch die gänzliche Besiegung der Gepiden im heutigen Siebenbürgen und der Walachei befreieten sie sich von einem mächtigen Nachbar, ohne aber doch die Früchte des Sieges zu ernten; denn ihre Bundesgenossen, die Avaren, bemächtigten sich des Landes der Gepiden, und als 42 Jahre darauf die Longobarden nach Italien zogen, traten sie Pannonien an die Avaren ab, mit der Bedingung, es wieder zurück zu geben, wenn es ihnen in Italien nicht glücken sollte. Von dieser Zeit an blieben die Avaren Herren von Pannonien, und wurden es bald von mehrern angränzenden Provinzen durch die Gewalt der Waffen. Karl der Große demüthigte die Avaren, und nöthigte sie, sich ihm im Jahre 806 freiwillig zu unterwerfen und Christen zu werden. Bald nachher gerieth ihr Name ganz in Vergessenheit, als aus dem Innern von Asien ein neues mächtiges mogolisches Volk, die Ungarn, in die Länder an der Donau einbrach, und sich dieselben unterwarf.

Paeon, s. Rhythmus.

Panorama, wörtlich eine Allübersicht oder Allbeschauung, nennt man eine Art von Gemälde, wo sich der Beschauer im Mittelpunkte befindet und die vorgestellte Gegend oder Handlung nach allen Richtungen hin beleuchtet und dargestellt sieht. Solche Gemälde befinden sich auf einer Fläche von Leinwand oder Papier, welche einige Ellen hoch rund herum gezogen ist. In der Mitte steht der Zuschauer auf einer erhabenen Stelle, zu welcher eine kleine Treppe führt. Der Erfinder war der engl. Maler Barker (s. d. A.) im letzten Dezennium des vorigen Jahrhunderts. Breysig, Professor in Magdeburg, kam während seines Aufenthalts in Rom auf denselben Einfall, führte ihn aber erst im Jahre 1800 aus. Verschiedene deutsche Künstler sind ihm nachgefolgt, und man hat jetzt schon eine ganze Menge Panoramen.

Panspfeife, s. Syrinx.

Pantalon, ein altes Kleidungsstück, bei dem Hose und Strümpfe aus einem Stücke bestanden. Eine venetianische religiöse Verbindung gebrauchte es zuerst, und nannten sich nach ihrem Patrone, dem St. Pantaleon, Pantaloni. Von derselben Kleidung hat auch der Harlequin auf dem italienischen Theater den Namen Pantaleon. Pantalon oder Pantaleon ist ferner ein jetzt nicht mehr gebräuchliches musikalisches Instrument, das die Form eines Cimbals, 9—10 Fuß Länge, Resonanzböden auf beiden Seiten hat, deren einer mit Draht-, Stahl- und Messingsaiten, der andere mit Darmsaiten bezogen ist und mittelst zweier Klöppel, die mit Tuch überkleidet sind, gespielt wird. Pantaleon Hebenstreit aus Eisleben, ein berühmter Violinist, erfand es in der Mitte des 18. Jahrhunderts. Pantalons nennt man endlich auch Klaviaturinstrumente, bei den der Hämmerschlag von oben herab auf die Saiten geschieht, oder bei den metallne Hämmer oder in Hacken gebogene Drähte an die Saiten angeschlagen werden, und das Instrument flügelartig ist und senkrecht in die Höhe steigt.

Pantheismus ist die Vorstellungsart von dem Weltganzen, als einer einzigen allbefassenden Substanz, oder, nach Spinoza, als eines Inbegriffs vieler, einer einzigen Substanz inhärirenden Bestimmungen. Der Pantheismus sucht die Caussalabhängigkeit einer so großen Menge zweckmäßig verbundener Substanzen von Einer in die Inhärenz einer andern zu verwandeln. Nach diesem spinozistischen Pantheismus sind Raum und Zeit wesentliche Bestimmungen des Urwesens, die von ihm abhängigen Dinge aber, also auch wir selbst, nicht Substanzen, sondern bloß dem Urwesen inhärirende

Accidenzen. Dieſes pantheiſtiſche Syſtem, das alle Freiheit vernünftiger Weſen vernichtet, auf ein blindes Fatum und andre Ungereimtheiten hinführt, liegt auch der neuern Naturphiloſophie zum Grunde, und es iſt zu verwundern, wie man in dieſen zum Theil alten, und nur anders modificirten Ideen das Erhabene hat finden können, das ſelbſt einige ſehr gute Köpfe darin zu finden geglaubt haben.

Pantheon, ein von Agrippa in Rom zu Ehren der Götter erbauter Tempel, das erſte mit einer ſteinernen Decke überwölbte Gebäude von ſo großem Durchmeſſer. Die Kühnheit des Baumeiſters dieſer Kuppel ſetzte in Erſtaunen. Alle Verhältniſſe waren ſo glücklich berechnet, daß es jene wunderbare erhabene und zugleich freundliche Wirkung hervorbrachte, die noch jetzt ergreift und bezaubert, wiewohl die runde Wand, welche die Kuppel trägt, manche nicht günſtige Veränderung erlitten hat, und die Kuppel ſelbſt aller ihrer Zierrathen beraubt iſt. Die Säulenhalle iſt faſt unverändert erhalten, aber die hinter ihr ſich erhebende Vorlage hat nicht nur ihren Giebel verloren, ſondern iſt auch mit einem Paar Thürmchen überbaut und dadurch entſtellt worden. Beſonders achtet man die Kunſt, mit welcher der Baumeiſter das gewaltige Dach, das den ganzen Bau zu erdrücken drohte, zu verkleinern gewußt hat, ſo wie die ſinnreiche Art, mit der er an jenen coloſſalen Rundbau eine zwar majeſtätiſche, aber doch nicht zu rieſenhafte Säulenhalle anfügte, indem er zwiſchen beide die hohe Vorlage hineinſchob, welche, den Uebergang von einem zum andern bildend, durch ihren großen, über den Giebel der Halle emporſteigenden Giebel die Anſicht des Eingangs in das Heiligthum nur noch feierlicher macht. S. Hirt's Observazioni sopra il Panteon. Rom. 1791 (deutſch im 1. Bde. des Muſeums der Alterthumswiſſenſchaften). Der Schaft jeder der 16 über 36 Fuß hohen Säulen der Halle beſteht aus einem einzigen Blocke von ägypt. Granit, die Baſen und Capitäle, ſo wie das Gebälke, waren von weißem Marmor, mit Reliefs verzierte Tafeln von dergleichen Marmor bedecken die hintere Wand des Porticus, und das Giebelfeld ſchmückte ein großes Basrelief von Bronze. Das Dach der Halle war mit Ziegeln von vergoldeter Bronze gedeckt. Urban VIII. ließ 1632 die zur Dachrüſtung verbrauchte Metallmaſſe vom Pantheon wegnehmen, und daraus die vier Säulen und den Baldachin des 122 Fuß hohen Hauptaltars der Peterskirche, und noch überdieß 110 Kanonen für die Engelsburg gießen. Auch das Dach der Kuppel beſtand aus Ziegeln von vergoldeter Bronze, die Kaiſer Conſtantius II. abnehmen ließ. Die innere Auszierung dieſes prachtvollen Heiligthums war nicht weniger reich. Die Capitäle der Säulen waren von Bronze; die Karyatiden über denſelben wurden von Kennern bewundert. Der noch jetzt daſelbſt befindliche alte Fußboden iſt aus einer Miſchung von Porphyr, Granit und weißem und gelben Marmor zuſammengeſetzt. Der Bildhauer Diogenes von Athen ſchmückte den Tempel mit Statuen. Das Standbild Cäſars und die der Götter verherrlichten das Innere; in der Vorhalle ſtanden die Statuen des Auguſtus und Agrippa.

Pantomime, bei den Alten ein Schauſpieler, der durch Bewegungen, Zeichen und Gebährden, ohne Hülfe der Sprache, Gefühle, Affekte, Leidenſchaften, Charaktere u. Begebenheiten darſtellte. Der Name a. d. Griech. bedeutet Allnachahmer. Da die Sprache der Mimik an ſich ſchon viel beſchränkter iſt, als die wirkliche, denn ſie vermag das innere Leben nur in großen Umriſſen zu zeichnen und iſt nicht im Stande, die kleinern, feinern Nuanzen hinzumahlen; da überdies bei den Alten die zartere und ausdrucksvollere Mimik des Geſichtes durch die Bedeckung deſſelben mit einer Maske verloren ging, ſo waren die Pantomimen, die oft eine Begebenheit, d. h. eine Kette von Handlungen darſtellen ſollten, gezwungen, die Gebährdenſprache

über die Grenzen ihrer Natur und Macht auszudehnen, und den Mangel natürlicher Zeichen durch willkührliche zu ersetzen. Daher erforderten auch die pantomimischen Darstellungen im Alterthume ein eignes Studium, und besondere Lehrer mußten den Uneingeweihten diese willkührliche Zeichensprache erläutern. Auf diesem Wege war es den Pantomimen möglich, was sie nach der Aussage der Alten leisteten; sie vermochten nicht allein den eigentlichen, sondern selbst den figürlichen Sinn der Worte wieder zu geben, und veranschaulichten durch ihr stummes Spiel ganze Gedichte. Wann die Pantomimen entstanden, läßt sich nicht bestimmt feststellen. Zozimus, Suidas u. A. setzen ihr Entstehen in das Zeitalter des Augustus; wahrscheinlich, weil die beiden berühmtesten Pantomimen unter seiner Herrschaft lebten. Wenngleich die Griechen mimische Tänze kannten, ihre Tänzer verstanden einen Charakter durch Gebährden und künstliche Körperbewegungen nach der Musik, während ein Andrer dazu deklamirte, darzustellen; so war ihnen doch die gänzliche Trennung der Deklamation und Mimik, auf welcher die Pantomime beruhte, unbekannt; es war ebenfalls Sitte bei ihnen, einzelne Situationen, Auftritte und Menschen bei Gastmählern pantomimisch sich veranschaulichen zu lassen; es sollte ein Mittel zur Erweckung des Frohsinns und der geselligen Laune seyn, und durfte sich deswegen aus dem Gebiete des Lächerlichen und des Scherzhaften nicht entfernen; von einer Pantomime aber im uneigentlichen Sinne, von einer Versinnlichung eines ganzen Gedichtes durch Gebärden, findet man keine Spur. Als Kunst bildete sie sich erst unter den Römern, besonders zur Zeit der Kaiser, aus. Der Grund zu derselben legten früher die Histrionen durch Aufführung mimis. Tänze; denn die Tänze der Alten drückten alle etwas aus, u. Griechenland, wenn nicht Erfinderin, doch Pflegerin solcher Tänze, muß daher auch die Keime zur spätern Pantomimik gepflanzt haben. Aus einer Nachricht des Athenäus darf man schließen, daß sie dieselben auf einen hohen Grad der Vollkommenheit gebracht, und nur noch einen Schritt zur eigentlichen Pantomime zu thun hatten; so erfand ein gewisser Pelesis, ein Tänzer des Aeschylus, verschiedne Arten, die Reden durch die Hände sehr deutlich auszudrücken, und Aristoteles erzählt sogar, daß, da er die sieben Helden vor Theben getanzt, alle ihre Thaten sehr wohl vorgestellt habe; demungeachtet hatte sich die Pantomimik bei den Griechen noch zu keiner selbstständigen Kunst entwickelt, und beschränkte sich blos auf Tänze, die mit der Tragödie oder Comödie verbunden, in den Zwischenakten aufgeführt wurden. Erst unter dem Kaiser Augustus schied sich die Pantomimik von dem Drama, und betrat selbstständig den Schauplatz. Es war natürlich, daß nach der Trennung, wodurch die Pantomimik von einer blos dienenden, untergeordneten Kunst zu einer freien erhoben wurde, sie sich schneller und eigenthümlicher entwickeln mußte. Die ersten und berühmtesten Pantomimen zu Augustus Zeiten waren Pylades und Bathyllus. Der erste war der Erfinder einer Tanzart, welche man die Italienische nannte, und aus der komischen, Kordax, tragischen, Emmelia, und der satyrischen, Sikinnis, Tanzart bestand. Pylades hat über sie einen Commentar geschrieben, der aber verloren gegangen ist. Bis auf ihn hatten sich die Mimen in ihren rhythmischen Bewegungen nur von einer Flöte begleiten lassen, er führte zuerst bei seiner pantomimischen Darstellung ein vollständiges Instrumental- und Vocal-Orchester ein. Um sich einen anschaulichern Begriff von den pantomimischen Darstellungen zu machen, diene eine Anekdote, die uns Makrobius aufbewahrt hat. Hylas, der verzüglichste Schüler des Pylades, tanzte einen Gesang, der sich mit *τον μεγαν Αγαμεμνονα*, den großen Agamemnon, schloß. Dieses recht auszudrücken, dehnte sich Hylas aus, und trat auf die Zehen. Seinem Lehrer misfiel dies, und er rief ihm zu: Du machst ihn lang, aber nicht groß! Hierauf verlangte das Volk von

ihm, er sollte eben diesen Gesang tanzen. Er that es, und als er auf obige Stelle kam, blieb er stehen, und stellte eine Person in tiefen Gedanken vor, glaubend, einem großen Feldherrn gezieme nichts mehr, als vor allen Dingen zu denken. — Beide vergriffen sich in dem sinnlichen Ausdruck der Charaktergröße; der Eine maß die Seelengröße mit der Elle, und der Andre wähnte sie durch die mimische Darstellung einer Eigenschaft zu veranschaulichen, die zwar mit einem großen Charakter in einem gewissen Grade verbunden seyn muß, die aber den Charakter noch nicht zum großen Charakter macht, weil das Wesen desselben nicht auf ihr allein beruht; zugleich ersieht man hieraus die Armuth der pantomimischen Sprache, und wie sehr sie sich mit conventionellen Zeichen behelfen mußte, wenn sie es übernahm, den Sinn eines Gedichtes vollständig wieder zu geben.

Panzer (Georg Wolfgang Franz), geb. den 16. Mai 1729 zu Sulzbach in der Oberpfalz, wo sein Vater Rechtsgelehrter war, widmete sich der Theologie zu Altdorf und legte sich daneben vorzüglich auf schöne Wissenschaften und die englische Sprache, wurde 1758 Pfarrer zu Eyelwang, bei Nürnberg, 1760 Diaconus an der Kirche St. Sebaldus in letzterer Stadt, und 1773 Schaffer an der Hauptkirche zu St. Sebald. Er trug vieles bei zur Verbesserung des Gottesdienstes und zur Einführung eines neuen verbesserten Gesangbuchs und st. den 9. Juli 1805. Schriften: Annales typographici Nürnberg 1793 — 95. 6 Bde. 4.; Annales typ. ab anno MDI ad ann. MDXXXVI vol. VI — XI et ultimum, Nürnberg 1798 — 1803. 4.; literarische Nachrichten von den ältesten gedruckten deutschen Bibeln, Nürnberg 1774. 4.; Geschichte der nürnbergischen Ausgaben der Bibel; ebend. 1778. 4.; die unveränderte augsburgische Confession, ebend. 1782. 8.; Entwurf einer vollständigen Geschichte der deutschen Bibelübersetzung Luther's, ebend. 1783, 1791. 8.; Annalen der ältesten deutschen Literatur, ebend. 1788. 4.; Zusätze, 1802. 4.; Älteste Buchdruckergeschichte Nürnbergs, ebend. 1789. 4.; Verzeichniß von Nürnberger Portraiten, ebend. 1790. 4.; Fortsetzung, ebend. 1801. 4.; Ulrich von Hutten in literarischer Hinsicht, ebend. 1798. 8.; u. a. m. Auch übersetzte er mehrere nützliche Werke aus dem Englischen und Französischen, z. B. Nelson's antideistische Bibel; Charlevoix Geschichte von Paraguay; Millers seltene Pflanzen; Tourneforts Reisen u. a.

Panzer, s. Harnisch.

Paoli (Pascal), Sohn Hyac. Paolis, eines verdienten Generals, den die Verfolgungen der Genueser nach Neapel zu fliehen zwangen. Pascal ward zu Voctino in Korsika geb. und in der Militärschule zu Neapel erzogen. Kaum 29 Jahre alt schickte ihn sein Vater 1755 nach Korsika, wo er gleich als Oberfeldherr anerkannt wurde. Ohne regulaire Truppen, ohne Waffen, Munition, Lebensmittel, Geld und Protektion führte er Krieg gegen einen Theil seiner Landsleute, die der genuesischen Parthei ergeben waren, und gegen die Regierung von Genua selbst. Solche Hindernisse konnten nur von einem Genie überwunden werden, was Staatsmann und Held zugleich war. Paoli war es; Friedrich der Große nannte ihn den ersten Feldherrn Europa's. Nachdem es ihm gelungen war, die Bürgerkriege zu unterdrücken, Ruhe und Ordnung im Innern der Insel wieder herzustellen, wandte er seine Waffen gegen die Genueser, vertrieb sie aus allen ihren Positionen u. beschränkte sie auf einige Städte an den Küsten. Im J. 1763 unternahm er eine Expedition gegen die Insel Capara, damals von einer starken genuesischen Besatzung geschützt; 600 kühne korsische Freiwilligen bemächtigten sich dieser steilen, von einem Fort, das Meer und Land beherrscht, vertheidigten Insel. Vergebens machte Genua mit seiner ganzen Land- und Seemacht den Versuch, sie wieder zu nehmen. Paoli hatte eine Seemacht gebildet, welche der Schrecken des

genuesischen Handels wurde; ihre Flagge ward von den Nachbarmächten anerkannt. Er unterhielt eine ununterbrochene Korrespondenz mit den Höfen von Europa, und hatte endlich die Genueser aufs Aeußerste gebracht, so daß sie sich gezwungen sahen, Zuflucht zu Frankreich zu nehmen. 1764 sandte die franz. Regierung 6000 Hülfstruppen nach Korsika; dem ungeachtet vertheidigte sich Paoli, welches Genua bewog, die Insel an Frankreich im Traktate v. Compiegne abzutreten. Die Korsen verschmähten zwar nicht, eine Provinz des französischen Reichs zu bilden, doch wollten sie nicht von Genua verhandelt seyn, dem sie ein solches Recht nicht zugestanden. Die Nation ließ durch Paoli dem versailler Hofe gerechte Vorstellungen deswegen machen. Man achtete sie nicht, und sandte 20.000 regulirte Truppen zur Eroberung der Insel ab. Die Korsen erhoben sich in Massen und schlugen sich muthig für die Freiheit ihres Vaterlandes. Glück krönte ihre Standhaftigkeit, und der König, für die Ehre Frankreichs fürchtend, schickte neue Truppen mit allen Bedürfnissen versehen. Geld und Gnadenbezeigungen erwarben den Franzosen eine Parthei; übelgesinnte Korsen dienten dem Feinde zur Avantgarde. Die Korsen vertheidigten sich tapfer unter Paolis Anführung; die Franzosen, Herren der Seestädte, hatten nur das Innere zu besetzen; Paoli kämpfte 2 Jahre hindurch mit Ruhm allein und ohne Hülfe gegen die erste Macht Europa's. Vom Glücke verlassen, floh er nach England. Hier lebte er in der Eingezogenheit, und verwarf alle glänzende Anerbietungen des versailler Hofs zur Rückkehr in sein Vaterland. Durch ein Dekret der konstituirenden Versammlung vom 30. Nov. 1789 ward er nach Korsika zurückberufen; sein Vaterland empfing ihn mit Enthusiasmus. 1790 reiste er nach Paris, um der Nationalversammlung zu danken, daß Korsika zur französischen Provinz erhoben worden sey. Der König ernannte ihn zum Kommandanten von Bastia. Nach Korsika zurückgekehrt, ward er zum Befehlshaber der Nationalgarde und zum Präsidentne des Departements erwählt. Während der in Frankreich herrschenden Anarchie faßte er den Entschluß, sein Vaterland unabhängig zu machen, und rief im Mai 1793 eine Konsulta zusammen, die ihn zum Präsidenten und Oberfeldherrn von Korsika erwählte. Der Nationalkonvent setzte ihn deßhalb in Anklagezustand, und erklärte ihn auf sein Nichterscheinen am 17ten Mai zum Staatsverräther. Da schloß sich Paoli an England an, und vertrieb 1794 mit ihnen vereint die Franzosen. Die Engländer betrogen seine Erwartungen; sie behandelten Korsika als eine Eroberung. Paoli sah sich zurückgesetzt, verlor durch die Verbindung mit den Engländern bei seinen Landsleuten einen Theil des Zutrauens und der Achtung, und lebte mit dem englischen Vicekönig Eliot in Feindschaft. Dies bewog ihn, auf die Regierung gänzlich Verzicht zu leisten; 1796 ging er nach England und lebte in der Nähe von London zurückgezogen von 2000 Pf. St., welche ihm die Regierung aussetzte. Er starb 1807 in einem Alter von 81 Jahren. Er war mehr Gesetzgeber als Feldherr, sagt Voltaire; seinen Muth nahm er aus seinem Geiste. Was man auch immer von ihm gesagt haben mag, es ist unmöglich, daß er keine großen Fähigkeiten besaß. Eine Verfassung bei einem Volke einzuführen, das keine wollte, unter dieselben Gesetze uneinige, undisciplinirte Menschen vereinigen, regelmäßige Truppen bilden, und zugleich eine Art von Universität errichten, um die Sitten zu mildern, Tribunäle der Justiz einsetzen, der Wuth der Blutrache und den Meuchelmorden Schranken setzen, die Barbarei selbst civilisiren, sich Liebe und Gehorsam verschaffen, kann kein gewöhnlicher Mensch. — Er vermochte nicht Korsika zu befreien, noch es völlig zu beherrschen, aber für seinen Ruhm hat er genug gethan; Europa erkannte in ihm den Gesetzgeber und Rächer seines Vaterlandes. Eine anziehende Zeichnung Paoli's findet man in Boswells historisch-geographischer Beschreibung von Korsika.

Paphos, der Name zweier berühmter Städte in Cypern, welche durch den Beisatz Alt- und Neupaphos unterschieden werden. Die Stadt Altpaphos lag auf einer Anhöhe, 10 Stadien von der Küste entfernt. Sie zeichnete sich vornehmlich durch die Verehrung der Venus daselbst aus, welche nach der Mythe hier aus dem Meere hervorstieg, und ihren vorzüglichsten, von allen Seiten besuchten und beschenkten Tempel hatte. Griechen waren wohl nicht die Erbauer, sondern Syrer oder Phönizier, weil die hier verehrte Venus unter derselben Gestalt vorgestellt wurde, in welcher wir die Gottheiten der Syrer zu Askalon, Edessa ꝛc. finden. Sie war nämlich kein menschliches Bild, sondern ein weißer, gewundener, oben spitzig zulaufender Klumpe, der deswegen bisweilen die Benennung eines Nabels, zuweilen eines Gränzsteins erhielt. Als Stadt war weit berühmter das eigentliche Paphos, oder Neupahos, wie es zum Unterschiede vom vorigen, besonders von Ptolemäus, genannt wird. Es lag, nach Strabo, nur 60 Stadien, nach der Peut. Taf. aber 11 Milliaren vom Meere, hatte einen guten Hafen und schöne Tempel, war der Sitz eines eigenen Königreichs und unter den Römern der Hauptort von der Westseite der ganzen Insel.

Papier, eine aus Vegetabilien in Gestalt dünner Blätter bereitete Masse, die vorzüglich zum Schreiben oder Drucken angewendet wird. Das älteste, bekannte ward aus der ägyptischen Papierstaude, Cyperus Papyrus, die in den Nilsümpfen wächst (Plinius L. 13. C. 11.), bereitet. Der Ritter Laydriani fand sie auch um Syrakus. Die Aegypter löseten die scheidenartigen Häute dieses schilfartigen Grases vom Halme ab, breiteten sie auf einer Tafel aus, benetzten sie mit (thonigem) Nilwasser, klebten solchergestalt mehrere Lagen über einander und gaben ihnen durch Pressen, Trocknen und Glätten die gehörige Gestalt. Das Alter dieser Erfindung ist ungewiß. Die Römer wandten große Sorgfalt auf die Bereitung ihres Papiers. Die größte Menge ward in Damiette und in Alexandrien gemacht. Neben diesem ägyptischen Papiere finden sich noch Spuren von Baumbastpapier, das aber seiner Sprödigkeit wegen von keiner Dauer und nicht so beliebt war. Auch hatten die Alten scripta linea auf Leinwand, baumwollenen und ähnlichen Zeugen, volumina serica auf Seidenstoffen, und gossympina auf baumwollenen Stoffen. Zum Auftragen einer schwarzen Dinte bediente man sich des Pinsels, des Schreibrohrs und des Griffels. Vor der Eroberung von Mexiko durch die Spanier bereiteten schon die Eingebornen ein dem ägyptischen ähnliches Papier aus den ausgewässerten Blattnetzen der Agave. Eines auf der Bibliothek zu Dresden aufbewahrten Exemplars zu Folge sind diese Blattnetze mit einem thon- talk- oder kalkerdigen Teig überzogen, der ihm das Ansehen des Pergaments gibt. Baumwollen-Papier, Tuchpergament, Charsa Serica, gossympina, xylina, cuttunea etc. ist eine ostindische oder bucharische Erfindung; die Araber lernten es 704 kennen, bereiteten es dann selbst aus roher Baumwolle auf Handmühlen und brachten diese Kunst im 11ten Jahrh. nach Spanien. Von den Mauren daselbst wurden die Wassermühlen zuerst zur Papierbereitung benutzt; Italiäner (i. J. 1300), Franzosen, Deutsche lernten ihren Gebrauch in Spanien und fingen an, Lumpen statt der rohen Baumwolle zu verarbeiten. Die Spanier scheinen zuerst leinene Lumpen der Baumwolle zugesetzt zu haben; Papier aus bloßer Leinwand ist wahrscheinlich eine deutsche Erfindung, denn die ältesten Urkunden auf linnenem Papier befinden sich in Kaufbuern vom J. 1318, während in allen andern Ländern Spuren davon erst ums Jahr 1367 vorkommen. Aus China wenigstens stammt das linnene Papier nicht, da die Chinesen noch jetzt ihr Papier aus rohem Hanfe, Bambusblättern oder Maulbeerbaumrinde bereiten; die Japanesen: aus Papier-Maulbeerbaum-Rinde und Reissaft; sie trocknen es durch Ankleben an weiße Wände im Sonnenschein. Das

Linnen-Papier ist an Festigkeit und Dauer das brauchbarste, es wird in Papiermühlen (1390 war schon eine zu Nürnberg) bereitet, deren Besitzer in Deutschland zünftig sind und allerhand kostspieligen und der leichten Fabrikation hinderlichen Zunftgebräuchen unterliegen. Die nicht zünftigen Papiermacher der Schweiz, in Frankreich, Holland und England lieferten daher in neuer Zeit schöneres Papier. Was das Technische der Bereitung betrifft, so muß die erste Sorge auf das gehörige Auslesen der Lumpen gerichtet seyn, indem nur Leinwand gutes Papier liefert, weßhalb alle wollnen, seidnen, baumwollnen Hader zu entfernen sind. Nachdem sie rücksichtlich der Güte, Feinheit und Farbe sortirt sind, müssen sie durch Waschen in Waschmaschinen, Ausklopfen und Aussieben gereinigt und auf dem Lumpenschneider zerrissen werden. Dann kommen sie in einen Trog, Geschirr genannt, in welchem immerwährend Wasser zu- und abläuft, wo sie mittelst Stampfen (Stampf- oder Hämmermühle), die eine Welle bewegt, gewaschen und, zu Halbzeug, zerstampft oder ausgefasert werden. In dreimal kürzerer Zeit geschieht dieß durch eine Walze, den Holländer, die dem Rade einer Kaffeemühle gleicht, auf einer gekerbten Mulde die Lumpen zerreibt und in einem hölzernen Gehäuse steckt. Diesen groben, ausgefaserten Brei oder Halbzeug setzt der Papiermacher mehrere Wochen an die Luft, in große Haufen gepackt, damit er sich erhitze und durch diese Art von Gährung sich der färbende Stoff (Scheven) der Masse zerstöre und im Wasser auflöslich mache, auch der Zusammenhang der Leinwandfasern mehr aufgehoben werde. Eine rohere Behandlung, die schlechteres Papier liefert, ist das Faulen der unzerstückten Hader. Noch besser als alles dieß ist das Gähren des Halbzeugs in Bütten mit der gehörigen Menge Wasser, oder das Bleichen durch Frost oder mit Kalkwasser. Künstliche Bertholletsche Bleiche ist wegen des schädlichen Dunstes nicht gut anzuwenden. Das so weit fertige Halbzeug wird vollends durch den Holländer zum feinen Teige oder Ganzzeug unter stetem Zulauf von Wasser zermahlen, darauf in einem hölzernen Troge, Bütte, der durch einen kupfernen Ofen, Pistolet, geheizt wird, mit Wasser angerührt, nahe bis zum Kochen erhitzt und durch beständiges Umrühren in Gleichförmigkeit erhalten. Von diesem Brei schöpft der Büttgesell oder Schöpfer mit der Form so viel aus, als er zur Stärke eines Bogens braucht und ordnet den Brei durch Rütteln auf der Form, während das Wasser ab läuft. Diese Form ist ein hölzerner Rahmen, etwas größer als der zu schöpfende Papierbogen und mit feinem Draht ausgeflochten. Auf selbige legt der Schöpfer einen zweiten leeren Rahmen oder Deckel, der die Größe des Bogens hat, taucht so die Form ein, schöpft, rüttelt, schiebt sie ohne Deckel auf einem schief liegenden Brette seinem Gehülfen, dem Kautscher, zu, der behutsam den weichen Bogen auf eine Filzplatte durch Umstürzen der Form legt und die leere Form dem Schöpfer wieder zuschiebt. Hat der Kautscher eine Partie Papier und Filz (Pausch) aufgeschichtet, so übergibt er sie der Presse, um das anhängende Wasser auszudrücken. Darauf sondert der Leger Filz und Papier von einander und preßt das Papier ohne Filz (Austausch); hierauf folgt das Trocknen auf Hanf-Haarseilen oder Rohrstäben und dann das Leimen, sobald das Papier nicht als Druckpapier in den Handel kommen soll. Der Papierleim wird aus Pergamentstücken oder ausgelesenen Schafknochen reinlich gesotten, in einer kupfernen Schüssel mit Wasser verdünnt und mit etwas Alaun vermischt, um das Papier gleichsam zu gerben. In diese Brühe taucht man mehrere Bogen zugleich, läßt sie durchdringend, trocknet sie, sondert die zusammenklebenden von einander ab, nimmt die schadhaften weg und legt das gute in Bücher zu 24—25 Bogen. Unter einer großen Stampfe bekommen diese Dichtigkeit und Glätte, werden zu 20 in ein Ries verpackt, deren 10 einen Ballen oder Riem ausmachen. Man unterscheidet zweierlei Papier-

sorten. Papier zum Schreiben (Conzept- und Schreibpapier), Zeichnen, Zuckerpapier, Packpapier und Pressspahn werden aus Masse gemacht, deren Gährung nicht bis zur Fäulniß fortgesetzt ist; sie sind derb, hart, elastisch. Druck-, Kupferstich- und Kartenpapier werden aus gefaultem Brei bereitet und sind weicher. Buntes Papier aus farbigen Lumpen oder gefärbtem Ganzzeuge wird bisweilen nach dem Trocknen gefärbt oder gemalt. Druckpapier ist jedes ungeleimte; Goldpapier ist mit Similor überzogen; Löschpapier, gewöhnlich eine schlechte Sorte ungeleimtes; Marokkinpapier wird roth gefärbt und durch eingepreßte Narben dem Leder gleich gemacht; Postpapier, Briefpapier sind feinere Sorten; Steinpapier oder Pappe wird durch eingemengten Eisenocher unverbrennlich gemacht; Velinpapier, ein feines starkes Papier mit sehr gleichförmiger Oberfläche, sonst auch Schweizer, englisches oder französisches Papier genannt. Versuche, aus andern Dingen als Leinwandlumpen, Papier zu bereiten, sind mannichfaltig geglückt. Der Superin. D. Schäffer in Regensburg machte 1666 seine Versuche bekannt, nach welchen er Papier aus Pappelwolle, Wespennestern, Hobelspänen, Holz, Moos, Stroh, Disteln, Rohrstengeln, Nußbaumblättern ꝛc. bereitet hatte. Senger empfiehlt die Wasserfaden, Conferva. Loschge die Lohe mit wollnen Lumpen zum Packpapier. — Papiergeld. Seit Law's theils mit Recht, theils mit Unrecht so verrufenem System, haben in neuern Zeiten Oestreich, Rußland, Dänemark und England das Papiergeld am meisten benutzt. Theorie und Erfahrung bestätigen, daß dasselbe mit kluger Umsicht (wie im Königr. Sachsen) benutzt, als unschädlich, und in vielen Fällen selbst als die am wenigsten kostbare Hülfsquelle zur Bestreitung außerordentlichen Aufwandes, betrachtet werden muß. Dagegen zieht der Mißbrauch desselben eine für die Regierung wie für das Publikum gleich verderbliche Zerrüttung des Geldwesens nach sich. So in Oestreich. Banknoten unterscheiden sich dadurch wesentlich vom Papiergeld im engern Sinne, daß sie eine Anweisung auf eine bestimmte Summe Metallgeld von einem bestimmten Gewicht und Feingehalt sind. In wiefern das Papiergeld als ein Noth- und Surrogatgeld seinen Zweck erreichen könne, und wie die Einlösekasse bei dem Werthfalle der Geldzettel zu sichern sey: darüber findet man Belehrung in des königl. dän. Etatsraths Reitemeier Neuem System des Papiergeldes und des Geldwesens beim Gebrauche des Papiergeldes. Kiel 1814, obgleich mehrere Vorschläge des Verfassers ihrem Zwecke nicht entsprechen. Die Kassenbillets sind Staatsschuldscheine, die außer bei ihrer Annahme in den öffentlichen Kassen, nicht nach ihrem Nennwerthe, sondern bloß nach ihrem Courswerthe (oder was beim Umlauf für sie wirklich an Metallmünze zu erhalten) gelten. Die Abweichung des Curspreises vom Nennpreise heißt Werthfall. Nicht neue Zettel, die man gegen alte, als vollgeltend anbietet, oder sogenannte Einlösescheine können den Werth des Papiergeldes heben; sondern einzig ein sicher und immer bereiter Realisationsfonds an Metallgeldmassen. Kein Gesetz kann den Münzcharakter des Papiers bestimmen. Im Geldwesen herrscht der Schwerpunkt des öffentlichen Credits, das Volk und sein Wille. Ein eigner Realisationsfonds kann entweder durch die Regierung, oder durch patriotisch gesinnte reiche Münzmetallbesitzer (Banquiers) gestiftet werden; durch einen Verein solcher Männer, wie er sich 1814 zur Aufrechthaltung des Credits der Tresorscheine in Preußen, und zur Emporhebung des Preises der Kassenbillets in Sachsen gebildet hatte. Die Klugheit sowohl, als die Rechtlichkeit erfordern, daß der Staat seine ausgegebenen Zettel im Falle ihres Sinkens, bei den öffentlichen Kassen nicht nach ihrem Curspreise, sondern nach ihrem vollen Nennwerthe annehme oder einlöse. Dagegen wäre es widerrechtlich, wenn der Staat sie um ihren vollen Preis wieder ausgeben wollte, besonders als Gehaltszahlung.

Papin (Denys), geb. zu Blois gegen die Mitte des 17. Jahrh. Er studirte unter Huygens und Bayle, verließ später Frankreich, weil er seinen Glauben als Kalvinist nicht verändern wollte, und ward Professor zu Marburg, wo er starb. Er war der Erfinder mehrerer sehr nützlicher Maschinen, die in den Neuigkeiten in der Republik der Wissenschaften von Bayle 1685—86—87 beschrieben sind. Die vorzüglichsten sind eine Maschine, um das Wasser empor zu heben, und sein Digestor oder der papinianische Topf. S. d. Art. Dampfkochmethode. Papin machte diese glückliche Erfindung, durch die er der Wohlthäter des menschlichen Geschlechts wurde, in einem englischen Werke bekannt, das bald in die meisten Sprachen Europa's übersetzt wurde. Der papinianische Topf ward gegen das Ende des verflossenen Jahrhunderts verbessert.

Papinianus (Aemilius), ein berühmter römischer Jurist unter dem Kaiser Septimius Severus und unter Bassianus Caracalla, oder vielmehr unter Severus, Präfectus Prätorio. Er wurde von ihm getödtet, weil er in Verdacht war, die Geten begünstigt zu haben. Er war der Verfasser mehrerer juristischen Schriften, z. B. Questionum libri XXXVI.; Responsorum XIV.; Definitionum II., de adulteriis II., de publico judicio, Astynomicon oder de jure Aedilitio in der Stadt Rom. Sehr gute Nachrichten über diesen Gelehrten findet man in Everardi Ottonis diatriba de vita, studiis, scriptis, moribus et morte Papiniani, Lugd. B. 1718. 8. Nach diesem war er der stoischen Philosophie zugethan und ein Schüler des Q. Cervidius Scävola. Bei ihm findet man auch im letzten Kapitel p. 403 — 439 die von den Schriften des Papinian noch vorhandenen Fragmente gesammelt. Von seinen Schülern wurde zu seiner Ehre ein Festtag angeordnet. S. Civilrecht.

Pappenheim (Gottfried Heinrich, Graf von), geb. 1594 in Schwaben, wo seine Familie schon seit langen Zeiten das Reichserbmarschallamt und das Reichsforst- und Jägermeisteramt im Nordgau besaß, studirte zu Altdorf und Tübingen, bildete sich auf Reisen und widmete sich dann den Waffen. Der Schlacht auf dem weißen Berge bei Prag wohnte er als Oberster bei, warf mit wenigen Truppen ein ganzes feindliches Regiment über den Haufen, wurde aber selbst dabei verwundet und ohne Zeichen des Lebens nach erfochtenem Siege auf dem Schlachtfelde gefunden. Mit Auszeichnung focht er hierauf in Deutschland, Italien und den Niederlanden, schlug im Jahre 1626 zu drei verschiedenen Malen 40.000 Rebellen in Oberöstreich und hielt sich unter abwechselnden Siegen in Norddeutschland bis zum Jahre 1631 auf, wo er nebst Tilly die Belagerung von Magdeburg befehligte. Bei Erstürmung dieser Stadt soll er selbst den blutdürstigen Tilly an Grausamkeit und Mordsucht übertroffen haben. Auch zog er mit demselben darauf nach Sachsen und wurde bei Breitenfeld von Gustav Adolph geschlagen. Tilly schob die Schuld des verlornen Treffens auf seine ungestüme Hitze. Er sammelte darauf die Fliehenden, entsetzte das von Banner belagerte Magdeburg und that den Schweden großen Abbruch in Niedersachsen. Als Wallenstein im Nov. 1632 von Franken aus nach Sachsen aufbrach, rief er Pappenheim, seinen alten Waffengefährten, zu sich, und gab ihm auf, während er sich bei Lützen gelagert, die Moritzburg in Halle zu erobern, während Gustav Adolph schon im Anzuge war. Bei Annäherung der Schweden schickte ihm Wallenstein Eilboten, um Theil an der Schlacht zu nehmen; doch war Wallenstein schon geschlagen, als Pappenheim eintraf, die Schlacht erneute und den Schweden den schon errungenen Sieg fast wieder entriß. Von einer Musketenkugel getroffen, st. er den Tag nach der Schlacht, den 16. November 1632. S. Deutschland, Lützen, Leipzig (Schlachten).

Pappkunst, Papparbeit, die Kunst in Pappe zu arbeiten. Gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts war sie noch wenig bekannt; die Mathematiker für Anfertigung geometrischer Körper und die Buchbinder bedienten sich ihrer; erst im J. 1797 erhielt sie durch Blasche's Schrift, der Pappenarbeiter oder Anleitung in Pappe zu arbeiten, eine größere Ausdehnung und Eingang als ein pädagogisches Mittel zur Erziehung der Kinder. Zu läugnen ist es nicht, daß diese Kunst in pädagogischer Hinsicht die Aufmerksamkeit der Erzieher und Eltern verdient. Sie gewährt dem Knaben eine anziehendere und unterhaltendere Beschäftigung, als das Sammlen von Mineralien, Schmetterlingen u. dergl., welche, weil sie nur zu gewissen Jahreszeiten geübt werden können, nicht so gut der Gefahren, welche aus der Langeweile und dem müßigen Zusammenseyn der Knaben entspringen, vorbeugen, als die Pappkunst, die jede Freistunde zweckmäßig und angenehm auszufüllen vermag. Diesen negativen Nutzen überwiegt noch der positive Vortheil, den Erzieher für die Bildung ihrer Zöglinge aus den Papparbeiten bei einer planmäßigen Anleitung in derselben ziehen können. Die Nachahmung verschiedener Formen, die Schöpfung neuer, die große Mannichfaltigkeit der Combinationen, welche die Kunst erlaubt, die Wahl der Verzierungen, die Idee der Zweckmäßigkeit und die deutliche Vorstellung des Nutzens, welchen man durch das Pappwerk erzielen will, die glückliche Nachahmung, und noch mehr die eigene gelungene Erfindung, gewähren den Zöglingen ein reizendes Vergnügen, indem sie zugleich seine Einbildungskraft und seine Beurtheilung üben und somit auch bilden. Ein anderer Gewinn für ihn ist die technische Fertigkeit, der sichere und gewandte Gebrauch seiner Hände, die ihm einstens bei der Erlernung und Ausübung einer andern Kunst, der er sein Leben widmet, sehr zu Statten kommen muß. In dieser Hinsicht darf man die Arbeiten in der Pappkunst eine technische Propädeutik aller der Künste nennen, deren Ausübung nur auf manualer Fertigkeit beruht. Von Seiten der Diätetik betrachtet, hat die Pappkunst nicht weniger ihr Empfehlendes. Viele Menschen, besonders welche eine sitzende Lebensart führen, und durch anhaltende Geistesthätigkeiten sich ermüden, pflegen in mechanischen Arbeiten, als Drechseln, Schreinern, sich Erholung zu suchen; die meisten dieser Lieblings-Handwerke sind theils mit einem gewissen Aufwande von Kosten verbunden, theils erfordern sie einen größern Apparat und ein geräumigeres Lokal, dagegen die Kunst, in Pappe zu arbeiten, mit diesen Unbequemlichkeiten nicht verknüpft ist. Außer dem pädagogischen und diätetischen Nutzen gewährt die Kunst auch merkantilischen Gewinn. Wie viele kleine Hausgeräthschaften bestehen entweder aus Pappe oder lassen sich doch durch Papparbeit ersetzen: Futterale, Etuis, Dosen, Körbchen, Schachteln, Kästchen und eine Menge anderer Sachen, welche für eine Haushaltung Bedürfniß sind, können auf diesem Wege und ohne Kosten spielend von den Kindern angefertigt werden; selbst Familien, welche die Industrie ihrer meisten Glieder zum bürgerlichen Fortkommen in Anspruch nehmen muß, können durch sie die Spielstunden der sonst müßigen Kinder zu einer werthschafenden Thätigkeit verwenden. Abgesehen davon, daß die Pappkunst, wenn sie einen allgemeinen Eingang bei der Erziehung der Kinder findet, auf jene Zweige der Industrie, die sich mit der Anfertigung des Materials beschäftigen, als die Pappfabriken, die Manufakturen von bunten und farbigen Papieren aller Art, gehoben werden müssen. Durch den Einfluß eines gebildeten Geschmacks, hinsichtlich der Formen und Formverhältnisse auf die Ausübung der Kunst, durch die Anwendung verschiedner Hülfs- oder Verschönerungskünste, besonders der Lackir- und Vergoldungskunst, durch angebrachte Malerei, durch schickliche Wahl und Auftrag schöner Bordüren u. vermag man gegenwärtig den Produkten der Pappkunst viel Eleganz zu ge-

ben. In der Anwendung antiker Formen auf Papparbeiten zeichnen sich jetzt die Franzosen und Engländer aus, erstre auch durch die Fabrikation vorzüglicher Materialien für diese Kunst, namentlich durch schöne Papiere und Bordüren aller Art, vor allem durch ein vortreffliches Goldpapier, und die Deutschen haben in dieser Hinsicht noch Manches von ihnen zu lernen. Wie jede Formkunst, d. h. jede, die sich mit der Formung eines Materials oder einiger beschäftigt, sich praktisch auf die Anwendung und Combination der geometrischen Grundformen (geometrischen Körper), theoretisch auf die Formenlehre und Formendarstellungslehre gründet, so auch vorzüglich die Pappkunst. Soll daher der Unterricht in dieser für junge Leute recht nützlich und bildend seyn, so darf man nicht ermangeln, ihm eine geometrische Grundlage zu geben und mit dieser in stete Beziehung zu setzen. Von den Neuern ist die Pappkunst in mehrern Schriften systematisch behandelt worden, und es hat sich über sie, schon eine kleine Literatur gebildet. Die vorzüglichern von ihr handelnden Werke sind folgende: 1) der Papierformer oder Anleitung, allerlei Gegenstände der Kunstwelt aus Papier nachzubilden. Ein Handbuch für Erzieher, zum Behuf einer gehaltvollen Beschäftigung für ihre Zöglinge von B. H. Blasche. Mit 10 Kupfertafeln. Schnepfenthal 1819. 2) Sammlung neuer Muster von Papparbeiten, dargestellt in Abbildungen derselben und ihrer Netze. Nebst speciellen Anleitungen ꝛc. Ebenfalls von Blasche. 3) Anleitung zu den Carton-Arbeiten von G. H. Ziegler. Winterthur 1813. 4) Kembörffer's kleiner Papparbeiter, oder deutliche Anweisung in Pappe zu arbeiten, für Kinder, mit Kupfern. Pirna 1815.

Papst (aus dem Griech. Pappas, Vater) nennt man das Oberhaupt der kathol. Hierarchie, das, nach den dogmatischen Lehrsätzen des Katholizismus, als Nachfolger des Apostels Petrus (s. d. Art.), der Mittelpunkt der Glaubenseinheit aller katholischen Kirchen und Gemeinden der ganzen Welt ist. S. d. Art. Kirchenverfassung (katholische). Ein kirchliches Oberhaupt geht schon aus dem Willen des Stifters der Kirche hervor und die Natur der Kirche als einer Gesellschaft machte es nothwendig, daß in einer durch alle Nationen der Welt verbreiteten Religionsgesellschaft, deren Hauptcharakter Einheit in der Lehre und in der Disziplin ist, ein höchster Bischof sey, der keinem besondern Staate, keiner Nation eigen, sondern allen kathol. Ländern gemein ist, mit welchem als Oberhaupt und Vereinigungspunkt alle Bischöfe und Kirchen in Gemeinschaft stehen. Es ist ein allgemeiner und höchster Primat nothwendig. Dieser Primat ruht auf Petrus Nachfolgern im Hirtenamte, den Bischöfen von Rom. Denn unter so vielen an Lehre und Frömmigkeit vortrefflichen römischen Bischöfen, vornehmlich in den ersten Jahrh., ist nicht Einer zu finden, der nicht hätte glauben sollen, daß ihm oder seiner Kirche diese vorzügliche Würde, der ganzen Kirche Haupt zu seyn, anvertraut worden sey. Von allen übrigen Kirchen der christl. Welt, auch denen, die von den Aposteln gestiftet sind, wird man keine finden, deren Vorsteher sich durch besonnenen Hochmuth hätten verleiten lassen, sich für das Haupt der Kirche auszugeben, den einzigen Bischof Photius zu Konstantinopel ausgenommen, der mit vieler Dreistigkeit behauptete, der römische Primat sey mit Veränderung des kaiserl. Sitzes von der Stadt Rom nach Konstantinopel gekommen, welches aber, wie die Folgezeit lehrt, keinen Grund hatte. Der Primat des römischen Bischofs entwickelte und gestaltete sich mit der Zeit immer weiter und schritt endlich über alle Gränzen; aber daß er von den röm. Kirchenvorstehern von Petrus an sey ausgeübt worden, finden wir schon im 1sten Jahrh. So wandten sich die uneinigen Korinthier an den röm. Bischof Clemens (s. d. Art.), statt nach dem viel nähern Ephesus, wo damals noch ein Apostel, Johannes, lebte. Man gehorchte auf das Schreiben des Clemens und las es unter den apostol. Sendschreiben noch im 4 Jahrh.

in den Kirchen vor. Irenäus im 2. Jahrh. schreibt: „Es ist nothwendig, daß jede Kirche, das heißt alle Gläubigen, allenthalben mit dieser (der römischen) Kirche übereinstimmen wegen ihres mächtigen Vorrangs, in welcher allezeit die von den Aposteln (Petrus und Paulus) kommende Ueberlieferung sich bei den Gläubigen, sie mögen herkommen, woher sie wollen, erhalten hat." Denn aus welcher Kirche sie auch nach Rom kommen mochten, fanden sie dort dieselbe Ueberlieferung, welche ihre heimischen Kirchen hatten, durch das höhere Ansehn der Kirche zu Rom bestätiget. Tertullian als Montanist (bl. 180 — 220) beschuldigte den römischen Bischof, daß er Bischof der Bischöfe seyn wolle, und gab so ein Zeugniß mehr für dessen Vorzug. Origenes, Cyprian u. A. im 3. Jahrh. appellirten nach Rom; Letzterer nennt die röm. Kirche die „Gebärmutter und Wurzel der allgemeinen Kirche." Papst Leo der Große schrieb an die Bischöfe Afrika's: „Die väterliche Pflicht erfordert, daß wir, vermöge der Sorge, welche wir aus göttlicher Anordnung der ganzen Kirche zuwenden, das Verhalten der Sachen zu erkennen streben ꝛc." Solcher Zeugnisse und Thatsachen finden wir mehrere in der Geschichte des Urchristenthums, welche den Primat von Rom beurkunden. Es genügt, diese nur angeführt zu haben. — Die Kirche bildet einen Bundesstaat, der seine Einheit durch den Bischof zu Rom erhält, wie einst die Germanenrepublik durch ihren Kaiser. Die an sich legitime Macht des Papstes stieg mit der Zeit immer mehr; denn eine Folge des allmählig enger werdenden Zusammenhanges zwischen ihm und den einzelnen Kirchen war es, daß die an sich zufällige Mittelinstanz der Erzbischöfe manche ihrer Metropolitanrechte an den Papst und deßhalb auch das Synodalsystem Vieles von seiner Bedeutung verlor. Isidors falsche Dekretalen kamen der Zeitstimmung entgegen, und man nahm nach und nach den Grundsatz an, daß die Bischöfe der Kirche dem Papste nur zur Beihülfe gegeben seyen und daß dieser alle bischöfl. Rechte über alle Kirchen der christlichen Welt ausüben könne. Die Verbündung des Papstthums mit dem Kaiserthum erhöhte den Glanz des erstern und erhob, obgleich für die Ruhe und Cultur Europa's von den wohlthätigsten Folgen, die Macht des Papstes zum höchsten Gipfel, so daß das Papstthum eine Suprematie über die Welt ward. Unter den Päpsten Gregor VII., Urban II., Clemens III., Alexander III. und Innocenz III. ward dieses hierarchische System völlig ausgebildet. Vergl. Mittelalter und die einzelnen Art. Ueber die Folgen, welche aus des Erstern Standhaftigkeit hervorgegangen sind, sagt Joh. v. Müller: „Er gab der zerstreuten Geistlichkeit ein Band; viele tausend Menschen, die keine Macht hatten, als Worte, erhob er aus dem Staub in hohen unverletzbaren Rang und erleichterte das Joch, das die alten Franken auf die deutschen Provinzen gelegt. Es ist eine unwiderstehlich scheinende Macht, welche auf Waffengewalt ruht: er brach sie. Eine andere Kraft beruht auf des Geistes Kraft und Muth: die war seine Waffe, diese gab er den Prälaten, diese gab er den Großen. Zwei oder Drei mögen Gregorium verdammen, die Andern sehen gern, was der Mensch vermag wider zufällige Gewalt." Ferner sagt dieser große, tiefsinnige Geschichtsforscher: „Gregor, Alexander, Innocenz erhoben einen Damm wider einen Strom, der dem Erdboden drohte, hier bauten (eigentlicher ordneten) ihre Vaterhände die Hierarchie und neben ihr die Freiheit aller Staaten. Ohne diese konnte Rom durch die Reskripte eines Einzigen fallen, ohne jene war nicht möglich, allen Völkern einerlei Gedanken einzugeben. Ohne den Papst war die Kirche wie ein Heer, dessen Feldherr erschlagen worden. Mainz, Trier und Köln würden es mit der geistlichen Bank und den Domkapiteln erfahren haben. Ohne die Hierarchie hatte Europa keine Gesellschaft, welche (geschähe es auch wegen ihres eignen Vortheils) über den allgemeinen Vortheil wachen mußte. Von dem an war eine Freistatt wider den Zorn der Potentaten der

Altar; es war eine Freistatt wider den Mißbrauch des priesterlichen Ansehns des Thron: und im Gleichgewicht lag öffentliches Wohl." In Bezug des feindseligen Handelns der Päpste wider die Kaiser, vorzüglich die aus dem hohenstaufischen Hause, sagt Voltaire: „Es scheint offenbar, daß Kaiser Friedrich II. die große Absicht gehabt, in Italien den Thron der neuen Cäsaren aufzurichten; und es ist ganz gewiß, daß er über Italien unumschränkt und ungetheilt herrschen wollte. Dies ist der Knoten aller Händel, die er (und seine Nachfolger) mit den Päpsten gehabt. Die Spaltung zwischen ihm und dem heil. Stuhle hatte nie die Religion zum Gegenstande." Und ein anderer geistreicher Schriftsteller unsrer Zeit, Graf de Maistre, schreibt: „Es ist falsch, daß je ein eigentlicher Krieg zwischen dem Reiche und dem Priesterthume gewesen. Man wiederholt dies unaufhörlich, um das Priesterthum für all das Blut verantwortlich zu machen, welches in jenem großen Kampfe (der Guelphen und Ghibellinen) vergossen worden. Allein es war dies in Wahrheit ein Krieg zwischen Deutschland und Italien, zwischen der Usurpation und der Freiheit — ein Krieg, in welchem die Päpste als italien. Fürsten und kluge Staatsmänner ihre Schuldigkeit gethan, wenn sie sich für Italien entschieden, weil sie weder die Kaiser begünstigen konnten, ohne sich zu entehren, noch auch die Neutralität versuchen, ohne sich zu untergraben. Die Nebenbuhlerei zweier Fürsten erzeugte die beiden nur allzuberühmten Faktionen, die Italien so lange verwüsteten. Allein dem Papste und dem Priesterthum ist nichts fremder denn sie; da der Bürgerkrieg einmal entflammt war, so mußte man wohl für eine Partei sich erklären und streiten. Durch ihre so hoch verehrte Würde und das unermeßliche Ansehn, das sie genossen, standen die Päpste natürlich an der Spitze der edeln Partei der Billigkeit, der Gerechtigkeit und der Nationalunabhängigkeit. Die Einbildung gewöhnte es sich an, statt Italiens nur den Papst zu sehen; aber im Grunde galt es Italien und keineswegs die Religion. — Im Investiturstreit ging die Kirche im Wesentlichen siegreich hervor. S. d. Art. Concordat. Die Päpste bildeten indeß das hierarchische System, nach welcher der Kirche, als der so vom Herrn eingesetzt, die sich mit dem Edlern, Höhern beschäftigt, der Vorzug vor der weltl. Macht gebührt, immer mehr aus. Zwei Gestirne, hieß es, waren erschaffen, die Sonne und der Mond, das eine für den Tag, das andere für die Nacht, das eine, die bei weitem höhere kirchliche, das andere die weltliche Gewalt. Wie die Päpste diesemnach, von einer ungezähmten Geldgier ergriffen, ihre Herrschaft durch allerlei Erpressungen ausübten, kann nicht gerechtfertigt werden. Vergl. Nuntien. Im Jahr 1302 sprach endlich Bonifaz VIII. (s. d. A.) in der Bulle Unam sanctam die höchste Gewalt des Papstes am vollständigsten aus. Hier paßt wohl eine kurze Darstellung des Systems von der päpstl. Herrschaft über das Zeitliche, welches die Kanonisten des Mittelalters aus den Fakta Gregors VII. u. A. aufstellten: Die Kirche ist die oberste Heilsanstalt, der alle andern, bloß weltlichen Anstalten, unterworfen seyn müssen; das Oberhaupt dieser Anstalt, der Statthalter Christi, ist nach göttlicher Anordnung Petrus und seine Nachfolger; so wie Petrus, so haben daher auch die Päpste das doppelte Schwert (als Symbol der geistl. und weltl. Macht) erhalten, und mit diesem die Befugniß, dem Zweck der Kirche, als der höhern und moralischen Anstalt, Alles unterzuordnen, mithin auch einzuschreiten, entweder kumulativ mit der weltlichen Macht, oder noch vor ihr; denn das Ewige geht dem Zeitlichen vor, die Zwecke des erstern sind erhabener als die letztern. In dem Streite Bonifaz mit König Philipp dem Schönen von Frankreich sank am Ende das päpstliche Ansehn. Seine Nachfolger Clemens V. (s. d. A.) verlegte den Sitz des Pontifikats nach Avignon, wo er 70 Jahre blieb. Die Päpste waren nun ganz in der Gewalt der franz. Könige und mußten zu allen

Entwürfen derselben die Hand bieten. Es zeigte sich schon bei der Einmischung Johanns XXII. in der Kaiserwahl, die nach langen Verwirrungen zu dem Reichsbeschluß von 1338 führte, daß der Kaiser im Zeitlichen keinen über sich habe und daß der Gottesdienst ohne Rücksicht auf die päpstlichen Interdikte überall wieder hergestellt werden sollte. Das politische Uebergewicht, das hierarchische System der Kirche über den Staat, hörte so nach und nach wieder auf, und es ward wieder der Grundsatz der Koordination, der wechselseitigen Unabhängigkeit, herrschend; in den einzelnen Ländern und Bisthümern kam das hierarchische System nie auf. So verging mit der Zeit, was in der Zeit entstanden war; und jetzt ist der Staaten Einfluß auf die Kirche eben so groß, als damals des Papstes Einfluß auf die Staaten. An eine neue Herrschaft des römischen Bischofes über Europa ist nie mehr zu denken: vergangene Jahrh. rollen nicht mehr zurück. Seine Macht über das Zeitliche, weder eine direkte, noch eine indirekte, welche Bellarmin zugab, findet zu unsrer Zeit auch keinen einzigen Vertheidiger mehr: denn als jene Ansichten nicht mehr nothwendig waren, verschwanden sich von selbst, gleich einem Gerüste, das man abbricht, wenn das Gebäude vollendet ist. Die geistl. Macht des Papstes ward ebenfalls wieder beschränkt. Mißbräuche, mit dem Besitze der Macht so leicht entstehend, hatten in der Christenheit im 15. Jahrh. allgemein eine Verbesserung der Kirche an Haupt und Gliedern gefordert, und die Generalsynoden zu Costnitz und Basel hoben manchen derselben (s. Kirchenversammlungen und Schisma). Auch das mit der neuern Zeit erwachende historische Studium, die Entstehung des Protestantismus, die Entdeckung der falschen Dekretalen Isidors, die von Febronius (s. Honthein) angeregten Untersuchungen trugen viel dazu bei, daß jetzt dem kirchl. Oberhaupt seine gehörigen Gränzen gesetzt sind. Es ist an die Kirchengesetze gebunden, wie jeder andere Vorstand. Sein Primat beschränkt sich bloß, nach dem Willen des göttl. Stifters der Kirche, auf die Erhaltung der Einigkeit in der Glaubens- und Sittenlehre und auf die Disziplin im Allgemeinen; weßwegen ihm folgende Rechte wesentlich zustehen: 1) das Recht, in alle Gegenden der kathol. Christenheit Legaten zu senden, um Ordnung, Eintracht, Reinheit des Glaubens und der Sittenlehre zu befördern, jedoch ohne Einmischung in die bischöfl. Gerichtsbarkeit; 2) die Bischöfe in allgemeine und besondere Versammlungen zu berufen, weil sie das beste Mittel zur Herstellung des gestörten Kirchenfriedens sind; 3) die Gegenstände der Berathung zu bestimmen, die Verhandlungen zu leiten und die Beschlüsse in Vollziehung zu bringen; 4) das Recht, einstweilige Beschlüsse festzusetzen, an die sich die Bischöfe so lange halten müssen, bis die Kirche entschieden hat; 5) das Recht, oder vielmehr die Pflicht, die von der gesammten Kirche angeordnete Disziplin und andere Einrichtungen gegen jede willkürliche Abänderung zu schützen, wenn sie nämlich den Umständen der Zeit und den Bedürfnissen der Gläubigen noch eben so angemessen sind, als sie bei ihrer Einführung gewesen seyn mögen. Dieses Recht hat ein anderes zur Folge, nämlich 6) das Recht, in Betreff der Kirchendisziplin neue Gesetze in Vorschlag zu bringen, wenn die früher hierüber erlassenen nicht mehr beobachtet werden, oder in Vergessenheit gekommen sind; 7) das Recht, die nachlässigen Kirchenvorsteher an ihre Pflichten zu erinnern, und wenn die im Evangelium vorgeschriebene brüderliche Zurechtweisung fruchtlos geblieben ist, sie mit geistl. Strafen zu belegen; 8) das Recht oder vielmehr die Pflicht, die Bischöfe in Schutz zu nehmen, wenn man — unter dem Vorwande des Einflusses ihrer Anordnungen auf den Staat, sie ihrer geistl. Gewalt berauben will. 9) Obgleich das Recht, die Bischöfe zu bestätigen, kein wesentliches Primatrecht ist und in der Praxis der ersten Kirche keinen Grund hat, so läßt sich selbes doch mit dem Oberhaupte der gesammten

Kirche sehr wohl vereinigen, und zwar a) weil diese Bestätigung nicht das bloße Urtheil über Fähigkeit und Würde, sondern die Bevollmächtigung zur bischöfl. Seelsorge, folglich nothwendig ist, und daher dem ersten aller Bischöfe am Ersten zusteht; b) weil sie nicht nur in Deutschland, sondern auch in andern kathol. Staaten, durch Verträge (vergl. Concordat) dem päpstl. Stuhl überlassen worden ist. Die übrigen (zufälligen) Rechte können zwar mit der Zeit untergehen, nicht aber von Einzelnen dem Papste entzogen werden. Daß der Papst einem allgemeinen Concilium unterworfen sey, war lange ein Gegenstand heißen Kampfes, wird aber jetzt fast allgemein behauptet, da ein Concilium alle Institutionen der Kirche (worunter natürlich auch das Papstthum gehört), wenn Mißbräuche eingeschlichen sind, von denselben reinigen muß. Ebenso wird des Papstes Unfehlbarkeit, selbst unter der sonderbaren Bedingung: Pontifex est infalibilis, quando loquitur ex Cathedra, wie viele Theologen lehrten, aber mit dieser Phrase so verschiedene Begriffe verbanden, daß die Sache am Ende so viel als Nichts wurde, von keinem deutschen Kanonisten behauptet. Der Papst hat, zur Erhaltung seiner Würde und zur Bestreitung der mit dem allgemeinen Kirchenregiment verbundenen großen Auslagen, als Nutznießer ein Fürstenthum mit Domänen, bei dessen oberster Verwaltung das Cardinalscollegium (s. Cardinal) gewissermaßen mehrere Rechte der Domkapitel ausübt. Vergl. d. Art. Kirchenstaat. Als das röm. Reich in mehrere Staaten zerfiel, schien es nothwendig, daß der Papst auf einem freien Gebiete wohnend, als Sprecher der Kirche, den Thronen gegenüber seyn mußte. Diejenigen verrathen eine beschränkte Ansicht der Dinge, welche es der Welt für ersprießlicher halten, wenn der Papst eines weltlichen Herrschers Unterthan werden würde. Daß auch auf dem Stuhle des Petrus der Mensch Mensch bleibt, ersieht man aus der Lebensgeschichte mancher Päpste welches indeß der kathol. Kirche zu keinem Vorwurfe gereicht; aber es kann kühn behauptet werden, daß kein Staat seit einigen Jahrh. so viele aufeinanderfolgende makellose Herrscher gehabt hat, als eben Rom. Ueber die päpstl. Regierungsform stehen hier Roscoe's Worte: „Wo die Wahl des Oberhaupts von einer besonders dazu ernannten Körperschaft abhängt, da bleibt auf der einen Seite die Nation vor allen Streitigkeiten gesichert, die gewöhnlich in Erbstaaten über das Recht der Nachfolge entstehen, und können auf der andern Seite nie die lärmenden Unordnungen einreißen, die mit Volkswahlen nur zu oft verbunden sind. Ebenso wenig können einen solchen Staat die Gefahren einer minderjährigen Regierung treffen, und der Regent besteigt den Thron in einem Alter, in welchem gewöhnlich die Leidenschaft durch Vernunft gezügelt, und die Erfahrung zur Reife der Weisheit gediehen ist." Ferner sagt er: „Die Eigenschaften, durch welche, einer billigen Voraussetzung nach, der Papst sich der Wahl würdig bewiesen hat, sind gerade diejenigen, die ihn in Stand setzen, seine Macht wohlthätig anzuwenden. Demuth, Keuschheit, Mäßigkeit, Wachsamkeit, gelehrte Kenntnisse sind seine wichtigste Zierde; und wenn es gleich bekannt genug ist, daß manche Päpste diese Vorzüge eben nicht im hohen Grad besaßen, so haben doch nur Wenige den päpstlichen Thron bestiegen, die sich nicht durch vorzügliche Anlagen des Geistes und des Verstandes ausgezeichnet hätten. Daher, daß ihrer so viele (bis auf die neueste Zeit) die nachahmungswürdigsten Beispiele gaben, und Gelehrsamkeit, Künste und Wissenschaften mit dem rühmlichsten Eifer beförderten." — Der Stand des Papstes ist in jetziger Zeit schwierig, und es wird zur Verwaltung seines Amtes hohe Weisheit erfordert. Grundlos ist die Behauptung Vieler, als sey gegenwärtig Uebergewicht der päpstl. Gewalt das Uebel, an dem das kirchl. Leben Europa's erkranke; vielmehr scheint es einer Wiederanziehung der kirchl. Bande, als Diskussionen über die Papalrechte zu bedürfen. Wir schlie-

ßen diesen Art. mit Joh. v. Müllers Worten: „Man sagt: Er ist nur ein Bischof! Eben so wie Maria Theresia nur eine Gräfin von Habsburg, der Held von Roßbach nur einer von Zollern ist; man weiß, welcher Papst Carl den Großen zum ersten Kaiser gekrönt: Wer hat aber den ersten Papst gemacht? Ein Bischof war der Papst, und er war der heilige Vater, der oberste Priester, der große Khalife (so nannte ihn Ibn Albufeda, Fürst von Hamath) aller Königreiche und Fürstenthümer, aller Herrschaften und Städte in dem Lande gegen Abend, welcher die wilde Jugend unsrer Staaten durch Gottesfurcht gezähmt. — Weit entfernt von aller Furchtbarkeit, gewaltig nur durch Segen, ist er noch heilig in den Herzen vieler Millionen, groß bei Potentaten, die das Volk ehren, der Besitzer einer Macht, vor der in siebenzehn hundert Jahren, von dem Hause Cäsars bis auf den Stamm Habsburg, viele Nationen und alle ihre Helden vorübergegangen sind. — Das ist der Papst!"

Parabel, eine kleine, aus der wirklichen Welt hergenommene Erzählung einer Thatsache, oder Handlung, dadurch eine Lehre versinnlicht werden soll. Die bloß menschlichen, wenn gleich erdichteten, Handlungen unterscheiden die Parabel von der Fabel, in welcher, wie bekannt, auch unvernünftige Wesen menschlich reden und handeln. Die Parabel kann einen doppelten Zweck haben, 1) entweder den Werth einer moralischen Gesinnung, durch eine Handlung, wobei sie zum Grunde liegt, recht anschaulich zu machen, wie z. B. in der trefflichen Parabel Jesu vom verlornen Sohne; oder eine Wahrheit zu verhüllen, die in ihrer nackten Darstellung unvorbereiteten Gemüthern anstößig werden, und ihre Wirksamkeit verfehlen möchte; dahingegen wahrheitsliebende Zuhörer nur desto aufmerksamer auf dieselbe zu machen, und zum Nachdenken reizen könnte. Von dieser Art der Parabeln sind alle diejenigen, unter denen der Erlöser die wahre Beschaffenheit seines Himmelreichs darstellt, z. B. von vielerlei Acker. Man könnte noch eine dritte Art von Parabeln unterscheiden, nämlich solche, die bloß zur Erläuterung und Belebung des Vortrags dienen. Die Parabel ist allemal ein Bild. Sie muß von bekannten Dingen hergenommen seyn, die man sich leicht und mit größter Klarheit vorstellt. Der verglichene Gegenstand muß mit dem, womit er verglichen wird, große, leicht zu findende Aehnlichkeit haben, und in dem Bilde nichts seyn, was dem Charakter des Gegenbildes zuwider ist. Diese sind die Hauptregeln der Parabel.

Parabel (in der Mathematik) ist eine Figur, welche aus dem Kegelschnitte entsteht, wenn der Kegel von einer Ebene, die einer seiner Seiten parallel ist, durchschnitten wird. Wolf giebt folgende Difinition von der Parabel: eine krumme Linie (Curve), in welcher das Quadrat der Ordinate gleich ist dem Rectangulum der Abscisse und einer gegeben rechten Linie. Der Punkt, wo die Seitenlinie des Kegels von der Ebene geschnitten wird, heißt der Scheitel: eine Linie, die vom Scheitel mitten durch die Fläche der Curve läuft, heißt die Axe, und alle Parallellinien, die innerhalb der Curve senkrecht durch die Axe gezogen, heißen die Ordinaten; die Hälften, in welche jene Linien durch die Axe getheilt werden, Semiordinate; die Stücke der Axe, welche vom Scheitel und einer gegebenen Ordinate bis zu dem Schneide-Punkte gebildet werden, werden die Abscisse der Ordinate genannt; und die beiden Seiten der Curve vom Scheitel an bis auf die Grundfläche des Kegel ihre Schenkel. Die Weite oder Enge der Curve, so wie die größere oder geringere Divergenz ihrer Schenkel wird durch die größere oder geringere Entfernung des Schnittes vom Scheitel bestimmt; die Krümmung der Curve von dem Abstande ihres Scheitels von der Spitze des Kegels. In der Parabel ist überall das Quadrat der Semiordinate dem Rectangulum aus der zu dieser Semiordinate gehörigen Abscisse und aus einer Linie gleich, welche Linie sich zum Abstande des Scheitels von der

Kegelspitze verhält, wie das Quadrat vom Durchmesser der Grundfläche zum Quadrat der Seitenlinie des Kegels. Diese Linie heißt Parameter oder Latus rectum. Kürzer definirt ist der Parameter eine beständigegrade Linie in jedem der drei conis. Kegelschnitte. Sind die Seitenlinien und der Durchmesser eines Kegels und somit auch ihre Quadrate sich gleich, so muß auch der Parameter gleich seyn dem Abstande des Scheitels von der Kegelspitze. Der Abstand ist selbst der Parameter. Der, wo die Abscisse in der Axe dem Parameter gleich ist, heißt der Brennpunkt. Auf der Lehre der Parabole beruhen zwei wichtige Zweige der Naturwissenschaft, der der paraboliſchen Hohlspiegel und der des Schusses. S. beide Art.

Paraboliſcher Spiegel, ſ. Brennſpiegel.

Paracelſus Bombaſt de Hohenheim (Philippus Aureolus Theophraſtus), nach der gewöhnlichen Meinung im J. 1493 zu Einſiedeln bei Zürich geboren, nach Haller aus Gaiß im Canton Appenzell, erhielt von seinem Vater, der sich mit Chemie und Arzneikunde beschäftigte, den ersten Unterricht, so wie von Trithemius, Abt von Spanheim, tiefere Kenntnisse in der Chemie. Sigismund Fugger war sein Lehrer in der Chirurgie und Alchemie. Nach dem Beispiel anderer Alchemisten seiner Zeit unternahm er große Reisen, sogar bis in den Orient, fand, seinem Vorgeben nach, zu Constantinopel den Stein der Weisen und eine Universalmedicin, praktizirte auf diesen Streifereien als Arzt und Wundarzt und wohnte in beiden Eigenschaften mehreren Belagerungen und Feldzügen bei. Die Linderung, die er dem berühmten Buchdrucker Froben, der an der Gicht darnieder lag, durch Laudanum verschaffte, erwarb ihm zu Basel den Lehrstuhl der Medicin, wo er in deutscher Sprache oder in barbariſchem Latein seine eignen dunkeln Worte erklärte. Der Zulauf zu seinen Vorlesungen war außerordentlich, in welchen er den Galen und Avicenna verdammte und nur sich und den Hippokrates gelten ließ. Seine Anhänger nannten sich nach ihm Paracelsisten. Im Jahr 1528 verließ er indeß Basel wieder, weil ihm für ein Kur das versprochene Geld nicht ausgezahlt worden war, durchreiste das Elsaß und die benachbarten Gegenden, und starb an den Folgen seiner Ausschweifungen in einem Gasthause zu Salzburg den 24 Sept. 1541, obwohl er sich gerühmt, durch sein Elixir. proprietatis sein Leben bis auf einige 100 Jahre zu verlängern. Sein größtes Verdienst besteht darin, in der Medicin auf die Chemie aufmerksam gemacht und beide mit einander verbunden zu haben. Bei Lebzeiten ließ er wenig drucken; doch erschienen eine große Menge Schriften nach seinem Tode unter seinem Namen, gesammelt Genf 1653, 2 Bd. F. S. Arzneikunde (Gesch. der) und Chemie.

Paraklet, ſ. Geiſt (heiliger).

Paradies, ein griechisches Wort, das einen großen, schönen Garten bedeutet. Die Griechen gebrauchten es vorzugsweise von den persischen Gärten, die Gehege waren und einen Umfang von mehreren Meilen hatten. Die Perser nahmen das Wort aus der chaldäischen Sprache, in der Pardes ein mit Fruchtbäumen bepflanzter Ort heißt. Die Bibel spricht von zwei Paradiesen; von einem irdischen, in dem das unschuldige erste Menschenpaar bis zu seinem moralischen Falle lebte. Man hat sich alle Mühe gegeben, den Ort zu bestimmen, wo sich das irdische Paradies befunden, und so Viele hierüber geschrieben haben, so viele verschiedene Meinungen giebt es auch: es dürfte für immer unausgemacht bleiben, da die mosaische Lokal-Zeichnung des Paradieses auf keine Gegend des Erdbodens paßt. Ein anderes biblisches Paradies ist das himmlische, jener Ort der andern Welt, wo die Tugend ihren Lohn empfängt. Es gab und giebt kein Volk, so roh und ungebildet es auch immer seyn mag, dessen Phantasie sich nicht einen Aufenthalt jenseits des Grabes ausmalte, in dem die Guten von einer göttlichen Gerech-

tigkeit den Lohn ihrer Thaten erhalten sollten: nur in der Ausmalung, in der Dichtung des Lebens und der Genüssen der Seligen sind sie verschieden. Die meisten kommen aber darin wieder überein, daß ihnen jenes Eden, oder wie sie es nennen, der Schauplatz ihres verschönerten irdischen Lebens sey, und oft denken sie sich dasselbe so national, daß man aus der Beschreibung, welche ein Volk von seinem zukünftigen Paradiese entwirft, die Hauptzüge seines Charakters erkennen kann. Den feinern Griechen erwarteten im Elysium Spiel, Tanz, Gesang, heitere Unterhaltung und feinere Genüsse; den kriegerischen alten Germanen kriegerische Uebungen, Jagden, Speise und Trank in Fülle. Der sinnliche Orientale hofft dort die ausgesuchtesten Wollüste zu genießen; der geläuterte Christ hingegen, der sein höchstes Gut in der geistigen Vollkommenheit setzt, läßt die sinnlichen Vorstellungen fahren, und findet dort in einer größern Vollendung den Lohn für ein tugendhaftes Leben.

Paradiesvogel; er zeichnet sich durch seine ungemein glänzenden und mannichfaltigen Farben aus; er lebt auf Neuguinea und den ostindischen Nachbarinseln. Die Fabeln, daß er keine Beine habe, stets in der Luft schwebe, sich nie auf die Erde herunterlasse, und bloß vom Thaue lebe, sind durch eine nähere Kenntniß desselben widerlegt worden. Es giebt deren mehrere Gattungen. Die prächtigen Federn werden zum weiblichen Kopfputze gebraucht; sie bedürfen aber vorher einer eigenthümlichen Zubereitung.

Paradox bedeutet, dem griechischen Wortsinne nach, das, was gegen die Meinung ist; es widerstreitet der allgemeinen Ansicht. Gewöhnlich versteht man darunter und unter Paradoxie eine Meinung, die mit der gewöhnlichen entweder im Widerspruche steht, oder doch von ihr sehr abweicht. Aus dieser Abweichung von der Meinung, die im Publikum Gang und Gäbe ist, folgt nicht, daß das Paradoxe nothwendig falsch seyn müsse; es fällt nur anfangs durch den grellen Widerspruch, worin es mit dieser steht, auf; dies und die Neuheit macht es verdächtig. Wie manche Ansicht, die, wie sie zuerst ausgesprochen wurde, für paradox galt, bewies sich später als wahr; man erinnere sich nur der Geschichte des astronomischen Systems von Copernicus. Ueberhaupt muß jede Wahrheit im Beginne des Kampfes gegen ein allgemein verbreitetes Vorurtheil, als paradox erscheinen.

Paraguai, der Name eines Stromes und einer großen Landschaft im ehemaligen spanischen, nun freien Südamerika, über die wir auf den Art. Südamerika verweisen, und hier nur den patriarchalischen Staat, der von den Jesuiten dort einst gegründet worden, beschreiben. Es war ums Jahr 1658, als einige Jesuiten in den peruanischen Missionen den kühnen Gedanken faßten, von Peru aus gegen die Anden vorzudringen, und das Christenthum so wie europ. Bildung in den innern Ländern Südamerikas zu verbreiten. Fürchterlich und abschreckend waren die wenigen Nachrichten, welche man von jenen unbekannten, unwirthbaren, von wilden Thieren und Anthropophagen bevölkerten Länderstrecken hatte, die der Fuß keines Europäers je betreten. Von Quito aus drangen sie mit Kreuz und Brevier, in Begleitung einiger Indier, die ihnen als Dolmetscher dienten, durch die wilden Bergschluchten der Anden glücklich hindurch zum Amazonenfluß, über den sie in ausgehöhlten Baumstämmen setzten, und endlich in die von der Natur so begünstigten Ebenen, welche der Paraguai, Parana, Uraguai u. a. Flüsse bewässern. Viele von ihnen wurden von den Wilden erschlagen; und die Gefahren, Beschwerden, Arbeiten und Mühseligkeiten, welchen sie sich auf ihren unermeßlichen Reisen unterziehen mußten, übersteigen alle Begriffe. Begegneten sie einer Horde, so gaben sie ihre freundschaftliche Gesinnungen durch Zeichen zu erkennen. Waren die Jesuiten einmal bei einem Stamme gut aufgenommen, so nahmen sie an allen Beschäftigungen dieser Indier Antheil, gaben ihnen Anschläge, wovon der Nutzen sich ihnen sogleich sinnlich

darstellte, und kamen bei allen Arbeiten ihrer natürlichen Trägheit zu Hülfe. Furcht und Hoffnung waren das Gängelband, an welchem sie diese verwilderten Menschen leiteten, und hiedurch bewirkten sie bald so viel, daß sie wenigstens ihre thierische Wildheit und die damit verbundenen rohen Laster ablegten. Jetzt bedienten sich die Jesuiten dieser gezähmten Indier, die zunächst ihnen hausende Horde Wilder zu überreden, sich mit ihnen zu vereinigen, und stets kamen sie von Mehreren begleitet zurück. Hatten zwei Stämme Krieg, so warfen sich die Jesuiten nicht ohne augenscheinliche Lebensgefahr zu Vermittlern auf, und brachten durch allerlei sinnreiche Erfindungen meistens den Frieden zu Stande; welches dann in den Herzen der Indier einen großen bleibenden Eindruck zurückließ, so daß Viele sich den Vätern anschlossen. Nach und nach suchten die Missionairs, wenn sie einigen Grad von Civilisirung ihnen beigebracht hatten, sie mit dem Christenthume bekannt zu machen, und hatte dasselbe einige Wurzel gefaßt, so waren sie darauf bedacht, ihren Neophiten feste Wohnsitze zu verschaffen. Anfangs mußten sich die Missionairs selbst den schwersten Arbeiten unterziehen, während der träge Indier auf seiner Hangematte den Anstrengungen dieser Väter sorglos zuschaute. Als sie aber die Bequemlichkeiten einer solchen Wohnung einsahen, erwachte in ihnen nach und nach einiger Trieb zum Fleiße, und unter der Leitung und Aufsicht der Missionairs erhob sich nun allmählig ein großes reinliches Dorf, in welchem gegen 3000 Indier beisammen wohnten. Jetzt waren die Jesuiten nicht minder darauf bedacht, den Ackerbau unter ihnen einzuführen. Aus den spanischen Städten holten sie anfangs selbst Getreide, Ackergeräthschaften und alles zur Landwirthschaft nöthige Vieh. Sichtbar ergoß sich der befruchtende Segen des Himmels über ihre menschenfreundlichen Bemühungen. Eine Menschengeneration war kaum verflossen, und man zählte schon über 600 Reduktionen (Wohnsitze der Indier), welche längst dem Maranhon und von den Ufern des Paraguai und Uraguai bis an jene des Laplatastromes zerstreut lagen, und wovon jede 5—6000 Christen enthielt. In der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts vermehrte sich durch den gränzenlosen Eifer der Missionairs, die Anzahl der Reduktionen, so wie diese Wohnsitze sich immer mehr bevölkerten und verschönerten. Durch Gesang und Musik, diese Universalsprache des Menschen, lockten die Missionairs oft viele Wilden aus ihren Höhlen bis in die Reduktion, wo sie dann von ihren civilisirten Brüdern aufs Liebreichste empfangen, auf gemeinschaftliche Kosten so lange verpflegt wurden, bis sie ihrer Wildheit entwöhnt, als Mitglieder der Gemeinde an allen Beschäftigungen Theil nahmen. Von den in ewigen Kriegen lebenden Volksstämmen, die ihre Gefangenen, mit Ausnahme der Kinder, einander auffraßen, suchten die Jesuiten letztere auf alle Weise an sich zu bringen, welche sie dann zu gesitteten Menschen und Christen bildeten. Auf diese Art nahmen die Reduktionen mit jedem Jahre so zu, daß viele sich zu Städten von 12 — 15.000 Einwohnern erweiterten. Die Indier, ein alle Angenehmlichkeiten eines mit Ruhe und Ordnung verbundenen geselligen Lebens fühlend, überließen sich mit unbedingtem Gehorsam der Leitung ihrer Wohlthäter. Einige wenige Jesuiten waren hinreichend, um mehrere Hunderttausend Indier zu regieren. Eine vollkommene Gleichheit herrschte unter allen Gliedern der Gemeinde. Jedes war verbunden zu arbeiten, aber nicht für seinen eigenen, sondern für den gemeinschaftlichen Nutzen. Der Ertrag der Ländereien, so wie die Erzeugnisse aller Industriezweige — sogar Brabänter Spitzen wurden von ihnen verfertigt — wurden in öffentlichen Magazinen niedergelegt, aus welchen jeder Einzelne Alles erhielt, was zur Befriedigung seiner Bedürfnisse nothwendig war. „Durch diese Einrichtung waren allen Leidenschaften, — sagt Robertson — die oft die bürgerliche Gesellschaft stören und für manches Mitglied derselben so verderblich werden,

gänzlich aus dem Kreise dieser Völker verbannt. Etliche obrigkeitliche Personen, von den Indiern jährlich selbst gewählt, wachten über die öffentliche Ruhe und sicherten den Gesetzen den nothwendigen Gehorsam, und Todesstrafen war nicht einmal dem Namen nach bekannt. Ein Verweis von einem Jesuiten, eine öffentliche Beschämung und — obschon nur selten — einige Ruthenstreiche waren hinreichend, um Ordnung unter diesen unschuldigen und glücklichen Kindern der Natur zu erhalten.'' — Ihr schuldloser, frommer Sinn, die liebenswürdige Einfalt, ihre immer sich mehr entwickelnde Kunstfertigkeit, ihre ungetrübte Heiterkeit, ihr froher Rausch bei kirchlichen Feierlichkeiten und Volksfesten, ihre beispiellose Eintracht, welche aus jeder Reduktion einen Wohnsitz des Friedens und des Segens machte und 5 — 6000 Indier zu Einer Familie verband: dies Alles muß man in Muratori, Charlevoaux, Don Juan, Ulloa, Raynal, Robertson u. m. A. nachlesen. Zu welch hohem Grade sie es in der Kunst gebracht, zeigten ihre vielen schönen Kirchen mit geschmackvollen Verzierungen, Altargefäßen, Priesterornaten; ihre Bildhauerwerke u. Gemälde, die, ohne gerade den Stempel des mediceischen Zeitalters zu tragen, dennoch, als höchst interessante Beiträge zur Geschichte der Kultur und Kunst, in einigen Gallerien Spaniens und Italiens noch aufbewahrt werden. Fürwahr, wenn es je ein goldenes Zeitalter gab, so blühte es damals in den fruchtbaren Thälern und Ebenen Paraguai's, und das schöne menschenbeglückende Traumbild einer Unschuldswelt war, wie Raynal sagt, unter den Jesuiten zur Wirklichkeit geworden. — In Ansehung der äußern Verhältnisse dieses paraguaischen Staats, so hatten die Jesuiten gleich im Anfang ihre Indier zu bereden gewußt, sich der Krone Spanien zu unterwerfen. Aber durch die Erfahrung belehrt, wie verderblich das böse Beispiel der Europäer auf die an Peru's Gränzen wohnenden Indier wirkte, hatten sie auch den spanischen Hof die Nothwendigkeit einsehen lassen, durchaus keinen Europäer, als den wenigen königlichen Beamten, den Zutritt in die Reduktionen zu verstatten, und der Madriter Hof traf auch deßhalb die kräftigsten Maßregeln. Jeder Indier von 20 — 60 Jahren bezahlte jährlich einen Piaster Kopfsteuer an Spanien. Der König ernannte den Generalgouverneur wie auch den Oberrichter. Alle Reduktionen bildeten eine Art Republiken, vereint unter Spaniens Oberherrschaft. Die kriegerische Verfassung, in welche die Reduktionen sich setzen mußten, war eine höchstnothwendige Folge ihrer isolirten Lage, welche sie nicht nur den immerwährenden Streifzügen der Wilden, sondern auch den verheerenden Raubzügen der europ. Horde von St. Paul bloßstellte. In wenigen Jahren hatte daher der paraguaische Staat eine wohlgeordnete Militairverfassung, nach welcher über 100.000 Indier bewaffnet ins Feld ziehen konnten; und wirklich leisteten sie der spanischen Regierung bei ihren Händeln mit den Portugiesen in Brasilien sehr wesentliche Dienste. Indessen gaben diese trefflichen, von den traurigsten Ereignissen herbeigeführten Einrichtungen, als später in mehrern Reduktionen, aus bereits im Art. Jesuiten angegebenen Ursachen, ein Aufstand ausbrach, Veranlassung, die Jesuiten zu verläumden. Kekrops und seine Gefährten, die Hellas eroberten und entwilderten, wurden vom dankbaren Volke zu Halbgöttern erhoben und die Geschichte feiert ihr Andenken noch nach Jahrtausenden als Heroen der Menschheit; aber die Jesuiten, die von einem edlern Eifer durchdrungen, unter einer fremden Zone ein unermeßliches Continent zu neuem Leben hervorriefen, die civilisirte Welt so außerordentlich vergrößerten, werden kaum einer ehrenvollen Stelle in der Geschichte gewürdigt! Auf die erhaltene Weisung von ihrer Exilirung nach Europa, verließen die Jesuiten indeß ohne einen Schein von Widersetzlichkeit ihre Reduktionen. Als die armen Indier erfuhren, was vorging, erklärten sie unter Thränen und heißen Schwüren, ihre Väter zu schützen. Umsonst

bemühten sich die königl. Kommissaire, den Indiern einzuprägen, wie sie jetzt, von der jesuitischen Tyrannei erlöst, frei leben könnten, wovon diese aber nichts wissen wollten. Tausende begleiteten viele Meilen weit die abgehenden Väter und wie Verwaiste jammernd trennten sie sich endlich von ihnen. Das Land wurde jetzt auf europäische Art organisirt, der Indier Eigenthum wurde mehrmals gemessen und taxirt, allerlei Projektenmacher überschwemmten das Land; Steuern, Zölle, Monopole ꝛc. wurden eingesetzt und Europäern erlaubt, sich dort niederzulassen. In Gefängnisse nach Europa transportirt, hörten die Missionairs, wie ihre Verdienste entstellt und ihr Name gelästert wurde, ohne daß ihnen auch nur eine Vertheidigung gestattet worden wäre. So wurden in Europa Männer belohnt, denen auf einer andern Hemisphäre die durch sie beglückende Menschheit gern auf den höchsten Gipfeln der Anden unvergängliche Ehrendenkmale errichtet hätten! Zerstören konnten ihre Feinde das Paradies, das die Jesuiten dort einst schufen; aber den Ruhm, die Schöpfer desselben gewesen zu seyn, kann ihnen Niemand rauben.

Paralipsis, diejenige rednerische Figur, wo man etwas sagt, indem man vorgiebt, es übergehen zu wollen. — Parallaxe, im weitläufigeren Sinne der Unterschied oder Abstand zweier optischer Orte eines Gegenstandes, der aus zwei verschiedenen Ständen gesehen werden kann; in engerem Verstande, der Unterschied zwischen dem wahren und scheinbaren Orte oder Stande eines Gestirnes. Der wahre Ort heißt hier derjenige Punkt am Himmel, auf welchen man es, vom Mittelpunkte der Erde aus betrachtet, erblicken würde; der scheinbare Ort derjenige, an welchem es, von einem andern Standpunkte aus gesehen, erscheint. Diese Parallaxe wird auch die tägliche genannt, zum Unterschiede von der jährlichen oder der Parallaxe der Erdbahn, welches der Unterschied zwischen dem heliocentrischen und geocentrischen Orte ist. — Parallel, in engerem Verstande gleichlaufend, in weiterem ähnlich, gleichlautend, übereinstimmend. — Parallel-Bewegung, einige Tonlehrer bezeichnen mit diesem Worte den wiederholten Anschlag eben derselben Töne in zwei Stimmen. — Parallel-Gebirge sind die Berge, die sich der Richtung des Aequators nähern. — Parallel-Kreise werden auf der Himmels- und Erdkugel mit dem Aequator gleichlaufend gezogen. Man kann von jedem Orte aus in Gedanken solche Kreise rings um die Erde ziehen, und wenn man dann sagt, ein Ort liegt in der Parallele eines andern, so zeigt dies an, daß er sich mit demselben unter gleicher Breite befindet; s. Tag-Kreise. — Parallel-Sphäre, siehe Sphäre. — Parallel-Stellen, solche Stellen eines Buches, welche einerlei Inhaltes sind, oder solche, welche einander erläutern und aufklären. — Parallele, Vergleich, Gegeneinanderstellung. — Parallelen, zwei Linien, welche in gleicher Weite dergestalt von einander abstehen, daß sie weder jemals zusammenstoßen, noch sich weiter von einander entfernen können; daher 2) die Laufgräben, weil sie gewöhnlich in einer gleichweit abstehenden Linie gelegt werden; 3) die auf der Windlade der Orgel liegenden Registerzüge oder Schleifen.

Paralytisch kommt von παραλυσις (Auflösung, Zerstörung) her, und bezeichnet eine Krankheit, die sich durch einen mehr oder weniger vollständigen Mangel der Bewegungs- oder Empfindungsfähigkeit kund giebt. Man unterscheidet eine vollkommene Paralyte, wenn Bewegung und Gefühl in einem Gliede gänzlich vernichtet sind, und eine unvollkommene, wenn entweder Eins von beiden gewichen ist, oder beide nicht bis zur völligen Lähmung zerstört sind. Da sowohl das Gefühl als die Beweglichkeit der Muskeln durch die Nerventhätigkeit und ihren Einfluß auf die Bewegungsorgane vermittelt werden, so muß die nächste Ursache des Uebels unmittelbar ihren Sitz im Nervensystem haben: hier kann ebenfalls ein doppeltes Verhältniß statt

finden: entweder liegt der Grund der Lähmung in dem Centralpunkte der Nerven des ganzen Organismus, im Gehirne, dem verlängerten Marke, oder im Rückenmarke, oder in dem Nervenaste des Organs, dessen Sensibilität und Irritabilität erloschen ist. Ergreift die Paralyse das Gehirn in seiner ganzen oder doch größern Ausdehung, so ist Schlagfluß die unmittelbare Folge. Einer theilweisen Erlöschung der Hirnthätigkeit, je nachdem der kranke Theil verschiedene Funktionen ausübt, folgt bald halbseitige Lähmung einseitige Lähmung des Gesichts und der Sinne. Die Paralysen der obern und untern Extremitäten, und der Brust und der Baucheingeweide gehen aus der Aufhebung der Nerventhätigkeit des verlängerten Markes u. Rückenmarkes hervor. Alles, was die Nerven anhaltend zerstört oder unterdrückt, legt den Grund zu dieser Krankheit: Druck auf dem Gehirne und dem Rückenmarke, Wasser- und Eiteransammlungen, Eindrücken der Schädelknochen; ferner Gicht, Rheumatismus, Zerschneidung und Zerstörung der Nervenäste, Erschütterung der Nerven durch einen Fall oder Schlag, Quetschung, Verrükkung aus der Lage ꝛc. Die Heilung der Lähmung, besonders einer vollkommenen, ist höchst schwierig.

Paramaribo, s. Surinam.

Paramythie, eine allegorische Erzählung, deren Stoff aus der alten Mythengeschichte entlehnt ist. S. d. Art. Apolog.

Paranymphe (Brautführer) war bei den Hebräern der Freund des Mannes, der bei der Hochzeit die Honeurs machte, dem Gatten die Braut zuführte, und die erste Nacht sich nicht von ihnen entfernte. Bei den Griechen hatte er das Amt, die Thüre des Brautgemaches zu hüten, und die Hochzeitsfeierlichkeiten zu ordnen und zu leiten. Paranymphe war unter den byzantinischen Kaisern ein Hofbeamter, welcher die an fremde Fürsten verheiratheten Prinzessinen nach ihrem Gemahle begleitete. Bei den Römern waren es drei junge Männer, welche die Braut in das Haus des des Bräutigams führten.

Paraphe, Namenszug, Stempel, wodurch der Namenszug aufgedruckt wird — paraphiren — Paraphen; Jura, Stempelgebühren.

Paraphernal-Gut, ein solches, welches eine Frau dem Manne noch über das Heirathsgut zubringt, und von welchem Besitz und Genuß ihr allein zusteht, wenn sie nicht eins oder das andere dem Manne freiwillig überlassen will.

Paraphrase, Umschreibung, oder eine erläuternde Uebertragung einer Schrift in eine andere Sprache. Sie unterscheidet sich von der Uebersetzung, daß diese nicht mehr und weniger, als das Original enthält, wiedergiebt, während die Paraphrase den Text übersetzt und zugleich erweitert, um seinen Sinn deutlicher hervorzuheben. Der Paraphrast braucht sich daher nicht zu kümmern, die Eigenthümlichkeiten der Schreibart des Autors wieder zu geben, die der bloße Verstand, so weit es seine Sprache erlaubt, achten muß.

Paré (Ambrosius), der Schöpfer der französischen Chirurgie oder wie er sich selbst nannte, der Barbier der Könige Heinrich II., Franz II. und Carl IX., ward, gegen den Anfang des 16. Jahrh. zu Laval geboren, und starb zu Paris am 22. Dez. 1590. Seinen ersten Unterricht erhielt er bei einem Geistlichen, der ihn überdies zu Gartenarbeiten und Wartungen eines Maulthiers gebrauchte. Bei einem Wundarzte zu Laval erlernte er die Anfangsgründe seiner Kunst; die Operation eines Steinschnittes, die in seiner Gegenwart gemacht wurde, bestimmte ihn, sich der höhern Chirurgie zu widmen. Er ging nach Paris, wo ihn Goupil bei kleinen chirurgischen Fällen gebrauchte. 1536 begleitete er den René de Mont Jean während des Feldzuges in Italien, und erhielt bei seiner Rückkehr die Doktorwürde. 1552 ward er Leibwundarzt Heinrichs II. und diente in gleicher Eigenschaft

bei den drei folgenden Königen. Trotz den Verläumdungen der andern Aerzte, befestigte er sich, besonders durch die Heilung Carls IX. von einer gefährlichen Krankheit, so sehr in der Gunst des Hofes, daß der König während der Bartholomäusnacht, wo er alle Protestanten in Paris ermorden ließ, ihm, der Protestant war, einen Zufluchtsort in seinen Zimmern anwies. Er schlug die lockenden Bedingungen fremder Höfe aus und blieb bis an seinen Tod in den alten Verhältnissen. Paré war einer der ersten und besten Wundärzte Frankreichs und seine Verdienste um die Chirurgie sind um so auffallender, da er keine gelehrte Erziehung genossen hatte. Die Praxis, und vorzüglich die im Kriege, war seine Lehrerin; um aber seine Erfahrungen der Welt mitzutheilen, bedurfte er fremder Hülfe. Seine chirurgischen Vorschriften erkannte man allgemein für zweckmäßig, und für die Resultate einer langjährigen und ausgedehnten Erfahrung.

Paranthese, Parenthesis, ein Satz, der zwischen andere geschoben oder eingeschaltet ist; Zwischensatz, Schaltsatz; 2) die Zeichen ( ), mit welchen er eingeklammert wird.

Parere heißt ein schriftlich abgefaßtes Gutachten unparteiischer Kaufleute über eine zweifelhafte streitige Handelssache, worüber sie, unter Vorlegung des vorseyenden Falles und der Beschaffenheit der Sache, zu Rathe gezogen und um ihre Meinung von den Parteien gebeten werden.

Parforcejagd, s. Jagd.

Parga, feste Stadt in der türk. Landschaft Romeli, auf der Küste Albanien, vor 1819 mit 3400 Einwohnern und einem doppelten Hafen. Als nach langem Streite 1819 die Stadt den Türken überlassen wurde, wanderten die Einwohner (Griechen und Arnauten) aus und verbrannten vor ihrer Abreise die Gebeine ihrer Vorfahren.

Parini (Giuseppe) war 1729 in dem mailändischen Dorfe Bussiso geboren, studirte zu Mailand schöne Wissenschaften und Philosophie und widmete sich, wider seine Neigung, nach dem Willen des Vaters der Theologie. Mit einer ungünstigen äußern Lage und körperlichen Leiden kämpfend, arbeitete er unablässig an seiner weitern Ausbildung. Schon frühe hatte er sich in der Dichtkunst versucht. Seine Umstände zu verbessern, gab er eine Auswahl seiner Jugendversuche unter dem Namen Ripano Eupilino 1752 heraus. Sie fanden Beifall, die römische Akademie der Arkadier ernannte ihn zu ihrem Mitgliede; er nahm als solches den Namen Dariolo Elidonio an. Bald darauf ward er Hofmeister in den Familien Borromeo und Serbelloni, und in den Stand gesetzt, seiner Lieblingsneigung folgen zu können. Seine nächsten literarischen Arbeiten waren kritischer Art. Er schrieb unter andern gegen den Dialogo della lingua Toscana von Onofrio Branda, und verwickelte sich dadurch in eine hitzige Fehde. Die Sitten der Großen und das Leben in den Palästen beschloß er satyrisch darzustellen, in der Darstellung aber das Didaktische und Dramatische mit dem Satyrischen zu verweben. So ward er in seinem „Tage" der Schöpfer einer neuen Gattung. Unter dem Scheine, als wolle er die Vornehmen unterrichten, gab er ihre Sitten und ihr Thun der bittersten Satyre preis. 1763 erschien der „Morgen" und zwei Jahre darauf der „Mittag." Diese trefflichen Gedichte erwarben ihm die Gunst des östreichischen Ministers Firmian, der ihn 1769 zum Professor der schönen Wissenschaften an der palatinischen Schule zu Mailand ernannte. Parini las in der Canobiana bis zu ihrer Aufhebung, worauf er Professor der Beredsamkeit am Gymnasium der Brera wurde. Später erhielt er noch die Professur der schönen Künste. Die Ankunft des Erzherzogs Ferdinand von Oestreich, und dessen Vermählung mit der Prinzessin Maria Beatrice von Este, feierte er mit seinem musikalischen Drama, Ascanio in Alba, dem noch andre dramatische Versuche, namentlich verschiedene schöne Cantaten folgten. Nicht geringern Erfolg hat-

ten seine lyrischen Gedichte. Inzwischen beschäftigte ihn die Vollendung seines Tages; er entwarf den Abend und die Nacht. Aber allzugroße Aengstlichkeit und die Unruhen der damaligen Zeit ließen ihn seine Arbeit oft unterbrechen. Die Ankunft der Franzosen erfüllte den freiheitliebenden Parini mit Hoffnungen für das Wohl Italiens; er ward Mitglied der Municipalität in Mailand. Die Rückkehr der Oestreicher 1799 machte seiner Thätigkeit ein Ende; dazu kam noch, daß er auf beiden Augen erblindete. Zwar gab ihm eine glückliche Operation das Gesicht wieder, aber ein neues Uebel, die Beinwassersucht, befiel ihn und führte 1799 seinen Tod herbei. Seine Werke sind 1801—1804 in sechs Oktavbänden erschienen. Sie zeichnen sich sämmtlich durch tiefes und zartes Gefühl, klaren Verstand und Schönheit der Sprache aus. Im reimlosen Verse ist Parini musterhaft.

Paris. Er war der Sohn des Priamus und der Hekuba. Seiner Mutter träumte, daß sie eine Fackel gebäre, welche Troja in den Brand stecke. Dies deutete Aesakus und andere Wahrsager dahin aus, das Kind, welches sie jetzt trage, werde den Untergang seines Vaterlandes verursachen. Priamus beschloß also dasselbe nach der Geburt wegsetzen zu lassen, und trug dies Geschäft einem seiner Räthe, dieser es aber wieder einem Sklaven, Agelaus, auf. Der Sklave fand nach fünf Tagen eine Bärin, welche das Kind säugte, nahm es nun zu sich und erzog es unter dem Namen Paris. Paris erlangte mit den Jahren eine sehr große Schönheit und Stärke; und war den Räubern eben so fürchterlich, als seinen Freunden angenehm. Er führte daher unter ihnen den Namen Alexandros. Eben dies war denn die Ursache, daß ihn die drei Göttinnen, Juno, Minerva und Venus, zum Schiedsrichter erwählten, welche unter ihnen die schönste sey und welcher also unter ihnen der von der Eris unter die Hochzeitgäste des Peleus mit der Aufschrift: der Schönsten, geworfene Apfel gehöre. Einst da Priamus feierliche Kampfspiele anstellte und dazu einen Ochsen von der Heerde des Paris holen ließ, fand sich unser Hirte gleichfalls in Troja ein. Seine Fertigkeit in diesen Uebungen war aber so groß, daß er alle Söhne des Priamus, selbst den Hektor, überwand. Dies reizte den Deiphobus, ihn zu erstechen. Paris aber flüchtete zum Altar des Herkeischen Jupiter, und hier erkannte ihn Cassandra als des Priamus Sohn und sein Vater nahm ihn wieder an. Bald darauf ward Paris zu der Gesandtschaft erwählt, die sein Vater nach Griechenland schickte, um die entführte Hesione zurück zu fordern, und bei dieser Gelegenheit entführte er die Helena. Auf seiner Flucht nahm Paris den Weg über die Insel Cranae, wo er zuerst mit Helenen die Freuden der ehelichen Liebe genoß. Dann schweifte Paris, wahrscheinlich absichtlich, auf der See umher, um nämlich seinen Nachsetzern zu entgehen. Ein Sturm treibt ihn sogar nach Aegypten. Hier landete er in der kanopischen Mündung. Durch einige Sklaven, die ihm entlaufen waren, wird sein Raub dem Könige Proteus bekannt, der ihn nach Memphis holen läßt und hier die Helena und die geraubten Schätze ihm abnimmt. Andere aber ließen ihn glücklich, wie von hier, so auch aus Phönicien entkommen, wo er den König Sidon des Nachts hinterlistiger Weise überfiel, ihn erlegte und seine Residenz ausplünderte. Während der Rückreise des Paris waren die Gesandten von dem Menelaus in Troja angekommen; und man drang in den Paris, seinen Raub wieder heraus zu geben. Allein Paris hatte seinen Bruder und seine Mutter auf der Seite, und setzte mit diesen es durch, daß die Entführte mit allen ihren Schätzen bei ihm blieb. So begann der Krieg, wo Paris das Verderben seines Vaterlandes wurde. Homer läßt ihn allerdings mit einer etwas zweideutigen Tapferkeit in der Iliade auftreten. Desto muthvoller machten ihn die nachherigen Dichter. Die spätern Dichter lassen ihn auch mit Hilfe des Deiphobus den Achilles hinterlistiger Weise im Tempel des

Apollo erschießen. Seinen Tod, erzählt man gewöhnlich, fand er von der Hand des Philoktetes, der ihn mit den vergifteten Pfeilen des Herkules verwundete. Homer weiß nur von der Ehe, die Paris mit der Helena führte. Spätere Dichter aber geben ihm eine gewisse Tochter des Flusses Cebren zur Gemahlin, mit Namen Oenone. Er vermählte sich mit ihr noch in seinem Hirtenstande. Ihr Sohn war Corythus. Da Paris die Oenone verließ, sagte sie ihm, da sie eine Wahrsagerin war, sein künftiges Unglück voraus. Sie schickte nachher den Corythus an ihn, um ihn wieder zu der vorigen Liebe zu bewegen. Allein Helena verliebte sich selbst in den Corythus. Da ihn also Paris einstmal in einer verdächtigen Stellung bei ihr antraf, schlug er ihn todt. Als Paris seine tödtliche Wunde erhalten hatte, erzählen sie weiter, ließ er sich zu Oenonen aufs Land bringen, damit sie ihm die Mittel angeben möchte, wie er getheilt werden könne. Doch die erbitterte Oenone wollte von ihm nichts wissen. Paris also starb bald hernach an seiner Wunde. Oenone aber ließ sich ihre Grausamkeit reuen und erhing sich.

Paris, die Hauptstadt Frankreichs im Departement Seine, an beiden Ufern der Seine und auf mehreren Inseln, unter 48° 50′ 15″ Breite, mit einer Volksmenge von ohngefähr 6 bis 700.000 Einwohnern. Sie ist von einer schwachen Mauer umgeben und hat 57 Barrieren oder Thore. Der Fluß theilt sie in zwei etwas ungleiche Hälften, eine nördliche, welche die größere, und eine südliche; zwischen beiden liegen im Flusse die Inseln: la cité (die Stadt), der älteste Theil der Stadt, und die Insel St. Louis, durch Brücken unter sich und mit beiden Ufern verbunden. Der Ursprung der Stadt verliert sich in das höchste Alterthum; schon die Römer unter Julius Cäsar fanden hier eine Stadt Lutetia Parisiorum, die aber wohl nur die jetzige cité begriff, und dem Kaiser Julian im 4ten Jahrhundert ein Lieblingsaufenthalt war, wegen des ernsthaften, zum Nachdenken aufgelegten Charakters ihrer damaligen Bewohner, wovon jetzt freilich eher das Gegentheil zu rühmen wäre. Bis auf die Zeiten Ludwigs XIV. war sie mit Wällen und Graben umgeben, welche seitdem geebnet worden und woraus die schönen Boulevards (Bollwerke) entstanden sind, welche jetzt die eigentliche Stadt von den Vorstädten trennen und eine breite mit Bäumen besetzte Straße bilden. Paris ist im Ganzen eine wohlgebaute Stadt, beinahe alle Häuser sind massiv von Bruchsteinen aufgeführt, die man in und dicht bei der Stadt in unerschöpflichen Steinbrüchen gewinnt. In den älteren Theilen der Stadt sind die Häuser sehr hoch, die Straßen eng und krumm, und eben daher meistens schmutzig, obgleich das Pflaster durchaus vortrefflich genannt werden kann; aber die in der Mitte jeder Straße befindlichen und von dem ewigen Fahren unaufhörlich aufgerührten Gossen, verbreiten in den engeren Gassen eine beinahe beständige Feuchtigkeit und einen sehr übeln Geruch. In den breiteren und geraderen Straßen der neueren Theile der Stadt und in den Vorstädten herrscht dagegen ziemlich viel Reinlichkeit. Die Erleuchtung durch in der Mitte der Straßen an Seilen hängende Laternen ist nur mittelmäßig, wird aber durch die in den belebteren Straßen bis Mitternacht hell erleuchteten vielen Läden ansehnlich verstärkt. Der die Stadt von Osten nach Westen durchströmende Fluß ist beinahe überall mit schönen von großen Quadern erbauten Schahlungen oder Quais eingefaßt, an welchen von Zeit zu Zeit Landungs- und Ausladungsplätze angebracht sind: ein großer Theil dieser Einfassung ist erst unter Napoleon erbaut worden. Unter den 16 Brücken sind von Osten nach Westen die merkwürdigsten 1) Pont du jardin royal (unter Napoleon, der diese Brücke baute, hieß sie Pont d'Austerlitz) von Gußeisen. 2) Der Pontneuf, an dem westlichen Ende der Cite, sie geht über die Spitze der Insel und beide Arme des Flusses, und ist die breiteste und längste Brücke in Paris. Sie ward unter

unter Heinrich III. 1578 angelegt, unter Heinrich IV. ihrer Vollendung nahe gebracht, ganz indessen erst 1674 vollendet. Die eherne Statüe Heinrichs IV. zu Pferde, welche diese Brücke zierte, wurde in der Revolution eingeschmolzen, ist aber im Jahr 1818 durch eine neue ersetzt worden. 3) Der Pont des Arts von Gußeisen, nur für Fußgänger eingerichtet. 4) Der Pont royal oder pont des Tuileries, weil sie diesem Palast gegenüber liegt, von Ludwig XIV. erbaut. 4) Pont de la Concorde, vor der Revolution pont de Louis XV., unter Ludwig XVI. erbaut. Endlich 5) Pont des Invalides, unter Napoleon, dem Erbauer der Brücke, pont de Jena genannt, am westlichen Ende der Stadt. Diese und alle übrige nicht genannte Brücken, mit Ausnahme der beiden vorhin erwähnten eisernen, sind von Quadern erbaut. Die merkwürdigsten Gebäude in Paris sind: in der nördlichen Hälfte der Stadt: Die Tuilerien, im Jahre 1564 von Catharina von Medicis angelegt und von mehreren Königen erweitert. Dies Schloß, die Stadtwohnung der Könige, erhielt seinen Namen von einer Ziegelbrennerei, welche ehemals auf diesem Platze gestanden. Es liegt beinahe am westlichen Ende der Stadt an der Seine, mit welcher das Hauptgebäude, aus 5 verbundenen Pavillons bestehend, einen rechten Winkel bildet. Viel merkwürdiger, als das Schloß selbst, ist die sogenannte Gallerie du Louvre, ein mit dem Flusse parallel laufender, an 900 Schritt langer Flügel des Schlosses, welcher es mit einem andern Schlosse, dem Louvre, verbindet. Das Louvre, die alte Residenz der Könige, ward so wie es jetzt ist, nachdem das alte festungsähnliche Gebäude abgebrochen worden, unter Franz I. angefangen, aber erst unter Ludwig XIV. vollendet; es bildet ein vollkommnes Viereck, und umschließt einen großen regelmäßigen Hof. So wie es schon auf der südlichen Seite durch die Gallerie du Louvre mit den Tuilerien zusammenhängt, so wollte Napoleon es auf der nördlichen durch eine gleiche Gallerie verbinden und die dazwischen liegenden Häuser abbrechen lassen. Dieser ungeheure Plan ist indeß nur zum kleinsten Theile vollendet. Das Louvre war vor der Revolution der Sitz der verschiedenen Akademieen, nachher des National-Instituts und jetzt wiederum der wieder in ihrer frühern Form hergestellten Akademieen. In einem Theile des Louvre befindet sich die herrliche Antikensammlung und in der daran stoßenden Gallerie eine der vortrefflichsten Gemählesammlungen in der Welt. Beides zusammen hieß bisher Napoleons-Museum, jetzt bloß Museum. Vor der zweiten Eroberung von Paris 1815 waren hier die Kunstschätze von halb Europa, die herrlichsten Statüen aus Italien, die vortrefflichsten Gemälde aus vielen Kirchen und Schlössern in Italien, Spanien, Deutschland und den Niederlanden zusammengehäuft. Die Zurücknahme alles von den Franzosen mit Gewalt geraubten, hat diese große Sammlung beträchtlich verringert. Fremden stehen diese wie alle übrige öffentliche Kunstsammlungen täglich, Einheimischen an gewissen Tagen unentgeltlich offen. Der innere Hof der Tuilerien, Place du Carousel, ist mit einem von Napoleon erbauten Triumphbogen geziert, auf welchem sich die vier ehernen Pferde befanden, welche im Alterthum wahrscheinlich aus Griechenland nach Rom, von dort, als Constantinopel die Residenz der Kaiser ward, nach dieser Stadt, von den Venezianern aber bei der Erstürmung Constantinopels 1204 nach Venedig gebracht wurden, wo sie das Portal der St. Markuskirche zierten. Napoleon ließ sie nach Paris bringen, von wo sie endlich wieder nach Venedig an ihre alte Stelle zurück gewandert sind. Das Palais Royal. Dieses ungeheure, etwas nördlich von dem Louvre gelegene Gebäude, ist nicht allein jetzt einer der merkwürdigsten Punkte in Paris, sondern hat auch eine bedeutende Rolle in der Geschichte Frankreichs gespielt. Es ward 1629 vom Kardinal Richelieu angefangen und hieß damals Palais Kardinal. Der Kardinal schenkte es

dem Könige, und da es von mehreren Personen der königlichen Familie bewohnt ward, erhielt es den Namen Palais Royal, den es nur während der Revolution mit dem Namen Palais Egalité und späterhin Palais du Tribunat vertauschte, jetzt aber wieder den alten führt. Nach dem Tode Ludwigs XIV. wohnte hier der berüchtigte Herzog von Orleans, Regent während der Minderjährigkeit Ludwigs XV., und die unerhörte Sittenlosigkeit, welche sein Beispiel verbreitete, trug nicht wenig dazu bei, die Revolution vorzubereiten. Er erweiterte das Gebäude ansehnlich. Sein Enkel, ebenfalls Herzog von Orleans, bekannter unter dem Namen Philippe Egalité, schmiedete in diesem Palast die bösen Ränke, welche die ersten Stürme der Revolution veranlaßten und ihn selbst aufs Schaffot brachten. Ueberhaupt war dieser Ort während der Revolution häufig der Mittelpunkt, von welchem blutige Bewegungen ausgingen. So wie das Gebäude jetzt ist, bildet es ein langes Parallelogramm, dessen kleine, südliche Seite der eigentliche Palast ist und einen eigenen Hof umschließt, die drei übrigen Seiten umfassen einen über 700 F. langen und 300 F. breiten Platz, der mit einigen kümmerlichen Bäumen besetzt ist und der Garten heißt. Alle diese Gebäude haben unten an der inneren Seite Bogengänge, welche zu unzähligen Kaufläden, Werkstätten u. s. w. benutzt sind. Hier findet man Kaufleute, Künstler und Handwerker jeder Art, von den reichsten Juvelieren bis zu den ärmlichsten Krämern hinab; Schneider, Schuster, Putzmacher, Buchhändler und Bücherverleiher, artistes décrotteurs d. h. Schuhputzer, die aber gar niedlich mit Spiegeln ausstaffirte Kämmerchen haben, wo man noch obenein die Zeitungen findet. Hier sind glänzende Kaffeehäuser und Restaurateurs, nicht blos auf ebener Erde, sondern selbst in den Kellern. In dem obern Geschoß sind besonders mehrere vortreffliche Speisehäuser, Spielzimmer, wo unter dem Schutze der Regierung Hasardspiele getrieben werden; kurz Reiche und Arme, ehrbare Kaufleute und liederliches Gesindel aller Art, ist in diesem ungeheuren Raume, wovon jeder Zollbreit vermiethet und benutzt wird, zusammengedrängt. Die Lage des Ganzen, im Mittelpunkt des reichsten und bevölkertsten Theiles von Paris, die Nähe mehrerer Theater, (eins ist im Palais royal selbst), die Bequemlichkeit hier alles zum Leben und zum Vergnügen Nöthige beisammen zu finden, die Annehmlichkeit eines bedeckten Spaziergangs bei jedem Wetter, macht das Palais royal zu den besuchtesten Orten in Paris, wo sich täglich viele Tausende bis spät in die Nacht herumtreiben. In der Nähe des Palais royal befindet sich das Gebäude der Bibliothek, worin außer der großen Büchersammlung, einer der ersten in der Welt, noch eine sehr bedeutende Sammlung von Kupferstichen und eine eben so ansehnliche von Münzen befindlich ist. Nicht weit davon ist das große Opernhaus, wo die Pracht der Dekorationen und die Vollkommenheit der Ballette mehr bewundert werden, als der Gesang, für welchen, wie für Musik überhaupt, die Franzosen wenig Talent haben. Seitdem der Herzog von Berry beim Herausgehen aus der Oper ermordet worden, hat dies Gebäude seine bisherige Bestimmung verloren und es ist ein neues Opernhaus erbaut worden. Beinahe alle Theater befinden sich in dieser Gegend und in den anstoßenden Boulevards, es sind deren etwa 8 in Paris, wovon beinahe jedes auf eine eigenthümliche Klasse dramatischer Werke beschränkt ist. So giebt das Theater Francois, welches für das vornehmste gehalten wird, nur Tragödien und Komödien im edleren Styl, mit Ausschluß aller Singstücke und niedrig komischer Darstellungen. Außer diesem sind für die Litteratur und den Charakter des Volks am merkwürdigsten, das théatre des variétes und das théatre du vaudeville. Das erstere giebt im Ganzen niedrig komische Stücke, gewöhnlich aber unmittelbar aus den Sitten und Lächerlichkeiten der niedern Volksklassen in Paris

selbst entnommen. Das Vaudeville gehört der französischen Literatur ausschließlich an. Die Stücke, die hier gegeben werden, sind meist Gelegenheitsstücke in Beziehung auf die neuesten Stadt- und Volksbegebenheiten, die meiste Laune und die witzigste Satire darin wird in den sogenannten Complets d. h. gesungenen Strophen angebracht, welche nach alten bekannten Volksmelodien gesungen werden. Der Pariser ist außerordentlich schauspiellustig und die Theater daher, obwohl die Plätze in einigen, wie den Français und besonders der Oper, sehr theuer sind, beinahe täglich gedrängt voll. Es ist nichts Seltenes, daß neue Stücke, wenn sie Beifall finden, 20 bis 30mal hinter einander gegeben werden. Der Beifall wird übrigens nicht wie bei uns bloß durch Klatschen, sondern auch durch Stampfen mit Füßen und Stöcken, der Tadel aber durch Zischen und Pfeifen zu erkennen gegeben. Das einzige im südlichen Theile der Stadt gelegene Theater Odeon ist 1813 abgebrannt, seitdem aber wieder aufgebaut worden. — Das Rathhaus liegt am Grève-Platz, unweit des Ufers der Seine, östlich von dem Louvre. Das Gebäude ist weiter nicht bedeutend; auf dem Platze vor demselben aber sind viele Opfer der Revolution unter dem Beile der Guillotine gefallen; noch jetzt werden dort die Verbrecher hingerichtet. Das Rathhaus ist der Mittelpunkt der Stadtverwaltung; die Stadt ist seit der Revolution in 12 Bezirke, Arrondissements, getheilt, wovon jeder, wie jede Stadt und jedes Dorf in Frankreich, einen Maire, hier Bürgermeister, dort Schulze, an der Spitze hat. Im nördlichen Theile von Paris lag ehemals die Bastille, an der östlichen Seite der Boulevards unweit des Flusses, ein altes, festes in der neuern Zeit als Staatsgefangniß gebrauchtes Schloß. Dies Gebäude wurde im Anfange der Revolution von dem Volke erstürmt, niedergerissen, und ist so gänzlich verschwunden, daß die Nachbarn kaum noch die eigentliche Stelle wissen, wo es gestanden. Beinahe eben so ist es dem Tempel ergangen, welcher etwas nördlicher an den Boulevards lag. Ursprünglich war der sogenannte Tempel eine Compturei und Hauptsitz der Tempelherren, späterhin gehörte er dem Malteserorden. In der Revolution diente dies alte Gebäude der königlichen Familie zum Gefängniß und ward nachher größtentheils abgetragen. Der Saal, worin der unglückliche Ludwig XVI. gefangen gesessen, ist jetzt zu einer Kapelle eingerichtet. Auf der Hauptinsel der Seine befinden sich 2 merkwürdige Gebäude. Erstlich die alte Hauptkirche von Paris, Notre Dame, zu Unsrer Lieben Frauen, eine der größten und schönsten gothischen Kirchen in Frankreich, aus dem 12ten Jahrhundert. Sie hat 2 unvollendete viereckige Thürme und ist 390 Fuß lang, 144 hoch. Ehemals war sie mit unzähligen Statuen und andern Denkmälern der Könige geschmückt, dies alles aber, wie aller Schmuck der 45 Kapellen und der vielen Altäre, die Glocken u. s. w. ist während der Revolution zerstört oder weggeführt worden. Das andere Gebäude ist das Palais de Justice, wovon die Insel den Namen hat, der Sitz des obersten Justizhofes, mit dem daran stoßenden Gefängnisse, die Conciergerie, welches in den Stürmen der Revolution durch die vielen Schlachtopfer, welche von hier aus zur Guillotine geführt wurden, berühmt geworden ist. Dies Gebäude, schon im 9ten Jahrhundert begonnen, diente lange Zeit den Königen zur Wohnung, daher der Name; Feuersbrünste zerstörten es zum Theil, und so wie es jetzt ist, ward es erst im Jahre 1787 vollendet. In dem südlichen Theile der Stadt bemerken wir, am östlichen Ende derselben, am Ufer der Seine, den Jardin des plantes, oder Jardin royal, einen sehr weitläuftigen botanischen Garten, wo sich zugleich die Behältnisse für die vielen ausländischen Thiere finden, und wo in einem ansehnlichen Gebäude die vortreffliche Sammlung ausgestopfter Thiere und die Mineraliensammlung aufgestellt sind. Auch diese Schätze setzen Fremden und Einheimischen, Gelehrten und Neugierigen stets unent-

geldlich offen. Unweit dieser herrlichen Anstalt liegt am äußersten Ende der Stadt das große Hospital de la Salpétrière, wo sich der moralische und physische Auswurf des Volks befindet. Am äußersten südöstlichen Ende der Stadt liegt an einem kleinen Bache die berühmte Tapetenfabrik des Gobelins. Es werden hier die größten und schönsten Gemälde durch ein Gewebe von Wolle und Seide täuschend nachgeahmt; die Arbeit heißt haute lisse, wenn der Aufzug senkrecht vor dem Arbeiter steht, und hassé lisse, wenn er wagerecht vor ihm liegt; übrigens wird alles mit dem Webeschiffchen aus freier Hand gemacht, so daß die Arbeit an einem Stücke oft mehrere Jahre währt. Diese Fabrik, unter Franz I. von den Gebrüdern Gobelins aus Rheims angelegt, hat immer nur in Aufträgen der Regierung gearbeitet, da sie durch sich selbst nicht bestehen könnte. Noch etwas südlicher trifft man das Gebäude der Sternwarte, l'observatoire, an. Das alte 1667 erbaute thurmartige Gebäude wird wenig mehr gebraucht und die eigentliche Sternwarte mit vielen vortrefflichen Instrumenten ist jetzt in einem Seitengebäude. Unter diesem Gebäude befinden sich die tiefen und weitläuftigen Keller und Gänge, die Catacomben, deren Ursprung zweifelhaft ist, und die sich unter einem bedeutenden Theil der Stadt erstrecken. Man hat sie in neuerer Zeit genauer untersucht, hie und da, wo sie den Einsturz drohen, durch Mauern und Pfeiler unterstützt und eine unendliche Menge menschlicher Gebeine aus mehreren Kirchhöfen hier aufgeschichtet. Wahrscheinlich sind es nichts als alte Steinbrüche, woraus die Bruchsteine zur Erbauung von Paris vor vielen Jahrhunderten genommen wurden; wie noch jetzt in dieser Gegend außerhalb der Barrieren viele solche unterirdische Brüche bearbeitet werden, (S. Catacomben). Weiter nördlich liegt eines der schönsten Gebäude von Paris, das sogenannte Pantheon, ursprünglich eine Kirche der h. Genovefa, welche aber in der Revolution die Bestimmung erhielt, die Gräber und Denkmäler aller berühmten Männer aufzubewahren. Dies Gebäude hat einen herrlichen mit korinthischen Säulen verzierten Eingang, und zeichnet sich besonders durch die kühne und hohe von Säulen getragene Kuppel aus; alles ist durchaus von Quadern erbaut. Bis jetzt sind indeß an Monumenten nur die hölzernen Modelle der Gräber Voltaire's und Rousseau's in den schönen unterirdischen Gewölben zu sehen, und mehrere einfache Denksteine von Generalen aus der Zeit Napoleons. Nicht weit davon befindet sich das Palais Luxembourg, mit einem schönen Garten, welcher dem Publikum offen steht. Hier versammelt sich die Kammer der Pairs. Nördlicher, nicht weit von der Seine, findet man in einem ehemaligen Kloster des petits Augustins, das sogenannte Musée des monuments français, wo in mehreren Sälen eine große Menge Statuen, Basreliefs, Grab- und andere Monumente, nach Jahrhunderten geordnet, aufgestellt sind. Macht es nun gleich einen widrigen Eindruck, hier so viele Denkmäler zu finden, die nur an dem Orte ihrer ursprünglichen Bestimmung, vorzüglich in den Kirchen, an ihrer rechten Stelle wären, so hat doch der glückliche Gedanke, sie hier zu sammeln, sie vor der Zerstörung gerettet, der die meisten in der Revolution schwerlich entgangen wären. Westlicher, am Ufer der Seine liegt das schöne ehemalige Palais Bourbon, dann Palais du corps legislatif genannt, worin sich jetzt die Kammer der Deputirten versammelt. Südlich von diesem kommt man an das ungeheure Gebäude des Hotel der Invaliden, welches 12 kleinere und einen großen Hof umschließt. Ludwig XIV. hat es erbaut und es werden darin etwa 2000 verstümmelte Krieger, Offiziere und Gemeine, sehr anständig unterhalten. Sehenswerth ist besonders die Kirche mit einer schönen, äußerlich beinahe ganz vergoldeten Kuppel: hier werden die eroberten Fahnen aufbewahrt. Vor dem Hause erstreckt sich bis zur Seine ein sehr großer mit Alleen bepflanzter Platz. Südwestlich davon,

am äußersten Ende der Stadt endlich finden wir einen ungeheuern mit einem niedern Erdwall und Alleen umgebenen Platz, das berühmte Champ de Mars; wo in der Revolution oft Volksversammlungen und Volksfeste Statt fanden: an diesen Platz stößt die ehemalige Militair-Schule, jetzt zur Caserne gebraucht. Wir kommen nun zu den öffentlichen Plätzen und Spaziergängen in Paris. Unter diesen letzteren nehmen die Boulevards den ersten Rang ein. Es sind, wie schon bemerkt, breite mit Alleen besetzte Straßen, welche an die Stelle ehemaliger Festungswerke getreten sind. Sie umgeben eigentlich ganz Paris, werden aber vorzüglich nur im nördlichen Theile, wo sie die Stadt von den Vorstädten trennen, häufig besucht; an ihnen liegen die meisten Kaffeehäuser, Bäder, mehrere Schauspielhäuser u. s. w., so daß das Gewühl, besonders im westlichen Theile desselben, außerordentlich ist. Ein eben so besuchter Spaziergang ist der Garten der Tuilerien; er erstreckt sich vom Schlosse westlich die Seine entlang, ist sauber gehalten und mit vielen Statüen verziert. Hier, wie auf allen Spaziergängen, findet man Tausende von Stühlen zu miethen und kann auch zugleich die Zeitungen erhalten. Der ausgedehnteste Spaziergang sind indeß die elysëischen Felder, noch weiter westlich bis ans Ende der Stadt; sie sind ein kleiner Lustwald, von vielen Alleen durchschnitten. Geht man noch weiter nach Westen, zu den Thoren hinaus, so kommt man endlich in das Bois de Boulogne, ein ziemlich ausgedehntes Gehölz, welches ebenfalls stark besucht wird. Hier, wie in den elys. Feldern, sind unzählige Kaffee- und Weinhäuser und andere Vergnügungsörter. Andere öffentliche Spaziergänge sind die schon erwähnten Gärten des Palais royal und des Luxembourg, so wie der königl. Garten. Unter den öffentlichen Plätzen, deren Paris in Verhältniß zu seiner Größe nur wenige hat, zeichnen sich aus: der Place Vendome, nördlich von den Tuilerien, ein achteckigter Platz, auf welchem sich eine merkwürdige, von Napoleon errichtete Säule befindet. Sie ist nach dem Muster der Trajanssäule in Rom erbaut, 155 Fuß hoch, rund, und in ihrer ganzen Länge, wie auch an dem viereckigen Fußgestell mit ehernen Platten oder Basreliefs bedeckt, die sich schlangenförmig emporwinden und Begebenheiten aus dem östreichischen Kriege 1805 darstellen. Das Erz soll von eroberten Geschützen genommen worden seyn. Inwendig ist eine Wendeltreppe, durch welche man auf den Gipfel der Säule gelangt, wo sich bis zum 31. März 1814 die eherne Statue Napoleons befand. Ferner der Place de Louis XV., früher Place de la Revolution und nachher Place de la Concorde genannt. Dieser schöne und große Platz liegt zwischen dem Garten der Tuilerien, den elysëischen Feldern und der Seine, und wird nur auf einer Seite von Gebäuden eingefaßt. Auch auf diesem Platze stand lange Zeit die Guillotine, und hier fiel das Haupt des unglücklichen Ludwigs XVI., seiner Gemahlin und seiner Schwester, an der Stelle, wo früher eine Statue seines Vaters gestanden hatte. Alle übrige Plätze sind entweder unbedeutend oder klein. Unter den öffentlichen Vergnügungen der Pariser behaupten die Theater den ersten Rang. Außer ihnen giebt es aber noch eine große Menge von öffentlichen Ausstellungen und Darstellungen, als Panorama's, gymnastische und Reiterkünste, physikalische Darstellungen, Marionetten u. s. w. Unzählige kleine und größere Lustörter, mit und ohne Gärten, wobei oft noch kleine Theater befindlich sind. Zu den Lustgärten, die am meisten besucht werden, gehört das berühmte Tivoli, im nördlichen Theile der Stadt. Der Oerter, wo Speisen und Getränke zu haben sind, sind unzählige. Man unterscheidet die Restaurateurs, wo man zu jeder Stunde des Tages, vorzüglich aber von 12 Uhr an, eine Unzahl Gerichte erhalten kann, deren Namen in den größeren Restaurationen einen enggedruckten Bogen füllen; die Traiteurs, wo man nur zu bestimmten

Stunden ißt, und wo sich, wie in unsern Gasthöfen, meistens eine und die nemliche Gesellschaft täglich einfindet. Die Caffes, wo man alle mögliche Erfrischungen und Getränke findet; endlich die Estaminets, wo auch Bier zu haben ist und Taback geraucht werden darf, eine Sitte, die erst seit der Revolution in Paris sehr zugenommen hat. Wirthhäuser nach deutscher Art, wo man zugleich wohnen, essen, trinken, seine Leute und Pferde unterbringen kann, giebt es in Paris nicht. Gewöhnlich gewährt das Wirthshaus nur die Wohnung, der Fremde muß zum Restaurateur gehen, oder das Essen von dort holen lassen. Doch kann man sich auch bei Familien einmiethen, wo man zugleich den Tisch hat. Die weiten Wege, welche der große Umfang der Stadt veranlaßt, werden sehr durch die große Menge Fiacres, viersitzige Wagen mit 2 Pferden, und Cabriolets, 2sitzige mit einem Pferde, erleichtert, welche an vielen Orten der Stadt halten; für jeden Weg, für den kleinsten wie für den weitesten, erhalten sie eine bestimmte mäßige Summe, und jede dieser Kutschen ist mit einer Nummer bezeichnet, damit man im Fall des Streits der Polizei den betreffenden Kutscher anzeigen könne. Die Zahl der wissenschaftlichen Institute und der öffentlichen Unterrichtsanstalten ist sehr groß und schwer zu bestimmen. Unter allen behauptet die Akademie den ersten Rang, sie ward vom Cardinal Richelieu zuerst 1633 gestiftet und erhielt 1666 die Gestalt, unter welcher sie bis zur Revolution bestanden. Sie theilte sich in 3 Abtheilungen oder eigne Akademieen; (s. d. Art. Akademie und Nationalinstitut.) Außerdem giebt es eine große Menge gelehrter Gesellschaften in Paris für alle Theile der Wissenschaften und der Künste. Unter den Lehranstalten verdienen besonders die von Professoren des Jardin du Roi und des Observatoire zu haltenden physischen, chemischen, astronomischen, botanischen, mineralogischen u. Vorlesungen eine ehrenvolle Erwähnung. Hierher gehören ferner das College royal de France, in dem Unterricht in alten und neuen Sprachen und in den Wissenschaften ertheilt wird; 2 theologische Seminarien, die vereinigten irländischen, englischen und schottischen Collegien, 5 Colleges royaux, z. B. Bourbon, Ludwigs des Großen, Heinrichs IV., Karls des Großen; das akademische Institut der europäischen Nationen mit einer Turnanstalt; 40 Secundairschulen, 22 Specialschulen, z. B. polytechnische Schule, Schule der Pharmacie, Schule der lebenden orientalischen Sprachen, Bauschule, geographisch-topographische Schule, Marineingenieurschule, königliche Musikschule, Mosaikschule, Schule der schönen Künste, Steinschneideschule, Schule für Künste und Handwerker; Zeichenschulen; 12 Seminarien, 39 Institutionen, Längenbureau, Militairschule, Taubstummen- (mit 120 Zöglingen) und Blindenlehranstalten, Conservatorium der Musik, Athenäum der französischen Sprache. Paris hat 17 gelehrte Gesellschaften, z. B. das königl. Institut mit 4 Akademien, die königl. Ackerbaugesellschaft des Seinedepartement, die Société academique de Medecine, de Vaccine, pour l'encouragement de l'industrie nationale (die 1817 und 18 für 62.650 Thaler Prämien ertheilte), de l'histoire naturelle, Société académique des sciences, Société de pharmacie, philotechnische Gesellschaft zur Verbesserung der Erziehung und des Elementarunterrichts (die 5 Schulen und ein Seminar für Erwachsene nach des Engländers Lancaster Methode errichtet hat, nach welcher der Unterricht, der sonst 18 — 30 Franken jährlich kostete, jetzt nur 4 Franken erfordert), königliche Gesellschaft der Alterthumsforscher Frankreichs (vormals celtische Gesellschaft). Zu den Hülfsanstalten gehören, außer der vorhin angeführten königlichen Bibliothek, 18 andere öffentliche, z. B. die Bibliothek der 4 Nationen oder die Mazarinsche mit 90.000 Bänden und 3473 Handschriften, berühmt wegen ihrer Handschriften und seltenen Ausgaben, die Bibl. der Kirche

St. Genevieve von 110.000 Bänden und 2000 Handschriften, die Bibliotheken von Monsieur im Arsenal (mit 150.000 Büchern und 5000 Handschriften) und der Stadt Paris; 15 öffentliche Museen und Sammlungen, das neue Museum mit 1101 Gemälden (467 aus der deutschen und niederländischen, 401 aus der italienischen und 233 aus der französischen Schule) und 350 Bildhauerwerken ohne die bisher bei den Augustinern aufbewahrten Grabdenkmähler, größtentheils Werke französischer Meister aus dem 16. Jahrhundert, Kupferstichsammlung (in 500 Bänden in 12 Klassen getheilt), Antikenkabinette, die Maschinen- und physikalische Instrumentensammlung, Museum der Artillerie mit einer vollständigen Sammlung aller Waffen, die seit dem 14. Jahrhundert im Gebrauch waren, und den Panzern und Ritterrüstungen, welche die Könige Franz I. und Heinrich IV. persönlich trugen; das astronomische Observatorium, Musée d'histoire naturelle mit dem reichen botanischen Garten, der Menagerie von fremden Thieren, dem Amphitheater mit der Bibliothek und der großen Sammlung von Materialien, womit die école d'histoire naturelle verbunden ist, wo Chemie, Botanik, Zoologie, Anatomie, Geologie und Münzkunde gelehrt werden; die Münze der Medaillen, das Mineralienkabinet bei der Münze (mit den 9974 Stempeln der seit Ludwig XII. geprägten Münzen), die Modellkammer, die Werkstätte der Kupferstecher, das Conservatoire des arts et metiers mit einer Schule ꝛc. Paris hatte 1783. 455 Buchhändler (1816 nur 320), 340 Buchdrucker, 55 Kupferdrucker, 74 Musikalienhändler, 327 Kupferstecher, 3138 Buchbinder; eine lithographische Gesellschaft, und ist der Sitz des ganzen französischen Buch- und Kunsthandels. Im Jahr 1819 sind bis zum 31. Oktober 3828 neue Werke und Auflagen, 160 Journale, 732 Kupferstiche und 475 musikalische Werke erschienen. Paris hat viele wohlthätige Anstalten, und eine eigene Verwaltung in 5 Abtheilungen sorgt für den Unterhalt von mehr als 40.000 Hülfebedürftigen und Kranken, die in den milden Stiftungen leben, oder in den Häusern unterstützt werden. Zu den 15 Hospitälern gehören das Hospice de l'humanité, das in manchen Jahren an 30.000 Kranke aufnahm; das Hôtel Dieu, wo 48 barmherzige Schwestern mit mütterlicher Zärtlichkeit 900 Kranke pflegen; eine Kuhpocken-Impfungs-Anstalt; das Hospital der heiligen Catharina für 300 Blinde, des heiligen Geistes für Findelkinder (in dem bis 1789 jährlich 6100, seitdem 4500 Kinder im Durchschnitt aufgenommen wurden), das allgemeine Hospital mit den 5 Gebäuden: la Pitié, la Salpetrière, Bicètre, le Saint Esprit und Scipion (in den beiden Hospitälern Bicètre und Salpetrière sind 1804 — 1814 inclus. 4958 Verstandeskranke, 2154 Männer und 2804 Frauen eingebracht worden, von denen 165 weibliche und 37 männliche aus Liebe irre geworden sind; im Bicètre waren 1819. 1000 Züchtlinge, 1000 Verrückte, 1500 Arme und ein Personal von 500 Seelen); ferner das Hospital des petites maisons, des Incurabile, de la Charité, des Convalesiens, Hospice de la maternité (in dem jährlich an 4000 Frauenzimmer aufgenommen und entbunden, und an 200 Hebammen gebildet werden ꝛc. In den 10 Jahren 1804 — 1813 wurden in die öffentlichen Anstalten 355.662 Kranke aufgenommen, von denen 37.811 starben. Von 21.053, die in dem Hospice de la maternité entbunden wurden, brachten 193 Zwillinge und 2 Drillinge zur Welt. In den Spitälern sind 1814 für 120.000 Franken Blutegel verbraucht worden. Hierher gehören endlich das von Ludwig XIV. gestiftete prächtige Invalidenhaus am Champ de Mars für 2572 Offiziere und Gemeine, in dessen Kirche die in den Revolutionskriegen eroberten Fahnen aufgehängt sind, mit einer Bibliothek von 20.000 Bänden und einer sehenswerthen Kuppel; die Gesellschaft der mütterlichen Liebe, zur Unterstützung

armer Mütter (1819. 300), die sich in Kindesnöthen befinden, und krank und zu dürftig sind, um ihre Kinder zu ernähren (die Gesellschaft erstreckt sich durch das ganze Reich, und hat die Herzogin von Angouleme an der Spitze; der König gibt ihr jährlich 100 000 Franken und das Ministerium des Innern 30.000 Franken; ähnliche Gesellschaften sind unter der Leitung der Herzogin zu Lyon, Marseille, Bordeaux, Rouen, Nantes, Strasburg, Toulouse, Orleans ꝛc.), der väterliche Verein, 2 Bibelgesellschaften (1 katholische und 1 protestantische), Gesellschaft zur Unterstützung der Gefangenen (die in den ersten 8 Jahren über 150 Personen durch Bezahlung ihrer kleinen Schulden die Freiheit und über 1200 Schuldengefangenen bessere Pflege verschafft hat), Missionskongregation der Lazaristen, Congregation Notre Dame für 32 Augustinerinnen mit einer Mädchenschule; Mont de piété (zur Unterstützung der Armen, wobei 17 Frauen als Commissaire angestellt sind); philanthropische Gesellschaft, die mit 80 kleinern Gesellschaften correspondirt, und mit 80 Versichtsvereinen (Sociétes de la prévoyance Hülfsgesellschaften) verbunden ist, aus deren Kassen Armen, Kranken, Witwen und Waisen Unterstützung gereicht und Verstorbene anständig beerdigt werden; Spar- und Versichtskasse für Handwerker und Dienstboten; Gesellschaft zur Verbesserung der Gefängnisse, die sich über das deßhalb in 28 Bezirke getheilte Reich verbreitet ꝛc. Im Jahr 1813 erhielten 84.461 Arme öffentliche Unterstützung, also mehr als der 7te Mensch; im ersten Vierteljahre 1819 wurden 84.446 Arme unterstützt, 20.069 Männer, 31.725 Frauen, 30.667 Kinder, worunter 16.530 Mädchen; die Ausgabe betrug 541.492 Franken. In Paris waren 1815. 444 Doktoren der Medicin, 77 Doktoren der Chirurgie und 158 Apotheken. Die Fabriken der Stadt sind sehr zahlreich; sie liefern herrliche Tapeten aus den Gobelins (die den Namen führen von dem Färber Gilles Gobelin, der unter der Regierung Franz I. in der Vorstadt St. Marceau lebte, wo sein Haus und der kleine Fluß Bievre, der vorbei fließt, noch jetzt seinen Namen führen, und der das von ihm genannte schöne Gobelinscharlach und nach einigen auch die gewirkten Tapeten erfand, die aber erst unter Heinrich IV. vervollkommnet wurden), und der Savonnerie, Porzelan (aus 33 Fabriken), Spiegel (wozu die Gläser bis 102 Zoll Höhe aus der großen Gießerei zu St. Gobius geliefert werden), Wagen, Geld-, Silber-, Seide-, Baumwoll-, Bronze-, Wollwaaren, Stärke, ägyptische Schlösser, Krystallglas, Haarpuder, Uhren, Spitzen, Flor, Hüte, Leder, Bijouterie- und Galanteriewaaren (die reichen Absatz in ganz Europa finden), Tischlerwaaren, Bleistifte, Papiertapeten, Stickereien, bunte, goldne und transparente Papiere, Thermolampen, künstliche Augen für Menschen und Thiere, Tabak (aus 32 Fabriken), Zucker, Liqueure, Sirup, eingemachte Früchte, optische, physikalische, mathematische und chirurgische Instrumente (auch aus Platin), Safian, lederne Handschuhe, Farben, Mineralsäuren, Chocolade, Spielcharten, Feuer- und Seitengewehre, Kanonen, Mosaik, Feilen, Windsor- und Palmseife, Sattel, Zinkwaaren, Oel (aus dem Abfall und den Eingeweiden des geschlachteten Rindviehes, mit einem Gesundbade), Kunstblumen, (womit sich 5000 Personen beschäftigen, und wovon für 3 Millionen Franken ausgeführt werden), Alaun und andere chemische Fabrikate ꝛc., Diamantschleiferei ꝛc. Im Jahr 1812 waren überhaupt 38.721 Künstler und Handwerker patentirt. Daher ist auch der Handel bedeutend, und 1804 bestanden die Handeltreibenden aus 113 Bankiers, 98 Großhändlern, 130 Grossisten in Wein, Essig und Branntwein, 5146 Detailhändler aller Art, 1963 Obsthändlern und 1119 Trödlern. Auch ist hier der Sitz der Bank von Frankreich. Die Seeassekuranzgesellschaft ist im September 1818 vom König bestätigt worden; ihr Grundkapital von 3 Millionen Franken ist durch 300 Aktien von

8000 Franken und 600 von 1000 zusammen gebracht worden. Das Handelsgericht hat 1818. 19.181 Sprüche gethan, die dem Staat an Stempel 716.990⅘ Franken eintrugen. Schon die Consumtion der großen Bevölkerung der Stadt und der zahlreichen aus ganz Europa hier des Nutzens und Vergnügens wegen zusammenströmenden Fremden veranlaßt einen bedeutenden Umsatz. So wurden im Jahr 1818 verbraucht: 522.891 Hektolitre (Eimer) Wein, 40.353 Hekt. Branntwein und Cyder, 83.407 Hekt. Bier, 14.211 Hekt. Weinessig; verzehrt wurden 73.870 Ochsen, 9064 Kühe, 77.717 Kälber, 335.616 Hammel und Schafe, 62.406 zahme und wilde Schweine; gegessen wurden für 673.926 Franken Austern, für 456.578 Franken Flußfische, für 6.689.318 Franken Geflügel, für 11.114.097 Franken Butter und Eier. Im Jahr 1819 wurden verzehrt 70.558 Ochsen, 6456 Kühe, 69.022 Kälber und 327.651 Hammel; die Caution der Schlächter beträgt 784.000 Franken. In der Zeit, wo es Kartoffeln gibt, werden alle Monate 27.000 Säcke nach der Stadt gebracht, viermal mehr als 1789. Ein Theil von Paris ist durch große Steinbrüche unterminirt. Da nur ein kleiner Theil der Stadt durch Quellen und künstliche Wasserwerke, z. B. die Wasserleitung von Arcueil, welche das beim Dorfe Rongis gesammelte Wasser in die Stadt führt, und 7 Wasserbehälter und 66 öffentliche Springbrunnen versorgt, mit dem nöthigen Trinkwasser versehen wird, so trinkt fast ganz Paris das durch den Einfluß der schlammigen Marne häufig trübe und daher erst zu filtrirende Wasser der Seine, oder das reine Wasser des erst kürzlich durch einen von Lisy über Meaux gezogenen Kanal nach Paris geleiteten Flüßchens Ourcq, dessen Wasserbecken bei la Vilette 15 Morgen groß ist. — Die Schlachthäuser für diese Stadt sind 1817 außerhalb der Stadt verlegt, und damit Gerbereien, Drechselbanken, Kraftbrühenkochereien, Kalbaunenbäder, Alkalifabriken und Werkstätten für Phosphor, Salmiak ꝛc. verbunden worden, so daß aus jenen Gebäuden nur das Fleisch in die Stadt kommt; 2050 Menschen finden dabei ihre Beschäftigung. — Haupttelegraphen-Verbindung mit denen in Brest, Lille, Strasburg ꝛc.; von Calais bis Paris kann man durch 27 Telegraphen in 3 Minuten Nachricht haben, von Lille durch 22 Telegraphen in 2 Minuten, von Strasburg durch 45 Telegraphen in 6½ Minuten, von Lyon durch 50 Telegraphen in 9 Minuten und von Brest in 8 Minuten. — Für die Gesundheit sorgt ein eignes Conseil de salubrité; man findet hier 12 öffentliche Badeplätze, 2 Schwimmschulen, aber auch an 66.000 öffentliche Mädchen. — Die Witterung ist nicht warm und heiter, mehr regnerisch, als kalt. Oft vergeht ein ganzer Winter ohne einen heitern Tag, deren man im ganzen Jahr kaum 40 zählt. Ein Drittheil des Jahrs regnet es gewiß. — Die Feueranstalten sind vortrefflich. Ein Corps de Sappeurs pompiers eilt bei jeder Feuersgefahr herbei; es besteht aus 4 Compagnien, jede von 142 Mann, deren Sold ꝛc. 324.671 Franken 50 Centimen beträgt. Bei den guten Feueranstalten brannte bei den 427 Feuersbrünsten 18$^{10}/_{16}$ keinmal ein einziges Haus ab. Es gibt 2 Feuermaschinen- und 41 Rettungsanstalten. Bei der erst am 3. April 1817 errichteten Assekuranzgesellschaft der Häuser dieser Stadt gegen Feuersgefahr waren im Januar 1820. 11.532 Häuser für 670 Millionen Franken verbürgt; vom Juli bis Oktober 1819 ward der Feuerschadenbeitrag zu 18.427 Franken berechnet. Die 12 Arrondissements (Mairien, Municipalitäten) der Stadt bilden 4 Wahlbezirke, wovon jeder ein Wahlkollegium von 50 Mitgliedern besitzt. Die Bürgerschaft ist in 12 Legionen (für jedes Arrondissement) Nationalgarde zu Fuß und 1 Legion zu Pferde eingetheilt. Jede Legion hat 4 Bataillons zu 5 Compagnien zu 124 Mann, worunter 1 Grenadiercompagnie, die sich selbst equipiren müssen; das Ganze enthielt im Mai 1819. 31.889 Mann und 266 Offiziere. —

Paris hat so viel Friedensgerichte als Mairien. An der Spitze der Polizei steht ein Präfekt; jede der 48 Sektionen hat ihren Polizeikommissair. Ein Polizeikorps von 4 Compagnien, die Garde royale de la ville, 1021 Mann stark, von denen 456 den Dienst zu Pferde, die übrigen zu Fuß verrichten, sorgt für die innene Sicherheit der Stadt. Von Linientruppen liegen ungefähr 24.000 Mann in der Stadt als Garnison, die in 140 Casernen untergebracht werden. — Die Polizeipräfektur, die über 500 Beamte zählt, kostet der Stadt jährlich etwa 7 Millionen Franken; einen Theil ersetzt die Spielpacht. Im Jahr 1818 brachte die Stadt als ihren Antheil an den Staatsbedürfnissen und zur Bestreitung des Municipalbedarfs 118.564.000 Franken (an direkten Abgaben 29.800.000, an indirekten 67.964.000, an Municipalabgaben 20.800.000), so daß die Einwohner von Paris, der 40ste Theil der Bevölkerung von Frankreich, über ½ der Abgaben entrichten, und daß auf jeden Kopf in Paris im Durchschnitt jährlich 168 und auf jeden Kopf im übrigen Frankreich 26 Franken fallen. Die ordentlichen Einnahmen der Stadt betragen 24.178.139 und die außerordentlichen 7.168.438, die ordentlichen Ausgaben 19.828.966 und die außerordentlichen 12.529.754 Franken. Die Stadt war schon zu Julius Cäsar Zeiten unter dem Namen Lutetia Parisiorum bekannt; das einzige Alterthum aus den Zeiten der Römer sind die im 4ten Jahrhundert erbauten Bäder des Julian, ein geräumiger, gewölbter, 40 Fuß hoher Saal, dessen Wasserleitung vom Arkueil (Areus julianus) 1445 entdeckt wurde. Mit den Capetingern wurde die Stadt die königliche Residenz; Philipp August ließ 1223 die Stadt pflastern, deren ungeheurer Anwachs sich aber erst seit den Zeiten Ludwigs XIV. datirt. Historisch merkwürdig ist sie durch die pariser Bluthochzeit (massacre de la S. Barthelemy) am 24. August 1572, die Ermordung Heinrichs IV. von Ravaillac 1610 in der Straße la Fertoniere, durch die Schlacht bei dem Montmartre am 30. März 1814 und am 6. Juli 1815, und durch die Friedensschlüsse am 30. Mai 1814 und 20. November 1815. Im Jahr 1811 wurden geboren 21.168, begraben 16.448 (8228 männliche und 8268 weibliche; darunter 2334 an der Lungensucht gestorben) und 4534 Paar getraut; 1812 geb. 19.587, gest. 20.133 (259 an den Blättern und 150 Selbstmörder), getr. 4518 P.; 1813 geb. 20.219, gest. 18.676; 1814 gest. mit den in den Militairlazarethen 33.160, darunter 258 Selbstmörder oder Verunglückte und 3000 vor Schreck gestorbene Frauen; 1815 geboren 22.612 (in der Stadt eheliche Knaben 6907, Mädchen 6473; uneheliche Knaben 2245, Mädchen 2260; in in Hospitälern und Findelhäusern eheliche Knaben 144, Mädchen 106; uneheliche Knaben 2251, Mädchen 2236), gest. 20.429 (in der Stadt männliche 5645, weibliche 6478; in den Hospitälern männliche 4014, weibliche 3859; darunter Selbstmörder oder todt gefundene männliche 334, weibliche 99; an den Blattern 416), getr. 5576 P., geschieden 32 Paar; 1816 geb. 22.366 (11.584 männlichen und 20.782 weiblichen Geschlechts), gest. 19.801 (wovon 188 Selbstmörder, nämlich 112 männlichen und 66 weiblichen Geschlechts, und 150 Blattern); 1817 geb. 23.768 (12.119 Knaben, 11.649 Mädchen; davon 9047 unehelich), gest. 21.381 (wovon 335 Selbstmörder und 496 an den natürlichen Blattern), get. 6382 Paar; 1818 geb. 23.067, (wovon 8089 uneheliche und unter diesen 1094 Findlinge, die aus den nächsten Departements oft in einer Entfernung von 50 Meilen täglich in die Findelanstalt abgeliefert werden), gest. 22.421 (wovon 993 an den Blattern und 289 Ertrunkene; von Letzteren verunglückten 69 durch Zufall, und von 108, die kürzer als 24 Stunden im Wasser geblieben, sind 64 ins Leben zurückgerufen worden), getr. 6616 P.; 1819 geb. 24.342 (12.403 Knaben, 11.939 Mädchen; darunter 8641 uneheliche, 1984 anerkannte und 6657 unbekannte), gest. 22.670

(10.768 männlichen, 11.576 weiblichen Geschlechts; in der Morgue wurden 286 männliche und 40 weibliche Todte ausgestellt; 1352 Todtgeborne, 376 Selbstmörder), getr. 6246 Paar. — Geburtsort des Philosophen Helvetius († 1771), des Physikers Lavoisier († 1794), der Dichter Molière († 1673), J. B. Rousseau († 1741), M. Ar. Voltaire († 1778), Beaumarchais († 1782), Dorat († 1780), Sedaine († 1797), des Geschichtschreibers Rollin († 1741), des Mathematikers J. L. d'Alembert († 1783), des Geographen d'Anville (1782), des Redners Clermont de Tonnere († 1772), der geistreichen Ninon l'Enclos († 1706), des Malers Lebrun († 1690), der Feldherren Prinz Eugen von Savoyen († 1736), Catinat († 1713) u. A. In einem Umkreise von 6 Meilen findet man eine große Menge von schönen Landhäusern, Gärten und Flecken, die zwar keinen fruchtbaren Boden haben, aber wegen der Nähe der Hauptstadt ihre gewonnenen Produkte leicht absetzen.

Paris (Einnahme von), am 31. März 1814. Gleich anfangs bei dem Vordringen der Alliirten in Frankreich hatte Napoleon den Plan gehabt, mit seiner Armee nach Lothringen und dem Elsaß durchzudringen, die Besatzungen der dortigen Festungen zu vereinigen, das Volk daselbst zu bewaffnen und so den Krieg in die Länge zu ziehen. In der Gegend von St. Dizier hatte er jedoch diesen Plan aufgegeben und die Schlacht von Brienne geliefert; jetzt, nachdem er zwei Monate lang, mit großer Kunst und rastloser Thätigkeit, mit schwacher Macht die überlegenen feindlichen Heere nicht unrühmlich bekämpft, beschloß er plötzlich, vornehmlich durch die beinah bis zur Auflösung gestiegene Ermattung seines Heeres dazu bewogen, indem sich die Zahl der alten Soldaten täglich minderte, die neuen Aushebungen aber muthlos und ungeübt, größtentheils nur durch die Furcht bei den Fahnen gehalten wurden, zu seinem ersten Plane zurückzukehren, nicht bedenkend, daß er dadurch den Verbündeten den Weg nach Paris eröffne. Die an Aengstlichkeit gränzende Vorsicht, die seine Gegner bisher in allen ihren Unternehmungen gezeigt, hatte ihn kühn gemacht; er hoffte, Schwarzenberg werde, sobald er dessen Verbindungslinie bedrohe, schleunig an den Rhein zurückkehren. Daher waren schon seit einiger Zeit, unter mancherlei Verkleidungen, Boten nach den Festungen in Elsaß und Lothringen abgesandt, um die Besatzungen derselben von seiner nahen Ankunft zu benachrichtigen und sie anzuweisen, sich zur Vereinigung mit ihm bereit zu halten; allein der größte Theil dieser Boten war aufgefangen, andere kehrten unverrichteter Sache wieder zurück, nur wenige hatten ihre Bestimmung erreicht. Inzwischen war Blücher, dessen leichte Truppen, so wie die des Herzogs von Weimar, schon Montdidier, Noyon, Compiegne und Senlis besetzt hatten, gegen Bery au Bac aufgebrochen (18. März), dort, nachdem er Mortier's Reiterei, die ihm den Uebergang über die Aisne zu verwehren suchte, geworfen, über die Seine gegangen und in zwei Kolonnen gegen Fismes und Rheims gezogen, hatte letzteres (19. März), da Mortier nach Epernay gewichen, ohne Widerstand besetzt und sich auf den Weg nach Chalons begeben, während Schwarzenberg (22. März) über die Aube ging und, dem Marsche Buonaparte's gegen Vitry folgend, sich schon jetzt zwischen dem französischen Heere und Paris befand. Am 25. März holte die russische Reiterei den Nachtrab Macdonald's bei Vitry ein und nahm zwei Kanonen nebst mehreren Wagen der fünfhundert Mann starken Bedeckung, auch ein Eilbote mit einem Briefe Buonaparte's an seine Gemahlin, der die Absicht desselben unverholen erklärte, fiel in ihre Hände. Daher machte in der nächsten Nacht die verbündete Armee auf dem linken Ufer der Marne Halt und die Führer berathschlagten über den Entschluß, der um so mehr eine reifliche Ueberlegung erforderte, als sich in den Vogesen und in den benachbarten Departements der Geist des Auf-

ruhrs immer bedenklicher zu äußern begonnen. Dagegen aber schien die Besetzung der Hauptstadt allein im Stande zu seyn, der öffentlichen Stimmung eine entscheidende Richtung zu geben, und endlich ward, hauptsächlich auf Betrieb Alexander's und Friedrich Wilhelm's, der Marsch nach Paris beschlossen. In zwei Gewaltmärschen hatte indessen Schwarzenberg Vitri erreicht, während Franz sich nach Dijon begeben. Bald trafen auch Winzingerode und Czernitschew von Chalons an ersterem Orte ein und wurden alsbald mit 10.000 Reitern und fünfzig Kanonen nach St. Dizier abgesandt, um Buonaparte's Marsch zu beobachten und zu beunruhigen. Während Bülow von neuem gegen Soissons, Kleist und York nach Montmirail gezogen, befand sich Blücher selbst mit den russischen Heerhaufen zu Chalons, und schon war er im Begriff nach Vitry aufgebrochen, als er den Befehl erhielt, gegen Paris zu ziehen; auch die große Armee setzte sich noch an demselben Tage (25. März), von Vitry aus, auf Fere Champenoise und Paris in Marsch. Indessen näherten sich Marmont und Mortier, die vor Blücher über die Marne zurückgegangen waren. Vitry, dessen Besetzung durch die Verbündeten ihnen unbekannt geblieben, um sich mit Buonaparte zu vereinigen, als ihr Vortrab (25. März) plötzlich mit dem Kronprinzen von Würtemberg zusammen gerieth und mit beträchtlichem Verluste nach Fere Champenoise zurückgeworfen ward. Während Blücher's Armee von Eteges nach Montmirail zog, setzte indessen die große Armee ihren Marsch fort, wohin auch Marmont, Mortier und Arrighi, von einem beträchtlichen Theile der verbündeten Reiterei ohne Unterlaß verfolgt und gedrängt, sich zurückgezogen. So lebhaft aber war die Verfolgung, daß die fliehenden Schaaren ihr Geschütz verließen und als vollends Kleist und York, in demselben Augenblicke, als sie durch la Ferté Gaucher gegen Meaux eilten, ihnen (26. März) in die Flanke fielen, ward bald die Niederlage allgemein. Mühsam bahnten sich die Marschälle mit einem Theile ihrer Truppen einen Weg durch die sie umgebenden Feinde, allein nicht ohne einen empfindlichen Verlust, nahe an 12.000 Mann und mehr als achtzig Kanonen fielen in die Hände der Sieger. Der Plan war, alle Streitkräfte auf dem rechten Ufer der Seine und Marne zu vereinigen, und Paris von der Nordseite anzugreifen. Vergeblich versuchten 10.000 Mann, größtentheils Nationalgarden, zwischen la Ferté sous Jouarre und Meaux, die schlesische Armee aufzuhalten, mit beträchtlichem Verluste wurden sie (28. März) von den Preußen unter dem General Horn geschlagen, Meaux selbst ward von Mortier geräumt, und bei Treport ging trotz des Widerstandes von Seiten der Franzosen die schlesische Armee über die Marne; schon vier Tagemärsche hatten die Verbündeten vor Buonaparte gewonnen. Napoleon war von Arcis in drei Tagemärschen nach St. Dizier gekommen, wo zugleich Caulaincourt aus Chatillon eintraf, und von dort (24. März) über Vassy und Joinville bis Doulevent gezogen. Immer weiter entfernte er sich von Paris, während das Ausbleiben aller Nachrichten aus dieser Hauptstadt es immer wahrscheinlicher machte, daß die Verbündeten dorthin ihre Richtung genommen. Dennoch aber beharrte er hartnäckig auf seiner Meinung, die Reiterei Winzingerode's, welche der Nachhut unter Macdonald folgte, nur für den Vortrab der gesammten verbündeten Armee zu halten, und kehrte nach Vassy zurück, um dort derselben eine allgemeine Schlacht zu liefern; Winzingerode dagegen wich bei seiner Annäherung nach St. Dizier auf das rechte Ufer der Marne und nach einem hitzigen Gefechte (26. März), nicht ohne Verlust, auf Bar für Ornain zurück; St. Dizier, Montirrender, Joinville und Brienne, so wie auch Chaumont, wurden von den Franzosen besetzt; Buonaparte selbst nahm zu St. Dizier sein Heerlager. Am nächsten Tage wandte er sich von neuem gegen Vitry, das noch immer die Preußen inne hatten, und schon waren alle Anstalten zu einem entscheidenden

Angriffe gegen den Ort gemacht, als er am Abend desselben Tages die Nachricht von dem Zuge der Verbündeten nach Paris erhielt und daß sie schon bis Meaux vorgedrungen; der Angriff unterblieb und schnell ward der Befehl zum Aufbruch gegeben. Allein statt auf der geraden Straße nach Paris zu ziehen, wohin er in drei Eilmärschen gelangen konnte, ging er auf Umwegen noch einmahl nach Doulevent zurück (28. März), und erst am folgenden Tage zog er in hastiger Eile nach Vandoeuvres. Nach ihrem Uebergange auf das rechte Ufer der Marne hatten Schwarzenberg und Blücher auf den Straßen von Meaux, Lagny und Soissons ihren Marsch gegen Paris fortgesetzt, Wrede und Sacken waren jedoch mit beinah 30,000 Mann an dem ersteren Orte zurückgeblieben, um auf den möglichen Fall der Rückkehr Bonaparte's den Uebergang über die Marne zu decken. Die Trümmer von Marmont's und Mortier's Heerhaufen zogen sich vor der Uebermacht zwischen Claye und Bondy zurück, Paris selbst war in der größten Bestürzung. Allein zugleich ward (27. März) Mortier bei Claye von den Preußen unter York angegriffen und nach einem hitzigen Gefechte zum Weichen gezwungen; bei Ville Parisis hatte der General Rayewsky den französischen Nachtrab hart bedrängt und war bis über Bondy vorgerückt, der Kronprinz von Würtemberg hatte sich schon auf den Höhen von Chelles aufgestellt und die Franzosen zogen nach Pantin, unter die Mauern von Paris zurück. Etwa 28,000 Mann waren sämmtliche, zum Schutz von Paris versammelten Abtheilungen stark; denn nur ein Theil der Nationalgarde war gehörig bewaffnet und schien zur Vertheidigung tauglich, die Linientruppen selbst aber bestanden großtentheils aus den schwachen Ueberbleibseln der verschiedensten Regimentern und Waffen. Mit zahlreichem groben Geschütz versehen, hatten diese Truppen, der rechte Flügel an Vincennes gelehnt, auf den Höhen von Belleville, Mesnil Montant und dem Hügel von St. Chaumont, das Mitteltreffen längs dem Kanal der Ourcq und im Rücken durch den Montmartre geschützt, der linke Flügel von Mousseaux bis Neuilly eine feste Stelle genommen. Vor der andern Seite rüsteten sich die Verbündeten zu der letzten entscheidenden Schlacht; auf dem linken Flügel zog der Kronprinz von Würtemberg gegen Vincennes, Rayewsky gegen Pantin und Belleville, die russischen und preußischen Garden längst dem Kanale der Ourcq auf der Straße von Bondy nach Paris; auf dem rechten Flügel war die schlesische Armee, die gegen Saint Denys und das Dorf Villette vordrang, zum Angriffe gegen Montmartre bestimmt. Früh Morgens am folgenden Tage (30. März) rückte die Nationalgarde aus, vergeblich hatte ein beträchtlicher Theil des Volkes, vorzüglich aus den untern Klassen, nach Waffen verlangt, und um fünf Uhr des Morgens verkündigte der anhebende Kanonendonner den Parisern den Anfang der Schlacht. Zuerst ward Mortier bei Belleville und dem Hügel von St. Chaumont angegriffen; wiederholt stürmte Rayewsky gegen Pantin heran und von Barclay de Tolly mit dem Kern der russischen Truppen unterstützt, gelang es ihm endlich, die Franzosen, die mit dem Muthe der Verzweiflung fochten, von den Höhen, die sie besetzt, in die Dörfer Belleville und Menil Montant zurückzuwerfen; noch waren der Kronprinz von Würtemberg und die schlesische Armee auf dem Kampfplatze nicht angelangt. Indessen war es Mittag geworden, die Kolonnen der Verbündeten kamen allmählig auf dem Kampfplatze an und entwickelten sich in der Ebene von St. Denys. Schon war letzterer Ort selbst von ihnen eingeschlossen; während Langeron, der die Franzosen aus Aubervilliers vertrieben, durch Clychi gegen den Montmartre drang, griffen York und Kleist Villette und Pantin an und nach einem mörderischen Kampfe ward endlich letzteres von den Preußen erstürmt. Immer weiter drangen die Verbündeten vor, Belleville und Menil Montant wurden nebst zwanzig Kanonen mit Sturm erobert, der Hügel von

St. Chaumont überwältigt und die Nationalgarden flohen in Unordnung in die Stadt zurück. Auch die Stellung bei dem Pachthofe von Rouvroy war schon erstürmt, eine Menge Geschütz schon von den Verbündeten genommen, schon waren dieselben von dieser Seite bis hart an die Stadt gedrungen, als Marmont um einen vierstündigen Waffenstillstand anhielt und sich dagegen in die Stadt zurückzuziehen und solche selbst zu übergeben versprach. Alexander und Friedrich Wilhelm hatten bereits sein Gesuch bewilligt, als Langeren, unbekannt mit dem was vorgegangen, unter heftigem Kampfe den Montmartre erstürmte, während ein anderer Theil der schlesischen Armee Villette und la Chapelle eroberte und bis an die Vorstadt von St. Denys drang. Unaufhaltsam war zugleich der Kronprinz von Würtemberg vorgerückt, die Kosacken waren selbst bis in die Vorstadt St. Antoine gesprengt, Charenton war nach heftigem Widerstande besetzt, die Marne überschritten und die Verbündeten breiteten sich ungehindert auf dem rechten Ufer der Seine aus; nur auf dem linken Flügel der Franzosen bei Nuilly war beinah gar nicht gefochten. Die Nachricht von dem abgeschlossenen Waffenstillstande machte endlich aller Orten den Feindseligkeiten ein Ende. Schon hatten sich die Maires verschiedener Bezirke auf dem Stadthause versammelt und Abgeordnete zu Marmont gesandt, bei dem sie bereits Bevollmächtigte der Verbündeten antrafen und wurden alsbald zu Alexander und Friedrich Wilhelm auf der Höhe von Belleville geführt. In der Nacht ward die Kapitulation geschlossen. Marmont und Mortier verließen in Gemäßheit derselben früh am andern Morgen (31. März) Paris, die Stadt war der Gnade der Sieger empfohlen. Etwa 7000 Mann waren von den Verbündeten, 3 bis 4000 von den Franzosen an dem vorhergehenden blutigen Tage gefallen; letztere hatten zugleich den größten Theil ihres zahlreichen Geschützs eingebüßt. Noch an demselben Mittage hielten Alexander und Friedrich Wilhelm an der Spitze von 180.000 Mann ihren triumphirenden Einzug in Paris. Ueber die Abdankung Napol. S. Art. Buonap.

Paris (Einnahme von) den 7. Juli 1815. Während nach der Schlacht bei Belle-Alliance Bounaparte über die Sambre floh, war Blücher's Heerlager nach Charleroi vorgerückt und am folgenden Tage (20. Juni) ging das preußische Heer bei Beaumont, Wellington's Armee bei Bavay über die französische Gränze, die größeren Festungen wurden von dem Prinzen Friedrich von Niederland und August von Preußen theils belagert, theils berennt, die kleineren stürmend von den Verbündeten genommen. Vergeblich hatte Soult und andere Heerführer zu Avesnes die Flüchtlinge zu sammeln versucht, unaufhaltsam waren sie nach Laon zurückgeströmt und nach kurzer Beschießung öffnete Avesnes den Preußen die Thore (21. Juni); zwei Tage später befand sich Wellington's Heerlager zu Chateau Cambresis, während das von Blücher schon zu Coigny war; auch Ludwig der 18te, sammt denen, die ihn begleitet, folgte langsam dem Zuge des englischen Heeres. Schon jetzt verlangte der General Morand einen Waffenstand, da Buonaparte die Krone niederlegt habe, und zwei Tage später (25. Juni) erschienen in gleicher Absicht zu St. Quentin, in Blüchers Heerlager, französische Abgeordnete, die mit den verbündeten Monarchen zu unterhandeln bestimmt waren. Inzwischen hatte Wellington, der auf dem rechten Flügel, neben und hinter dem preußischen Heere einherzog, Cambrai, dann Peronne mit Sturm genommen (24. Juni) während Soult bei Laon und Soissons die Trümmer der französischen Armee kaum noch 20.000 Mann stark, zu sammeln und zu ordnen versuchte. Ohne indessen durch die von den Franzosen gemachten Versuche zu Unterhandlungen aufgehalten zu werden, beschleunigte vielmehr Blücher seinen Zug gegen Paris. Seine Absicht war, schnell gegen die untere Oise zu ziehen, über diesen Fluß zu setzen und sich so zwischen Paris und die feindlichen Truppen zu

Laon und Soissons zu stellen. Daher eilte er (26. Juni) nach Compiegne, ging ungehindert über die dortige Brücke, trieb am folgenden Tage die Franzosen, die den Ort von neuem zu gewinnen suchten, zurück und verfolgte sie gegen Villers Cotterets, worauf bei Compiegne, Creil, Barbiere und St. Marence das preußische Heer über die Oise ging. Am nächsten Tage (28. Juni) entspann sich ein neues hitziges Gefecht zwischen der Vorhut des ersten preußischen Heerhaufens und dem Generale Vandamme bei Villers Cotterets. Mit beträchtlichem Verluste wurden die Franzosen nach Meaux zurückgeworfen und die Straße von Soissons nach Paris ward von Ziethen besetzt; bis Bourget und St. Quentin drangen die Preußen vor. In hastiger Eile zog daher Grouchy von Meaux über Claye und Vincennes, Vandamme mit dem Nachtrabe bei Meaux und Lagny über die Marne, zum Schutze der Hauptstadt zurück. Schon befanden sich die Preußen im Angesichte von Paris, vergeblich hatte Fouché sich an Wellington um Unterhandlungen gewandt (27. Juni). Zu Paris selbst herrschte gränzenlose Verwirrung, die Stadt selbst ward von dem Regierungsausschusse in Belagerungsstand erklärt und am folgenden Tage (29. Juni) bezogen Grouchy, Vandamme und Drouet die befestigten Linien an dem Ourcq-Kanale. An Grouchy's Statt übernahm jetzt Davoust den Oberbefehl und schlug zu la Villette sein Heerlager auf, während die Kammer der Stellvertreter, gleich wie im tiefen Frieden, einen neuen Verfassungsentwurf vollendete. Zu Gonesse hatte Blücher sein Heerlager genommen, dort traf auch Wellington ein und verabredete mit ihm einen Angriffsplan gegen Paris auf der linken Seite der Seine, wo die Stadt durch keine Verschanzungen gedeckt war; so wie die Truppen des letzteren eintreffen würden, sollten die Preußen über die Seine gehen. Am folgenden Tage (30. Juni), indem sie zum Schein St. Denys und St. Ouen angegriffen und das Dorf Aubervilliers einnahmen, gelang es ihnen, sich der Brücken von Maisons und St. Germain zu bemächtigen und während ein Theil von Wellingtons Heere die Stellung bei Blanc-Menil, Bourget und St. Denys besetzte, zog die preußische Armee auf das linke Ufer der Seine (30. Juni u. 1. Juli). Schon am nächsten Tage (2. Juli) drang Blücher über Versailles vor und der General Steinmetz mit der Vorhut des ersten Heerhaufens, warf nach einem blutigen Gefechte bei Meuden, Vandamme, der sich gleichfalls auf das linke Ufer der Seine gezogen, bis nach Issy zurück und während Wellington durch eine bei Argenteuil geschlagene Brücke seine unmittelbare Verbindung mit den Preußen wiederherstellte, nahm Blücher seine Stellung auf den Höhen von Meudon und Plessis Piquet im Rücken der Hauptstadt. Schon war Issy von den Preußen erstürmt (3. Juli), als der General Guilleminot, von dem Generalstabe Davoust's, mit der Erklärung erschien, daß die französische Armee Paris zu räumen und den Siegern zu übergeben bereit sey. Noch an demselben Tage schlossen die französischen Bevollmächtigten mit den preußischen und englischen Abgeordneten zu St. Cloud eine Uebereinkunft über die Uebergabe von Paris, vermöge welcher die französische Armee innerhalb drei Tagen Paris räumte und sich, etwa 50.000 Mann stark, hinter die Loire zurückzog; zugleich hörten die Feindseligkeiten aller Orten auf. Vier Tage später (7. Juli) zogen auf dem linken Ufer der Seine die Preußen, Wellington's Heer auf dem rechten in Paris ein, auch Ludwig hielt gleichfalls bald darauf (9. Juli) seinen feierlichen Einzug in die Hauptstadt.

Park nennt man im Allgemeinen einen großen mit Mauern, Pallisaden oder einem Zaun umschlossenen Raum, um in derselben etwas aufzubewahren. So werden bei einem Truppenkorps die Feldgeräthschaften, Geschütze, Munitionswagen ꝛc. in einem mit Pallisaden oder mit einem Erdwall umgebenden Raum gestellt, den man Artillerie-Park heißt. Gewöhnlicher bezeichnet

Park ein großes, mit Bäumen und Buschwerk bewachsenes und eingezäuntes Feld, zur Wartung und Pflege des Wildes bestimmt. Die Paradiese der alten persischen Großen waren solche eingeschlossene Gehege, die oft mehrere Stunden im Umfange hatten, und worin allerhand Wild zur Jagd gepflegt wurde. Die alten Römer besaßen ebenfalls solche Parks, die anfangs, weil nur kleines Wild gehegt wurde, Leporaria hießen; welchen Namen sie auch behielten, als später auch Hochwild darin gewartet wurde, und sie einen großen Umfang bekamen. — Bekannter sind jetzt die Parks bei den Engländern, deren Jagdgesetze wahrscheinlich die Veranlassung dazu gaben. Die Jagdgesetze erlauben kein Wildpret im Freien zu pflegen, weil den Nachbarn Schaden hieraus erwachsen kann. Die Großen und Reichen waren daher gezwungen, dasselbe in geschlossenen Anlagen zu hegen, und umzäunten in der Absicht eine große Fläche, die Wald, Gebüsch, Weide und Feld und Alles, was zur Wartung des Wildes nothwendig ist, umfaßte. Der Park, ursprünglich ein Werk der Nothwendigkeit für den, der das Vergnügen der Jagd nicht entbehren konnte oder wollte, wurde auf die Dauer ein Gegenstand des Verschönerungssinns und der Phantasie. — Der Park, sagt Gilpin, ist eine außerhalb Englands wenig bekannte Art von Landschaft, und einer der herrlichsten Zubehöre eines ansehnlichen Landhauses. Nichts theilt einem Gebäude so viel Würde mit, und nichts hilft die Wichtigkeit desselben stärker bezeichnen. Es versteht sich, das dies nur dann der Fall ist, wenn zwischen dem Parke und dem Gebäude ein passendes Verhältniß statt finden, so daß die Größe und Würde des Parks mit jener des Hauses übereinstimmt. Um diesen Charakter der Würde und Größe zu erhalten, muß der Park, er sey nun von der Kunst allein angelegt, oder von der Natur gepflanzt und durch die Kunst verschönert worden, nichts Tändelndes, Gezwungenes, Kleinliches zeigen; er muß weder peinlich regelmäßig und bis auf das Kleinste pünktlich genau ausgearbeitet seyn; noch darf auf der andern Seite die bloß wilde Natur in ihm herrschen. Angenehm müssen in ihm Wald, Busch, Wiesen und Ackerland abwechseln; eben so wenig darf ihm Wasser fehlen, besonders giebt ihm ein fließendes Wasser großen Reiz. Ein Park soll die verschönerte Natur darstellen; er erfordert keine großen, viele Kosten veranlaßenden, künstlichen Anlagen, keine Tempel, keine chinesische Pavillons und Brücken; eine einfache schlichte Försterwohnung und Wildhütte sind nicht nur nothwendige Theile eines Parks, sondern tragen auch sehr viel zur Erhöhung des Eindrucks bei, indem sie ihm Leben ertheilen.

Park (Mungo), ein berühmter brittischer Reisender, geb. 1771 zu Fowlshiels bei Selkirk in Schottland, wurde durch Joseph Banks den Direktoren der ostindischen Compagnie zu einer Reise empfohlen und unternahm deßhalb eine Reise nach der Insel Sumatra. Kaum zurückgekehrt, wurde er von der afrikanischen Gesellschaft, die so eben die Ermordung des zu diesem Zwecke ausgesandten Major Houghton erfahren hatte, nach Nigritien geschickt, und er reiste am 22. Mai 1795 dahin ab. Er durchstreifte von Westen nach Osten, nachdem er in der englischen Faktorei Pisania am Gambia sich einige Monate zu seiner Reise vorbereitet und die Mandingo-Sprache erlernt hatte, unter den größten Beschwerden die Königreiche Mulli, Bondu, Kädschaga, Kasson, Kaarta und Ludumar, gerieth dabei in die Gefangenschaft des mauritschen Königs Ali, entwischte aber und gelangte den 20. Juli 1796 zum Niger, welchen er so lange verfolgte, bis unübersteigliche Hindernisse ihn zur Rückreise zwangen. Westwärts gelangte er hierauf im September zu Kamilia im Königreiche Mandingo und darauf im Juni des folgenden Jahres in Pisania an, worauf er über Antigua nach London zurückkehrte. Eine Beschreibung seiner Reise erschien London 1798. 4., deutsch mit Anmerkungen, Hamburg 1799. 8., oder der See- und Landreisen 12ter Theil

Berlin 1799. 8., Erfurt 1807. 8. Auf einer zweiten Reise im Jahr 1805 kam er nach seinen eigenen Nachrichten bis Sansanding (1811), reiste von da nach dem Königreich Haoussa, wo er auf Befehl des durch Unterlassung eines Geschenkes beleidigten Königs angegriffen, im Niger seinen Tod fand.

Parlament, s. England.

Parlament, Parlement, in einigen Ländern die Versammlung der Reichs- und Landstände und der oberste Gerichtshof. In Frankreich bekam diesen Namen zuerst eine zu Vezelay im J. 1346 gehaltene allgemeine Versammlung des Adels und der Geistlichkeit, aus welcher ein Gerichtshof entstand, der sich zu Entscheidung der Prozesse an den Orten, wo sich der König aufhielt, versammelte. Zu Anfange des 14ten Jahrhunderts bildete sich das erste beständige Parlament in Paris, und in der Folge entstanden in dem ganzen Umfange von Frankreich noch 11 andere. Doch nimmt man überhaupt 14 Parlamente an, weil die Conseils souverains zu Perpignan und Arras mit ihnen ziemlich übereinkamen. Eine Zeitlang behauptete das Parlament zu Paris den Vorzug vor den übrigen, wirklich aber hatten alle gleichen Rang und das Pariser vielleicht nur zufällig mehr Gewicht, weil es seinen Sitz in der Hauptstadt des Reiches hatte. Auch Bürgerliche wurden in die Parlamente aufgenommen, weil man frühzeitig die Bemerkung machte, daß die Adlichen im Allgemeinen unwissend wären, das richterliche Amt auszuüben, indessen sah man jeden Bürgerlichen, so wie er Parlaments-Rath wurde, als adlich an. Das Parlament bestand also nun aus den Prinzen vom Geblüte, den Geistlichen und weltlichen Landständen und einigen von bürgerlicher Abkunft. Zunächst war es der oberste Gerichtshof in Justizsachen, doch bekam es auch Einfluß auf die Staatsgeschäfte, weil es Gewohnheit wurde, alle königl. Edikte und Gesetze in die Protokolle der Parlamenter einzutragen und ihnen nicht eher gesetzliche Gewalt zuzugestehen, Mehrmals weigerten sich die Parlamente königl. Edikte zu registriren, und zuweilen hatte dies den Erfolg, daß sie zurück genommen wurden, öfter aber wurden sie vermittelst eines Lit de justice dennoch registrirt. Auch hoben die Könige die widerspenstigen Parlamente nicht selten auf, konnten sie aber nie gänzlich abschaffen, weil sie jederzeit durch die Unzufriedenheit des Volkes genöthigt wurden, sie wieder zurück zu berufen. So bestanden die Parlamente und waren nicht ganz ohne Einfluß und Nutzen, wenn sie schon in den mehresten Fällen nur den Willen der Könige befolgten, auch dann, wenn er mit der Wohlfahrt des Landes im Widerspruch stand, bis zur Zeit der Revolution. Im J. 1790 wurden sie von der Nationalversammlung aufgehoben. — In England ist das Parlament eine Versammlung der Reichsstände, welche sich zunächst mit Staatsangelegenheiten und nur in einzelnen wichtigen Fällen mit Justizsachen beschäftigt, so wie z. B. die berühmten Prozesse der Herzogin von Kingston, welche der Bigamie angeklagt war, und Hastings, den man beschuldigte, als Generalgouverneur in Ostindien Ungerechtigkeiten ausgeübt zu haben, vor derselben geführt wurden. Ehedem hatte jedes von den 3 Königreichen, welche England in Europa besitzt, ein besonderes Parlament, allein 1706 wurde das schottische mit dem englischen vereinigt, welches nun Parlament von Großbritannien hieß, und 1800 erfolgte auch die Vereinigung des irischen und das Ganze wurde nun Reichsparlament genannt, in welchem jedoch Schottland und Irland weniger begünstigt scheinen als das eigentliche England, weil dieses verhältnißmäßig weit mehr Stellen im Parlamente besetzt als jene. Zu dem ganzen Parlamente gehören der König, das Oberhaus und das Unterhaus. Jeder dieser drei Theile hat eine Stimme, und ohne Zusammenstimmung aller drei kann nichts beschlossen werden; was aber diese erhält, wird ein Gesetz, Parlamentsakte genannt. Das Oberhaus besteht aus den Erzbischöfen und

Bischöfen und den sämmtlichen weltlichen Lords, deren Zahl unbestimmt ist, da jeder Prinz des königl. Hauses, jeder Baron des Reichs, der das Haupt seiner Famile und volle 21 Jahre alt ist und sich zur bischöflichen Kirche bekennt, wie auch jeder, welchen der König zum Pair des Reichs erhoben hat, dazu gehört. Daher kommt es, daß das Oberhaus gewöhnlich dem Verlangen des Königs oder seiner Minister ohne große Schwierigkeiten beistimmt. Dieses Oberhaus ist Richter aller seiner Mitglieder und derjenigen, die im Unterhause sind, wie auch derer, welche das Unterhaus anklagt. Jeder Lord kann seine Stimme einem andern übertragen. Der Lordkanzler dirigirt das Oberhaus, hat aber, so wie die darin sitzenden 12 Oberrichter von England, keine Stimme. Sie sind nur gegenwärtig, um bei vorkommenden Rechtsfragen ihr Gutachten zu ertheilen. Das Unterhaus besteht aus den Abgeordneten der Grafschaften, Städte und Burgflecken, und ist der eigentliche Stellvertreter des Volks, welches seine Repräsentanten selbst wählt. Daher widersetzt sich das Unterhaus öfters den Forderungen der Minister, welches aber gewöhnlich keinen andern Erfolg hat, als lebhafte, zuweilen sehr stürmische Debatten, die sich zuletzt doch nach dem Wunsche der Regierung endigen. So viele Macht das Unterhaus hat, und so viel es, dem ersten Anscheine nach, zum Besten des Volkes und des allgemeinen Wohles beitragen könnte, so wenig ist dies gleichwohl der Fall; eine Folge der Zusammensetzung des Unterhauses, welche für die gegenwärtige Zeit nicht mehr paßt, weil unter den Deputirten kein richtiges Verhältniß zu den Gemeinheiten ist, da jene noch nach einer schon vor Jahrhunderten gemachten Einrichtung gewählt werden, die Zeit aber seitdem sehr vieles geändert hat. So haben z. B. die sämmtlichen Städte des eigentlichen Englands nicht mehr als 70 Deputirte zu ernennen, und mehrere der größten und blühendsten Städte, als Manchester und andere, welche erst in den neuern Zeiten in Flor gekommen sind, dürfen gar keinen Deputirten senden, dagegen werden die Burgflecken durch 351 Personen repräsentirt, und diese Burgflecken sind zum großen Theile, wie z. B. Alt-Sarum, einzelne verfallene Häuser im Gebiete eines Lords. Hier findet also keine Wahl statt. Der Lord, welchen vielleicht eigener Vortheil für das Interesse des Hofes gewinnt, ernennt den Deputirten, welcher dann, als natürliche Folge, aus Dankbarkeit so spricht, wie der Wahlherr es wünscht. In den noch bevölkerten Burgflecken sind die wenigen Wahlstimmen leicht zu erkaufen, und bei dieser Lage der Dinge kann es dem Ministerium nicht schwer werden, die entschiedene Mehrheit der Stimmen für sich zu haben. Das Unterhaus wählt sich einen Sprecher, welcher gewissermaßen der Präsident desselben ist, die Gültigkeit der Wahlen seiner Mitglieder beurtheilt, Staatsverbrechen untersucht und das Recht hat, die Geldbewilligungen zu bestimmen. Wie dem Könige, steht es jedem Parlamentsgliede frei, etwas in Vorschlag zu bringen, welches, wenn es schriftlich geschieht, eine Bill heißt. Eine solche wird debattirt, und wenn sie die Beistimmung beider Häuser, wie auch des Königs erhält, wird sie ein Parlamentsschluß, und erlangt gesetzliche Kraft. Der Ort der Versammlung, welcher eigentlich von dem Willen des Königs abhängt, ist seit langer Zeit der Pallast in Westmünster gewesen. Die Säle des Ober- und des Unterhauses befinden sich gleich neben einander, jener ist aber einige Stufen höher. In beiden Häusern darf nie mehr als einer zugleich sprechen, im Unterhause wird aber der Sprechende nicht selten durch Murren, Gelächter, auch wohl kurze beißende Zwischenreden unterbrochen. Der König hat das Recht, das Parlament zusammen zu berufen; zu ajourniren oder es auf kurze Zeit zu unterbrechen, nach deren Verlaufe in den schon angefangenen Sachen zu arbeiten fortgefahren wird; zu porogiren, oder auf eine längere Zeit auszusetzen, worauf dann Alles, was noch nicht in das Reine gebracht

wer, von neuem vorgenommen werden muß; und es gänzlich aufzuheben. Jedes Haus kann sich auch selbst ajourniren. Kein Parlament darf über 7 Jahre nach einander dauern, und gänzlich aufgehoben darf es nicht über 3 Jahre bleiben. — Auch in Sicilien heißt die Versammlung der Reichsstände Parlament. — Parlamentair heißt derjenige Offizier, welcher zu Unterhandlungen mit dem Feinde abgeschickt wird. Er kündigt sich als solcher gewöhnlich durch einen bei sich habenden Trompeter, Tambour oder Hornisten oder durch eine weiße Fahne, weißes Tuch ꝛc. an. — Parlamentair-Schiff ein Schiff, welches zu einer Unterredung mit dem Feinde abgesandt, und, um es in der Ferne schon zu erkennen, mit einer besondern, sich auszeichnenden Flagge, Parlamentair-Flagge versehen wird. — Parlamentiren, unterhandeln, sich unterreden, besprechen.

Parma (Parmesano, Parmegiano), Herzogthum in Oberitalien, liegt 27° 6′ — 28° 36 O. L. 44° 14′ — 44° 59′ B., gränzt im Norden an die Lombardei, im Osten an Modena, im Süden und Westen an Sardinien, und enthielt 1818 auf 106 Quadratmeilen 376.558 Einwohner, alle Italiener und Katholiken, in 8 Städten, 13 Marktflecken und 300 Dörfern. Den südlichen Theil des Landes durchstreicht der rauhe Apennin; die Flüsse sind der Po mit der Parma, Trebia, Stura, Taro und Lenza. Das Klima ist milde; doch hat der Winter noch regelmäßig Schnee und herben Frost, und die Südfrüchte gedeihen noch nicht. Die Produkte sind: Weizen, Mais, Hafer, Garten- und Hülsenfrüchte, Hanf, Kastanien, Wein (besonders der feurige vino santo, eine Vermischung mehrer Arten), Obst, Oel, Safran, Hausthiere, besonders Schafe, Seide, Bienen, Kupfer, Eisen, Vitriol, Steinöl (zur Straßenbeleuchtung), Krystalle, Gyps ꝛc. Die Einwohner treiben nur etwas Seidenweberei, und führen aus: Korn, Vieh, Käse (der echte Parmesan kommt aber aus Lodi), Salz, Wolle, rohe und Tramseide, seidne und Zwirnstrümpfe, Barchent, Putzfedern ꝛc.; die Bilanz ist für das Land. Im Juli 1819 wurde das französische Münzsystem nach der Decimalberechnung eingeführt. Die Goldstücke mit dem Werthe von 20 und 40 Franken tragen auf der einen Seite die Inschrift: Maria Ludovica, kais. Prinzessin, Erzherzogin von Oestreich, und auf der andern Seite: V. G. G. Herzogin von Parma, auf dem Rande: Dirige me Domine. In demselben Monate wurde die Einführung des wechselseitigen Unterrichts befohlen. — Die Städte Parma und Piacenza theilten im Mittelalter das Schicksal der Lombardei, gewannen selbst unter dem Drucke der Barone, und konnten ihnen bald ihre Thore verschließen. Im konstanzer Frieden wurde ihnen die Freiheit vom Kaiser und Reich versichert; aber unfähig sie zu behaupten, kamen sie 1346 unter die Herrschaft des Herzogs von Mailand, Johann Galeazio Visconti. Im Jahr 1420 vereinigte Ludwig XII. von Frankreich Mailand, Parma und Piacenza mit seinen Staaten, verlor sie aber durch die Ligue von Cambrai. Papst Julius II. vereinigte 1544 die Städte Parma und Piazenza mit dem Kirchenstaat, und Papst Paul III. erhob sie 1514 zu einem Herzogthum, mit dem er seinen natürlichen Sohn Peter Aloys Farnese belehnte dessen Sohn Octavius auch vom Kaiser 1556 anerkannt wurde. Nun blieben die Herzogthümer Parma und Piacenza, mit denen auch Guastalla vereinigt wurde, bei dem farnesischen Hause, bis 1731, wo mit Herzog Anton dessen Mannsstamm ausstarb. Kaiser Karl der VI. belehnte hierauf, wie schon 1718 die großen Mächte festgesetzt hatten, mit dem eröffneten Reichslehn den spanischen Infanten Don Carlos, ersten Sohn Königs Philipps V. von Spanien von seiner zweiten Gemahlin Elisabeth von Parma. Als Carlos 1736 den Thron beider Sicilien bestieg, erhielt Oestreich diese Länder, trat sie aber im aachner Frieden 1748 dem jüngern spanischen Infanten Don Philipp ab. Im franz. Revolutions-Kriege erkaufte der Herzog Ferdinand den

Waffenstillstand, und blieb im Besitz des Landes bis an seinem Tod 1802. Aber nach dem schon am 22. März 1801 zwischen Frankreich und Spanien geschlossenen geheimen Vertrag nahm Frankreich von diesen Ländern Besitz, und Ferdinands Sohn Ludwig wurde König von Hetrurien. Parma und Piacenza wurde durch das Dekret vom 21. Juli 1805 mit Frankreich vereinigt, und bildeten seit 1808 das Departement Taro mit der Hauptstadt Parma, und mit Ausnahme des Bezirkes Bardi, der dem Departement der Apenninen beigelegt wurde; Guastalla kam als französisches Reichslehn an Napoleons Schwester Pauline und deren Gemahl, den Prinzen Borghese; den Titel eines Herzogs von Parma erhielt der damalige französische Erzkanzler Cambaceres. Der Friede von Paris 1814 bestimmte diese Länder der Erzherzogin Maria Luise, Gemahlin des Kaisers Napoleon, und deren Sohn Franz Joseph Karl (Napoleon) als ein erbliches Herzogthum. Der wiener Congreß bestätigte 1815 diesen Friedensartikel, und setzte nach etwanigem Verlöschen dieses Fürstenhauses den Rückfall dieser Länder an Oestreich und Sardinien fest. Um aber alle Besorgnisse vor dem Prinzen Franz Joseph Karl, nunmehrigen Herzog von Reichstadt, zu beschwichtigen, geht nach der Convention der verbündeten Mächte vom 10. Juni 1817 das Herzogthum Parma ꝛc. mit dem Tode der Erzherzogin Maria Luise wieder an die Nachkommen der ehemaligen Königin von Hetrurien (Herzogin v. Lucca) über, mit Ausnahme des am linken Poufer liegenden Theils, der mit dem Besatzungsrecht in der Festung Piacenza dem Hause Oestreich bleibt. In Ermangelung der direkten und männlichen Nachkommenschaft der Infantin Maria Luise treten die durch den aachner Frieden 1748 bestimmten Reversibilitätsrechte des Hauses Oestreich und des Königs von Sardinien auf obgedachte Länder in Besitz. Wenn nach dem Tode der Kaiserin Maria Luise Parma an die Herzogin von Lucca fällt, so wird Lucca dem Großherzog von Toskana zu Theil, der dagegen seine in Böhmen liegenden Güter die jährlich 700.000 Franken einbringen, dem Sohn der Kaiserin abtritt. Der Titel der Erzherzogin ist: Maria Luise, Erzherzogin von Oestreich, Herzogin von Parma, Piacenza und Guastalla. Das Wappen war bisher dreimal von oben herabgetheilt. Im mittlern, ganz durchgehenden rothen Felde ist die päpstliche Standarte mit einem blauen und mit Gold eingefaßten Ueberzug auf einer goldnen Lanze zwischen den ins gewöhnliche Kreuz gelegten päpstlichen Schlüsseln wegen der Würde eines Fähnrichs der römischen Kirche. In dem ersten und zweiten goldnen Seitenschilde sind 6 blaue Lilien 3, 2, 1 als das farnesische Stammwappen; im dritten und vierten Felde das kombinirte östreichische und burgundische Wappen. Aus dem Helme sprang ein weißes zurückblickendes Einhorn mit goldener Mähne, Bart, Horn und silbernem Halsbande hervor. Zum Glanz des Hofs dient der Constantinorden, der auch von dem König beider Sicilien gegeben wird (s. Neapel). Die Regierungsform ist monarchisch und durch keine Landstände beschränkt. Die höchste Staatsbehörde ist seit dem ersten Januar 1817 der Staatsrath, in dem ein Staatsminister als Vicepräsident in Abwesenheit der Fürstin den Vorsitz führt; alle Geschäfte sind in 2 von einander unabhängige Departements, des Innern und der Finanzen, getheilt. Die unter der französischen Regierung bestandenen Code civil, pénal und des procédures sind bestätigt; doch ist 1820 ein neuer Civilkodex erschienen. Die Einkünfte betragen $3\frac{1}{2}$ Mill. Franken; die direkten Steuern waren für 1816 auf 2.611.338 Franken festgesetzt. Die Regentin bezieht zu ihrem Unterhalt monatlich 100.000 Gulden. Von den Staatsschulden soll nach einem Beschluß vom April 1816 jährlich wenigstens $\frac{1}{2}$ Million Franken abgetragen werden. Nach dem Dekret vom August 1816 besteht das Regiment Maria Luise aus 3600 Mann, von denen 1320 Mann für den Friedensfuß bleiben; die an-

dern 2280 Mann bleiben in ihren Wohnungen, bis sie zum Militärdienst einberufen werden. Das Reglement vom Mai 1820 setzt die Militärkonskription fest: die gewöhnliche jährliche Aushebung beläuft sich auf 220 Köpfe zur Einreihung und 50 zur Reserve. Das Land wird in 4 Distrikte: Parma, Piacenza, Borgo San Domino und Guastalla getheilt. Der Distrikt Parma besteht aus dem größern Theile des Herzogthums Parma, und enthält 11 Cantone und die befestigte Hauptstadt Parma 28° 9′ 19″ L. 44° 48′ 1″ B. 5 Posten von Mantua, am Fluß Parma, der sie in 2 Theile trennt, die aber durch drei Brücken wieder vereinigt werden, mit Wällen, Graben, 5 Thoren, Citadelle, 4000 Häusern, 30.138 (1810 innerhalb der Mauern 28.449) Einwohnern, herzoglichem Schloß mit Gallerie und Kunstsammlung, Kathedrale, neben der eine mit Marmor überzogene Taufkapelle steht, 35 Stifts- und Pfarrkirchen mit trefflichen Gemälden von Correggio, Lanfranco und des hier gebornen Fr. Mazzuoli genannt Parmegiano, z. B. die Kirche la Madonna della Stekkata mit den Grabmälern des farnesischen Hauses; 3 Theater, wovon das Operntheater 380 Fuß lang 300 Fuß breit, für 14.000 Zuschauer; die Promenade Stradone; das Lustschloß Palazzo, Giardino zwischen der Stadt und Citadelle mit Gemälden und Gärten; 4 Klöster, z. B. das weitläuftige Benediktiner-Kloster, in dem 1734 an 12.000 Soldaten einquartirt waren; Wasserleitung und mehrere schöne Springbrunnen. Residenz der Herzogin und der höchsten Landesbehörden, Universität, Akademien der schönen Wissenschaften, Malerei und Künste, öffentliche Bibliothek; Bodonis († 1813) Druckerei mit Schriften von mehr als 200 Sprachen, Porzellan-, Seiden-, Linnen-, Barchent- und Hutfabriken, Organsinmühlen, Handel mit Seide, seidnen Strümpfen und Stoffen, parmesanischem Käse ꝛc. Im Jahr 1704 wurde hier der östreichische General Graf Mercy von dem französisch-sardinischen Heere besieget und getödtet.

Parmegiano, s. Mazzoli.

Parnaß, ein dem Apoll und den Musen geheiligter Berg in der ehemaligen Landschaft Phocis in Griechenland, an dessen Fuße die kastalische Quelle entsprang. Nahe am Parnaß lag der Helikon, der Musenberg in Böotien, auf dessen Gipfel die Quellen Aganippe und Hypokrene, und zwar die letztere durch den Fußtritt des Pegasus, entsprangen. Jetzt heißt der Parnaß Liakura, und der Helikon Sagara. Beide liegen in Livadien.

Parnelt (Thomas), Dichter, geb. zu Dublin 1679, studirte Theologie, wurde auf Empfehlung Swifts, Pfarrer zu Finglas bei Dublin, begab sich hierauf nach London und war ein eifriger Anhänger der Tory's: dennoch schlug seine Hoffnung, eine Anstellung zu erhalten, durch den Tod der Königin Anna fehl. Er starb im Jahr 1717 zu Chester. Seine meist scherzhaften Gedichte gab sein Freund Pope heraus, unter dem Titel: Poems on several occasions, London 1721, 1760, 8. und Goldsmith (1789. 8.) mit einer Lebensbeschreibung des Dichters.

Parny (le Chevalier Evariste de), einer der ausgezeichnetsten Elegiendichter der neuern Zeit, weßhalb er auch den Beinamen des französischen Tibull erhielt, geb. den 6. Febr. 1753 auf der Insel Bourbon, kam in seinem 10. Jahre nach Frankreich und widmete sich dem geistlichen Stande, verließ ihn aber bald wieder und nahm Kriegsdienste. Bei einer Reise in sein Vaterland im Jahr 1773 lernte er seine Eleonore kennen, die ihn von dieser Zeit an begeisterte. Der unglückliche Ausgang dieser Leidenschaft bestimmte ihn zur Rückkehr nach Frankreich. Im Jahr 1777 hätte ihn seine: Epître aux insurgens bald in die Bastille gebracht; nur das Verschweigen seines Namens rettete ihn. Das Jahr darauf erschien eine kleine Sammlung seiner erotischen Gedichte, die mit Beifall aufgenommen wurden. Nicht weniger Beifall fanden seine Elegien. Er st. im Decemb. 1814. Außer-

dem hat man noch von ihm: La guerre des Dieux, worin er die Pucelle des Voltaire nachahmte; Déguisemens de Venus; voyage de Céline; les Rose-Croix; Paradis perdu u. a. m. Seine sämmtlichen Werke erschienen Paris 1812.

Parodie (daher parodiren): 1) Anwendung einer einzelnen ernsten Schriftstelle auf einen scherzhaften Gegenstand; 2) ein ganzes Gedicht, welches mit Beibehaltung der Form eines vorhandenen Dichtwerkes den ernsthaften Stoff desselben in einen komischen verwandelt. Keine Dichtform ist davon ausgeschlossen, und so kann die Parodie lyrisch, episch, dramatisch und didaktisch sein, je nachdem das parodirte Gedicht dieser oder jener Gattung angehört. Sie wirkt vermittelst des Contrastes und ist, als heiteres Spiel mit dem Wandelbaren der Form, nicht bloß zulässig, sondern nimmt auch vermöge ihrer komischen Kraft eine bedeutende Stelle unter den komischen Dichtarten ein. Kein Wunder also, daß sie schon früh in den heitern Kreis der griech. Komik gezogen wurde. Zeuge dafür sind die Batrachomyomachie (Frosch- u. Mäusekrieg), eine Parodie der homer. Gesänge, und unzählige parodirende Stellen in Aristophanes Lustspielen und Lucians beißenden Spottgedichten. Wenn die Rhapsoden durch den Vortrag epischer Stücke den Ernst in Anspruch genommen, luden, nach Scaliger's Bemerkung, die Parodisten durch witzige Nachbildungen zum Scherz ein. Matron wendete die erhabensten Verse Homer's auf Küche und Fleischmarkt an (s. Athenäus, 4, 5.). Ueberhaupt wurde Homer am häufigsten dazu benutzt. Als Erfinder dieser Dichtart wird Hegemon aus Thasos genannt; aber wahrscheinlicher ist es, daß er nur der Erste gewesen, der sie nach Athen gebracht. In neuern Zeiten wurde sie von den Franzosen mit Vorliebe bearbeitet. Auch die Deutschen besitzen manches Gelungene in dieser Art; wir erinnern hier nur an Herodes von Bethlehem von Mahlmann, eine Parodie der Hussiten vor Naumburg.

Parole, ein Losungswort, welches der Befehlshaber einer Besatzung, wie auch ein kommandirender General im Felde täglich ausgiebt, nöthigenfalls auch wohl, wenn es verrathen worden ist, verändert. Das Wort an sich ist ganz gleichgültig, gewöhnlich wird aber der Name eines berühmten Generals, einer Festung, oder einer merkwürdigen kriegerischen Begebenheit dazu gebraucht, und das Ganze dient den Wachen, Ronden und Patrouillen, einander zu erkennen, damit nichts Verdächtiges sich zu ihnen schleiche, darer sie das Recht haben, auf diejenigen, welche sich ihnen nähern, und die Parole nicht anzugeben wissen, zu feuern. Ein ähnliches Losungswort ist das Feld-Geschrei, welches ebenfalls den verschiedenen Abtheilungen von einem Heere dient, sich zu erkennen, wenn sie einander begegnen oder, wenn sie in Unordnung gekommen sind, um sich wieder zu sammeln. Gewöhnlich besteht es aus zwei oder mehreren Wörtern, wovon die eine Parthei das eine ausruft, und die andere mit dem andern darauf antwortet.

Paros, eine noch jetzt unter diesem Namen bekannte Insel, eine der reichsten und mächtigsten unter den Cycladen. Sie hieß ehemals Platäa (nach einer andern Schreibart (Pactea), dann vom kretischen Könige Minos, der sich ihrer bemächtigte, Minius und späterhin Paros, von einem Sohne des Parrhasius oder des Argonauten Jason. Sie soll zuerst von Phöniciern, dann von Kariern und in der Folge von Kretern bevölkert worden seyn. Sie enthielt ungefähr 300 Stadien (11 franz. Meilen und 850 Toisen) im Umfange hatte, fruchtbare Gefilde, zahlreiche Viehherden und zwei vortreffliche Häfen. In alten Zeiten waren die Einwohner wegen ihrer Weisheit berühmt. Als Darius gegen die Griechen zog, verbanden sie sich mit diesem Fürsten und wohnten der Schlacht bei Marathon bei. Dies war die Ursache, warum Miltiades sie belagerte; aber ein Unfall hinderte die Erobe-

rung der Hauptstadt. S. Miltiades. In dem Kriege mit Xerxes beschlossen sie, sich zu keiner Parthei zu schlagen und den Ausgang des Krieges zu erwarten, um dann auf die Seite des Siegers zu treten. Nach dem Siege bei Salamis eroberte Themistokles Paros und legte ihnen sehr große Kontributionen auf, die sie den Athenern bezahlen mußten. Sie blieben von der Zeit an den Athenern unterworfen; nach Alexander standen sie aber eine Zeitlang unter dem ägyptischen Könige Ptolemäus; doch bald gelangten die Athener wieder zum Besitz der Insel und erhielten sich darin bis auf Mithridates; dann kam sie unter die Römer, die sie zur Provinz machten. Paros war das Vaterland des Dichters Archilochus und der Maler Polygnot, Arcesilaus und Nicanor. Vorzüglich aber war es seines Marmors wegen berühmt, der am besten in den Steinbrüchen des Berges Marpessa (jetzt Capresso) gefunden wurde. Hier wurde auch der sogenannte parische Marmor, jene berühmte Chronologie der Griechen, verfertigt.

Paroxysmus kommt von dem griechischen παροξυειν (schärfen, heftig machen) her, und bezeichnet in den intermittirenden (aussetzenden) Fiebern den Zeitpunkt, wo die krankhaften Erscheinungen wiederkehren, einen neuen Anfall bilden; bei den remittirenden (nachlaßenden) Fiebern nennt man die Steigerung und Verstärkerung der Symptome die Exacerbation. Am deutlichsten ist der Paroxysmus, und am reinsten die Apyrexie, nämlich jener Zeitraum zwischen zwei Anfällen, in dem alle Fieberzeichen verschwunden sind bei den einfachen Wechselfiebern, so daß man jeden Fieberanfall, der wie jedes länger anhaltende fieberhafte Leiden eine Periode der Zunahme, der höchsten Stärke und der Abnahme zeigt, — füglich für ein besonderes Fieber, das mit der Reihe aller einzelnen Anfälle den ganzen Umlauf des Fiebers bilden, ansehen kann. — Der Paroxysmus ist entweder typisch, d. h. er kehrt regelmäßig zu einer bestimmten Zeit wieder; oder atypisch, erratisch, unregelmäßig, er beobachtet keine bestimmte Zeit. Bei den remittirenden Fiebern tritt gewöhnlich die Exacerbation gegen Abend oder in der Nacht ein, wo dann gegen Morgen die Heftigkeit der Symptome nachläßt.

Parrhasius, ein berühmter griechischer Maler, ein Zeitgenosse des Zeuxis. Seine Vorzüge waren, daß er schönere Verhältnisse beobachtete, feinere Gesichtszüge oder Geistigkeit im Ausdrucke, schöne Haare und viele Vollendung und Genauigkeit in den Umrissen darstellte; doch tadelte man an ihm, daß er die Leiber um die Mitte nicht recht bildete. Ein berühmtes Gemälde von ihm stellte das athenienſische Volk vor, mit so viel Ausdruck, daß der ganze Charakter desselben, Leichtsinn, Grausamkeit, Mitleiden, Größe, Kleinmuth, Eitelkeit, darin zu lesen war. Seine Handzeichnungen wurden sehr geschätzt. Er hatte außerordentlich viel Künstlerstolz. Wie Athenäus versichert, ging er in Purpur gekleidet, mit einem Kranz von Gold auf dem Kopfe, und nach Plinius leitete er seine Familie vom Apollo ab. Er sagte, er habe den Herkules so abgebildet, wie er ihm oft im Traume erschienen sey. Er wetteiferte mit dem Thimanthes aus Samos in einem Gemälde, das den Ajax, wie er mit dem Ulysses um die Waffen des Achilles streitt, vorstellte. Da die Richter seinem Gegner den Sieg zusprachen, so sagte er: Es sey ihm wegen des Helden leid, daß er abermals von einem Nichtswürdigen überwunden worden sey.

Parsen, s. Gerbern.

Parthenon, s. Athen.

Parthenope, s. Neapel.

Parthia, in den Zeiten vor und auch ein Jahrhundert nach Alexander, eine Provinz des persischen, macedonischen und syrischen Reichs; seit 250 Jahr vor Chr. G. aber ein mächtiges großes Reich in Oberasien, das selbst

den alles besiegenden Römern mit Glück Widerstand that, und das vom Indus bis an den Euphrat sich ausdehnte. Die eigentliche Landschaft Parthien, deren Bewohner in der Folge als eroberndes Volk auftraten, lag zwische Karmanien, Medien, Hyrcanien und Aria, nordöstlich von den kaspische Pässen, und heißt bei den griechischen Schriftstellern Parthyäa (Παρθυαία von dem Volke der Parthyäi (Παρθυαῖοι), das sie bewohnte. Es war die im persischen und mazedonischen Zeitalter ein kleines unbedeutendes Volk von der nämlichen Abkunft mit den übrigen Völkern des nördlichen Asiens, welche die Perser unter dem allgemeinen Namen der Sakä, die Griechen aber unter dem der Scythen begriffen. Auch unter Alexandern und seinen Nachfolgern war Parthien noch keine eigene Provinz, bis sich zur Zeit der syrischen Könige, um 250 Jahre v. Chr. Geburt, die Sache auf eine unerwartete Art änderte. Arsaces, ein Mann von scythischer Abkunft, — aus welchem einzelnen Volke er abstammte, ist unbekannt, — fand Gelegenheit, sich Ansehen bei seinen Mitbrüdern zu verschaffen, und in kurzer Zeit Hyrcanien nebst andern umliegenden Gegenden der syrischen Herrschaft zu entreißen. Der Mittelpunkt seiner weitern Unternehmungen war Parthyäa, und an den Bewohnern dieser Landschaft fand er die eifrigsten Anhänger und Vertheidiger seiner neuen Herrschaft, welche sich nach und nach fast über alle Länder der pers. Monarchie, gegen Westen, bis an den Euphrat verbreitete. Das parthische Reich entstand, wie das altpersische, durch die Eroberungen eines rohen Bergvolks von scythischer Abkunft, welches es aber nicht so schnell machte, wie die Perser. Es vergrößerte sich auf Kosten des syrischen Reichs im Westen und des bactrischen im Osten, ohne jedoch seine Herrschaft über den Euphrat, Indus und Oxus dauernd ausbreiten zu können. Die Kriege der Parther mit Rom seit 53 v. Chr. Geb. wurden meist über die Besetzung des armenischen Throns und lange Zeit unglücklich für die Römer geführt. Erst als diese die Kunst gefunden hatten, durch Unterstützung der Kronprätendenten sich im Reiche selbst Partheien zu machen, waren sie glücklicher, wozu auch die ungünstige Lage der parthischen Hauptstädte, Seleucia und Ktesiphon, vieles beitrug. Ihre Könige, alle aus dem Geschlechte der Arsaciden, führten glückliche Kriege gegen die syrischen Könige, eroberten große Provinzen, und dehnten das Reich vom Euphrat bis jenseits des Indus zum Hydaspes hinaus. Nach der Niederlage des großen Mithridates wurden die Römer Nachbaren der Parther, und beide kamen in vielfache Berührung. Sie vernichteten das Heer des Crassus, schlugen Antonius, und würden sich auch auf die Dauer selbstständig gegen die Römer behauptet haben, wenn diese nicht das Mittel gefunden hätten, Partheiungen in Parthien zu erregen. Im Jahr 226 n. Chr. Geb. fiel der Thron der Arsaciden und mit ihm das Reich der Parther. Artaxerxes, Sohn des Sassan, empörte die Perser, schlug den letzten Arsaciden in drei Schlachten und ward so Stifter des neupersischen oder des Reiches der Sassaniden.

Particip (participium), eine Art von Wörtern, welche ihrer Abstammung nach dem Zeitworte, ihrem Gebrauche nach aber dem Eigenschaftsworte angehören. Wenn sie daher von der einen Seite zur Bezeichnung einer Eigenschaft den Substantiven beigefügt werden, drücken sie von der andern, als zeitwörtliche Redetheile, zugleich ein Zeitverhältniß aus (daher Particip der Gegenwart, der Vergangenheit, der Zukunft), und halten so gleichsam in der Mitte zwischen beiden Gattungen von Wörtern, daher man ihnen nicht unpassend den deutschen Namen Mittelwort beigelegt hat. Sie als Sprecharten (modos) des Zeitworts zu betrachten, wie sonst wohl geschehen, ist falsch, da sie in der Regel nie allein für sich eine vollständige Aussage enthalten, sondern, wie die Eigenschaftswörter, mit dem Hauptworte zu einem Begriffe verschmelzen. Gebrauch und Anzahl der Participien sind nicht in allen Sprachen gleich. So ist die deutsche Sprache im Ge-

brauche der Participial-Verbindungen beschränkter, als mehrere alte und neuere Sprachen und entbehrt somit eines wirksamen Mittels für die Kürze des Ausdrucks; eben so gehet ihr das Particip der künftigen Zeit ab, so wie sie auch, da sie die leidende Form des Zeitworts nur durch Umschreibung bildet, kein eigentlich passives Particip haben kann.

Partikel, ein in älteren Sprachlehren üblicher Ausdruck für die kleineren nicht umwendbaren und umwandelbaren Redetheile einer Sprache, wie die Verhältniß- und Bindewörter, der jedoch, da die bloße Kleinheit des äußeren Umfangs keine besondere Classe von Wörtern, folglich auch keinen besondern Classennamen begründen kann, besser vermieden wird.

Partisan, überhaupt ein Anhänger; 2) vormals in Frankreich ein Theilhaber an den Pachtungen der königl. Einkünfte; 3) ein Parteigänger oder ein Soldat, welcher besonders bestimmt ist, dem Feinde durch Beutemachen, öftere Beunruhigungen u. dergl. zu schaden, welches insgemein das Geschäft der leichten Truppen und Freikorps ist.

Partisane, ein Gewehr, welches ungefähr 7 Fuß lang ist und auf dessen Schaft sich eine eiserne Spitze befindet. Es ist größtentheils veraltet und nur noch bei den Trabanten gebräuchlich.

Partitur (partition), diejenige Schrift, in welcher ein Tonstück in allen dazu gehörigen Stimmen dergestalt geschrieben ist, daß diese, jede auf ihrem besondern Systeme und mit ihrem Schlüssel bezeichnet, senkrecht unter einander stehen, so daß man das Tonstück sogleich in allen seinen Stimmen mit einem Blicke übersehen, und der Kenner, ohne es erst gehört zu haben, in Gedanken die Wirkung und den Werth desselben beurtheilen kann. Im Gegensatze der Partitur sagt man, das Stück ist ausgeschrieben, wenn nämlich jede Stimme einzeln zum Gebrauche dessen, der sie vorträgt, abgeschrieben ist. Die Partitur ist für jeden, der eine Musik aufführt, nothwendig, um die Fehler, die etwa eine einzelne Stimme begehen kann, sogleich zu bemerken, und derselben, wo möglich, nachzuhelfen, überhaupt das Ganze beisammen zu halten. Der Komponist muß zugleich den Entwurf der Partitur machen, er mag hierbei der ihm bequemsten Methode folgen, so darf er doch nie dabei den Hauptzweck aus den Augen verlieren, daß das vielstimmige Ganze leicht übersehen werden kann. Meist werden die Sopraninstrumente über die Mittelstimmen und Baßinstrumente, und die Singstimmen unter die Instrumentalparthie der Violinparthie zunächst gestellt, und die obligatern und bedeutender Parthien in die mittlern Systeme der Partitur gesetzt. Der Direktor muß nicht allein die Partitur völlig lesen können, sondern auch die gehörige Kenntniß der Harmonie aller Instrumente und Stimmen des Zeitmaßes besitzen; er muß Geistesgegenwart haben, jeden vorfallenden Fehler auf der Stelle zu verbessern; überdies muß er sich eine große Gewandtheit in der Leitung und eine bedeutende Uebung auf seinem Instrumente, so wie eine vollkommene Kenntniß des Generalbaßes erworben haben.

Parzen (griechisch Mören), die unerbittlichen Schwestern, welche das Schicksal der Menschen in den werdenden Faden spinnen. Namen und Zahl derselben kommen bei Homer nicht vor. Der Name Clotho, die Spinnerin, war anfangs wahrscheinlich allgemein. Als ihre Zahl aber 3 wurde, und die Dichtkunst für die bestimmte Zahl auch bestimmte Namen erfand, wurde Clotho besondrer Name, neben Atropos und Lachesis, aber ohne eine besondre Funktion. Diese lag auch nicht in den Namen der zwei andern, denn Atropos hieß das unveränderliche Schicksal und Lachesis drückte den Zufall im Schicksal und Glück aus, also alle das Schicksal unter verschiednen Ansichten. Bei Homer und Hesiod erscheinen sie als Göttinnen des menschlichen Schicksals und einzelner Geschicke, ohne Todesverhängniß. Bei den Lyrikern treten sie

in den weitern Kreis der Ereignisse überhaupt, und sind überall gegenwärtig, wo etwas zu vertheilen ist. In der engsten Bedeutung sind sie die todtbringenden Schicksalsgöttinnen, die Göttinnen des Todes als allgemeinen und endlichen Verhängnisses nach bestimmtem Lebensziel. Als Göttinnen des Todes gehören sie der Unterwelt an und sind die Töchter der Nacht, als Schicksalsgöttinnen gehören sie in das Gebiet des Zeus und sind demselben von der Themis geboren. Die erstere Abstammung ist gewiß die spätere. Als Töchter des Zeus nahmen sie Antheil an den Bestimmungen des Schicksals, waren Dienerinnen ihres Vaters und mit allen dazu nöthigen Eigenschaften ausgerüstet. Sie spinnen dem Menschen seine künftigen Schicksale in einem Faden zu, wissen also die Zukunft und prophezeien sie; sie singen die Schicksale der Sterblichen, indem sie zugleich ihre Spindeln in Bewegung setzen. Man legte dann auch jeder ihr bestimmtes Geschäft bei. Die eine schrieb, die andre sprach, die dritte spann den Faden ab, oder Atropos war die vergangne, Lachesis die künftige, Clotho die gegenwärtige Zeit. Abgebildet werden sie, wie Lachesis die Spindel, Clotho den Rocken hält und Atropos den Faden durchschneidet.

Pascal (Blaise) wurde 1623 zu Clermont im ehemaligen Auvergne geboren. Sein Vater, Etienne Pascal, welcher erster Präsident beim Obersteueramt und ein trefflicher Mathematiker und Physiker war, faßte den Entschluß, seinen talentvollen Sohn selbst zu erziehen; er legte daher seinen Posten nieder, begab sich nach Paris und hielt sich hier bis zum Jahre 1638 auf. Nachmals bekleidete er wieder ein öffentliches Amt zu Rouen. Der junge Pascal verrieth vorzügliche Neigung zur Mathematik; allein der Vater wollte nicht, daß sich sein Sohn eher mit dieser Wissenschaft beschäftigen sollte, bevor er nicht im Studium der alten Sprachen etwas geleistet hätte. Jeder müßige Augenblick ward heimlich der Lieblingswissenschaft gewidmet. Wie groß war das Erstaunen des Vaters, als er einst seinen Sohn die Figur zeichnen sah, welche zum Beweise des 32sten Lehrsatzes im Euklides dient. Nunmehr widmete er sich dieser Wissenschaft mit Bewilligung seines Vaters ganz und machte auch so schnelle Fortschritte in derselben, daß er vier Jahre nachher eine Abhandlung von den Kegelschnitten verfaßte, welche von so großen Talenten zeugte, daß man dieselbe dem berühmten Descartes übersandte. Pascal studierte mit gleich glücklichem Erfolg die übrigen mathematischen Wissenschaften und erfand im 19. Jahre seines Alters zu Rouen eine sehr künstlich zusammengesetzte arithmetische Maschine. Wiewohl seine Gesundheit bereits seit einem Jahre sehr gelitten hatte und er, nach seinem eigenen Geständnisse, seit seinem 19. Jahre nicht einen ganz gesunden Tag durchlebt hatte, so hinderte ihn dies doch nicht, auf der einmal betretenen Bahn mit schnellen Schritten vorzuschreiten. Unter andern beschäftigte er sich damals mit Untersuchungen über die Schwere der Luft, er fand und bewies, daß die Erscheinungen, welche man bisher aus dem horror vacui zu erläutern bemüht gewesen war, sich auf eine natürliche Art durch die Schwere der Luft erklären ließen. Diese Entdeckung veranlaßte seine Abhandlung über das Gleichgewicht der Flüssigkeiten. Im Jahre 1649 gab er seine Abhandlung über die Cykloide oder Radlinie, deren Eigenschaften er erforscht hatte, unter dem angenommenen Namen d'A ... d'Etteville heraus. — So berühmt ihn indessen alle diese Erfindungen auch gemacht haben, so hat er sich doch noch mehr Celebrität durch die berühmten achtzehn Lettres Provinciales erworben, zu deren Entstehung folgendes die Veranlassung gab. Pascal hatte sich im Jahre 1655 nach Port-Royal des Champs, ursprünglich einem Bernhardiner Nonnenkloster unweit Paris begeben. Hier lebten damals auch Antoine Arnould und Pierre Nicole, beide ein paar vorzügliche Köpfe. Diese Männer waren, wie viele ihrer Zeitgenossen, gegen die

Jesuiten eingenommen und fanden insonderheit das Betragen derselben gegen den Jansenius sehr tadelnswerth. Pascal, welcher gleiche Gesinnungen mit seinen Freunden theilte, ergriff die Feder und schrieb jene vorhin genannten Briefe, welche seit dem Januar des Jahres 1656 bis zum März des Jahres 1657 erschienen und dem Orden der Jesuiten viel schadeten. Pascal greift darin insonderheit die schlaffe Moral einiger dieser Ordensgeistlichen an. Bald bedient er sich gegen seine Gegner der leichtern Waffen des Spottes und der Satire, bald läßt er sie das ganze Gewicht überzeugender Gründe fühlen — und überall tritt er siegreich einher. Die männliche Beredsamkeit, welche in diesen Briefen herrschte und der man damals noch nichts ähnliches in französischer Sprache an die Seite setzen konnte, entzückte jedermann und zwang selbst seinen Gegnern Bewunderung ab. Den Jesuiten gelang es durch das Parlament und den Papst, welche die Provinzialen wie eine Schmähschrift betrachteten, diese verdammen zu lassen; doch wurden sie nun um so stärker gelesen. Daß Pascal persönlich angegriffen, daß alles mögliche Böse von ihm gesagt wurde, das läßt sich übrigens leicht von selbst erachten. Doch diese Briefe verdienen noch von einer andern Seite Aufmerksamkeit. Sie machen in der Geschichte der französischen Sprache Epoche. Boileau erklärte sie geradezu für das vollkommenste prosaische Werk in der französischen Literatur und Voltaire datirt von denselben die Fixirung der Sprache. Pascal hatte von Jugend an gekränkelt. Nach der Herausgabe seiner Provinzialen nahm seine Gesundheit immer mehr ab; dabei folterte ihn seine Einbildung unaufhörlich dadurch, daß er einen Abgrund an seiner linken Seite wahrzunehmen glaubte — die Folge eines lebhaften Schrecks, den er im Jahre 1654 davon trug, wo die beiden Vorderpferde seines Wagens auf der Brücke von Neuilly wild wurden, sich in die Seine stürzten und — wenn nicht glücklicherweise die Stränge gerissen wären — unstreitig auch die Hinterpferde mit dem Wagen in den Abgrund gezogen haben würden. Er starb nach vielen Leiden zu Paris 1662 in einem Alter von 39 Jahren. Außer den bereits angeführten Schriften hat man von ihm noch ein Werk betitelt: Pensées, nach seinem Tode im Jahre 1688 herausgegeben. Die sämmtlichen Werke dieses Mannes sind im Jahre 1779 zu Paris bei dem ältern Nyon in 5 Bde. in 8. erschienen. Wir nennen hier noch: Eloge de Blaise Pascal, accompagné de notes historiques et critiques, discours qui a remporté le prix double d'éloquence décerné en 1816 par l'Académie des jeux floraux, par M. Raymond. Zweite Ausgabe. Lyon 1316, 8.

Pascha. ist von Basch, Bascha oder Baschy zu unterscheiden Pascha, oder wie öfters unrichtig geschrieben wird, Bassa (vergl. d. Art.) ist vom persischen Worte Pai, Fuß, und Scha, Herr, zusammengesetzt, und bezeichnet also den Vertreter des Regenten. Es ist ein vornehmer Beamter in der Türkei, der Statthalter einer Provinz und zugleich Befehlshaber der darin befindlichen Kriegsvölker ist. Den Vornehmsten werden drei, den kleinern zwei Roßschweife vorgetragen. Der Pascha wird vom Großherrn nach Willkür ein- und abgesetzt, nimmt an den Kriegen desselben auf erhaltenen Befehl Theil, und zahlt einen bestimmten Theil der Einkünfte der Provinz an den Großherrn; aber die ganze innere Einrichtung hängt von ihm ab. Auf seinen Reisen durch die türkischen Länder wird er mit seinen Spahis (Reitern) und Seimen (Fußsoldaten), die sich jeder Pascha hält, frei bewirthet und auch wohl beschenkt. An den Orten, wo er Rasttag (Konak) hält, eröffnet er seinen Diwan oder Gericht, wenn kein gleicher oder höherer Befehlshaber an dem Orte ist; die gewöhnlichen Gerichte schweigen dann, und erkennen für gültig, was der Pascha thut, wobei es selten an Bedrückungen und Erpressungen fehlt.

Paschalik, die Statthalterschaft eines Pascha, welche der Sultan gewöhnlich dem ertheilt, der das meiste zahlt, oder zu zahlen verspricht.

Pasigraphie, welches wörtlich die Kunst alles zu schreiben heißt, nennt man die Kunst, sich durch allgemeine Schriftzechien allen Nationen verständlich zu machen, so verschiedene Sprachen sie auch reden mögen, sobald ihnen nur jene allgemeine Zeichen bekannt sind. Schon Leibnitz faßte die Idee, eine allgemeine Sprache zu erfinden, vermochte sie aber, so groß sein Geist war, nicht auszuführen. Nach ihm machten einige Andere ebenfalls verunglückte Versuche, und schon früher, 1668, gab der Engländer Wilkins einen Versuch über eine allgemeine Sprache heraus, welche mit Zeichen geschrieben werden sollte, die Jedem in seiner Landessprache verständlich wären. Etwas Aehnliches theilte 1772 ein Ungar, Kolmar, mit; man fand aber die Vorschläge beider, wegen der Menge der angegebenen Zeichen, zu schwer, um sie ausführen zu wollen. Im Jahre 1796 machte ein in Paris lebender Deutscher bekannt, daß er eine bequeme Pasigraphie erfunden habe, welches den Professor Wolke in Petersburg bewog, eine ähnliche Idee öffentlich mitzutheilen. Sie besteht darin, in allen Sprachen Wörterbücher drucken zu lassen, welche jedes Wort nach allen seinen Biegungen und Zeiten aufführen. Die auf jeder Seite stehenden Wörter werden mit 1, 2, 3, ꝛc. numerirt und allen am Rande die Seitenzahlen und Nummern, unter welchen dasselbe Wort in allen andern Wörterbüchern zu finden ist, beigesetzt. Schreibt man nun in jeder beliebigen Sprache etwas, statt mit Buchstaben, mit den Seitenzahlen und Nummern der Wörter, so kann jeder, welcher das Geschriebene in einer andern Sprache lesen will, den Inhalt aus den Wörterbüchern der ersteren und der andern Sprache zusammensuchen. Möglich ist die Ausführung dieser Idee allerdings, allein so unbehülflich, beschwerlich und kostspielig, daß schwerlich jemand sich daran wegen möchte. Besonders würden die pasigraphischen Wörterbücher ein namhaftes Capital erfordern, denn sie würden im größten Querroyalfolio gedruckt werden müssen, um nur Raum zu bekommen, einer Reihe von Wörtern alle nöthige Seitenzahlen und Nummern beizusetzen. Wollte man nur von den 14 in Europa gangbaren Sprachen und dazu, wie es doch wohl nöthig seyn möchte, von der griechischen und lateinischen, pasigraphische Wörterbücher drucken: so wäre, die Zahlen und das bei jeder nöthige Komma beizusetzen, ein Raum von 135 Typen nöthig. Wer könnte sich auch diese 16 ungeheuern und folglich sehr theuern Wörterbücher anschaffen! Hätte sich der gute Wolke jenes ein wenig berechnet, so würde dieses allein hinreichend gewesen seyn, ihn von einer Idee zurück zu bringen, die, wie er klagt, ihn mehr beschäftigt, als ihm, seiner übrigen Geschäfte wegen, lieb ist. Gefälliger erscheint jene Pasigraphie, welche, von Siccard herausgegeben, im Jahr 1798 zu Paris erschien. Sie versichert nicht mehr als 12 Zeichen, Gammen genannt, zu bedürfen, wirklich ist dieses aber ein leeres Vorgeben, weil zu Bezeichnung der Hülfsverben und einer Menge anderer Wörter und Begriffe, welche alle hier anzuführen zu weitläufig wäre, noch mannichfaltig geordnete Linien und Punkte erforderlich sind. Hieraus entstehen nothwendig noch mehrere Zeichen, so daß die ganze Summe derselben auf 160 steigt. Auch diese allgemein verständliche Sprache erfordert ein eigenes Wörterbuch, das jedoch, vermöge seiner besondern Einrichtung sehr kompendiös ausfallen könnte; auch bedürfte sowohl derjenige, welcher sie schreib, als der, welcher sie liest, nicht mehr als eines einzigen solchen Wörterbuchs in seiner Muttersprache. Die Pasigraphie ordnet nämlich die Wörter nach einem neuen Systeme. Sie theilt zuerst alle in 3 Hauptregister und giebt dann jedem derselben Classen und diesen wieder Unterabtheilungen. Jedes der genannten Register wird mit einer Gamme bezeichnet, so auch jede der Classen und Unterabtheilungen der Reihe nach. Ein Wort besteht folglich aus 3, 4 bis 5 Gammen, von welchen die erste das Hauptregister, die folgenden die Classen und Unterabtheilungen, die letzte

das Wort selbst anzeigt. Diese Methode hat indessen auch ihre eigenen Schwierigkeiten, so daß die Pasigraphie schwerlich jemals das werden möchte, als was sie angekündigt worden ist. Daher hat man ihrer, so große Sensation sie eine kurze Zeit machte, schon jetzt beinahe wieder vergessen, und wahrscheinlich wird sie mit Wilkins philosophischer Sprache einerlei Schicksal haben. Wer von derselben mehr zu wissen verlangt, als der beschränkte Raum dieses Werkes mitzutheilen verstattet, wird in Vaters Pasigraphie und Antipasigraphie, Weißenfels 1799, mehr Befriedigung als leicht in einem andern Werke finden.

Pasiphä, 1) des Helios und der Perseis Tochter, die Gemahlin des Minos, s. Minos. 2) eine Göttin, die unweit Sparta einen Tempel hatte, in welchem die obrigkeitlichen Personen bisweilen zu schlafen pflegten, weil sie hier die wahrsten Orakel zu erhalten glaubten. Nach Plutarch hielt man sie bald für eine der atlantischen Nymphen, eine Tochter Jupiters, bald für die Cassandra, bald für die Daphne, die in einen Lorbeer verwandelt wurde.

Pasquill, eine ohne oder unter falsche Namen verbreitete Schrift, welche eine, entweder namentlich angegebene oder doch kenntlich gemachte Person, eines Verbrechens, zuweilen auch wohl nur unmoralischer oder auch bloß lächerl. Handlungen beschuldigt. Die Worten Schmahschrift, oder Schandschrift, welche man im Deutschen dafür gebraucht, drücken den Begriff nicht ganz richtig aus, weil ein Pasquill öfters nicht schmäht, sondern nur, obschon beißend, Wahrheit sagt; — Pasquillant. Das Wort Pasquill kommt übrigens von einem gewissen Pasquino her. Dies war ein Schuster, nach Andern ein Schneider, in Rom, welcher sich durch lustige Einfälle und Spöttereien so berühmt machte, daß sich in seiner Werkstatt beständig eine Menge Menschen befanden, welche seinem Witze zuhörten. Kurz nach seinem Tode grub man in seinem Hause eine verstümmelte Bildsäule eines Fechters aus, welche nicht fern davon, bei dem ursinischen Pallaste, aufgerichtet wurde. Das Volk gab dieser Antike den Namen Pasquinio, und öfters wurden an dieselbe Zettel geheftet, in welchen man über diese oder jene Begebenheit spottete. Man nannte dies Pasquinaden, woraus nachher Pasquill entstand. Dem Pasquino gerade gegenüber steht eine andere Bildsäule, Marforio genannt, an welche man ebenfalls Zettel zu heften und darin die Fragen oder Einfälle Pasquins zu beantworten oder zu erläutern pflegt. Da beide Statuen beinahe mitten in Rom stehen, wird dasjenige, was man durch dieselben kund macht, um so schneller allgemein bekannt.

Pasquino, s. Pasquill.

Passage (i. d. T. K.), eine Folge melodischer Töne auf eine einzige Sylbe des Textes, so daß durch die Diminution oder Verkleinerung eine Hauptnote in mehrere mindergeltende verwandelt wird; 2) eine Stelle in einem Buche; 3) Durchgang, Durchfahrt; 4) das Hin- und Hergehen, Reiten und Fahren an einem Orte.

Passagino, s. Katharer.

Passah, Pasch oder Pascha, ein Fest, das die Juden vom 14.—21. Tage des Vollmondes nach dem Frühlings-Aequinoktium feierten. Bei den Juden bedeutete das Worte Vorübergang, Verschonung; und bei den Griechen, die es von πασχειν herleiteten, Leiden. Es wurde zum Andenken gestiftet, daß in der Nacht vor ihrem Auszuge aus Aegypten der Todesengel alle erstgebornen Aegypter tödtete und die Israeliten verschonte. Moses giebt im Exod. Cap. XV. die dabei zu beobachtenden Feierlichkeiten an. Der aus ungesetzlichen Gründen dies Fest zu feiern versäumte, wurde mit dem Tode bestraft. Das Passah hieß auch das Fest der ungesäuerten Brode, weil während seiner achttägigen Dauer nur solches Brod gegessen werden durfte, zum Andenken,

daß die Eile des ägyptischen Ausganges kein anders als ungesäuertes Brod mit zu nehmen erlaubte. Am ersten Abend verzehrte jede Familie ein Lamm, das ein Priester schlachten mußte und ohne Zerbrechung der Knochen aufgetragen wurde. Man genoß es unter Dankgebeten und Erzählungen aus der vaterländischen Geschichte; im Tempel wurden Opfer von den Erstlingen der Heerde und Früchte geweiht. Dieses Fest war ein wahrhaftes Nationalfest; denn in der Zeit versammelten sich die Hauptglieder der Nation bei der Stiftshütte und später im Tempel zu feierlichen Opfern und einem Nationalkongresse. Auch jetzt feiern die Juden noch das Passahfest.

Passarowitzer Friede, s. Friedensschlüsse.

Passatwinde, s. Winde.

Passau, 39° 9′ L. 48° 35′ B. feste Hauptstadt des baierischen Unterdonaukreises und eines Landgerichts von 12 Quadratmeilen und 21019 Einwohnern, 23 Meilen von München, am Einfluß des Inn und der Ilz in die Donau, besteht aus 4 Theilen; dem eigentlichen Passau; der Ilzstadt vom Fluß Ilz, der P. len bei sich führt, genannt, und mit Passau durch eine lange hölzerne Brücke über die Donau verbunden; der Innstadt auf der rechten Seite des Inn, und durch eine noch längere hölzerne Brücke mit Passau zusammenhängend, dem sogenannten Ober- und Unterhaus, der Vorstadt Anger; mit 750 Häusern, 9000 Einwohnern, 5 Thoren, dem Parade-, Markt- und Promenadeplatz, Schloß, Domkirche mit 2 Thürmen, 3 Pfarrkirchen, Waisenhaus, Krankenhaus, 5 Hospitälern. Passau ist der Sitz des Kreiskommissariats, eines Bisthums und Polizeikommissariats; Lyceum, Seminarium zur Bildung junger Geistlichen; Schiffbau, Porzelan-, Leder-, Papier- und Tabaksfabriken, Drahtzieherein, Eisen und Kupferhammern, Goldwäsche im Inn, Schifffahrt, Bierbrauerei, Handel mit Schmelztigeln, Porzelan- und Ofenerde, Spezereien, Seide, Korn, Wein und Wechseln. Im Stadtgerichts- und Postamtsgebäude wurde 1552 der passauer Vertrag wegen Loslassung des gefangenen Kurfürsten von Sachsen, Johann Friedrich, und des Landgrafen von Hessen-Cassel, Philipps, und der freien Religionsübung der Protestanten in Deutschland, zwischen dem Kaiser Karl V. und den protestirenden Reichsständen geschlossen, der dem augsburger Religionsfrieden vorging. Oberhalb der Ilzstadt auf dem Mariahilfberge ist eine Kapelle mit einer berühmten Wallfahrt und einem Irrenhause. In der Nähe ist eine Brücke über den Rothfluß, die aus einem einzigen Bogen besteht, dessen Sehne 200 Fuß von einem Widerlager zum andern hält; die größte Bogenweite in Europa. In der Nähe von Passau liegen die Lustschlösser Freudenheim mit einem schönen Park, Löwenhof, Rabengut ꝛc. Die Stadt ist 1662 ganz abgebrannt; die Innstadt brannte 1809 bis auf wenige Häuser ab, und später wurden auch die meisten Häuser der Vorstadt St. Nikolai niedergerissen, weil Napoleon die Stadt in eine weit umfassende Festung mit Einschluß des Oberhauses verwandeln ließ. — Die Stadt war sonst die Hauptstadt des Bisthums Passau, dessen unmittelbare Besitzungen aus dem eigentlichen Fürstenthum an der Nordseite der Donau, der Stadt Passau, der Grafschaft Neuburg im Lande ob der Ens und der Herrschaft Riedenburg am Inn bestanden, und auf 24 Quadratmeilen 60.000 Einwohner in 1 Stadt, 11 Märkten, 9 Schlössern und vielen Dörfen hatten. Das Wappen ist ein springender rother Wolf im silbernen Felde. Bei den Ausgleichungen im Jahr 1802 und 1803 erhielt der Großherzog von Toskana, nachmals Kurfürst von Salzburg, die größere östliche Hälfte von 18 Quadratmeilen mit 30.000 Einwohnern, und 300 000 Gulden Einkünften, da ihm zugleich die Besitzungen in Oestreich zufielen. Den westlichen Theil des Landes, den größten Theil der Grafschaft Neuburg und die Herrschaft Riedenburg mit der Hauptstadt, 5¾ Quadratmeilen mit 22.734 Einwohnern und 155.000

Gulden Einkünften erhielt Baiern, das von den Landesschulden mehr als den dritten Theil übernahm und durch den Frieden von Presburg 1806 auch die größere Hälfte von Passau bekam.

Passion. Mit diesem Namen belegt man vorzugsweise das letzte Leiden Christi, zu dessen Andenken die christliche Kirche eine Feier eingesetzt hat, welche Fasten- oder Passionszeit sieben Wochen lang vor Ostern dauert, und in welcher Zeit Passionspredigten über einzelne Theile der Leidensgeschichte gehalten werden.

Passiv, s. Activ.

Passivhandel, s. Activhandel.

Passwan Ogla, s. Widdin.

Paste, der Abdruck eines antiken geschnittenen Steins, einer Medaille oder Münze. Zu des Plinius Zeiten verfertigte man von geschnittenen Steinen oder Gemmen vortreffliche Abdrücke in Glas, welche Kunst, die nachher verloren ging, seit dem Beginne des 15. Jahrhunderts wieder hervorgesucht, und vorzüglich zu Anfang dieses Jahrhunderts zu großer Vollkommenheit gebracht wurde. Nachher fing man an, andre noch vorzüglichere Massen zu diesen Abdrücken zu wählen. Die Abdrücke, welche Lippert aus einer schönen weißen, dauerhaften, mit einer sächsischen Erde vermischten Masse verfertigte, sind überaus scharf und fein: und weder Hitze noch Kälte kann sie zerstören; nicht minder vortrefflich sind die Pasten von Wedgewood und Bentley in England. Am meisten wird indeß der englische Künstler James Tessin hierin gelobt, welcher Catharinen II. eine Sammlung von mehr als 6000 Pasten von den berühmtesten geschnittenen Steinen, zugleich von den neuern Meistern, die sich nach den alten gebildet haben, verfertigte, deren Originalfarben auf das genaueste nachgeahmt sind, und zu welcher Sammlung Raspe in London die Beschreibung gemacht hat. — Neuen Nachrichten zu Folge geht Mionet in Paris damit um, auf Millins Veranlassung eine Sammlung von Münzpasten aus der französischen National-Münzsammlung herauszugeben.

Pastell, Pastellmalerei. Pastelle oder Pastellstifte sind kreideartige Farben, die in kleine Stifte geformt sind. Ihr Name kommt von dem französischen Worte pâte oder nach alter Schreibart páste, Teig, her, weil aus einer geriebenen mineralischen Farbe, Honigwasser, Gummi, Bleiweiß ꝛc. ein Teig gemischt wird, aus dem, so lange er weich ist, kleine, runde Stifte gebildet, getrocknet und anstatt des Pinsels zum Malen gebraucht werden. Dies ist die bequemste und leichteste Art zu malen. Die Pastellmalerei ist besonders dazu geeignet, das Wollichte wiederzugeben und so wie Zeugstoffe darzustellen und das Markichte und Natürliche der Fleischfarben auszudrücken. Dieser Vortheile wegen empfiehlt sie sich sehr zur Portraitmalerei; weil aber der Färbestoff nie lose aufliegt, sind Pastellgemälde die vergänglichsten und müssen sorgfältig bewahrt werden. Um diese Gemälde vor schädlichen äußern Einwirkungen zu bewahren, hat man mehrere Mittel angegeben; doch keines hat bisher seinen Zweck vollständig erfüllt. Im J. 1753 gab Loriot eine Erfindung an, welche 1780 die königl. Akademie bekannt machte, die Pastellfarben mehr auf der Fläche zu befestigen. Die Pastellmalerei soll aus dem 16. Jahrh. herstammen, und nach Fiorillo ist Jos. Vivien, ein Schüler des Charles le Brun (geb. 1657, gest. 1735), einer der Ersten gewesen, der sich dieser Gattung der Malerei bediente und in derselben die ganze Familie des damaligen Dauphin malte; doch soll Leonardo da Vinci sie schon gekannt und Christus- und Apostelköpfe in Pastellfarben gemalt haben. Der gewöhnliche Stoff, dessen sich die Pastellmalerei bedient, ist loses, oder auf Leinwand gezogenes Papier; am liebsten nimmt sie grauröthliches und rauhes. Häufig werden die Portraits auch auf Per-

gament gemalt. Die franz. Schule hat mehrere große Meister in der Pastellmalerei gehabt, z. B. Tour. Unter den Italienern ist Cariera Rosalba aus Venedig, 1672 geb., starb 1737, unter den Engländern Russel und unter den Deutschen Raph. Mengs. Eine Sammlung der Gemälde der Italienerin, so wie des Genfers Liotard, (geb. 1702) und den schönen Amor von Mengs, vielleicht das Gelungenste in diese Fache, findet man in der königl. Gemäldegallerie zu Dresden. Eine Anleitung zur Pastellmalerei enthält Günther's praktische Anweisung zur Pastellmalerei. Neue Aufl. Nürnb. 1792, 4.

Pasticcio, ein italienisches Wort, bezeichnet eigentlich eine Pastete. In der Musik versteht man aber darunter ein Tonstück, dessen verschiedene Sätze aus Tonstücken von verschiedenen Meistern genommen sind. Wenn man z. B. zu einem Instrumentalconzerte das erste Allegro aus einem Conzerte von Pleyl, das Adagio und letzte Allegro aus einem Conzerte von einem andern Tonsetzer nimmt, so nennt man sodann ein solches Conzert ein Pasticcio.

Pastorale, auch Pastorelle, 1) ein Tonstück, das den Gesang der Hirten nachahmt, und folglich auch Anmuth, Zärtlichkeit und Einfalt zum Charakter hat. 2) Eine Schäferoper. S. d. Art. 3) Pastorale, aus dem Lateinischen collegium pastorale entlehnt, bezeichnet den praktischen Theil der theolog. Wissenschaft, welche die für die Amtsverrichtungen der Geistlichen unentbehrlichen praktischen Kenntnisse lehrt. Die Pastoraltheologie, Pastoralwissenschaft, Pastoralweisheit oder Predigerwissenschaft, ist die Anwendung der theoretischen theologischen Disciplinen, als Exegese, Dogmatik, Kirchengeschichte, Moral ꝛc. auf den Berufskreis des Pfarrers, als des Hirten einer Gemeinde; sie giebt Anleitung, die wichtigen Berufspflichten am zweckmäßigsten und vortheilhaftesten zu erfüllen. Das Pastorale hat so viele Zweige, als die geistliche Amtsführung Hauptrichtungen ihrer Thätigkeit hat: 1) Belehrung in zusammenhängenden Vorträgen, Kanzelberedsamkeit, oder Homiletik. S. d. Art. 2) Unterricht in der Religion und Moral in Gesprächsform, Catechetik. S. d. Art. 3) Verwaltung der Sakramente des Altars und des Kirchendienstes oder der Liturgie. S. d. Art. 4) Leitung der Gemeinde in geistlichen Sachen. Ein Pfarrer ist Gemeindevorsteher, Wächter Tröster und Rathgeber; sein Beruf im Beichtstuhle, am Krankenbette, in Ehesachen, bei Eidesleistungen, zur Aufrechthaltung der Kirchenzucht und Ordnung ꝛc. erfordern eine Menge Kenntnisse, welche die Pastoraltheologie (s. d. Art.) im engern Sinne umfaßt. In der katholischen Kirche nennt man Pastorale auch die authentische Zusammenstellung der feierlichen Gebräuche, welche bei der Austheilung und Verwaltung der Sakramente und den andern priesterlichen Amtsverrichtungen beobachtet werden müssen. Es ist fast gleichbedeutend mit Rituale romanum, nur mit dem Unterschiede, daß dies eine päpstl. Revision und Bestätigung erhalten hat, das Pastorale aber nicht; demungeachtet ist es für den kathol. Geistlichen ein nothwendiges Handbuch, da die Ausübung der Ceremonien und Gebräuche in demselben in der strengsten Form angegeben sind.

Pastoraltheologie. Ein öffentlicher Religions- und Sittenlehrer hat eine dreifache Pflicht zu erfüllen, zu der er sich geschickt machen muß. Er muß 1) die Erwachsenen durch einen zusammenhängenden Vortrag unterrichten, dazu bekommt er die Anweisung in der Homiletik, nicht sowohl dessen, was, als wie er lehren soll; 2) die Kinder in Gesprächen, dazu giebt die Katechetik Anleitung; soll er noch Seelsorger seiner Gemeine, d. i. Freund, Rathgeber, Tröster und Gewissensrath in religiösen und sittlichen Angelegenheiten sehn. Wie er sich in der letzten Absicht weise und klug zu benehmen habe, theils um sein Ansehn zu erhalten, theils sich Zutrauen zu erwerben; wie er in einzelnen

Fällen gegen grobe Sünder, Religionsspötter, Sektirer ꝛc. sich zu verhalten habe, lehrt die Pastoraltheologie.

Pästum, von den Griechen Posidonia genannt, eine griech. Kolonie in Lucanien, unter dem Berge Alburnus, am pästanischen Busen, östlich vom Flusse Silarus, in einer fruchtbaren und warmen Gegend. Nach Solinus war sie von den Doriern gestiftet; richtiger aber, nach Scymnus Chius und Strabo, eine Kolonie der Sybariter und also achäischen Ursprungs. Beweise ihres Flors und Wohlstandes geben uns die Münzen und noch vorhandenen Ruinen derselben. Wann sie unter die Herrschaft der Lucaner gekommen sey, ist ebenfalls nicht bekannt; wahrscheinlich geschah es erst im 3. J. der 97. Ol., wo die Lucaner am mächtigsten waren. Im samnitischen und tarentinischen Kriege siegten die Römer auch über die Lucaner und führten als Sieger im J. R. 481 eine Kolonie nach Posidonia unter dem Konsulat des C. Fabius Dorso und C. Claudius. Unter der Herrschaft der Römer vermischten sich die verschiedenen Einwohner, Griechen, Lucaner, Bruttier und Samniter so mit einander, daß sie nicht mehr zu unterscheiden waren. Nach den Dichtern Virgil, Ovid und Properz blüheten in der Gegend von Posidonia die Rosen jährlich zweimal, im Frühling und Herbst. — Der heutige Name ist Pesto und der von ihr benannte Busen, Sinus Paestanus, heißt jetzt Golfo di Salerno.

Patagonien oder Magelhaens Land. Mit diesen Namen wird die äußerste südliche Spitze des festen Landes von Südamerika bezeichnet. Es ist ein den Europäern wenig bekanntes, im Ganzen unwirthbares Land, in welchem sich die in der südlichen Hälfte der Erde vorherrschende Kälte sehr auffallend kund giebt. Dies Land erstreckt sich etwa von 36° bis zum 54° S. B. und mag über 22.000 Q. M. enthalten. Die östliche Küste ist meist flach, sandig, ohne bedeutende Einschnitte und vorliegende Inseln; die westliche Küste dagegen, welcher die Anden parallel laufen, ist sehr zerrissen und mit vielen Inseln und Halbinseln besäet, übrigens noch weniger bekannt als die östliche. Von den wenigen Flüssen, welche von den Anden aus das Meer östlich erreichen, kennt man nur den St. Joseph, den Rio Colorado, den Rio Negro und den Camarones; ganz südlich fließt der Gallego, mündet aber doch ins atlantische Meer. Die Andenkette erhebt sich von S. aus bald zu einer beträchtlichen Höhe, ist bewaldet, hat viele mit ewigem Schnee bedeckte Gipfel und auch einige Vulkane. Die große östlich vom Gebirge sich zum Meere senkende Ebene scheint wenig oder gar keine Gebirgszüge zu enthalten und ist größtentheils baumlos, oder hat höchstens hin und wieder einige leichte Wälder, aber desto mehr Sümpfe, Seen und wahre Steppen. Unmittelbar südlich vom Gebiete von Buenos-Ayres bis etwa zum 40° breiten sich die meist sandigen und sumpfigen Ebenen, Pampas, aus. Sie werden von dem Stamme der Puelches bewohnt. Südlicher bis zum 45° nennen spanische Charten das Land Comarca desierta (wüster Landstrich). Dies und noch weiter südlich ist eigentlich das Land der Tehuelches, auch Patagonen genannt. Das Land ist zwar ohne allen Anbau, auch meist ohne Wälder, aber nicht unfruchtbar, und bietet unermeßliche Viehweiden dar. Auch finden sich hier wilde Rinder und Pferde, Guanaken oder Schaafkameele, Strauße, Hasen und Füchse. Die Patagonen fielen den ersten hier gelandeten Europäern durch ihre Größe auf, und man fabelte bald von einem Volke von Riesen. Genauere Beobachtung hat im Ganzen bestätigt, daß dieser Indianerstamm allerdings eine ungewöhnliche Höhe erreicht; die meisten Individuen sind über 6 Fuß hoch, selten aber über 7, dabei sind sie äußerst breitschulterig und kräftig gebaut. Sie kleiden sich, ungeachtet der hier schon empfindlichen Strenge des Klima's, nur sehr nachlässig in Thierhäute, sind beritten, wissen den Lazo und die Bola gut zu brauchen und le-

ben einzig von der Jagd; sie werden als stets wandernd, kriegerisch und raubsüchtig geschildert.

Patent (literae patentes), eine offene an mehrere Personen gerichtete Ladung, so viel als Currende, 2) des Gesetzgebers Verfügung, wodurch ein Gesetz zur öffentlichen Kenntniß gebracht wird, wobei öfters das Gesetz dem Patente selbst inserirt ist, z. B. Patent wegen der Erlassung der Advokatorien; 3) Ausfertigende Ernennung zu einem Staatsgliede, vorzüglich bei dem Militair (Offiziers-Patent); 4) ein offenes obrigkeitliches Schreiben, durch welches dem Inhaber gewisse Vorrechte ertheilt werden. — Patent-Waaren sind solche Waaren, mit welchen in England dem Verfertiger der Alleinhandel durch ein Patent zugesichert wird. Man verbindet damit den Begriff vorzüglicher Güte, weil nur in solchen Fällen und bei neuen Erfindungen Patente ertheilt werden sollen, doch ist dieses nicht als allgemein gültig anzunehmen; s. Dekret, Freibrief, Generale, Mandat.

Patèren, in der Baukunst Zierrathen, die man oft in einem dorischen Fries sieht. Die Patera war eine flache Schale, deren sich die Römer bei ihren Opfern bedienten; sie reichten die geweihten Speisen darauf den Göttern dar und gebrauchten sie bei den Libationen; daher kam es, daß man sie zu Zierrathen der gewöhnlich bei Tempeln angewandten dorischen Ordnung wählte. Auch wurden sie mit in die Aschenkrüge der Todten gelegt, nachdem man sich ihrer zu den Libationen bei den Begräbnißfeierlichkeiten bedient hatte.

Paternoster, d. i. Vater unser, die lat. Benennung des Gebets des Herrn; daher 1) jede zehnte größere Kugel in dem Rosenkranze (s. d. Art), bei der man das Vaterunser betet, so wie bei den kleinern dazwischen gereihten Kugeln das Ave Maria; 2) ein nach der Form des Rosenkranzes durch an einander gereihte Münze gebildetes Halsgeschmeide. In der Wasserkunst heißt die Maschine, die vermittelst mehrerer an eine Kette oder an ein Seil gereihter lederner, mit Haaren ausgestopfter und durch Röhren aufwärts laufender Kugeln das Wasser aus der Tiefe hebt, Paternosterwerk.

Pathogenie ist die Lehre von der Erzeugung der Krankheiten und stammt aus dem Griechischen von παθος, Leiden, und γιννομαι, ich entstehe, werde, her. Die Pathogenie steht der Physiologie gegenüber, in sofern diese die Gesetze, nach den die organischen Kräfte im gesunden Zustande wirken, entwickelt und lehrt, welche Bedingungen, sowohl von Seiten der äußern Natur, als von Seiten des Organismus, zu einem gesunden Leben erforderlich sind; jene aber erklärt, welche, und auf wie viele Arten die organischen Kräfte in ihrem gesetzmäßigen harmonischen Wirken zum Zwecke eines gesunden Lebens abweichen können, und welche äußere und innere Bedingungen als erzeugende Ursachen der Krankheiten zu Grunde liegen. Es war natürlich, daß eine Disziplin, die ihre wenigsten Lehren durch Erfahrungen beweisen kann, wie die Pathogenie ist, und größtentheils auf Hypothesen fusset, auch an allem Wechsel der Theorien und Systeme in der Medizin den innigsten Antheil nehmen mußte; daher jedes neue System die Pathogenie nach seinem Leisten modelte. Je größere weitere und sichere Wahrheiten man aber auf dem Wege der Beobachtung und Versuche in der Physiologie entdeckte, je richtiger und bestimmter man die Gesetze des organischen gesunden Lebens aus den Erfahrungen ableitete: desto heller und richtiger wurden auch die Ideen in der Pathogenie; denn die letztere beruht hauptsächlich auf der erstern.

Pathognomik, Physiognomik. Pathognomik ist die Kunst, das Innere des menschlichen Gemüths, Temperament, herrschende Leidenschaften, Affektion, aus den Wirkungen derselben auf die Gesichtsmuskeln, Mienen und Geberden zu erkennen. Angst, Schrecken, Eifersucht, Zorn,

Dummheit, Phlegma ꝛc. drücken sich unverkennbar deutlich in dem Gesicht, selbst in der ganzen Haltung des Körpers, aus, und man kann die Merkmale ziemlich bestimmt angeben. Daher Schauspieler und Maler diese Kunst besonders studiren müssen. Chodowiecky (s. d. Art.) verstand sie meisterhaft. Die Pathognomik ist von der Physionomik unterschieden. Diese soll die Kunst seyn, den ganzen Charakter des Menschen aus der natürlichen Bildung des Gesichts, der Nase, dem Munde, den Augenbraunen, Kinn ꝛc. nach bestimmten Regeln zu erforschen. Lavater glaubte diese Kunst selbst in ein System bringen zu können; allein man sah bald ein, daß sie nur auf Einbildungen beruhe, und daher nicht nur sehr unsicher, sondern auch selbst für die Moralität bedenklich seyn würde.

Pathologie, Krankheitslehre (s. d. A. Arzneikunde). Sie enthält die allgemeinen Gesetze der Krankheitsbildung, in so weit sie durch Abstraktion und Beziehung auf die bekannten Gesetze der Menschennatur aufgestellt werden können. Krankheiten mit ihren Merkmalen lassen sich beziehen auf diese erkennbaren Gesetze, oder auf die Wirkungen, welche sie hervorbringen, oder auf die Ursachen, welche Krankheit erzeugen; daraus entstehen folgende Zweige der allgemeinen Pathologie: 1) Pathogenie, 2) Symptomatologie, 3) Aetiologie. Die Pathogenie beschäftigt sich das Wesen der Krankheiten zu ergründen, indem sie zeigt, wie durch eine modifizirte, von der Regelmäßigkeit abweichende, aber darum nicht widernatürliche Aeußerung der Kräfte sich Krankheiten bilden. Sonach liefert ihr die spezielle Krankheitslehre den mannichfaltigen Stoff, den sie mit Hülfe der Physiologie und Psychologie regelmäßig ordnet. Sie hinwiederum gibt der Heilkunst Einsicht in die obersten Heilregeln. 2) Symptomatologie, die Lehre von den Krankheitserscheinungen, ist Resultat der Beobachtung der Krankheiten und dient der Heilkunst zur gehörigen Beurtheilung jeder einzelnen Erscheinung. 3) Aetiologie, die Lehre von den Ursachen der Krankheiten, zeigt, welche Einflüsse den regelmäßigen Gang des Lebens so abändern können, daß daraus Krankheit erwächst. Sie untersucht den ursächlichen Zusammenhang zwischen beiden, bestätigt ihn durch Erfahrung, wird aber eine sehr wichtige Stütze für die Heilkunst, weil es unmöglich ist, die Krankheit, als Resultat irgend einer Ursache, zu heben, wenn nicht die Ursache selbst gehoben wird. Die besondere Krankheitslehre unterscheidet die einzelnen Gattungen von Krankheiten, und klassifizirt dieselben: 1) nachdem sie Formveränderungen mit sich bringen oder selbst sind, in der pathologischen Anatomie, 2) nachdem sie auf regelwidriger Mischung beruhen, in der pathologischen Chemie, 3) nachdem die Krankheiten sich durch andere, unter jene Abtheilungen nicht zu bringende, Erscheinungen (innere oder dynamische Krankheiten) zu erkennen geben, in der Nosologie. Diese wird ausschließend spezielle Pathologie genannt und bringt die Krankheitserscheinungen unter Gattungen, nach ihren Ursachen, Verlaufe, Ursprunge, Zeichen und Wirkungen. Sie stützt sich auf Beobachtung: sie bildet durch Zusammenstellung der Gattungen, Ordnungen und Klassen, das System der Krankheiten; sie sucht das ursächliche Verhältniß der wesentlich zusammenhängenden Erscheinungen auf, indem sie dazu sowohl Anatomie, Chemie, als auch die erst durch sie gebildete allgemeine Pathologie benutzt. Dadurch ist sie im Stande, die Gelegenheitsursachen zu erläutern, welche als äußere Einflüsse die Krankheit veranlassen; die prädisponirenden Ursachen, welche in dem scheinbar gesunden Menschen schon zu der, durch jene erst geweckten, Krankheit den Grund legen; die Opportunität oder Anlage, gleichsam der Uebergang von Gesundheit zur Krankheit; die nächste Ursache der Krankheitserscheinung oder die im Innern vorgegangene Veränderung, welche Ursache der Symptome ist, so wie diese letztern selbst. Daß sie sonach ein System der Krankheiten bilden könne, fließt schon aus dem Gesagten; daraus folgt aber

die Möglichkeit, ebenfalls durch Aufstellung der Ursachen und Symptome die Krankheitsgattungen hinlänglich unterscheiden zu können, d. i. Diagnostik; ferner aus dem, als regelmäßig erkannten, Gange der Krankheit, die folgenden Erscheinungen aus den vergangenen und gegenwärtigen vorherzusagen, oder die Ausübung der Prognostik, und endlich pathologische Semiotik oder Zeichenlehre der Krankheiten, welche von den vorhandenen Symtomen auf ihre innern Verbindungen (Sitz) und auf den Grad der Krankheit schließen lehrt. So ist die Nosologie mit ihren Zweigen das erste und wichtigste Bedürfniß für die Heilkunst, indem durch sie die Erkenntniß und Beurtheilung der Krankheiten erst möglich ist. S. Raimann's Handb. der speziell. medizin. Pathologie u. Therapie. Wien. 2 B. 1817. — Conradi's Grundriß der allgem. Pathologie u. Therapie. Marburg 1815.

Pathologisch. Im weitläuftigsten Sinne heißt pathologisch, was von der Sinnlichkeit abhängt. So ist eine Willkür pathologisch bestimmt, wenn ihre Wirkungen von sinnlichen Antrieben abhängen; eine solche ist z. B. die bloß thierische Willkür, aber auch die menschliche, in so fern sie thierisch ist. Das griechische Wort (παθολογικος) bedeutet eigentlich, was vom Leiden abhängt. Nun ist die Sinnlichkeit die Receptivität (Empfänglichkeit) der Eindrücke, also eine Fähigkeit, bloß zu leiden. Was also von ihr abhängt, verhält sich bloß leidend. 2). In der Kritik der praktischen Vernunft ist dieser Begriff besonders von Bedeutung. Unser Selbst ist pathologisch bestimmbar, heißt, unser handelndes Selbst kann sich durch Hoffnung oder Furcht zu seinen Handlungen bestimmen lassen. Dies ist unsre sinnliche Natur, vermöge welcher wir sinnliche Wesen sind. Die Materie des Begehrungsvermögens, d. h. Gegenstände der Neigung, die uns entweder mit Hoffnung, oder auch mit Furcht erfüllen, dringen sich uns auf, und machen, daß wir nach den erstern trachten und die letztern fliehen, welches ohne die sinnlichen Antriebe unserer Natur unmöglich seyn würde. 3). So ist die Wirkung des moralschen Gesetzes auf unser Gefühl pathologisch, denn es erweckt in uns das Gefühl der Unannehmlichkeit darüber, daß wir unsere sinnlichen Wünsche dem Gesetze nachsetzen sollen. Aller Einfluß auf das Gefühl erweckt ein Leiden, wir fühlen ein angenehmes oder unangenehmes Gefühl, welches etwas Leidendes ist, wie jedes Gefühl überhaupt, also pathologisch. Es ist keine Wirkung, die wir hervorbringen, sondern wir sind bloß fähig so afficirt zu werden, wenn etwas anderes auf diese unsere Fähigkeit wirkt.

Pathos, diejenige Eigenschaft eines Kunstwerks, nach welcher es an sich starke oder stark aufgeregte Affekten darstellt, deren Stärke durch den moralischen Willen des Menschen gemildert oder gebrochen wird. Ein Beispiel ist die Gruppe des Laokoon (s. d. A.). Außer der plastischen Kunst, können alle drei Gattungen der Dichtkunst diese Eigenschaft haben; so ist sie vorzüglich herrschend in Klopstocks Oden und dessen Messiade. Unzertrennlich aber ist sie von der dramatischen Dichtkunst, und jede wahre Tragödie sollte auch pathetisch seyn, da bloße Anschauung des menschlichen Leidens zwecklos und niederschlagend seyn würde, wenn nicht eine erhabene Duldung desselben den Geist aufrichtete und befriedigte. Pathetisch ist demnach auch allemal erhaben, weil dort, wie hier, das Vermögen des Menschen, sich über das Sinnliche zu erheben, sichtbar wird; das Erhabene ist aber nicht auch zugleich pathetisch weil diesem ausschließend der Affekt oder das Leiden (παθος), jenem aber auch jede andere für die Sinne unfaßliche Ursache zum Grunde liegt. Nach der griechischen Bedeutung des Worts sollte Pathos eigentlich nur in der Deklamation vom Vortrage starker Leidenschaften gebraucht werden; und ganz in dieser Bedeutung hat es v. Seckendorf in s. Werke über Deklamation u. Mimik (Braunschweig 1816, 2 Bd.) von dem Hin- und Herschwanken der Töne im Zustande der Leidenschaft verstanden, und als Beispiel den Monolog des

Leicester am Schlusse der Maria Stuart als pathetisch bezeichnet. Allein gewöhnlich nennt man jetzt Pathos in der Deklamation den sich etwas feierlich und langsam bewegenden Vortrag des metrischen Trauerspiels, den sich die Schauspieler oft so angeeignet haben, daß sie auch bisweilen den guten Morgen im Lustspiele gewichtig zu bieten pflegen.

Patkul (Johann Reinhold oder Reginold von), ein liefländischer Edelmann, geb. zu Stockholm im Gefängnisse seines Vaters, dem man die Uebergabe einer Stadt im polnischen Kriege Schuld gab, trat herangewachsen in schwedische Kriegsdienste, wurde Kapitän bei einem zu Riga in Garnison stehenden Regimente und befand sich 1689 bei einer Deputation, welche die Beschwerden des liefländischen Adels über die Beeinträchtigung ihrer Rechte dem König Karl XI. vortragen sollte. Er sprach mit Feuer für seine Sache und erregte selbst das Interesse des Königs, der ihn 1691 mit großen Hoffnungen entließ. Da diese aber unerfüllt blieben, wagte er, als liefländischer Deputirter, bei dem schwedischen Generalgouverneur in Riga 1692 die Beschwerden Liefflands in einem neuen Schreiben an den König mit den kräftigsten Worten zu schildern. Diese Sprache mißfiel in Stockholm, Patkul wurde mit 6 andern Deputirten zur Hauptstadt beschieden, und kaum angekommen, ins Gefängniß geworfen, aus dem er jedoch nach Curland entwischte. Er begab sich nun durch Deutschland ins Waatland, wo er unter dem Namen Fischering den Wissenschaften lebte, bis der Kurfürst Friedrich August von Sachsen die Krone von Polen erlangte, worauf er 1698 eine Anstellung als geheimer Rath in sächsischen Diensten erhielt. Da der König von Polen, seinem Versprechen bei der Königswahl gemäß, damit umging, Liefland wieder mit der Krone Polen zu vereinen, so nahm er großen Antheil daran und stellte dem König Friedrich August diese Unternehmung als sehr leicht vor. Durch ihn kam hierauf 1702 ein Bündniß zwischen Rußland und Sachsen zu Stande; er trat in russische Dienste und wurde als Gesandter an den König von Polen geschickt, indem er zugleich als General einen Theil der russischen Truppen befehligte, die dem König zu Hülfe geschickt worden waren. Nach dem unglücklichen Feldzuge von 1704 ging er mit dem Rest seiner Truppen nach Sachsen, wurde aber den 20. Dec. 1705 auf den Königsstein gesetzt, weil ihn König August im Verdacht hatte, daß er damit umginge, eine Aussöhnung zwischen Karl XII. und dem Czaar Peter zu Stande zu bringen. Karl XII. erlangte durch den 11ten Artikel des Friedens von Altranstädt (den 24. Sept. 1706) die Auslieferung Patkul's, nachdem derselbe mehrere gegebene Gelegenheiten zur Flucht aus Geiz nicht benutzt hatte, und wurde hierauf durch ein Kriegsgericht beim Kloster Casimir in der Nähe von Polen als Landesverräther zum Tode verurtheilt und den 10. Okt. 1707 gerädert und geviertheilt. König August ließ 1713 seine Gebeine sammeln und in Warschau zur Erde bestatten.

Patriarchen, d. i. alte Väter, Erzväter, waren die Familienhäupter des ersten Menschengeschlechts vor der Sündfluth, dann die 3 Stammväter der Israeliten, Abraham, Isaak und Jakob; hierauf die Oberhäupter oder Vorsitzer des Sanhedrin, unter denen sich die nach der Zerstörung Jerusalems in Syrien und Persien geduldeten Juden vereinigten. Von diesen ging der Patriarchentitel im 5ten Jahrhunderte in die christliche Kirche über, wo sich die Bischöfe zu Rom, Constantinopel, Alexandrien, Antiochien und Jerusalem Patriarchen nannten, und das Recht der Ordination und Aufsicht der Metropoliten und Bischöfe ihrer Sprengel ausübten. Sie hatten das Recht, Lampen vor sich hertragen zu lassen, welches sonst ein kaiserliches Vorrecht war, und ihr Titel war Sanctissimus. Die Kirchen der Armenier, Abyssinier, Jacobiten und Maroniten gehorchen eignen Patriarchen. Der

Patriarch zu Constantinopel hat den Rang eines Pascha von 2 Roßschweifen. Vormals machte der türkische Kaiser demselben beim Antritt seines Amts, das er unentgeltlich erhielt, ein Geschenk mit einem weißen Pferde und 1000 Dukaten. Als aber die Intriguen der Griechen die öftere Absetzung des Patriarchen veranlaßten, hörte diese Freigebigkeit auf, und jetzt wird das Patriarchat von der Pforte an den Meistbietenden verkauft. Um die beim Erkaufen der Stelle gemachten Schulden zu bezahlen, setzt der Patriarch alle ihm unterworfene Bischöfe in Contribution, die sich von der niedern Geistlichkeit, so wie diese von den Gemeinen entschädigen lassen. Der neue Patriarch erhält vom Großvezier den Firman oder Bestätigungsbrief, und wird durch einen Tschauß oder Ceremonienmeister unter Vertretung vieler Janitscharen in die Patriarchalkirche geführt, wo der Patriarch, nachdem der Tschauß den Firman vorgelesen, von seiner Würde Besitz nimmt. Unter dem Patriarchen zu Constantionel stand sonst als Metropolit der Patriarch zu Moskau, das Haupt der russischen Kirche, und wurde von ihm bis zur Eroberung Constantinopels durch die Türken im 15 Jahrhunderte bestätigt. Der Czar Feodor Iwanowitsch gab nachher mit Bewilligung der 4 Patriarchen im Orient seinem Staate einen eigenen Patriarchen, und der von Constantinopel setzte 1585 den Metropoliten Hiob als Patriarchen von Moskau ein. Die russische Geistlichkeit kam in der großen Schloßkirche in Moskau zusammen, und schlug dem Czar etliche vornehme und gelehrte Geistliche aus ihrer Mitte vor, der hierauf einen derselben erwählte und zu seinem Amte einsegnen ließ. Er war die erste und vornehmste Person im Reiche nach dem Czar, hatte eine absolute Gewalt, in Religionssachen zu erkennen, einzuführen und abzuschaffen, was nachher der Großfürst vollziehen lassen mußte, und ohne seinen Rath und Segen wurde weder Krieg noch Frieden beschlossen. Da aber diese Häupter der Kirche sich große Macht anmaßten, und mit der Geistlichkeit Unruhen veranlaßten, so setzte der Czar Peter, nach Absterben des Patriarchen Adrian zu Ende des 17ten Jahrhunderts, keinen andern wieder ein, sondern verordnete, daß der Erzbischof zu Resan, Stephan Jewotoski, als Exarch des patriarchalischen Sitzes, dieses Amt verwaltete, aber den Namen und das Ansehn des Patriarchen sich nicht anmaßen solle. Bald hob er das Patriarchat ganz auf, und stellte statt dessen die heilige Synode zur Leitung der Religionssachen an. — In der katholischen Kirche führen die Erzbischöfe zu Lissabon und Venedig den Patriarchentitel, von denen der erstere die Rechte eines Primas von Portugal hat, und der andere Primas von Dalmatien und einigen andern vormals venezianischen Landschaften ist. — Das ehemalige Patriachat von Aquileja erstreckte sich über Istrien, die Bisthümer zu Padua, Trevigo, Ceneda, Vizenza, Verona, Feltre und Belluno, über Friaul und einige östreichische Erbländer, wurde aber wegen der Streitigkeiten zwischen Oestreich und Venedig 1751 durch eine Bulle Benedikts XIV. aufgehoben; daraus entstanden die Erzbisthümer Görz und Udine. — Patriarchalkirchen sind die 5 Hauptkirchen zu Rom, nämlich St. Johann vom Lateran, St. Petri und Pauli vor der Stadt, St. Laurentii, St. Stephani und St. Maria Maggiore.

Patrimonial-Gerichtsbarkeit, ein Theil des Leibeigenthums, dasjenige grundherrliche Recht, nach welchem der Erb-, Lehn- und Gerichtsherr seinen Unterthanen durch einen vom Staate genehmigten Rechtsverständigen (Gerichtsverwalter) Recht sprechen und in peinlichen Sachen den Verbrecher in erster Behörde verurtheilen lassen kann. Die sogenannten Fructus jurisdictionis bestehn 1) in den Gerichtssportuln; 2) in den Laudemial-Gefällen (Lehnware), eine, 10 p. C. betragende, Abgabe vom Werthe des Gutes bei einer Besitzveränderung durch Verkauf oder Vererbung; 3) in den Zählgeldern, 1 p. C. vom Kaufschilling; 4) im Auen- und Angerrecht: alle

unangebaute Erdflecke im Dorfe und der Dorfflur, deren Eigenthum von Andern nicht erwiesen wird, gehören dem Herrn. — Nach von Reibnitz ist die Patrimonial-Gerichtsbarkeit ein Ueberbleibsel aus der Barbarei des Mittelalters, das gegen billige Entschädigung der Gerichtsherren aufgehoben werden sollte. Dagegen vertheidigt Oesterley das Fortbestehen derselben. S. d. A. Gerichtsbarkeit und Leibeigenschaft.

Patrimonium Petri, Peters Erbtheil, s. Kirchenstaat.

Patriot, Patriotismus. Patriotismus sagt mehr, als Vaterlandsliebe. Diese kann bloß pathologisch, d. i. Anhänglichkeit an Grund und Boden, an den Ort seyn, wo man die ersten Freuden des Lebens genossen hat. Sie hängt von dem Einflusse der Umgebungen und der Lebensart ab, an die man sich gewöhnt hat, und die man an keinem andern Orte wieder zu finden wähnt. Daher das Heimweh der Schweizer, der Grönländer in Kopenhagen, und jener Lappländer in Berlin, die Friedrich II. Rennthiere zugeführt hatten. Patriotismus hingegen hat praktischen Werth, und besteht in der Vorstellung der Verpflichtung, alles was in unsern Kräften steht, zum Wohl des Staats, worin wir Bürger sind, mag es unser natürliches, oder erworbenes Vaterland seyn, selbst mit Aufopferung des Privatvortheils, beizutragen. Daraus sich denn die Merkmale ergeben, die den Begriff des echten Patrioten bestimmen. Sich bloß den Gesetzen unterwerfen, und dieselben nicht umgehen, den Landesherrn ehren, die Abgaben entrichten, oder durch Handel und Luxus, der doch nur einen Privatvortheil berücksichtigt, Geld in Umlauf bringen, das alles ist noch kein Patriotismus. Der Patriot erwirb sich wirkliche Verdienste um das Vaterland. Der Landesherr ists, wenn er sich bei drückenden Zeiten einschränkt, und einer der Unterthanen drückenden Pracht entsagt; wenn er die nothwendigen Staatsübel, z. B. stehende Armeen, drückende Abgaben, nach Maßgabe der Umstände zu vermindern sucht. Der Bürger ist Patriot, wenn er dem Staate mit seinem Vermögen nach Kräften unaufgefordert dient, allem das Geld aus dem Lande führenden Luxus entsagt; inländische Fabriken und Manufakturen befördert, sich an Landesprodukte hält, wenn sie auch minder gut sind, als die Produkte des Auslandes. Es ist zu beklagen, daß unter den Deutschen in dieser Absicht der wenigste Patriotismus gefunden wird. Es gibt z. B. Bürger, die so reich sind, daß es ihnen ein unbedeutender Verlust seyn würde, ihrer durch Krieg verschuldeten Vaterstadt mit einem Kapital aufzuhelfen, welches dieselbe einige Jahre ohne Zinsen genösse, und nach und nach zurückzahlte. Von einem solchen Patriotismus ist aber noch kein Beispiel vorgekommen.

Patristik. ist ein Theil der historischen Theologie, der die Kenntniß der Kirchenväter, d. i. im weitern Sinne, der christlichen Religionslehre von den Zeiten der Apostel an, bis ins 16. Jahrh., ihr Leben, ihre Schriften, und ihre theologischen Vorstellungen umfaßt.

Patrize So wird der von dem Formschneider in Stahl geschnittene Stempel genannt, mit welchem man durch Einschlagen in eine weichere Masse die Matrize (s. d. Art.) verfertigt. Die Patrize enthält das Darzustellende der Buchstaben des Alphabets umgekehrt.

Patrizier, die vornehmste Klasse des römischen Volks, die Nachkommen derjenigen Senatoren (patres), welche Romulus, Tullus Hostilius und Tarquinius Priskus eingesetzt hatten. Eben daher, weil sie von den Senatoren abstammten, welche vorzugsweise den Namen patres, Väter, führten, hatten sie den Namen Patrizier. Sie machten in Rom den vornehmsten und ältesten Adel, den eigentlichen Geschlechtsadel, aus; von ihnen allein sagte man anfänglich, daß sie ein Geschlecht oder eine Gens hätten, und man unterschied sie in patricii majorum gentium und minorum gentium. Unter erstern verstand man diejenigen patrizischen Familien, welche von den

vom Romulus ernannten Senatoren abstammten; unter letztern, die Nachkommen der von Tarquinius Priskus ernannten Senatoren. Mit der Zeit verschwand indessen dieser Unterschied. Nach der Anordnung des Romulus sollten sie allein den Dienst der Götter und alle religiösen Handlungen verrichten, alle Ehrenämter bekleiden, die Gerichtsbarkeit allein besorgen, und gemeinschaftlich mit dem Könige den Staat regieren; keinem Plebejer sollte es erlaubt seyn, in eine patrizische Familie zu heirathen. Diese Einrichtung blieb auch noch eine Zeitlang nach Einführung der republikanischen Verfassung, und die Patrizier suchten durch ihr Ansehen und ihren Einfluß überall ein mächtiges Uebergewicht über die Bürgerlichen zu behaupten. Dies gab zu einem unseligen und langwierigen Kampfe zwischen ihnen und den Plebejern Veranlassung, der mit eben so viel Heftigkeit und Bitterkeit geführt wurde, als er in seinen Folgen für die innere Ruhe und Wohlfahrt des Staats nachtheilig war, und selbst wichtige Regierungsveränderungen hervorbrachte, wovon die Ernennung der Kriegstribunen mit konsularischer Gewalt ein Beispiel ist. Endlich trugen doch die Plebejer, vornehmlich mit Hülfe der Volkstribunen, den Sieg über die Anmaßungen der Patrizier davon. In den Stand eines Patriziers kam man entweder durch die Geburt einer patrizischen Familie, oder dadurch, daß man zur Zeit der Republik vom Senat und nach dem Untergange derselben von den Kaisern in die Klasse aufgenommen wurde. Es gab bisweilen in einem patrizischen Geschlechte plebejische und umgekehrt in einem plebejischen patrizische Familien. Dies gründete sich auf folgende Umstände: 1) Wenn Fremde in Rom sich niederließen, und das Bürgerrecht erlangten, so waren sie Plebejer; wurde nun ein Zweig dieser Familie von ihnen durch den Senat in den Stand der Patrizier erhoben, so war derselbe patrizisch, während alle übrige plebejisch blieben. Bisweilen wurde auch das in Rom befindliche Geschlecht in den Patrizierstande erhoben; aber wenn eine Familie in der Provinz geblieben war, so blieb diese davon ausgeschlossen, und wenn sie nach Rom kam und das Bürgerrecht erlangte, so war sie plebejisch, obgleich das ganze übrige Geschlecht zu den Patriziern gehörte. Dies war der Fall mit der kajischen Familie der Octavier, aus welcher Augustus abstammte, und welche in Veliträ zurückgeblieben war; sie war nach ihrer Ankunft in Rom plebejisch, bis sie Julius Cäsar unter die Patrizier aufnahm. 2) Es konnten zwei Geschlechter von einerlei Namen, aber von verschiedener Abkunft seyn, von denen das eine plebejisch, das andere patrizisch war. Z. B. das Geschlecht der Sulpicier. 3) Bisweilen ließen sich Patrizier von Plebejern adoptiren, um sich Volksgunst und gewisse Ehrenstellen zu verschaffen, die nur den Plebejern offen standen; ihre Nachkommen waren dann plebejisch. Beispiele sind der berüchtigte Claudius und Dolabella. — Von den Zeiten des Kaisers Constantinus an war Patrizius ein sehr hoher Ehrentitel oder Rang. Die Patrizier hatten den Rang gleich nach dem Kaiser und also über die praefectos praetorio etc.

Patroklus, der bekannte Freund des Achilles, war des Menötius Sohn, und Aktors Enkel. Seine Mutter war Sthenele, des Akastus Tochter, oder richtiger Philomele, wie Homer sie und ihn daher Philometides nennt. Er hatte als Knabe schon einen sehr gefährlichen Handel, indem er zu Opus, wo sein Vater wohnte, im Würfelspiel den Clesonymus, des Amphidamas Sohn, tödtete. Sein Vater brachte ihn also zu dem Peleus, wo er mit dem Achill erzogen, und nachher dessen Begleiter vor Troja ward. Wie sein Freund Achill, enthielt er sich eine Zeitlang alles Gefechts, und hörte ruhig den Gesängen desselben in seinem Zelte zu. Da aber die Noth der Griechen zu dringend wurde, bat er den Achill, ihm seine Waffen zu leihen, und ihn damit ins Treffen eilen zu lassen. Achill bewilligte es, und die Myrmidonen rückten mit ihm in fünf Kolonnen aus. Die Trojaner hielten ihn für den

Achill und flohen. Bei dem Schiffe des Protesilaus war der hitzigste Streit; Patroklus erlegte den Pyrächmes, und dämpfte die Flamme, dann den Areilykus. Er setzte dann den flüchtigen Trojanern nach, und war auf dem Punkte, Troja zu erobern. Dreimal setzte er an, und dreimal stieß ihn Apollo zurück. Endlich drohete Apoll und er wich. Jetzt trat Hektor, von Apollo ermuntert, gegen ihn auf. Patroklus sprang aus dem Wagen, ergriff einen Stein, und er warf damit den Wagenregierer Hektors, Cebriones. Jetzt rangen beide Helden um den Leichnam. Die Griechen siegten. Patroklus brach dreimal in die Trojaner, und erlegte dreimal neun Männer. Als er aber den vierten Angriff thun wollte, schwebte der Tod schon über ihm. Apollo schlug ihn mit der Hand in den Rücken, er ward schwindlich. Dann schlug ihm der Gott den Helm vom Kopfe, sein Speer zerbrach, sein Schild und Wehrgehenk fielen von der Schulter, und Apollo löste ihm den Harnisch auf, das ist, er fiel unter vielen unbekannten Streichen. Jetzt stieß ihm Euphorbus den Speer in die Schulter, Hektor den seinen in den Leib. Sterbend weissagte er dem Hektor seinen baldigen Tod. Nach der Leichenbestattung gab Achill die bekannten Leichenspiele. Seine Urne ward nach Strabo auf dem sigäischen Vorgebirge neben der des Achill beigesetzt.

Patron nennt man im Allgemeinen den, der einen Andern in seinen Schutz genommen. Bei den Römern in der Zeit der Republik war Patron ein Patrizier, dem sich ein Plebejer als Schützling anvertraut hatte; man lese über dies Verhältniß die Art. Patrizier und Client nach. Später wählten ganze Städte und Provinzen einen vornehmen und einflußreichen Römer zu ihrem Schutzherrn, und nicht selten blieb diese Patronage auf lange Zeit bei einer und derselben Familie. Ein anderes Patronatverhältniß bestand zwischen dem ehemaligen Herrn und dem freigelaßenen Sklaven; sie hatten wechselseitige Pflichten. Der Patron war verbunden, dem Freigelaßenen Schutz und Hülfe zu gewähren und ihn zu vertheidigen; dagegen mußte dieser ihn achten als Vater; daher der Name. Er mußte dem Patron in jeder rechtlichen und billigen Sache zu Dienste seyn; durfte sich ohne die Erlaubniß des Patrons nicht verheirathen, noch durfte er ohne Einwilligung des Prätors einen Prozeß gegen ihn führen. Der Patron hatte das Recht, den Freigelaßenen der Freiheit zu berauben, wenn er seine Pflichten gegen ihn nicht beobachtete, oder sich undankbar bezeigte, oder die Vormundschaft seiner Kinder nicht übernehmen wollte. Die Freilassung war entweder vollkommen oder unvollkommen; bei der vollkommenen war der Freigelaßene bloß zu Ehren- und Achtungsbezeugungen gegen seinen frühern Herrn verpflichtet; bei der unvollkommenen wurde der Sklave durch einen Vertrag bei der Freilassung zu gewissen Diensten verpflichtet: diese durften aber nie so drückend seyn, daß sie die Freiheit aufhoben. Bei der Freigelassenen hörten die Dienste auf, sobald der Patron in ihre Heirath willigte. Der Patron mußte den Freigelaßenen nähren und kleiden, wenn er nicht mehr im Stande war, sich selbst diese Bedürfniße anzuschaffen; die nämliche Pflicht hatte der Freigelaßene, wenn der Patron in Armuth gerieth. Der Patron konnte den Freigelaßenen beerben, wenn der Nachlaß über 100 Goldgülden betrug. Das Patronat ging verloren, wenn der Sohn nicht den Mord seines Vaters rächte; wenn der Patron vom Freigelaßenen einen Eid nahm, sich nicht zu verheirathen, und wenn er die Dienste in Gelde sich abkaufen ließe. — Patron nennt man auch den Schutzheiligen einer Kirche — Patronsherr, Kirchenpatron ist der, welcher das Patronatrecht (jus patronatus) über eine Kirche ausübt; es begründet eine Art von Lehnsrechtsverhältnisse zwischen dem Patrone und der Kirche. Zur Erwerbung der Patronatsrechte ward erfordert, daß man den Bau der Kirche vollendet habe, oder daß man sie dotirte; doch nicht jeder Wohlthäter einer Kirche ist

Patron, sondern nur der, welcher den Hauptstein zum Vermögen der Kirche legte. Würde die Kirche durch Mehrere gemeinschaftlich gegründet, so daß der Eine den Boden hergiebt, der Andere das Gebäude errichtet und der Dritte es dotirt, so erwerben sie alle das Patronatsrecht; d. h. sie haben ein Recht auf die Besetzung der Pfarr- und Schulstellen und auf die Verwaltung des Kirchenvermögens; doch hat der, welcher die Kirche dotirt, den Vorrang. Das Patronatrecht ist erblich; und auf diesem Wege, wenn Mehrere einen Patron beerben, können eben so viele Patrone entstehen. Das Patronatrecht kann durch Concession erworben werden, wem der Bischof der Diözese oder der Papst dies Privilegium ertheilt; vorausgesetzt, daß es aus einem legitimen Grunde geschieht, und die Rechtsformalitäten beobachtet werden. — Das Patronat ertheilt das Recht auf Präsentation, auf die ersten Ehrenbezeugungen in der Kirche, und das Recht, sich bei Verarmung aus den Kirchenrevenüen ernähren zu lassen; dagegen waren der Patron und seine Erben, so lange sie nicht auf das Patronat verzichteten, verpflichtet, für Ausbesserung und Wiederherstellung der Kirche beizutragen. Durch Gesetze hatte man schon dafür gesorgt, dem Patrone die Größe des Aufwandes zu bestimmen, den er aus den Einkünften der Kirche machen durfte, und den eigenmächtigen Angriffen auf Kirche und Geistlichkeit Grenzen zu setzen. Es war nicht immer die uneigennützige Frömmigkeit, welche die Kirchen stiftete; sondern oft erbaute sie der Eigennutz bloß in der Absicht, sich einen Theil der reichen Schenkungen und Vermächtniße anzueignen. Der Patron hatte zwar bei der Besetzung der Kirchenämter eine entscheidende Stimme; er hatte das Recht der Präsentation, aber nicht das der Collatur; denn das Recht, Geistliche zu wählen und zu berufen, stand nur der Gemeinde oder ihrem Aeltestenrathe (Presbyterium) oder dem Bischofe zu. Das Patronatrecht ist entweder weltlich, geistlich oder gemischt, und jedes dem weltliche ist reel oder personell; so wohl dies als das geistliche ist unthe«var, d. h. wenn mehrere Copatrone da sind, so müssen sie entweder gemeinschaftlich präsentiren, oder die Präsentation folgt der Reihe nach. Das reelle Patronat folgt dem Grundbesitze, an den es geknüpft ist. Unterläßt eine Familie eine lange Zeit, von ihrem Präsentationsrecht Gebrauch zu machen, oder werden die Güter des Patron mit Sequester belegt, oder ist das Recht mehrerer darauf Anspruchmachenden zweifelhaft, so übt so lange die geistliche Behörde das Recht aus, aber ohne Nachtheil des zukünftigen Patrons oder Erben. Mit der Bestechung oder Verkaufung des geistlichen Amtes aber (Simonie) von Seiten des Patrons verliert dieser das Patronatrecht; ferner, wenn die Kirche zerstört oder wieder errichtet wird, oder man die Stellen an derselben einzieht, oder wenn das Grundstück, mit dem das Patronatrecht verbunden ist, an einen Andern kommt.

Pätus, s. Arria.

Pau, Hauptstadt des franz. Depart. Niederpyrenäen, am Fluß Gave de Pau, über den eine schöne Brücke führt, zählt über 8500 Bewohner, welche Manufakturen von Leinwand, Schnupftüchern, Hüten ꝛc. unterhalten und guten Weinbau treiben. Unter den öffentlichen Plätzen zeichnen sich aus: der schöne Königsplatz und der Spaziergang Cours Bayard; mehrere Kirchen sind sehenswerth wegen ihrer Architektur. Pau hat einen königl. Gerichtshof, ein Handelstribunal, eine 1727 gestiftete Sozietät der Wissenschaften und Künste, eine öffentliche Bibliothek, ein Kollegium und andere Unterrichtsanstalten. Die hier geräucherten Schinken werden über Bayonne ausgeführt. Auf dem hiesigen festen Schlosse residirten einst die Könige von Niedernavarra. Geburtsort Heinrichs des Vierten und des jetzigen schwed. Königs Karls des Vierzehnten.

Paul Veronese, s. Veronese.

Pauken nannten die Alten jedes Instrument, welches aus einem hohlen Körper bestand, worüber eine Haut ausgespannt war. Jetzt versteht man darunter bloß die sogenannten Kesselpauken, die aus kupfernen oder messingenen Kesseln bestehen, über welche an einem eisernen Reife eine gegerbte Eselshaut aufgespannt ist, die vermittelst eiserner Schrauben höher oder tiefer gestimmt werden kann, und mit einem hölzernen Plektrum oder Wirbel geschlagen wird. Die Pauke gehörte sonst unter die Kriegsinstrumente, um die Grundstimme bei einem Trompeterchore zu machen. Jetzt wird sie häufig in dem Orchester, bei Opern, Oratorien und Konzerten gebraucht, nur müssen die Wirbel dann mit einem Ringe von Filz belegt seyn, um den allzustarken Ton zu dämpfen.

Paul (Vincent von), Stifter der Priester von der Mission, geb. 1576 im Dorfe Povi in Frankreich, wurde nach vielen wunderbaren Schicksalen Pfarrer zu Clichi und stiftete 1625 mit Hülfe einer reichen und frommen Frau die sogenannte Congregation, deren Mitglieder bestimmt waren, den Armen das Evangelium zu predigen und vornehmlich 8 Monate des Jahres als Seelensorger, Krankenwärter, Friedensstifter und sonst als Beförderer der Sittlichkeit aller Art unter dem Landvolk zuzubringen. Ihr Hauptsitz war das Stift St. Lazarus zu Paris, wovon sie auch den Namen Lazaristen erhielten. Vincent de Paul errichtete auch Seminarien, war Mitglied des geistlichen Raths während der Regentschaft der Königin Anna von Oestreich und starb den 27. Sept. 1660. Er wurde nach seinem Tode der Zahl der Heiligen beigefügt. S. Lazaristen.

Paul I. (Petrowitsch), Kaiser von Rußland, geb. den 1. Okt. 1754, ein Sohn des unglücklichen Kaisers Peter III. und der Kaiserin Katharine II., wurde durch den Grafen Panin sorgfältig erzogen und machte in den mathematischen und physischen Wissenschaften nicht unbedeutende Fortschritte. Indessen hielt ihn Katharine II. sorgfältig von den Staatsgeschäften aus Argwohn entfernt und nur dem Namen nach war er Großadmiral von Rußland. Er vermählte sich 1773 mit Natalia Alexiewna (früher Wilhelmine), einer Prinzessin von Hessendarmstadt, und nach deren kinderlosem Tode 1776 mit Marie Feodorowna (vorher Sophie Dorothee Auguste), einer Tochter des Herzogs Friedrich Eugen von Würtemberg, aus welcher Ehe ihn die Großfürsten Alexander, Konstantin, Nikolaus, Michael und die Großfürstinnen Maria (Erbgroßherzogin von Weimar), Katharina (Königin von Würtemberg, gestorben im Jan. 1819) und Anna (Kronprinzessin der Niederlande), überlebten. Im Jahr 1730 reiste er mit seiner Gemahlin durch Polen, Deutschland, Italien, Frankreich und Holland, wohnte hierauf, wiewohl nur auf kurze Zeit, dem Kriege in Finnland bei und bestieg nach dem Tode der Kaiserin Katharine den 17. Nov. 1796 den russischen Kaiserthron, worauf er alsbald die Leiche seines unglücklichen Vaters Peter III. unter feierlichen Exequien, zugleich mit Katharinens Leiche den 22. Dec. in die kaiserliche Gruft beisetzen ließ. Der Friede mit Persien, der bald darauf zu Stande kam, verschaffte ihm den Besitz der Festung Derbent und der Stadt Baku. Eine kaiserliche Ukase vom 16. April 1797 bestimmte die Succession nach dem Recht der Erstgeburt, und daß die weibliche Linie erst nach Erlöschung der männlichen folgen solle. Auch wurden auch eine Menge Beamten, welche die Prachtliebe der Kaiserin Katharine angestellt hatte, ihres Dienstes entlassen, fremde Bücher einer strengen Censur unterworfen und mehrere Polizeigesetze verfaßt, die dem Zeitgeist ganz entgegen waren. Dem neuen Bündniß gegen Frankreich trat er bei und 100.000 Mann Russen zogen unter Suwarow nach Italien und erfochten bedeutende Siege. Die Niederlage bei Zürich und vorhergegangene Mißverständnisse zwischen Oestreichern und Russen bewirkten indeß die Zurückbe-

rufung seines Heeres (1800), worauf auch alle Emigrirte, so wie Ludwig XVIII. die russischen Staaten verlassen mußten. Da während dieser Zeit eine russische Flotte, gemeinschaftlich mit einer türkischen, im Mittelmeer die ionischen Inseln erobert hatte, bildete er daraus einen Freistaat, der zugleich unter dem Schutze der Pforte und Rußland stehen sollte. Die den Engländern durch einen Handelsvertrag vom 21. Febr. 1797 bewilligte Freiheiten nahm er ebenfalls zurück, weil Großbritannien die 1800 eroberte Insel Malta nicht an den Malteserorden, zu dessen Großmeister Paul I. den 1. Dec. 1798 erwählt worden war, übergeben wollte, worauf auch ein allgemeines Embargo auf alle englische Schiffe in russischen Häfen, den 8. Nov. 1800, gelegt wurde. Ebenso brachte er mit Schweden (im Dec.), mit Dänemark (im Jan. 1801) und mit Preußen (den 3. April) eine Neutralitätskonvention zu Stande, um Englands eigenmächtiges Verfahren auf der See mit Nachdruck zurückzuweisen. Seine jähzornige Handlungsweise und Strenge erregte indeß eine Verschwörung gegen ihn, an deren Spitze Plato Subow, Katharinens letzter Günstling, Valerius Subow, Nikolaus Subow, die Generale Benningsen, Ouworof und Pahlen standen, zufolge welcher Paul I. den 23. März 1801 das Leben verlor. S. Russ. Reich.

Paula (Franz v.), s. Franz v. Paula.

Paulicianer sind ein Zweig der alten Manichäer, die ihren Namen von einem gewissen Paulus erhielten, welcher diese Sekte im 7. Jahrh. in Armenien stiftete. Bei mehrern Schriftstellern kommen sie unter dem verdorbenen Namen Publicaner, Populikaner und Poblicaner vor. Diese Häretiker wurden durch ihre Anzahl und den Schutz, welchen sie unter dem Kaiser Nicephorus fanden, dem orientalischen Kaiserreiche furchtbar. Außer der irrigen Meinung von zwei gleichewigen und von einander unabhängigen Prinzipien, welche die Basis des Manichäismus ist, waren das Zeichen des Kreuzes und die Eucharistie ein Gegenstand ihres Hasses und ihrer Verachtung; überdies verdammten sie die Verehrung der Märtyrer und Bilder. Die Kaiserin Theodora, Vormünderin des Kaisers Michael III., befahl 845, sie entweder zu bekehren oder aus dem Reiche zu vertreiben, wenn sie hartnäckig sich widersetzten. Ueber 100.000 sollen unter schrecklichen Martern umgekommen seyn. Der Rest floh in das mahomedanische Gebiet und verband sich mit den Moslemin zum Kriege gegen ihre Verfolger. Später führten sie Krieg mit dem Kaiser Basilius Macedonius, und sandten Missionäre in die Bulgarei, um dort den Samen des Manichäismus auszustreuen, der von hier sich allmählig nach Europa verbreitete. S. Manichäer.

Paulskirche, s. London.

Pauliner, s. Minimen.

Paulus (Apostel), vor seiner Bekehrung Saul genannt, stammte aus einer jüdischen Familie aus dem Stamme Benjamin, die zu Tarsus in Cilicien wohnte; Paulus war demnach ein römischer Bürger. Sein Vater, der ein Pharisäer war, schickte ihn nach Jerusalem, wo er durch den berühmten Gamaliel in der Kenntniß des Gesetzes erzogen wurde. In der pharisäischen Sekte schöpfte er jenen lebhaften Haß gegen das Christenthum. Bei der Steinigung des heil. Etien soll er während der Exekution die Kleidungen der Henkersknechte bewahrt haben. Sein Verfolgungseifer trieb ihn so weit, daß er sich vom Rathe die Vollmacht geben ließ, alle Christen von Damaskus einzuziehen und mit Ketten beladen nach Jerusalem zu schleppen. Auf dem Wege umglänzte ihn plötzlich ein strahlendes Feuer und er sank geblendet vom Pferde. Zugleich rief ihm eine Stimme aus der Höhe zu: Saul, warum verfolgst du mich? — Wer bist du, Herr! sprach er. Ich bin Jesus, den du verfolgst. Herr, was willst du, daß ich thun? — Steh auf und zieh gen Damaskus, wo du meinen Willen erfahren wirst. — Zu Damaskus ward er

von Ananias getauft und predigte hierauf das Evangelium mit demselben Eifer, als er früher es zu unterdrücken strebte: er ging nach Arabien, Jerusalem, Cäsarea, Tarsus, und von hier begleitete ihn Barnabas nach Antiochien; überall, wo er hinkam, stiftete er Gemeinden, oder suchte die vorhandenen im Glauben zu befestigen. Er bekehrte im Jahre 38 eine so große Anzahl, daß seit der Zeit die Anhänger Jesu den Namen Christen erhielten. Von Antiochien ging er zurück nach Jerusalem; Barnabas begleitete ihn, um die gesammelten Allmosen zur Unterstützung der Gläubigen zu überbringen. Nach vollendeter Sendung kamen sie nach Antiochien zurück, gingen hierauf nach der Insel Cypern und von dort nach Paphos, wo sie den Proconsul Sergius Paulus bekehrten. Einige glauben, der Apostel der Heiden habe bei dieser Gelegenheit, und nicht unmittelbar nach seiner Bekehrung, den Namen Paul angenommen. Von hier begaben sie sich über Antiochien, in Pisidien nach Iconium, wo mehrere Juden und Heiden ihrem Bekehrungsrufe folgten: aber kaum der Gefahr, von dem durch ihre Gegner aufgewiegelten Judenpöbel gesteinigt zu werden, entronnen, flohen sie nach Lystra. Hier heilte Paulus einen Menschen, der von Kindheit an seine Füße nicht gebrauchen konnte; die Einwohner schrieen: dies sind Götter, die uns besuchen, und hielten Barnabas für den Jupiter und Paulus für den Merkur. Einige Juden kamen von Pisidien und Iconium, wiegelten den Pöbel auf, und Paulus wurde gesteinigt, und halbtodt auf dem Platze gelassen. Sie flohen nach Derben. Nach Einigen kehrten sie auf demselben Wege und durch dieselben Städte nach Antiochien in Syrien zurück. Die Gläubigen dieser Stadt, unter den sich ein Zwiespalt erhoben hatte, indem Einige behaupteten, man müsse die Befolgung der Gebräuche des jüdischen Gesetzes mit dem Christenthume verbinden, sandten sie nach Jerusalem zu den andern Aposteln, um eine Uebereinkunft mit ihnen über die Beobachtung der gesetzlichen Ceremonien zu treffen. In der Versammlung besiegte die Meinung des Paulus die des Petrus, und es wurde beschlossen, das Joch des mosaischen Gesetzes den bekehrten Heiden nicht aufzuerlegen, sondern sie nur zu verpflichten, den Götzendienst aufzugeben, und dem Genuß des erstickten Fleisches und Blutes zu entsagen. Paul und Barnabas brachten diese Entscheidung nach Antiochien. Sie beschlossen, die Städte zu besuchen, wo sie früher das Evangelium gepredigt hatten, als sich zwischen beiden ein Zwiespalt über Markus erhob, der sie trennte. Paulus gesellte sich den Lukas zu, und durchzog Syrien, Cilicien, Lycaonien, Phrygien, Galatien, Macedonien, und kam nach Athen; auf das leichtfertige Volk, was ihn zwar nicht verfolgte, aber verspottete, machte er keinen tiefen Eindruck; doch bekehrte er den Areopagiten Dionys. Hierauf kehrte er 58 J. n. Chr. nach Jerusalem zurück. Die asiatischen Juden reizten das Volk wieder gegen ihn auf, und er würde getödtet worden seyn, wenn ihn nicht Lysias der Verfolgungswuth entrissen hätte. Er wurde von diesem zum Statthalter von Judäa, Felix, geschickt, der ihn zwei Jahre hindurch im Gefängnisse zu Cäsarea hielt. Sein Nachfolger Sextus zog ihn vors Tribunal, und da er ihn keines Vergehens schuldig fand, schlug er ihm vor, sich in Jerusalem richten zu lassen; Paulus aber, der erfahren hatte, daß ihn die Juden unterwegs tödten wollten, appellirte als römischer Bürger an den Kaiser: Sextus entschied sich nun, ihn nach Rom zu senden. Einige Tage nachher vertheidigte er sich vor Agrippa und der Königin, und überzeugte sie von seiner Unschuld. Er schiffte sich nach Rom ein und ward durch ein Schiffbruch auf die Insel Meleta geworfen, wo er 3 Monat blieb, und mehrere Wunder verrichtete, unter andern den Vater des Publius, eines vornehmen Mannes, heilte. Zu Rom angekommen, ward er als Staatsgefangener behandelt, und erhielt die Erlaubniß, in Begleitung des wachthabenden Soldaten, zu wohnen, wo er wollte. Er hielt sich zwei Jahre in dieser Weltstadt auf, und seinem glühen-

den Eifer, das Evangelium zu verkündigen, wurden keine Hindernisse in den Weg gelegt. Er bekehrte Mehrere, selbst am Hofe des Kaisers. Nach Verlauf der zwei Jahre wurde er in Freiheit gesetzt; unbekannt ist aber die Art, wie er von der Anklage, welche die Juden gegen ihn anhängig gemacht hatten, freigesprochen wurde. Auf seiner Wanderung durch Italien schrieb er den Brief an die Hebräer. Hierauf kehrte er nach Asien zurück, besuchte Ephesus, hielt sich einige Zeit zu Nicopolis auf, ging nach Troja und Milet und kehrte endlich nach Rom zurück, wo er von neuem eingekerkert wurde. Der Heidenapostel verlor den 29. Jun. im Jahre 66 auf Befehl des Nero sein Leben durch das Schwert, und ward auf dem Wege nach Ostia begraben; an welchem Orte man später eine herrliche Kirche erbaute. Keines Apostels Leben zeichnet sich so durch merkwürdige Thaten, grenzenlose Aufopferungen, traurige Schicksale aus, als das Leben des Paulus. Er besaß eine gründliche und gelehrte Bildung, herrliche Geistesgaben, eine Fülle, Kraft und Schärfe der Ideen, eine Lehrgeschicklichkeit, verbunden mit einem hohen Eifer, einer engelreinen Tugend und einer sich selbsten opfernden Uneigennützigkeit. Der Einklang dieser seltnen Gaben und Tugenden bildete ihn zu dem hohen Berufe eines Heidenapostels, und trugen nicht weniger, als seine Lehren und Wunder, zu dem außerordentlichen Eingang, den das Evangelium bei diesen Völkern fand, bei. Seine Sendschreiben, 14 an der Zahl, sind unwidersprechliche Beweise seiner Seelengröße und Geistesstärke, seines innigen, reinen Glaubens und seiner echten Frömmigkeit. Nach dem Urtheil des h. Augustin hat er unter den Aposteln mit dem größten Umfange, Tiefe und Klarheit geschrieben. Bossuet sagt, daß, wären auch alle Beweise des Christenthums verlören, so würden ihn doch die Sendschreiben des Paulus allein zum Anhänger dieser heil. Lehre machen. Man schreibt dem h. Paulus noch einige apokryphische Werke zu, als die angeblichen Briefe an Seneka; einen an die Laodicenser; das Leben der h. Thekla, eine Apokalypse und ein Evangelium, die aber auf dem Concilium zu Rom unter Papst Gelasius verworfen wurden.

Pausanias, ein Sohn des Kleonibrotus, eines Bruders des bekannten Leonidas, aus der Familie der Eurysthaniden oder Agiden, Vormund des jungen Königs Plistarchus, Sohn des Leonidas, und Anführer der spartanischen Landarmee, welche gegen die Perser marschieren sollte, und zugleich Oberfeldherr des griech. Heeres, das dem persisch. Feldherrn Mordonius die Schlacht bei Platäa lieferte. Nach diesen Siegen machten die Verbündeten Anstalt, die griechischen Städte in Freiheit zu setzen, wo die Perser Besatzungen gelassen hatten. Eine Flotte von zwanzig peloponnesischen, dreißig atheniſchen und einigen andern Schiffen der übrigen Bundesgenossen segelte unter Pausanias und Aristides Anführung nach Cypern, und befreiete die Insel, nach einem unstreitig mehrere Jahre dauernden Kampfe, dem größten Theile nach von der Botmäßigkeit der Perser, und ging darauf nach Byzanz, um diesen Schlüssel zu Kleinasien und dem euxinischen Pontus zu erobern. Die Unternehmung war eben so glücklich, aber durch das schändliche Betragen, das Pausanias von jetzt an zeigte, wurde das zwischen Athen und Sparta schon obwaltende Mißtrauen so vergrößert, daß man hierin einen der ersten Keime zu dem nachfolgenden blutigen Kriege zwischen beiden Staaten suchen muß. Nicht genug, daß er mit dem Xerxes sich in geheime Unterhandlungen einließ, und, um sie einzuleiten, ihm gleich anfangs mehrere vornehme Gefangene; die zum Theil dessen Verwandte waren, unentgeldlich zurücksandte; so veränderte er auch sein Betragen gegen die Verbündeten auf eine eben so auffallende als beleidigende Weise. Die Spartaner allein wurden von ihm mit Achtung und gleichsam als das herrschende Volk behandelt. Ein solches Benehmen mußte nothwendig die Bundesgenoen gegen die Spartaner aufbringen, und dieser Unwille mußte um so lebhafter werden,

da das Betragen der atheniſchen Feldherren, des Ariſtides und Cimon, der Aufführung des Spartaners gerade entgegengeſetzt und beide eben ſo herablaſſend und gütig, als jener herrſchſüchtig und tyranniſch, waren. Die Samier, Chier und Lesbier wendeten ſich daher an den Ariſtides, und erſuchten ihn, den Oberbefehl zu übernehmen; auch bemüheten ſie ſich, die übrigen Bundesgenoſſen, die nicht weniger der Herrſchaft Sparta's überdrüſſig waren, zu demſelben Entſchluſſe zu bewegen. Alle Verbündeten, die Peleponneſier ausgenommen, fielen von den Spartanern ab, traten auf die Seite der Athener, und unterwarfen ſich den Befehlen ihrer Feldherrn. Die Regierung in Sparta betrug ſich bei dieſem Unſtern in der That ſehr edel. Sie rief nicht nur den Pauſanias unverzüglich zurück, ſondern fügte ſich auch, nachdem die Verſuche des von ihnen abgeſandten Dorcis und ſeiner Unterbefehlshaber zur Verſöhnung der Bundesgenoſſen vergeblich waren, dem allgemeinen Willen, der ſich ſo entſchieden und laut gegen ſie erklärt hatte. Deſto niederträchtiger handelte Pauſanias. Kaum war er, geſichert durch ſeine Herkunft und den Glanz der königlichen Würde, die er, als Vormund des minderjährigen Pliſtarch, bekleidete, aufrecht gehalten, durch das Andenken an die von ihm verrichteten Thaten und die Ungewißheit ſeiner Verrätherei und unterſtützt durch Reichthum und die Gunſt der Epheren, der bei ſeiner Ankunft in Sparta über ihn verhängten Unterſuchung entronnen; ſo ſuchte er ſeine ehrgeizige Entwürfe auszuführen. Er verließ daher wieder Sparta; doch nicht lange, ſo wurde er zum zweiten Male durch eine Skytala unter der Bedrohung, ihn im Fall des Ungehorſams als Verräther des Vaterlandes zu behandeln, zurückgerufen und bei ſeiner Ankunft gefangen geſetzt. Aber weder die an Gewißheit gränzende Vermuthung eines heimlichen Einverſtändniſſes mit dem Xerxes, noch die Ausſage der Heloten, daß er ſie zu einer Empörung aufgefordert habe, vermochten die Spartaner, ein Verdammungsurtheil gegen ihn auszuſprechen. Noch einmal ging er, auf ſein gegebenes Ehrenwort, ſich, ſo oft man es verlange, zu ſtellen, aus dem Gefängniſſe frei davon, und noch einmal trat er mit dem Könige von Perſien in Briefwechſel. Aber jetzt endlich ereilte ihn die Rache. Ein gewiſſer Archilius, den er zum Ueberbringer eines Briefes nach Perſien wählte, ſchöpfte, weil keiner der frühern Abgeordneten zurückgekommen war, den Argwohn, daß ſein Leben durch dieſen Auftrag in Gefahr kommen könne; er eröffnete den Brief, und händigte ihn, als er ſeinen Verdacht beſtätiget fand, den Epheren ein. Dieſe befahlen ihm, ſich in den Tempel des Neptun nach Tänarum zu flüchten, hörten hier, hinter einer Mauer verſteckt, aus dem Munde des Pauſanias, der den Schützling des Gottes zu verſöhnen ſuchte, das Bekenntniß ſeiner Verrätherei, und kehrten mit dem feſten Vorſatze, ihn zu beſtrafen, nach Sparta zurück. Jetzt blieb dem Verbrecher, der unterwegs noch von einem Epheren gewarnt wurde, nichts weiter übrig, als ſeine Zuflucht zu der Minerva Chalkiökos zu ſuchen. Aber die Hoffnung täuſchte ihn. Seine eigne Mutter trug den erſten Stein herbei, um die Thüre des Tempels zu verſchließen, und da die Menge ihrem Beiſpiele folgte, ſo mußte der Eingeſchloßne nach wenigen Tagen verſchmachten. Man begrub ihn in der Nähe des Ceadas.

Pauſanias, aus Cäſarea in Kappadozien gebürtig, ein bekannter griechiſcher Schriftſteller des zweiten Jahrhunderts. Er war ein Schüler des Herodes Attikus und Lehrer des Aelianus und Aſpaſius; er gehörte ſogar zu den vertrauten Schüler des Herodes. Pauſanias erwähnt des Herodes oft, ohne ihn aber je ſeinen Lehrer zu nennen. Die Zeit, wo Pauſanias geſchrieben hat, beſtimmte er ſelbſt im erſten Buche ſeiner Beſchreibung von Elis, wo er ſagt, daß er 217 Jahre nach der Abführung einer Kolonie nach Korinth geſchrieben habe. Korinth wurde von Julius Cäſar im J. R. 710 wie-

derhergestellt, also schrieb Pausanias J. R. 927, im 14ten Jahre der Regierung des Markus Aurelius, 174 n. Chr. Geb. Er muß aber zu dieser Zeit schon alt gewesen seyn, denn er lebte nach seiner eigenen Aussage schon unter Hadrian. Die in seinen Schriften vorgetragenen Bemerkungen sammelte er auf einer Reise durch Griechenland, Mazedonien, Italien und einen grosen Theil von Asien bis zum Orakel des Jupiter Ammon. Er war auch Redner, hatte aber als Kappadozier keinen guten Dialekt. Zur Kenntniß der alten Kunstwerke ist er ein Hauptschriftsteller. Nach der Angabe des Philostrat starb er zu Rom im hohen Alter. Wir besitzen noch von ihm sein vorzüglichstes Werk, eine Beschreibung Griechenlands in zehn Büchern. Gute Ausgaben dieses klassischen Schriftstellers besitzen wir von Joachim. 1516. Fol.; von Kuhn, Leipzig 1696. Fol.; von Facius, Leipzig 1794—97, 4 Bde. 8. (der vierte Band enthält die Uebersetzung des Romulus Amasäus); französisch mit Anmerkungen von Gedoyn, Paris 1731, 2 Bde. 4., Amsterdam 1733, 4 Bde. 8.; deutsch mit Anmerkungen von J. G. Goldhagen zweite verbesserte Auflage, Berlin 1798, 2 Bde. 8.

Pause, in der Tonkunst, die Ruhe oder das kürzere oder längere Stillschweigen der Musik; daher 2) überhaupt Ruhe, Unterbrechung, Stillstand; 3) ein weites und langes Fahrzeug, welches in Archangel zu dem Einladen der Waaren gebraucht wird; 4) in der Berg- und Hüttenkunde, eine solche Arbeit, welche in einer kürzern Zeit, als zu einer Schicht gesetzt ist, verrichtet, und bei welcher überhaupt außer der gewöhnlichen Ordnung angefahren und gearbeitet wird; auch Base und Buse genannt; — pausiren.

Pausilippo, Posilippo, Berg bei Neapel mit schönen Früchten und Wein. Durch ihn führt die Grotte oder unterirdische Heerstraße von Chiaja nach Pozzuoli, 353 Toisen lang, 24—30 Fuß breit, und an den Eingängen 800—960 Fuß hoch. In der Mitte steht eine Kapelle der h. Maria. Sie erhält nur durch 2 Luftlöcher sparsame Erhellung. Bei ihr steht ein Denkmahl Virgils bei seinem sogenannten Grabmahl.

Pauw (Cornelius von), geb. zu Amsterdam 1739, starb den 7. Juli 1799 zu Xanten. Er war der Oheim des berüchtigen Anacharsis Cloots, mit dem er denselben Hang zu sonderbaren Meinungen theilte; doch besaß Pauw mehr Geist und größere Kenntnisse. Seine philosophischen Untersuchungen 1) über die Griechen, 2) über die Amerikaner, Aegypter und Chineser, die 7 Bd. 8. ausmachen und 1795 zu Paris gedruckt, und in französischer Sprache geschrieben sind, haben ihn sehr bekannt gemacht. Pauw behauptet viel, beweist aber wenig. Man sieht es, daß es seine Lieblingsbeschäftigung ist, den Geschichtschreibern zu widersprechen und die Völker, über welche er sich eb, herabzusetzen; man kann ihm aber eine große Gelehrsamkeit, viel Geist, Philosophie und unerwartete Ideenverknüpfungen nicht absprechen. Seine Gelehrsamkeit ist systematisch geordnet, und trotz seiner Liebe zu Paradoxen, liest man ihn mit Vergnügen, weil sein Styl, obgleich etwas rauh, doch gedrängt, beredt und kräftig ist, und man bei ihm auf Thatsachen stößt, die man vergebens anderswo sucht. Friedrich der Große hielt viel auf ihn, wahrscheinlich seiner philosophischen Grundsätze wegen, welche ihn aber bei der Geistlichkeit verhaßt machten, der er durch seine Tugenden Ehrfurcht einflößte.

Pavia, Provinz in dem lombardisch-venezianischen Gouv. Mailand (15 Q. M., 116.196 Einw.) mit der Hauptstadt gleiches Namens; sie liegt auf einer schönen Anhöhe, am Tessino, über den eine 760 Schritt lange und bedeckte steinerne Brücke von 7 gothischen Marmorbogen führt, durch welche die große Vorstadt auf einer Insel des Tessino mit der Stadt verbunden wird, mit unbedeutenden Festungswerken, einer nach alter Art befestigten Citadelle, breiten geraden Straßen und 22.000 Einw. Merkwürdig sind das Schloß, die Kathedralkirche mit Rolands Lanze, 18 Pfarrkirchen, die Dominikaner-

kirche, die Augustinerkirche San di Pietro in Ciel aureo mit Augustins Gebeinen und die Karthäuserkirche (Certosa); die Paläste Mezzabarba, Bellisoni und Botta; das Theater, Krankenspital ꝛc. Sitz eines Bisthums, königl. Delegation und Provinzialkongregation, Gerichtstribunal. Die Universität soll Karl der Große gestiftet haben; Karl der Vierte, Maria Theresia und Franz der Erste haben sie neu organisirt, so daß sie am 11. Nov. 1817 feierlich eröffnet wurde; sie hat 13 Collegien, unter denen das borromäische und das des Papstes Pius des Fünften, dessen Bildsäule da steht, die vornehmsten sind; ein mathematisches und physikalisches Museum, botanischen Garten, anatomisches Theater, chemisches Laboratorium und eine Bibliothek von 50.000 Bänden; 33 Professoren und 600 Studenten; 3 Collegien oder Knabenerziehungshäuser (Borromeo, Caccia, Ghislieri), gelehrte Gesellschaft. Seidenweberei, Stückgießerei, Handel mit Getreide, Reis (der in der Gegend stark gebaut wird), Hanf, Käse, Wein, Seide ꝛc., Schifffahrt. Hier wurden Desiderius, der letzte König der Longobarden, 774 von Karl dem Großen, und Franz der Erste, König von Frankreich, nach der Schlacht 1525 von Kaiser Karl dem Fünften gefangen genommen.

Pays de Vaud, s. Waatland.

Pazzi, eine vornehme und reiche florentinische Familie, die sich 1478 durch eine Verschwörung gegen die Mediceer und durch den tragischen Tod, welcher die meisten Häupter dieser Familie traf, einen geschichtlichen Namen gemacht hat. Franz Pazzi, ein stolzer, kühner, rachsüchtiger Mensch, trieb die Eifersucht zum Hasse gegen Julian von Medici, der sich heimlich mit Camilla Cafarelli vermählt hatte; zugleich glaubte sich sein Stolz durch die Höhe der Macht, worauf damals das mediceische Haus in Florenz stand, gedemüthigt. Er machte den Bernhard Bandini, der gleiche Gesinnung gegen die Medicis hegte, zum Vertrauten. Wohl wissend, daß der Papst Sixtus IV. auf das stets sich mehrende Ansehen des Haus Medici eifersüchtig sey und ihm nichts erwünschter kommen könnte, als es zu stürzen, zogen sie dessen Sohn Hieronymus Riario mit in die Verschwörung, und machten ihn zum Theilnehmer an dem Mordplane auf Lorenz und Julian von Medici. Riario gewann den Papst: auch der Erzbischof von Pisa, Franz Salviati, den Medicis und Florentinern feind, gesellte sich zu ihnen; später trat auch auf Riario's Betrieb der päpstl. General Joh Bapt. Montesecco hinzu. Die Verschwornen wußten, ohne Argwohn zu erregen, Truppen zusammen zu ziehen, und beschlossen, während den Feierlichkeiten, welche die Florentiner zu Ehren des angekommenen Cardinals Sansoni, eines Neffen des Sixtus, veranstalten würden, die Medici zu ermorden; da aber das zweimalige Nichterscheinen des Julian den Plan scheiternd machte, wurde der 26. April 1478 dazu bestimmt, die Ermordung während des Gottesdienstes in der Kirche Santa Reparata zu vollbringen; doch Montesecco weigerte sich, den heiligen Ort zu entweihen. Man übertrug daher dies Geschäft dem Anton von Volterra und einem Priester Stephan. Als Lorenz allein in der Kirche erschien, gingen Franz Pazzi und Bandini zum Julian und vermochten ihn, durch Liebkosungen und Zureden, dem Hochamte des Cardinals beizuwohnen. In der Kirche nahmen sie ihn in die Mitte und Anton und Stephan umgaben den Lorenz. Als das Glöckchen zum zweiten Male ertönte, das Zeichen zum Angriffe, faßte Franz mit solcher Wuth den Julian, daß er sich selbst eine Wunde im Schenkel beibrachte; Bandini durchstach Julians Freund Neri. Die Feigheit ließ aber den Anton und Stephan fehlstoßen, und Lorenz flüchtete sich leicht verwundet in die Sakristei. Die ihn verfolgenden Franz Pazzi u. Bandini wurden zurückgedrängt. Viele Menschen büßten ihr Leben ein, und die Geistlichen vermochten mit Noth den Cardinal vor der Wuth des Volkes zu schützen. Vergebens strengte sich Franz an, das Volk zu empören. Mit

einer Handvoll Peruginern besetzten Salviati und Jakob Pazzi den Pallast; der Gonvaloniere Cäsar Petrucci rief aber die Wache und vertheidigte das obere Stockwerk; zufällig hatten sich die Empörer im Versammlungssaale selbst eingeschlossen, und machten es so den Florentinern leicht, sich ihrer zu bemächtigen, sie wurden theils aufgeknüpft, theils niedergehauen, theils durchs Fenster geworfen. Das tobende Volk hing Franz Pazzi mit 70 Mitverschwornen ebenfalls an die Fenster des Pallastes auf. Jakob Pazzi floh, ward aber von einem Bauer in den Apenninen erkannt, ausgeliefert und sammt Renatus gehangen. Das Volk holte den Todten aus der Gruft und warf ihn in den Arno. Der Sultan Bajazet lieferte den nach Constantinopel geflohenen Bandini aus; er und Anton von Volterra und Stephan wurden gerichtet. Allein Napoleon Franzesi und Wilhelm Pazzi, die unschuldig waren, wurden verschont. Montesecco ward enthauptet, und der Cardinal mußte nach Rom zurück.

Peculat nannte man bei den Römern, und noch jetzt, das Verbrechen der Entwendung der Staatsgüter; es kommt von dem Worte pecus, Vieh, her, weil auf den römischen Münzen ein Thier geschlagen stand. Das Vergehen, Staatsgelder und Güter zu entwenden, wurde hart bestraft, selbst mit dem Tode; doch unterschied man dabei, ob dem Verbrecher das Gut anvertraut war oder nicht. Die Unterscheidung gilt noch jetzt. Unter Peculat begriff man auch Kirchenraub (Crimen Sacrilegii) oder die Entwendung einer kirchl. Sachen oder einer res secularis an einem heiligen und geweihten Orte. Durch die berühmte Lex Julia wurde der Begriff des Peculats in den römischen Rechten festgesetzt. Entwendung der öffentlichen Gelder, einer geheiligten Sache, überhaupt Alles, was dem Staate gehörte, so wie Diebstahl an der Kriegsbeute wurde mit der Verbannung oder dem Tode bestraft. In Deutschland verhängte die Carolina schwere Strafen über das Peculat.

Peculium hieß 1) dasjenige, was die Sklaven eigenthümlich besaßen, indem sie sich von dem, was sie Gewisses an Getreide und Geld von ihren Herren bekamen, etwas ersparen, oder sonst auf andere Art mit Bewilligung ihrer Herren etwas gewinnen und erwerben konnten. 2) Nannte man Peculium das Eigenthum, welches sich bei den Römern, besonders in spätern Zeiten, der Sohn erwerben durfte: wenn er als Soldat sich etwas erwarb, z. B. von seiner Löhnung etwas ersparte, oder von der Beute und den erhaltenen Geschenken etwas zurücklegte.

Pedale, die erst in neuerer Zeit erfundenen Fußtritte an einer Orgel, durch welche die tiefen Baßpfeifen in Bewegung gesetzt werden. Es sind deren gewöhnlich 13. Die Töne, welche durch sie bewirkt werden, sind eine Oktave tiefer, als die übrigen.

Pedalharfe, s. Harfe.

Pedant ist derjenige, dem das Außerwesentliche wichtiger ist, als das Wesentliche, die Form wichtiger als die Materie; dem seine Gewohnheit, seine Lebensart, sein Studium der allgemeine Maßstab ist, nach dem er alles Andere mißt. Der Pedant zeigt in seiner ganzen Handlungsweise den Zwang der Schule, oder der Erziehung; ist peinlich in nutzlosen Formalitäten, und beweist überall Mangel des Selbstdenkens.

Pedell, die Nuntien bei den Universitäten, welche die Citationen der Universitätsbeamten besorgen, die Bekanntmachungen an das schwarze Bret schlagen, und vom Rektor und Prorektor in allen akademischen Verrichtungen gebraucht werden. Auf einigen Hochschulen sind sie auch Notarien und müssen daher eine wissenschaftliche Bildung genossen haben.

Pegasus, das berühmte geflügelte Pferd. Neptun erzeugte dasselbe mit der Medusa. Es sprang hervor, da Perseus ihr den Kopf abhieb. Auf seinen Hufschlag entsprang der Brunnen Hippokrene auf dem Helikon. Dann

sollte sich desselben Bellerophon, um die Chimära zu tödten, bedienen. Er haschte es bei dem Brunnen Pyrene in Korinth. Minerva lehrte ihn denselben zäumen. Mit seiner Hülfe ward Bellerophon der Besieger der Chimära. Von ihm herabgeworfen, starb er aber endlich im Elende. S. Bellerophon. Bellerophon wollte sich nämlich damit auf den Olymp erheben. Dies zu verhindern, ließ Jupiter den Pegasus durch eine Bremse stechen, daß er den kühnen Reiter abwarf. Seitdem stand das Pferd in den Wohnungen Jupiters, und trägt Jupiters Blitz, oder dient der Aurora vor ihrem Wagen, oder ist unter die Sterne versetzt.

Pegnitz-Schäfer, Blumenorden an der Pegnitz, eine 1644 vom Herrn v. Harsdörfer zu Nürnberg, welches an der Pegnitz liegt, gestiftete Gesellschaft, die der fruchtbringenden nachgebildet wurde, und zum Hauptzwecke hatte, die deutsche Sprache zu verbessern und sie von fremden Auswüchsen zu reinigen. 1794 feierte sie ihr 150jähriges Jubiläum und besteht noch, scheint aber immer mehr zu sinken. Die Zusammenkünfte wurden anfangs an einem angenehmen Orte an der Pegnitz gehalten; in der Folge aber räumte der Rath zu Nürnberg der Gesellschaft ein Stück Wald, eine Meile von Nürnberg bei Kraftshof, ein, welcher nach damaliger Art sehr kunstreich angelegt, und von einem darin befindlichen Irrgarten, der Irrhain genannt wurde. Doch wurden wegen seiner Entfernung von der Stadt die Versammlungen zuletzt nicht mehr in demselben, sondern in Nürnberg selbst gehalten. Jedes Mitglied bekommt einen Ordensnamen und ein Sinnbild; das Sinnbild des Ordens selbst ist eine Passionsblume. Fleißige Nachrichten von den äußern Schicksalen der Gesellschaft finden sich in Amarantes (Herdegen) historischer Nachricht von des löblichen Hirten- und Blumenordens an der Pegnitz Anfang und Fortgang, Nürnberg 1744. 8.

Pegu, sonst ein eignes Königreich auf der ostind. Halbinsel jenseits des Ganges, zwischen Ava, Martaban, dem Meere und Arrakan, jetzt aber eine Provinz des Birmanischen Reichs (vergl. d. Art.). Die gleichnamige Hauptstadt wurde von Alompra, dem Stifter des Birmanenreichs, 1757 fast gänzlich zerstört. Zwischen den Ruinen desselben hat sich indessen wieder eine neue Stadt erhoben, mit breiten, gepflasterten Straßen, mehrern kaiserlichen Gebäuden u. Klöstern, die allein von Stein dürfen erbaut werden. Das Merkwürdigste in Pegu ist der Tempel des Gaudma, ein Denkmal alter Baukunst, den Pyramiden am Nilstrome vergleichbar. Er hat 100 hohe Thurmspitzen, die alle reich vergoldet sind, und in der Entfernung wie ein goldner Wald aussehen, daher dieses Gebäude der goldene Tempel genannt wird. Der mittlere Thurm, mit der Kappe oder dem Schirm, hat 56 Fuß im Umfange. Er wird der Tee oder Tih genannt, und rund um sein Gesimse hängen eine Menge kleiner Glocken, welche ein so beständiges Geläute unterhalten, daß man den Tih bei Tag und Nacht in beträchtlicher Entfernung hört. Die ganze Höhe des Tempels von der Grundfläche an ist 361 Fuß. Das Alter des Gaudma wird auf 2300 Jahre angegeben.

Peipussee, russisch Tschudskoe Osero (tschudisches Meer), ein 7 Meilen breiter und 10 Meilen langer fischreicher See zwischen den russischen Gouvernements Liefland, Esthland, Pskow und St. Petersburg, durch den Ausfluß Narowa mit dem finnischen Meerbusen verbunden, hängt mit dem pleskowischen See durch eine Seenge und durch den Fluß Em mit dem Wirzsee zusammen. Die Comptoristen zu Nowogrod und die lübecker Handelsherren kannten diesen alten Wasserweg in den glänzenden Tagen der Hanse sehr gut. Seitdem nahm der Haupthandel der Russen nach der Ostsee und dem weißen Meer, eine veränderte Richtung durch die Zerstörung der Handels- und republikanischen Freiheit Nowogrod's, und die alte Was-

serstraße ging immer mehr ein, weil Verstopfungen und Erhöhung des Bettes der Flüsse entstanden, deren sich in allem 90 in dies weitverbreitete Wasserbecken stürzen. Der Kaiser Alexander hatte die Anlegung des sogenannten Alexanderkanals beschlossen, der mit einem Kostenanschlag von 6 Mill. Rubel den Peipussee und seine Zuwässerungen mit dem pernauischen Meerbusen in Schifffahrtsverbindung bringt. Er wird in einigen Jahren vollendet seyn. Dorpat wird nun, durch seine Lage am Alexanderkanal, zu einer Handelsstadt in diesem bisher noch sehr unbevölkerten Theile des Kaisereichs sich künftig eignen. Ein steinerner Kaufhof mit 200.000 Rubel Kosten erbauet, wurde schon jetzt unentbehrlich befunden.

Pelvi, s. Persische Sprache.

Peking, Hauptstadt des chinesischen Reichs unter 40° N. B. 134° O. L., an einem kleinen Flusse, welcher durch einen Kanal mit dem Payho in Verbindung steht. Sie zerfällt in die eigentliche Stadt und 12 Vorstädte; die eigentliche Stadt, ein unregelmäßiges Viereck mit hohen und sehr starken Mauern umschlossen, hat 4 Meilen im Umfange, jede der Vorstädte ist etwa eine halbe Meile lang. Die Stadt selbst zerfällt in zwei Theile, die Stadt der Mandscheu und die der Chinesen. Die Straßen sind meist schnurgerade und sehr breit, die Nebenstraßen werden des Nachts durch Gitterthore gesperrt. Die Häuser sind in der Regel niedrig, selten mit Fenstern nach der Straße, oder gewöhnlich sind beide Seiten der Hauptstraßen mit Kaufladen besetzt, und ganz eben so sind alle übrige Städte China's eingerichtet. Die Straßen sind übrigens nur zum Theil gepflastert und da hier die Hitze im Sommer sehr groß, der Regen aber ungewöhnlich stark fällt, so leidet man häufig vom Staube oder vom Kothe. Das Hauptgebäude ist der kaiserliche Pallast, die gewöhnliche Residenz der Kaiser in der Mandscheu-Stadt; er soll allein eine Meile im Umfange haben und enthält eine große Menge Gebäude, Hallen, Gärten, Höfe und wird nicht allein von der ganzen kaiserl. Familie, sondern auch von allen Hofbeamten und der sehr zahlreichen Leibwache bewohnt. Die Gebäude sind von Außen gar nicht bedeutend, sollen aber im Innern einen unglaublichen Luxus zeigen. Außerdem enthält Peking an 10.000 Palläste der Großen, die aber ebenfalls nichts Ausgezeichnetes haben, 33 große Tempel, eine zahllose Menge kleinerer, 26 Gebäude für die Reichskollegien, die höchsten Schulanstalten und ist überhaupt der Sitz der höchsten Behörden. Die Zahl der Einwohner wird höchst verschieden angegeben, 1 ½ Million möchte die wahrscheinlichste seyn. Obgleich die Provinz Petscheli nicht zu den fruchtbarsten gehört, so herrscht doch in der Stadt beständige Wohlfeilheit der Lebensmittel, weil die Regierung große Magazine unterhält und aus allen Provinzen Zufuhr herbeischafft. Es herrscht große Sicherheit und Ordnung in der Stadt, Nachts werden die Straßen gesperrt und man sieht niemand als die zahlreichen Wachen, welche auch bei Tage beständig umhergehn und in dem unglaublichen Menschengewühl mit langen Peitschen Ordnung erhalten.

Pelagius, ein Irrlehrer, aus England gebürtig, blühte zu Anfange des 5. Jahrhunderts. Er widmete sich dem geistlichen Stande und begab sich nach Rom, wo er durch seine Kenntnisse und seine Sitten allgemeine Achtung genoß. Bei Verwüstung der Stadt durch die Gothen (409), flüchtete er mit seinem Freunde Cölestius nach Sizilien und 411 nach Palästina, nachdem er schon früher die Lehren von der Erbsünde, die Zurechnung der ersten Sünde, das gänzliche Verderben und die übernatürliche Gnade bestritten und den Grundsatz aufgestellt hatte, daß der Mensch durch seine eigenen Kräfte zum höchsten Grade der Vollkommenheit gelangen könne. Auch dürfte die Anhänglichkeit an die zeitlichen Güter und die Gleichgültigkeit gegen die Tugend der Verderbtheit der menschlichen Natur nicht zu Last gelegt werden.

Er entwickelte diese Lehren im vierten Buche seine Schrift: de libero arbitrio und unterstützte sie noch durch folgende Behauptungen: „Adam war sterblich geschaffen und er wäre also gestorben, auch wenn er nicht gesündigt hätte; Adam's Sündenfall war aber nur ihm, nicht den nachgebornen Menschen verderblich; Moses Gesetze führten zum Himmel, wie das Evangelium. Auch vor Christi Menschwerdung waren die Menschen ohne Sünde. Neugeborne Kinder befinden sich im Stande der Unschuld, wie Adam vor dem Falle. Da der Mensch nun ohne Sünde geboren, so kann er den Geboten Gottes leicht gehorchen, wenn er will. Das ganze Menschengeschlecht stirbt durch den Tod und den Fall Adams nicht, so wie dasselbe durch die Auferstehung Jesu auch nicht aufersteht." — Seine Lehrsätze wurden durch die Kirchenversammlung zu Diospolis (412) und zu Carthago (415) und Milevi (416) verdammt und auf Kaiser Honorius Befehl erfolgte 413 die Verbannung von Pelagius u. Cölestius aus Rom. Augustin (s. d. A.) setzte hierauf auf einer neuen Kirchenversammlung zu Carthago 9 Sätze gegen die Pelagianer auf, welche die anwesenden Bischöfe unterschrieben. Pelagius, der sich von Rom nach Jerusalem begeben hatte, wurde auch von dort vertrieben. Wann und wo er gestorben, ist unbekannt. Nach seinem Tode war Julian von Eklane das Haupt des Pelagianismus, der unter ihm eine neue Gestalt und den neuen Namen des Semipelagianismus annahm, sich einige Zeit im Orient und Occident ausbreitete und bald darauf verschwand. Man hat von ihm außer Fragmenten von den 4 Büchern de libero arbitrio einen Brief an seine Schüler in Demetrias, von Semler mit Bemerkungen erläutert) und Erläuterungen über die Briefe Pauli.

Pelasger, eine der Hauptnationen, die einst Griechenland bewohnten. Ueber ihren Ursprung und Aufenthalt herrscht sehr viel Dunkelheit. Die ältesten Pelasger treffen wir in Arkadien an. Von da aus wanderten, nach einer gewissen Sage, ungefähr 170 Jahre nach dem Phoroneus, oder ums Jahr v. Chr. G. 1626, drei Männer oder Brüder, Achäus, Pelasgus und Phthius nach Thessalien ein. Von des Pelasgus, als des zweiten, Nachkommen machten sich besonders Thessalus und Grákus, von deren erstem Thessalien, von dem zweiten Grácia den Namen erhielt, berühmt. Andere Pelasger führten 50 Jahre nachher die Brüder Oenotrus und Peaukatius nach Unteritalien. Ueberall aber wohnen die Pelasger vermischt mit Hellenen und andern Nationen. Man kann in der Bevölkerungsgeschichte Griechenlands folgende Stufenfolge annehmen. Zuerst stoßen wir auf eine Menge kleiner Völker in Griechenland, die noch ganz den Charakter der rohesten Wilden an sich tragen. Zu ihnen gehören namentlich die Leleger, Abanten, Aonen, Caukonen, Cureten u. a. Diese bekommen durch Ausländer, z. B. Cekrops, Codrus, Cadmus, Ausbildung. Unter ihnen erblicken wir ein Volk, das den Thraciern in seinen Sitten, seiner Lebensart und seinem Gottesdienste sehr ähnlich ist, und dieses Volk finden wir unter dem Namen Pelasger auf dem Hellespont, wie im Peloponnes, in Kreta, wie in Thessalien und Epirus, in Asien wie in Italien, immer sich gleich in seinem Charakter, seinen Sitten und Meinungen. Endlich erhebt sich mitten in Griechenland, aus Epirus und Phócis ein drittes Volk, dessen erste Geschichte in der Tradition ganz wie die Familiengeschichte eines Mannes und seiner Söhne aussieht; das aber gleichwohl von Anbeginn an so mächtig und zahlreich ist, daß es die Pelasger aus weiten Distrikten verdrängen und bald nach seiner Entstehung Kolonieen nach allen Theilen Griechenlands versenden kann. Dieses Volk verräth auch sehr bald eine überwiegende Ausbildung und nennt sich Deukalions Volk, Hellenen.

Peleus, der Sohn des Aeakus und der Tochter des Chiron Endeis, des Telamon Bruder. Er mußte, weil er an der Ermordung seines Halbbruders

Phokus Antheil genommen hatte, Aegina verlassen, und wendete sich also nach Ihthia zu dem Sohne Aktors, Eurytion, der ihn wegen der begangenen Mordthat aussöhnte, und ihm seine Tochter mit dem dritten Theile seines Reiches gab. Diese Flucht, welche zum Theil in Tragödien vorkam, hatte die Ansiedelung der Myrmidonen in Thessalien zum Grunde. Mit seinem Schwiegervater fand er sich bald dann auf der kalydonischen Jagd ein, hatte aber hier das Unglück, daß er den Eurytion traf und erlegte, da er nach dem Schweine warf. Andere ließen ihn des Akastus Sohn, Aktor, auf dieser Jagd tödten. Peleus nahm nach dem unglücklichen Morde seine Zuflucht zu dem Akastus, der ihn denn von jenem Todschlage reinigte. Hier aber verliebte sich des Akastus Gemahlin, Astydamia, oder Hippolyte, wie sie Pindar nennt, in ihn. Astydamia erklärte aber umsonst dem Peleus ihre Liebe, eben so vergeblich schrieb sie an des Peleus Gemahlin, daß Peleus des Akastus Tochter, Sterope, heirathen werde, und bewog diese dadurch, sich zu erhenken. Peleus wollte von Gegenliebe nichts wissen. Sie verleumdete ihn also bei ihrem Gemahl, er habe ihr ungebührliche Dinge angemuthet. Akastus, der das Gastrecht nicht verletzen wollte, führte den Peleus auf die Jagd auf den Berg Pelion, wo er ihn dergestalt ermüdete, daß er zuletzt einschlief. Jetzt versteckte Akast sein Schwert, und ließ ihn so hilflos liegen. Zur Belohnung seiner Keuschheit erhielt dann auf den Rath der Themis Peleus die schöne Thetis zur Gemahlin, und zeugte mit ihr den Achilles. Chiron, oder nach andern, Proteus, unterwies ihn, wie er sich der Göttin bemächtigen sollte; und seiner Vermählung wohnten alle Götter bei. Peleus vertraute die Erziehung seines Sohnes seinem Freunde Chiron an. Er selbst begab sich unter die Argonauten, wo ihm Chiron bei der Abfahrt den kleinen Achill zeigte. An Astydamien und dem Akastus sich zu rächen, vereinigte sich Peleus mit den Dioskuren, und überfiel mit ihnen gemeinschaftlich Iolkos, das er einnahm, den Akastus in die Flucht trieb, Astydamien aber in Stücken zerhauen ließ. Er gab das nach Pindar ohne Truppen eroberte Jalkos den Hämonen. Nach dieser Zeit regierte Peleus als König der Myrmidonen in Phthia. Des Peleus Tod ist unbekannt. Pindar aber setzt ihn mit dem Kadmus und Achilles als Richter in der Unterwelt an.

Pelias, Sohn des Neptuns und der Tyro. Von einer Stute gesäugt, ward er der grausamste Mensch, der sich nicht begnügte, dem Aeson die Regierung zu entreißen, sondern ihn noch einsperren und blos Ochsenblut zur Nahrung reichen ließ. Er opferte seine Stiefmutter der Juno und ließ Aesons Weib und Kinder ermorden. Jason allein wurde der Mordlust entrissen und in Geheim erzogen, und dieser kam in der Folge, um seine Erbstaaten von Pelias zurück zu verlangen, welcher nicht wagte, sie ihm zu verweigern, aber den jungen Prinzen zur Eroberung des goldnen Vlieses beredete, in der Hoffnung, daß er dabei umkommen würde. Jason kehrte siegreich mit der Medea zurück, welche den Pelias wegen seiner Schandthaten strafte, indem, nachdem sie den alten Aeson durch Blutabzapfen und dessen Erneuerung verjüngt und den Töchtern des Pelias, die aus kindlicher Zärtlichkeit ein Gleiches für ihren Vater wünschten, den Rath gegeben hatte, des Vaters Blut ebenfalls abzuzapfen und mittelst Zauberei durch neues zu ersetzen, solche zu Mörderinnen ihres eigenen Vaters machte. Die Lanze, womit Pallas dem Pelias an seinem Hochzeittage ein Geschenk machte, trug seinen Namen, nur Achilles konnte in der Folge sich derselben bedienen. Chiron hatte sie von einer Eiche, auf dem Berge Pelion gewachsen, verfertigt.

Pelides, ein Beiname des Achilles, des Peleus Sohn (s. Achilles).

Pelion, eines der thessalischen Gebirge, welches die Riesen auf das Ossa-Gebirge setzten, um den Himmel zu erstürmen. Es heißt jetzt Sagari.

Pelisson-Fontanier (Paul), geb. zu Beziers 1624. Er verlor frühzeitig seinen Vater und seine Mutter erzog ihn in der protestantischen Religion. Seine Talente erregten große Erwartungen; er besaß eben so viel Scharfsinn als Lebhaftigkeit des Geistes. Er studirte zu Castres, Montaubau und Toulouse und erwarb sich keine geringe Kenntniße in der griechischen, lateinischen, französischen, spanischen und italienischen Literatur. Kaum einige Monate hatte er auf das Studium der Jurisprudenz verwandt, als er die Institutionen des Justinian paraphrisirte; ein Werk, das 1645 zu Paris herauskam und nicht seinen jungen Verfasser verrieth. Pelisson trat bald, Aufsehen erregend, vor den Gerichtsschranken auf, als ihn die Pocken befielen und seine Gestalt so zerstörten, daß seine Freundin, Mad. Scudery, sagte: er mißbrauche das Vorrecht der Männer, häßlich zu seyn. Mehrere Werke machten ihn unter allen Männern von Geist und Verdienst zu Paris vortheilhaft bekannt, und die Akademie, deren Geschichte er beschrieben hatte, nahm ihn in ihre Mitte auf. Pelisson kaufte sich die Stelle eines königl. Sekretärs und zeichnete sich bald als einen der Kenntnißreichsten auf diesem Felde aus. Fouquet, auf seine Verdienste aufmerksam gemacht, erwählte ihn zu seinem ersten Commis. Seine Uneigennützigkeit und Thätigkeit in diesem Amte wurden 1660 mit dem Patente zum Staatsrathe belohnt. Das folgende Jahr wurde er in Fouquets Ungnade, dessen Geheimnisse er theilte, verwickelt, und saß vier Jahre auf der Bastille. Er verwandte seine Zeit darauf, seinen Wohlthäter zu vertheidigen und verfertigte drei Denkschriften, die eben so viele Meisterstücke sind. Er rettete ihn zuletzt auf eine eben so schlaue als kühne Weise. Fouquets Rettung hing davon ab, daß ihm bekannt gemacht würde, seine Papiere, die gefährliche Geheimnisse enthielten, seyen verbrannt. Pelisson stellte sich, als wolle er wichtige Anzeigen über Fouquet machen und veranlaßte durch seine unbestimmten Aussagen eine Confrontation mit Fouquet. Dieser schwieg betroffen, als Pelisson mit lauter Stimme sagte: Sie würden sich überführt bekennen, wenn Sie nicht wüßten, daß Ihre Papiere verbrannt wären. Fouquet errieth den Wink und gestand nicht. Pelissons Freunde bewirkten endlich seine Freiheit; jährlich feierte er dies Ereigniß durch Loskaufung einiger Gefangenen und der König entschädigte ihn durch Pensionen und Stellen; er trug ihm sogar auf, seine Geschichte zu schreiben, und nahm ihn mit in den Feldzug nach der Franche-Comte 1670 wurde katholisch; einige Zeit darauf ließ er sich zum Subdiakonus weihen und erhielt die Abtei Gimont und die reiche Priorie Saint-Orens. 1671 ward er maitre des requets; mit zwei andern Akademikern setzte alle zwei Jahre einen Preis für die beste Lobschrift auf irgend eine That des Königs fest. 1712 folgte er ebenfalls Ludwig XIV. als Geschichtschreiber zu den Feldzügen; zwar veranlaßte die Frau von Montespan, die durch ihn einen Prozeß verloren hatte, den König, das Amt seines Geschichtschreibers dem Boileau und Racine zu übertragen; demungeachtet befahl er dem Pelisson fortzuarbeiten. Seinen Eifer für die Bekehrung der Calvinisten belohnte der König mit einträglichen geistlichen Würden; er war eben damit beschäftigt, die Meinungen derselben über das Abendmahl zu widerlegen, als er den 7. Febr. 1693 starb. Man besitzt von Pelisson eine Menge Werke, in denen der Styl elegant und leicht, aber auch oft schleppend und nachläßig ist.

Pelopidas, ein Sohn des Hippokles und nächst Epaminondas, dessen Freund er war, der berühmteste Feldherr von Theben. Er befand sich mit unter denjenigen, welche von den Spartanern aus Theben vertrieben wurden, als sie hier der Oberherrschaft sich anmaßten, und begab sich mit ihnen zu den Athenienfern, von denen sich alle bereitwillig aufgenommen wurden. Hier dachten sie auf den Plan, ihr Vaterland zu befreien. Mit Hülfe atheniſcher

Hülfstruppen vertrieb auch Pelopidas die lacedämonische Besatzung und alle, welche es mit den Spartanern gehalten hatten, und befreiete so sein Vaterland ganz von der Tyrannei. Nachdem die Stadt Theben selbst in Freiheit gesetzt worden war, so wurden auch die übrigen Städte von Böotien durch den Pelopidas erobert. Er selbst, durch seine eigenen Fehler und durch das Beispiel des feindlichen Feldherrn Agesilaus gebildet, machte sich die Erfahrung des einsichtsvollsten Feldherrn von ganz Griechenland zu eigen, und brachte es bald dahin, daß er selbst in einem Treffen gegen ein überlegenes Korps Lacedämonier Sieger blieb. Dieser Schlag erschütterte Lacedämon, und erhob Theben; man machte Versuche zum Frieden, welche aber nicht glücklich abliefen, so daß der Krieg aufs neue ausbrach. Der Sieg bei Leuktra im J. 371 v. Chr. G. verherrlichte den Ruhm des Pelopidas fast eben so, wie den des Epaminondas; ersterer führte dabei die heilige Schaar an, und machte damit die muthigsten Angriffe auf den lacedämonischen Phalanx. Zwei Jahre darauf wurde Pelopidas mit dem Epaminondas zum Böotarchen ernannt, und beide führten einen sehr glücklichen Feldzug im Herzen Lakoniens selbst, der beinahe Sparta den Untergang gebracht hätte. Um nicht das Kommando einem unerfahrnen Feldherrn übergeben zu müssen, behielten sie es 4 Monate über die von den Gesetzen bestimmte Zeit, und wurden deswegen in Theben vor Gericht angeklagt. Pelopidas betrug sich bei dieser Gelegenheit gar nicht mit der Würde, welche man von ihm hätte erwarten sollen, und mit welcher Epaminondas handelte. Er nahm seine Zuflucht bloß zu niedrigen Bitten. Bald darauf erhielt Pelopidas das Kommando in Thessalien wider den Tyrannen Alexander von Pherä, gegen welchen die Thessalier Thebens Beistand aufgerufen hatten. Er zwang den Tyrannen, sich zu ergeben, und ging nun nach Macedonien, wohin er zur Beilegung des Erbfolgestreits zwischen dem rechtmäßigen Sohne des Königs Amyntas, Alexander II., und dessen natürlichem Sohne, Ptolemäus Alorites, gerufen wurde. Dieses Auftrags entledigte er sich glücklich, befestigte den Alexander auf dem Throne, und nahm dessen jüngsten Bruder Philipp und andere dreißig macedonische Jünglinge aus den angesehensten Häusern als Geißeln mit sich nach Theben. In Thessalien war dagegen Pelopidas nicht so glücklich, indem er mit der größten Treulosigkeit von dem Tyrannen gefangen genommen und zu Pherä in ein Gefängniß gesetzt wurde. Sobald dies in Theben bekannt ward, so schickten die Thebaner augenblicklich ein neues Heer zur Befreiung des Pelopidas ab. Alexander lieferte jetzt den Pelopidas auf die erste Aufforderung aus, und machte Frieden. Indessen fing er doch wieder Unruhen in Thessalien an, und Pelopidas rückte nochmals nach Thessalien. Hier verlor er in der ersten Schlacht mit Alexander sein Leben, doch blieben die Thebaner Sieger.

Peloponnesischer Krieg, s. Griechenland.

Peloponnesus, s. Griechenland.

Pelops, König in Elis, Tantalus Sohn, kam aus Phrygien nach dem Peloponnes. Sein Vater war der Freund und Tischgenoß der Götter, d. i. ein besonders begünstigter, beglückter Mann. Einst gab er den Göttern wieder ein Mahl, und um ihre Allwissenheit auf die Probe zu setzen, ließ er ihnen seinen Sohn schlachten und zurichten. Nur Ceres verzehrte ein Schulterblatt. Die übrigen Götter aber bemerkten den Unrath, warfen den Knaben in einen Kessel und Klotho zog ihn mit erneueter Schönheit hervor. Pelops bewarb sich um die Hippodamia, erflehte zur Nachtzeit am Gestade des Meeres von Neptun den Sieg über den Oenomaus und einen Wagen mit geflügelten Rossen. Er ward erhört, und erhielt das Mädchen mit der Küste von Elis zum Eigenthume. Des Pelops Nachkommen werden sehr verschieden angegeben. Man eignet ihm gewöhnlich von der Hippodamia die Söhne Atreus, Thyestes, und Hippalkus, oder Hippalcimus. In dem Hause des Atreus und Thyestes

ereigneten sich viele tragische Vorfälle. Diese brachte wie die Tragiker, dichteten, Pelops durch den Mord über sein Haus, den er an dem Myrtilus dem Sohne Merkurs, seinem Wohlthäter, beging. Indeß machte Pelops dadurch seinen Namen unsterblich, daß er einer der verschiedenen Stifter oder Erneurer der Olympischen Spiele ward. Dies und die vielen Tragiker, welche seine Geschichte bearbeiteten, brachten diesen Mythus freilich zu einer besondern Berühmtheit. Seine Gebeine wurden nach seinem Tode in einem ehernen Kasten bewahrt, und jährlich wurde ihm von den Eliensern noch vor dem Jupiter geopfert.

Penaten, gewisse häusliche Gottheiten bei den Römern, welche bisweilen mit den Laren und Genien für einerlei gehalten, noch öfter aber von ihnen unterschieden werden. Die Penaten waren keine besondere Klasse von Gottheiten, im Gegentheil wurden sie aus jeder Klasse derselben gewählt. Bisweilen war es Jupiter, noch öfter Vesta, oder eine andere Gottheit des Himmels, der Erde, des Wassers und der Unterwelt; oder ein Heros, indem Jeder dabei der besondern Richtung seiner Andacht folgte. Es stand jedem frei, Penaten zu wählen, welche er wollte; auch haben wir alte Inschriften, welche Penaten und Laren von allen Arten nennen, selbst noch lebende Kaiser. Es war sogar erlaubt, seine Vorfahren unter die Zahl dieser Götter zu setzen, und dies geschah sehr häufig. Den Namen Penaten leitet man theils von penus, welches jede Art von Nahrungsmittel anzeigt, oder von penitus, weil sie im ganzen Hause die Oberaufsicht haben; sie hießen auch dii penetrales, weil sie im Innersten des Hauses (in penetralibus) verehrt wurden. Die Römer brauchten den Namen Penaten von allen Göttern dieser Art.

Pendel (Pendulum) heißt jeder schwere Körper, der an irgend einem Punkte, der nicht mit seinem Schwerpunkte übereinkommt, so aufgehangen wird, daß er sich um einen Punkt frei bewegen kann. Wäre die Linie, woran der schwere Körper hängt, selbst nicht schwer: so würde dieses den einfachen mathematischen Pendel geben. Ist sie aber schwer, wie bei dem Pendel der Uhr: so heißt er zusammengesetzt, oder der physische Pendel, der allein nur anwendbar ist, weil der mathematische nur in der Idee existirt. Der Pendel kann nur ruhen, wenn die Linie, woran er hängt, senkrecht auf dem Horizonte ruht. In dem entgegengesetzten Falle bewegt er sich abwechselnd in Schwingungen von einer Seite zur andern, und beschreibt, je nachdem er länger oder kürzer ist, größere oder kleinere Bogen. Die Dauer der Schwingungszeit hängt ab, 1) von der Größe des Elongationswinkels, d. i. des Winkels seiner Entfernung von dem festen Punkte, an welchem er aufgehangen ist, 2) von der Länge des Pendels, 3) von der beschleunigten Kraft der Schwere, die nicht an allen Orden der Erde gleich ist. Der Pendel ist ein sehr wichtiges Instrument, wovon in der angewandten Mathematik mannichfaltiger Gebrauch besonders bei Verfertigung der Uhren gemacht wird, und der auf mancherlei sehr wichtige Erfahrungen geleitet hat; z. B. daß zwei Pendel von gleicher Länge und gleichem Gewicht in den Polarländern und unter dem Aequator, so wie auf hohen Gebirgen und im Thale, nicht isochronisch, d. i. gleichzeitig schwingen, woraus erhellet, daß die Schwere unter dem Aequator, so wie in den von dem Mittelpunkte der Erde entfernten Gegenden, immer geringer wird. Dieser mannichfaltige Nutzen des Pendels hat gemacht, daß man die Verhältnisse der Schwingungen und ihrer Dauer zu der Länge der Pendel genau berechnet, und ihre Gesetze erforscht hat. Ein Hinderniß beim Gebrauch der Pendel, um durch Hülfe desselben richtig (z. B. bei astronomischen Observationen) zu beobachten, ist der Einfluß der Wärme und der Kälte. Jene verlängert, diese verkürzt die Linie. Daher auch auf diesen Umstand bei der Verfertigung genauer Pendeluhren große Rücksicht genommen werden muß.

Penelope, die bekannte Gemahlin des Ulysses, welche gewöhnlich für eine Tochter des Ikarius oder Ikarion, des Bruders vom Tyndareus, erklärt wird. Ulysses erhielt die Penelope entweder für seinen guten Rath, den er dem Tyndareus in Absicht der Freier der Helena gab; oder als Preis seines Sieges im Wettlauf, welchen Ikarius um seine Tochter anstellen ließ. Sie war nach Homer ausnehmend schön, sehr geschickt in weiblichen Arbeiten, aber auch sehr listig und schlau. Ulysses zeugte mit ihr den Telemach. Ulysses verließ Penelopen sehr frühzeitig. Als aber sein langes Außenbleiben machte, daß man ihn allgemein für todt erklärte, fanden sich ein ganzer Haufen Freier, 52 aus Dulichium, 24 aus Samos, 24 aus Zacynth und 20 aus Ithaka, mit einem großen Gefolge von Sklaven, bei Penelopen ein, die alle auf Kosten ihres Hauses lebten. Diese Unruhe dauerte bis ins vierte Jahr; indeß hielt Penelope, die zwischen dem Entschluß zu heirathen und frei zu bleiben schwankte, die Freier mit dem Versprechen hin, daß sie, wenn ihr jetziges Gewebe, ein Leichentuch für den Laertes, vollendet sey, sich erklären wollte. Zur Nachtzeit aber trennte sie wieder auf, was sie am Tage gewebt hatte, bis zuletzt eine Sklavin dies den Freiern verrieth, und diese nun auf ihren Entschluß drangen. Eine neue Verlegenheit machte ihr die Abwesenheit ihres Sohnes, der, ohne ihr etwas zu sagen, abgereist war. Endlich überbrachte ihr Emäus die Nachricht von der Rückkehr ihres Sohnes; Telemach erschien selbst, und kündigte die nahe Ankunft des Ulysses an. Hiedurch getröstet, zeigte sie sich den Freiern in einer Schönheit, die ihr selbst Minerva verliehen hatte, und versprach ihre baldigste Entscheidung. Vor der Hand aber verlangte sie den Bettler zu sprechen, und erfuhr von ihm die gewissesten Anzeichen von der Rückkehr des Ulysses. Am Morgen darauf brachte sie den Freiern den Bogen ihres Gemahls und die zwölf Stäbe mit Löchern, durch welche hintereinander aufgestellt, er ehemals den Pfeil gejagt hatte. Sie versprach dem ihre Hand, der dies ihm gleich thun werde. Doch die Freier vermochten nicht einmal den Bogen zu spannen; wie bald darauf auf ihren Befehl der Bettler that. Bei dem Massakre der Freier war sie nicht gegenwärtig. Euryklea brachte ihr die erste frohe Nachricht. Ihr Staunen über die Rückkehr ihres Gemahls ward beinahe zur Gleichgültigkeit, und hob sie erst nach den deutlichsten Beweisen seiner Gegenwart auf. Dann erst warf sie ihre Arme um seinen Hals. Von ihren letztern Jahren gab es verschiedene Nachrichten. Ulysses soll nach seiner Rückkehr noch einen Sohn Ptoliporthes mit ihr erzeugt haben.

Penn (William), geboren zu London 1644, war der Sohn des berühmten Admirals W. Penn, der sich durch Tapferkeit, Vaterlandsliebe und durch eine ruhige feste Haltung während den Kämpfen der Partheien großes Ansehen erwarb. Der junge Penn erhielt zu Oxford eine Erziehung, wie sie dem Erben eines großen väterlichen Namens und eines außerordentlichen Vermögens, so wie seinem einstigen hohen Stande in der Gesellschaft angemessen war. Da sein Vater den Hang des Sohnes zur frommen Schwärmerei und einem stillen, mehr beschaulichen Leben merkte, sandte er ihn nach Paris, um an dem dortigen Hofe mehr den Ton und die Sitten eines Weltmanns sich eigen zu machen. Das neue Leben und die reizenden Eindrücke zogen ihn an, doch verlor er im Umgange mit den Hofleuten nicht den Adel seiner Sitten, sein reines, empfindliches Herz und den unbefleckten Wandel. Die Vaterlandsliebe rief ihn nach England zurück, und als das Schiff in einem irländischen Hafen landen mußte, gerieth er zufällig in eine Versammlung Quäker. Hier erwachte seine fromme Begeisterung wieder, die schon in der Jugend durch die Predigten des bekannten Thomas Loe erweckt worden war. Er schloß sich der Gemeinde an. Die Verfolgungen, welche damals die Quäker erdulden mußten, und die ihn gleich anfangs bei seiner Verbin-

dung mit der Gemeinde ins Gefängniß brachten, befestigten seinen Entschluß noch mehr, sich mit der Parthei des Georg Fox (s. d. A.) auf das Innigste zu verbinden. Als er aus dem Gefängnisse nach England zurückgekehrt war, bekannte er sich öffentlich zu der Sekte, kleidete sich so wie sie und duzte alle Menschen. Der Vater, der nichts weniger als einen Quäker an seinem Sohne erwartet hatte, und dem alle Bemühungen fehlschlugen, ihn umzustimmen, gerieth in Zorn, verstieß ihn und drohte ihn sogar zu enterben. Doch nichts beugte den frommen festen Sinn des Sohnes; den Spott und Hohn des Pöbels bekämpfte er durch Standhaftigkeit und Tugend. Er predigte in der City und machte viele Proselyten; die Frauen vom Hofe und der Stadt kamen häufig ihn zu hören. Selbst der Patriarch Georg Fox reiste, durch seinen Ruf gelockt, zu ihm. Beide entschlossen sich zu einer Missionsreise in fremde Länder, und schifften sich nach Holland ein; ihre Bemühungen krönte zu Amsterdam ein glücklicher Erfolg. Die größte Ehre machte ihnen aber die gütige Aufnahme der Pfalz-Fürstin Elisabeth, Tante des Königs von England Georg II., einer Frau von vielem Geiste und großer Gelehrsamkeit. Sie hatten mehrere Unterredungen mit ihr und verließen sie günstig für ihre Sekte gestimmt. Sie kehrten nach England zurück, wo Penn sein Predigeramt fortsetzte; wenn gleich ein Schwärmer, mäßigte und milderte er doch die trübsinnige und düstere Schwärmerei und unmäßige Strenge des Fox. Er predigte und übte Duldung und suchte ihren Geist unter seinen Glaubensgenossen zu befestigen; er setzte auf die Unterscheidungslehren wenig Gewicht, und forderte mit hinreißender Beredsamkeit zu einem christlichen Leben mehr innere lebendige Ueberzeugung, mehr Wirken und Thun, als todtes Wissen, und gab den mystischen Grundideen der Sekte von dem innern Lichte und der Belebung Christus in uns eine wahrere lichtere Deutung. Bald sah der Vater den frommen, standhaften Sinn seines Sohnes mit günstigern Augen an; er versöhnte sich mit ihm, hinterließ ihm ein unermeßliches Vermögen und empfahl ihn sterbend der Gnade und dem Schutze des Königs. Obgleich der König und der Thronerbe ihn begünstigten, konnten sie es doch nicht hindern, daß er mehrmals in's Gefängniß geworfen wurde, denn das englische Parlament, das durch die Lehre der Quäker die innere Sicherheit des Staates gefährdet, und die Säulen der bürgerlichen Verfassung untergraben glaubte, wollte die Sekte unterdrücken. Im Kerker fertigte Penn mehrere Schriften, welche den Vorzug vor den damaligen Quäkerwerken verdienen. Als er frei kam, benutzte er sein großes Vermögen zu dem Zwecke, den er für die höchste Angelegenheit seines Lebens erkannte; er gründete Gemeinden, vertheilte Erbauungsschriften und verwendete die Gunst des Hofes zum Besten und zur Nachsicht gegen die Gemeinden; Carl II. und Jakob II. befreiten auf seine Verwendung die Quäker sogar von den Eidesleistungen. Da er aber in seinen Schriften die Lehre von der Dreieinigkeit und der Genugthuung angriff, empörte er die englische Geistlichkeit gegen sich und entflammte den Verfolgungsgeist. Er gerieth wieder in harte Gefangenschaft, und manche Grausamkeit wurde gegen seine schutz- und wehrlosen Glaubensgenossen ausgeübt. — Den Penn beschuldigte man des verdeckten Papismus und verfolgte ihn auf alle Weise; er aber setzte ruhig seinen Gang fort, und seine einzige Antwort war Wohlthun. Unter der Erbschaft seines Vaters befanden sich auch Forderungen an die Krone, welcher der Admiral Geld vorgeschossen; zur Deckung derselben erhielt Penn 1681 von König Carl II. einen großen Landstrich am Delaware, Namens die neuen Niederlande, in Nordamerika, als unabhängiges Eigenthum, doch unter der Hoheit der englischen Krone. Seine erste Sorge war, den fruchtbaren aber wilden Boden mit Bebauern zu versehen. Er lud Alle, ohne Unterschied der Reli-

gion, ein, sich dort niederzulassen und versprach ihnen Unterstützung. Er erbaute Philadelphia, ein Name, der Allen zur Erinnerung dienen sollte, daß sie eine Brudergemeinde ausmachen, und jeder verpflichtet sey, den in Religion Andersdenkenden zu dulden. Das Land nannte er Pensylvanien. Daß sein Plan keine Chimäre war, bewies das glückliche Gelingen; von allen Seiten strömten Anbauer herbei, und bald schufen aus den verschiedensten Elementen die Gesetze ein glückliches Volk. Philadelphia wuchs zu einer ansehnlichen Stadt an. 1682 reiste Penn, der mit immer gleich warmer Begeisterung für das schöne Werk gearbeitet hatte, selbst nach seiner Pflanzung; er führte dort eigne Gesetze ein und entwarf die Verfassung. Sein Grundsatz war unbeschränkte Toleranz; jeder konnte glauben, was er wollte, wenn er nur unter der gesetzlichen Obrigkeit ruhig und gerecht lebte. Er schloß Bündnisse mit den anwohnenden Amerikanern, und diese sind die einzigen, welche nicht gebrochen worden. Nach England zurückgekehrt verwendete der wahrhaft große Mann seinen Einfluß am Hofe für die dortigen Quäker, und bewirkte endlich bei Jakob II. die freie Religionsübung für dieselben aus. Unter der Regierung Wilhelms II. wurde durch die allgemeine Duldungsakte von 1689 die Freiheit auf alle Nichtkonformisten ausgedehnt. Eines Briefes wegen, den Carl II. an ihn geschrieben hatte, der Verrätherei angeklagt, vertheidigte er sich mit edler Unerschrockenheit, gestand frei, daß er den König geliebt habe und noch liebe, daß er sich aber nie auf einen Anschlag zu seiner Zurückberufung eingelassen habe. Man mußte ihn freisprechen; doch um den fernern Verdrießlichkeiten zu entgehen, reiste er 1699 mit seiner Frau und Familie nach Pensylvanien, hielt sich dort bis 1701 auf und kehrte nach seinem Vaterlande zurück. Die Königin Anna zog ihn häufig an den Hof. 1712 verkaufte er an die Krone England Pensylvanien für 280.000 Pfund Sterling. Da die Luft in London seiner Gesundheit nicht zuträglich war, so zog er sich 1710 nach Ruschomb, bei Twiford in Buckinghamshire zurück, wo er sich mit Wohlthun und Anfertigung quäkerischer Schriften beschäftigte. Nach Einigen soll er in dieser Zeit seine Missionsreise nach Holland und der Pfalzgräfin Elisabeth gemacht und auch sich zum zweiten Male verheirathet haben. Bis an seinen Tod hielt er die fromme Begeisterung für die heiligsten Zwecke der Menschheit. Er starb 1713. — Penn war wahrhaft tugendhaft, so lautet das Urtheil eines berühmten Schriftstellers über ihn; im Laufe seines langen thatenreichen Lebens hat er nie seinen Charakter verläugnet und war glücklich, so sehr ein Mensch es seyn konnte. Die Verfolgungen, die er erduldete, trübten sein Glück nicht; es lag in seinem Gewissen. Die Grausamkeiten trugen selbst zur Verbereitung seiner Gemeinde bei, er sah seine Colonie immer herrlicher aufblühen, von den wilden Amerikanern geliebt, von dem Mutterlande geehrt. Man vergleiche mit Penn die Cortez, die Pizarro's und alle Eroberer der neuen Welt, und urtheile.

Pennal, ehedem ein Spitzname, welchen angehende Studenten im ersten Jahre erhielten und der wahrscheinlich daher entstand, daß sie den Aeltern die Federbüchse trugen und ihnen manche andere Dienstleistungen erweisen mußten, welcher Mißbrauch, so wie die daher entstandene spätere Gewohnheit, sich gegen die jüngern Studenten allerlei Unarten und Albernheiten zu erlauben, Pennalismus genannt wurde. Im Jahre 1654 wurde derselbe durch ein Reichsgesetz verboten.

Pennant (Thomas), geb. 1726 zu Downing in Flintshire, studirte zu Oxford, machte mehrere ansehnliche Reisen im In- und Auslande, beschäftigte sich, ohne ein öffentliches Amt zu bekleiden, mit der Verwaltung seiner ansehnlichen Güter, widmete dabei seine übrige Zeit den Wissenschaften, und lieferte nach und nach: Indian Zoology, 1769. Fol. (Deutsch von J. R. Forster, Halle 1781. Fol.); Brittish Zoology, 1763. 4 Bde. Fol.

(Deutsch von C. G. Murr, Augsburg 1771. Fol.); Synopsis of Quadrupedes, 1771. 8.; Tour in Scotland, 1771. 3., dritte Ausgabe 1774. 4, (Deutsch, Leipzig, 1779. 8. und in der berliner Sammlung von Reisebeschreibungen), Genera of Birds, 1773. 8.; Tour in Scotland and voyage to the Hebrides, 1776. 2 Bde. 4). Deutsch von J. P. Ebeling, Lpz. 1780. 2 Thl. 8.); Tour in Wales, 1788. 4. Deutsch in der Bibl. der neuesten Reisebeschreibungen, Frankfurt und Leipzig, 4 Thl. 8.); History of Quadrupedes, 1781. 2 Bde. 4.; Arctic Zoology, 1786. 2 Bde., Suppl. 1787. 4. (Deutsch von Hoffmann, Leipzig 1787. 2 Thl. 4. Of London, 1790. 4. (Deutsch von J. H. Wiedmann, Nürnberg 1791. 8. u. a. m. Er starb den 16. Dec. 1798.

Pensions-Anstalten, oder Erziehungs- oder pädagogische Institute sind Anstalten, in welchen die Jugend nicht bloß unterrichtet, sondern auch erzogen wird, folglich in und außer den Lehrstunden zugegen ist, scheinen zunächst nur für solche ein Bedürfniß zu seyn, welchen der Tod ihre natürlichen Erzieher entriß, für Elternlose und Verlassene. Aber sie sind auch in den mittlern und höhern Ständen nach und nach für Kinder noch lebender Eltern Bedürfniß geworden, weil eine gute Schule oft zu entlegen von dem Orte ihres Aufenthaltes war, um die häusliche Erziehung mit dem öffentlichen Unterrichte verbinden zu können; weil sie die Seltenheit erfahrener Erziehungsgehülfen eine gut eingerichtete öffentliche Anstalt vorziehen ließ, oder vielleicht eigenes Gefühl ihrer Unfähigkeit, so wie Bequemlichkeitsliebe sie bewog, ihre Kinder einer pädagogischen Anstalt zu übergeben. Oeffentliche Erziehungsanstalten werden aus diesen Gründen nie überflüssig werden, und es muß dem Staate so wie den Eltern viel daran gelegen seyn, daß diese öffentliche Anstalten zu dem möglichsten Grad von Vollkommenheit gebracht werden. Sie haben verschiedene Zwecke, je nachdem die Zöglinge derselben für diese oder jene Laufbahn bestimmt sind. S. d. Art. Waisenhaus, Kunstschulen, Volksschulen, Militärakademien, Ritterakademien ꝛc. Hier ist die Rede nur von den eigentlichen Pädagogien, von Erziehungsinstituten für die mittlern und höhern Stände. Ob Anstalten, wo in die Stelle der natürlichen Erzieher fremde Personen, in die Stelle der Geschwister unbekannte Gespielen, ungleich an Sitten, an Sinn und Lebensweise, treten; wo für die Zöglinge alle engeren Familienverbindungen auf einmal und oft auf viele Jahre sich auflösen; wo endlich eine gewisse Einförmigkeit der Lebensart unvermeidlich ist: ob solche Anstalten der Art sind, worin der jugendliche Charakter am vortheilhaftesten ausgebildet werden könne, dagegen lassen sich wichtige Zweifel erheben. Ueber die Vorzüge des öffentlichen Unterrichts in gewissen Jahren ist man bald einverstanden; aber öffentliche Erziehung bleibt in den Augen Vieler höchstens ein nothwendiges Uebel. Manche Gründe beziehen sich freilich nur auf die schlechte Beschaffenheit solcher Anstalten. Ihre zum Theil v. den Obern ganz unverantwortlich geduldeten Gebrechen u. Schändlichkeiten mehr ans Licht gebracht zu haben, gehört zu den unverkennbaren, auch wirklich schon in mancher heilsamen Reform, wenigstens stillschweigend anerkannten Verdiensten der neuern Pädagogik und der Publizität. Andere Gründe sind mehr aus der Natur solcher Anstalten hergenommen. Sie beziehen sich auf die Unvollkommenheit und Schwierigkeit der eigentlichen Erziehung, die sowohl in den Erziehenden als in der Lage derer, welche erzogen werden sollen, ihren Grund hat. Der Unpartheiische wird Beides nicht verkennen. So sah Rousseau die Sache an, wenn er bei allen Gelegenheiten im Emil die Kloster- und Collegienerziehung herabwürdigte. Die Mängel, welche für pädagogische Anstalten aus dem Lehrerpersonale hervorzugehen pflegen, sind kurz folgende. Solche Institute machen viele Er-

zieher nöthig, und der Erfahrenen und Geübten giebt es so wenige. Sie werden an Erziehungshäusern zu leicht einseitig und der wirklichen Welt unkundig. Leicht kann es geschehen, daß sich unter ihnen ein schädlicher Esprit de Corps bildet. Schwer ist es manchmal, Harmonie des Zweckes und Wirkens unter ihnen zu erhalten; sind sie uneinig, arbeiten sie oft Alle dem Vorsteher entgegen. Die enge Verbindung, worin sie mit den Zöglingen stehen, und das Interesse der Letztern, alle ihre Schwächen ausfindig zu machen, schadet ihnen leicht an der Achtung. Aus dem Zusammenwohnen so vieler der verschiedenartigsten Zöglinge keimen andere Gebrechen. Das Böse, das immer schneller gedeiht, als das Gute, wird in einer so engen Verbindung leicht ansteckend. Die mancherlei wohlthätigen Einwirkungen der Familienverbindungen fallen weg; mit ihnen also auch das, was die sanften Gefühle anregt, was das wahre Menschenleben kennen und mit ihm sympathisiren lehrt, was den Charakter mild und geschmeidig, die Sitten feiner und gefälliger machen kann. Das Gemisch der jungen Leute ist für Einzelne mit manchen Gefahren und Versuchungen verbunden, vor den sie nicht immer gesichert werden können. Ist aber gar der Geist der Anstalt verdorben, herrscht Insubordination, Rohheit, oder eine Art von Studententhum da, so werden solche Anstalten zu wahren Pflanzörtern der Immoralität und der Sittenverderbniß. Die Einförmigkeit, das Pünktliche, was in allen Verrichtungen und Studien der Zöglinge, selbst in ihren Vergnügungen, herrschen muß, macht leicht einseitig, und wo nicht pedantisch, doch schüchtern, unbeholfen und oft verdrießlich. Wer indeß weiß, wie es um die Erziehung in sehr vielen Häusern steht und wie unvollkommen der Unterricht durch einzelne Lehrer, mit seltnen Ausnahmen, bleibt, der wird, jener Mängel ungeachtet, gut eingerichtete Erziehungsanstalten nicht bloß als Rettungsinstitute, sondern selbst als wohlthätige Einrichtungen betrachten, in welchen es wenigstens vielen Zöglingen ungleich leichter gemacht wird, für die Welt brauchbar zu werden; theils wegen der doch unleugbar bessern Verstandesbildung, als in den meisten Privaterziehungen; theils wegen der Bewahrung von dem Einflusse nach schlimmerer, und durch Eltern oder Hausfreunde gleichsam autherisirter Beispiele. Herrscht nur erst im Ganzen ein guter Geist; wird Erziehung allgemeine Angelegenheit; werden durch häufige Conferenzen gewisse Grundsätze und Erfahrungen zu festen Regeln und zum Gemeingeist, so wird jeder Lehrer in den öffentlichen Geist und in das allgemeine Streben eingehen, und jene Mängel, die leicht durch das Lehrerpersonal herbeigeführt werden können, leicht beseitigt werden. Was die Unvollkommenheiten betrifft, welche in der Lage der jungen Leute in den Erziehungshäusern ihren Grund haben, so würden manche allerdings wegfallen, wenn man sich bloßen Idealen überlassen dürfte. Da aber diese gar nicht oder nur äußerst selten ausführbar sind, so muß man desto mehr auf Mittel denken, wenigstens das möglichste Gute durch zweckmäßige Einrichtung zu erreichen. Es läßt sich sogar, sowohl durch nähere Beobachtung und Leitung des Privatfleißes, als durch die Entfernung vor Zerstreuungen in Familien und durch den stärker erweckten Wetteifer, noch mehr, als in bloßen Schulen, ausrichten, sobald nur der Geist des Fleißes und der Arbeitsamkeit auf ihnen einheimisch geworden ist. Diesen kann man daher nicht genug befördern. Jedes Mittel muß dazu aufgeboten werden, es muß die Ehre des Instituts davon abhängig gemacht werden, daß man recht viel darin lerne. Dieses Lernen muß aber nicht in Vielwisserei oder einem bloßen Lustwandeln in allen Gebieten der Wissenschaften bestehen. Alles Wissen muß mit Mühe und mit Anstrengung erworben seyn. Spielen ist nicht arbeiten, und zur Arbeit, nicht zum Spiel, soll sich jeder Mensch bestimmt halten. Vor allem muß die größte Aufmerksamkeit in pädagogischen

Instituten auf die moralische Erziehung verwandt werden. Schon durch den auf alle Weise genährten Trieb, etwas Gründliches zu lernen, ist auch hier sehr viel für die sittliche Bildung gewonnen. Eigenes überall vorleuchtendes Beispiel ist die erste Forderung an jeden Erzieher. Hier ist es doppelt nothwendig. Eine genaue Aufsicht auf das Betragen der Zöglinge und die Gewöhnung, von Allem Rechenschaft zu geben, liegt schon in der Natur der Anstalt. Sie trage aber eben so wenig die Miene der Sorglosigkeit, als der Aengstlichkeit und des Mißtrauens. Die Hauptnorm des sittlichen Betragens sind die Gesetze, von welchen als dem Vereinigungspunkt aller zur Erziehung einwirkenden Personen, billig, Alles ausgehen muß, was geboten und verboten wird. Denn Harmonie in den Forderungen und in der Rechtspflege ist die Hauptsache in den Erziehungsinstituten. Ein Hauptmittel zur Erziehung ist die Erhaltung eines zufriedenen Geistes. Wenn der pädagogische Grundsatz richtig ist, je freyer die Jugend erhalten wird, desto eher wird sie vor dem Bösen bewahrt; desto leichter wird Gutes in ihr geweckt und genährt, so ist seine Anwendung vorzugsweise in den Erziehungsanstalten nöthig. Ein Hauptmittel ist die beständige Erhaltung der Thätigkeit und des Interesses an Schularbeiten: Mannichfaltigkeit im Schulleben ist sehr zweckmäßig; als öftere feierliche Schultage, Probearbeiten, Prüfungen, Censuren ꝛc. Damit wechseln dann auch Vergnügungen: körperliche Spiele, gymnastische Uebungen, mechanische Beschäftigungen, viel Naturgenuß in jeder Jahreszeit; sehr zweckmäßig sind Uebungen in Deklamation, Aktion, Musik, Dialog, physikalischen Versuchen ꝛc. Die Erhaltung der guten Ordnung im Aeußern, in der Wartung und Pflege gesunder und kranker Zöglinge und eine weise Verwaltung ihrer ökonomischen Bedürfnisse, ist in Erziehungsinstituten, wo möglich noch wichtiger als in Familien. — Die Erziehung der Töchter außer dem elterlichen Hause hat im Allgemeinen noch weit mehr wider sich, als die Erziehung der Knaben. Väter können oft durch Amt und Beruf abgehalten werden, diese zu erziehen; Mütter sollen das nie, und wenn sie sich irgend dazu geschickt fühlen, so sollen sie nie diese süße Pflicht aufgeben. Gleichwohl giebt es Fälle, wo durch eine gute Pension ganz entschieden auch für Töchter besser als zu Hause gesorgt ist. Haupterfordernisse einer solchen Pension sind 1) daß vor allen Dingen die Vorsteher derselben alle dazu erforderlichen Eigenschaften des Kopfs, des Herzens und der Sittenbildung besitzen. Am besten ist es, wenn die Vorsteherinnen von reifern Jahren und verheirathet sind; damit die Pension einer Familie so nahe als möglich käme, der Mann das Wichtigste des Unterrichts besorgen und überhaupt das Ganze der Erziehung einleiten könnte. Kurz, die weibliche Erziehung in den Pensionen muß so viel als möglich, sich der Familienerziehung nahe halten. Aus diesem Grunde haben viele der vernünftigsten Pädagogen gegen die Klostererziehung der Mädchen gesprochen. Sie mögen Manches in den Klöstern erlernen; aber wie wollen Erzieherinnen, die selbst, als Nonnen, den eigentlichen und wahren Zweck des Weibes, das Leben und Wirken in einem häuslichen Kreise, nicht erkannt haben, nicht für ihn erzogen und gebildet worden sind, Mädchen zu der weiblichen Bestimmung vorbereiten können? Ein zweites Erforderniß der weiblichen Pensionen ist, daß die Zahl der Zöglinge nie zu groß sey. Zahlreiche Pensionen sind weder der Geistes- noch Herzensbildung förderlich, und noch weniger sind sie geeignet, Führerinnen zu der schönen Bestimmung des Weibes zu seyn. Wer sich über diesen Gegenstand weiter belehren will, lese folgende Schriften: K. Ladrone, über die Vortheile der öffentl. Erziehung vor der Privaterziehung, Mainz 1787. J. Ph. Martini, von den Vorzügen der öffentlichen und besonders der wissenschaftlichen vor der häuslichen Erziehung, Ansbach 1793. Salzmanns Schriften über die Erziehung,

Leipz. 1784. Christiani, Nachrichten aus dem Erziehungsinstitute bei Copenhagen, 1804. Ferner die Schriften von Große, Resewitz, Jerusalem, Ilgefeld, Heyne, Böttger, Basedow, Campe, Iselin, Pestalozzi ꝛc.

Pensionair, 1) Kostgänger, Zögling einer Erziehungsanstalt; 2) einer, der eine Pension vom Staate erhält. — Groß-Pensionair war der Premierminister der Staaten der Provinz Holland, der vorher Generaladvokat der Provinz genannt wurde. Er hatte keine entscheidende Stimme in der Staatenversammlung, sondern nur den Vortrag dessen, was zur Berathschlagung gezogen werden sollte. Er sammelte die Stimmen, faßte die Beschlüsse ab, eröffnete die an die Staaten eingegangenen Schreiben, conferirte mit den fremden Gesandten und Ministern, sorgte für die Einkünfte, für die Erhaltung der Rechte und Alles, was das Wohl der Provinz betraf. Er wohnte dem Collegium der deputirten Räthe bei, welche die Souverainetät in Abwesenheit der Staaten vorstellten, und war immerwährender Deputirte an die Generalstaaten der vereinigten Niederlande. Der Name kam von der Pension oder Besoldung, die er erhielt. Sein Amt währte nur 5 Jahre, nach dessen Verlauf aber meistens die Wahl auf neue 5 Jahre bestimmt wurde. Die Revolution machte dieser Stelle ein Ende. Auch die 1805 wieder hergestellte Würde eines Pensionairs, der unter französischem Einfluß die ausübende und den größten Theil der gesetzgebenden Gewalt in den Niederlanden hatte, und die Aemter der Minister und andern wichtigsten Personen besetzte, war von kurzer Dauer.

Pensylvanien, einer der wichtigsten nordamerikanischen Freistaaten, hat seinen Namen von W. Penn (vergl. d. Art.), welchem Carl II. 1681 diese Gegenden überließ, und welcher von den Indianern Land kaufte, worauf er eine Quäkerkolonie ansiedelte. Durch die von ihm eingeführte Religionsfreiheit hob sich das Land mit jedem Jahre. Mit den übrigen Staaten von Nordamerika erkämpfte es seine Unabhängigkeit, die England in dem Frieden von 1783 anerkannte. Später hat der Staat seine Gränzen erweitert und stößt jetzt im N. an Neu-York, im O. an Neu-Jersey, im S. an Delaware, Maryland und Virginien, im W. an Ohio und den Erie-See. Der Flächenraum beträgt über 2000 □ M. Die Alleghany-Gebirge durchziehen das Land in vielen waldigen Zügen, diesseits ist der Boden meist sandig, jenseits etwas felsig. Hauptströme sind der Delaware, die Ostgränze bildend, und der Susquehannah, welcher fast ganz diesem Staate angehört; auch liegen hier die Quellen des Ohio. Das Klima ist milde, die Winter veränderlich, die Sommer oft sehr heiß und nicht ganz gesund. Nur die östlichen Gegenden sind ganz angebaut. Man findet viel Eisen und Steinkohle, etwas Kupfer und mehrere Salzquellen. Der Gewerbfleiß ist bedeutend und der Handel steht nur dem von Neu-York und Massachusets nach. Die Einwohner, über 1 Million, bestehen fast zur Hälfte aus Deutschen, Schweizern, ⅓ sind Engländer. Ackerbau und Viehzucht beschäftigen die meisten. Es giebt keine Sklaven mehr, wohl aber an 23.000 farbige Freie. Den Werth des Grundeigenthums mit den Gebäuden schlug man 1815 auf 693.267.778, den Werth der Fabrikate 1810 auf 91.788.348, den Werth der Seeausfuhr 1820 auf 11.487.093 Fl. an; zu den Häfen gehörten 102.474 Tonnen. — Die gesetzgebende Gewalt beruht in der Generalversammlung, die aus dem Senat und aus dem Hause der Repräsentanten besteht, deren Mitglieder jährlich gewählt werden und ein Ober- und Unterhaus bilden. Die höchste vollziehende Gewalt hat der auf 3 Jahre gewählte Gouverneur. Der Staat sendet 2 Senatoren und 26 Repräsentanten zum Congreß, besteht aus 3 Haupttheilen, dem südöstlichen diesseit des apalachischen Gebirges, dem mittlern gebirgigen und dem westlichen jenseit des Alleghanygebirgs liegenden Theil, hat 51 Grafschaften und 691 Ortschaften. Der

Hauptort des Staats, Philadelphia, von W. Penn gegründet, liegt am Zusammenfluß des Schuylkill mit dem Delaware; sie ist an Größe die zweite, an Regelmäßigkeit und Schönheit der Gebäude und Straßen die erste Stadt der Union, mit 136.923 Einw., wovon 30.000 Deutsche und 20.000 Franzosen; 57 Kirchen und gottesdienstliche Versammlungshäuser für 22 Religionsparteien, 4 Markthallen, 2 Theater, Almshouse (d. i. Almosenhaus mit 1500 Kranken und einer klinischen Schule); ein wohleingerichtetes Arbeits- und Besserungshaus, mit dem eine Entbindungs-, Waisen- und Krankenanstalt verbunden ist; Irrenhaus mit einem Museum; Gesellschaft zur Beförd. der Abschaffung des Negerhandels und der Unterstützung der freien Neger (1787 durch Franklin gestiftet), eine menschenfreundliche Ges. zur Rettung der Ertrunkenen ꝛc., eine zur Unterstützung fremder Einwandernder, mit der einige hier bestehende Nationalgesellschaften, als: die englische, schottische, irländische, französische, deutsche (die zugleich den Unterricht armer Kinder befördert), ähnliche Zwecke haben, Dispensatorium für Arme, Ges. zur Erleichterung des Elends in den öffentlichen Gefängnissen; eine Universität, die außer den mit derselben verbundenen Armenschulen aus der niedern vorbereitenden Schule und der eigentlichen Univers. besteht, mit 300 Studenten; Akademie der schönen Künste, amerikanische philosoph. Gesellsch. zur Beförd. nützlicher Kenntnisse; Ges. zur Aufnahme des Landbaues, medizin. Ges.; Ges. zur Beförd. mechanischer Erfindungen und philosoph. Untersuchungen; chemische Ges.; 3 öffentliche Bibliotheken (mit 100.000 Bnd.), Athenäum, 2 Kunstvereine der hiesigen Künstler, die jährlich Ausstellungen veranlassen; Augustinerhalle (Seminar für Missionäre zur Bekehrung der Neger in Afrika, 1818 gestiftet), Taubstummenanstalt, Akademie der Naturwissenschaften mit einer Bibliothek von 10.000 Bnd. und Sammlung von physik. Instrumenten und Mineralien; Peales Museum, Sternwarte, botan. Garten; Münze des Freistaats; Zuckersiederei, Strumpfwirkerei, Tau-, Papier-, Hut- und Kutschenfabrik, Kattundruck., Tabakspinn., Gerberei, Metallwaaren, Silbergeschirr, plattirte Waaren, Wachsleinwand-, Kattun-, Töpfer-, Patentschrott-, Hechel-, Spinnmaschinen-, Nägel-, Puder-, Charten-, Chokolade-, Senf- und Seidenwaaren; 60 Buchdruckereien, die unter andern 8 Tageblätter, 7 Wochenblätter und 5 Blätter, die 2- oder 3mal wöchentlich erscheinen, wöchentlich über 700.000 Bogen liefern; 60 Kupferstecher, Schriftgießerei, Tischlerarbeit, Schiffbau ꝛc., Staatsbank, 4 privil. Banken, 11 Assekuranzges., Handelskollegium, Buchhändlermesse; Walkmühlen, Brauereien, Rum- und Spritbrenn. Das Haupthandelsprodukt ist Mehl, von dem in einem Jahr an 40.000 Fässer ausgeführt wurden. Der Delaware trägt in der Stadt noch Linienschiffe. Der Hafen im Flusse ist sehr geräumig und hat gute Schiffswerfte. Das gelbe Fieber hat zuweilen hier große Verwüstungen angerichtet. Die Stadt hat Mangel an gutem Trinkwasser und in der Nachbarschaft viele Sümpfe. Die Wasserleitung aus dem Shuylkill, aus der das Wasser mittelst 3 Räder gepumpt in 2 Behältnisse läuft, 50 Fuß über dem Terrain der Stadt, liefert in alle Straßen und Häuser täglich 4 Mill. Gallonen; das alte Rom erhielt bei einer Bevölkerung von 1 Mill. nur 1 Mill. Gallonen Wasser mehr. Die zweite Stadt des Staats ist Pittsburg, am Zusammenfluß des Alleghany und der Monongahela, zweier schiffbaren Quellströme des Ohio, wodurch die Stadt mit dem Missisippi in Verbindung steht. Sie hat nicht allein bedeutenden Handel, sondern ist auch die wichtigste Fabrikstadt der Union; man hat hier eine Kanonengießerei, 5 Glashütten u. s. w. Die Stadt ist sehr regelmäßig gebaut und zählt gewiß schon über 12.000 Einw.

Pentaglotte, eine Bibel in 5 Sprachen.

Pentameter, ein Vers von fünf Füßen, der seinen unveränderlichen Abschnitt gerade in der Mitte, nach einer langen Sylbe hat, die ein Wort endiget. Er zerfällt daher in zwei Halbverse, jeder von drittehalb Füßen. Die erste Hälfte kann entweder Spondeen oder Daktylen allein, oder auch abwechselnd, enthalten. Die letzte Hälfte besteht allein aus Daktylen.

— — | — — | — || — v v | — v v | —
— v v | — v v | —
— — | — v v | —

Nil mihi rescribas || attamen ipse veni
Keine Briefe von Dir || wünsch' ich, ich wünsche dich selbst.

Es ist fehlerhaft, wenn einige deutsche Dichter auch in das letzte Hemistich Spondeen bringen. Ein Gedicht in lauter Pentametern würde, des einfachen Ganges wegen, sehr schleppend seyn. Dieses haben auch die Alten schon gefühlt, die ihn nie allein gebrauchten, sondern in elegischen Gedichten, die, wie Sulzer sehr richtig sagt, selbst etwas sich beständig auf einen Ton Herumdrehendes, aber der Empfindung Natürliches haben, mit dem Hexameter abwechseln lassen, z. B. in der Grabschrift, die ein Mündel seinem Vormunde setzte:

Vaters Stelle vertrat der Gut' an dem Kinde. Dem Jüngling
Raubte des Edlen Tod leider, die Freude des Danks.

Pentathlon s. Gymnasium.

Pentateuch, s. Hebräische Sprache und Literatur so wie die Art. Bibel und Moses.

Pentheſilea, s. Amazonen.

Pentheus, des Sparten Echions und der Agave Sohn. Cadmus hinterließ ihm sein Königreich; während seiner Regierung breitete sich der Dienst des Bacchus in Theben sehr aus. Pentheus widersetzte sich ihm; als er aber einst diese Feierlichkeiten auf dem Cithäron zerstören wollte, geriethen die das Fest feiernden Weiber, Agave an ihrer Spitze, in Wuth, sahen ihn für ein wildes Schwein an, und zerrissen ihn.

Perá, eine Vorstadt von Konstantinopel; sie liegt auf der Nordseite des Hafens, stößt an die Vorstadt Galata und wird von vornehmen Türken, Armeniern, Juden, Griechen und abendländischen Christen bewohnt. In ihr wohnen auch noch die fremden Gesandten und Kaufleute, die Franzosen ausgenommen, welche in Galata wohnen. Es giebt in ihr 5 katholische Kirchen, einen Erzbischof und einige Klöster. Auch findet sich hier ein deutsches und franz. Seminarium zur Besetzung der Dragomanstellen, so wie eine türkische Schule für Knaben und die zum Dienste im Serail bestimmten junge Leute. Im J. 1810 brannten 2500 Häuser ab.

Perceval (Spencer), zweiter Sohn des Perceval, Grafen von Egmont, stammte von einer normannischen Familie und ward zu London den 1. November 1762 geboren. Er widmete sich zu Cambridge den Rechten, wurde 1792 Consulent der Admiralität und der Universität Cambridge. Im Jahr 1801 wurde er in Adingtons Ministerium General-Solicitor, so wie er sich auch behauptet, als Pitt 1804 wieder die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten übernahm, der ihn zum Attorney-General ernannte. Er erklärte sich hierauf für die Union Irlands. Im Jahr 1807 erhielt er die Würde als Unterschatzmeister und Schatzkammerkanzler unter dem Herzog von Portland, und zeigte sich allenthalben als heftigen Gegner Napoleons und der irländischen Katholiken. Nach des Herzog von Portlands Tode, im Okt. 1809, trat Perceval als erster Lord der Schatzkammer an die Spitze der neuen Administration und zeigte sich fest und entschlossen in seinem Haß gegen Frankreichs Kaiser, ohne sich durch die Wünsche des Volks und Franzis Burdetts Volksversammlungen irre machen zu lassen, und hatte die Ge-

nugthuung, seine Plane durch das Sinken der Macht Napoleons gekrönt zu sehen, dessen Armeen mehrmals in Spanien geschlagen wurden. Den gänzlichen Sturz desselben erlebte er jedoch nicht; denn er wurde von einem Kaufmann zu Liverpool, John James Billigham, der sein ganzes Vermögen durch die Zeitumstände verloren hatte, den 11. Mai 1812, als er eben ins Parlament trat, erschossen.

Perdiccas ist der Name mehrerer macedonischen Könige; der berühmteste von diesen Namensgenossen war der General Alexanders des Großen, der Gefährte seines Ruhmes, so wie seiner Eroberungen. Auf dem Todbette gab ihm Alexander schweigend seinen Siegelring, und schien ihn hierdurch zum Nachfolger bestimmen zu wollen; aber die andern Generale erkannten diese nicht ausdrückliche Erklärung des Alexanders nicht an, und überließen ihm nur die Mitvormundschaft des Thronerben. Nichts destoweniger gab Perdiccas die Hoffnung zum Throne nicht auf: er schied sich von der Tochter des Antipater, Nicäa, und heirathete die Schwester des Alexander, Cleopatra. Antigonus, seine ehrgeizigen Absichten ahnend, verband sich mit Antipater, Craterus und Ptolemäus gegen ihn. Perdiccas sandte zwar den Eumenes, einen ausgezeichneten Feldherrn, gegen die Verbündeten; vermochte sie aber nicht zu zerstreuen und erlitt mehrmal Verluste. Endlich empörte seine Härte, sein Stolz und seine Unklugheit die vornehmsten Offiziere, und Perdiccas wurde mit mehrern seiner Anhänger 322 vor Chr. Geb. in seinem Zelte ermordet gefunden.

Peregrinus Proteus, ein Schwärmer, geb. zu Paros in Pontus, lebte in seiner Jugend ausschweifend und zog sich dadurch mehrmals körperliche Mishandlungen und große Gefahren zu. Sogar seinen alten Vater soll er erdrosselt und, als das Verbrechen ruchtbar ward, als Flüchtling von einem Orte zum andern sich herumgetrieben haben. Auf dieser Wanderschaft ward er mit den Christianern bekannt, und schloß sich an ihre Religionspartei an. Nun zeichnete er sich durch seinen fanatischen Eifer aus, und schrieb auch mehrere auf die Religion von Christus dem Gekreuzigten sich beziehende Bücher. Darüber gerieth er in Gefangenschaft, erwarb sich den Namen eines Märtyrers, und wurde ins Geheim von seinen Glaubensgenossen auf alle mögliche Art unterstützt, bis ihm endlich der Präfektus von Syrien die Freiheit wieder gab. Seine Niederträchtigkeiten machten, daß ihn die Christen von ihrer Partei ausschlossen, und nun nahm er völlig das Aeußere eines Cynikers an, und verfiel in die größten Albernheiten und Unanständigkeiten, deren Lucian mehrere erwähnt. Er durchreiste Aegypten und Italien, war auch einige Zeit in Rom, wurde aber bald durch den Prätor aus der Stadt verwiesen. Hierauf begab er sich nach Griechenland, und gerieth auch hier durch seine Schmähungen und Ungezogenheiten in die allgemeinste Verachtung. Da er also auf die bisherige Art die Bewunderung des Volks, nach welcher er wie ein Unsinniger strebte, nicht mehr auf sich zu ziehen vermochte, so faßte er den Entschluß, sich vor der ganzen Versammlung zu Olympia freiwillig auf einem Scheiterhaufen zu verbrennen. Der Scheiterhaufen wurde errichtet, Peregrinus und die ihn umgebenden Cyniker steckten ihn mit ihren Fackeln in Brand; er entkleidete sich, warf Weihrauch in die Flammen, rief Götter und Dämonen an, sprang auf den Scheiterhaufen, und — verbrannte, im J. Chr. 168. Wieland hat diesen Schwärmer zum Gegenstande eines Romans genommen, in dem er Peregrinus Leben und Tod psychologisch zu enträthseln sucht.

Pergament, eine besonders zubereitete Thierhaut, auf welcher man schreiben und malen kann. Es wird aus Kalb-, Bock-, Esels- auch Schweinshäuten gemacht. Schon zu Davids Zeiten hatten die Israeliten aufgerollte Bücher von Thierhäuten, und Herodot erzählt, daß die Jonier in den ältesten Zeiten auf ungegerbte Hammel- und Ziegenfelle schrieben,

von denen bloß die Haare abgeschabt waren. Ptolemäus Philadelphus konnte die Feinheit des Pergaments nicht genug bewundern, auf welches die Abschrift der h. Schrift geschrieben war, die ihm der Hoheprieſter Eleazar zuschickte. In der Stadt Pergamus in Kleinasien mag die sehr alte Kunst Pergament zu machen, zu der Zeit sehr verbessert worden seyn, als man dem König Eumenes das Papier aus Aegypten vorenthielt. — Die Häute werden wie zum Weißgerben (s. Gerben) gewässert, mit Kalk gebeizt und geschwödet; dann werden die Haare abgenommen oder gekneiset. Diese gekneiseten Häute werden in klarem Kalkwasser erweicht (gebrunnet), auf der Fleischseite abgestrichen, in Rahmen mit Schnüren glatt gespannt, das überflüssige Kalkwasser wird herausgestrichen, die Fleischseite mit Kreide angestrichen, mit Bimsstein eingerieben und solches zwei bis dreimal wiederholt. Die Narbenseite wird nach dieser Operation gut ausgestrichen, das Fell in der Sonne getrocknet und die Haut geschabt und geglättet. Je nachdem dieses allgemeine Verfahren mehr oder weniger abgeändert wird, entsteht das Schreibepergament, das Malerpergament, das narbige Pergament, das halbnarbige, das Sticker-, das Trommel-, das Oelpergament oder die Recherhaut und das englische Oelpergament aus Leinwand.

Pergolesi (Joh. Bapt.), ein berühmter italienischer Componist, geboren 1704 zu Casoria im Königreiche Neapel, wurde im Conservatorium dei poveri di Gesu Cristo der Stadt unter Gaetano Gráco erzogen. Der Fürst von Stigliano, der die Talente des jungen Pergolesi wahrnahm, nahm ihn unter seinen Schutz und verschaffte ihm von 1730—34 die Mittel, für das Theatro nuovo zu arbeiten, wo seine Opern vielen Beifall fanden. Nach Rom gereist, erhielt er den Auftrag, die Oper Olympias zu setzen; er rang mit Duni, der die Oper Nero komponirt hatte, um den Preis, und fiel durch; obgleich Duni selbst gestand, daß seine Arbeit von geringerm Werthe sey. Er kehrte nach Neapel zurück und setzte auf Veranlassung des Herzogs von Mantua eine Messe, das Dixit und Laudate, welche lebhaft gerühmt wurden, und ihn über seinen Fall trösteten. Er starb zu Neapel im Anfange des J. 1737. Falsch ist die Behauptung, er sey vergiftet worden. Einige Italiener nennen ihn den Dominichino in der Musik. Die Leichtigkeit in seinem Satze, seine Kenntnisse in der Harmonie und der Reichthum in der Melodie haben ihm einen berühmten Namen gemacht. Man wirft ihm Trockenheit und unzusammenhangenden Styl vor; seinen Gesang opferte er manchmal dem Affekte der Begleitung auf; im Allgemeinen herrscht in seinen Arbeiten eine schwermüthige Stimmung. Seine vorzüglichsten Werke sind: 1) seine Serva padrona, Oper in zwei Akten; von den beiden Schlußduo's im 1sten Akte sagt J. J. Rousseau: Nichts würde ihnen bei einer richtigen Aufführung fehlen, als Zuhörer, die sie verständen; 2) Il Maestro di Musica, Intermezzo; 3) Sein Salva Regina und Stabat Mater hält man allgemein für seine Meisterwerke. Pergolesi starb während der Composition des letzten Verses des erhabenen Stabat Mater.

Perikles, einer der berühmtesten Athenienser, der durch die Größe seines Genies sein Vaterland zum mächtigsten und kultivirtesten Staate in Griechenland erhob. Er stammte von väterlicher und mütterlicher Seite aus einem sehr angesehenen Geschlechte. Seine Lehrer waren Damon, der unter der Maske eines Lehrers der Musik ihn in den Grundsätzen der Staatskunst unterrichtete, der Eleate Zeno, vornehmlich aber der berühmte Anaxagoras. Anfangs theilte er noch die Gunst des Volks mit dem Cimon, welcher auf der Seite der Vornehmen und Reichen, so wie Perikles an der Spitze des geringen und armen Volkes stand. Bald hatte Perikles das Volk so innig mit sich und seinem Interesse verknüpft, daß er ungescheut und mit Glück auch gegen

seine Widersacher agiren und den Schleier von seinen eigentlichen Planen lüften konnte. Zuerst bemühte er sich, das Ansehen des Areopagus zu schwächen, von dem er die stärkste Widersetzlichkeit befürchten mußte, wenn er seine eigenen feinern und freiern Sitten allgemeiner machen wollte. Durch seinen Freund, den Redner Ephialtes, brachte er es dahin, daß dem Areopagus die Entscheidung der meisten Rechtshändel genommen und dadurch sein Ansehen fast ganz zerstört wurde. Nun setzte er mit eben so vielem Glück die Verbannung seines Hauptfeindes, des Cimon, durch, indem er auf seinen Betrieb, wegen seiner Vorliebe für Sparta, fälschlich verdächtiger Verbindungen mit den Lacedämoniern angeklagt worden war. Cimon ward zwar wieder zurückgerufen, starb aber bald darauf während eines Feldzuges in Cypern, und Perikles war nun der mächtigste Bürger. Indessen hatte er immer noch die Partei der Reichen wider sich, und diese stellte daher den Thucydides, der mit Cimon verwandt war, gegen ihn auf, um ihm die Spitze zu bieten. In der That erhielt dieser durch seine Rednertalente auf einige Zeit das Gleichgewicht zwischen dem Volke und dem Adel; aber Perikles setzte sich immer fester in der Gunst des erstern, und suchte es durch Schauspiele, Gastmale, glänzende Aufzüge und andere Lustbarkeiten zu vergnügen. Zugleich fing er auch jetzt an, für die Vergrößerung der Macht und die Verschönerung Athens zu sorgen. Jedes Jahr schickte er 60 Kriegsschiffe ab, auf denen sich viele Bürger befanden, welche nicht nur auf 8 Monate Sold bekamen, sondern auch den Seedienst erlernen konnten. Ferner sandte er, um die Müssiggänger in der Stadt zu vermindern und die Lebensbedürfnisse wohlfeiler zu machen, Kolonien nach Chersones, Naxos, Andros, Thracien und Sybaris in Italien. Athen selbst verschönerte er durch öffentliche Gebäude so sehr, daß die Ausländer in das größte Erstaunen gesetzt wurden. Bei dem allen wurden doch die Staatsgelder nicht durch diese Ausgabe verringert. Er verdreifachte die öffentlichen Einkünfte, theils durch eine bessere Einrichtung der öffentlichen Oekonomie, theils durch die Erhöhung der Abgaben, welche die Bundesgenossen bezahlen mußten, am meisten aber durch die Verlegung des gemeinschaftlichen Schatzes der Griechen von Delos nach Athen, welches letztere unstreitig eine ungerechte Gewaltthätigkeit war, so sehr auch Perikles diesen Schritt durch ein scheinbares Sophisma zu vertheidigen suchte. Durch diese Vermehrung des Staatsreichthums sahe sich Perikles in den Stand gesetzt, die Seemacht und Landmacht der Athener zu verdoppeln und jene unsterblichen Werke aufzuführen. Dennoch kann man den Perikles von dem Vorwurfe nicht ganz frei sprechen, daß er sich mehr um seine Zeitgenossen als um die dauerhafte Wohlfahrt des Staats, mehr um die Kunst, als um sein Vaterland verdient machte. Denn außerdem, daß er durch seine Anhänger den Pöbel zum Tyrannen der Vornehmen und selbst zum Herrn über die Gesetze erhob, gab er auch mehrere Gesetze, wodurch nicht bloß der Staat, sondern auch die Sitten des Volks verdorben wurden, und vernichtete hingegen andere, auf welchen das Heil des Ganzen beruhte, und die ohne den gänzlichen Umsturz der Staatsverfassung nicht über den Haufen geworfen werden konnten. Gegen das Ende seiner Staatsverwaltung bereuete er es, aber zu spät, daß er der alten Staatsverfassung und dem bessern Theile des Volks zu viel vergeben und dem unbändigen Pöbel so viele und nachtheilige Vorrechte zugewandt hatte. Wenigstens zog er jetzt die Zügel, welche er sonst nach den Einfällen des Pöbels nachgelassen hatte, viel stärker an, als vorher. Während Perikles sich mit der Verschönerung Athens beschäftigte, trug er auch den Sieg über seinen noch einzigen Widersacher, den Thucydides davon, welcher durch den Ostracismus verbannt wurde, ungefähr um das Ende des 83ten oder den Anfang der 84ten Olympiade, so daß nun Perikles noch 16 Jahre ganz allein über Athen regierte. Von dieser Zeit an herrschte er

so unumschränkt in Athen, daß die Einwohner dieser Stadt zwar dem Namen nach unter einer demokratischen, in der That aber unter einer monarchischen Verfassung lebten. Des Perikles Absicht war, Athen zur Hauptstadt von ganz Griechenland zu machen und alle einzelnen Staaten desselben mit ihm zu verbinden. Er schickte Abgeordnete in alle griechischen Städte und die Inseln, um sie zu einer allgemeinen Nationalversammlung nach Athen einzuladen, bei welcher man sich über gemeinschaftliche Angelegenheiten berathschlagen sollte; aber dieser Entwurf kam nicht zu Stande, weil Sparta sich dagegen setzte. — Unter allen seinen Feldzügen legte er in dem Zuge nach dem Chersones die meiste Ehre ein, indem er durch Verstärkung der dortigen Kolonien und durch gut angelegte Verschanzungen die Streifereien der Barbaren verhinderte. In dem Kriege mit Sparta segelte er mit einer Flotte von 100 Schiffen um den Peloponnes, versuchte an mehrern Orten glückliche Landungen, plünderte die Städte an der Seeküste, und drang selbst tief ins Land hinein, schlug die Sicyonier bei Nemea, segelte dann nach der Mündung des Achelous, durchstreifte Akarnanien, und verwüstete das Gebiet der Oeneaden. Sein Hauptaugenmerkmal wandte er auf die Befestigung der schon bestehenden Herrschaft Athens; denn er sah wohl ein, was für einen gefährlichen Feind Athen an Sparta habe, und wie wenig den Bundesgenossen zu trauen seyn möchte, wenn sie Athens Macht zersplittert sähen. Da im 3. Jahr der 83. Ol. ein Waffenstillstand mit Sparta auf 30 Jahre geschlossen wurde, so unternahm Perikles einen Feldzug gegen die Samier, weil sie dem Befehle Athens, die Waffen gegen die Milesier niederzulegen, ungehorsam gewesen waren, nach Einiger Vorgeben aber, seiner geliebten Aspasia zu gefallen. Er schaffte in Samos die aristokratische Regierung ab, führte die Demokratie ein, und ließ sich zur Versicherung ihrer Treue Geißel geben. Aber die Samier empörten sich bald darauf wieder, und rüsteten sich mit aller Macht zum Kriege; dennoch überwand Perikles mit 44 Schiffen ihre fast noch einmal so starke Flotte bei der Insel Tragia, und belagerte Samos, das sich aber so hartnäckig wehrte, daß er Verstärkung von Athen kommen lassen mußte. Nachdem Samos ganz eingeschlossen war, segelte Perikles mit 60 Schiffen ab, nach Einigen, um einer den Samiern zu Hülfe eilenden phönizischen Flotte entgegen zu gehen, nach Andern, um einen Versuch auf Cypern zu wagen. Während seiner Abwesenheit wurden die Athenienser geschlagen. Auf die erhaltenen unglücklichen Nachrichten kehrte Perikles sogleich wieder um, schlug den Melissus gänzlich, und eroberte endlich die Stadt nach einer neunmonatlichen Belagerung. Er riß ihre Mauern nieder, nahm ihre Schiffe weg, und legte ihr eine große Geldstrafe auf. Der peloponnesische Krieg glimmte jetzt schon unter der Asche, und obgleich Perikles nicht die eigentliche Ursache desselben war, so sahe er doch wohl ein, daß derselbe schwer zu vermeiden seyn würde, wenn nicht Athen alle seine erlangten Vortheile aufgeben wollte. Diesen Gesichtspunkt vor Augen habend, gab er den Forderungen der Lacedämonier nicht nach, und ermunterte die Athener zum tapfern Widerstande. Der Krieg nahm also wirklich seinen Anfang, und Sparta's König, Archidamus, verwüstete Attika mit einem Heere von 60.000 Mann. Gegen eine solche Macht getraute Perikles nicht, sich in einen Kampf einzulassen, da die Armee zu Lande viel schwächer war. Er begnügte sich daher, die Stadt in guten Vertheidigungszustand zu setzen, und achtete nicht die bittersten Schmähungen und Vorwürfe, womit ihn das Volk überhäufte, das ungestraft das Land verwüstet sehen mußte; dagegen aber schickte er eine Flotte von 100 Schiffen nach dem Peloponnes, um die Lacedämonier mit gleicher Münze zu bezahlen. Als Archidamus wieder abgezogen war, griff er die Migranesier an, und verheerte ihr Gebiet. Alles schien für Athen einen glücklichen Ausgang nehmen zu wollen, als eine schreckliche Pest ausbrach, von welcher man auch den

Perikles als die Ursache anklagte, weil er die Stadt zu sehr mit Menschen überhäuft habe. Diesem Vorwurfe abzuhelfen und zugleich den Feinden einigen Schaden zu thun, bemannte er eine Flotte von 120 Schiffen. Perikles segelte nun mit der Flotte ab, ohne jedoch viel ausrichten zu können, weil die Pest unter seiner Armee eingerissen war. Die Athener wurden über alle diese Unfälle so aufgebracht auf ihren bisherigen Liebling, daß sie in einem Volksbeschlusse ihm die oberste Gewalt nahmen, und ihm eine Geldstrafe auflegten. Auch seine häuslichen Angelegenheiten vermehrten seinen Kummer. Mit den meisten Personen aus seiner Familie lebte er in Uneinigkeit, und viele davon wurden durch die Pest hingerafft. Dennoch verlor Perikles seinen Muth und seine Seelengröße nicht; nur als er auch seinen noch übrigen rechtmäßigen Sohn, Palarus, einbüßte, da übermannte ihn der Schmerz, und so sehr er sich mit Standhaftigkeit zu waffnen suchte, so konnte er doch der Thränen sich nicht enthalten — die ersten, welche das Schicksal ihm abnöthigte. Die Athener bereueten bald ihre Undankbarkeit, und trugen ihm die oberste Gewalt aufs neue an; aber nur mit vieler Mühe entriß er sich seinem Kummer und zeigte sich öffentlich. Das Volk bat ihn um Verzeihung, und er unterzog sich wieder den öffentlichen Angelegenheiten. Bald darauf wurde Perikles selbst von der Krankheit ergriffen, welche sich mit einer Auszehrung endigte. So starb er, allgemein betrauert, im dritten Jahre des peloponnesischen Krieges, im 4. Jahre der 87. Olympiade, 429 Jahre v. Chr. G. gegen den Herbst. Als er dem letzten Seufzer nahe, kein Zeichen des Lebens mehr von sich gab, standen die vornehmsten Athener um sein Bett, und erleichterten ihren Schmerz durch Herzählung seiner Siege. Er hörte dies, und indem er sich mit Mühe von seinem Lager hob, sprach er: Diese Thaten sind das Werk des Glücks, und ich habe sie mit andern Feldherren gemein. Das einzige Lob, welches ich verdiene, besteht darin, daß ich nie einen Bürger in Trauer versetzt habe. — Der Name seiner Gemahlin wird nicht genannt. Sie war eine Verwandte von ihm und vorher mit dem Hipponikus vermählt, dem sie den wegen seines Reichthums berühmten Kallias geboren hatte. Von Perikles hatte sie zwei Söhne, den Xanthippus und Palarus. Ihre Ehe war nicht die vergnügteste, besonders, seit dem er die schöne und geistreiche Aspasia liebte. Man sagt, daß er mit Bewilligung seiner Gemahlin diese berühmte Hetäre geliebt habe, der er seine ganze Zärtlichkeit schenkte.

Perikopen sind biblische Stellen, über die man beim Gottesdienste Vorlesungen vor dem Altare oder Predigten hält. Anfangs war es den Geistlichen überlassen, sie auszuwählen. Im 4ten Jahrh. wurde es bestimmt, daß sie aus den kanonischen Schriften des A. und N. Testaments genommen werden sollten. Gregor der Große ließ über sie ein eigenes Lektionarium anfertigen, daß Carl der Große dem in seinem Reiche eingeführten Homiliarium zu Grunde legte. Luther verdrängte sie nicht; doch haben die evangelischen Prediger eine größere Freiheit in ihrem Gebrauche, während die katholischen mehr oder weniger nach diesen Perikopen sich richten müssen.

Periode bedeutet überhaupt einen Zeitkreis, und der Astronom versteht darunter die Zeit, in welcher ein Planet seine Revolution vollbringt, oder die Dauer seines Laufes, die er nöthig hat, um an denselben Punkt wieder zu gelangen, von dem er ausgegangen ist. Aus solchen Perioden entstehen die Sonnen- und Mondjahre, die Sonnen- und Mondmonate, die Tage, Jahreszeiten ꝛc. (s. d. Art.) Der Chronolog nennt Periode eine Epoche oder einen Zeitraum, nach welchem er die Jahre zählt, oder auch eine Folge von Jahren, die ihm zum Maß der Zeit dienen. Die bekanntern Perioden waren und sind: 1) die Methonische, von ihrem Erfinder Methon, auch Mondcyklus genannt, ist eine Folge von 19 Jahren, nach welchem Verlaufe

die vollen und Neumonde auf denselben Tag des Sonnenjahres fallen sollten. 2) Die Calippische, eine Verbesserung der methonischen. Calippus fand diese nicht genau genug, multiplizirte die Angabe der methon. mit 4, und bestimmte die Folge von 76 J. zu seiner Periode; auch diese fand Hipparches fehlerhaft: er nahm das Sonnenjahr zu 365 T. 5 St. 55 M. 12 S. und berechnete, daß in 304 die calip. Periode um einen ganzen Tag irren müsse. Dies bewog ihn, die calip. Angabe nochmals mit 4 zu multipliziren und vom Produkte 1 Tag abzuziehen. Die bekannteste ist 3) die Julianische, welche Joseph Scaliger erfand; sie umfaßt eine Folge von 7980; sie ist Produkt der Zahlen 28, 19, 15, oder des Sonnen-, Mond- und Indiktionscykels. Jedes Jahr in der julianischen Periode hat seinen besondern Sonnen-, Mond- und Indiktionscykel, so daß in ihrem ganzen Umfange kein Jahr ist, das mit einem andern diese Cykeln gemeinschaftlich hat. Scaliger erdachte sie zu dem Zwecke, um durch sie, welche alle bekannten Perioden und Epochen in sich faßte, die Reduktion der Jahre aus einer Periode nach einer andern zu erleichtern. 4) Die Victorinische ist ein Abschnitt der julian. Periode, und wurde durch das Produkt des Sonnen- und Mondcykels, d. h. der Zahlen 28, 19 gebildet und umfaßt einen Zeitraum von 532 J., nach deren Ablauf, wie Victorinus, der unter dem Papste Hilarius lebte, meinte, die Neu-, und Vollmonde auf denselben Tag des julian. Jahres fallen. Diese Periode heißt auch die Dionysische, weil die Erfindung Denys dem Kleinen von Einigen zugeschrieben wird; auch die große Osterperiode, weil im alten Calender das Osterfest n. 532 J. auf denselben Tag fiel. Die chronologischen Perioden sind außer Gebrauch gekommen, da man jetzt nach Jahren vor und nach Christi Geburt rechnet. Die Geschichte, welche bei den Alten erst ethnographisch, dann chronologisch und annalistisch erzählte, hat in der neuern Zeit diesen Weg verlassen und nimmt die Bestimmung ihrer Perioden aus wichtigen, universalhistorischen Begebenheiten, und ordnet ihren Stoff nach dem Geiste und Charakter, wodurch ein Zeitraum von dem andern sich auszeichnete, und nach den großen Menschen, die in diesem oder jenem Zeitraume die herrschenden Leitsterne waren, und einem großen Theil des Menschengeschlechts eine neue Richtung im Denken und Handeln gaben. Die Weltgeschichte, nach dieser Idee geordnet, kann füglich nach folgenden Perioden eingetheilt werden. 1) Die Periode vor der Sündfluth. Die Geschichte verläßt uns hier gänzlich und die Schlüsse aus der Bildung unserer Erde auf ihr Alter, wodurch man bald die mosaischen Urkunden hat bestätigen, bald widerlegen wollen, sind zu gewagt, als daß sie auf einen größern Glauben, als bloße Vermuthungen verdienen, Anspruch machen dürfen. Die 2te oder eigentlich 1ste Periode beginnt mit der Sündfluth 1500 vor Chr.; sie umfaßt die mythisch-historischen Zeiten. Die Völker treten allmählich aus dem Dunkel hervor; die ursprüngliche Familien- und Patriarchalverfassung ist für die wachsende Volksmenge zu beschränkt, es bilden sich Staaten mit mehr oder weniger eingeschränkter monarchischer Verfassung. Noah, Abraham, Moses, Cekrops, Kadmos sind die hervorglänzenden Charaktere dieses Zeitraums. Die 3te umspannt 1000. Die Geschichte wickelt sich von dem Mythus los. Die Völker traten enger in freundschaftliche oder feindliche Berührung gegeneinander; in Asien erhebt sich eine Universalmonarchie, während in Europa, Griechenland und Rom die Thronen dem Republikanismus weichen müssen. Zoroaster, Kreurg, Solon, Pythagoras, Confucius, Cyrus, Brutus sind in ihr die hervorstechendsten Männer. 4te beginnt mit dem J. 500 und begreift 200 J. Europa im Kampfe mit Asien. Griechenland vertheidigt glücklich seine Nationalfreiheit gegen Persien, wendet dann seine Waffen gegen sich selbst, lockt durch seine Uneinigkeit den Feind seiner Unabhängigkeit herbei, wird

durch Philipp besiegt und zerstört unter dessen großem Sohne den Perser Reichs-Coloß. Rom übt sich zur Welteroberung mit den kleinern Völkern Italiens, und in Griechenland erringt die Menschheit ihre schönsten Blüthen. Leonidas, Miltiades, Themistocles, Cimon, Epaminondas, Herodot, Perikles, Socrates, Sophocles, Timoleon, Alexander, Camillus, die Decier sind die Hauptcharaktere dieses Zeitraums. Die 5te geht von 300 bis 14 n. Chr. Rom hat die Besiegung Italiens vollendet, zertrümmert die karthagische Handelsrepublik, demüthigt Griechenland, macht sich mit dem Schwerte zum Erben Alexanders in Asien, vernichtet dann seine eigne Freiheit und wird Sklave. In ihr lebten Philopömen, Hannibal, Cato, die Scipionen, Polybius, Mithridates, Pompejus, Cäsar, Cicero, Livius, Agrippa, Hermann, Johannes, Augustus. Die 6te geht von 14 J. n. Chr. bis 756. Neue lichtere Ideen kommen in Umlauf, die alte Staatsreligion fällt und Roms Macht und Größe mit ihr; aus dem Süden und Norden brechen neue Völker hervor, zertrümmern Roms Herrschaft und gestalten die Welt anders: die Apostel, Trajan, die Antonine, Plutarch, Tacitus, Constantin, Theodos, Arius, Athanasius, Theodorich, Mohammed, Carl Martell, Bonifaz, Pipin. In der 7ten Periode von 756 — 1096 legt Rom den Grund zu einer religiösen Universalmonarchie und im Morgenland geschieht dasselbe auf blutigem Wege; der Islam siegt, und während die Abassiden im Orient Wissenschaft und Künste befördern, thut Carl der Große im Occident dasselbe und ordnet sein Reich. Carl der Franke, Harun, Alfred, Heinrich I., Kanut, Robert Guiscard, Wilhelm der Eroberer, Wladimir, Gregor VII. In der 8ten Periode 1096 — 1315 hat Rom seine hierarchische Herrschaft vollendet, den rauhen Kriegersinn der nordischen Völker hat die Religion zum Ritterthum gemildert und treibt endlich den Occident gegen den Orient. Gottfried von Bouillon, Bernhard von Clairvaux, Heinrich Dandolo, Ludwig IX., Hermann von Salza, Innocenz III., Friedrich I., II., Saladin, Dschingis-Chan, Rudolph von Habsburg, Philipp der Schöne, Osmann, Stauffacher, Fürst, Melchthal, Wolfram von Eschenbach, Dante. 9te Periode von 1315—1519. Durch die Berührung, worin das Abend- und Morgenland gerieth, hob sich der Handel, durch ihn wurden die Städte reich und frei, und ihr Flor hatte das Keimen und Blühen der Künste und Wissenschaften zur Folge. Cosmus und Laurentius die Mediceer, Bessarion, Leo X., Timur, Ismael, Shah, Babur, Mahommed II., Iwan Wasiljewitsch, Heinrich der Seefahrer, Gama, Albuquerque, Colombo, Maghellan, Cortez, Ferdinand der Katholische, Ximenez, Wiclef, Huß, Petrarca, Laurentius Valla, Guttenberg, Reuchlin, Machiavelli, Maximilian I., Michel Angelo, Rafael, Correggio, Dürer. Die 10te Periode von 1519—1648. Roms Glaubensdruck und hierarchische Mißbräuche rufen zum Widerstreite auf, Völker- und Fürsteninteressen mischen sich in den Kampf, und die Denkfreiheit muß sich Raum und Duldung durch das Schwert erringen. Frankreich wird durch Waffen und Staatskunst vorherrschend; während Spanien seine Kraft an dem Freiheitssinne zersplittert, und mit Amerika's Schätzen seine Feinde bereichert; Deutschland verliert seine Nationalkraft und feste politische Haltung. Carl V., Franz I., Soliman, Moritz von Sachsen, Gustav Wasa, — Luther, Zwingli, Calvin, Melanchthon, Erasmus, Copernicus, Ariost, Tasso, Ign. Loyola, — Heinrich IV., Elisabeth, Wilhelm von Oranien, Gustav Adolph, Richelieu, — Camoens, Baco, Shakspeare, Keppler, Hugo Groot, Corneille, Galilei, Opiz. In der 11ten Periode von 1648 — 1740 beherrscht Frankreich den Contingent durch Sprache, Sitten und Waffen, gegen dasselbe steht England als kampflustiger Nebenbuhler. Der Norden erwacht aus seinem langen Schlummer, nimmt europäische Bildung an und wirft sein großes Gewicht in die Wagschaale des politischen Systems. Deutschland ermannt sich und

stellt sich selbstständig zwischen den Norden und Westen. Cromwell, Friedrich Wilhelm der große Kurfürst, Ludwig XIV., Colbert, Wilhelm III., Peter I., Eugen von Savoyen, Walpole, — Aureng Zeb, Nadir Shah, — Guericke, Huygens, Racine, Moliere, Milton, Newton, Leibnitz, Fenelon, Penn. Die 12te Periode 1740 — 1790. Der Norden, Norddeutschland und Rußland erheben sich immer mehr, und üben einen herrschenden Einfluß auf den alternden Westen aus. Die englischen Colonien in Amerika zu Staaten erstarkt, reißen sich vom Mutterlande los und treten selbstständig in das Völkersystem ein. Friedrich II., Maria Theresia, Joseph II., Washington, Franklin, Catharina II., Chatam, Pombal, Kaunitz, — Hyder Aly, — Cook, Niebuhr, Voltaire, Rousseau, Montesquieu, Buffon, Winckelmann, Lessing, Lavoisier, Herschel, Klopstock. In der 13. Periode endlich geht Frankreich durch eine furchtbare Revolution, welche die bisherige Grundverfassung der Staaten zusammenbricht, zu einer energischen Kraftäußerung über, drückt mit despotischer Gewalt so lange den Contingent von Europa, bis endlich die Völker in Spanien in Verbindung mit England, das nie gegen die Revolutionshyder seine Rüstung abgelegt hatte, und die Deutschen mit Rußlands Hülfe ihre Unabhängigkeit sich erkämpfen und eine neue Ordnung der Dinge herbeiführen, indem der heilige Bund das Völkerrecht der Vernunft und das Christenthum als oberster Leitungs-Grundsatz in der Staatskunst aufstellte. Die vorzüglichsten Männer dieser Periode waren: Mirabeau, Sieyes, Carnot, Toussaint, Moreau, Napoleon, Pitt, Nelson, Wellington, Wilberforce, — Alexander I., Franz II., Friedrich Wilhelm III., Luise, — von Stein, Arndt, Blücher, Hardenberg, Erzherzog Carl, Kant, Förster, Gibbon, Johann von Müller, Herder, Schiller, Wieland, Göthe, Fichte, Schelling, Jakobi, Alexander von Humboldt, Olbers, Heeren, Salzmann, Pestalozzi, Campe, Mozart, Haydn ꝛc. Mustapha Bairaktar, Kienlong u. A.

Perioden, rhetorische, sind durchgehends erweiterte Sätze, oder Schlüsse. Z. B. aus dem Satze: der Hochmuth ist verderblich, wird eine Periode, wenn sowohl Subjekt, als Prädikat durch erläuternde oder bestätigende Bestimmungen erweitert werden, etwa so: „Der Hochmuth, dieses so sehr durch alle Stände verbreitete Laster, ist nicht nur moralisch verderblich, indem es die schönsten Keime der Menschenachtung und Menschenliebe verdirbt; sondern rächet sich auch oft psychologisch durch Wahnsinn an dem, der ihm ergeben ist." Die Beisätze oder Bestimmungen, die Subjekt und Prädikat bekommen, und sich in besondere Sätze auflösen lassen, sind die Glieder der Periode; lassen sie sich hingegen nicht als besondere Sätze denken, oder haben sie nur als Bestimmungen eines andern Satzes Sinn: so heißen sie Absätze oder Beisätze; z. B. „Hochmuth, nicht der edle Stolz, ist verderblich." Hier ist der Zwischensatz: nicht der edle Stolz, ein solcher Absatz. Eine Periode ist nicht vollständig, wenn entweder nur das Subjekt, oder das Prädikat erweitert ist, sondern wird nur für ein Glied einer Periode gehalten. Eine jede Periode hat einen Vordersatz und einen Nachsatz, die sich in unserer Sprache durch weil, oder wenn, und so; entweder, oder; zugegeben, aber u. auf tausendfache andere Art bezeichnen. Man theilt ferner die Perioden in einfache und zusammengesetzte ein. Die ersten sind indessen kein Perioden, sondern nur Glieder einer Periode. Die zusammengesetzten benennt man nach der Anzahl ihrer Glieder. Ein guter Kopf bedarf aller dieser Subtilitäten nicht, wenn er sich 1) in Ansehung der Perioden folgende Regeln merkt: a) eine Periode darf nicht gar zu zusammengesetzt und zu vielgliedrich, doch müssen die einzelnen Sätze so verschlungen seyn, daß keiner für sich die Aufmerksamkeit fest hält, und daß, wenn man sie in ununterbrochnem Zusammenhange gehört oder gelesen hat, ihre vereinigte Wirkung zur Ueberzeugung nicht fehlen kann; b) man muß sie nicht durch zu viele Zwischensätze verschränken;

c) man muß ihnen einen Wohlklang nicht nur durch Rhythmus und Cadence, sondern auch durch die Wahl solcher Worte zu verschaffen suchen, deren Klang dem Gedanken angemessen ist, den die Periode ausdrücken soll, wie Cicero im Anfang der ersten Katilinarischen Rede. 2) In Ansehung der Schreibart suche man die größte Mannichfaltigkeit durch schickliche Verbindung der Perioden mit Periodengliedern und einzelnen Sätzen zu erhalten; vermeide besonders in Schlüssen und Beweisen die Schulgerechte Form, und lese mehrere gute, sowohl rhetorische als dogmatische Schriftsteller, ohne jedoch einem sklavisch nachzuahmen.

Periode in den Lebenserscheinungen. Die organischen Kräfte wirken nicht immer, sie wirken nicht immer sich selbst gleich, und werden in ihrer Wirkung durchaus von dem Körper bestimmt, worauf sie wirken. Alles im lebenden, organischen Körper ist Umlauf, Wechsel, Periode und nur durch diesen Periodismus unterscheidet sich der organische Körper vom unorganischen. Der Krystall, obgleich schön gebildet, steht in ewiger Ruhe da, bis eine äußere Kraft ihn zerstört; der organische Körper wird geboren, lebt und stirbt. Flüssigkeiten bewegen sich in ihm, er nimmt zu und ab, er athmet ein und aus, er schläft und wacht; Wechsel in Rücksicht auf die gröbere, äußere Natur, auf die feinere, auf die feinste, auf Empfindungen und Begehren. Mit Recht hat Blumenbach gesagt; alles Periodische im organischen Körper sei unerklärlich. Warum? weil es die Erklärung von Allem ist. Der Krystall ist der gebildete Raum, der organische Körper die gebildete Zeit. Aber auch sich selbst ungleich und periodisch wirken die Kräfte des Lebens. Durch einen äußern Reiz erregt, steigen sie mit der Vermehrung des Reizes bis zu einem gewissen Grade, dann aber sinken sie wieder, ungeachtet der Reiz vermehrt wird. Dieses ist das erste Naturgesetz der organischen Körper, welches John Brown gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts entdeckte; das Gesetz, der indirekten Schwäche, ein Gesetz, welches sich auf den Versuch mit Wein und Opium gründete, der willkürlich angestellt, mit gleichbleibendem Erfolge die einzelne Erfahrung zur Wahrheit eines Gesetzes erhöht. Aber die organische Kraft hängt von dem äußern Körper ab, auf den sie wirkt. Die Schwere wirkt gegen jede Materie gleich, die chemische Kraft zieht an und stößt ab auf eine gleiche Weise, die Lebenskraft steigt und fällt mit der Stärke des Reizes so lange, bis das vorige Gesetz seine Herrschaft äußert. Es ist das Gesetz der direkten Schwäche, gefunden von dem großen Manne, den wir eben genannt haben, und gegründet auf des Lebens tägliche Erfahrung. Wer dem Auge seinen Reiz, das Licht entzieht, wird bald die Schärfe dieses Sinnes verlieren; wer seine Muskelkraft nicht übt, wird bald schwach werden; wer seinen Geist nicht anstrengt, wird ihn abstumpfen. Es gibt keine Gegenreize; jeder äußere Körper ist ein Reiz, denn nur in und durch die äußere Natur besteht die Lebenskraft, und was durch Gegenreiz zu wirken scheint, wirkt nur durch einen verhältnißmäßig geringern Reiz. Das Wesen der lebenden Natur ist Periode, ist allmäliger Uebergang von Einem zum Andern, wie die krumme Linie in steter Aenderung der Richtungen zur ersten zurückkehrt. Jede plötzliche Aenderung ist daher dem Leben zuwider, jede schnelle Aenderung des Reizes wirkt stärker, als die allmälige Steigerung desselben Reizes, jedes plötzliche Nachlassen des Reizes bringt unordentliche Bewegungen und Störungen des Lebens hervor. Dieses ist das dritte Grundgesetz der lebenden Natur, durch die tägliche Erfahrung, durch jeden willkürlich angestellten Versuch bestätigt. Derselbe Wärmegrad ist ängstlich heiß im Winter und empfindlich kalt im Sommer, wenn wir uns rasch ihm aussetzen, und das einheimische Gewächs, welches die strengste Kälte unserer Gegenden aushält, verwelkt, wenn man es aus dem Gewächshause in eine mäßige Sommerwärme stellt. Wenn ein plötzlicher Reiz den thierischen Körper zu stark an-

greift, oder ein plötzliches Sinken der Kräfte durch Unfähigkeit, ferner Reize aufzunehmen, im Innern dem Leben droht, dann entstehen die unordentlichen Bewegungen des Krampfes, womit das Leben sehr oft zu scheiden pflegt; wenn der scharfe Insektenstich die Pflanze reizt, entstehen Verdrehungen und Afterbildungen, gleichsam gefesselte Krämpfe. Unter den Lebenserscheinungen des menschlichen Organismus werden viele beobachtet, die oft mit den periodischen Erscheinungen der äußern Natur so genau zusammen fallen, daß man den Grund ihrer Periodicität in diesen gesucht hat. Der Wechsel von Tag und Nacht, das Wachen und Schlafen der allgemeinen Natur, wiederholt sich in den thierischen Organismen. Viele Krankheiten im Menschen halten oft strenge die Perioden der Mondphasen; so verlaufen die mehrsten acuten Krankheiten nach den Wechseln des Mondes am 7 — 14 — 21 ꝛc. Tage. Hämorrhoidalflüsse beobachten nicht selten den Mondmonat, so wie Wurm- und epileptische Krankheiten: bekannt ist der merkwürdige Einfluß des Mondes auf die weibliche Periode, eben so fühlbar ist die Einwirkung der Sonne und ihre größere oder geringere Erdnähe, wodurch die Jahreszeiten hervorgebracht werden, auf das organische Leben so wohl in Hinsicht der Gesundheit als der Erzeugung von Krankheiten: das periodisch erhöhtere und energischere, so wie unterdrücktere und gebundenere Leben, in den verschiedenen Jahreszeiten scheint hiervon abzuhangen; es gibt viele Krankheiten, die sich vorzüglich in dieser oder jener Jahreszeit zeigen, während sich alle stationäre in den verschiedenen Jahreszeiten verschiedentlich modificiren, selbst die Epedemien scheinen nach einem größern periodischen Cyklus wieder aufzutreten, und zu verschwinden. Periodische Krankheiten nennt man solche, deren Erscheinungen in gewissen Zeiträumen heftiger werden, und dann verschwinden oder doch merklich nachlassen. Da diese Periodicität bei vielen Krankheiten von äußeren Einflüssen abhängt, so ist sie keine wesentliche Eigenschaft derselben; es giebt aber kaum eine Krankheit, in der man sie nicht beobachtet hätte.

Peripatetische Philosophie, die Philosophie des Aristoteles und seiner Nachfolger; daher auch aristotelische Philosophie. — Aristoteles, (vergl. dies. Artikel) geb. 384 v. Chr., war ein Schüler Platons und Stifter einer eigenen philosophischen Schule, die weil er in einen bedeckten Gange des Lyceums zu Athen auf und abwandelnd lehrte, den Namen der peripatetischen erhalten haben soll. Wissenschaftlicher Geist, Scharfsinn und tiefe Gründlichkeit zeichnen seine Werke aus, die freilich nur zum Theil auf uns gelangt sind. Die Philosophie des Aristoteles zerfällt in einem theoretischen und einen praktischen Theil, von denen der erstere die Physik und Metaphysik, der zweite aber die Ethik und Politik umfaßt. Beiden geht als Einleitung und Vorbereitung die Logik voraus, die er das Organon der Wissenschaften nannte, und in welcher er mit großem Scharfsinne die Gesetze des Denkens entwickelt hat. Die Lehre von den Kategorieen und die oft gemißbrauchte Syllogistik, finden darin ihre Begründung. Das System des Aristoteles ist das eines intellektuellen Empirismus; denn alle Ideen entspringen nach ihm aus Sinnenerkenntniß, und nichts ist im Verstande, was nicht vorher im Sinne gewesen. Die aristotelische Physik weicht von den Ansichten früherer Denker wenig ab; nur in der Lehre von der Entstehung der Körper aus der Materie vermittelst der ursprünglichen Qualitäten, der Wärme und der Kälte, entfernt sich Arist. von seinem Vorgänger Empedokles. Auch seine Lehre von der Bewegung hat manches Eigenthümliche und ist für die Beurtheilung seines Systems von der größten Wichtigkeit, da sie ihm die Beweise für das Daseyn der Gottheit, als der ersten Ursache aller Bewegung, liefern mußte. Die Körper besitzen außer der Materie noch eine thätige Kraft, von ihm Entelechie genannt; in organischen Körpern ist die Seele deren erste Entelechie. Die Welt ist nach ihm ewig; Gott die erste

bewegende Substanz, unkörperlich und untheilbar, aller Wesen Vollkommenstes. Aus dem praktischen Theile seiner Philosophie mögen folgende Sätze genügen: Tugend ist die Mitte zwischen zwei fehlerhaften Aeußersten, zwischen allzu großer Stärke und allzu großer Schwäche des der Handlung zum Grunde liegenden Triebes. Glückseligkeit ist nur begehrungswerth als Probe und Bewährung einer zur Vollkommenheit gediehenen naturgemäßen Handlung. — Großes Verdienst erwarb sich Aristoteles um die Theorie der schönen Künste. Ihm verdanken wir die erste Begründung einer solchen Wissenschaft. Seine hieher gehörigen Werke sind: die Poetik und die Rhetorik; andere sind verloren gegangen. Reinigung von bösen Leidenschaften u. Veredlung der Sitten ist ihm Zweck aller Poesie. Er konnte diesem Irrthum nicht entgehen, da ihm nach der eigenthümlichen Richtung seines Geistes das Reale mehr gelten mußte, als das Ideale, die Form mehr als der dem Kunstwerke inwohnende Geist. — Die aristotelische Philosophie fand nicht allein unter den Mitbürgern und Zeitgenossen ihres Begründers viele Anhänger, sondern ward auch von Andern und lange nachher noch gepflegt, namentlich von den Arabern, denen die Spitzfündigkeit des scharfsinnigen Meisters vor Allen zusagte. Seit dem 4ten Jahrh. ward sie bei den Streitigkeiten der Kirche zu Hülfe genommen und gewann seit dem 6ten Jahrh. durch Boethius Uebersetzung und Erläuterungen jenes unumschränkte Ansehen, in dessen Besitz sie Jahrhunderte lang geblieben ist. Uebersetzungen: Kategorieen, von Maimon, Berl. 1794. Ethik, von Jehnisch, Danz. 1791; von Garve, Bresl. 1798. Politik, von Schlosser, Lüb. 1798. Rhetorik, von Voigt, Prag 1803. Poetik, von Buhle, Berl. 1798.

Peripetie, unerwartete Veränderung, welche sich in dem glücklichen oder unglücklichen Zustande der Hauptperson eines epischen oder dramatischen Gedichts, eines Romans u. s. f. ereignet und in den entgegengesetzten verwandelt. Z. B. im Oberon der Sturm, welcher während der pflichtwidrigen Umarmung der Liebenden hereinbricht und später ihre Rettung vom Feuertod durch die Macht des Elfenkönigs; in Schillers Jungfrau von Orleans das plötzliche Erwachen des Mitleids mit Lyonel und dessen Folgen.

Peristylium, ein Säulengang, der einen Hofraum oder Platz ringsum einschließt.

Perkinismus, ein von Dr. Perkins in Nordamerika erfundenes Heilverfahren, welches er bei Entzündungen, Nervenkrankheiten und besonders gegen rheumatische Beschwerden anwendet. Er bedient sich hierzu zweier Nadeln aus verschiedenem Metalle, deren Zusammensetzung nicht genau bekannt ist, aber aus Messing und weißem Eisen zu bestehen scheint. Mit der Spitze der Nadel wird, von dem angegriffenen oder leidenden Theile nach andern mehr muskulösen Theilen in kürzerem oder längerem Abstande, je nachdem es nöthig ist, gestrichen. Oft wird der Schmerz mit viel Erleichterung vertrieben, wenn das Instrument von dem schmerzhaften Theile gegen die Extremitäten hingezogen wird. In einigen wenigen hartnäckigen Zufällen wird es oft nöthig, mit den Instrumenten so lange zu streichen, bis die Theile eine Röthe und einen geringen Grad von Entzündung bekommen. Alle ölige und fettige Dinge hindern die Wirksamkeit dieses Mittels. Einige dänische Aerzte bedienten sich bei der Anwendung desselben Nadeln aus andern Stoffen, als Elfenbeine, Ebenholz u. dgl. und spürten ebenfalls einen guten Erfolg. Der Perkinismus wäre also überhaupt ein Reizmittel, weshalb Consbruch denselben Namen einem Reizmittel anderer Art gab. Eine hartnäckige lymphatische Geschwulst heilte er vermittelst eines darauf gelegten Säckchens mit fein gestossenem Glase gefüllt. Dieß verursachte ein Stechen wie von feinen Nadelspitzen, heilte aber das Uebel, welches vorher allen andern Mitteln getrotzt hatte, in kurzer Zeit vollkommen.

Perle, ein harter, weißer, glänzender, gewöhnlich kugelrunder, zuweilen aber auch birnförmiger Körper, der sich in der Perlauster findet und sehr hoch geschätzt wird. Die Bildung der Perle hat Reaumur zu erklären gesucht. Dieser Naturforscher behauptet die gewöhnliche Vorstellung, daß die Perle durch die Folge eines krankhaften Zustandes des Thieres hervorgebracht werde. Allein es ist schwer zu glauben, daß ganze Arten von Thieren gleichartig krank seyn sollten; und wir dürfen annehmen, daß diese Auswüchse einem nützlichen Zwecke entsprechen. Die indischen und amerikanischen Meere enthalten eine große Menge Perlmuscheln; auch findet man gute Perlen in vielen Ländern Europas. Die Küsten der Insel Ceylon und der persische Meerbusen sind wegen der Perlfischereien am berühmtesten; in Westen sind es die Küsten von Terra firma und der mexikanische Meerbusen. In Europa findet man Perlen an der schottischen Küste, in Baiern, Liefland, Sachsen, Celle, u. a. a. O. Die Perlenmuschel und die Perlenmuttermuschel führen vorzüglich Perlen. Noch ist aber ihre wahre Entstehungsart unbekannt. — Perlfischerei in Ostindien. Sie beschäftigt in zwei Jahreszeiten eine bedeutende Anzahl von Menschen, im März und April, dann im August und September. Jede Barke stößt bei Sonnenaufgang mit dem gewöhnlich wehenden Landwinde ab, und kehrt Mittags, wenn der Seewind weht, ans Ufer zurück. Wenn die Barke auf der Stelle anlangt, wo der Fang statt finden soll, und Anker geworfen hat, bindet der Taucher einen Stein, der ungefähr 6 Zoll dick und einen Fuß lang ist, unter seinen Leib. Dieser Stein dient ihm gleichsam als Ballast, verhindert, daß der Taucher nicht vom Strome weggerissen werde, und setzt ihn in Stand, sicherer unter dem Wasser zu gehen. Einen andern Stein bindet er unter seine Füße, damit er desto schneller auf den Boden des Meeres sinke. Da die Perlenmuschel gewöhnlich fest an den Felsen sitzt, so bedeckt er seine Hände mit ledernen Handschuhen, um sich nicht zu verwunden, wenn er die Muscheln ablöset. Manche bedienen sich dazu eiserner Rechen. Jeder Taucher hat ein großes Netz, in Gestalt eines Sackes bei sich, das an einem langen Stricke um seinen Hals befestigt, mit dem andern Ende aber an die Seite der Barke gebunden ist. In diesem Netze sammelt er die gefundenen Muscheln. An dem Stricke wird er hinaufgezogen, wenn er nicht mehr athmen kann, oder wenn sein Sack voll ist. Er läßt sich auf diese Weise oft 60 Fuß tief herab, und sobald er den Boden des Meeres erreicht hat, fängt er sogleich an, sein Netz zu füllen. Wie tief er auch ins Meer hinab gehen mag, er kann doch ohne Schwierigkeit alle Gegenstände sehen, und wird so in Stand gesetzt, großen Raubfischen, die auf ihn losgehen, zu entrinnen. Wenn er in solche Gefahr geräth; ist das erste Hülfsmittel, daß er das Wasser mit Schlamm trübet, um von dem Thiere nicht gesehen zu werden. Die besten Taucher können gegen eine halbe Stunde unter dem Wasser bleiben, minder geschickte aber nicht weniger, als eine Viertelstunde, und während dieser Zeit halten sie ihren Athem an, ohne einen mit Oel getränkten Schwamm an den Mund zu halten, wie es im mittelländischen Meere üblich ist. Wenn sie sich heraufziehen lassen wollen. so zerren sie an der Leine, welche an den Sack befestigt ist, worauf die Fischer in der Barke sie in die Höhe ziehen. Manche Taucher müssen einige Augenblicke ruhen, ehe sie wieder zu Athem kommen; Andere gehen aber sogleich wieder in die Tiefe und fahren mit ihrer Arbeit fort, bis das Fahrzeug gegen Mittag wieder an die Küste zurückkehrt. Um die Perle von der Muschel zu scheiden, werden Gruben 4—5 F. im Gevierte an dem Strande gegraben, worin die Perlenmuscheln geworfen werden. Alsdann legt man Sandhaufen in Mannshöhe darauf, und wenn Regen, Wind und Sonnenwärme die Muscheln geöffnet haben, und das Thier getödtet worden ist, so fault das Fleisch, und die in dem Kopfe befindlichen Perlen lösen sich ab. Sind

hierauf die Gruben von den gröbsten Unreinigkeiten befreiet, so wird der Sand einige Male gesiebt, um die Perlen von verschiedener Größe zu erhalten. — Perlmutter, eine schöne, glänzend weiße Glasur, welche die innere Fläche der Austerschaale einnimmt (s. oben). Sie findet sich vorzüglich in der Perlenmuttermuschel.

Permesus, ein Fluß in Böotien, welcher sich bei Haliartus in Palaeocastro's Nähe mit dem Olmius vereinigte und in den See Kopais (Bade de Topalia ergeß. Er entsprang am Fuß des Helikon und war daher den Musen und dem Apollo heilig.

Perouse (Jean Francois Picot de Galaup de la), berühmter Weltumsegler, geb. zu Alby 1741, widmete sich von seiner Jugend an dem Seewesen und diente mit Auszeichnung von 1756 bis zum Frieden 1763 und im amerikanischen Kriege, in welchem er (1782) die englischen Niederlassungen in der Hudsonsbai zerstörte. Im August 1786 reiste er mit den Schiffen Astrolabe und Boussole, auf Befehl des Königs, von mehrern Astronomen, Naturforschern und Künstlern begleitet, von Brest ab, um die Erde zu umsegeln. Das Cap Horn umsegelnd, gelangte er in die Südsee, besuchte die Osterinseln, die Nordostküste von Amerika und die Beringestraße, bis das Eis seinem weitern Forschen ein Ziel setzte. Nachdem er 1787 auf Kamtschatka gelandet, ging sein Augenmerk insbesondere dahin, die Inseln Japans und die Meerengen, die sie trennen, zu untersuchen, und er kam, nachdem er dies glücklich vollführt, im Jan. 1788 zu Botanybay an, wo kurz zuvor die Engländer eine Verbrecherkolonie angelegt hatten. Von hieraus wollte er die Freundschaftsinseln, den südlichen Theil von Neukaledonien und so weiter noch besuchen, allein nie hat man von ihm wieder etwas erfahren. Mehrere Unternehmungen (von Entrecasteaux und M. du Petit Thouars), um Nachricht von ihnen zu erhalten, sind fruchtlos gewesen. Wahrscheinlich gingen die Schiffe an der Küste von Neuseeland bei einem heftigen Orkane unter. Die durch Lesseps, einen russischen Dollmetscher, der ihn begleitete, 1788, und späterhin von Botanybay aus eingesendeten Nachrichten, wurden auf Befehl der Nationalversammlung (1791) von Milet Mureau herausgegeben, Paris 1798, 4 Bde. 4.; deutsch mit Anmerkungen von J. R. Forster und M. C. Sprengel, Berlin 1799 und 1800, 2 Bde. 8., oder im 16. und 17. Band des Magazins von merkwürdigen neuen Reisebeschreibungen.

Perpendikel, ein senkrechte Linie; 2) die Unruhe an einer Uhr. — Perpendikelwage, eine Wage, welche die Horizontallinie vermittelst eines an ihr befindlichen Perpendikels oder Pendels zeigt. — Perpendikular, lothrecht, senkrecht, heißt in der Geometrie eine gerade Linie, die auf einer andern Linie oder Fläche so stehet, daß sie zu allen Seiten gleiche oder rechte Winkel macht. Ein Bild von einer Horizontallinie gäbe ein, auf der Wasserfläche aufgespannter Faden auf einer kurzen Strecke. Eine Bleikugel an einem Faden befestigt und in der Hand frei gehalten, wird dagegen eine Perpendikularlinie bilden.

Perpetuum mobile (ein), ist wünschenswerth, weil es unabhängig von einer Feder- oder Gewichtkraft, die man immer abziehen muß, und ohne weder des Wassers noch des Windes zu bedürfen, an jedem gegebenen Orte nach einem beständigen Gesetze gleichmäßig als bewegende Kraft fortwirkt. Im Großen ausgeführt kann es nicht nur sich selbst, sondern auch ein andres nutzbares Getriebe bewegen, und die kostbaren Luft-, Wasser- und Dampfgetriebe entbehrlich machen. Maillardet, ein Mechaniker zu Fontaines im Fürstenthum Neuenburg, will die Aufgabe des Perpetuum mobili gelöst haben. Seine Maschine ist ein Rad, an dessen Umkreis sich eine Anzahl Röhren befindet, die, mit Quecksilber angefüllt, dergestallt auf das Centrum wirken, daß sie nach dem bloßen Gesetze des immer sich verlierenden Gleichgewichts, das Rad in beständigem Schwung erhalten, den der

Künstler durch Verminderung der Röhren nach Gefallen verändern kann. Beim Herabsteigen fallen die Röhren am Umkreise des Rades vor, und geben also den unterwärts gehenden Radien ein Uebergewicht. Beim Aufsteigen legen sich die Röhren vermittels eines einfachen Mechanismus an das Rad an, und machen mithin die aufwärts gehenden Radien um so leichter. Es beruht also auf dem Prinzip, daß die Bewegung durch das immerwährende Uebergewicht der herabfallenden Radien bewirkt wird. Ein angebrachtes Pendel berichtigt die Bewegung. Diese Maschine läßt sich im Großen und mit Hülfe einfacher Materialien, als Holz, Eisen (eiserne Stäbe mit schweren bleiernen Gewichtkugeln), so ausführen, daß sie nicht nur sich selbst, sondern auch ein anderes Nutzen bringendes Getriebe in Gang setzen kann. Auch der Mechanikus Peters in Mainz will ein Perpet. mob. erfunden u. zu Brüssel 1817 vollendet haben, das in einem Rade besteht, welches durch seine eigne Kraft und ohne Beihülfe von Federn, Quecksilber, Feuer, Elektrizität, Galvanismus u. s. w. fortläuft. Diese Erfindung stellt ein neues System in der Mechanik auf, indem sie das bisher angenommene Prinzip, was man an Schnelligkeit gewinnt, verliert man an Kraft und umgekehrt, zu vernichten scheint. Des Italieners Zamboni galvanische Säule äußert ihre Wirksamkeit auch ohne Befeuchtung und gibt gewissermaßen ein Perpet. mob. ab, indem ein zwischen zwei Säulen angehangter Perpendikel sich in fortdauernder Bewegung befindet.

Perrault (Claude), ein ausgezeichneter Baumeister, Maler, Tonkünstler und Arzt, geb. zu Paris 1613, studirte Medicin, war aber auch in den angegebenen Fächern ebenfalls sehr geschickt. Als Baumeister rührt von ihm die prächtige Colonnade des Louvre her. Auch erfand er eine Maschine, durch welche man Steine von 52 Fuß Länge in die Höhe heben kann. Er starb zu Paris 1688, an einer bei der Zergliederung eines schon in Fäulniß übergegangenen Kameels erhaltenen Wunde. Man hat von ihm: eine Uebersetzung des Vitruv, Paris 1673. Fol., Beschreibung mehrerer Maschinen seiner Erfindung, Paris 1700. 4.; Phys. Versuche 2 Bde. 4.; Memoiren zur Naturgeschichte der Thiere, Paris 1671, 1676. Fol.; englisch von Alexander Pitfield, London, Fol., Amsterdam (französisch) 1736, 3 Bde. 4., mit den Mémoiren zur Geschichte der Pflanzen von Dodart; Oeuvres physiques mit denen seines Bruders, Leyden 1721, Amsterdam 1727, 2 Bde. 4. — 2) (Charles), Bruder des Vorigen, geb. zu Paris Jan. 1628, wurde durch Colbert als Generalcontroleur der Gebäude angestellt, der sich überhaupt seiner in den bedeutendsten Angelegenheiten bediente, so wie er der eigentliche Stifter der Academie der Inschriften und schönen Wissenschaften, so wie der Academie der Malerei und der Architectur ist, deren Mitgliedern er reiche Pensionen von Ludwig XIV. verschaffte. Nach Colberts Tode 1683 verlor er seine Einkünfte und lebte nun im Stillen den Wissenschaften. Er st. 1703. Durch sein Gedicht: Le Siècle de Louis le Grand, Paris 1687. 4., erregte er den Streit über den Vorzug der Neuern vor den Alten, welchen er noch lebhafter anfachte durch seine: Parallèle des anciens et des modernes, Paris 1690. 4 Bde. 12. Außerdem hat man von ihm: les Hommes illustr. de la France, mit Bildnissen; seine Gedichte sind jetzt vergessen. Sein Sohn, Perrault d'Armancourt, ist Verfasser der oft gedruckten Feenmährchen, die in ihrer Art Epoche machten; deutsch im ersten Bande der blauen Bibliothek, Gotha 1790. 8.

Perron (Anquetil du), s. Anquetil.

Persephone, s. Proserpina.

Persepolis. In den immerblühenden Rosengefilden Irans in Persien liegen die berühmten Ruinen von Schehminha, der 30sauligen, wie die Perser den Ort nennen, das ehemalige Persepolis, das jetzige Wassarkata.

Persepolis war weder ein Tempel, noch eine eigentliche Residenz, wenigstens nicht in den blühendsten Zeiten des Reichs. Es erwuchs aus dem Hoflager der ersten persischen Eroberer, und war daher ihr erster Wohnsitz. Dies hörte es in der Folge auf zu seyn; aber die daran geknüpften Ideen von Vaterland, Herrschaft, Religion machten es zur Heimath und Todtenresidenz der Könige, zum Heiligthume der Nation, zum Wohnsitz der väterlichen Götter und endlich durch seine Anlagen und Kunstwerke zum Sinnbilde des Reichs und seines Glücks unter seinen Königen. So ward es das Haupt des Reichs, das persische Kapitol. Ein ungeheuerer Raum ist hier mit steinernen Säulen, Tempeln, Pallästen und Reliefs bedeckt. Treppen von 45 Stufen führen zu den Säulengängen; alle Wände des k. Pallastes sind mit Reliefs geschmückt, auf jedem ist der König dargestellt, den Altar vor sich, den geweihten Becher in der Hand, Sklaven mit Sonnenschirmen und Genien mit Zweigen um ihn her; er ertheilt Audienz und empfängt Geschenke, wie es im Orient üblich ist. Züge von Abgeordneten bringen allerlei Thiere, Geräthschaften, Bergwerkszeichen, Prachtgewänder u. dergl. dar. So wurde in Persien der Geburtstag des Reichs in jedem Frühling gefeiert. Das Reich war in 20 Satrapien eingetheilt, und auch hier, wo jede Reihe der Abgeordneten durch einen Palmenbaum abgesondert ist, zählt man 20 Züge. Hinter diesem Pallast kommen die Wohnungen der Königinnen; noch verborgener sind die Königsgräber und Todtenpalläste. Wahrscheinlich wurde Persepolis vor Cyrus Zeiten erbaut. Alexander schwelgte hier drei Tage lang mit seiner griechischen Buhlerin Thais. In der Trunkenheit ließ der Uebermüthige diese Palläste in Brand stecken; aber in kurzer Zeit war Persepolis wieder aufgebaut, und unter der Regierung mahommedanischer Fürsten war sie unter dem Namen Istakar die gewöhnliche Residenz. Bald darauf aber wurde sie gänzlich zerstört. Doch die Gebäude trotzten jedem Frevel, wie der Zeit. Merkwürdig sind die zahlreichen Inschriften zwischen den Reliefs. Vergebens bemühten sich bis jetzt Münter, Tychsen und Grotefend, sie zu entziffern. Allein 1816 hat man in Asien Denkmäler aufgefunden, worauf sich Keil-Inschrift (s. d. Art. Keilschrift) unter Hieroglyphen und einer alphabetischen Inschrift befindet. Buchanan sah zu Goa zehn Tafeln aus Erz mit einer Schrift beschrieben, die er für eine indische hielt; auf dem Rücken einer dieser Tafeln befindet sich eine lange Inschrift im persepolitanischen Charakter, welche wahrscheinlich mit der indischen übereinstimmt, und dadurch entziffert werden könnte. Auch fand der Britte Gordon in den Trümmern des alten Susa einen, mit persischen Hieroglyphen und Keil-Inschrift bedeckten Stein, so daß diese Steine wahrscheinlich sich gegenseitig erklären. In der Eremitage zu Petersburg und in vielen Museen giebt es ganze Sammlungen davon unter dem Namen persische Cylinder. Gelingt es, sie zu entziffern, so würden sie vielleicht wichtige Aufschlüsse über die Lehre des Zoroaster und den Zend-avesta geben. Mehreres s. in Heerens Ideen ꝛc. Theil I.

Perseus, der berühmte Sohn, den in Gestalt eines goldenen Regens, Jupiter mit der Tochter des Akrisius, Danae, zeugte. Er ward mit seiner Mutter in einem Kasten ins Meer geworfen und schwamm dann mit derselben bei der Insel Seriphos an, wo Diktys und Polydektes seine Erzieher wurden. Da Perseus heranwuchs und Polydektes seine Mutter, die er liebte, sich nicht anders zu erhalten getrauete, bewog dieser ihn, einen abenteuerlichen Zug gegen die Gorgone Meduſa zu unternehmen, um dieses schlangenhaarige Ungeheuer zu tödten. Der Zug gelang durch der Minerva und des Merkurius Beihülfe. Mit dem Kopfe der Meduſa in der Hand verwandelte Perseus den Atlas, welcher ihn zu beherbergen versagte, in einen Felsen. Er stieß dann auf die für ein Ungeheuer angefesselte Andromeda, und befreiete sie. Andromeda ward nun seine Gemahlin. Er mußte aber sich noch zuvor gegen einen

Mitbewerber, den Phineus, des Cepheus, ihres Vaters, des Königs in Aethiopien, Bruder, vertheidigen, der ihn an seinem Beilager mit bewaffneter Hand überfiel, aber das Schicksal hatte, mit allen den Seinen in Stein verwandelt zu werden. Perseus zeugte mit Andromeda in Aethiopien noch den Perses, von welchem, nach Angabe der Griechen, die persischen Könige ihr Geschlecht ableiteten. Als Perseus nach Griechenland zurückkam, befreiete er erst seine Mutter von den Nachstellungen des Polydektes, vor welchem sie sich, nebst ihrem Vertheidiger Diktys, zu einem Altare geflüchtet hatte; und verwandelte diesen nebst allen seinen Leuten, in der Stellung, in welcher sie gegen ihn gefochten hatten, durch das Haupt der Medusa in Stein. Von da eilte Perseus zu seinem Großvater Akrisius. Dieser aber, aus Furcht, der Orakelspruch, welcher ihm prophezeiet hatte, er solle von den Händen des Sohnes seiner Tochter sterben, möchte erfüllt werden, eilte nach Thessalien, wo er bei den Leichenspielen des Königs zu Larissa von einem niederfallenden Diskus getödtet wurde, den Perseus empor geworfen hatte. Dem Perseus fiel nun das Königreich Argos zu. Er aber, sich scheuend, das Reich dessen in Besitz zu nehmen, der durch ihn getödtet worden war, verkaufte dasselbe gegen das Königreich Tirynth, daß der Sohn des Proetus, Megapenthes, ihm abtrat. Hier wurden ihm unter andern die Städte Midea und Mycene zu Theil, die er mit Mauern umgab. In seinem neuen Königreich widersetzte sich Perseus, der Sage nach, besonders dem Bacchus. Es kam auch, da Bacchus in Argolis eindrang, zu einem ordentlichen Treffen, in welchem viele von den Mänaden blieben. Mit der Andromeda zeugte Perseus die Söhne Alkäus, Sthenelus, Helius, Mestor, Elektryon und die Tochter Gorgophone. Vom Alkäus ward er der Stammvater des Herkules. Einer besondern Sage nach, brachte er den Proetus ums Leben, und ward dafür von dessen Sohne Megapenthes hingerichtet. Sein Grabmal zeigte man dem Pausanias zwischen Argos und Mycene. Nach Andern, ward er an den Himmel versetzt.

Persius Flaccus, geb. im J. Roms 787½, im 20. der Regierung des Tiberius, unter dem Konsulate des P. Fabius Persikus und L. Vitellius, zu Volaterrä, eine Stadt in Etrurien; gest. 815 den 24. Nov., im 9. Jahre der Regierung des Nero. Er war von ritterlicher Abkunft, durch Familie und Verwandtschaft mit Männern der ersten Klasse verbunden. Flaccus studirte bis zum zwölften Jahre zu Volaterrä, dann in Rom bei dem Grammatiker Remmius Palämon und dem Rhetor Virginius. Im 16. Jahre hörte er den Stoiker Annäus Cornutus, einen Mann von edlem Charakter, der sehr bald aus dem Lehrer des Jünglings sein unzertrennlicher Freund ward. Außerdem liebte er noch von Jugend auf den Cäsius Bassus, einen lyrischen Dichter, und den Geschichtschreiber, Rhetor und griechischen Redner, M. Servilius Nonianus, den er wie einen Vater verehrte. Die Bekanntschaft des Seneka machte er erst spät, aber ohne von seinem Geiste eingenommen zu werden. Desto vertrauter ging er in den letzten zehn Jahren seines Lebens mit dem Pätus Thrasea um, dessen Gemahlin Arria seine Verwandte war. Seine Gestalt war schön, sein Charakter sanft, seine Sittsamkeit jungfräulich, seine Lebensweise züchtig und eingezogen und seine Liebe gegen Mutter, Schwester und Muhme musterhaft. Persius schrieb selten und langsam. In seiner Jugend verfertigte er ein Schauspiel, in welchem römische Personen auftraten, ein Buch Hodöporica, und einige an die Gemahlin des Thrasea gerichtete Verse auf ihre Mutter. Alles dies wurde auf Anrathen des Cornutus vernichtet. Die Satyren verbesserte dieser Gelehrte an einigen Stellen, und übergab sie dem Cäsius Bassus zur Bekanntmachung. Er starb an einer Magenkrankheit. Die erwähnten Satyren des Persius, der Zahl nach sechs, besitzen wir noch.

Persien, großes Land in Südasien, gränzt gegen Norden an russische Gebiete, das kaspische Meer und die Bucharei, gegen Osten an Hindustan, gegen Süden an das indische Meer und den persischen Busen, gegen Westen an den persischen Busen, türkische und russische Gebiete, liegt von 61° — 81° 30′ L. und 25° — 41° 45′ B. und enthält 37,240 (nach Olivier 59,400) Q. M. Die nördlichen Gegenden sind gebirgig; in den übrigen sind nebst großen dürren Sand- und Salzsteppen (z. B. der durch Alexanders Zug berühmten Gedrosia) auch sehr fruchtbare Gegenden. Im Norden und mitten durch das Reich ziehen sich große Gebirgsketten mit Schneegipfeln, als der Sanamis, Kakumisar, Koh-i Soliman, Taurus mit dem Anti- und Hypotaurus, der Kaukasus, der Ararat, gordische Gebirge, Hindukusch, wovon Macartney eine Spitze 20,493 Fuß hoch fand, und Himmalih. Auch trifft man Vulkane, z. B. Demavend, und brausende Schlammquellen an. Das Klima ist verschieden. Die dem Kaukasus und kaspischen Meere nahe gelegenen hohen Landschaften haben im Winter strenge Kälte und im Sommer heftige Hitze; in den mittlern Landschaften ist die Temperatur milder, obgleich die Luft überhaupt kühl und trocken ist; die südlichen sind trocken, haben ein brennend heißes Klima, und sind den schädlichen Dünsten und erstickenden Nebeln ausgesetzt, welcher die Winde vom persischen Meerbusen herbeiführen. Vom Ende Mai bis Ende Nov. regnet es in den südlichen Landschaften nicht; in den übrigen fällt nur im Winter Regen. Die Berge sind ganz nackt und von Bäumen entblößt, die Hügel trocken, dürre und liegen unbebaut, und selbst die Ebenen sind nur angepflanzt, wo man sie bewässern kann. Kaum der 20ste Theil des Landes ist angebaut; daher viele künstliche Quellen, Brunnen und Dämme, um die von den Bergen hinabströmenden Gewässer sorgfältig zu sammeln, und sie unter der Aufsicht eines öffentlichen Beamten nach den Bedürfnissen eines jeden zu vertheilen. Auch leidet Persien zuweilen vom Samum und Erdbeben. Im Süden ist das persische Meer das durch die Straße von Ormus mit dem persischen Busen oder grünen Meere zusammenhängt. Die bedeutendsten Landseen sind: das kaspische Meer, der Luth, Weihend, Bachtegan, Urmi, ein Salzsee, Espek, Kaschitu; der See Eriwan, der 26 Meilen lange Durrah ꝛc. Auch sind zu Shivanan versteinerte Seen oder Sümpfe, die dicht neben einander ½ engl. Meilen lang liegen, und deren Verhärtungen den schönen durchsichtigen Stein erzeugen, tabrizer (taurischer) Marmor genannt, von dem ein Theil der schönsten Gräber in Persien verfertigt ist, und welcher die Hauptverzierungen aller ansehnlichen Gebäude des Landes ausmacht. Außer den Binsen wächst keine Pflanze in diesen Sümpfen, und die Versteinerung ist wahrscheinlich ein mineralischer Sinter, den auch die Mineralquellen von Carlsbad liefern. Von den Flüssen fallen der Sind (mit dem Kabul, Kurum, Gomul und Punschnud), Nuab, Hir und der Mend, so wie der Karasu, Nebenfluß des Schat al Arab, ins indische Meer, und der Kur mit dem Aras, der Kisil Osen vom Gebirge Erwend und der Tedsen ins kaspisch Meer; zum Aralsee fließen der Amu und Harrat, Gränzfluß gegen die Bucharei, mit dem Dehasch; die übrigen sind unschiffbare Küstenflüsse und ins Innere sich verlierende Steppenflüsse, von denen der größte, Hilmend, in den See fällt. Die vorzüglichsten Produkte sind: vortreffliche Pferde, Rindvieh, Büffel, zahme und wilde Esel, Maulthiere, Kamele, Dromedare, Schafe, (auch breitschwänzige, und Kerman, eine Race mit kostbarer, hellbrauner, ins Aschgraue fallender Wolle), Löwen, Tiger, Leoparden, Schakals, Wölfe, Hirsche, Rehe, Damhirsche, Hasen, Gazellen, Hyänen, Bären, wilde und zahme Ziegen (zum Theil mit trefflichen Haaren, die man hier verarbeitet) und Schweine, vielerlei und fast alle europäische Geflügel, Seidenraupen, Bienen, Fluß- und Seefische, Perlen, Bezoar; Reis, Getreide, Gartenfrüchte,

Melonen, Wein (mehr als 40 Arten, z. B, von Schiras, meistens zu Traubenmus zubereitet), europäisches Obst, Südfrüchte, Safran, Flachs, Hanf Zucker, Baumwolle, Spezereien, Gewürze, Oel, Rhabarber, Kampher, Manna, Gummi, Mastix, Terpentin, spanisches Rohr, Galläpfel, Indigo, Weihrauch, Senf, alle Blumen Europas, Holz (Eichen, Buchen, Hainbuchen, Tannen, Fichten, Palmen) ꝛc.; Eisen, Kupfer, Blei, etwas Silber, Gold in Körner, Salpeter, Schwefel, Alaun, Salmiak, Salz, Porzellanerde Marmor, Türkisse, Rubinen, Naphta, und köstlicher Bergbalsam. Die Einwohnerzahl, durch die bürgerlichen Unruhen seit 1747 sehr vermindert, schätzt man auf 25 bis 30 Millionen in 58 Völkerschaften. Außer Persern sind es vornemlich Parsen, Patanen oder Afghanen (s. d. Art.), Turkomanen, Thats oder Tadschiks (Abkömmlinge der Araber, Parsen, Juden und Christen, die den Islam angenommen haben, von den freien Nomaden für verächtliche Sklaven angesehn werden, sich mit Künsten, wissenschaftlichen Studien und Ackerbau beschäftigen, und vornemlich kirchliche und bürgerliche Aemter bekleiden), türkische Stämme, Kurden, Lurier, Araber am persischen Meerbusen, Bucharen, Zigeuner, Banjanen aus Indien, Juden, Armenier, Russen, und in Sindi die muhamedanischen Räuber Nomurdy. Außer der persischen Sprache (welche die große morgenländische Briefwechsel- und Staatssprache ist, die aber im nördlichen Persien und selbst in der Hauptstadt Teheran von der groben türkischen Sprache verdrängt worden ist) in verschiedenen Dialekten, hört man noch die Sprache der Parsen (die altpersische), die albanische, türkische, armenischen russische, georgische und in Kaschemir einen althindustanischen Dialekt, der sich der Samskredansprache nähert. Die Landesreligion ist die muhamedanische, von der Sekte des Ali (Schiiten); doch duldet man auch die Zabier, die Ismaeliten, Christen (80,000, besonders Armenier, und Griechen), Banjanen, Juden und Parsen, Feueranbeter, welche die Sonne als ein Bild des unsichtbaren Gottes ansehen. Die Armenier haben 3 Patriarchen zu Edschmiasin (mit dem Titel: Katholikus aller Armenier), Sis und Gandsasar; ein beträchtlicher Theil der Armenier ist mit der katholischen Kirche vereinigt, und steht unter einem Erzbischof zu Nachtschiwan. — Die wissenschaftlichen Kenntnisse der Perser schränken sich auf Studium des Korans, Wahrsagerei, Astrologie, etwas Mo- und Medezin und Dichtkunst ein. Es giebt viele reich dotirte Madressen oder Schulen, in welchen Lesen, Schreiben, Grammatik, arabische und türkische Sprache, Rhetorik, Poesie und Philosophie gelehrt wird; letzte hat 3 Haupttheile. Die Künste sind in der Kindheit; die Baukunst ist einfach, die Bildhauerei beinahe unbekannt, die Musik abscheulich. Viehzucht ist fast überall erheblicher, als Ackerbau. Viele Oerter haben beträchtlichen Gewinn vom Seidenbau; der Bergbau ist unbedeutend. In den größten Städten sind die nöthigen Handwerker und vielfache Künstler, die Töpferarbeiten, Porzellan, Metallwaaren, seidne und baumwollne Zeuge, besonders die schönsten Brokaden, Shawls, Saffian, Chagrin, Kupfer- und Holzwaaren, feine und starke Zeuge aus Ziegenhaaren, Glas, Teppiche, Pelzwerk, gutes Baumwollen- und Seidenpapier, Maroquin, sehr vollkommene Stickereien auf Tuch, Seide und Leder, damascirte Säbel ꝛc. liefern. Der Handel ist größtentheils in den Händen der Armenier, Banjanen und Europäer, und wird theils auf dem kaspischen und indischen Meere (aber nur durch fremde Schiffe, weil Persien Mangel an Schiffbauholz leidet) nach Arabien, Rußland und Europa, theils durch Karawanen nach der Türkei und Indien getrieben; doch ist er durch die innern Kriege zerrüttet. Die vornehmsten Handelsplätze sind: Tauris, Räscht, Abuschär und Gomron. Nach dem am 12. October 1813 zwischen Rußland und Iran geschlossenen Frieden können die russischen Unterthanen ihre Waaren nach Persien bringen, und sie auch von dort in andere

angränzende Länder verführen, und zahlen nicht über 5 p. C. Zollabgaben. In allen Geschäften unter sich und mit den Unterthanen Persiens stehen sie unter der Gerichtsbarkeit der russischen Consuln. Auch an Frankreich sind durch den Traktat vom Januar 1808 von dem Schach große Vortheile bewilligt worden. — Die Alten unterschieden die Provinz Persien und das Reich der Perser. Jene wurde begränzt von Susiana, Medien, Carmanien und dem persischen Meerbusen, vom Medus, Cyrus und Araxes bewässert, und von räuberischen Gebirgsvölkern, Parätacenern, Kossäern ꝛc. bewohnt; hierlag Persepolis. Das Reich Persien begriff alle den Persern unterworfenen Länder Asiens vom Taurus bis zum Indus, nämlich Susiana (jetzt Chusistan), Carmanien (jetzt Kirman), Gedrosia (Mecran), Aria (Chorasan), das Land der Dranger und Zarangäer (jetzt Sedschestan), Arachosia (Candahar), den Paropamisus (einen Theil des Taurusgebirgs, an dessen Fuß im heutigen Sablestan die Paropamisaden und andre kleine Völkerschaften lebten), das Land der Marder und Tapurer, Hyrcanien, Bactriana, und Sogdiana mit der Hauptstadt Marecande (Samarcand). Die Geschichte Persiens tritt erst mit Cyrus (s. d. Art.) aus dem Dunkel der Vorzeit. Vor ihm nennt man die Dynastien der Mahabaden, Pischdadier (während 2421 Jahre) und Cajaniden, die 718 Jahre regierten. In diese ungewisse Zeit gehört auch Gustaps, der medische Cyaxares oder dessen Zeitgenosse, unter dem Zerduscht (Zoroaster) (s. d. Art.) lebte. Cyrus (559 bis 529 vor Chr.) vereinigte die Perser und Meder, machte sie zum herrschende Volke in Asien und unterwarf ganz Kleinasien. Sein Sohn Kambyses (s. d. Art.) (529 — 522) eroberte Aegypten. Nach ihm herrschte einige Zeit ein Magier, der sich für des Kambyses Bruder Smerdis ausgab, nach dessen Sturz Darius Hystaspis (s. d. Art.) die Krone erhielt (521 — 487), der Thracien, Macedonien und einen kleinen Theil von Indien eroberte, die griechischen Kolonien in Kleinasien, die das persische Joch abzuschütteln versuchten, bezwang, aber weder die Scythen jenseit des Ister, noch die europäischen Griechen zu besiegen vermochte. Auch sein Sohn Xerxes (s. d. Art.) (487 — 467) wurde bei Marathon und Salamis von den Griechen geschlagen. Vergl. d. Art. Griechenland, wo wir der persischen Geschichte schon in Verbindung mit der griechischen gedacht haben. Die folgenden Könige regierten kurz, und nur die innern Unruhen Griechenlands, in welche sie sich geschickt einmischten, retteten sie von einem allgemeinen Angriff der Griechen. Darius Codomannus wurde von Alexander dem Großen (vergl. d. Art.) am Granicus bei Issus und Gaugamela besiegt, und verlor 330 durch Bessus, Statthalter von Bactrien, das Leben; Alexander eroberte 329 die ganze persische Monarchie, die 208 Jahre bestanden hatte. Nach dem Tode des Alexander gehörte der größte Theil des von ihm zerstörten persischen Reiches zu den Provinzen des syrischen Königreichs, bis etwa 250 v. Chr. Um diese Zeit erhob sich in den nördlichen Provinzen, dem heutigen Khorasan, Arschak, von den Griechen Arsaces genannt, welcher die Schwäche der Seleuciden benutzend, das Reich der Parther gründete. Unter 29 Königen, Nachfolgern des Arsaces (s. d. Art. und Parthia), daher Arsaciden, dehnten die Parther ihre Eroberungen bis an den Indus aus, führten ewige Kriege mit den Römern, bald um den Besitz Armeniens, bald um den von Mesopotamien, ja mehr als einmal drangen sie verwüstend bis in Syrien ein und vernichteten durch Tapferkeit und Kriegslist, (ihre verstellte Flucht war den Römern oft verderblich), mehr als ein römisches Heer. Ihre Herrschaft, von vielen innern Unruhen gestört, währte nahe an 500 Jahre bis etwa 225 nach Chr. Die Nachfolger der Arsaciden waren die Sassaniden. Der Stifter dieser Dynastie, Ardeschir Babekan, von den Griechen Artaxerxes genannt, war ein Enkel Sassans, woher der Name dieses Geschlechts. Er behauptete, von den alten persischen Königen abzustammen, und bemühte sich,

die alte Ordnung der Dinge und den alten Gottesdienst, Feuerdienst, wiederherzustellen. Seine Nachfolger setzten den Krieg mit den Römern mit wechselndem Erfolge fort, ja Khosru II. 531 — 579 drang sogar wieder auf kurze Zeit bis nach Syrien und Aegypten vor. Zwar dehnte sein Sohn Hormuz (Hormisdas, 579 — 591) die Eroberungen bis Chalcedon, über Aegypten bis nach Libyen und Aethiopien und bis Yemen aus; aber des Kaisers Heraklius siegreiche Waffen endeten dies Glück; des Hormuz eigner Sohn Siroes ermordete ihn 628. Im Ganzen aber bietet das Reich der Sassaniden nur das traurige Bild ewiger innerer Unruhen dar. Sie herrschten noch bis etwa 632, wo Persien unter dem Kalifen Omar von den Arabern erobert ward. Von dieser Zeit an, wo die Geschichte des neupersischen Reichs beginnt, bis 1501 oder 1502, also während eines Zeitraums von 858 Jahren, blieb Persien mehr dem Namen als der That nach eine Provinz des großen Reiches der Kalifen; denn als die Macht dieser letzteren zu sinken anfing, bis auf die Wiederherstellung des persischen Reiches im Anfang des 16ten, war das unglückliche Land theilweise eine Beute sich einander verdrängender Familien u. Völker. Die Herrschaft der Araber dauerte 570 Jahre, von 651 bis 1220. Da theils die Statthalter der Araber sich unabhängig machten, theils persische und türkische Fürsten einzelne Provinzen an sich rissen, so blieb Persien getrennt. Unter den herrschenden Dynastien im nördlichen und nordöstlichen Persien sind zu bemerken: 1) das türkische Haus der Thaheriden in Chorasan von 820 bis 872; 2) die persische Familie der Soffariden, die über Chorasan und Fars bis 902 herrschte; 3) die Samaniden, die sich unter Ahmed 874 in der von Chorasan abhängigen Provinz Mavaralnar erhoben, und bis 999 erhielten; 4) die Gasnaviden, da 977 Sebectechin, ein türkischer Sklave und Statthalter der Samaniden zu Gasni und Chorasan, sich zu Gasni unabhängig machte; 5) die Guriden oder die Sultane von Gur, die 1150 durch Ala-eddin-Hosain merkwürdig wurden, aber nach wenigen großen Regenten durch die Fürsten Chowaresmes und innere Uneinigkeit sanken; 6) die chowaresmischen Schahs, 1097 — 1230, durch Aziz, Statthalter der Seldschuken in Chowaresme, wo er sich unabhängig machte, gegründet. Von ihnen zerstörte Tagasch 1192 das Reich der Seldschuken, und nahm den Guriden Chorasan, so wie sein Sohn Muhamed den größten Theil Persiens eroberte, aber 1220 alles durch den Großchan der Mongolen, Dschingischan, verlor, so daß sein heldenmüthiger Sohn Gelaleddin Mankbern nach fruchtloser Anstrengung, das Verlorne wie der zugewinnen, 1230 in einer einsamen Hütte auf dem kurdischen Gebirge umkam. Im westlichen und nordwestlichen Persien herrschte Mardawig, ein persischer Krieger, der 928 zu Delem ein Reich gründete, das sich bald selbst über Ispahan verbreitete, aber verschlungen wurde von den Bujiden, den Söhnen des armen Fischers Buja, der sein Geschlecht von den Sassaniden herleitete. Sie erlangten durch Tapferkeit und Klugheit die Herrschaft über den größten Theil von Persien, und 945 selbst Bagdad, und behaupteten sich bis 1056, wo Malek Rahim den Seldschuken weichen mußte, einer angeblich türkischen Dynastie, die von den Chinesen aus Turkestan vertrieben wurde. Der tapfere und kluge Togrulbeg Mahmud wurde von den Kalifen selbst zum Emir el Omrah eingesetzt und der mächtigste seiner tapfern Nachfolger Malekschah eroberte auch Georgien, Syrien und Natolien. Das Reich sank, als es sich in 4 Herrschaften auflöste, die 1162 und 1195 durch die chowaresmischen Schahs, 1139 durch die Atabeken von Aleppo und 1194 durch die Mongolen zerstört wurden. Durch Dschingischan wurden die Mongolen in Persien herrschend, und ihre Macht bestand 185 Jahre, von 1220 bis 1405. Die Beherrscher Persiens aus Dschingischans Stamm machten sich bald von der

Oberherrschaft der Großchane unabhängig, und bildeten eine besondre Dynastie der Mongolen in diesem Lande, das sie mit Syrien, Natolien und Irak-Arabi vergrößerten, bis Abusaid 1335 ohne Erben starb. Seine Nachfolger, auch aus Dschingiskhans Familie, führten nun den Titel der Chane von Persien. Ihrer Herrschaft machte Timurlenk (Tamerlan) ein Ende, der 1387 an der Spitze einer neuen Mongolenhorde erschien, und von Hindustan bis Smyrna Alles mit Schrecken erfüllte. Mit seinem Tode erlosch 1405 die Macht der Mongolen in Persien, und die nomadischen Turkomanen wurden 100 Jahre die Oberherren, bis sie im Jahr 1500 dem Ismael Sefu, der sich der Schwärmerei als Werkzeugs der Politik bediente, weichen mußten. Schah Ismael, ein Nachkomme eines im 14ten Jahrhundert berühmten Heiligen, Sefy, daher sein Geschlecht das der Sefys oder Sofys genannt wird, geboren 1487, trat schon in seinem 15. Jahre im Norden Persiens als Eroberer auf und unterwarf sich bis zu seinem Tode 1524 fast ganz Persien. Mehrere seiner Söhne folgten ihm, aber ohne seiner würdig zu seyn; erst sein Enkel Abbas I., auch der Große genannt, befestigte diese Dynastie durch seine Tapferkeit und seine Talente. Er herrschte von 1581 bis 1628, führte beständig Kriege mit den Usbecken im Norden und mit den Türken, denen er ganz Armenien und die Gegenden am Tigris, selbst Bagdad entriß; er nahm den Portugiesen Ormus im persischen Meerbusen, verordnete die Wallfahrt nach Medsched und die nach Makkaiter den Persern abzuschaffen und verlegte seine Residenz nach Jspahan. Unter seinen nur durch Ausschweifungen und Grausamkeiten ausgezeichneten Nachfolgern verfiel die Macht des neuen Reiches immer mehr. Die Afghanen, die Bewohner des östlichen Persiens, empörten sich nicht allein 1713, sondern bald mußte auch der letzte Beherrscher Persiens, Sefy Hossein, ihnen 1722 den Thron abtreten; doch behielt noch sein Sohn Thamas einige Macht in den nordwestlichen Provinzen. Während der unruhigen übel befestigten Herrschaft der Afghanen ging viel an die Russen und Türken verloren. Ein kühner Abenteurer, Anführer einer Räuberbande in Chorasan, Nadir, geboren 1688, unternahm es, unter dem Schein, den ohnmächtigen Thamas auf den Thron seiner Väter zu erheben, die oberste Gewalt an sich zu reißen. Er kämpfte glücklich gegen die Türken, schlug die Afghanen, entriß ihnen 1728 Jspahan und nahm nun den Titel Thamas Kuli Khan, d. h. Diener des Thamas an; diesen Schattenkönig entsetzte er jedoch 1731 und ernannte ein Kind an dessen Stelle, welches jedoch 1736 starb. Er selbst bestieg nun den Thron und ward unter dem Namen Nadir Schah gekrönt (s. d. Art. Kulichan). Bald darauf, 1738, unternahm er einen Beutezug nach Indien, eroberte und verwüstete Delhi mit ungeheurem Blutvergießen und unterwarf die aufrührischen Afghanen. Seine Grausamkeit kannte keine Gränzen, daher ward er, eben als er mit der Niedermetzelung vieler seiner Offiziere umging, von eben diesen in seinem 60. Jahre, 1747, ermordet. Sein Tod führte neue Unruhen herbei. Die Afghanen unter Achmet Khan rissen sich los und bilden seitdem ein eignes Reich (s. unten Kabulistan); blutige Kriege wütheten im Innern. Endlich gelang es Kerim, einem alten Krieger Nadirs, die Ruhe herzustellen; er herrschte 30 Jahr trefflich unter dem Titel Wakil oder Regent, und starb 1779, 80 Jahr alt. Ein wüthender Kampf entspann sich nun zwischen dem Eunuchen Aga Muhamet, der sich in den nördlichen Provinzen erhoben, und Luft Ali Khan, der in den südlichen Anhang fand, bis letzterer endlich nach unzähligen Kämpfen und Niederlagen, von welchen er sich stets unermüdet wieder erhob, 1794 gefangen und hingerichtet wurde. Aga Muhamet ward bald darauf 1797 von einem Sklaven ermordet, und sein Neffe, der gegenwärtige König Feth Ali Schah, jetzt einige 50 Jahre alt, bestieg ohne Widerrede den Thron. Im Sept. 1826 haben die Perser, auf die Nachricht von der in Rußland sich

gebildeten Verschwörung, die nun unterdrückt ist, den Frieden von Tiflis gebrochen und sind in die russischen Kaukasus-Länder feindlich eingefallen. Das Endergebniß dieses Krieges wird, da die Russen das persische Heer unter Mirza bereits in die persischen Provinzen zurückgedrängt haben und siegreich vorrücken, für Persien nachtheilig seyn. — Persien zerfällt jetzt in 3 unabhängige Staaten, Iran oder das eigentliche Persien, Kabulistan, Beludschistan. 1. Iran erstreckt sich 62—80° L. 24° — 40′ B. enthält 23.696 Q. M. und 16 Mill. Einw., die zum Theil aus den ansässigen Nationen der Tadschiks 5,720,000, den Parsen oder Guebern 20,000, den Armeniern 70,000 Seelen, theils aus Ilats oder nomadischen Völkern bestehen. Letzte sind die herrschenden und zerfallen wieder in Stämme von türkischen oder truchmenischer Sprache, 41 Stämme mit 416,500 Seelen (von denen der jetzige Herrscher von Iran abstammt), von arabischer Sprache 9 Stämme mit 90,000, von iurischer Sprache 8 Stämme mit 114,000 und von der kurdischen Sprache 9 Stämme mit 90,000 Seelen. Außerdem gibt es noch andre umherziehende Horden, die alle, so wie die Tadschiks den Islam nach der Sekte Schy'jah verehren; die Parsen sind Feueranbeter und die Armenier Christen; der Juden zählt man 35,000. Der Regent ist Feth-Ali (Mirza Abdul Hassan Chan), Padischach von Persien aus dem Stamme der Cadjar, geb. 1768, reg. seit 1796. Er hat 65 Söhne und eben so viel Töchter; von jenen ist der 3te Sohn Abbas Mirza (der von mütterliche Seite aus dem Geschlecht der Kadscharen stammt und nicht ohne europäische Bildung ist, zum Nachfolger bestimmt. Das Wappen ist eine aufgehende Sonne. Das Ehrenzeichen des vom jetzigen Schah gestifteten Sonnen- und Löwenordens besteht aus einem Löwen, auf dessen Rücken sich das Sonnenbild zeigt. — Die Gewalt des Königs ist unbeschränkt; aber die arabischen und kurdischen Oberhäupter stehen nur in Lehnsverbindung mit dem Schah. — Die Großwürden des Reichs sind: der Itimad-eddaulah (Stütze des Reichs) oder Großwessirs der Aummir-Eddaulah (Aufseher des Reichs), Großschatzmeister; Nisamedbewlet (Ordnung des Reichs), der Minister des Innern; Mirsai-Bussuru (Großfürst), Obersthofmeister; der Vaca-nevis oder Staatsschreiber; der Mir-ab oder Wasserfürst, der über die genaue Vertheilung des Wassers im trocknen Persien wacht; die Beylerbey oder Statthalter der Provinzen, auch Arkan-eddaulah, Säulen des Reichs, genannt. — Keine Würde und Stelle ist erblich. Das Reich ist in Beylerbeyliks getheilt, und diese in Balaks, deren Vorgesetzte den Titel Kan, Zabit oder Hakim, nach der Art ihrer Verwaltung führen. Jede Stadt hat außer ihrem Statthalter noch einen Kelonter oder Stadtmeister. — Das Eigenthum besteht in Persien in der Länge der Nutznießung, deren Recht sich durch Pachtung in gewissen Zeiträumen und durch Abtragung gewisser Steuern erneuert. — Die Staatseinkünfte betragen ungefähr 30 Mill. Fl. Die Abgaben der Unterthanen heißen Malieh, Grundzinsen in Geld und Sachlieferungen, die auf die Ländereien und Städte fallen; Sadir, willkürlich und unbestimmt; Peisch-Kisch, Geschenke, welche dem König von den Statthaltern zum Nev-rouz oder Neujahrsfeste gemacht, und auch dem Volke aufgelegt werden. — Die Armee zählt an 250,000 M. (60,000 M. Fußvolk, 140,000 M. Reiterei, 1000 M. Artillerie), wovon 30,000 M. königl. Truppen, die aus dem königl. Schatz besoldet werden; die übrigen sind Söldner der Provinzen, die von den Gouverneurs derselben besoldet werden; und vorzüglich die Städte im Innern zu beschützen bestimmt sind. Außer der beträchtlichen Leibgarde ist im Frieden keine stehende Armee; im Kriege führen die Chane und Sultane oder Statthalter der Provinzen ein Heer herbei. Außer den eigentlichen Persern gehören die im Lande wohnenden Völkerstämme als: Kurden, Turkmanen, Usbeken, Afghanen, und Lesgher zu der Miliz, die gewöhnlich den größten Theil der Kavallerie

bilden. Der Oberbefehlshaber heißt Sardar, unter dem die Chane stehen. Die gewöhnlichen Waffen sind: Bogen und Pfeile, Lanzen, Streitkolben, Säbel, und Dolche; Feuergewehre (Luntenbüchsen) hat bloß ein Theil der Infanterie, und wenige Reiter haben Karabiner. M. v. Kotzebue sah im Sommer 1817 56 Stück reitender Artillerie, die ausgezeichnet gut waren, nebst 500 Kamelkanonen, die man mit einigen Verbesserungen gebrauchen könnte. Eine Marine fehlt; auch darf nach dem letzten Frieden mit Rußland außer der russ. Macht keine andre auf dem kaspischen Meer die Kriegsflagge führen. — Iran enthält 12 Provinzen: Aderbidschan mit der Hauptstadt Tauris, ein vornehmer Handelsplatz von 100,000 Einw. Ghilan, am kaspischen Meer, liefert die beste persische Seide; die Stadt Resch nahe am kaspischen Meer, hat wichtige Fabriken, besonders Seitenweb. auf 2000 Stühlen, starker Handel mit Reis, Seide ꝛc. Masenderan, einst Hirkanien (365 Q. M.), wegen seiner Fruchtbarkeit an Reis, Baumwolle ꝛc. der Garten von Persien genannt, mit der Hauptstadt Astrabad, ansehnliche Handelsstadt. Taberistan. Irak mit der Hauptstadt Theheran (s. d. Art.). Chusistan oder Schusistan. Farsistan oder Fars (das eigentliche Persien) mit der Hauptstadt Schiras (s. d. Art.); 7 M. nordöstlich am Bend-Emir sind die prächtigen Ruinen von Persepolis (s. d. Art.). Kerman (Caramanien), hier sind die Hauptstädte Minab am Nehr Ibrahim und die Seestadt Bender Abassi, bei den Europäern Gamron, 20,000 Einw., Hafen von indischen und arabischen Handelsschiffen besucht. Chorasan (Korasan), einst Bactrien; Aran (pers. Armenien) 362 Q. M. mit der großen, schlecht gebauten Hauptstadt Eriwan. Kuhistan, das Gebirgsland Iraks. II. Kabulistan oder Afghanistan, das Reich der Afghanen von Kandahar, auch das Reich der Abdallen, liegt 77 — 95° O. L. 28 — 37° N. B., gränzt im N. an Turkestan und Kleintibet, im O. an Hindustan, im S. an Beludschistan und im W. an die dasselbe von Iran trennende Wüste, enthält 16,545 Q. M. mit 10 Mill. Menschen, worunter 4,300,000 Afghanen, 800,000 Beludschen, 1,000,000 Tataren aller Art, 1,000,000 Tadschiks, 2,500,000 Hindus, 300,000 zu den kleinen Stämmen der Deggans, Schalmaner, Swatier, Araber gerechnet, auch Bucharen, Armenier, Turkmanen, Usbeken, Eimaken, Hazaren, Kafern und Juden. Die meisten bekennen sich zum Islam, die Afghanen und Beludschen sind Sunniten mit mancherlei Secten, die Tadschiks, Perser und Kisilbaschen eifrige Schiiten; mit Ausnahme der Hindus, Parsen, Armenier und Juden. Vergl. d. Art. Afghanen. Die Regierungsform ist monarchisch mit einer Art von Lehnverfassung. Die verschiedenen Stammhäupter üben in ihren Distrikten über die ihnen unterworfenen Hindus oder Tadschiks eine ganz willkürliche Herrschaft aus und gehorchen dem Staatsoberhaupt nur so weit es ihnen gut dünkt. Der Thron ist in einem Zweige des Hauses Saddosei erblich; der Titel des Monarchen, jetzt Chagia al Mulk, reg. seit 1803, ist Schah Durri Durrah; er hat 4 Gemahlinnen. Seine Gewalt ist durch die Chane oder Stammhäupter und die Dschirgas oder die Versammlungen der Sirdare oder Geschlechtshäupter beschränkt. Der Schah ernennt von seinen Söhnen denjenigen, der ihm folgen soll. Nach öffentlichen Nachrichten hat sich der Maha Rajah Rungeet Singh zu Lahore 1823 des Throns von Kabul bemächtigt. Die Einkünfte betragen 10 Mill. Gulden. Die Abgaben von den Ländereien sind unerheblich; Eingangszölle und indirecte Steuern tragen das Meiste ein. — Das Heer soll aus 30,000 Reitern bestehn; im Nothfall können 300,000 M. im Felde erscheinen. Jeder Stamm stellt sein Contingent. Der Stamm der Durhanis (im Persischen s. v. a. Perle), der vornehmste, stellt 12,000 auserlesene Reiter. Wenn auf das Zeichen des Fürsten die ganze Nation in Masse aufsteht, so heißt dies Ulussi. Lieblingswaffen sind Säbel und Lanze. Die Pferde sind stark und unermüdlich. Das Reich hat 6 große

Ländertheilungen: Chorassan, der östliche Theil dieser Provinz, da der westliche zu Iran gehört; Afghanistan mit 11 Provinzen, worunter Kandahar mit der Hauptstadt gl. N., 100.000 Einw. starke Fest., erheblicher Handel; abwechselnd die Residenz des Schah, und Kabul oder Kabulistan mit der Hauptstadt Kabul am Flusse gl. N., 80.000 Einw. Citadella Ballahissar, Residenz des Schah, Niederlage von persischen, indischen und bucharischen Waaren, auch mit Kalkutta in Wechselgeschäften. Die St. brannte im Sommer 1811 bei Gelegenheit einer großen Schlacht, die der Prinz Abbas gegen einen Rebellenchef in den Straßen der Stadt gewann, zum Theil ab. Ferner Sistan, Balkh, das alte Bactrien, Caschemir (s. d. Art.), Multan, eine Provinz Hindustans, vom Sind durchströmt. III. Beludschistan (s. d. Art.).

Persische Sprache. Die Sprache, welche in Iran und Fars (Persis), zwischen dem Euphrat, Dschihon (Orus), und dem persischen Meerbusen herrschte, war, nach den Sagen bei den Morgenländern, in sieben Dialekte getheilt: 1) Hervi, die Sprache Herat's oder Chorasan's, 2) Sagzi, die Sprache Sadschesdan's, 3) Zaveli, die Sprache Zabulestan's, 4) Sogdi, die Sprache Sogdiana's, 5) Zend und Pazend, die Sprache des nördlichen Medien's, 6) Pehlvi, die Sprache Niedermedien's oder Parthien's, und 7) Parsi und Deri, die Sprache von Fars oder Persis. Alle diese Sprachen sind gegenwärtig ausgestorben: die vier ersten, ohne ein Denkmahl ihres ehemaligen Lebens zurückzulassen; die drei letzten, mit Zurücklassung einzelner Schriften und Denkmähler: die neuperss. Sprache ist an die Stelle aller dieser Dialekte getreten. Eine Geschichte der persisch-medischen Sprachen muß sich demnach blos auf Nachrichten 1) von Zend und Pazend, 2) von Pehlvi, 3) von Parsi und Deri, 4) von der neupersischen und 5) ihrer Tochter, der kurdischen Sprache, einschränken. Zend hat blos in den Schriften der Parsen, der Anhänger der zoroastrisch-magischen Religion, die Zeit überlebt. Die Sprache, in welcher die Zoroastrische Religion zuerst gelehrt worden, und Zoroaster geschrieben hat, heißt bei den Litteratoren Zend. Wahrscheinlich hatte sie während ihres Lebens gar keinen eigenthümlichen Namen, sondern ist erst nach ihrem Absterben von den Büchern, in welchen sie übrig geblieben war, den heiligen Büchern der Mager, mit dem Namen Zend belegt worden. Denn Zend heißt in Pehlvi lebendig, und scheint sich darauf zu beziehen, daß man in dieser ausgestorbenen Sprache Zoroaster's lebendiges Wort (Gottes), den Zend-Avesta, als in seiner Ursprache las. Zend ist eine rauhe, Vokalenreiche, noch unregelmäßige Gebirgssprache, die höchst wahrscheinlich einst in dem nördlichen Medien als Volks- und Landessprache gesprochen worden. Ihre Verwandtschaft mit dem Georgischen hat Anquetil dargethan; ihre große Uebereinstimmung mit dem Sanskrit Paulinus a St. Bartholomeo: sie gehört daher zu den ältesten Sprachen, von denen man etwas Schriftliches übrig hat. Nur das Zendalphabet, nach der Kenntniß, die Anquetil davon gegeben hat, macht Schwierigkeit. Es hat nach ihm 16 Vokal- u. 32 Consonantenzeichen für 35 Laute, unter welchen kein l ist, weil an dessen Stelle immer ein r tritt. So verwandt das Zend mit dem Sanskrit zu seyn scheint, so weit scheint das Zendalphabet von dem Sanskritalphabet abzuweichen, nicht blos in Zügen, welches von keiner Bedeutung wäre, da sich diese bei verschiedenen Völkern nie gleich bleiben können, sondern auch in wesentlichen Stücken, in der Ordnung der Elemente, die in den Indischen Alphabeten viel Eigenthümliches hat, und in der Stellung derselben von der Rechten zur Linken, da die Sanskritalphabete alle von der Linken zur Rechten geschrieben werden. Vielleicht löst sich in Zukunft auch dieses Räthsel zum Vortheil der Schriftverwandtschaft. Genauer sind die Religionsschriften der Mager, die in ihr die Zeit überlebt haben, geprüft. Gleich nach ihrer Erscheinung

phabet, mit welchem die neupersische Sprache geschrieben wird, ist das Arabische, das für die Laute, welche das Persische vor dem Arabischen voraus hat, mit einigen neuen Zügen bereichert worden. Kurdische Sprache. Eine Sprache, die so weit ausgebreitet ist, wie die Neupersische, muß nothwendig in verschiedenen Dialekten geredet werden: man liest auch von einem Zabuli in Zabulistan, von einem Chuzi in Chuzistan, von einem Marwazi u. s. w.; aber man kennt diese Mundarten noch nicht näher. Der einzige näher bekannte Dialekt derselben ist der Kurdische. Er ist eine noch völlig ungebildete Sprache, die sich, wie es scheint, noch nie aus ihrer ursprünglichen Einfalt erhoben hat, weil sie (einige Lieder und Briefe ausgenommen) nie geschrieben worden, sondern die persische Sprache den Kurden zur Schriftsprache bisher gedient hat. Es mag daher das Kurdische der alten medischen Sprache (von welcher auch das Persische ein Dialekt ist) noch nahe kommen.

Persische Literatur. Bei der Unterjochung Persiens durch die Araber ward die alte persische Literatur, deren Reichthum jetzt in den im Art. Persische Sprache erwähnten heiligen Schriften und einigen noch nicht erklärten Inschriften besteht, und deren Inhaber die Mager waren, völlig ausgerottet. Was einst Alexander der Große einsah, daß ohne Vernichtung dieses Ordens, seiner Gesetze und Grundsätze keine ruhige Beherrschung von Persien möglich sey, dasselbe erkannten auch die Kalifen, und befolgten bei diesem Reiche ein anderes System der Unterjochung. Anderwärts ließen sie die Wahl zwischen Annahme ihrer Religion und Tribut; in Persien aber drangen sie mit der größten Strenge auf die Ausrottung der alten Gesetze, Religion und Sitten; der Kampf mit den Persern war zugleich ein Religionskampf, der von den Magern unbedingte Bekehrung verlangte. Der größte Theil der Perser wählte die Bekehrung, und dabei ward alles vernichtet, was auf die magische Religion Beziehung hatte; nur ein kleiner Theil blieb bei seiner Religion und flüchtete sich mit einzelnen Trümmern seiner Literatur in die östlichen Gegenden, wo er unter dem Namen Guebern (s. d. Art.) oder Parsen bis auf die neueste Zeit fortlebte. In Persien dauerten bloß die wissenschaftl. Kenntnisse fort, die in dem letzten Jahrh. von den syrischen Nestorianern waren hinverpflanzt worden; sie lasen seit 580 den Hippokrates und Aristoteles in pers. Uebersetzungen. Von der Eroberung Persiens im 7. Jahrh. (636) bis zum 15. finden sich keine Spuren einer Literatur, welche das eigenthümliche Produkt des persischen Geistes gewesen wäre. Es konnte sich auch keine Literatur bilden, da für sie noch kein Organ gebildet war: die alt-pers. Sprachen waren verdrängt und die im Entstehen begriffene neupersische hatte ihre völlige Verschmelzung mit der arabischen noch nicht vollendet und sich noch nicht fixirt. Unter den Abbassiden nahmen die Perser Antheil an gelehrten Anstalten, die gestiftet, und den Wissenschaften, die von den Arabern kultivirt wurden, und stellten aus ihrer Mitte schulgerechte Gelehrte auf. Die indeß neugebildete persische Sprache ward endlich zur Poesie und wissenschaftl. Vortrag wieder würdig gefunden u. als die arab. Literatur im Sinken war, erhob sich dagegen die persische. Denn um die Zeit, da die Kalifen aufhörten, Kenntnisse zu unterstützen, setzten unter den fürstlichen Häusern in Persien, welche das Kalifat niederdrücken halfen, vorzüglich zwei, das Haus der Buiden (von 933–1055) und die Seldschuken (seit 1055) ihren Ruhm darin, sich mit Dichtern und Gelehrten zu umgeben, und sie durch Belohnungen zu poetischen und wissenschaftlichen Arbeiten zu ermuntern. In der Mitte des 10. Jahrh. zeichnete sich Azad Eddaulet aus dem Hause Bujah von dieser Seite aus; in den folgenden Jahrh. Mahmud Sebektekin und Reder Ben Ibrahim, beide Sultane von Gazna; Sultan Melekschah aus dem Hause der Seldschuken sammt seinem Wesir Nazam el Mulk, und Reder Chan Chakan. Unter ihrer Ermunterung blühete die persische Literatur durch Dichter, Geschicht-

schreiber, Astronomen und gelehrte Ausleger des Koran, bis in das 13. Jahrh. Die ersten Nachtheile brachten ihr im 13. die Einfälle der Mongolen unter Dschinkis; im 14. vergrößerten sie die Einfälle Timurs, im 15. die der rohen Türken; im 16. hörte die ganze persische Literatur auf, seitdem die persische Nation unter den Druck des Ismael Sophi und seiner gleich blutigen Nachfolger kam. S. d. Art. Persien. Der glänzendste Theil der persischen Literatur, wovon wir hier nur eine unvollkommene Uebersicht zu geben im Stande sind, ist die Poesie. Wir nennen zuerst Ferdusi (bl. v. 1020), den Homer der Morgenländer, dessen Schahnamu, d. i. persisches Heldenbuch, das schönste Produkt orientalischer Poesie ist, welches wir bis jetzt kennen. S. d. Art. Ferdusi. In der Fabel ist Mula Dschami's, und in größern und kleinern moralisirenden Dichtungen Saadi's Name groß. In Saadi's Baumgarten (Bostan) wechseln zu moralischen Zwecken gedichtete Erzählungen, Reflexionen und Sittensprüche mit einander ab; in seinem Rosengarten (Gulistan) findet sich eine moralische Darstellung der menschlichen Schicksale in abwechselnder Prosa und Poesie nach einer großen Mannichfaltigkeit der Einkleidung. Bald trägt er seine Lebensweisheit in Parabeln, Fabeln und Erzählungen vor, bald spricht er sie in herrlichen Sentenzen aus, anderswo unterbricht er wieder den lehrenden Vortrag durch Lieder der verschiedensten Art, durch Oden, leichte süße Lieder und Elegien. Die lyrische Poesie ist fast von jedem persischen Dichter versucht worden, und die meisten zeichnen sich durch Feinheit und Lieblichkeit aus. Anwari (vor 1200) aus Korasan, unübertroffen in der Kaside (Proben seiner Poesien sind in der persischen Anthologie und in den Fundgruben abgedruckt), Hafiz (vergl. d. Art.), bl. 1415, und Tschami aus Korosan sind in dieser Dichtart die berühmtesten Namen. Ueberhaupt sind die persischen Dichter nicht gleich denen Griechenlands, wohl aber ihnen ähnlich: denn beide nahmen ihre Bilder von der einfachen Natur, nicht aus der Einbildungskraft, und beide besaßen in hohem Grade den reichen und erfinderischen Schöpfergeist, der das eigentlichste Wesen der Poesie ausmacht. Auffallend ist die Uebereinstimmung des Geistes der Ritterzeiten des Mittelalters mit dem der Welt Ferdusi's, und der Umstand, daß die Mohren die Sitten Persiens und Arabiens nach Spanien verpflanzten, scheint diese Behauptung zu erklären. S. Jos. von Hammer's (Verf. der Schirin und Uebers. des Hafiz) Geschichte der schönen Redekünste Persiens, in einer Blüthenlese aus 200 persischen Dichtern. Wien 1818. Aus der frühesten Zeit der persischen Literatur ist das Desatir wichtig, eines der ältesten Werke des Orients. Es enthält die Sammlung der Religionslehren von 15 altpersischen Propheten, und ist in einer bis jetzt unbekannten, von Send, Pehlwi, Devi u. a. altpersischen Mundarten, ganz verschiedenen Sprache geschrieben. Geschichte war der zweite Gegenstand, mit welchem sich die Perser mit Vorliebe beschäftigten: nur sind ihre historische Werke und der Geist derselben bis jetzt wenig bekannt. Nach den wenigen Proben zu urtheilen, die bis jetzt in Druck erschienen sind, weicht der Geschmack der Perser in der Geschichte von dem der Araber ab. Unter den Geschichtschreibern sind zu merken: Abu Said (bl. 1215), Verfasser einer allgemeinen Geschichte von Adam bis auf seine Zeit unter dem Titel: histor. Perlenschnur; Turan Schah aus Hormuz († 1377); Mirkhond oder Mahomed Ebn Emir Kholwand Shah (bl. 1471) schrieb: Garten der Wonne, Rudhat, enthaltend Nachrichten von den alten pers. Königen und Propheten voll abenteuerlicher Anekdoten in einem eignen moralisirenden Tone. S. Wielands deutscher Merkur 1797. St. 4 S. 370 Ferner: Al Emir Yahin Ebn Abdollatif al Kazwini († 1552) und Abul Fazal, Vezier bei Akbar d. Gr. S. Persien. Ueber die Chronologie besitzen wir ein merkw. Werk, das J. Gravius 1650 zu London herausgab. Von persischen Geographen ist bis jetzt nichts gedruckt, als eine englische Ueber-

setzung des persischen Auszugs aus dem arabisch geschriebenen geographischen Werke des Ebn Haukal. In der Geometrie machte sich unter den Persern Nasireddin aus Thus, als umarbeitender Uebersetzer des Euklides und Maimon Kaschid als Kommentator des Euklides berühmt. An die Geschichte der arabischen Astronomie schließen sich die Verdienste der Perser und Tataren um diese Wissenschaft an. Malekschah, mit dem Zunamen Dschelaleddin, rief 1072 mehre Astronomen zusammen, und führte 1079 durch seinen Astronomen Omar Chejan das Sonnenjahr von 365 Tagen, 5 Stunden, 48′ 48″, unter den Persern ein. Dschinkischans Enkel, Hulaku Ilekan, baute in der Stadt Maraga, ohnweit Tauris, 1259 eine Sternwarte, bei welcher er die berühmtesten Astronomen seiner Zeit anstellte. Sie arbeiteten unter Nasireddin's Aufsicht, und die Frucht ihrer Bemühungen waren astronomische Tafeln welche sie aus eigenen Beobachtungen und frühern Schriften, die Hulaku Ilekan herbeischaffen ließ, verfertigten aus Ptolemäus, den Tagebüchern Almamun's in Bagdad, Benani's in Syrien und Hakem's, des Kalifen der Fatimiden in Groß-Cairo. Sie verlangten zu dieser Arbeit 30 Jahre; Hulaku Ilekan verwilligte ihnen dazu nur zwölf: aber er erlebte doch die Vollendung der ilekanischen Tafeln nicht: denn er starb schon 1264, und die Tafeln wurden erst 1269 vollendet. Ueber die bibl. Literatur in pers. Sprache s. Bibel.

Personen-Recht (jus personarum) unterscheidet sich von dem persönl. Rechte. Letzteres hat Verbindlichkeiten, folglich Sachen zum Gegenstande. Das Personenrecht hingegen betrifft die Person, oder das rechtliche Verhältniß des Menschen selbst, welches auch der Zustand (status) genannt wird. Dieser Zustand geht hervor entweder aus der Natur des Menschen (status naturalis, nach Verschiedenheit des Alters, des Geschlechts, des Aufenthaltsorts, der Geistes- und Körperkraft u. s. w.), oder bloß aus der bürgerlichen Gesetzgebung (status civilis), nach Verschiedenheit der freien oder nicht freien Geburt, des Bürgerthums, der bürgerlichen Ehre, der Familien-Rechte, der privilegirten Stände u. s. w.). In einem dispositionsfähigen Zustande befinden sich diejenigen, welche weder durch die Natur, noch durch bürgerliche Gesetze abgehalten sind, über ihr Vermögen selbst zu verfügen. Nicht dispositionsfähig sind daher zum Beispiel Unmündige, Blödsinnige, taub und stumm geborne (in sofern nicht ihre Geisteskräfte durch Unterricht einen hohen Grad von Ausbildung erhalten haben) Kinder in väterlicher Gewalt, Abwesende u. s. w. Personen dieser Art werden in rechtlichen Angelegenheiten durch die, entweder von den Gesetzen ein für allemal bestimmten, oder durch die besonders zu bestätigenden Vormünder vertreten. — Alle Rechte der Persönlichkeit und überhaupt jeden Zustand (status) im rechtlichen Sinne, sprachen die Römer den Sklaven ab, welche sie als Sachen betrachteten. Mehrere Polizei- und peinliche Gesetze unter den Kaisern, besonders unter den christlichen, setzten zwar den Mißhandlungen der Sklaven Grenzen. Aber weder im occidentalischen, noch im orientalischen Kaiserthume gelangte man dahin, den barbarischen, aber von den römischen Rechtsgelehrten mit ungemeiner Consequenz durchgeführten Grundsatz, welcher den Menschen zur Sache herabwürdigt, aufzuheben. Allein die römischen Gesetzgeber werden an Barbarei von vielen unwissenden Rechtsgelehrten des Mittelalters und neuerer Zeiten übertroffen, welche sich zum Theil nicht gescheut haben, dem germanischen und slavischen Leibeigenen, dem mit Feudal- oder andern Lasten belegten Urbewohner erobertrr Länder, dem geraubten Neger, ebenfalls die Rechte der Persönlichkeit abzusprechen und ihn für eine Sache zu erklären. — In ein, dem sclavischen ähnliches Verhältniß hatte das ältere römische Recht den Haus-Sohn und die Haus-

mutter (filius familias, mater familias) gestellt. Beide waren ebenfalls nicht ihre eigenen Herren (sui juris), sondern einer der Sklavenherrschaft ähnlichen Familien-Gewalt des Hausvaters in dem Grade unterworfen, daß sie kein Recht der Persönlichkeit hatten. Allein durch Gesetze und Gerichtsbrauch, so wie durch mancherlei, aus der Form der Verheirathungen, aus militärischen Einrichtungen und andern Quellen hervorgegangenen Institutionen, insbesondere auch durch die Peculien (besonderes Vermögen der in väterlicher Gewalt befindlichen Kinder), wurde die Strenge des ältern römischen Rechts, innerhalb der Familien, immer mehr gemildert und es ist heutzutage den Ehefrauen und den in väterlicher Gewalt befindlichen Kindern das Recht der Persönlichkeit nicht abzusprechen, wenn gleich in Rücksicht ihrer Dispositionsfähigkeit die mannichfaltigsten, theils aus römischen, theils aus deutschen Rechten, theils aus neuern Gesetzgebungen herrührende Beschränkungen statt finden.

Personifikation heißt eine Sache, die keine Person ist, als eine Person vorstellen und handeln lassen. So personificirt der Fabeldichter Thiere und Pflanzen. So personificiren wir unsre Seelenkräfte, wenn wir sagen: die Vernunft gebietet unbedingt; die Einbildungskraft schafft Bilder ꝛc. Diese Personendichtung ist ein Hauptmittel der Versinnlichung, welches 1) die Deutlichkeit erfordert, bei außersinnlichen Gegenständen, wovon besonders ungebildete Menschen sich keinen Begriff machen können, ohne ihn zu versinnlichen. Daher die vielen Prosopopöien in der Bibel, z. B. Engel als Wirkungen wohlthätiger Fürsehung. Teufel, Satan, als das moralische Böse; Geist Gottes, als das sittlich Gute ꝛc. 2) bei einem Vortrage, der schön seyn soll, die Lebhaftigkeit des Ausdrucks.

Persönliches Recht (jus ad rem, jus personale, jus in personam — in Gegensatz des dinglichen Rechts, juris in re), ein Recht, welches bloß gegen eine bestimmte Person, oder deren Erben verfolgt werden kann und auf Erfüllung von Verbindlichkeiten Beziehung hat. Verbindlichkeiten können entweder unmittelbar aus dem Gesetze (wie z. B. die Verbindlichkeit zur Erziehung der Kinder), oder vermittelst einer Handlung des Verpflichteten entstehen. Diese Handlung ist entweder zweiseitig (ein Vertrag), oder einseitig. Die Verbindlichkeit aus einseitigen Handlungen beruht entweder auf einem fingirten Vertrage, Quasi-Contrakte, (indem z. B. angenommen wird, daß derjenige, welcher eine Erbschaft aus einem Testamente antritt, mit denjenigen, welchen in diesem Testamente Legate ausgesetzt sind, gleichsam einen Vertrag geschlossen habe) oder, bei unerlaubten Handlungen, auf dem Ausspruche der Gesetze über ihre civilrechtlichen Folgen. — Vergleiche die Artikel Dingliches Recht und Vertrag.

Perspektive, s. Fernrohr.

Perspektive ist die Kunst, sichtliche Gegenstände so abzubilden oder nachzuzeichnen, wie sie in einer gegebenen Entfernung oder Höhe, oder auf einer durchsichtigen Fläche, welche dem Horizont perpendikulär zwischen dem Auge und dem Gegenstande steht, erscheinen. Man theilt die Wissenschaft der Perspektive in spekulative und praktische: die erste ist die Theorie der verschiedenen Arten, wie Gegenstände von den verschiedenen Standpunkten, aus den sie gesehen werden, sich darstellen; die praktische hingegen die Kunst, Objekte mit Beobachtung ihrer anscheinenden Größe und den Veränderungen ihrer Farbentinten in verschiedenen Distanzen darzustellen. Die Perspektive überhaupt zerfällt in Ichnographie oder die Darstellung der Flächen, und in Scenographie, die Darstellung der Körper. In einigen Werken der Alten,

besonders in Vitruvius, findet man dunkle Spuren ihrer Kenntniß der Perspektive; doch besitzen wir von ihnen keine ausführlichere Schrift über diesen Gegenstand. Uebrigens beweisen die noch vorhandenen Gemälde, als die Freskogemälde in Herkulanum, und die Beschreibung der verlornen, daß den Alten kaum mehr als die Anfangsgründe dieser Wissenschaft bekannt waren. Man kann sie daher als eine Erfindung der Neuern betrachten, und unter diesen waren Albrecht Dürer und Pietro di Borgo die Ersten, welche den Grund zu dieser Wissenschaft legten, die durch B. Perruzzi vervollkommnet wurde. 1660 erweiterte und vereinfachte Guido Ubaldi die Theorie derselben, und nach ihm beschäftigten sich eine Menge anderer Autoren mit ihr, unter welchen vorzüglich Erwähnung verdienen: Deschales, Lamy und besonders der Versuch über die Perspektive von Gravesande und der des gelehrten Taylor. Die Perspektive theilt man in Linear- und Luftperspektive. Die erstere beschäftigt sich mit der Auffassung und Zeichnung der Stellung, Größe und Form der verschiedenen Linien oder Conturen der Gegenstände. Ihre Theorie beruht auf der Optik, in so fern man mittelst Lichtstrahlen, die von dem erleuchteten Gegenstand in unser Auge dringen, sieht: in so fern aber das Zeichnen der Form des Gegenstandes eine Anordnung der Linien und Winkel nach geometrischen Grundsätzen erfordert, bildet die Perspektive einen Zweig der Geometrie. Um sich eine Idee von der Linearperspektive und ihrer Zeichnung zu machen, denke man sich in einer Entfernung von dem Auge einen Gegenstand; zwischen ihm und dem Auge befinde sich eine dünne, durchsichtige, senkrechtstehende Ebene, z. B. eine Glastafel. Durch die aus allen Punkten des Gegenstandes nach dem Auge gehenden Strahlen werden, indem sie durch die Glasplatte dringen, in derselben Punkte abgeschnitten, die ein treues Bild des Gegenstandes entwerfen, welches die perspektivische Abbildung oder Projektion heißt. Der geübte Zeichner hat jetzt nichts weiter zu thun, als den besten Standpunkt zur Beschauung sich auszuwählen, von dem aus er, ohne seine Stellung zu verändern oder sein Auge zu verrücken, den ganzen Gegenstand bequem überschauen kann. Bei einem Phantasiegemälde aber oder bei der idealisirten Zeichnung der Natur muß er die Theile und Umrisse nothwendig nach mathematischen Grundsätzen ordnen und bestimmen. Das Geschäft der Linearperspektive besteht daher vorzüglich darin, jeden Gegenstand und jeden Punkt desselben in die perspektivische Proportion zu bringen, und lehrt die mathematischen Grundsätze, wie sich die Linien, die die Gestalt und Conturen des Gegenstandes zeichnen, dem Auge im Verhältnisse zum Punkte, auf den das Auge schaut, und im Verhältnisse der Entfernung, sich darstellen. Da es aber unmöglich ist, ohne mathematische Figuren einen klaren Begriff dieser Wissenschaft zu geben, so verweisen wir auf die mit Deutlichkeit und Anschaulichkeit geschriebene praktische Anleitung zur Linear- und Luftperspektive von Valenciennes; aus dem Französischen von Meynier, mit 36 Kpfrn. 1807, Hof bei Gran. Da selbst die Erklärung der technischen Ausdrücke ohne die Veranschauung der Grundsätze durch geometrische Figuren nicht verständlich kann gemacht werden; so verweisen wir die Leser auf die schon genannten Schriftsteller über die Perspektive und auf die Handbücher der Optik. Aus dem Gesagten wird man schon leicht ersehen können, wie wichtig die Kenntniß der Perspektive für den Maler ist, und daß sie der bloße Beurtheiler eines Bildes eben so wenig entbehren kann. Die Perspektive nach dem Vogelauge, die Vogelperspektive, ist die Darstellung eines Gegenstandes bei einem Standpunkt des Auges, der weit über der Fläche, auf der das Objekt steht, erhaben ist, so daß das Auge eine sehr große Anzahl Dimensionen zugleich erfassen kann: z. B. der Plan einer Stadt mit ihren Straßen und Gebäuden ist ein Plan nach dem Vogelauge. Luftperspektive ist die Zeichnung der Gegenstände in ihrer wechselnden Größe nach

dem Verhältnisse ihrer Entfernung vom Auge. Sie beruht auf den Farbentinten, die man mehr oder weniger stark und hell giebt, je nachdem man den Gegenstand dem Beschauer näher oder entfernter darstellen will: sie besteht in einer richtigen Abnahme der Farben, in einer zweckmäßigen Behandlung der starken und schwachen Lichter, der Schatten und Tinten nach den verschiedenen Graden der Entfernung. Diese Lehre ist von derselben Wichtigkeit für den Maler als die Linearperspektive. Die Gegenstände werfen nach dem Verhältnisse ihrer Entfernung von dem Sehenden einen verschiedenen Lichtgrund zurück, und ihre Farbentöne mindern oder stärken sich nach dem Verhältnisse der Luft, die zwischen dem Gegenstande und dem Zuschauer sich befindet. Je näher Gegenstände unsrem Auge stehen, desto mehr sehen wir sie in ihren wahren Farben und in ihrer völligen Beleuchtung; je entfernter, desto mehr verwischen sich ihre Farben, und sowohl sie als das Licht mischen sich mehr und mehr mit den die Luft anfüllenden Dünsten, bis sie endlich sich gänzlich in den bläulichen Farbenton der Luft auflösen und die Gegenstände nicht mehr durch ihre Tinten, sondern nur durch ihre großen Umrisse erkannt werden können. Das gradweise Verzehren der Farbentöne richtet sich mit nach der Reinheit der Luft. Bei der Luftperspektive schwächen sich die Tinten, wie bei der Linearperspektive die fliehenden Linien sich verkürzen. Besonders erhalten die beleuchteten Theile des Gegenstandes gebrochnere, schwebendere Farbentöne: der beschatteten Seite kommt oft der Widerschein oder Reflex zur Hülfe. Ist der Grad der Dichtigkeit der Luft gegeben, so lassen sich auch die Grade dieser Abstufungen bestimmen, denn sie erfolgen nach eben den Gesetzen, wie die Abstufung der Größe in der Linienperspektive aus einem gegebnen Abstandspunkte. Da aber die Grade in der Luftperspektive sich zwar berechnen, doch nicht so mathematisch genau angeben lassen, wie in der Liniarperspektive: so muß der Künstler den Maßstab dafür im Auge haben, und erlangt ihn durch aufmerksames Beobachten dieser Wirkung in der Natur. Durch die richtige Haltung und Wirkung der Luftperspektive in einem Gemälde wird zweierlei bewirkt: erstens, daß jeder Gegenstand, nach Maßgabe seiner Entfernung vom Auge, in Farbe und Leuchtung den Grad von Deutlichkeit erhält, der ihm auf seiner Stelle gebührt; zweitens, daß die verschiedenen Lokaltöne sich in einen Hauptton vereinigen, welcher nichts anders ist, als die allgemeine Farbe der Luft und des sie durchströmenden Lichts, welche sich zwischen dem Auge und dem Gegenstande befindet. Die Lokaltöne der Gegenstände werden durch die Farbe des allgemeinen Tons der Luft mehr oder weniger gebrochen, nachdem dieser selbst mehr oder weniger gefärbt ist. Die Farbe der Luft ändert sich aber nach dem Stande des Sonnenlichts und nach der Beschaffenheit der im Luftraume aufgelöst schwebenden Dünste. Bei der Landschaftsmalerei ist die Luftperspektive besonders nothwendig. Die altdeutsche und altitalienische Schule bis auf Pietro Perugino entbehrten sie fast ganz.

Perth, Hauptstadt der gleichnamigen Grafschaft in Mittelschottland, in einer reizenden Gegend, an dem hier schiffbaren Tay, über den eine prächtige Brücke führt, mit 16.948 Einw. Sie ist eine der schönsten Städte Schottlands und hat eine Menge Häuser von edler Bauart und mit Terrassen. Es sind hier eine Akademie für mathematische und philosophische Wissenschaften, eine Handelsschule, eine literarische und antiquarische Gesellschaft, eine öffentliche Bibliothek, Buchdruckereien und Buchhandlungen; Leinwand-, Baumwoll-, Leder- und Handschuhfabriken; Bleichen, beträchtliche Fischerei, Oel- und Papiermühlen, Handel mit Leinwand (jährlich für 200.000 Pfund Sterling ausgeführt, Lachs (jährlich für 14.000 Pf. St. ausgeführt); Bankgesellschaft und Comptoir der schottischen Bank. Der ehemals bedeutende Perlenfang ist durch die Habsucht der Unternehmer

zerstört worden. In der Nähe liegt Scone, der alte Sitz der schottisch. Könige, und die Trümmer der Schlösser Malcolms und Macbeths (s. d. Art.).

Pertinenzen nennt man in juristischer Hinsicht alles das, was in Bezug auf die Hauptsache, Nebensache ist und was von ihr entfernt werden kann, ohne das Wesen der Hauptsache aufzuheben. Man unterscheidet 4 Arten. 1) Wenn ein Recht oder eine gewisse Eigenschaft auf einer Sache haftet. 2) Wenn Bäume oder andre Gewächse auf neuen Grundstücken Wurzel geschlagen haben, oder eine bewegliche Sache mit einer unbeweglichen so enge verbunden ist, daß sie sich ohne Verletzung des Ganzen nicht trennen läßt. 3) Dinge, die mit Andern einen gemeinschaftlichen Gebrauch voraussetzen. 4) Dinge, welche das Gesetz als Pertinenzen zu Andern bestimmt hat; als Neben- zum Hauptgebäude.

Perturbationen (der Planeten) sind Störungen, Abweichungen der Planeten von ihrem regelmäßigen, elliptischen Laufe, welche durch ihre wechselseitige Gravitationen gegen einander verursacht werden. Indem nämlich die Planeten von einem oder dem andern Himmelskörper mehr oder weniger angezogen werden: so verkürzt oder verlängert sich ihre elliptische Bahn. Dieses hat den Astronomen von jeher bei ihren Rechnungen große Schwierigkeiten gemacht, und es konnte nicht fehlen, daß die genauesten Rechnungen nicht zutrafen, bevor nicht auf diese Störungen Rücksicht genommen wurde. Des großen Newtons Lehre von der allgemeinen Schwere hat den Astronomen die Augen über diesen Punkt geöffnet, und das ihnen vorher unerklärbare Räthsel gelöset.

Peru, ehemals ein span. Vicekönigreich, jetzt die Republik Peru auf der Westküste Südamerika's, 296° 34′-313° 2′ O. L. 3° 50′-21° 30′ S. B. in einer Ausdehnung von 600 M., gränzt in N. an Kolumbia, in O. an Brasilien, in S. an Chile und die vereinigten Staaten am Laplatastrom, in W. an das Südmeer, und enthält 64.373 Q. M. Der Boden ist theils niedrig an der Küste (hier Vallas genannt), Sandland, dennoch fruchtbar, theils gebirgig, mit Bergreihen (Sierras), die sich längst der Küste in einer Entfernung von 6—20 Leguas in O. hinziehen und allmählig zu den Andes emporsteigen, deren niedrige Absätze sie sind. Zwischen den 3 Hauptreihen der Andes, in denen es an 15.000 F. hohe Berge giebt, die meistens bewaldet sind, und zum Theil Feuer auswerfen, sind unzählige Thäler und Hochebenen, von welchen letztern die von Caxamarka 6—7° B. 12.600 F. hoch liegt. Im O. des Gebirges senkt sich das Land allmählig in die äußerst fruchtbaren Ebenen im Gebiete des Maranhon und seiner südlichen Nebenflüsse. Hier ist die durch ihre Fruchtbarkeit berühmte Ebene Pampa del Sakramento, zwischen dem Huallaga und Ucayale und dessen unzähligen Nebenflüssen. Aber die sonderbaren Sandhosen sind dieser Küste eigenthümlich und Erdbeben sehr gewöhnlich. Ein furchtbares Erdbeben zerstörte den 28. Oktober 1746 die Städte Lima und Kallao. S. Lima. Die Sommerhitze ist in den Vallas durch kalte Winde von den hohen eisigen Andes und jede Nacht reichlich fallenden Thau gemäßigt. Der gänzliche Mangel an Regen in den Vallas wird durch starke Nebel ersetzt. In den Sierras ist die Luft kälter, aber auch gesunder. In manchen Jahren ist die Sonne 9 Monate hindurch nur durch dicken Nebel sichtbar. Die größten Seen sind Lauricocha, Titikaka, Chinchay; die vornehmsten Flüsse: der Maranhon mit dem Ucayale, die Madeira, der Bogota (mit dem berühmten Fall von Tequentema), Mapocho ꝛc. Die wichtigsten Produkte sind: Gold (aus 69 Gruben und 12 erheblichen Werken, deren jährliche Ausbeute 1798. 6380 Mark betrug), Silber (in 784 Gruben; 1790 wurden 412.117 Mark gewonnen; nach Humboldt ist der jährliche Werth beider Metalle an 6 Millionen Piaster; 1815 ward 4 M. von Tarna eine neue Silbermine gefunden, die monatlich ein halbe Mill. Piaster Aus-

heute gab: die Bergwerke im Distrikt Pasko haben Schachten, die 13.500 F. über der Meeresfläche liegen; von den 99 Silbergruben in den Distrikten Pasko und Huanta, werden 21 nicht bearbeitet; der jährliche Ertrag ist 2 Mill. Doll.; seit 1818 sind hier Dampfmaschinen, durch deren Hülfe wöchentlich 1500 Ladungen Metall zu Tage gefördeet werden, vormals monatlich nur 2000; auch hat man in diesem Distrikt treffliche Steinkohlen und Molybdäna gefunden (die sonst von Lima oder Europa geholt werden mußten), Platina, Kupfer (nur die Minen werden bearbeitet, die von 50 Centner Erz die Hälfte reines Kupfer geben, das überdies sehr goldhaltig ist; jährlich laden 6 Schiffe, jedes an 20.000 Quintals Kupfer), Eisen, Magnet, Zinn, Blei, Quecksilber. 1791 waren 69 Gold-, 784 Silber-, 4 Quecksilber-, 4 Kupfer-, 12 Bleibergwerke im Gange, und 29 Gold- und 588 Silberbergwerke verlassen. Seit der Eroberung bis 1740, also in 248 Jahren, zog Spanien 9000 Mill. Piaster aus Peru), Lapis Lazuli, Smaragde u. a. Edelsteine, Mühl- und Bausteine, Marmor, Marienglas, Stein- und Seesalz, Alaun, Salpeter, Schwefel (namentlich in einem aus gediegenem Schwefel bestehenden und 1½ deutsche M. langem Berge), Steinkohlen, Thon- und Farbenerde, mineralische Wasser; Chinabäume, Baumwollensträuche, elastisches Harz, Oelbäume, Vanille, Frutillas (peruv. Erdbeeren), Zuckerrohr, Indigo, peruv. Rohr, Tabak, Flachs, Hanf, Piment, Ingwer, Zimmet, Pfeffer, Kaffee, Kakao, Färbekräuter, Pataten, Wein, Getreide (seit dem Erdbeben 1687 gedeiht kein Weizen an Perus Küste; vor dem Erdbeben brachte ein Weizenkern 200 Körner ein), Reis, Mais, peruv. Balsam, Coka (s. d. Art.), Cedern, Fächerpalmen, Wachs- und Bananasbäume, Kartoffeln (deren Vaterland hier ist; eine Gattung wird nicht gegessen, sondern zum Blau- und Violetfärben benutzt), Chirimoya ꝛc.; Esel, Maulthiere, Schweine, Pferde, Rinder, Schafe, Kamelziege, Albaka mit grober Wolle, Tapir, Tajassu, Jaguar, Unze, Quanuko oder wildes Kamel, Tiger, Bären, Löwen (ohne Mähnen), Kabliau, Alligatoren, Austern, Perlen- und Purpurmuscheln, Tintenfische, Krebse von 10 Pf., Bienen (Wachs in 7 Sorten), Kochenille, von der schönsten Karminfarbe, viele Vögel ꝛc. ꝛc. Der Einwohner sind 1.500.000; 1795 waren erst 1.076.997, wovon 136.311 Weiße, 608.911 Indier (nämlich die Fideles oder Bekehrten), 244.437 Mestizen, 41.404 Mulatten und 40.336 Negersklaven; dazu die Indios bravos. Die Zahl der Städte beläuft sich auf 5, der Villas auf 31, der Dörfer auf 1424. Unter den Indiern sind auch Nachkommen der alten Peruanern, die sich der Tyrannei der Spanier durch die Flucht in die andischen Gebirge entzogen haben, und unter der Regierung eines Abkömmlings der vormaligen Ynkas, der den Titel Ampureo führt, und von der span. Regierung selbst bisher anerkannt wurde, einen unabhängigen kriegerischen Staat ausmachen. Unter den andern Urbewohner der verschiedenen Gegenden Perus, besonders unter den Bewohnern der Pampa del Sakramento, an den Quellflüssen des Ucayale, sind Missionen angelegt, und sie stehen zugleich unter Gobernadoren. Im 16. Jahrh. zählte man noch an 4 Millionen Einw., an deren Verminderung nicht etwa üble Behandlung von Seiten der Spanier schuld gewesen, welche vielmehr unter allen Europäern die Ueberwundenen und die Sklaven am mildesten behandelt haben, sondern vorzüglich die Blattern und andere epidemische Krankheiten, wie auch die übermäßige Neigung der Indianer zum Trunke. Viele Trümmer von Städten und Dörfern, von Kunststraßen und Kanälen zeigen allerdings, daß die Peruaner vor der Ankunft der Spanier ein einigermaßen gebildetes Volk gewesen, jedoch darf man den übertriebenen Schilderungen von dem Reichthum und der Pracht der peruanischen Herrscher oder Ynka's, wie von dem gesitteten Zustande des Landes nicht allzuviel Glauben beimessen. Es ist gewiß, daß die Geschichte von Peru nicht über 2 bis 3

Jahrh. vor Ankunft der Spanier hinaufreicht, in welcher Zeit 12 Ynka's sollen geherrscht haben. Früher befand sich das Land in einem Zustand völliger Wildheit, die Einwohner lebten ohne gesellschaftliches Band unter den Schrecken eines blutigen Götzendienstes. Da erschien, man weiß nicht woher, noch genau wann, ein götterähnlicher Mann, Manko, auch Mnnko Kapak genannt, mit seiner Schwester Oello, die zugleich sein Weib war, und lehrte die rohen Wilden den Ackerbau und einige Handwerke. Er scheint auch der Stifter der Regierung der Ynka's gewesen zu seyn, welche im Ganzen manche Aehnlichkeit mit dem väterlichen Despotismus der Chinesen gehabt zu haben scheint. Es wurden Städte gegründet, Tempel der Sonne erbaut, Landstraßen über die Gebirge, z. B. von Quito bis Cuzko, über 500 Stunden lang, geführt, Kanäle gegraben; aber dies alles müssen doch nur sehr leicht gebaute hinfällige Werke gewesen seyn, da sich im dortigen schönen Klima so wenig Spuren nur davon erhalten haben, und das Volk seufzte unter dem Drucke eines fürchterlichen Despotismus. Die erste Nachricht von diesem goldreichen Lande gab der Spanier Vasko Nunnez de Balboa seinen Landsleuten, die von einem Caziken in dasselbe geführt wurden, aber es mit seiner geringen Mannschaft nicht anzugreifen wagte. Er nahm daher nur im Namen des Königs von Spanien Besitz von dem großen Ozean, dessen unabsehbare Fläche sich vor ihm ausbreitete. Mit Gold und Perlen belastet, kehrte er nach Darien zurück, wo er bald nachher wegen mehrerer Pflichtverletzungen 42 Jahr alt 1517 enthauptet wurde. Unter ihm hatte sich Franz Pizarro gebildet, der 1525 mit 112 Mann auf der Küste von Peru erschien, und nach mehrern mißlungnen Versuchen und mit verstärkten Kräften über Tumbez bis Caxamalka vordrang, wo ein Dominikaner dem Ynka die christlichen Lehren vortrug, und mit der Erklärung schloß, daß der Papst dem König von Kastilien alle Länder der neuen Welt geschenkt habe. Der ungläubige Ynka büßte mit seiner Freiheit, und 400 Peruaner mit dem Leben. Der Ynka wurde zum Feuer verdammt, und da er in der Todesangst das Christenthum annahm, aus Gnade erdrosselt. Pizarro nahm darauf von Cusko und den unermeßlichen Schätzen dieser Stadt Besitz. Die Greuelthaten der Spanier veranlaßten Karl V., ein eignes Gesetzbuch für die amerikanischen Reiche verfertigen zu lassen, er richtete einen königlichen Audienzhof in Spanien ein, und ernannte 1543 Blasko Nunnez Vela zu dessen Vorsitzer und mit dem Titel eines Unterkönigs zum Statthalter von Peru. Nunnez unterlag aber den keinem Gesetz gehorchenden Spaniern, und erst dann gelang es, die Ruhe herzustellen, und die Regierung in die Hände des Audienzhofs zu legen, als die ersten Generationen des Mord- und Raubgesindels, das sich hier angesiedelt hatte, ausgestorben war. Der Haß der in den traurigsten Zustand versunkenen Peruaner äußerte sich aber von Zeit zu Zeit und noch 1779 in furchtbaren Aufständen, die jedoch bei der Stärke der spanischen Regierung bald unterdrückt wurden. Anfangs theilten die Spanier das Land in 3 große Provinzen oder Audiencias, Quito, Lima oder Los Reyes und Los Charkas. Aber 1778 wurden mehrere Bestandtheile des Reichs Peru getrennt, Quito wurde dem Vicekönigreich Neugranada und Charkas und andre Bezirke auf der Ostseite der Andes dem Vicekönigreiche Rio de la Plata zugefügt. Die Regierung führte der Vicekönig, der alle 3 Jahre abgelöst ward, und in Lima wohnte, wo auch die Audienz und die übrigen Behörden ihren Sitz hatte. Ueber die neuesten Schicksale dieses Landes, dessen Geschichte, Einkommen, Verfassung ꝛc. vergl. d. Art. Südamerika und Südamerikanische Revolution.

Perücke (vom Spanischen Peluca einer Haube). Die Erfindung der falschen Haare verliert sich im grauesten Alterthume. Von Aegypten

kam, mit so vielen andern Erfindungen, auch die Perücke nach Griechenland, von hier nach Rom, und bei den Römern gewann diese Erfindung den allergrößten Beifall, so daß selbst die meisten Kaiser falsche Haare trugen. Als Caracalla an den Ufern der Donau war, wollte er den Deutschen schmeicheln, und ließ sich die Haare à l'allemande scheeren, wie früher schon Plantilla, sein Weib, aber in einer andern Absicht gethan hatte. Ueberhaupt waren um jene Zeit die feinen, langen, blonden Haare der Deutschen sehr beliebt in Rom. Auch die Männer trugen ihre Perücken, und Flavius Appianus erzählt von einem Reiter, dem ein Windstoß die seinige nahm, worauf er, zum großen Gespötte der Menge, kahl auf dem Pferde saß. Die Tracht pflanzte sich nach Frankreich hinein fort, wo man schon im zehnten Jahrhundert das Wort: perrique kannte und brauchte, welches zu Ende des Jahrs 1500 in perruque verwandelt ward. Um das Jahr 1560 trugen schon alle Hofdamen nichts anders, als blonde Perücken, und auch nach England verbreitete sich die Mode, und Elisabeth sah man im fünfundsiebzigsten Jahre mit einer blonden Perücke. Die Mode der langen Haare, aus denen man auch natürliche Perücken flocht, war so allgemein geworden, daß endlich, wie gegen alle herrschenden Moden, die kahl geschorne Geistlichkeit ihre Stimme dagegen erhob, und Gottfried, Bischof von Amiens, verlangte in der Messe, daß Robert, Herzog von Flandern und fünfzehn anwesende vornehme Herren, sich augenblicklich ihre langen Haare abschneiden lassen sollten. Unter Ludwig XII. trugen die Männer schon nicht mehr Perücken als auf dem Theater und auf Maskeraden, während sie in Deutschland und Italien um diese Zeit mehr als je getragen wurden. Ludwig XIII. trug anfänglich sehr lange Haare; da diese aber sehr früh grau wurden, oder wie Andere sagen, ausfielen, so schaffte er sich eine Perücke an, und am andern Tage trug sie der ganze Hof. Aber erst unter der folgenden Regierung, unter Ludwig XIV. erlangte die Perücke die brillanteste Höhe ihrer Macht. Nun war die Perückenwuth allgemein. Preußen, Holland, England coeffirten sich mit Perücken, und die berühmten Meister Letourneur, Tribou und Andere wurden von Paris an die höchsten auswärtigen Höfe verschrieben. Ludwig XIV. selbst trug Anfangs eine blonde Perücke, aber etwa sechsunddreißig Jahr alt, als er nicht mehr öffentlich tanzte, legte er sich eine dunkle an, auf die er bald darauf ein wenig Puder zu streuen erlaubte, als diese Mode anfing aufzukommen. Die französische Revolution, die wohl ganz andre Dinge verbannt und gestürzt hat, verbannte und stürzte auch das Reich der Perücke.

Peruvianische Rinde, s. Chinarinde.

Peruvianischer Balsam, s. Balsam.

Perugino (Pietro Vanucci, mit dem Beinamen il) ward 1446 zu Citta della Pieve geb. und erhielt zu Perugia das Bürgerrecht; daher der Beiname. Geduldig ertrug er die üble Behandlung eines unwissenden Lehrers und setzte sich durch Fleiß u. Sparsamkeit in den Stand, sich selbsten fortzuhelfen. Er ging nach Florenz, wo er unter Leonardo da Vinci's und Andreas Verrochio's Anleitung sich bildete. Seine Gemälde besitzen viel Grazie, die Stellungen und Wendungen sind edel, u. sein Kolorit lieblich, nur wirft man ihm Härte und Trockenheit in den Formen und Armuth in den Gewändern vor. Eine Menge Arbeiten und eine Sparsamkeit, die an Geiz grenzte, erwarben ihm ein bedeutendes Vermögen. Er ging nie ohne seine Chatouille aus dem Hause; ein Dieb raubte der Schatz, und der Verlust zog ihm 1627 den Tod zu. Perugino war der Stifter der römischen Schule, und hatte den großen Raphael zum Schüler.

Pervigilien, Feste, die von den Alten gewissen Göttern, z. B. der Ceres, Venus und dem Apoll, zu Ehren Nachts gefeiert wurden.

Pescherähs, s. Feuerland.

Pest, s. Typhus.

Pesth, die reichste und betriebsamste Stadt Ungarns in der pesther Gespannschaft, am linken Ufer der Donau, über welche eine 1500 lange Schiffbrücke nach Ofen (s. d. Art.) führt, welche jährlich 56.000 Gl. Pacht zahlt, woraus man auf die Größe des über diese Brücke seinen Weg nehmenden Handelsverkehr schließen kann, ungeachtet der gesammte ungarische Adel, die Bürger beider Städte und alle öffentliche Beamten zollfrei sind. Sie ist ohne Mauern und Thore, hat sich in der neuern Zeit außerordentlich vergrößert und verschönert und zählt mit den vier hübschen Vorstädten 2900 Häuser, worin an 42.000 Einw., die deutsch, ungrisch, slavisch, illyrisch, neugriechisch, walachisch und jüdisch sprechen und sich zur katholischen, lutherischen, reformirten und jüdischen Religion bekennen. Unter den Gebäuden zeichnen sich außer den 17 Kirchen, das schöne Theater, die prächtigen Kasernen, das ansehnliche Invalidenhaus und die Universitätsgebäude aus. Die reich ausgestattete Hochschule ward von Mathias Corvinus zu Ofen gestiftet, während der Türkenkriege nach Tyrnau verlegt von da wieder, der nach Ofen und zuletzt 1784 nach Pesth versetzt. Sie hat 4 Fakultäten, 40 Professoren und zählt im Durchschnitt 800 Studirende. Zu ihr gehören eine 60.000 Bde. starke Bibliothek, eine Naturalien- und Kunstsammlung, einen botanischen Garten, anatomisches Theater, ein chemisches Laboratorium und eine Sternwarte, die sich in Ofen befindet. Pesth enthält außerdem das große ungarische Nationalmuseum, welches die Reichsbibliothek und mehrere wissenschaftliche Kunstsammlungen von Antiquitäten, Münzen, Siegeln, Waffen, Naturalien, Denkmälern und Abbildungen berühmter Ungarn umfaßt; ferner die schönen vom Grafen Czecheny geschenkte Bibliothek von Schriftstellern über Ungarn, welche immer ergänzt wird, und mehrere gute Bildungsanstalten, als ein Generalseminarium zur Bildung gelehrter Theologen, ein piaristisches Gymnasium, eine Thierarzneischule, ein englisches Fräuleinstift zur Bildung von mehr als 400 Mädchen, eine Hauptnationalschule ꝛc. Pesth ist der Sitz der Septemvirtafel, oder des höchsten Appellationsgerichts, ehemals aus 7, jetzt aus 20 Beisitzern bestehend, unter dem Präsidium des Palatinus, von welchem weiter keine andere Entscheidung statt findet, und der königl. Tafel, welche theils ein Appellationsgericht, theils ein Justizgericht erster Instanz ist. Obgleich die Fabriken in Oel, Tabak, Seide, Baumwolle, Silber, Hüten ꝛc. nicht von großer Bedeutung sind, so ist der Handel desto lebhafter; denn Pesth ist der Mittelpunkt des ungarischen Handels und es sind daselbst 8 Großhändler und gegen 90 sehr bedeutende Handlungen. Auf jedem der 4 Jahrmärkte, die mit Messen zu vergleichen sind, werden an 5 Mill. Gl. umgesetzt. Ostwärts von der Stadt ist das Rakos'sche Feld, vom Bache Rakos bewässert, auf dem die Ungarn bis ins 16. Jahrh. ihre Reichstage hielten und ihre Könige wählten. In der Umgegend wächst ein guter Wein, Steinbrucher genannt.

Petarde, eine zum schweren Geschütz gehörige Kriegsmaschine, womit man Thore sprengt. Sie besteht aus einem hohlen metallenen Cylinder, ungefähr von der Gestalt eines Hutkopfs oder einer Glocke, und ist oft so groß, daß man 600 (engl.) Pfund Pulver hineinladen kann. Sobald das Stück geladen ist, wird es sorgfältig verstopft und an ein dickes viereckiges Bret, Madrillbret genannt, befestigt, an welchem ein Haken sich befindet, womit man die Maschine bei schnellen Ueberfällen bequem an Thore, Barrieren, Mauern ꝛc. aufhängen kann. Petardiren, das Sprenggeschütz anwenden, und Petardier, ein Feuerwerker. Unter chinesischen Petarden versteht man ein Feuerwerk, das im Zimmer abgebrannt werden kann. Wegen der Form hat man in neuern Zeiten auch eine gewisse Art Wagen Petarden genannt.

Petechien, auch Peteschen, Flecken, petechiae, lenticulae, Linsen, sind kleine rothe Flecken auf der Haut des Menschen, ähnlich den Flohstichen. Sie sind von verschiedener Größe, vom Punkte bis zu dem Umfange einer Linse, und roth, purpurroth, blau, dunkel oder bläulich, übrigens rundlich flach. Gewöhnlich erscheinen sie in Begleitung eines Fiebers, doch nicht immer, denn es giebt auch eine fieberlose Krankheit, — der morbus maculosus Werlhoffii, — derer diagnostische Zeichen sie sind. Das Fieber gehört in die Klasse der Nervenfieber und zwar zu der Gattung derjenigen, die vorzugsweise das Nervensystem der Haut angreifen und meistens von einem Ansteckungsstoffe, der durch den pathologischen Prozeß im Körper wieder erzeugt wird, herrühren. Man nennt diese Fieber Petechial- oder Fleckfieber. Sie beginnen, wie alle Fieber, mit Frost, dem bald Hitze folgt, und eine große Mattigkeit der Glieder deutet darauf, daß das Nervensystem leidet. Gleich beim Beginn des Fiebers, oder doch bald darauf stellen sich lebhafte Träume und Delirien ein. Seines nervösen Charakters wegen ist jedes Petechialfieber gefährlich. Nach Verlauf von 4 — 7 Tagen zeigen sich die Flecken besonders am Rücken und in der Bauchgegend in größerer oder geringerer Menge. Der Charakter des Fleckfiebers ist bald entzündlicher, bald putrider, faulichter, Natur; doch das Letztere eher als das Erstere. Ueber den Grund der Petechien selbst haben unter den Aerzten verschiedene Meinungen geherrscht. Einige schreiben sie einer Auflösung des Blutes, Andre einer faulichten Schärfe, oder einer epidemischen Luftkonstitution, oder einem entzündlichen Prozesse in dem Gefäß- und Nervensysteme der Haut zu. Ueber die äußere Ursachen des Petechialfiebers s. Typhus. — Das Fleckfieber mit putridem Charakter ist gefährlicher, als das mit entzündlichem. Es verläuft gewöhnlich innerhalb 21 Tagen, wo dann die Flecken allmählig wieder verschwinden.

Peter der Große, Czar und Kaiser von Rußland, im J. 1672 geboren, war der jüngste von drei Söhnen, welche der Czar Alexei hinterließ. Feodor war Erstgeborner, trat in seinem 19. Jahre die Regierung an, starb aber schon nach sechs Jahren. Seine Schwester Sophie bemächtigte sich der Reichsverwaltung. Ihre Ehrsucht veranlaßte das schwarze Projekt, Petern umzubringen; es wurde aber entdeckt, Sophie ins Kloster geschickt und Peter bestieg im J. 1689 zu Moskau den Thron, da sein blödsinniger Bruder Iwan seinen Regierungsrechten freiwillig entsagte und 1696 starb. Rußland, das in unsern Zeiten einen so hohen Rang unter den europäischen Mächten behauptet, war damals gleichsam die Wildniß von Europa. Peter hatte eine Erziehung genossen, die geschickt war, die Barbarei seines Reichs zu bestärken und zu vermehren. Ein Fremder wurde sein Bekannter, sein Rathgeber und die mittelbare Veranlassung von der Staatsreformation von Rußland. Dies war der Genfer le Fort, der das ganze Vertrauen des Czars gewann. Er erzählte dem jungen Prinzen von seinen Reisen, schilderte ihm die vorzüglichsten Einrichtungen anderer Länder, und die vielen Verbesserungen, deren Rußland fähig wäre. Das Genie Peters erwachte; er entschloß sich, Mensch zu werden, Menschen zu beherrschen, und eine neue Nation zu erschaffen. Schon als Knabe verband er mit seinen Spielen schöpferische Plane für seine Nation. In den Dörfern Preobraschenskoe und Semenowski bildete er aus Jünglingen seines Alters zwei Compagnien Soldaten, unter den er als Gemeiner diente, le Fort war Hauptmann. Sophia, die damals noch das Reichsruder führte, sah es gern, daß der verhaßte Halbbruder sich diesen Spielereien überließ, und erlaubte ihm manche Ausschweifungen, um ihn von Staatsgeschäften abzulenken; inzwischen bildete der feurige und kenntnißreiche le Fort seinen Zögling, dessen Geist und Charakter schon früher der versuchte Diplomatiker Nikita Moisnewitsch Sotow, und der deutsche Mathematiker, Franz Timmermann, so wie die Sittenlehren seiner edeln Mutter entwickelt und befestigt hatten. 1689 vermählte ihn seine Mutter mit der reizenden Eudoxia Pederowna

Kapuchin, welche Heirath ihm die Liebe des Volkes gewann und ihn von seinen Ausschweifungen abzog. Jetzt wollte sich der feurige Jüngling nicht mehr durch ein Weib von der Verwaltung des Staats verdrängen lassen, es kam zwischen ihm und der Halbschwester zum Bruche. Die herrschsüchtige Sophia entwarf den schwarzen Plan, Petern, seine Gemahlin, Mutter und Schwester umbringen zu lassen. Den Strelitzen wurde der Mord übertragen, Peter, dem der Anschlag verrathen, floh mit den Seinigen in das feste Kloster Troizkoi und rief zu seinem Schutze Gordon mit Truppen herbei. Alle ausländische Offiziere eilten herbei, und Tausende umringten den Czar. Sophia, von dem Anhange Peters erschreckt, versuchte eine Aussöhnung, sie eilte selbst nach Troizkoi, wurde abgewiesen und bald darauf genöthigt, den Schleier zu nehmen. Peter hielt einen Einzug in Moskau und umarmte vor allem Volke Iwan, der zwar den Czarentitel behielt, aber gerne die Herrschermacht den Händen des kräftigern Bruders übergab. Peters erster Schöpfungsakt war die Bildung eines Heeres nach europäischer Taktik. Seine beiden Jugendkompagnien wurden zu Garderegimentern erhoben, und legten den Kern der neuen Militär-Organisation. Eine große Menge durch das Edikt von Nantes vertriebener und nach Rußland geflüchteter Hugenotten wurde aufgenommen, so daß bald ein Corps von 20.000 geübter Truppen entstand. Sein zweites großes Augenmerk war die Errichtung einer Seemacht. Der holl. Konstabel Karsten Brand ward sein erster Schiffsbaumeister, und 1693 segelte er mit einem eignen Schiffe nach Archangel, um Tuch für das Volk einzukaufen; das Jahr darauf besuchte er schon mit mehrern russischen Schiffen denselben Handlungsort und ernannte den Fürsten Romanodowsky zum Admiral der künftigen Flotte. Erkennend, daß der Flor seines Reiches und Civilisation seines Volkes nur durch den Handel gehoben werden könne, suchte er Stapelplätze an der Ostsee u. d. schwarzen Meer zu errichten. Den Türken, mit denen er eben im Kriege verwickelt war, wollte er Asow, das der Mündung des Don ins schwarze Meer beherrscht, entreißen. 1659 griff er es zu Lande vergebens an und mußte die Veste blockiren; mit einer neuen am Don erbauten Flotte aber schlug er 1696 die türk. Seemacht vor Asow, in welches die Russen am 29. Juli 1696 einzogen. Am 2. Febr. 1697 wurde eine neue Verschwörung der Strelitzen und mehrerer Großen gegen sein Leben entdeckt, nachdem er sie mit großer Mühe unterdrückt und das Strelitzenkorps im Lande vertheilt hatte, übergab er dem Fürsten Romanodowsky die Regierung, und trat im April als Mitglied einer Gesandtschaft die merkwürdige Reise durch Europa an. Er besuchte einige deutsche Höfe und ging dann nach Holland. Zu Saardam, einem Dorfe nahe bei Amsterdam, das durch seine Schiffswerfte berühmt war, arbeitete Peter unbekannt als Schiffszimmermann. In die Liste der Werkleute ließ er sich unter dem Namen Peter Michaeloff eintragen. 7 Wochen wohnte er hier in einem Häuschen, bereitete sich die Meubeln und Speisen selbst, führte einen Briefwechsel mit seinen Ministern, und arbeitete unausgesetzt als Zimmermann. Bald darauf ließ er unter seiner Aufsicht ein Kriegsschiff von 60 Kanonen bauen, das er nach Archangel schickte. Er beobachtete Alles, übte sich in Allem, was einst seinem unkultivirten Vaterlande nützlich seyn konnte, sogar erwarb er sich Kenntnisse in der Chirurgie und Operationslehre. 1698 folgte er der Einladung Wilhelms III. nach England, und die herrlich eingerichtete und für ihn bestimmte Wohnung verschmähend, wohnte er in engl. Schiffstracht am königl. Schiffsbauhause. Er nahm über 500 Offiziere, Ingenieurs, Kanoniere, Wundärzte ꝛc. in seine Dienste, erhielt von der Universität Oxford den Doktorhut, und ging nach einem 3monatlichen Aufenthalte über Dresden nach Wien. Hier rief eine neue Empörung der Strelitzen ihn nach Rußland zurück; er eilte in sein Reich, kam den 4. Sept. 1698 und hielt mit furchtbarer Strenge Gericht über die Rädelsführer. Seine Gemahlin Eudoxia, die er der Theilnahme an der

Empörung beschuldigte, verbannte er nach dem Kloster zu Susdal, wo sie unter dem Namen Helena den Schleier nahm. Um seine Freunde zu belohnen stiftete er 1699 den Andreasorden. Um diese Zeit starben le Fort und Gordon, und Menschikow, dessen Talente dem scharfen Auge des Zaars nicht entgangen waren, kam an die Stelle dieser Lieblinge (s. d. Art.). Das Corps der Strelitzen löste er gänzlich auf, und ersetzte es durch Regimenter nach europäischem Muster gebildet. Ebenso eifrig wirkte er für die Umbildung des Volkes; das Steuersystem wurde vereinfacht, deutsche Kleidung eingeführt, die zahlreichen Gefolge der Bojaren abgeschafft; er ermunterte den jungen Adel zum Reisen auf, legte Buchdruckereien und Schulen an, und führte eine neue Kirchenverfassung ein. 1700 war der Patriarch Adrian zu Moskau gestorben; diese einflußreiche Stelle ließ er von der Zeit an unbesetzt. In demselben Jahre ward der Friede mit der Pforte auf 30 Jahre verlängert, um mit desto größrem Nachdrucke einen Krieg mit Schweden führen zu können, den er beschlossen hatte. Zwischen dem Zaar und dem Könige von Polen, August, hatte Patkul (s. d. Art.) eine Uebereinkunft vermittelt. Peter fiel, um Schwedens gefährliche Macht zu brechen, in Ingermannland ein und griff Narva an. Karl XII. erschien, und schlug am 30. Nov. 1700 mit 8000 Schweden 88.000 Russen. Der Verlust entmuthigte den Zaaren nicht; die Armee ward ergänzt, neues Geschütz herbeigeschafft, und tapfere Fremde boten sich zur Uebung der Truppen an. Den 1. Januar 1702 besiegten sie schon die Schweden am Embachstrome, Röteburg, das Peter später Schlüsselburg nannte, ward eingenommen und Marienburg, unter dessen nach Rußland versetzten Einwohnern sich die Waise Catharina (s. d. Art.) befand. Die Siege feierte er mit einem Triumphzuge in Moskau. Inzwischen waren an dem Einflusse der Olontza in den Ladogasee neue Werfte angelegt worden, die Menschikow befestigen ließ. Um sie noch mehr zu sichern, eroberte Peter die Festung Nyenschanz an der Nevamündung. Bald darauf nahm er mit kleinen Fahrzeugen zwei schwedische Kriegsschiffe in der Nevamündung weg, wofür ihm der Admiral Golowin den Andreasorden ertheilte. Zur bessern Behauptung der Nevamündung legte Peter auf der Insel Ljust-Eland eine neue Festung an. Am 27. Mai 1703 ward der Grund gelegt, und der Festung den Namen St. Petersburg gegeben. Der italienische Oberste, Andrei-Tresin, leitete den Bau. Zugleich beschloß Peter, hier eine Stadt zu gründen. Nach vier Monaten war die Festung vollendet, und die Stadt in vollem Werden (s. d. Art. St. Petersburg). Unter Menschikow's Aufsicht ward bald darauf zum Schutze der neuen Stadt, und unter Bekämpfung der größten Schwierigkeiten, die Festung Kronslot in der See angelegt; auf dem Peipussee wurde eine schwedische Flottille vernichtet; der General Schlippenbach bei Reval geschlagen und die Festungen Dorpat, Narwa und Iwangorod erobert; dagegen wurden die Russen von den Schweden, denen ein Angriff auf St. Petersburg misglückt war, bei Gemauerthofen in Kurland und bei Fraustadt geschlagen; rächten sich aber bei Kalisch durch einen Sieg über die Schweden. Während der Zeit, als Peter mit abwechselndem Glücke gegen die Schweden kriegte, war Karl XII. in Sachsen gedrungen und hatte den König von Polen, August, zum Altranstädter Frieden (24. Sept. 1706) gezwungen. Peter wollte den siegenden Karl nicht in Polen erwarten; er verwüstete daher das Land und zog ab. Karl drang bis Smolensk vor, wandte sich dann nach der Ukraine, verband sich mit dem Kosaken-Hettmann Mazeppa und den Resten der Armee unter dem Commando des Generals Löwenhaupt, den Peter bei Liesna geschlagen hatte, und belagerte Pultawa. Peter eilte mit 70.000 Mann zum Entsatz herbei; am 8. Juli 1709 kam es zur Schlacht und die Schweden wurden vernichtet. Vom Schlachtfelde schrieb Peter an den Admiral Apraxin: Unser Feind hat Phäeton's Schicksal erlitten, und fest liegt endlich

der Grundstein unserer Newastadt." Die Früchte des pultawischen Sieges waren die Rückkehr des Königs August nach Polen, mit welchem Peter ein neues Bündniß schloß, dem Preußen und Dänemark beitraten, und die Belagerung von Riga. Jetzt beschloß Peter die Verbindung des Ladogasee's mit der Wolga, schloß Handelsverträge mit Italien, Frankreich und den Hansastädten, und zog, nach einem Triumphe in Moskau, zur Eroberung von Liefland und Karelien aus. 1710 hatte er sie vollendet. Am 4. November 1710 feierte er zu St. Petersburg die Vermählung seiner Nichte Anna, Iwan's zweiter Tochter, mit dem Herzoge Friedrich Wilhelm von Kurland. Inzwischen hatte der in türkischen Schutz geflohene Karl XII. die Osmanen zum Kriege gegen Rußland aufgereizt. Peter eilte nach der Moldau, und lagerte sich am Pruth, dem Großvezier gegenüber. Das Heer litt hier an den nothwendigsten Bedürfnissen Mangel, der durch den Abfall eines wallachischen Fürsten noch vergrößert wurde; demungeachtet ging der Zaar über den Pruth, wurde aber zum Rückzuge gezwungen. Eben so mislang den Türken ein Angriff auf sein Lager; allein sein ganz erschöpftes Heer, und der zahlreiche Feind, der ihn eingeschlossen hielt, ließen dem Zaaren nur die Wahl zwischen Gefangenschaft und Tod. Hier rettete ihn seine Gemahlin Catharina (s. d. Art.), und der Feldmarschall Scheremetew. Ohne Wissen Peters bestachen sie den Großvezier, und brachten am 28. Juli 1711 den Russen Friede zu Stande. Peter hatte in dieser verzweiflungsvollen Lage an den dirigirenden Senat zu Moskau geschrieben: „Sollte meine Person in die Gewalt des Feindes fallen, so sollt ihr mich nicht mehr für den Zaar, euern Herrn, erkennen und nichts von dem erfüllen, was aus meiner Gefangenschaft etwa von mir, und wäre es sogar mein eigenhändiger Befehl, an euch gelangen möchte. Würde ich aber umkommen, so sollt ihr den Würdigsten unter euch zu meinem Nachfolger erwählen." In diesem Frieden mußte Peter das früher eroberte Asow am schwarzen Meere aufopfern. Schweden sollte ihm diesen Verlust ersetzen, und die Eroberung Pommerns ward jetzt das Ziel des Zaaren. 1711 im Herbste reiste Peter, dessen Gesundheit gelitten hatte, nach Karlsbad; auf seiner Rückkehr nach Rußland vermählte er in Torgau seinen Sohn Alexei mit der Prinzessin von Braunschweig-Wolfenbüttel. Hier sprach er Leibnitz und gab ihm das Versprechen, in seinem Reiche Beobachtungen über die Abweichung der Magnetnadel anstellen zu lassen; eben so hatte er eine Conferenz mit dem Kronprinzen von Preußen und den Ministern von Dänemark, worin sie den Plan zum künftigen Feldzuge fortsetzten. Nach Moskau zurückgekehrt, vermählte er sich öffentlich den 19. Februar 1712 mit Katharina, die er schon 1707 im Geheim getraut und am 8. März 1711 zur rechtmäßigen Gemahlin erklärt hatte. In demselben Jahre besuchte er mit seiner Gemahlin nochmals Karlsbad, ging hierauf nach Holstein, schloß den schwedischen General Steenbock, der über die Dänen einige Vortheile davon getragen hatte, in Tonningen ein, und rüstete sich dann, Finnland wegzunehmen. 1713 ward Finnland größtentheils erobert, und die Schweden in Tönningen mußten sich ergeben. Bald darauf schlug er die schwedische Flotte zu Twermünde, und vollendete durch die Einnahme der Festung Nyslot die Eroberung von Finnland. Der Vicezaar, Romadonowsky, ernannte dafür den Zaaren bei seinem Triumphzuge in Moskau zum Viceadmiral und Peter stiftete bei dieser Gelegenheit zu Ehren seiner Katharina an ihrem Namenstage (25. Nov. 1714) den Orden der heiligen Katharina, zum Andenken ihres männlichen, unerschrockenen Betragens in den gefährlichsten Umständen am Pruth. Seine Kriege mit Schweden und die andern äußern Verhältnisse seines Reiches zogen nicht seinen Blick von der innern Verwaltung des Reiches ab. Viele Misbräuche hatten sich eingeschlichen, und die Großen hatten sich viele Ungerechtigkeiten und Bedrückungen gegen die niedern Stände zu Schulden kommen

lassen; eine Kommission mußte das Betragen der Angeklagten untersuchen und eine große Anzahl hoher und niederer Beamten wurden nach Sibirien verbannt, und zugleich strenge Gesetze gegen derartige Vergehungen erlassen. Nach Ingermannland, das der Krieg verödet hatte, setzte er eine Menge Bauern aus dem Innern Rußlands; den Religionszwiespalt zwischen den Alt- und Rechtgläubigen behandelte er mit Vorsicht und Mäßigung, wenn gleich Einer der Erstern eines Mordanschlags gegen ihn sich schuldig machte. In den verwickeltsten Verhältnissen hatte Peter die Vergrößerung und Verschönerung von St. Petersburg nie aus dem Auge verloren. Während der Zeit war Karl XII. von Bender nach Stralsund gekommen; er verwarf die Neutralität Pommerns, über die Rußland und Preußen übereingekommen waren. Die Feindseligkeiten begannen daher von Neuem. Stralsund ward am 23. September 1715 von den Dänen und Preußen erobert. Bald hätte ein Streit über die Besetzung der Festung, in welcher die Dänen und Preußen keine russische Truppen aufnehmen wollten, den Czaren bewogen, mit diesen Höfen zu brechen und sich Schweden anzuschließen. Nach der Einnahme von Stralsund wurde eine Landung auf Schonen beschlossen; russische, dänische, holländische und englische Schiffe vereinigten sich zu einer Flotte von 80 Segeln, und dem Czaren wurde der Oberbefehl übertragen; doch die Landung auf Schonen unterblieb, weil der König von Dänemark sich mißtrauisch gegen Peter zeigte. Der Czar besetzte hierauf Meklenburg. Gegen das Ende des J. 1716 unternahm er eine politische Reise nach Holland und Frankreich. Zu Paris wurde er sehr schmeichelhaft aufgenommen. Er besuchte alle Kunstwerkstätte, Sammlungen, Erziehungsanstalten, kurz alles Sehenswürdige. Als er das Grabmal des Kardinal Richelieu besah, bestieg er es, umfaßte dessen Statue und rief aus: Großer Mann! warum lebst du nicht zu meiner Zeit? Ich würde dir die Hälfte meines Reichs gegeben haben, um von dir zu erlernen, die andre zu regieren. Er schlug dem Herzoge von Orleans eine Verbindung vor, die eben so vortheilhaft für Frankreich als Rußland war. Seine Absicht war, sich mit Karl XII., der ihm große Provinzen abtreten sollte, zu verbinden, den Dänen die Herrschaft des baltischen Meeres zu nehmen, England durch einen Bürgerkrieg zu schwächen, und den ganzen nordischen Handel nach Rußland zu ziehen, wodurch nothwendig der französische gewinnen mußte. Zu diesem Zwecke trug er dem Herzoge von Orleans die Vermittlung zwischen Schweden und Rußland an, und projektirte ein offensives Bündniß zwischen diesen Kronen und Spanien. Dieser Plan, der Frankreich zum Schiedsrichter von Europa gemacht haben würde, fand keinen Beifall; eben so wenig ging man in seinen Wunsch ein, Meklenburg gegen eine andere Provinz seinem Reiche einzuverleiben; gleichwohl kam ein Freundschafts- und Handelsbündniß zwischen Frankreich und Rußland zu Stande. Am 21. Okt. 1717 kam Peter wieder nach St. Petersburg. Neue Beschwerden über Unterschleife und Bedrückungen ließ er strenge untersuchen, und strafte die Schuldigen hart. Hierauf reiste er nach Moskau, und ließ durch eine Kommission der hohen Reichsbeamten seinen einzigen Sohn Alexeis (s. d. A.) zum Tode verdammen. Der Prinz überlebte das von seinem Vater bestätigte Urtheil nur 24 Stunden; er soll vor Schrecken apoplectisch gestorben seyn. Nach Büsching soll der General Adam Weide den Prinzen enthauptet haben; viele Theilnehmer an Alexeis Vergehen wurden hingerichtet. Mit gleicher Strenge verfuhr Peter wider die Großen, die sein Volk bedrückten, und verschonte selbst seine Lieblinge Menschikow und Apraxin nicht; durch Regierungskollegien und eine Gesetzkommission suchte er eine festere Justiz zu begründen. Zur Grundlage des neuen Gesetzbuches bestimmte er seines Vaters Alexei Codex, die Uloschenie. Noch wurde ein Commerzkollegium errichtet, und der Handelsstand überhaupt sehr ausgezeichnet. Die Verschönerung Petersburgs,

die Anlage eines Naturalienkabinets, die Aufmunterung der bildenden Künste und die Veredlung des gesellschaftlichen Tons, zugleich Belustigungen für den Hof und das Volk, durch öffentliche Spiele, Maskeraden ꝛc. (worunter seine Papstwahl, um den römischen Oberhirten lächerlich zu machen, sich auszeichnete) gehörten zu seinen Erholungen. Im Mai 1717 hatten sich Rußland und Schweden etwas genähert, da Peter nicht abgeneigt schien, Karl XII. Eroberungsplan auf Norwegen zu unterstützen, als dieser vor Friedrichshall in den Laufgräben erschossen wurde. Ach Bruder Karl, wie dauerst du mich, rief Peter auf die Nachricht aus. Schweden machte Schwierigkeiten, sich mit Rußland in Friedensverträge einzulassen, und rüstete sich aufs Neue. Peter verwüstete hierauf die schwedischen Küsten und zog erst bei der Erscheinung einer engl. Flotte sich zurück. Durch Peters würdevolle Haltung kam die Eifersucht Preußens, Polens und Dänemarks über die anwachsende Macht Rußlands nicht zum Ausbruche. Im J. 1719 trafen den Czaren harte Verluste; sein alter Waffengefährte, der Feldmarschall Scheremetew starb, so wie sein einziger Sohn, Peter Petrowitsch, am 25. April a. St., den Katharina am 8. Nov. 1717 geb. hatte. Peters Schmerz war grenzenlos, drei Tage und Nächte war er ohne Speise und Trank; man fürchtete für sein Leben. 1721 hob er die Hierarchie in seinem Staate gänzlich auf, und errichtete zur Leitung der geistlichen Angelegenheiten eine heilige dirigirende Synode. Schweden, dessen Thron Friedrich v. Hessen bestiegen, der mit Hülfe einer engl. Flotte Finnland anzugreifen beschloß, verheerte Peter auf's Neue, und konnte es erst durch eine dritte Verheerung zum nystädter Frieden zwingen, worin ihm Liefland, Esthland, Ingermannland, Wibwigslehn und Kerholmslehn abgetreten wurde. Der Senat und die Synode baten ihn darauf im Namen des Volks, den Titel eines Vaters des Vaterlandes, Kaisers aller Russen und den Beinamen des Großen anzunehmen. Am 22. Okt. 1721 ward die neue Kaiserwürde ausgerufen; Preußen, Holland und Schweden erkannten sie gleich an, die andern Staaten folgten ihnen. Den 28. Jan. 1722 erklärte er zu Moskau seine 12jährige dem Herzog von Holstein verlobte Tochter Elisabeth für volljährlich, gab aber, um das Werk, die Civilisation seines Volkes, was er so kräftig und glücklich begonnen, unter einem schwachen Herrscher nicht gefährdet zu sehen, den 5. Febr. 1722 das Gesetz wegen der Thronfolge: „daß es dem Herrscher Rußlands frei stehen solle, zur Thronfolge zu rufen, wen er wolle, auch die Ernennung wieder zu ändern, sobald er den schon bestimmten Thronfolger für untüchtig erkenne." Auf dieses Gesetz ließ er seine Unterthanen feierlich vereiden. Um dem russischen Handel einen sichern Schutz auf dem kaspischen Meere zu geben, begann er im Mai 1722 einen Krieg gegen Persien. Er nahm Derbent weg, legte die Festung Swiátoi-Kreſt an und befestigte mehrere Dörfer. Der Schach von Persien, der mit Unruhen in seinem Reiche zu kämpfen hatte, sah sich gezwungen mit Rußland Frieden zu schließen; der am 12 September 1723 zu Stande kam. Er trat an Rußland die Städte Derbent und Baku nebst den Gebieten, und die Provinzen Ghilan, Mazanderan und Astarabad ab. Gegen das Ende des J. 1722 veranlaßten neue Bedrückungen der Großen und Kronbeamten neue Untersuchungen; Peter rächte strenge das verletzte Wohl des Staats an den Schuldigen; selbst Menschikow mußte eine große Strafsumme an den Fiskus zahlen, und wurde sogar von Peter mit Stockschlägen gezüchtigt. Auf Peters Verwenden, dem eine drohende Flotte Nachdruck gab, zwang er (12. Juli 1724) Schweden und Dänemark, dem Herzog von Holstein ein Jahrgehalt von 25.000 Thlr. auszusetzen, und sein Recht auf die Thronfolge im Erledigungsfalle anzuerkennen. An der Fortsetzung des Ladoga-Kanals wurde eifrig gearbeitet, den 1. Februar 1725 eine Akademie der Wissenschaften errichtet, der Alexander-Newskyorden gestiftet, das Mönchswesen verbessert

die Kapuziner aus dem Reiche verjagt, so wie früher die Jesuiten, die sich in politische Angelegenheiten gemischt hatten, fortgeschickt worden waren, ein Handelsvertrag mit Schweden geschlossen. Am 18. Mai 1724 hatte der große Monarch seine geliebte Katharina krönen lassen, und am 24. Nov. verlobte er seine Tochter Anna dem Herzoge von Holstein. Seine rastlose Thätigkeit die wenige Rücksicht, welche er bei den Arbeiten zum Wohle des Staates auf sich selbsten nahm, hatten ihm schon 1728 ein örtliches Uebel (Harnbeschwerden) zugezogen. Die Abnahme seiner Kräfte und die mit der Krankheit verbundenen Schmerzen machten ihn trübsinnig. Im Spätherbst 1724 setzte er sich, indem er, um eine gestrandete Chaluppe zu lösen, ins Wasser sprang, einer Erkältung aus, wodurch sich sein Uebel sehr verschlimmerte. Eine chirurg. Operation blieb fruchtlos, und der große Mann starb am 8. Febr. 1725 in den Armen seiner Gemahlin. Die Senatoren und Großen zählten, in seinem Zimmer um sein Sterbebett versammelt, die vielen nützlichen Reformen auf, die er bewirkt hatte; der Sterbende unterbrach sie mit der Bemerkung, daß sie die wichtigste übergangen hätten, nämlich die der schlechten Verwaltung der Justiz. Schon in der Nähe des Todes unterzeichnete er noch einen Befehl, daß alle Processe innerhalb 11 Tagen entschieden werden sollten. Peter I. hatte eine hohe Gestalt, eine edle Miene, eine geistreiche Physiognomie und ein durchdringendes, lebhaftes Auge. Er sprach mit Feuer und Leichtigkeit und besaß eine natürliche Beredsamkeit. Er verachtete den Pomp und Glanz und überließ es dem Fürsten Menschikow, die Würde seines Thrones durch äußern Glanz aufrecht zu erhalten. Nie gab es einen lebhaftern, arbeitsamern, unternehmendern und unermüdetern Mann. In seiner Freundschaft, wie in seinem Hasse u. seiner Rache ging er nicht selten bis zum Aeußersten; eben so oft überschritt er in seinen Vergnügungen das Maß. Leicht in den heftigsten Zorn versetzt, erkannte er sich selbst nicht mehr und ward grausam; doch wenn einer seiner Lieblinge ihn zu den Empfindungen der Humanität zurückrief, mäßigte er sich bald und erröthete über sein unwillkührliches Aufbrausen: Ich habe, pflegte er dann zu sagen, meine Nation reformirt, und kann es mich selbsten nicht. Peter hatte 53 Jahre gelebt, und hätte noch 40 Jahre, nach dem Urtheil seiner Aerzte leben können, wenn er sein Uebel nicht so lange verschwiegen hätte. „Wenn ein Mann den Namen des Großen verdient," sagt Herder, so ist's Peter Alexiewitsch. Er war Selbsteinrichter und Haushalter seines Reichs, ein allenthalben umherwirkender Genius, der hier anordnete, schuf und lenkte, dort anregte, lohnte und strafte, überall aus unermüdlichem Triebe. Er selbst, nie durch ihn ein Andrer. Dieser Trieb, diese Geniuskraft zeigt sich in seiner kleinsten und größten Unternehmung, verbunden mit Klugheit, Entschlossenheit und auch im wilden Zorne mit einer bald rückkehrenden Billigkeit und Menschengüte." Am Säkularfeste der Thronbesteigung Peters ward sein Denkmal von Falkonet, Peter zu Pferde einen Granitfels hinaufsprengend, mit ausgestreckter Rechte, und mit der Inschrift: „Petro Primo Catharina Secunda MDCCLXXXII," aufgedeckt. S. v. Halem's Leben Peters des Großen.

Peter II., Kaiser von Rußland, Enkel Peter des Großen und Sohn des unglücklichen Alexei, bestieg kraft eines Testaments von Catharina I. den 17. Mai 1727, im 13. Jahre seines Alters den Thron. Menschikow hatte dies Testament veranlaßt und wollte selbst dem jungen Fürsten seine Tochter Maria zur Gemahlin geben, als seine Todfeinde, die Familie der Dolgoruckys, ihn stürzten. Er ward mit den Seinigen nach Sibirien verbannt. (S. d. Art. Menschikow und Dolgorucki.) Peter wollte nun eine Tochter aus dem Hause Dolgorucki zur Gemahlin nehmen, als er am 29. Jan. 1730 an den Blattern starb. Ihm folgte Anna Iwanowna, Herzogin von Holstein (s. d. Art.).

Peter III. (Fedrowitsch), Kaiser von Rußland, geb. 1728. Seine Mutter war die Schwester der Kaiserin Elisabeth, Anna Petrowna, vermählt mit dem Herzog Carl Friedr. v. Holstein. Seine Tante ernannte ihn, der früher Carl Peter Ulrich Herzog von Holstein-Gottorp hieß, am 18. Nov. 1742 zum Großfürsten und zu ihrem Nachfolger auf den russischen Thron. Am 1. Sept. 1745 vermählte er sich mit der Prinzessin Sophie Auguste von Anhalt-Zerbst; die bei ihrem Uebergange zur griechischen Kirche den Namen Catharina Alexiewna annahm. Nach Elisabeths Tode, 5. Jan, 1762 bestieg er unter dem Namen Peter III. den Thron. Der Anfang seiner Regierung war mild und glücklich. Er schloß einen Frieden mit Friedrich dem Großen (s. d. Art.), vergab denen, die ihm bei der vorigen Kaiserin geschadet hatten, rief eine große Anzahl Verbannte zurück, erlaubte dem Adel außer Rußland zu reisen und hob die Privatkanzlei auf, ein grausames und tyrannisches Tribunal. Er genoß aber nicht lange der Herrscherwürde. Ein hoher Bewunderer des Königs von Preußen, wollte er ihm in Allem nachahmen; er führte seine Reformen mit zu großer Eile und Unüberlegtheit ein, und beleidigte dabei mit wenig Rücksicht den Nationalcharakter. Seine Vorliebe für die Holsteiner, sein Eifer gegen die Bärte der Geistlichen und die Bilder, seine drückenden Verordnungen gegen die Großen und die Bildung des Heeres nach preußischem Muster reizten alle Stände auf. Die Revolution brach in der Nacht auf den 9. Juli 1762 aus. Peter III. ward entsetzt, und seine Gemahlin Catharina II. als Kaiserin anerkannt. Am folgenden Tage verzichtete Peter feierlich auf die Krone und ward am 14. Juli 1762, wie man sagt, gewaltsam getödtet.

Petersburg (St.), die zweite Hauptstadt des russischen Reichs, an der Mündung der Newa in den kronstädtischen Meerbusen, unter 59° 56′ N. B. Diese jüngste unter den europäischen Hauptstädten hat sich mit beispielloser Schnelligkeit an Umfang, Pracht und Schönheit, im Laufe eines Jahrh. über die meisten ihrer Schwestern erhoben. Peter der Große wohl fühlend, daß sein Volk nur dann erst in die Reihe der europäischen Völker eintreten könnte, wenn es durch das Meer mit ihnen in Verbindung käme, hatte nicht so bald die schwedische Provinz Ingermanland erobert, als er mitten im Kriege mit seinem großen Gegner Karl XII., auf einer Insel am Ausfluß der Newa, auf noch nicht vom Feinde abgetretenem Gebiete den Grundstein zu seiner künftigen Residenz Petersburg 1705 legte. Man hat seine Wahl getadelt, weil der Boden an dieser Stelle sumpfig und unfruchtbar, das Klima rauh ist, und selbst der Hafen keine hinlängliche Tiefe gewährt, allein das schnelle Emporblühen seiner Schöpfung hat ihn hinlänglich gerechtfertigt. Nach des Kaisers Idee sollte die große Insel Wasily Ostrow (Insel des Basilius) die eigentliche Stadt enthalten, indessen wurde schon bei seinem Leben und noch mehr späterhin das gegenüber liegende südliche Newa-Ufer vorzüglich gebaut. Nächst Peter dem Großen haben Catharina, Paul und vorzüglich der jüngst verstorbene Kaiser Alexander am meisten zur Verschönerung der Stadt beigetragen. Die Newa, welche die Stadt durchströmt, kommt als ungetheilter mächtiger Strom aus dem Ladogasee; innerhalb der Stadt theilt sie sich in mehrere Arme, welche verschiedene Inseln bilden. Zuerst sendet sie einen Arm nordwestlich, welcher die große Newka heißt, von welchem sich später südwestlich ein andrer Arm, die kleine Newka, trennt. Weiter westlich theilt sich die Newa in zwei Hauptarme, wovon der nördliche die kleine, die südliche die große Newa heißt, beide umfließen die Insel Wasily Ostrow. Im linken Ufer der ganzen Newa liegt der größte und schönste Theil der Stadt, auch dieser wird durch mehrere kleinere Kanäle, ursprünglich Sumpfbäche, welche aus der Newa kommen und sich nach einem bogenförmigen Lauf wieder mit ihr vereinigen, in mehrere Inseln getheilt. Die bedeutendsten

dieser Kanäle sind Moïka, der Katharinenkanal, die Fontanka und der Stadtgraben. Ein großer Theil dieser Flüsse und Kanäle ist mit den herrlichsten Schalungen von Granit eingefaßt und von dem nemlichen Material sind die meisten Brücken über die Kanäle; doch hat man seit mehreren Jahren angefangen, diese letzteren mit eisernen zu vertauschen. Die größeren Arme des Flusses vertragen keine stehenden Brücken, weil der starke Eisgang der Newa sie unfehlbar zertrümmern oder doch oft beschädigen würde. Hier sind daher nur Schiffbrücke anwendbar, welche sobald der Fluß anfängt sich mit Eis zu belegen, und dies geschieht nach vieljährigen Beobachtungen nie vor dem 20. Oktober, hinweggenommen werden. Das Eis bricht nie vor dem 25. März und nie nach dem 27. April auf. Während dieses langen Winters ist die Newa, gleich einer Straße, mit den schwersten Fuhrwerken bedeckt. Solcher Schiffbrücken sind sechs vorhanden; die große Petersburgerbrücke über die große Newa zwischen dem ersten Admiralitätstheil und dem Petersburger Stadttheil, die Isaaksbrücke über die große Newa führt nach Wasily Ostrow, die Toutschkowsche oder Nikolaibrücke über die kleine Newa, verbindet Walsily Ostrow mit dem Petersburger Theile, die Wiburgerbrücke über die große Newka führt vom Petersburger nach dem Wiburger Theile, die Strogonowsche und Steininselbrücke, jene über die große, diese über die kleine Newka, verbinden ebenfalls den Petersburger Theil mit dem Wiburgschen. Das Wasser der Newa ist von vorzüglicher Reinheit und Güte, und dies ist um so wichtiger, als der sumpfige Boden überall nur morastiges Wasser liefert und Petersburg keine Brunnen trinkbaren Wassers hat. Diese Beschaffenheit des Bodens erschwert das Bauen außerordentlich, macht die Gebäude wandelbar, verbietet die Anlage von Kellern und ist der Hauptgrund, weßhalb das übrigens trefflich angelegte Straßenpflaster trotz aller Sorgfalt beständig schmutzig ist und ewiger Nachhülfe bedarf. Entlegene Gassen sind auch noch nach alter Art mit Bolen belegt und bei Nacht halsbrechend genug. Eine andre große Unbequemlichkeit, welche aus dem niedrigen Boden der Stadt entsteht, ist, daß besonders die westlichen Stadttheile, so oft der Westwind das Ausströmen der Newa verhindert, großen Ueberschwemmungen ausgesetzt sind. Beim Ostwind hingegen fällt das Wasser in der Newa; überhaupt aber können größere Schiffe nur mit Hülfe von Kameelen von Petersburg nach Kronstadt gelangen, weil es sowohl der Newa als dem Kronstädter Meerbusen an gehöriger Tiefe fehlt. Petersburg wird in zwölf Stadttheile getheilt, wovon neun auf dem linken Newa-Ufer, zwei zwischen der großen Newa und der großen Newka und ein am rechten Newa- und Newka-Ufer liegen. 1. Im ersten Admiralitätstheile, dem Mittelpunkte der Stadt, zwischen der großen Newa und der Moïka, sind zu bemerken: die Admiralität, am Ufer der Newa, ein herrliches mit einem Thurme, dessen Kuppel und Spitze reich vergoldet sind, geziertes Gebäude, recht im Mittelpunkt der Stadt; es ward schon vom Peter dem Großen aber nur von Holz angelegt, und enthält die Kanzlei, eine Bibliotheke, eine schöne Sammlung von Schiffsmodellen und viele Magazine von Allem was zum Bau der Kriegsschiffe nöthig ist. Die alten Wälle sind neuerlich abgetragen, die Gräben ausgefüllt und auf diese Weise die das Gebäude umgebenden Plätze ansehnlich vergrößert worden. Diese Gebäude sind westlich vom Petersplatz, auf welchem unfern der Newa die herrliche Statue Peters des Großen zu Pferde, von Falkonet gegossen und 1782 aufgestellt, auf einem zu diesem Behuf mit großer Mühe dahin geschaffte Granitfelsen steht. Auf diesem Platze steht noch die prächtige Isaakskirche, von Katharina 1768 angelegt, aber erst unter Paul 1802 und zwar aus schlechtem Material vollendet; jetzt wird sie daher, nach einem sehr erweiterten Plane, von Marmor und Granit gänzlich umgebaut. An diesen Platz stoßt noch westlich der Senatspallast. Südlich

von der Admiralität liegt der Isaaksplatz, welcher sich östlich bis zum großen Schloßplatz verlängert. Auf diesem und am Newa-Ufer liegt der große kaiserl. Winterpallast. Schon Peter der Große hatte auf dieser Stelle einen Pallast erbaut, in welchem er auch gestorben; das jetzige Gebäude aber ist von 1754—62 unter Elisabeth aufgeführt und bildet ein längliches Viereck von 450 F. Länge und 350 F. Breite, bei 70 F. Höhe. An dies Gebäude stößt und ist durch Bogengänge damit verbunden die von Katharina 1775 erbaute Eremitage (Einsiedelei), welche eine prächtige Bibliothek, eine ausgezeichnete Gemälde- und Kunstsammlung und eine reiche Sammlung geschnittener Steine enthält. Weiter östlich am Newa-Ufer liegt das Marmorpalais; es ward 1770 bis 83 von der Kaiserin Katharina für den Fürsten Orlow erbaut; es ist ganz mit Granit und Marmor bekleidet und enthält kein andres Holz, als in den Fußböden und Thüren. Dieser Pallast stößt östlich an einen prächtigen großen Platz, das Marsfeld, welches selbst wiederum östlich durch den zum öffentlichen Spaziergang eingerichteten Sommergarten begränzt wird; das eiserne stark vergoldete Gitter dieses Gartens an der Newaseite ist höchst sehenswerth. Auf dem Marsfelde steht die eherne Bildsäule Souwarows. Außerdem enthält dieser Stadttheil noch viele schöne öffentliche Gebäude, mehrere Kasernen, das Ministerium der öffentlichen Angelegenheiten, den Pallast des Generalstabs, die Post, die neue Admiralität u. s. w. 2. Der zweite Admiralitätstheil umgiebt südlich den ersten und wird von der Moïka und dem Katharinenkanal eingeschlossen. Er enthält: die herrliche Kathetrale der Mutter Gottes von Kasan, 1801—11 vom Kaiser Alexander nach dem Muster der Peterskirche in Rom erbaut. Das Innere ist mit den herrlichsten Granitsäulen, ehernen Statuen und Thüren, vielen goldnen und silbernen Zierrathen und den Trophäen der letzten französischen Kriege geziert. Auch ruht hier der Feldherr Kutusow. Das hochgeehrte Bild der Heiligen ward von Peter dem Großen von Moskwa nach Petersburg gebracht. Diese Kirche steht an einer breiten und herrlichen Straße, die Newskysche Perspektive genannt. Im westlichen Theile dieses Viertels liegt das große Theater. Sonst enthält dieser Stadttheil noch nebst vielen öffentlichen Gebäuden das Kriegskollegium, das große kaiserliche Erziehungshaus, die kaiserl. Ställe, eine lutherische und die reformirte Kirche u. s. w. 3. Der 3te Admiralitätstheil, zwischen dem Katharinenkanal und der Fontanka, enthält: den Michailowschen Pallast mit dem großen Exerzierhaus und der Manège, mitten zwischen den beiden Sommergärten gelegen, hier endete Kaiser Paul sein Leben: den Anitschkowschen Pallast an der Newskysche Perspektive, mit einem schönen, von eisernen Gitter umgebenen Garten, wird jetzt von einem Großfürsten bewohnt; nicht weit davon liegt die große öffentliche Bibliothek: den großen Kaufhof (Gostinoi Dwor) und noch zwei andre Kaufhöfe, viereckige Plätze mit massiven Kaufläden und bedeckten Gängen umgeben, in welchen alle mögliche Gegenstände der Nothwendigkeit und des Luxus feil geboten werden und viele andre öffentliche Gebäude. 4. Der vierte Admiralitätstheil, westlich der beiden ersten, von der Newa und einigen Kanäle durchflossen, er wird auch die Kolomna genannt. Er enthält außer einer Gußeisenfabrik keine weiter merkwürdige Gebäude. 5. Der Narwa'sche Stadtheil, südlich vom vorigen an der Newa; er ist erst kürzlich mit zur Stadt gezogen worden und enthält noch große unangebaute Räume. An seinem südlichsten Ende liegt der alte Pallast Katharinenhof, welchen Peter d. Gr. seiner Gemahlin, damals in ziemlicher Entfernung von der Stadt erbaute. Sonst enthält dieser Theil noch ein neues prächtiges Triumphthor am Stadtgraben, mehrere Kasernen, ein Entbindungshaus und das vom Kaiser Paul angelegte große Militär-Waisenhaus für mehr als 500 Knaben. 6. Der Moskowische Stadttheil, südöstlich vom dritten Admiralitätstheile, von der

Gebäude werden 800 Kadetten und 200 jüngere Knaben erzogen; merkwürdig ist besonders die dabei befindliche höchst vollständige Modellsammlung aller zu den Kriegswissenschaften gehöriger Gegenstände. Auf dem an dies Gebäude stoßenden Platze an der Newa steht seit 1819 der marmorne 82 ½ F. hohe Obelisk zu Ehren Romanzows, welcher sich früher auf dem Marsfelde befand. Weiter westlich an der Newa liegen: das prächtige Gebäude der Akademie der Künste, worin 300 Kinder freier Eltern unterrichtet werden; doch dies ist eine Stiftung Katharinens; das See Kadetten-Korps, mit 700 adeligen Zöglingen, von Peter dem Großen gegründet; mehrere Kasernen u. s. w. Am westl. Ende der Insel liegt der Galeerenhafen, an welchem sich eine meist von Matrosen und Handwerkern bewohnte Vorstadt gebildet hat. 11. Der Petersburger Stadttheil, nördlich vom vorigen, umfaßt die ganze von der Newa und Newka umflossene Insel. Das wichtigste ist hier die Festung, sie liegt auf einer kleinen Insel am südlichen Rande der großen. Peter der Große legte 1706 den ersten Grundstein dazu. In ihrem Umfange steht die auch von Peter 1712 gegründete Peter-Paulskirche, mit einer vergoldeten Spitze. In dieser Kirche ist auch sein Grab; sie enthält außerdem zwei elfenbeinerne Kronleuchter von feiner Arbeit und viele Trophäen aus früheren Kriegen. In einem besonderen steinernen Gebäude zeigt man noch ein von Peter dem Großen eigenhändig gebautes Boot, der Großvater der russischen Flotte genannt. Außerdem enthält die Festung noch die Münze, mit zwei Dampfmaschinen. In dem eigentlichen Stadttheile sind das zweite Kadettenkorps, für Ingenieur- und Artilleriewesen, mit 700 Zöglingen und mehrere Kasernen zu bemerken. Dicht an der großen Petersburger Brücke steht von einem steinernen Hause überbaut und geschützt das erste hölzerne Haus, welches Peter der Große hier anlegen ließ und von wo er den Bau der Festung und die Anlage der Stadt betrieb. Zu diesem Stadttheile gehören noch mehrere nördlich und westlich liegende Inseln, als: die Apothekerinsel, mit einem botanischen Garten, Kamenoi-Ostrow oder die Steininsel, die Insel Jelaguin, die Kreuzinsel und die St. Petersinsel. Alle diese waren noch vor kurzem mit Sumpf und Erlenbruch bedeckt; jetzt aber verwandeln sie sich immer mehr in Spaziergänge und Gartenanlagen; auf der St. Petersinsel, auf Jelaguin und auf Kamenoi-Ostrow sind kaiserl. Lustschlösser mit Gärten, worunter sich das Schloß auf Kamenoi Ostrow, als der Lieblingsaufenthalt des verstorbenen Kaisers Alexander, und der Strogonowsche Garten auszeichnen, angelegt. 12. Der Wiburger Stadttheil besteht meist nur aus einer Reihe Häuser am rechten Ufer der Newa. Hier liegen das große Land- und Seehospital für die Garnison, deren weitläufige Gebäude 2 — 3000 Kranke von den Landtruppen und etwa halb so viel von der Seemacht aufnehmen können; daneben liegt die medico-chirurgische Akademie mit 400 Zöglingen, einem klinischen Institute, anatomischen Theater u. s. w. Petersburg enthält in allem an 1800 Häuser, wovon indeß noch über ⅔ ganz oder zum Theil von Holz sind; 73 Kirchen, worunter 60 griechische 5 lutherische, 3 katholische 4 reformirte, sind, und über 200.000 Einwohner, unter welchen sich 20.000 Deutsche befinden. Die Zahl der Katholiken beträgt an 20.000, die der Protestanten an 10.000. Die 20 öffentlichen Erziehungsanstalten, wovon wir vorhin nur die wichtigsten erwähnt haben, enthalten zusammen an 8000 Zöglinge; viele tausend Kranke und Arme finden Arznei, Pflege und Zuflucht in den zahlreichen und trefflichen Wohlthätigkeitsanstalten der Stadt, wovon die meisten jetzt unter dem unmittelbaren Schutz der Kaiserin Mutter stehen. Die Fabriken von Petersburg sind zwar im Wachsen, aber noch nicht im Verhältniß zur Größe und zum Reichthum der Stadt; mehrere der bedeutendsten, als die Tapeten- und Hautelissefabrik, die Gold- und Silberscheideoffizin, die Glas- und die Porzellanfabrik, die Stückgießerei u. s. w. sind Eigenthum der Krone. Die

meisten Privatfabriken liegen in den, die Wiburger Seite am rechten Newa-Ufer beinahe berührenden Dörfern Klein- und Groß-Ochta. Der Handel ist außerordentlich bedeutend, da Petersburg für den größten Theil des Reichs der einzige Aus- und Einfuhrplatz ist. Zur Erleichterung des Handels ist neuerdings eine regelmäßige Dampfschifffahrt zwischen Petersburg und Kronstadt angelegt. Der kurze Sommer entführt der Stadt eine große Zahl der reichsten Familien; der Winter hingegen ist hier wie im ganzen Norden die Jahrszeit der geselligen Genüsse, und hier zeigt sich besonders die große Gastfreiheit der Reichen und Vornehmen im schönsten Lichte; wenn auch, wie man sagt, Eitelkeit und sehr weit getriebene Spielsucht einigen Antheil daran haben mögen. Außer den Vergnügungen aller großen Städte hat man hier noch einige, welche wahre Nationalfeste veranlassen. Dazu gehören die Eisberge, welche alljährlich in der sogenannten Butterwoche, oder zum Karnaval, auf der Newa errichtet werden. Man belegt ein schräg ablaufendes Brettergerüst von ansehnlicher Höhe mit Eisstücken, welche der Verbindung und Glättung wegen mit Wasser begossen werden, und fährt nun in kleinen sehr niedrigen Schlitten sitzend blitzschnell von der Höhe herab. Ferner die Schaukeln, wo gewöhnlich vier bewegliche Sessel an der Peripherie eines sich drehenden aufrecht schwebenden Rades befestigt sind; dieses findet am häufigstens in der Osterwoche statt, wie dann dieses Fest überhaupt mit großer Feierlichkeit und Lust begangen wird. Endlich die Wasserweihe, eine religiöse Feierlichkeit, welche vom Metropoliten, früher auf dem Graben der Admiralität, jetzt auf der Newa selbst, gewöhnlich in Gegenwart des Kaisers am 6. Januar verrichtet wird. Die Umgebungen von Petersburg sind äußerst öde und traurig; unmittelbar aus der glänzenden Hauptstadt tritt man in eine nur mit Moos, Sumpf und Gebüsch bedeckte Wüste, wo kein Kornfeld und kein Fruchtbaum das Auge erfreut; desto reizender sind die vielen Sommerhäuser und Gärten der Reichen, vorzüglich auf dem Wege nach Strelna und die prächtigen Gärten, welche die verschiedenen Lustschlösser in der Nähe von Petersburg zieren. Von diesen sind die bedeutendsten: Tschesme, ein kleines, gothisches Gebäude, etwa sechs Werste südlich von der Stadt; seinen Namen gab ihm Katharina zum Andenken an den großen Sieg über die türkische Flotte. Zarskoje-Selo, bei der kleinen Stadt Sophia, 22 Werst von Petersburg, jetzt eins der prächtigsten Lustschlösser in der Welt. Schon Katharina I., Gemahlin Peters des Großen, legte hier ein Schloß an, Elisabeth ließ es erweitern, aber seine jetzige Größe verdankt es Katharina II., deren Lieblingssommersitz es war. Das Innere und die Gärten entsprechen der Pracht des Gebäudes, und kürzlich ist noch am Eingange ein herrlicher Triumphbogen von Gußeisen errichtet worden. Gatschina, vom Fürsten Orlow erbaut, liegt noch 20 W. weiter südlich. Andre Schlösser liegen am Kronstädter Busen: so Peterhof, 25 W. von der Stadt, ein schönes Gebäude auf einer Anhöhe, welche eine treffliche Aussicht über das Meer nach Kronstadt und Petersburg gewährt, mit herrlichen Gärten; schon Peter der Große hatte das Schloß angelegt. Noch 3 W. weiter am Meerbusen liegt Oranienbaum vom Fürsten Menschikow erbaut, kleiner als das vorige, aber eben so reizend durch seine Lage und seine Gärten. Nach allen diesen Schlössern führen vortrefflich unterhaltene Wege.

Petersgroschen, Peterspfennig, war ehemals eine Abgabe, die England nach Rom lieferte. Ihr Ursprung kommt vom angelsächsischen König Ina, der 726 zu Rom für seine Nation eine Herberge, Schule und Kirche stiftete, und verordnete, daß jede Familie in seinem Reiche zu deren Unterhaltung jährlich einen Groschen (keine Silbermünze) zahlen sollte. 1534 schaffte Heinrich VIII. sie ab. Niemand, auch nicht der König und die geistlichen Personen waren davon frei, das Stift St. Albans ausgenom-

men. Am Feste Petri und Pauli, den 29. Juni, ging die Einforderung an, und den 1. August, an Petri Kettenfeier, mußte sie geendigt seyn. Anfangs hatten die Archidiakonen der bischöflichen Kirchen das Geschäft der Einsammlung; da sie aber nicht gewissenhaft damit umgingen, so wurden von Rom aus eigene Einnehmer nach England geschickt, die über 300 Mark Silber (4000 Thaler) nach Rom sandten.

Petion, s. Hayti.

Petion (Jerome) de Villeneuve, Advokat zu Chartres, wo er 1759 geboren war, wurde von seiner Vaterstadt 1789 zum Deputirten des dritten Standes erwählt. Er trat gleich auf die Seite der politischen Neuerer. Petion, in blühender Jugendkraft, mit einer glücklichen Physiognomie, freundlich und einnehmend, begabt mit einer fließenden, leichten Beredsamkeit, aber ohne Kraft und Feuer, mit einem unternehmenden Charakter, nur in Gefahren schwach, erwarb sich bald einen gewissen Ruf. In der Nationalversammlung sprach er über mehrere Gegenstände, unter Andern über die Güter der Geistlichkeit, und die durch sie herbeigeführte moralische Verderbung dieses Standes. Am 13. Juli schlug er vor, die der Nation verdächtigen Männer in Anklagestand zu setzen; denoncirte das Gastmahl der Garden du Corps; verlangte, daß der König sich nicht durch die Gnade Gottes, sondern durch den Willen der Franzosen König nennen sollte; widersetzte sich, im Namen des Königs Recht zu sprechen; forderte, dem Könige das Recht über Krieg und Frieden zu nehmen; votirte für die Einführung der Assignaten, und unterstützte Mirabeau's Vorschläge über die Finanzen. Am 4. Dez. erwählte ihn die Nationalversammlung zu ihrem Präsidenten. 1791 verband er sich mit Condorcet, Guadet und Brissot, stimmte für das republikanische System des Letztern, und ging selbst nach England, um mit den dortigen Revolutionsmännern einen gemeinschaftlichen Plan zu entwerfen. Den 17. Jan. hielt er eine lange Rede über die Organisation der Geschwornengerichte, sprach am 22. März zu Gunsten der Wahlregentschaft und unterstützte den 21. Mai den Vorschlag des Buzot, den legislativen Körper in zwei Kammern zu theilen. Im Juni wurde er zum Präsidenten des Criminal-Gerichtshofes in Paris ernannt, und erhielt von der Nationalversammlung bei der Nachricht der Arrestation des Königs den Auftrag, ihn von Varennes abzuholen. Petion kam in Verdacht, der Orleanischen Faktion ergeben zu seyn; er gab daher in Verbindung mit Robespierre eine Schrift heraus, um, wie er sagte, die öffentliche Meinung zu bilden. Nach der Sitzung der Nationalversammlung ward er zum Maire von Paris erwählt. Das Amt war gefahrvoll und wichtig. Petion aber verwaltete es pflichtwidrig; anstatt die Empörungen des wüthenden Jakobiner-Pöbels zu unterdrücken, begünstigte er sie, und seine Anschlagzettel sollen den Aufstand vom 20. Juni 1792 hervorgebracht; zum wenigsten beschuldigte ihn Ludwig XVI., die frevelhaften Beleidigungen des Pöbels gegen ihn, nicht durch seine amtliche Autorität zurückgedrängt zu haben. Aus Rache ließ Petion seine Unterredung mit dem Könige drucken. Die Departementsverwaltung von Paris entsetzte ihn daher seiner Stelle und der König bestätigte am 6. Juli die Entsetzung; aber Petion ließ den Pöbel aufwiegeln, der mit dem Geschrei, Petion oder den Tod, ihn zurückforderte; er selbst erschien am 12. Juli vor den Schranken der Nationalversammlung, und verlangte eine strenge Untersuchung seiner Amtsführung. Die Nationalversammlung hob die Entsetzung auf. Am 3. August verlangte er im Namen der Sektionen von Paris die Entthronung des Königs; diesem Antrage widersprachen einige Sektionen. Während den Aufständen des 9—10. August, die den Thron umstürzten, zeigte er Unentschlossenheit, und nahm selbst widersprechende Maßregeln. Die schrecklichen Tage des 2—3. September warfen trotz seiner Vertheidigung einen schwarzen Fleck auf sein Andenken. Von den Departements der Eure und Loire zum Deputirten des National-Convents gewählt und zum Präsidenten ernannt,

dekretirte er in dieser Eigenschaft am 21. September 1792 die Aufhebung des Königthums, und erklärte sich als Mitglied des Comité, das mit der Entwerfung einer republikanischen Verfassung beauftragt war, für den Herzog von Orleans. Seine leidenschaftliche Erbitterung, mit der er gegen den König eiferte, beschleunigte dessen Prozeß. Im November brach zwischen ihm und Robespierre eine Feindschaft aus, welche ihm gefährlich werden sollte. Er ließ eine Rede und einen Brief drucken, die wichtige Aufklärungen über die Begebenheiten von 1792 und besonders über Robespierre, Marat und Brissot gaben. Im Januar 1793 stimmte er für den Tod des Königs; aber zugleich für sein Recht, ans Volk zu appelliren. Den 23. März ward er Mitglied des Wohlfahrts- und Vertheidigungsausschusses. Hier erstieg sein Streit mit Robespierre die größte Höhe; er ward zum Kampfe auf Leben und Tod; doch Robespierre, Danton und die Gemeinden siegten. Sie benutzten die Erklärungen des Generals Miaczinski, der ihn einer verrätherischen Verbindung mit Dumouriez beschuldigte; es wurde eine Kommission mit der Untersuchung seiner Aufführung beauftragt. Am 2. Juli ward Petion in Anklagezustand gesetzt, und den 28., weil er geflüchtet war, außer dem Gesetze erklärt. Erst 1794 fand man ihn mit Buzot Hungers verstorben oder gemordet, und schon halb von Thieren aufgefressen in einem Kornfelde in der Gegend von St. Emilion im Departement der Gironde. So starb er, ein Mann, welcher eine Zeitlang der Götze des pariser Pöbels gewesen war.

Petitorium, Petitorien-Klage, eine gerichtliche Klage, durch welche man das Eigenthum einer Sache zu erlangen sucht. Sie steht der Possessorien-Klage entgegen, wo man in dem Besitze seines Eigenthumes erhalten und geschützt zu werden bittet.

Petrarca (Francesco), einen der größten Dichter Italiens, den Europa mit Recht unter die Wiederhersteller der classischen Literatur rechnet, war den 20. Juli 1304 zu Arezzo geboren. Sein Vater hatte sich nach Avignon und später nach Carpentras zurück gezogen, um den Unruhen, die damals Italien verheerten, zu entgehen. Petrarca erhielt in diesen beiden Städten seine erste Bildung, und ward 1318 nach Montpellier und 1322 nach Bologna geschickt, die Rechte zu studiren. Hier zogen ihn die Reize der alten classischen Literatur, besonders Virgil, Cicero und Titus Livius so an, daß er eine Abneigung zu der Jurisprudenz erhielt; überdies glaubte er, die Praxis nicht mit seiner Gewissenhaftigkeit vereinigen zu können. 1326 kam er nach Avignon zurück, und trat in den geistlichen Stand, da der Tod seines Vaters ihn nicht mehr an die juristischen Wissenschaften band. Sein Genie, sein Fleiß, seine Beredsamkeit und Gelehrsamkeit machten ihm bald einen Namen, und einige Pfründen setzten ihn in den Stand, frei seinem Hange zu den Lieblingswissenschaften zu folgen. 1333 machte er eine Reise durch die Rheingegenden, durch einen Theil von Frankreich, Flandern und Deutschland; seine freundschaftliche Briefe enthalten die Reiseberichte. Er soll auch Spanien umfahren und England besucht haben. Auf diesen Reisen und auf seinen spätern Geschäftsreisen kam er im In- und Auslande mit den berühmtesten und größten Männern in Berührung. Alle Großen, die ihn kannten, schätzten ihn sehr und überhäuften ihn mit Gunstbezeugungen; so ernannte ihn der deutsche Kaiser Carl IV. zum Pfalzgrafen und schrieb ihm vertraute Briefe. Frei von bindenden Aemtern, wandte er seine Kräfte auf die Verbreitung der Wissenschaften; er regte durch eigne Schriften seine Zeitgenossen an, noch mehr aber durch die Bekanntmachung der alten classischen Schriftsteller; er zog Cicero's Briefe aus dem Staube, legte eine Manuskriptensammlung an, befeuerte mit Boccaccio den Eifer für die griechische Sprache und lernte sie auch spät selbst. Mit Besiegung unendlicher Schwierigkeiten, die aus dem damaligen Mangel an Hülfsmitteln

hervorgingen, studirte er die alten Philosophen, Historiker und Dichter; und keiner besaß zu seiner Zeit tiefere Kenntnisse in der Philosophie und Geschichte und hatte einen geläutertern Geschmack, als er. Nicht weniger that und schrieb er viel zur Erhaltung der alten römischen Denkmale, und legte eine Sammlung von Kaisermünzen an. Doch berühmter, als alle diese Verdienste, machten ihn seine italienischen Poesien. Sie entsprangen aus einer glühenden Leidenschaft für ein schönes Weib, Laura von Noves. Von der Universität zu Bologna nach Avignon zurückgekehrt, erblickte sie der feurige Jüngling 1327 in der Kirche der heil. Clara. Laura's Schönheit, Würde und Tugend, die sich nie etwas vergab, hielt ihn stets in den Schranken der Ehrfurcht, und läuterte seine Leidenschaft zu jener Reinheit, zu jener auf nichts Anspruch machenden romantischen Schwärmerei, welche seine Gedichte hauchen, und die wir uns nur durch die Macht der Tugend und Unschuld auf ein jugendliches, liebendes Herz erklären können. Nicht Laura's Gestalt fesselte ihn allein, er fühlte sich noch mehr durch ihren gebildeten Geist zu ihr hin gezogen. Diese Liebe wurde das große Triebrad seines Lebens, und selbst nach dem Tode der Laura blieb ein tiefer, melancholischer Schmerz über den Verlust der Geliebten sein steter Gefährte. In dem Thale Vaucluse oder Valchiusa, unweit Avignon, wo Laura wohnte, überließ er sich ganz der süßen Schwärmerei, und die zärtlichsten Gedichte trugen den Gegenstand seines Herzens durch ganz Italien. Zu Vorbildern in der Dichtkunst nahm er die Alten, besonders Virgil, und aus den Neuern die Provenzal-Dichter. Wenn gleich seine lateinische Gedichte nicht die classischen Muster erreichen, waren sie doch für seine Zeit vortrefflich, erregten großes Aufsehen und erwarben ihm den poetischen Lorbeerkranz, den er 1341 unter glänzenden Feierlichkeiten am ersten Ostertage zu Rom auf dem Capitol empfing. Das Patent, welches ihm bei dieser Gelegenheit überreicht wurde, verdient erwähnt zu werden. „Petrarca, so lautet es, hat sich den Titel eines großen Dichters und Historikers verdient. Zur Anerkennung seiner Verdienste als Dichter wurde er mit einem Lorbeerkranze geziert und ihm durch die Autorität des Königs Robert und des römischen Senates und Volkes die volle Freiheit ertheilt, zu Rom und überall über die Dichtkunst und historischen Wissenschaften zu lesen, zu disputiren, die Alten zu erklären, Gedichte zu machen und bei allen öffentlichen Akten die Lorbeer-, Eichen- oder Myrthenkrone nach Belieben zu tragen und sich in der Kleidung des Dichters zu zeigen.“ Alle diese Ehren, sagte er selbst, vermehrten meine Kenntnisse nicht, aber wohl die Zahl meiner Feinde; doch auch die Zahl seiner eifrigen Bewunderer. Alle Fürsten und die größten Männer seiner Zeit gaben ihm Beweise ihrer Achtung und Verehrung. Er ging hierauf nach Parma, wo er Archidiakonus war und 1342 den Tod seiner geliebten Laura erfuhr; er besuchte nochmals das reizende Thal Vaucluse, und hielt sich einige Zeit dort auf, um dem Andenken der schönen Laura Thränen und Gedichte zu weihen. 1342 kehrte er wieder nach Italien zurück, besuchte Mailand, wo ihm die Visconti mehrere Gesandtschaften auftrugen. Nach dieser Zeit allein für die Wissenschaften thätig, lebte er abwechselnd zu Verona, Parma, Venedig, Padua, wo er ein Kanonikat besaß. Ein Edelmann in der Gegend von Padua schenkte ihm ein Landgut bei Arqua, wo er fünf Jahre lebte. Hier wurde ihm ein Wunsch gewährt, um dessen Erfüllung er früher vergebens nachgesucht hatte. Seine Familie war während den Kämpfen der Guelfen und Ghibellinen aus Toskana vertrieben und aller ihrer Güter beraubt worden. Die Florentiner setzten ihn in die alten Rechte wieder ein; Petrarca nahm diese Anerkennung seines Werthes dankbar an, doch mochte er seine Einsamkeit nicht verlassen; den 18. Juli 1374 fand man ihn todt in seiner Bibliothek, den Kopf auf ein offenes Buch gestützt.

In ein Manuskript des Virgil, das sich jetzt auf der Bibliothek des h. Ambrosius zu Mailand befindet, hat er mit eigener Hand Folgendes geschrieben: „Laura, die durch Tugenden glänzte und mehrere Jahre der Gegenstand meiner Gedichte war, sah ich zum Erstenmale den 6. April 1327 in der Kirche der heil. Clara zu Avignon. In derselben Kirche, an demselben Tage, in derselben Stunde erlosch 1342 dieses Licht, und diese Sonne ging unter, welche der Welt so hell geleuchtet hatte. Ich war zu Verona und wußte mein Unglück nicht; am 19. desselben Monats erfuhr ich es. An ihrem Todestage schon wurde diese so schöne und so reine Hülle nach der Vesper in der Kirche der Barfüßer eingesenkt. Ich zweifle nicht, daß ihr Geist, um mit Seneca zu reden, zum Himmel zurück gekehrt ist, von dannen er stammte." Petrarca's Leichnam ward in der Kirche zu Arqua beigesetzt; sein Grabmal schmückt ein Mausoleum von weißem Marmor. Es ist aber nichts davon mehr vorhanden. Die Quellen seiner Lebensbeschreibung sind meist seine eignen Schriften: seine Briefe, sein sogenanntes Geheimniß und seine eigenthümliche Zuschrift an die Nachwelt über sein Leben und seinen Charakter. Von seinen Biographen sind die vorzüglichsten der Abbé de Sade (ein Nachkomme der angebeteten Laura) Tiraboschi, Baldelli, Wismayr und einige Andre. Mit den seltensten Talenten verband dieser große Mann die ehrwürdigsten Eigenschaften. Wankellos in der Liebe wie in der Freundschaft, bezeigte er sich stets gegen seine Lehrer dankbar, seinen Gönnern anhänglich und gegen jeden gefällig; überdies besaß er tiefe Religiosität und die zarteste Gewissenhaftigkeit. Er war männlich schön, in der Jugend gewandt, kleidete sich immer elegant und spielte die Laute. Alle diese Eigenschaften mußten ihn ungemein empfehlen und viel zu der allgemeinen Achtung, womit er bei seinen Zeitgenossen stand, beitragen. Er ist der Meister aller erotischen Dichter. Zwar könnte man an mehrern seiner Gedichte Einförmigkeit und manche Spuren seines Zeitalters, frostige Gedanken mit Anspielungen, falschen Witz, geschmackwidrige Wortspiele und sonderbare Beiwörter tadeln. Aber der größere Theil derselben wird immer zu den vollendeten Meisterwerken der lyrischen Poesie gerechnet werden. In Uebersetzungen kann man freilich die Reize des liebenswürdigen Dichters niemals ganz kennen lernen; doch besitzen wir einzelne Gedichte von Gries und A. W. Schlegel und die sämmtlichen von C. Förster in zum Theil gelungenen Uebersetzungen. Die Originale (die viele schwer verständliche Stellen enthalten, aber auch ungemein viele Erklärer gefunden haben, z. B. Gesualdo, Castelvetro, Velutello, Tassoni und A.) sind über 200 Mal herausgegeben worden.

Petrefakten, s. Organische Ueberreste.

Petrobrusianer s. Sekten.

Petronius Arbiter, ein römischer Schriftsteller des ersten Jahrh. unter Nero. Er war von Massilia gebürtig, aus ritterlichem Geschlechte und ein Vertrauter des Kaisers Nero, dem er aber durch den Tigellius verhaßt gemacht wurde, so daß er ihm befahl, sich selbst ums Leben zu bringen. Er ließ sich also die Adern öffnen, und starb im Jahre Chr. 67. Wenig verdienen diejenigen Beifall, welche den Verfasser des Satyrikons für älter oder jünger als das Zeitalter des Nero ausgeben, auf welches doch der Inhalt dieser Schrift ganz paßt. Es enthält nämlich sein Satyrikon eine, oft sehr anstößige Darstellung der herrschenden Zügellosigkeit seines Zeitalters, welche nicht ohne Witz und Lebhaftigkeit abgefaßt ist, mit einigen eingemischten Versen, worunter ein besonderes Gedicht über den Bürgerkrieg das merkwürdigste ist. Wir haben davon noch Fragmente. Von den Ausgaben merken wir an, die von Pet. Burmann, Utrecht, 1709. 4. mit einem gelehrten Commentar, auch neu herausgegeben zu Leiden, 1743, 4.; eine andere Ausgabe von Anton kam zu Leipzig 1787, gr. 8. heraus.

Petrus, insgemein Simon Petrus, Sohn des Jonas von Bethsaida in Galiläa, war seiner Profession nach ein Fischer. Durch seinen Bruder Andreas, den Jesus gleich beim Antritte seines göttlichen Lehramtes unter seine Jünger aufgenommen hatte, wurde er zu demselben geführt, der ihm gleich den Würdebeinamen Kephas (griech. Petros, Fels) beilegte, der in der Folge sein Hauptname wurde. Merkwürdig ist der schnelle Entschluß, der ihn einige Zeit nachher bewog, Jesu, auf dessen Geheiß er eben den reichen Fischfang gethan und der ihm gesagt: „von nun an wirst du Menschen fahen," mit Zurücklassung aller seiner Habe auf der Stelle zu folgen. Seit dieses Berufes ward er eines vertrauten Umgangs mit demselben gewürdigt; wie er denn in einigen Lebensereignissen Jesu, wovon nur Wenige Zeuge seyn sollten, z. B. der Todtenerweckung zu Kapharneum, der Verklärung u. a. stets als erster Mitzeuge und erster Theilnehmer in den allgemeinen oder sonderheitlichen Aufträgen Jesu, z. B. der Bereitung des Osterlammes, in den übrigen aber oft vor andern Aposteln ausgezeichnet erscheint; als in wunderbarer Heilung seiner Schwiegermutter zu Kapharneum, im dreimaligen wunderbaren Fischfange mit zweimaligem Wandeln auf dem Meere; in der Zahlung der Doppeldrachme auch für ihn; in den Predigten Jesu aus seinem Schiffe; in der ihm vor den übrigen Aposteln gewordenen Erscheinung Jesu nach dessen Auferstehung; in den mehrentheils von ihm in den Unterredungen mit Jesu eingestreuten Anfragen und Bemerkungen, mit deren Bestätigung oder Zurechtweisung; so auch insgemein in den im Namen der Uebrigen gegebenen Antworten; in den vorzüglich an ihn gerichteten Warnungen und Ermahnungen Jesu und in den ihm deutlich vorhergesagten zweien Lebensperioden, seiner dreimaligen Verleugnung und seiner Nachfolge Jesu im Tode durch Kreuzigung: lauter Auszeichnungen, welche mit jener erhabenen, wodurch bei Matthäus X. 2—16 seine Würde als Haupt der Apostel angedeutet und klar ausgesprochen wird, im Einklange und in nothwendiger Verbindung stehen. Ueber jene Schriftstelle giebt es sonderbare Auslegungen. So meinen Einige: Christus habe bei den Worten „und auf diesen Felsen ꝛc." mit dem Finger, statt auf Petrus, auf sich selbst gedeutet. Michaelis fertigt solche Exegeten mit der Erklärung ab: „Der Finger ist nicht Christi Finger, sondern der Finger des polemischen Auslegers." — „Jesus setzte (sagt Professor Stäudlin in Göttingen, s. Jesus der göttliche Prophet, 1824) das höchste Vertrauen auf diesen Apostel, und erwartete vorzüglich von ihm die unerschütterliche Gründung seiner Kirche auf ewige Zeiten. . . . Er will, daß Petrus seine Stelle bei der Gemeine vertrete." Nach den Ansichten der Katholiken ist Petrus das sichtbare Oberhaupt der von Jesu gegründeten Kirche, der moralische Fels und Grundstein des moralischen Gebäudes und Reiches Jesu Christi, der Oberhirt der ganzen kirchlichen Heerde, auch der Mithirten und Mitapostel, mit besonderer Schlüsselgewalt: weil ihn die ewige Vorsehung des himmlischen Vaters durch vorzügliche Erleuchtung in Absicht auf das Geheimniß der Menschwerdung seines ewigen Sohnes hiezu bestimmt; und durch Mittheilung der Festigkeit im Glauben und des Vorzugs der Liebe auf das Gebet, Huld und Gnade, des ihn vom Falle der Verleugnung mit dem Gewinne tiefster Demuth wieder aufrichtenden Hohenpriesters Jesu hiezu geeignet hat. Nach der Himmelfahrt Jesu sehen wir Petrus vor allen andern Aposteln thätig. Seine dem doppelten ungesonderten Berufe entsprechende Wirksamkeit in frühester etwa 12—14jähriger Leitung der begründeten christlichen Kirche beurkunden die 12 ersten Kapitel der Apostelgeschichte; so lange er nämlich diese Leitung von Jerusalem oder durch apostolische Rundreisen in Judäa, Galiläa und Samaria führte und bald mit allen übrigen Aposteln, bald mit Johannes, immer als deren Anführer, bald allein redend und handelnd auftritt, z. B. bei der Wahl des Apostels

Mathias, am Pfingsttage vor der Volksmenge und bald hernach vor dieser und zwei Mal vor dem Sanhedrium; später in Samaria bei der, den durch Philippus den Diakon Getauften zu ertheilenden Firmung. Stets ausgerüstet waren mit Kraft seine Worte, denen oft die Gabe außerordentlicher durch ihn, ja sogar durch seinen Schatten von Gott gewirkten Wunder, Nachdruck gab. Auch ward er vor allen Aposteln durch ein himmlisches Gesicht über den Zeitpunkt des den Heiden zu verkündenden Heiles erleuchtet. Ueber den bei weitem größten Theil seines erhabenen, und von Tage zu Tage sich mehr verbreitenden Wirkungskreises von etwa 23 — 25 seiner letzten Lebensjahre haben wir nur dürftige und zerstreute, aus seinen und Paulus Briefen, dann aus einzelnen Stellen der Apostelgeschichte und aus spätern Zeugnissen gesammelten Nachrichten; von jener Zeit waren wenigstens 10 Jahr theils der oberhirtlichen Leitung der frühe gestifteten und blühenden Kirchengemeine zu Antiochien, theils zur Stiftung neuer Kirchen und zur Befestigung der bereits bestehenden in Kleinasien ja bis nach Korinth in Achaja und mitunter den Concilien einzelner Apostel zu Jerusalem seit dem Jahre 51 gewidmet. Seine Ankunft in Rom, so wie die Gründung der dasigen Gemeine, fällt ungefähr ins J. 54, mit jenem Segen, den 4 J. später Paulus aus Korinth nach Rom freudig bezeugt. Den Rest seines Lebens füllen viele andere Sorgen, die aus einigen seiner spätern Reisen nach Jerusalem und Griechenland mögen angenommen werden, bis zur letzten gemeinschaftlichen Reise mit Paulus aus Korinth nach Rom und dem dort unter dem Kaiser Nero nach einem mehrmonatlichen Verhaft 37 J. früher von Jesu ihm verkündigten Tode durch Kreuzigung (J. 67). Sein in der römischen, auf obige Weise von ihm gegründeten und mit Beihülfe des Paulus geordneten Kirchengemeine, radizirter Lehrstuhl oder Sitz wird von den Katholiken vorzugsweise als solcher, ausschließlich aber als Einheitsmittelpunkt der ganzen christlichen Kirche mit dem mächtigen Vorrange einer diesem nothwendigen Zwecke angemessenen Autorität betrachtet, welche nicht nur in seiner Person und Zeit, sondern auch noch wirksamer in allen rechtmäßigen römischen Bischöfen, als dessen ungezweifelten Nachfolgern, vom ganzen kirchlichen Alterthum der orientalischen und occidentalischen Kirchen ohne Ausnahme, ja mit Nachdruck und Theilnahme theoretisch und praktisch anerkannt und bis auf diesen Tag unter allen Stürmen der Zeit der allgemeinen Kirche sey erhalten worden. Vergl. den Art. Papst und Kirchenverfassung (katholische). Die Behauptung Vieler, daß Petrus nicht in Rom gewesen sey, ist von Hugo Grotius, Pearson, Baratier u. a. verdienstvollen protestantischen Gelehrten, als dem ganzen christlichen Alterthum widersprechend, mit Unwillen gerügt worden. Ueber seinen Reliquien erhebt sich die herrlichste, nach seinem Namen benannte christliche Kirche. Petrus hat zwei Lehrbriefe in griech. Sprache an die christlichen Gemeinden Kleinasiens hinterlassen, deren göttliches Ansehen die Christenheit von jeher anerkannt hat. Sie sind reich an Gedankenfülle; lebendige Kraft und entflammte Liebe zu unserm Erlöser athmen aus ihnen, wie sich's — um mit H. Grotius zu reden — dem Haupte der Apostel geziemet.

Petrus Lombardus s. Lombardus.

Peutinger (Conrad), ein berühmter Gelehrter, geb. zu Augsburg 1465 von einer alten adlichen Familie, wurde 1594 Syndikus in seiner Vaterstadt und zugleich kaiserlicher Rath Maximilian I. und Karl V., und starb daselbst 1547. Den größten Ruhm erwarb er sich durch seine nach ihm benannte Karte, die unter der Regierung Theodosius entworfen wurde, und worauf die Märsche angegeben sind, welche die römischen Armeen damals in dem größten Theile des occidentalischen Reiches nahmen. Der Verfasser ist unbekannt; Peutinger erhielt sie von Conrad Celtes, der sie in einem Kloster Deutschlands gefunden hatte. Franz Christoph von Scheid

besorgte zu Wien 1753 eine prächtige Ausgabe davon in Folio. Von seinen übrigen Schriften handeln die vorzüglichsten über alte Geschichte, über den Verfall des römischen Reichs u. s. w.

Pezay oder Pesay (Masson, Marquis de), ein Dichter, aus der Gegend von Blois gebürtig, widmete sich dem Soldatenstande, wurde Kapitän in einem Dragonerregimente, unterrichtete Ludwig XVI. in der Taktik und hatte, als derselbe den Thron bestieg, einen großen Einfluß auf ihn. Er starb als Oberaufseher der Strandwachen den 16. Dezemb. 1777. Als Dichter zeichnete er sich besonders in der leichtern Dichtungsart aus. Das vorzüglichste unter seinen Gedichten ist: Zélis au bain, ein Gedicht in zehn Gesängen (Paris 1768); es gefiel durch seine Anmuth. Außerdem hat man von ihm: Les Campagnes de Maillebois en 1745 u. 1746, 3 Bände 4., mit Karten.

Pfahl-Bauer heißt in einigen Gegenden eine Art Bauern, deren Recht bloß darin besteht, daß wenn das Vieh der Eingesessenen zweier benachbarter Marken aus einer in die andere übergeht, solches nicht gepfändet werden darf. — Pfahl-Bürger, eine Art Schutzverwandte in Städten, welche entweder keine liegenden Gründe besitzen, oder außerhalb der Stadtmauern, aber doch innerhalb der Gerichtspfähle der Stadt wohnen; Vorstädter, welche theils alle, theils auch nur einige Rechte der wirklichen Bürger genießen. Im Mittelalter waren es Leute, welche das Bürgerrecht in Reichs- und andern freien Städten suchten, um sich der Gerichtsbarkeit des Grundherrn, in dessen Gebiete sie gleichwohl wohnen blieben, zu entziehen und an jenen bürgerlichen Gerechtsamen Theil zu nehmen. Da hieraus viele Streitigkeiten entstanden, so kamen die Städte selbst unter einander überein, dergleichen nicht mehr zu ihren Bürgern aufzunehmen; auch wurde es durch die goldne Bulle verboten. — Pfahl-Gericht, Zaun-Gericht, Gericht oder Gerichtsbarkeit, in einigen Gegenden Deutschlands, welche sich nur über einen einzelnen Hof in einem andern Gebiete oder auf gewisse Personen und Fälle beschränkt. — Pfahlgraben, Pfahlhecke, Pfahlmauer, die ehemals von den Römern in Deutschland aufgerichtete Landwehr, die aus tief eingegrabenen Pfählen und dazwischen geflochtenem Buschwerk und Hecken bestand. Kaiser Hadrian hatte zuerst eine solche Sicherheitsmaßregel getroffen, aber Kaiser Probus ließ noch außerdem eine Mauer mit Thürmen an dieser Pfahldecke aufführen, die wegen ihres Umfangs, ihrer Höhe und Dicke Teufelsmauer genannt wurde. Sie fängt 1 Meile oberhalb Kehlheim nahe am linken Donauufer unweit der Einöde Hader- (Hadrians?) Fleck an, tritt oft 3 — 4 Fuß über der Oberfläche der Erde sichtbar über 12 Meilen weit bis 1 Stunde südlich von Dinkelsbühl ins Würtembergische, nimmt ihre Richtung gegen Pfahlheim, und zeigt fast alle halbe Stunde besonders in Wäldern noch Trümmer runder, über den Mauern erbauten Thürme und landeinwärts viele Leichenhügel. Eine zweite Linie fängt 2 römische Meilen (ungefähr 1 Stunde) oberhalb der erstern wieder nahe am Ufer des Flusses, dem von Abensberg 1 Meile entfernten Dorfe Euning gegenüber an, und schließt sich bei Ehingen wieder an die Donau an.

Pfalz (von palatium, Pallast) nannte man die Schlösser der deutschen Kaiser oder Könige, in welchen sie, bevor sie eine feste Residenz hatten, sich abwechselnd aufhielten, ferner auch das damit verbundene Gebiet, und weil in diesen königlichen Schlössern besonders in Abwesenheit des Kaisers von fürstl. oder gräfl. Personen (Pfalzgrafen) Gericht gehalten wurde, auch ein königl. oder kaiserl. Gerichtshof. Nach der Gründung der bleibenden Reichsgerichte hörten die letztern auf, und nur einige beschränkte Rechte blieben mit dem Titel der Pfalzgrafen zurück.

Pfalz, ehemalige Provinz in Deutschland, welche in die Ober- und Unterpfalz getheilt war, aber nicht an einander gränzte. Die Oberpfalz war von Baireuth, Böhmen, Neuburg, Baiern und dem nürnbergischen Gebiet umgeben und erhielt auf 130 Quadratmeilen, 283.773 Einw., 421.000 Gulden reine Einkünfte und die Hauptstadt Amberg. Das Land gehörte bis 1620 zur Unterpfalz, und kam, als der Churfürst Friedrich V. nach der Schlacht bei Prag in die Acht erklärt wurde, an Baiern, dem sie auch im westphälischen Frieden bestätigt wurde, mit der Bedingung, daß nach dem Abgang der männlichen baierischen Churlinie dasselbe wieder an Pfalz fallen sollte. 1808 wurde aus der Oberpfalz mit Sulzbach der baierische Nabkreis gebildet; bei der neuen Eintheilung des Landes 1810 kam ein Theil derselben zum Regen- und der andre zum (Ober-) Mainkreis. — Die Unterpfalz oder die Pfalz am Rhein lag auf beiden Seiten des Rheins, war von Mainz, Katzenelnbogen, Würtemberg, Baden, Elsaß, Lothringen und Trier begränzt und bestand aus den Fürstenthümern Simmern, Zweibrücken, Veldenz und Lautern, der Grafschaft Sponheim und der eigentlich sogenannten oder churfürstlichen Pfalz. Diese churfürstliche Pfalz enthielt 1786 auf 75 Quadratmeilen 305.000 Einwohner, Reformirte, Katholiken, Lutheraner und hatte an 2 Mill. Einkünfte, so wie die Hauptstädte Mannheim und Heidelberg; es gehörte trotz den wiederholten Mißhandlungen und Verwüstungen, denen es zu verschiedenen Zeiten ausgesetzt war, zu den fruchtbarsten Ländern Deutschlands. Der Pfalzgraf am Rhein und Churfürst von der Pfalz war der zweite unter den weltlichen Churfürsten und des Reichs Erztruchseß. Die pfalzgräfliche Würde kommt von den alten Pfalzgrafen oder Richtern her, welche die an den kaiserlichen Hof gebrachten Rechtssachen entschieden, und die anderwärts gefällten unrichtigen Urtheile verbesserten. Diese Hofrichter sind von den übrigen Pfalzgrafen zu unterscheiden, die in Schwaben, Baiern, Kärnthen, dem arelatischen Reiche ꝛc. das ihnen von den Kaisern aufgetragene Richteramt führten. Jene wurden unter die angesehensten Beamten des Kaisers gezählt, erlangten schon im elften Jahrhundert die Pfalzgrafschaft und die damit verbundenen Länder am Rhein erblich und gehörten zu den vornehmsten Fürsten des Reichs. Als Pfalzgraf Hermann II. in ein Kloster gegangen und ohne Erben verstorben war, gab Kaiser Friedrich I. die zur Rheinpfalz gehörigen Länder 1156 seinem Bruder Conrad, der unter allen Pfalzgrafen zuerst zu Heidelberg, öfters aber zu Stahleck unweit Bacharach residirte. Heinrich von Braunschweig vermählte sich mit dessen Tochter Agnes, bekam vom Kaiser Heinrich VI. die Anwartschaft auf die Länder seines Schwiegervaters, und gelangte auch nach dessen Tode zum Besitz. Da er es aber mit seinem Bruder, dem Kaiser Otto IV., gegen Kaiser Friedrich II. hielt, so erklärte ihn dieser 1215 in die Acht, und belehnte mit der Pfalz den Herzog Ludwig von Baiern, der aber nicht zum völligen Besitz derselben gelangen konnte. Sein Sohn Otto heirathete des geächteten Pfalzgrafen Tochter Agnes und so kam die ganze Pfalz an das baierische Haus. Otto's Söhne, Ludwig der Strenge und Heinrich, regierten anfangs gemeinschaftlich, theilten aber 1256 das Land, wobei Ludwig die Rheinpfalz und Oberbaiern und Heinrich Niederbaiern bekam. Ludwig hinterließ 2 Prinzen, Rudolf I. und Ludwig; jener erhielt die Churwürde und die Pfalz; dieser bekam Oberbaiern, wurde Kaiser und erbte hernach auch Niederbaiern. Da sein Bruder Rudolf es mit seinem Gegner Friedrich dem Schönen, Herzog von Oestreich, hielt, so verjagte er ihn von Land und Leuten, überließ aber nachher dessen Söhnen die pfälzischen Lande und ein Stück von Baiern, das in der Folge die Oberpfalz genannt wurde. Rudolfs Söhne, Adolf, Rudolf II. und Rupert I. folgten einander, letzterem Rupert II., Adolfs Sohn. Dessen Sohn und Nachfolger Rupert III. wurde 1400 Kaiser und hinterließ 4 Söhne, die sich in die väterlichen Lande theilten;

Ludwig der Bärtige erhielt die Chur- oder Rheinpfalz, Johann die Oberpfalz, Stephan Zweibrücken und Simmern, Otto Mosbach. Die zweite und vierte Linie starben bald wieder aus, so wie die erste 1559 mit Otto Heinrich, der sich zur evangelischen Kirche bekannt und die Bibliothek zu Heidelberg angelegt hatte. Seine Lande und die Chur fielen an Friedrich III. von der simmerschen Linie, der die reformirte Religion annahm. Ihm folgte Ludwig VI., Friedrich IV. und Friedrich V., der wegen der angenommenen böhmischen Krone seine Lande und die Churwürde verlor, die von Kaiser Ferdinand II. seinem Vetter, dem Herzog Maximilian von Baiern, übertragen wurde. Sein Sohn Karl Ludwig bekam zwar durch den westphälischon Frieden die Unterpfalz wieder, auch bekam er eine neue, die achte Churstelle mit dem Erzschatzmeisteramt; die Oberpfalz aber, der Rang, den Pfalz ehemals im churfürstlichen Collegium gehabt und das Erztruchsessenamt blieben bei Baiern; doch wurde festgesetzt, daß im Fall des Erlöschen des baierischen Mannsstammes Pfalz wieder in den Besitz des Landes und der Rechte kommen sollte. Als sein Sohn Karl 1685 die simmersche Linie beschloß, fielen die Chur und die dazu gehörigen Lande an seinen Vetter, den Pfalzgrafen von Neuburg, Philipp Wilhelm. Dieses neuburgische Haus stammte von des Pfalzgrafen Stephan von Simmern zweiten Sohn Ludwig dem Schwarzen, Pfalzgrafen von Zweibrücken ab, dessen Sohn Alexander 2 Söhne hatte, Ludwig und Rupert; dieser ist der Stammvater der veldenzischen Linie, so wie Ludwigs Sohn Wolfgang aller seit Erlöschung der veldenzischen Linie 1694 lebenden Pfalzgrafen. Von seinen 3 Söhnen stiftete der jüngste Karl die birkenfeldische und der mittlere Johann die neuzweibrückische Linie; der älteste, Philipp Ludwig, hatte 2 Söhne, Wolfgang Wilhelm und August; jener stiftete das neuburgische, dieser das sulzbachische Haus; der dritte Sohn Johann Friedrich, der zu Hilpoltstein wohnte, überlebte seine Kinder. Auf Philipp Wilhelm folgte sein Sohn Johann Wilhelm, der nach Ableben des Pfalzgrafen Leopold Ludwig von Veldenz 1694 dessen Land bekam, und im spanischen Erbfolgekrieg, da der Churfürst Maximiliam Emanuel von Baiern 1706 geächtet wurde, die Oberpfalz und die alten Churrechte des pfälzischen Hauses wieder erhielt; doch erlangte der Churfürst von Baiern durch den zwischen Karl VI. und Ludwig XIV. 1714 geschloßnen Friede das Verlorne wieder. Als Churfürst Johann Wilhelm 1716 ohne Nachkommen starb, folgte ihm sein Bruder Karl Philipp, der seine Residenz von Heidelberg nach Mannheim verlegte, und 1742 auch ohne männliche Erben starb, worauf die Chur an die sulzbachische Linie kam, in dem auf Karl (Philipp) Theodor, der als Pfalzgraf zu Sulzbach seinem Vater Johann Christian Joseph 1733 gefolgt war, und schon 1728 von seiner Mutter das Marquisat Bergen op Zoom geerbt hatte, alle churpfälzischen, jülichischen uud bergischen Länder übergingen. Als 1777 der baierischen Mannsstamm mit Churfürst Maximilian III. sich endigte, so wurden auch die baierischen Lande mit den pfälzischen vereinigt, bis auf einen Theil, der an Oestreich kam. Churpfalz trat, nach den Bestimmungen des westphälischen Friedens wieder in die fünfte Stelle im Churfürstencollegium und in das alte Erztruchsessenamt, und trat dafür das Erzschatzmeisteramt an Churbraunschweig ab. Nach Karl Theodors unbeerbtem Tode folgte 1799 der Herzog von Zweibrücken, Maximilian Joseph. In dem Revolutionskriege bemächtigten sich die Franzosen der pfälzischen Länder jenseits des Rheins, und behielten sie auch durch den Frieden von Luneville 1801. Die auf dem diesf. Rheinufer liegenden kamen an Baden und Hessen-Darmstadt. Den größten Theil der 1801 verlornen Besitzungen jenseit des Rheins erhielt Baiern 1815 wieder; s. Baiern. Zu den besondern Gerechtsamen der Churfürsten von der Pfalz gehörten: das Reichsvicariat; das Recht, Grafen, Freiherren und Edelleute zu machen, das Pfandschaftsrecht und mehrere andere.

Pfalzgraf, s. Comes Palatinus und Pfalz.

Pfandrecht, Unterpfandsrecht (jus pignoris), ein dem Gläubiger zur Sicherheit seiner Forderung an einer Sache zustehendes dingliches Recht (s. d. Art.), vermöge dessen er seine Befriedigung aus der Substanz der Sache, ohne Rücksicht auf die Person ihres Besitzers, zu suchen befugt ist. Es kann folglich auch gegen den dritten Besitzer, welcher für seine Person dem Gläubiger nichts schuldig ist und vielleicht die Sache in guter Treue und Glauben, ohne von dem, sie betreffenden Unterpfandsrecht zu wissen, gekauft und bezahlt hat, ausgeübt werden. Das Pfandrecht ist daher eines Theils das stärkste Band des Credits, andern Theils aber auch das zerstörendste Gift für denselben. Eine weise Regulirung dieses, weit verbreiteten Instituts des positiven Rechts, ist einer der nöthigsten, aber auch einer der schwierigsten Akte der Gesetzgebung. Das Pfandrecht ist entweder unbedingt mit dem Rechte, die verpfändete Sache zu besitzen, verbunden (Faustpfand, pignus, im engern Sinne), oder nur auf den Fall, daß der Gläubiger wegen nicht erhaltener Befriedigung in den Besitz (an dessen Stelle jedoch sodann heutzutage mehrentheils gerichtliche Sequestration zu treten pflegt) gesetzt zu werden verlangt (Hypothek). — Gegenstand des Pfandrechts können aber nicht nur einzelne Sachen, sondern auch das ganze Vermögen des Verpfändenden seyn; daher die Unterscheidung zwischen dem allgemeinen und besondern Unterpfandsrechte der General- und Spezial-Hypothek. — Die Verpfändung ist in der Regel eine, durch Vertrag oder auf andre zu Recht beständige Art, z. B. durch Testament, erfolgende Handlung freier Willkür des Eigenthümers der zu verpfändenden Sache. Allein die römischen und andern positiven Rechte haben theils Fälle bestimmt, in welchen dafür angenommen wird, daß der Eigenthümer eine einzelne Sache, oder sein ganzes Vermögen, stillschweigend verpfändet habe, theils haben sie auch dem Richter die Befugniß ertheilt, nach gewissen Formen dem Gläubiger, selbst wider den Willen des Schuldners, ein Pfandrecht an dessen ganzem Vermögen, oder einzelnen Stücken desselben, zuzusprechen (pignus praetorium, judiciale). Diese richterliche Handlung ist gewöhnlich mit der Einweisung des Gläubigers in die Güter seines Schuldners, oder der Immission, verbunden und als ein Theil des Exekutions-Verfahrens zu betrachten (s. Prozeß). — Das willkürliche Pfandrecht, wenn es ein Faustpfand seyn soll, setzt außer der Einwilligung des Eigenthümers der zu verpfändenden Sache auch die Uebergabe der letztern an den Pfandgläubiger voraus. Daher rechnen die römischen Rechtsgelehrten die Bestellung eines Faustpfands unter die Real-Contrakte. Geschäfte dieser Art kommen vor, wenn bei öffentlichen Leihhäusern, Banken oder Privatpersonen auf Pretiosen oder andere Effekten Geld geborgt wird. — Zur Entstehung einer Hypothek aber wird die Uebergabe der Sache nicht erfordert. Nach römischen Rechten war ein Vertrag zwischen dem Eigenthümer der Sache und dem Pfandgläubiger hierzu hinreichend. Alle Sicherheit des Grundeigenthums wurde hierdurch untergraben, ja selbst den Hypotheken jeder solide Credit genommen. Kein Käufer eines Grundstücks konnte wissen, ob und wie oft es verpfändet sey, kein Pfandgläubiger war sicher, daß ihm nicht ältere, ihm verschwiegene Hypotheken vorgingen, ja daß nicht spätere Hypothekenverträge betrüglicher Weise zurückdatirt werden würden. Nur diesem letzteren Betruge wurde endlich dadurch, wiewohl immer noch sehr unvollkommen, gesteuert, daß die Hypotheken (welche vor der Obrigkeit oder vor Notaren konstituirt waren) und die ihnen gleichgeachteten, vor drei männlichen glaubwürdigen Zeugen errichteten, vor den Privat-Hypotheken den Vorzug erhielten, wenn gleich diese, scheinbar oder wirklich, älter waren als jene. Weit gründlicher haben viele der neuern Gesetzgebungen jenen Uebeln abgeholfen. Die Völker deutscher Abkunft kannten ursprünglich die Hypotheken gar nicht. Ueberhaupt beruheten Eigenthums-Uebertragungen an

Grundstücken auf Gunst oder Bewilligung des Richters, auf gerichtlicher Auflastung der Lehn, oder des Eigenthumsrechts von Seiten des Veräußernden und auf gerichtlicher Lehns- oder Erbreichung an den Erwerbenden. Sollte eine Schuldforderung durch ein dingliches Recht an einem Grundstücke gesichert werden, so schloß man einen Wiederkauf und der Gläubiger erhielt Eigenthum und Besitz, wenn auch nur auf gewisse Zeit oder unter der Bedingung der Rückgabe nach erfolgter Zahlung. Wollte der Gläubiger sich nicht mit dem Besitze und der Bewirthschaftung des Grundstücks befassen, oder beabsichtigte er gar nicht oder nicht sobald eine Aufkündigung des Capitals, so schloß man lösliche oder unablösliche Rentenkäufe und gestand, vorausgesetzt, daß diese Käufe obrigkeitlich bestätigt waren, dem Käufer ein dingliches Recht zu. Selbst nach Einführung der fremden Rechte wurden lange Zeit hindurch diese Arten der Credit-Geschäfte dem römischen Hypotheken-Vertrage vorgezogen, theils weil die kanonisch-päpstlichen Rechte sich fortwährend bei Darlehnen gegen die Zinsen erklärten, die Rentenkäufe aber von der Kirche in Schutz genommen wurden und der wiederkäufliche Besitzer in der Regel die Nutzungen ohne Rechnungs-Ablegung innebehielt, theils weil der Gläubiger in dem gerichtlich bestätigten Rentenkaufe und bei Wiederkäufen in der Lehn- oder Erbreichung und dem ihm dadurch sogleich übertragenen Eigenthumsrechte und Besitze weit mehr Sicherheit fand. Als aber das römische Recht immer mehr alle deutsche Rechts-Institute verdrängte, als die vermehrte Menge des baaren Geldes die Folge hatte, daß der bedürftige Grundstücksbesitzer Darlehne erhalten konnte, ohne zu einer, wenn auch nur zeitmäßigen, Veräußerung des Eigenthums und Besitzes zu schreiten, als man bei dem offenen Darlehnvertrage über eine mäßige Verzinsung Schwierigkeiten zu machen, vielmehr auf die wucherlichen Zinsen bei Wiederkäufen Rentenkäufen und andern bemäntelten Darlehnen aufmerksamer wurde und wiederkäufliche Besitzer zur Rechnungs-Ablegung über die Nutzung und Herausgabe des, die geduldeten Zinsen übersteigenden, eben so wie die Rentenkäufer anzuhalten anfing, — da wurde der römische Hypothekenvertrag auch unter den Völkern deutscher Abkunft und deutscher Rechtsgewohnheit immer gemeiner. Allein es entstanden bei dessen Annahme vielfache Abweichungen, so daß nicht nur einzelne deutsche Länder, sondern auch einzelne Städte ein unter sich verschiedenes Hypothekenrecht durch Gesetze, Statuten und Gewohnheiten sich bildeten. An manchen Orten folgte man nämlich 1) unverändert den Vorschriften des römischen Rechts. Dagegen ging man 2) an andern davon aus, daß, gleichwie das Eigenthum an Grundstücken nach deutscher Sitte nur durch richterliche Mitwirkung übertragen werden könne, eben so auch nur durch Gunst oder Bewilligung (Consens) des Richters, unter dessen Gerichtsbarkeit das Grundstück gehört, dem Gläubiger das Hypothekenrecht ertheilt werden könne. Endlich war man 3) an noch andern Orten so inkonsequent, jene rein römischen und diese modifizirte deutsch-römischen Hypotheken zugleich gelten lassen, wo man jedoch sodann gewöhnlich den letztern den Vorzug, selbst vor dem öffentlichen Unterpfandsrechte des römischen Rechts, zugestand. — Schon längst hat man sich überzeugt, daß nur auf dem unter 2) bemerkten Wege, nämlich durch die Einrichtung, daß ausschließlich unter Autorität des Richters, unter welchem das Grundstück gelegen, dessen ausdrückliche Verpfändung gestattet sey, Sicherheit des Grundeigenthums selbst, und der darauf zu kontrahirenden Creditgeschäfte zu erreichen sey. Eine der ersten Gesetzgebungen, welche dieses unzweideutig aussprach, welche den, ohne obrigkeitliche Consense, oder, bei unbezahlten Kaufgeldern, ohne obrigkeitliche Hypotheken-Annotation auf Grundstücke gelegten bloßen Conventional-Hypotheken gegen den dritten Besitzer, so wie gegen andere Pfand- oder Handschriftsgläubiger, alle Wirkung

abſprach, war die kurſächſiſche. Die neuere königl. Geſetzgebung zeichnet ſich durch die, bei den Hypothekenbüchern (d. h. bei den von jeder Gerichtsobrigkeit über alle, unter ihrer Gerichtsbarkeit gelegenen Grundſtücke zu haltenden tabellariſchen Verzeichniſſe der in der vorgeſchriebenen Form zur Eintragung gebrachten Hypotheken) eingeführte ſtrenge Ordnung vortheilhaft aus und macht das Weſen einer gültigen Hypothek von der legalen Eintragung derſelben in dieſe Bücher abhängig. Eine ähnliche gute Ordnung beſteht ſeit geraumer Zeit im Oeſtreichiſchen, wo die Hypotheken bei der kompetenten Behörde intabulirt werden müſſen, ſo wie in den mehreſten, gegenwärtig zum deutſchen Bunde gehörigen Staaten. Doch giebt es noch Orte und Ländchen, wo Eigenſinn oder Indolenz die bloßen Conventional-Hypotheken noch bis jetzt dulden. Die gleichförmige Hypothekenverfaſſung in ſämmtlichen deutſchen Bundesſtaaten gehört eben ſo, wie eine gleichförmige Münzverfaſſung, unter die Gegenſtände, welche jeder deutſche Vaterlandsfreund von der Bundesverſammlung mit Erfolg in Berathung gezogen ſehen wünſcht. — Möchte man aber in Zukunft überall vermeiden, dem Hypothekenweſen eine Einrichtung zu geben, wodurch auf den vereinigten Credit von größern oder kleinern Grundſtücksbeſitzern Papiere, ähnlich den, aus einer Hand in die andre gehenden Staatspapieren, oder ähnlich den, auf ſchnelle Diskontirung und andere kaufmänniſche Zwecke berechneten Kaufmanns-Wechſeln und Bank-Papieren kreirt werden. Selbſt das, bei ſeiner erſten Einführung in Schleſien (im Jahr 1770) allerdings wohlthätige, in den mehrſten königl. preußiſchen Landen vorkommende Syſtem der Pfandbriefe iſt dieſem Tadel unterworfen. In der unglücklichen Periode vom Jahr 1806 bis 1813 haben Mäkler und Spekulanten ſich auf Koſten vieler preußiſcher Gutsbeſitzer und ihrer Gläubiger bereichert, während in andern, gleichen unglücklichen Zeitumſtänden unterworfen geweſenen Ländern, Pfandgläubiger und Pfandſchuldner, als Individuen, unter immerwährender, bei jedem Pfands- und Ceſſionsgeſchäfte, ſo wie bei jeder Aufkündigung und ausklagender vorkommender obrigkeitlicher Controle und Aufſicht einander gegenüber ſtanden, etwas Aehnliches nicht ſtatt gefunden hat. — Es iſt ſchon oben erwähnt worden, daß nach römiſchen und andern poſitiven Rechten Fälle giebt, wo die Verpfändung ſtillſchweigend als geſchehen angenommen wird. Die ſtillſchweigenden Hypotheken entſtanden bei den Römern in folgender Ordnung: 1) Ein römiſcher Prätor, wahrſcheinlich der zu Zeiten Cicero's lebende Servius Sulpicius, hatte in ſeinem Edikte dem Beſitzer eines Grundſtücks gegen dem Pachter, welcher ſeine in das erpachtete Grundſtück eingebrachten Effekten zur Sicherheit des Pachtgeldes ausdrücklich verpfändet hatte, ein Klagerecht zugeſtanden. Dieſer Verpfändungsvertrag wurde ſowohl bei Verpachtung von Landgütern, als auch bei Vermiethung ſtädtiſcher Grundſtücke, ſo gewöhnlich daß man ihn endlich bei jedem Pacht- und Miethekontrakte ſtillſchweigend vorausſetzte. 2) Nach dem Muſter dieſer älteſten ſtillſchweigenden Specialhypotheken des Verpachters und Vermiethers gab der Kaiſer Markus Aurelius Antoninus (zwiſchen 169 und 176 n. Chr.) demjenigen, welcher zu Wiederherſtellung von Gebäuden geborgt hatte, ein ſtillſchweigendes Unterpfandsrecht an dieſen Gebäuden. 3) Der Kaiſer Septimus Severus (wahrſcheinlich zugleich mit Antoninus Carakalla) gab dem Fiskus ein ſtillſchweigendes Unterpfandsrecht (wahrſcheinlich zwiſchen 198 u. 211 n. Chr.), welches ſpäterhin vielfach ausgebildet wurde. Es erſtreckte ſich (wenn auch nicht mit gleichen Vorrechten) auf alle Güter desjenigen, welcher wegen Abgaben, geführter Adminiſtrationen oder aus andern Contrakten dem Fiskus etwas ſchuldig worden war. 4) Dieſelben Kaiſer gaben den Unmündigen eine Spezialhypothek an den von ihrem Gelde erkauften Sachen. 5) Conſtantin der Große aber ertheilte den Unmündigen eine ſtillſchweigende General-Hypo-

thek an dem Vermögen der Vormünder (im J. 312 n. Chr.). Aehnliche General-Hypotheken erhielten 6) von Valentinian, Theodosius und Arkadius (390 n. Chr.) die Kinder an das Vermögen des Stiefvaters, 7) von Leo und Anthemius (469 n. Chr.) die Kinder an dem Vermögen der zur zweiten Ehe schreitenden Mutter wegen der lucrorum nuptialium, 8) von Justinian (523 n. Chr.) die Kinder an dem Vermögen des Vaters, wegen des mütterlichen Vermögens und der lucrorum nuptialium, 9) von Ebendemselben (529 n. Chr.) die Legatare und Fidekommissare, an dem Vermögen des Erblassers, 10) von Ebendemselben 529, 530 n. Chr.) die Ehefrau, theils an den Dotalsachen selbst, theils wegen Rückgabe des Heirathsguts und wegen der, außerdem an den Ehemann gelangten ausstehenden Kapitale an dem ganzen Vermögen des Ehemanns, 11) von Ebendemselben 530 n. Chr.) der Ehemann, wegen des Heirathsguts, an dem Vermögen desjenigen, welcher dasselbe zu geben versprochen hat. — Es war nicht genug, daß bei Aufnahme des römischen Rechts in Deutschland diese sämmtlichen stillschweigenden Hypotheken mit aufgenommen wurden. Man vermehrte dieselben auch noch durch eine fehlerhafte, in der Folge jedoch bald da, bald dort, durch Gesetze und Statuten bestätigte Praxis. Hierin lag eine Hauptquelle der Verwickelung und langen Dauer der Concurse. Auch trugen echte und unechte stillschweigende Hypotheken ungemein viel dazu bei, den Credit zu zerstören, die sichersten Geschäfte unzuverläßig zu machen und die vorsichtigsten Käufer und Gläubiger, mit Beifall der Rechte, oft auch durch betrügliche, aber nicht abzuwendende, Unternehmungen der stillschweigenden Pfandgläubiger (besonders der, ihr eingebrachtes Vermögen zurückfordernden Ehefrauen) und der Schuldner selbst, um ihr Vermögen zu bringen. Laut erhob sich daher seit Jahrhunderten die allgemeine Stimme gegen die stillschweigenden Hypotheken. In Kursachsen erklärte man im Jahr 1724 gesetzlich ihre Abschaffung. Allein sehr bald stellte man sie wieder her, aus dem, allerdings wahren Grunde, daß dem Fiskus, frommen Stiftungen, Ehefrauen, Unmündigen und denselben gleich zu achtenden Personen, den Kindern wegen des Muttertheils und andern, in väterlicher Administration befindlichen Vermögens durch gesetzlich vorgeschriebene ausdrückliche Sicherheitsbestellungen bei weitem nicht so gut, als durch das stillschweigende Unterpfandsrecht, Schutz zu Theil werde. Die neue preußische Gesetzgebung enthält Modifikationen, welche das stillschweigende Unterpfandsrecht minder nachtheilig für das allgemeine Beste machen, aber freilich auch den dadurch beabsichtigten Zweck großen Theils zerstören. Noch ist es Problem für den praktischen Gesetzgeber, in diesem Punkte, wo beide Extreme nothwendig vermieden werden müssen, unter den mannigfachen sich darbietenden Mittelwege den richtigen zu wählen. — Alle und jede Arten des Pfandrechts berechtigen den Gläubiger in der Regel zu dem Antrage auf Veräußerung des verpfändeten Gegenstandes zum Behuf der, aus dem Kaufgelde zu erlangenden Befriedigung. Diese Veräußerung muß in der gesetzlich vorgeschriebenen Art und nach den mehresten neuern Gesetzgebungen an den Meistbietenden geschehen. Haben mehrere Pfandgläubiger Anspruch an das Kaufgeld, und reicht es überhaupt nicht, oder doch das, davon sogleich vorhandene nicht zu aller Befriedigung zu, so entsteht ein Concurs der Pfandgläubiger, welcher leicht in einem allgemeinen Concurs zu dem Vermögen des Schuldners (s. d. A. Concurs) übergeht. Unter mehreren Pfandgläubigern geht in der Regel der ältere dem jüngern vor. Doch haben die römischen Rechte und neuere Gesetzgebungen von dieser Regel mancherlei Ausnahmen gemacht, besonders zum Vortheile gewisser privilegirter Gläubiger, unter welche, nach dem römischen Rechte, vorzüglich der Fiskus in gewisser, durch die Gesetze näher bestimmter Art und die Ehefrauen wegen ihres Heirathsguts gehören. Außerdem verdient vorzüglich das Vorzugsrecht der

Hypothek wegen unbezahlter Kaufgelder und überhaupt der Fall bemerkt zu werden, da der Schuldner ein Grundstück mit solchen Hypotheken an sich bringt, welche bei der Akquisition selbst, oder schon vorher, entstanden sind. — Nicht selten kam, besonders in ältern Zeiten, bei dem Pfandrechte der antichretische Vertrag vor, vermöge dessen der Gläubiger die Nutzungen der verpfändeten, zu diesem Behufe ihm übergebenen Sache statt der Zinsen sich zuzueignen berechtigt wird, welches Recht jedoch durch die Wuchergesetze auf den Betrag der gesetzlichen Zinsen zurückgeführt wird, es sey denn, daß der Ertrag der Nutzungen ungewiß und ein bedeutender Ueberschuß nicht wahrscheinlich sey. — Bei Constituirung eines Pfandrechts ist der kommissorische Vertrag (nach welchem, wenn die Schuld binnen einer gewissen Zeit nicht bezahlt wird, das Pfand, oder das hypothekirte Grundstück, dem Gläubiger verfallen seyn soll), als wucherlich, durch die römischen und kanonischen Rechte und alle neuern Gesetzgebungen ganz verboten und mit Recht wird dieses Verbot auch auf Wiederkäufe und andere Geschäfte angewendet, wenn sie den Pfandvertrag oder überhaupt ein Creditgeschäft bemänteln. — Jedes Pfandrecht erlischt durch eine, zu Recht beständige (daher besonders bei Ehefrauen manchen gesetzlichen Erfordernissen unterworfene), ausdrückliche, oder stillschweigende Entsagung, so wie — auch ohne dieselbe — durch Aufhebung der Hauptverbindlichkeit. Man irrt daher, wenn man glaubt, daß eine Hypothek noch an einen Dritten cedirt und abgetreten werden könne, wenn der Schuldner selbst schon vorher gezahlt hatte, oder wenn dieses von dem Dritten geschehen war, ohne sich die Cession bedungen zu haben. S. Westphal's Erl. d. röm. Gesetze v. Pandr. Leipz. 1770. F. A. Meißners Lehre v. stillschw. Pfandr. Leipz. 1803. — Bemerkenswerth ist das in einigen preußischen Provinzen eingeführte System der in Cirkulation gesetzten Pfandbriefe, wodurch der Credit der Gutsbesitzer eine überaus feste Stütze erhalten hat; über ihren Nachtheil haben wir uns oben schon ausgesprochen. S. d. Art. Creditsystem, Hypothekarische Creditinstitute.

Pfandhaus, s. Lombard.

Pfändung heißt die eigenmächtige Ergreifung eines fremden Eigenthums, um mich entweder in meinem Besitzthume oder in meiner Gerechtsame, die durch den Eigenthümer des Ergriffenen gefährdet wurde, zu sichern, oder ein Unterpfand des Ersatzes für einen schon wirklich zugefügten Schaden zu haben. Das deutsche Recht, was zwar eine dergleichen Selbsthülfe überhaupt verbietet, hat einige Fälle ausgenommen, wo sie gestattet ist. Nach ihm steht es mir zu, die Sache eines Andern wegzunehmen, der entweder mir einen Schaden an meinem Besitzstande zufügt, oder mich in der Ausübung und dem Genusse meiner Gerechtsame auf meinem Grund und Boden stört. So darf man das fremde Vieh in Gewahrsam nehmen, das unsern Landfrüchten Schaden zufügt. — Um eine Sache pfänden zu können, finden folgende Bedingungen statt: die Pfändung muß unmittelbar auf frischer That und innerhalb der Grenzen des beschädigten Grundstücks geschehen: es ist nicht erlaubt, den Thäter auf fremdes Eigenthum zu verfolgen und ihm dort das Vieh oder seine Geräthschaften wegzunehmen. Man darf keine Gewaltthätigkeit anwenden, die gepfändete Sache nicht beschädigen, und auch nicht mehr pfänden, als etwa der Schaden beträgt. Keine Pfändung kann statt finden, wenn das beschädigte Besitzthum das Objekt eines Rechtsstreites ist. Auch ist es verboten, Posten und Stafetten zu pfänden. Der Gepfändete muß entweder den Schaden ersetzen und das Pfand auslösen, oder der Pfänder hat das Recht, das Pfand gerichtlich verkaufen zu lassen, wo dann entweder nach Abzug aller Kosten dem Gepfändeten den Ueberschuß übermacht, oder ihm von Gerichtswegen auferlegt wird, wenn das Pfand den Schaden nicht deckte, das Mangelnde zu zahlen. Unerlaubt ist die Schutzpfändung, d. h. dem Pfän-

der ein Eigenthum fortzunehmen, um ihn zu zwingen, das Pfand herauszugeben oder sich schadlos zu halten.

Pfeffel (Gottlieb Conr.), der sich einen Namen durch seine Fabeln und Epigramme erworben, war 1736 zu Colmar im Elsaß geboren. Durch den frühen Tod seines Vaters fiel die Bürde seiner Erziehung allein der Mutter anheim, welche diese Pflicht mit Umsicht erfüllte. 1759 besuchte er das Gymnasium seiner Vaterstadt; seine Vorbereitungsstudien machte er unter der Anleitung eines Anverwandten, des Superintendenten Sander in Künderingen. In seinem 15. J. bezog er die Universität zu Halle u. widmete sich der Jurisprudenz. Auf seine von Natur schwachen Augen hatte die dortige Luft einen nachtheiligen Einfluß, so daß er mit einer langwierigen Augenkrankheit Halle verließ und sich zu seinem Bruder nach Dresden begab. 1754 kehrte er in seine Heimath zurück und verlor 3 Jahre darauf sein Gesicht gänzlich. Seine Geistesstärke, seine Heiterkeit und eine glückliche Ehe versüßten ihm 50 Jahre hindurch diese trübe Lage. Selbst der Verlust des edelsten und reichsten Sinnes hinderte ihn nicht, sich einen Wirkungskreis zu schaffen. Er kehrte zur Poesie, der Freundin seiner Jugend, zurück. 1760 gab er eine Sammlung seiner Gedichte heraus, die schon früher ohne sein Wissen in dem Sammler, einer Straßburger Wochenschrift, erschienen waren. Sie erregte Aufmerksamkeit, und Pfeffel ward 1763 hessendarmstädtischer Hofrath. 1773 errichtete er unter dem Namen einer Kriegsschule zu Colmar ein akademisches Erziehungsinstitut für Protestanten. Viele treffliche Zöglinge verdankten dieser Anstalt ihre Bildung, bis sie in der Revolution aufgehoben wurde. Seitdem beschäftigte er sich mit literärischen Arbeiten. 1777 ward er als Mitglied in die helvetische Gesellschaft aufgenommen, 1782 Bürger von Biel, 1783 Mitglied des großen Raths dieser Stadt, 1788 Ehrenmitglied der Akademie zu Berlin und 1803 Präsident des neuerrichteten Consisteriums zu Colmar. Er starb den 1. Mai 1809. Als Schriftsteller zeichnete er sich durch naiven Witz, heitere Laune, wahre Empfindung und Lebensphilosophie aus. Seine Fabeln, Erzählungen und Epigramme sind klassisch, weniger seine Lustspiele nach französischen Mustern; als Mensch gewann er sich die höchste Achtung durch sein wohlwollendes Herz und seinen festen, ungeschminkten Charakter.

Pfeffersbad, eine berühmte Heilquelle im schweizer. Canton St. Gallen in der Landschaft Sarganz. In einer so engen, von so hohen und steilen Felsen eingeschlossenen Schlucht, daß die Sonne in den längsten Tagen nur von elf bis drei Uhr den Boden erreicht, und daß man durch Sprengen der Felsen hat Raum gewinnen müssen, liegen die Badehäuser, zu welchen das Wasser der Heilquelle durch Röhren geleitet wird. Diese Quelle selbst, welche nur im Sommer fließt, entspringt in der furchtbarsten Felsspalte, welche vielleicht irgendwo die Natur gebildet. In der Tiefe brauset der wüthende Tamin; an den breitesten Stellen ist die Schlucht kaum 30—40 F. breit, und oben, in einer Höhe von 2 bis 300 F., schließen sich die Felsen gänzlich. In dieser schaudervollen Höhle führt ein 6—700 F. langer hölzerner Steg, 30—40 F, über dem Flusse schwebend, nach der Seitenhöhle, aus welcher die Quelle strömt und wohin ehemals die Kranken mit Lebensgefahr kletterten, um dort sieben Tage und Nächte lang im Wasser zu verweilen. Erst im 17ten Jahrhundert wurde das Wasser durch Röhren nach den Badehäusern geleitet und die jetzige Einrichtung wurde erst 1716 vollendet. Das Wasser, krystallhell und geschmacklos, hat 23 bis 30° Wärme, und die Kranken verweilen 2 bis 10 Stunden darin.

Pfeifer-Gericht, eine Feierlichkeit in Frankfurt a. M., welche sonst kurz vor der Herbstmesse statt fand. Die Abgeordneten der Städte Nürnberg, Worms und Bamberg zogen mit vorangehenden Pfeifern zu dem Reichsschult-

heiße, als kaiserl. Oberzolleinnehmer, dem sie, aus Dankbarkeit für die Zollfreiheit in Frankfurt, einen hölzernen Becher mit Pfeffer, ein Paar Handschuhe, ein Stäbchen und einen Räderalbus überreichten.

Pferd, Equus, ein Säugethier, dessen Genus sich durch seine ungespaltenen Hufe auszeichnet und von Linné unter die Belluae gerechnet wird. Man bemerkt in jedem Kiefer sechs Vorderzähne, kleine Hundszähne, kleine Hörner, eine Mähne und behaarten Schwanz. Das Pferd, mit einem rundum behaarten Schweife, ist davon das nützlichste Thier. Wild scheint es nicht mehr vorzukommen, obgleich noch verwildert in der Mongolei und in Südamerika. Als Hausthier wird das Pferd in der ganzen Welt gezogen und manche Nationen treiben diese Zucht so weit, daß sie, wie die Kosaken rc., ganz beritten sind, auch vom Fleische und der Milch dieser Thiere, wie die Tataren, leben. Selbst für die kultivirten Nationen ist es unentbehrlich. Von dem zahmen Pferde — was sich darin von allen andern Thieren unterscheidet, daß es in seinem Hausthierzustande schöner und kräftiger wird, dahingegen alle übrigen Hausthiere als solche verlieren — giebt es mehrere Racen, wovon die arabische Zucht die edelste ist. Die Beduinen nennen sie (s. Fundgruben des Orients) Kohlan oder Köchlan (Niebuhr), was die Schwärze ihrer Augen bedeutet. Rosetti, Konsul in Aegypten, berichtet: die edelsten Pferde stammen aus Nedschd im mittlern Theile des nördlichen Arabiens; man theilt sie in 5 Hauptracen, deren edelste Saklavi heiße. Stammtafeln führen nach demselben die Araber nicht über ihre Pferde, wohl aber die Türken in Mesopotamien. Die gewöhnlichste Farbe der arabischen Pferde ist braun und weiß, ihre Schweife aber färbt man dauerhaft roth. Sie sind sehr gelehrig und lassen, wenn sie verkauft werden, den Käufer nur an sich, wenn der Verkäufer sie mit Salz und Brot übergeben hat. Der Stamm Ravalla hat die schönsten Pferde. Von dieser Race stammt die barbarische mit kleinem Kopfe und schlankem Leibe, die spanische mit großem Kopfe und stolzem Gange, die neapolitanische mit Ramskopfe und boshaftem Sinn. Die englische ist ein Bastard von Arabern und englischen Landpferden. Plump ist die französische. Groß, dauerhaft und stark die dänische und deutsche mit ihren Unterarten: der Holsteiner, Brabanter, Meklenburger, Ostfriesländer. Die polnische, ungarische und zum Theil die russische tragen Spuren arabischer Abkunft. Zum Pferdegeschlecht gehört ferner der Esel, in Asien wild lebend; er gibt mit der Stutte das Maulthier, so wie der Hengst mit der Eselin den seltnern, kleinern Maulesel. Ueberdieß lebt das Zebra, heerdenweis in Afrika, es trägt braune Streifen, und der Gurmele, in Südamerika ist die einzige Art des Pferdegeschlechts mit gespaltenen Klauen.

Pfingsten (von dem Griech. Πεντεκοστε) heißt das auf den 50. Tag nach Ostern fallende und daher bewegliche Fest der Ausgießung des heil. Geistes über die Jünger Jesu; das Fest der Gründung der christl. Religion. Es ward schon im 3. Jahrh. in der christl. Kirche gefeiert.

Pfinzing (Melchior), s. Theuerdank.

Pflanzen, Gewächse, sind organische Wesen, die sich von den Thieren durch die Unfähigkeit willkührlicher Bewegung, durch die Wurzeln, womit sie den Nahrungssaft einsaugen, durch die Veränderlichkeit ihrer Gestalt und durch den einfachern, innern Bau merklich unterscheiden. Die Haupttheile der Pflanzen sind die Ernährungs- und Fortpflanzungswerkzeuge. Jene sind die Wurzeln und die Blätter. Mit den letzten ziehen sie, so wie mit der ganzen Oberfläche, Nahrungstheile aus der Luft ein. Die untere Seite der Blätter dient zur Absonderung. Einige, offenbar zu den Pflanzen gehörige Wesen, wie Tremella Nostok und die Trüffeln, scheinen weder der Blätter, noch der Wurzeln zu bedürfen. Das Hauptnahrungsmittel der Pflanzen ist Wasser. Einige können bloß damit erhalten werden;

Andere bedürfen auch salzige und erdige Theile. Auch hat das Licht, und besonders die Elektricität, großen Einfluß auf das Gedeihen der Pflanzen. Daher die Gewitter so fruchtbar sind. Die Haupttheile der Pflanzen sind die Wurzeln und die Blätterkrone. Stamm, Stengel und Halme können nur als Fortsetzungen der Wurzeln betrachtet werden. Außerdem unterscheidet man an einigen Pflanzen den innern weichen Theil, das Mark, ferner das Holz, dann den gefäßreichen Splint, der vorzüglich zur Verbreitung des Nahrungssaftes dient, die Rinde, die Blätter, die Blumen, als die Behälter der Befruchtungswerkzeuge, die man in die männlichen und weiblichen theilt. Sie finden sich entweder in einer Blume, wie bei den Tulpen, wo die Messerchen als die männlichen, um den dicken Stempel, als den weiblichen Theil, herumstehen; oder in verschiedenen Blumen, wie bei den Gurken, oder auf zwei verschiedenen Pflanzen, wie bei dem Spargel. Einige Pflanzen zeigen eine Art von Lebenskraft in ihrer Empfindlichkeit, wenn sie berührt werden, wie die Mimosa pudica, Diouaea muscipula (s. Mimosa). In den nördlichen Gegenden gerathen die meisten Pflanzen in eine Art von Winterschlaf, der sich durch ihre Entblätterung ankündigt. Die Fortpflanzung der Pflanzen geschieht durch Samen, durch Zweige, die Wurzeln ziehen, wenn sie die Erde berühren, und durch die Augen, mit denen die Zwiebeln große Aehnlichkeit haben, und welche sogar wie der Same aufgehen, wenn sie mit Sorgfalt gesäet werden. Daher die Veredlung durch Pfropfen, Okuliren, Copuliren, Ablaktiren, Pilzen ꝛc. Die Befruchtungswerkzeuge der Blumen sind 1) der Fruchtboden, darin der Same sich bildet; 2) die weiblichen Theilen oder der Staubweg, die mehrentheils in der Mitte stehen und aus dem Fruchtknoten, dem Griffel und der Narbe bestehen. Um diese herum befinden sich die männlichen Theile, oder die Staubfäden. Pflanze, bei den die Zeugungstheile sichtbar sind, heißen Phanerogamen; die entgegengesetzten aber Cryptogamen (s. diesen Artikel). Diese bestehen 1) aus dem Faden, und 2) aus dem darauf ruhenden Staubbeutel. Aus den Staubbeuteln fällt der kugelichte Blumenstaub in die weibliche Narbe. Die Kügelchen scheinen darin zu platzen, und den befruchtenden Dunst bis in den Fruchtboden zur Entwickelung der neuen Keime zu verbreiten. Die Menge fliegender Insekten thun hierbei wesentliche Dienste, indem sie als Beförderungsmittel der Befruchtung der Pflanzen betrachtet werden können, und sind wahrscheinlich auch, indem sie den Staub von den Blumen ähnlicher Gattungen auf die andern tragen, Beförderer der unendlichen Spielarten im Pflanzenreiche. Einige Blumen stehen in einem Blumenkelche, wie die Rosen; andern, wie dem Liliengeschlechte, fehlt derselbe. Einige Blumen haben ein sogenanntes Nectarium, Honigbehältniß, wie das Veilchen, der Rittersporn u. a. Unter den Blumen ist eine außerordentliche Verschiedenheit. Man theilt sie: 1) in einfache Blumen, a) kreuzförmige, wie bei den Kohlarten und Levkojen; b) Schmetterlingsblumen, wie bei den Erbsen; c) rachenförmige Blumen, wie bei der Brennnessel; d) Dolden- oder Schirmblumen, wie bei dem Anis; 2) in zusammengesetzte, worin mehrere kleine Blumen auf einem gemeinschaftlichen Fruchtboden, innerhalb eines gemeinschaftlichen Blumenkelchs befindlich sind, wie bei dem Aster. Diese Classe liefert eine unendliche Verschiedenheit. Wenn die Blumen zu viele Nahrung bekommen, so verwachsen bei einigen die Staubfäden und Beutel in Blumenblätter, und werden alsdann gefüllt. Auch sind sie noch andern Ausartungen unterworfen. Die Verschiedenheit der Pflanzen macht es sehr schwer, ein Eintheilungsprinzip zu entdecken, nachwelchem sie nach bestimmten Merkmalen, in Gattungen und Arten sich eintheilen ließen. Das scharfsinnigste System ist das Linnéische. Die Eintheilungsprincipe sind: 1) die Befruchtungs-

werkzeuge, nach welchen sie Monogamien, oder Polygamien. Monandrien, Polyandrien ꝛc. sind. 2) Nachdem die Befruchtungstheile zusammen auf einen Stengel stehen, oder in verschiedenen Pflanzen getrennt sind. Menöcien, Diöcien. Die Naturgeschichte vieler Pflanzen, z. B. der einfachsten Aftermoose, die bloß im Wasser gedeihen, der Tremellen, Ulven, Conferven, imgleichen der Pilze, Pfifferlinge, Trüffeln ꝛc. ist bei weitem noch nicht aufgeklärt genug. Vrgl. den Art. Botanik. S. Blumenbachs Naturgeschichte. Sprengels Anleitung zur Kenntniß der Gewächse. Halle. Die Pflanzen in ihren mythol., religiös., bürgerl., sinnbildl., abergl., sprichw., literär., ästhet. und geschichtlichen Beziehungen. V. d. Frau v. Genlis, übers. und verm. von Dr. Stang, Bamb. 1813. 2 Thle.

Pflanzenreich. Man theilt den Erdball in 17 Regionen, deren jede von der andern, rücksichtlich der Pflanzenmenge die sie bevölkert, verschieden ist. Von diesen 17 Regionen macht Europa nur eine halbe aus. Die Zahl der bekannten europäischen Pflanzen beträgt wenigstens 10.000. Indeß sind die Vegetabilien Dalmatiens, Rußlands, Spaniens, der europäischen Türkei u. s. w. bei weitem am wenigsten untersucht. Das vollständigste Pflanzen-Verzeichniß, das wir bis jetzt haben, ist das von Persoon. Es enthält die Namen von 21.000 Pflanzen. Darin sind aber noch nicht die Namen von Kryptogamen begriffen, deren man ebenfalls bei 6000 kennt; noch weniger die, welche seit 1806, da Persoon's Verzeichniß erschien, neu entdeckt und in den Schriften von Humboldt, Pursh u. A. beschrieben sind. Nur aus Neuholland gab Brown über 2000 neue Arten an. Noch ist der ungeheure Raum des Innern von Afrika oder Südamerika nicht erforscht. Am besten ist jetzt unstreitig das Pflanzenreich Europas untersucht. Ueberhaupt hat die Pflanzenkunde seit Linné ungemeine Fortschritte gemacht. Nach von Humboldt haben Griechen und Römer nur 1400 Pflanzen beschrieben. Linné beschrieb im J. 1763 an 7500 Arten; Murray im J. 1784 an 9000 Arten; Persoon im J. 1806 an 27.000 Arten. Nach Rob. Brown beträgt die Zahl der jetzt bekannten Pflanzen 37.000; nach v. Humboldt: 44.000. Hiervon sind 6000 geschlechtlos, wie Pilze, Flechten u. s. w. Von den übrigen 38.000 Arten finden sich 7000 in Europa, ohne die, welche es mit der andern Hälfte seiner Region gemein hat; in den gemäßigten Theilen Asiens 1500; im Aequinoktialasien und den benachbarten Inseln 4500; in Afrika 3000; in den gemäßigten Gegenden Amerikas 4000; im Aequinoktialamerika 13.000; in Neuholland und den Südseeinseln 5000. Vergl. Dekandolle über die Gesammtzahl der Pflanzen auf dem Erdball. Hierdurch ist in der Naturgeschichte die Thatsache begründet, daß weit mehr Gattungen der Pflanzen die äußerste Hitze, als heftige Kälte vertragen. In den verschiedenen Abstufungen der Pflanzenwelt von den polarischen nach den äquatorialischen Gegenden spricht sich an jeder Stelle der fortschreitende Gang aus. (Die einzige Ausnahme von der allgemeinen Regel ist die der Moose, die in allen Klimaten gefunden werden und von beiden Extremen gleich unangreifbar sind.) Daher nehmen die Varietäten einheimischer Pflanzen im Verhältniß der Nähe am Aequator zu. In den Ländern, welche dem Pole am nächsten sind, wie Spitzbergen und Grönland, beträgt die Zahl der Gattungen nicht über 30; allein sie wächst stufenweise: denn man zählt in Lappland 534, in Island 553, in Schweden 1300, im Mittelpunkte von Europa 2000, in Piemont 2800, in Jamaika 4000. Doch muß man sich dabei erinnern, daß Höhe einen größeren Wechsel hervorbringt, als Breite; denn man hat gefunden, daß eine Höhe von 4—5000 Yards in den heißesten Theilen der Erde größeren Temperaturwechsel bewirkt, als 5000 Meilen Ferne vom Aequator. Eine ebenfalls merkwürdige, von Humboldt ausgemittelte Thatsache ist, daß in Südamerika Pflanzen zu einer Höhe von 1800 Yards über die Erhöhung

hinaus wachsen, wo auf den Alpen und Pyrenäen der Pflanzenwuchs aufhört. Das neueste Prachtwerk, welches der Wissenschaft Gewinn gebracht hat: Nova genera et species plantar., quas in peregrinat. orbis novi colleger. Amat. Bonpland et Alex. de Humboldt. Ex schedis autogr Bonplandi in ord. digessit C. S. Kunth. Par. T. 1. 1815. T. 2. 1817 fol. mit 120 schön ausgem. Kpf., und Decandolle: Regni vegetab. Syst. naturale I. Par. 1818.

Pflanzen-Anatomie ist die Lehre von dem Baue der einfachsten Organe (Elementarorgane), und von den qualitativ und quantitativ verschiedenen Zusammensetzungen und Verbindungen derselben (anatomische Systeme äußere Organe, innere Organe). Elementorgane der Pflanzen nennt man die einfachsten, aus keinen andern Organen, wohl aber aus organischen Bestandtheilen zusammengesetzten Organe, welche die höheren Organe der Pflanzen bilden. (Zellen, Spiralgefäße, lymphatische Gefäße, Poren). Anatomische Systeme der Pflanzen heißen die einfachsten Zusammensetzungen derselben oder unter sich verwandter Elementarorgane, wenn diese Zusammensetzungen unter sich einen physiologischen Gegensatz bilden (Zellenformation, Spiralgefäßformation). Aeußere Organe der Pflanzen entstehen durch die mit verschiedenen äußern Gestaltungen verbundenen verschiedenen Vereinigungen aller einer bestimmten Pflanze eigenthümlichen Elementarorgane und anatomischen Systeme; sie drücken sich also mehr quantitativ (im Aeußern), als qualitativ (im Innern) aus, und bilden gleichfalls unter sich physiologische Gegensätze (Wurzel, Stengel, Blatt, Ranke, Ast, Corolla, Stammen, Pistill, Nectarium, Samen, Rostellum, Plumula, Knospe, Zwiebel ꝛc.). Innere Organe der Pflanzen sind die nicht in äußern Gestaltungen erkennbaren, verschiedenen Vereinigungen der Elementarorgane der Pflanze, welche sich also mehr qualitativ, im Innern, als quantitativ, im Aeußern, ausdrücken, und ebenfalls unter sich physiologische Gegensätze darstellen. Sie werden erst mit der höheren Ausbildung der Pflanze hervorgerufen, erscheinen daher nicht bei den Monokotyledonen, bei den krautartigen Pflanzen nur selten im höhern Alter, und eigenthümlich nur bei den dikotyledonischen Sträuchen und Bäumen. Sie können daher auch als höhere Potenz der anatomischen Systeme betrachtet werden, wie denn auch diese die Grundlage jener sind (Rindenkörper, Holzkörper, Bast, Markstrahlen). Wo alle einer bestimmten Pflanze zukommenden Elementarorgane und anatomischen Systeme vereinigt sind, da ist die ganze Pflanze, in anatomisch-physiologischem Sinne, potentia vorhanden. Ein anatomisches System oder Formation besteht aus einer Reihe derselben, oder verwandter Elementarorgane; es ist daher nicht die ganze Pflanze potentia, sondern ist nur eine Bildungsstufe der Zusammensetzung der Elementarorgane, und kann nicht die ganze Pflanze erzeugen (z. B. die Zellenformation besteht nur aus einer Art Elementarorgane, den Zellen und den aus Zellen gebildeten Theilen, den Interzellulargängen (eignen Gefäßen und Luftzellen). Ein äußeres Organ hingegen enthält alle Elementarorgane der Pflanze, ist daher die ganze Pflanze potentia, ist eine Bildungsstufe der ganzen Pflanze, und aus einem äußern Organe kann sich die ganze Pflanze erzeugen (alle Pflanzentheile, welche nicht alle Elementarorgane oder alle anatomischen Systeme enthalten, sind daher nicht als äußere Organe zu betrachten, sondern nur Theile äußerer Organe Das Blatt z. B. enthält alle anatomischen Systeme, ist daher äußeres Organ, eben so der Stamm ꝛc. Die Wurzelfasern, Haare, Drüsen ꝛc. enthalten nur Zellen, sind daher nur Theile eines äußern Organes, der Wurzel, des Blattes ꝛc. An einem äußern Organe kann daher die ganze Pflanzenanatomie demonstrirt werden). Die allgemeine Form jedes ursprünglichen organischen Gebildes der Erde ist ein belebtes Schleimkügelchen. In ihm ist der erste Gegensatz alles Organi-

schen ausgedrückt, und verhärteter Umkreis und flüssiges Zentrum entsprechen ersterer dem Erstarrten, Negativen, letzteres dem Beweglichen, Lebendigen, Positiven. Das erste organische Produkt der Erde, von Licht und Finsterniß, Sonne und Erde, Positiven und Negativen, Materie und Geist erzeugt, und diese Polaritäten auf der ersten Stufe der organischen Bildung wiedergebend, aber weder Pflanze noch Thier, sondern Indifferenz beider, ist eine lebendige Flüssigkeit enthaltende Blase, Infusorium. Die Urform des pflanzlichen Infusoriums ist daher eine in der Erde wurzelnde dem Lichte entgegenwachsende Kugel — Ellipsoid. — Die ganze Pflanze, nach Grundideen, ist ein von der Erde nach der Sonne strebender, sprossender Organismus (Priestleysche Materie, Conferve, Mukor). Die ersten (niedrigsten) Elementarorgane sind diejenigen, welche der Urform der Pflanzen, dem Ellipsoid, am nächsten stehen, das Ellipsoid am reinsten darstellen. Die Zelle das Zellengewebe sind daher die niedrigsten Elementarorgane der Pflanze. Alle Elementabildungen der Pflanze, welche allein durch die Zellen vermittelt sind, gehören einem eignen anatomischen Systeme an, welches Zellenformation, Zellensystem genannt wird. Da die Zellen der Pflanze nach ihrer Qualität, Stellung und Vereinignung eine verschiedene Form annehmen, so entstehen hieraus die verschiedenen Arten der Zellen. Die einfachste Form der Zellen findet sich bei den niedersten Pflanzen, wo die ganze Pflanze aus einzelnen aneinandergereiheten Schläuchen besteht, also die Zellen noch ihre ursprüngliche ellipsoidische Gestalt behalten. Die höhere Pflanze besteht aus einer Masse einzelner Zellen. — Zellengewebe und die Zellen erhalten dann eine nach mathematischen Gesetzen bestimmte, also nothwendige Form, welche Rhombendodekander ist. Indeß die ursprünglich ellipsoidische Zelle, welche im Zellengewebe die Gestalt des Rhombendodekanders annehmen muß, mehr oder weniger lang gestreckt oder verkürzt wird, entstehen die Verschiedenheiten der vollkommenen Zellen. Die Zellen, welche der Form des Rhombendodekanders am nächsten stehen, deren Seitwände vierseitig sind, so daß der Horizontal- und Vertikalschnitt der Zellen in den meisten Fällen sechsseitige Figuren zeigt, heißen Zellen des Parenchyms der Rinde und des Markes. Sind die ursprünglichen Schläuche länger gestreckt, so gleichen die Zellen sechsseitigen, nach oben und unten zugespitzten Säulen, und heißen langgestreckte Zellen des Bastes und des Holzes. Werden die Zellen mehr breit als lang, der horizontale Durchmesser also größer, als der vertikale, so entstehen die Zellen der Markstrahlen. Außer den Zellen selbst gehören zur Zellenformation noch solche, vermittelst der Zellen gebildete Organe. Bei der höheren Pflanze, wo Zellengewebe, nämlich eine Masse einzelner, an einanderliegender Zellen, erscheint, berühren sich die einzelnen Zellen, drücken sich wechselsweise, verwachsen an den Berührungspunkten, und pressen den sie umgebenden Saft an die Stellen des Rhombendodekanders, wo der wechselseitige Druck am schwächsten ist. Dieses sind die Kanten der Zellen. Der die Zellen umgebende Saft verhindert also das Verwachsen der Zellenwände an diesen Stellen; es entstehen, da immer drei Zellenkanten zusammenstoßen, zwischen demselben prismatische, mit Saft angefüllte Kanäle, welche keine eignen Wände haben, sondern aus den Wänden der benachbarten Zellen gebildet werden; und diese prismatischen, den ursprünglichen Pflanzensaft enthaltenden Kanäle sind die Interzellulargänge. Bei manchen Pflanzen erweitern sich diese Interzellulargänge, und enthalten dann einen eigenthümlichen, von den übrigen Pflanzensäften ausgeschiedenen Saft, den eignen Saft. Diese vergrößerten Interzellulargänge, ohne eigenthümliche Wände gebildeten Kanäle im Zellengewebe heißen eigne Gefäße. Bei vielen Pflanzen, vorzüglich Wasserpflanzen, bilden sich in den Zellengeweben andere große Behälter, deren Wände aus den andern gewöhnlichen Zellen bestehen, und welche mehr oder weniger regelmäßig, statt Feuchtigkeit,

Luft enthalten. Ihr Name ist große Luftzellen. Mit demselben haben die Lücken im Zellengewebe Aehnlichkeit, welche aber durch ein Auseinanderweichen der Zellen, durch Zerreißen des Zellengewebes entstehen, eine unregelmäßige Gestalt haben, und sich nur in veralteten Theilen der Pflanzen finden. Dies sind die Elementarorgane der Zellenformation. Von ihnen wesentlich verschieden, und auf höherer Stufe der Bildung entstehend, sind die Elementarorgane der Gefäßformation. Alle Bildungen, die eine, aus regelmäßigen Röhren bestehende Gestalt haben, gehören diesem höheren Systeme an. Der eigenthümliche Bau der Gefäße besteht darin, daß, auf noch unbekannte Weise, plötzlich in dem Zellengewebe der höheren Pflanzen, und bei den niedern Pflanzen bloß in den Geschlechtsorganen, zarte Fasern entstehen, welche sich spiralisch um zylindrischen hohlen Raum winden, in manchen Pflanzen sich ringförmig trennen, in andern sich verzweigen und mit einander verwachsen, oder in noch andern Pflanzen Zwischenräume zwischen ihren Spiralwindungen lassen, welche mit einer porösen Membran ausgefüllt werden. Diese Gefäße sind die Spiralgefäße. Durch Verschiedenheit ihres Baues, welche Verschiedenheit in der verschiedenen Stufe der Ausbildung der Pflanzentheile und der ganzen Pflanze begründet ist, entstehen die verschiedenen Arten der Spiralgefäße. Besteht das Spiralgefäß bloß aus einer oder mehreren, nicht mit einander verwachsenen Spiralfasern, so heißt es einfaches Spiralgefäß. Diese einfachen Spiralgefäße finden sich bei den niedern Pflanzen, und in den jüngern Theilen der Pflanzen überhaupt, und bilden die erste Stufe der Metamorphose der Spiralgefäße. Auf der höhern Stufe der Bildung verzweigt sich die ursprüngliche einfache Spiralfaser, indem sie selbst an Dicke zunimmt, die neben einander liegenden Spiralwindungen verwachsen auf eine noch unerklärte Weise mit einander, die Wand des Spiralgefäßes besteht dann aus einem Netzwerke, und auf der höchsten Stufe dieser Metamorphose schwinden die Maschen dieses Netzwerkes, ursprünglich die Zwischenräume zwischen den ausgedehnten, verzweigten und mit einander verwachsene Spiralfasern zu kleinen ovalen Oeffnungen, welche die Gefäßwand bedecken. Diese 2. Stufe der Metamorphose der Spiralgefäße nennt man netzförmige Spiralgefäße genannt und sie finden sich vorzugsweise bei einigen Akotyledonen, bei wahrscheinlich alten Monokotyledonen, und bei wenigen Dikotyledonen, welche den Monokotyledonen am nächsten stehen. Auf der höchsten Stufe der Bildung der Spiralgefäße entfernen sich die Spiralwindungen der Spiralfasern, oder trennen sich in horizontale und diagonale Ringe, und die Zwischenräume zwischen den Spiralfasern werden mit einer mit ovalen oder runden Oeffnungen (Poren) versehenen Membran ausgefüllt, so daß die Wand des Gefäßes nun aus Spiralfasern und poröser Membran besteht. Dies ist die dritte und höchste Stufe der Metamorphose der Spiralgefäße, welche nun poröse Spiralgefäße genannt werden; sie finden sich vorzugsweise bei den Dikotyledonen, und bei allen mit wahrem Holzkörper versehenen Pflanzen. Die Spiralgefäße stehen fast immer Bündelweise, und das Bündel derselben ist im Allgemeinen von der vollkommensten Art Zellen, den langgestreckten Zellen umgeben. Ein solches, aus Spiralgefäßen und langgestreckten Zellen bestehendes Bündel heißt Spiralgefäßbündel, bei den Akotyledonen und Monokotyledonen stehen die Spiralgefäßbündel einzeln, ohne bestimmte Ordnung. Bei den Dikotyledonen stehen sie in einem oder mehreren Kreisen, und wenn diese kreisförmig stehenden Spiralgefäßbündel sich berühren, entsteht der Holzring. In den Knoten und Knollen erhalten alle Arten der Spiralgefäße eine Abänderung, indem sie in regelmäßigen Zwischenräumen Verengerungen und Abschnitte bekommen. Diese durch die Qualität des Knotens entstehende Metamorphose der Spiralgef. giebt die rosenkranzförm. Spiralgef. Diese, die Spiralgefäßforma-

tion, welche die Elementarorgane der Pflanze bildet, und die Zellenformation machen das ganze Innere der Pflanze aus. Zwischen Zellen- und Gefäßformation, und, obwohl noch nicht nach anatomischer Nachweisung, doch nach ihrem allgemeinen Bau und Funktion, mit beiden in Verbindung und Beziehung steht die Epidermis oder Oberhaupt mit ihren Theilen. Epidermis ist der äußerste, aus einer besondern Membran gebildete und mit eigenthümlichen Elementarorganen, Poren und lymphatischen Gefäßen, versehene Ueberzug der Blätter und blattartigen Theilen. Die Poren der Epidermis sind runde oder ovale Oeffnungen, welche aus eigenthümlich geformten Zellen gebildet werden, und mit den lymphatischen Gefäßen der Oberhaut in Verbindung stehen. Die Poren der Epidermis scheinen die letzte Endigung der Interzellulargänge zu seyn. Die lymphatischen Gefäße der Epidermis sind bald schlangenförmig, bald in regelmäßigen sechseckigen Figuren verlaufende sehr zarte Kanäle in der Epidermis, sie entspringen von den Poren der Epidermis und scheinen in die Interzellulargänge überzugehen, also Fortsetzungen derselben auf der Epidermis zu seyn. Zu den Elementarorganen der Epidermis gehören noch die Drüsen der Epidermis, welche aus sehr kleinen, einen eigenthümlichen Saft abscheidenden Zellen zu bestehen scheinen. Dies ist der grobe Umriß des Pflanzenbaues im Allgemeinen: auf eine genauere Beschreibung desselben sich einzulassen, erlaubt die Beschränktheit des Raumes nicht. Unter den Deutschen hat dieser Zweig der Naturkunde seine meisten und vorzüglichsten Bearbeiter gefunden, als: Link, Moldenhawer, Sprengel, Kieser, Treviranus; aus ihnen kann sich der Leser eine umfassende Kenntniß der Pflanzen-Anatomie schöpfen.

Pflanzenbutter heißen in den Apotheken Pflanzenöle, die aus verschiedenen Samenkörnern, mittelst einer einfachen Pressung derselben, gewonnen werden. Sie haben, ihrer dicken, schmierigen Beschaffenheit wegen, mehr Aehnlichkeit mit der Butter, als den gewöhnlichen Oelen; z. B. die Kakaobutter, der sogenannte Muskatbalsam ꝛc.

Pflanzenthiere oder Zoophyten, s. Thiere.

Pflicht ist die objektive Nothwendigkeit einer Handlung um des Gesetzes willen, in so fern dasselbe einen Willen verbindet, d. i. moralisch nöthiget, der subjektiv etwas andres begehren kann. Jede Pflicht setzt voraus: 1) ein Gesetz, das mich verbindet, 2) die Kenntniß dieses Gesetzes, 3) die Anerkennung meiner Verbindlichkeit, dasselbe zu befolgen, und zwar 4) aus keiner andern Absicht befolgen, als weil es das Gesetz verlangt. Liegen andere subjektive Absichten, als die Achtung für das Gesetz zum Grunde: so handle ich zwar pflichtmäßig, oder nach Pflicht, d. i. legal, gesetzmäßig, aber nicht aus Pflicht, d. i. rein moralisch, tugendhaft. Was ein Gesetz als praktisch nothwendig gebietet, das soll, das muß geschehen. Was dem zuwider geschieht, ist pflichtwidrig. Was keinem Gesetze, und folglich keiner Pflicht widerspricht, das darf geschehen. Was praktisch geschehen kann, darf, oder soll, das ist im Allgemeinen Recht. Die Pflichten werden eingetheilt: 1) in Ansehung des Grundes ihrer Bestimmung, a) formale Pflichten, die ihren Grund ganz in der Form der Vernunft haben; b) materiale Pflichten, die durch den Gegenstand bestimmt werden, auf den sie sich beziehen. Beide sind 2) in Ansehung der Art ihrer Verbindlichkeit, a) vollkommene Pflichten, d. i. strenge Pflichten, die nie eine Ausnahme verstatten, Rechtspflichten, für welche auch eine äußere Gesetzgebung möglich ist. Sie haben eine enge Verbindlichkeit, d. h. man kann die Maxime der Uebertretung, als allgemeines Naturgesetz, nicht ohne Widerspruch denken; b) unvollkommene Pflichten, weite, bloß ethische, d. i. Tugendpflichten, Pflichten, die nur nach einer solchen Maxime verletzt werden können, welche sich zwar, als allgemeines Naturgesetz denken, aber unmöglich von einem vernünftigen Wesen,

als solches, ohne Widerspruch mit sich selbst, wünschen oder billigen läßt, z. B. es ließe sich eine Gesellschaft von Menschen wohl denken, die, wie die Spinnen, isolirt unter einander lebten, keiner des andern Freund wäre, und wechselseitig an Wohl und Wehe des andern keinen Antheil nähme. Ließe sie sich aber wohl wünschen? Die unvollkommenen Pflichten beruhen nicht, wie die Rechtspflichten, auf innerer und äußerer, sondern bloß auf innerer Gesetzgebung. Sie verstatten Ausnahmen, zwar nicht von der Maxime, aber doch in Ansehung der Anwendung der Maxime auf einzelne Handlungen. 3) In Ansehung des Pflichtobjekts,) Pflichten gegen die Menschheit, α) in eigener Person, Selbstpflichten; 1) formale Selbstpflichten, die wir uns als moralische Wesen schuldig sind, z. B. unsre Würde und Freiheit zu erhalten; 2) materiale, die wir uns schuldig sind als physische Wesen. Suche deine körperlichen und geistigen Kräfte immer mehr zu erhöhen, perficete; β) in der Person anderer Menschen, Menschen- oder Nächstenpflichten. Sie beruhen mit jenen auf einem Grunde, und sind in keinem Stücke von jenen unterschieden. Sie lassen sich alle auf zwei Hauptpflichten zusammenziehen: 1) verkenne den Menschenwerth in andern nicht, d. i. sey gerecht, erkenne jeden Menschen als Zweck an sich selber, nie bloß als Sache; a) formaliter erstreckt sich die Pflicht auf die persönliche Würde des Menschen selbst, b) materialiter auf die Kräfte seiner persönlichen Wirksamkeit; 2) beweise es, daß du ihn erkennest: sey gütig; a) formaliter: suche die persönliche Würde des Menschen zu erhöhen, zu befördern, raube ihn z. B. seinen guten Namen und seine Ehre nicht; rühme sein Verdienst; b) materialiter: gieb ihm Gelegenheit, sich Verdienst und Ehre ꝛc. zu erwerben. b) Pflichten gegen nicht menschliche Wesen, α) gegen übermenschliche Wesen, die Gottheit, z. B. sind nur denkbar, in so fern sie sich auf den Menschen selbst und sein Verhältniß mit der Gottheit beziehen; religiöse Pflichten. Sie können nur formal, d. i. solche Handlungen seyn, die sich auf die Vorstellung von Gott, als ein heiliges Wesen, und absoluten Selbstzweck gründen. Materiale Pflichten gegen Gott als einen Erfahrungsgegenstand, d. i. Handlungen, die zu Folge eines Sittengesetzes, in Ansehung dieses empirisch bekannten Objekts, sittlich nothwendig wären, giebt es nicht; β) gegen untermenschliche Wesen. Die Pflichten gegen dieselben müssen aus den Pflichten gegen die Menschen, und aus den religiösen abgeleitet werden. 1) Die todte Natur behandle als Zweck für vernünftige Wesen; zerstöre keine Vollkommenheit und Schönheit der Natur, ohne daß es der Zweck ihres Gebrauches oder des Genusses für dich und andere fordert. 2) Die lebenden vernunftlosen Wesen, die Thiere, behandle als Zwecke, die den Zwecken der Menschheit untergeordnet sind, und diese nicht stören dürfen. Die Zwecke der Menschheit können fordern, daß du sie tödtest, ihre Vermehrung hinderst; aber kein Zweck der Menschheit kann fordern, sie zu quälen.

Pflichttheil, Legitima, ist ein bestimmter Theil der Erbschaft, auf welchen gewisse Personen ein gesetzliches Recht haben, dergestalt, daß sie davon nur wegen gewisser ebenfalls gesetzlich bestimmter Handlungen, mittelst rechtsgültiger Enterbung, ausgeschlossen werden können. Der Betrag desselben ist, nach gemeinen Rechten, in Ansehung der Kinder, wenn vier oder weniger vorhanden sind, der dritte Theil, und wenn deren fünf oder mehrere sind, die Hälfte dessen, was sie aus der Verlassenschaft des Vaters oder der Mutter, auch des Großvaters u. s. w. erhalten haben würden, wenn diese ohne Testament verstorben wären. Der Pflichttheil der Eltern aus dem Nachlasse eines Kindes, das selbst keine Kinder hinterläßt, besteht ohne Unterschied des Grades jedesmal in dem dritten Theil der Verlassenschaft. Geschwister können nur dann einen Pflichttheil fordern, wenn weder Kinder noch Eltern vorhanden sind, und eine ehrlose oder übel berüchtigte Person eingesetzt worden ist. Dann be-

trägt ihr Pflichttheil, wenn ihrer vier oder weniger sind, den dritten Theil, und wenn ihrer mehrere sind, die Hälfte des Nachlasses.

Pflug, außer der gewöhnlichen Bedeutung eines Ackergeräthes, bei dem Wasserbau eine Anzahl von 9 Krangängern, welche eine von sich zu ihrem Pflug-Mann oder Anführer wählen: in einigen Gegenden so viel als Acker. Ein Gut hat 30 Pflüge, heißt, daß so viele Unterthanen ihm jährlich zur Fröhne pflügen müssen.

Pforr (Joh. Georg), geb. 1745 zu Upsen in Niedersachsen. Seine erste Bildung erhielt er als Zögling in der Bergbauakademie zu Reichelsdorf. Schon sehr frühzeitig entwickelte sich sein Talent zur Thiermalerei; ohne weitere Anleitung zeichnete er Pferde mit solcher Wahrheit, daß ihn der Minister von Weitz als Maler in der Porzellanfabrik zu Cassel anstellte. 1771 ward er als Schüler in die Malerakademie zu Cassel aufgenommen und erhielt den Preis. 1778 ward er Mitglied derselben. 1784 heirathete er die Schwester des dortigen Gallerieinspektors Tischbein und lebte später in Franfurt am Main, wo er, allgemein geachtet, 1798 an einer Brustkrankheit starb. Pforr nennt man den deutschen Wouwermanns, und keiner hat ihn noch in der Darstellung des Pferdes übertroffen. Seine Zeichnungen tragen den Charakter der Wahrheit und der schönen Natur; sein Pinsel ist warm, lieblich und kräftig. Er führte jedes Gemälde mit dem äußersten Fleiße und der größten Kleinlichkeit bis in die kleinsten Einzelnheiten aus. Zu Hünersdorf's Anleitung, Campagnepferde abzurichten, lieferte er die herrlichen Zeichnungen; eben so 11 Platten zu einem Hefte der vorzüglichsten Pferderagen.

Pfortader (vena porta) ist der Stamm einer Blutader, in die die bedeutendsten Venen des Unterleibes ihr Blut ergießen, und die sich dann vielfach in der Leber verzweigt, um das Materiale zur Gallenbereitung zu liefern. Die Pfortader hat mehr die Struktur einer Puls- als Blutader, und ist wie jene ohne Klappen. Pfortadersystem heißt dieser Stamm in Verbindung mit den Unterleibes-Venen, die sich in denselben münden, als die Gekrös-, Milz-, Nieren-, Magen-Venen. Für die Gesundheit ist seine ungestörte Funktion von großer Wichtigkeit; auf ihr beruht die Bereitung der Galle. Wenn der Gallenstoff vom Blute gesondert ist, führen andre Venen, die sich wieder zu einem Stamm vereinen, das Blut in die untere Hohlader, dieses nach dem Herzen bringt. Wirkt das Pfortadersystem nicht mit gehöriger Energie, so geschieht die Gallenbereitung langsam und unvollkommen, und der Umlauf des Blutes wird im Unterleibe gehemmt, wodurch die zum Pfortadersystem gehörenden Adern zu stark ausgedehnt werden; das Blut stockt, es bilden sich in den Adern theilweise Anschwellungen und Knoten, welche das Blut austreten lassen, und so den Grund zur Hämorrhoidalkrankheit legen.

Pforte (Hohe), s. Türkisches Reich.

Pforzheim, 26° 18′ L. 48° 55′ 15″ B., Stadt im badenschen Murg- und Pfinzkreise, Sitz eines Oberamtes von 23.594 Einwohnern, am Einfluß der Würm und Nagold in die hier schiffbare Enz, in einem Thale, zehn Meilen von Strasburg und 6 Meilen von Stuttgart, ist mit Mauern und Graben umgeben, besteht aus der Stadt, Altstadt, Aue und brözinger Vorstadt, hat drei Thore, 784 Gebäude, worunter 644 Häuser, 5300 Einw., worunter 95 Juden; Schloß, das zu Fruchtspeichern dient, Stadtkirche mit der fürstlichen Gruft, drei andere Kirchen, evangelisches adliches Fräuleinstift, Hospital, Irren- und Siechenhaus, Waisen- und Zuchthaus, Pädagogium, Bijouterie- und Stahlwaaren- (mit 1000 Arbeitern), Uhren-, Tuch-, Kasimir-, Strumpf-, Leinwand-, chemische und Salmiak-, Essig-, Bleizucker-

Weinsteinsäure-, Glaubersalz-, Pottasche-, Knopf- und Savianfabriken, Leinwandbleiche (jährlich über 100.000 Ellen), Eisen- und Schmelzhütten, Schriftgießerei, Rothgarnfärberei, Kupferhammer, Drahtzug, Buchdruckerei, Gyps-, Schleif-, Papier-, Walk-, Pulver-, Säge- und Oelmühlen, Holzhandel mit den Niederlanden, Getreide-, Oel- und Viehhandel. Ausgezeichnet ist die That der 400 Bürger dieser Stadt, die unter Anführung des Bürgermeisters Deimling am 6. Mai 1622 bei Wimpfen bei dem Rückzuge des Markgrafen Friedrich von Baden sich dem ganzen Heere des Kaisers entgegen stellten, und für die Rettung ihres Fürsten alle fielen. Die Franzosen haben 1689 diesen Ort verbrannt. Geburtsort des Johann Reuchlin. Im Jahre 1811 wurden 200 geboren, 170 begraben und 44 Paar getraut.

Pfropfen, pelzen, das Gutmachen eines Baumes, wobei man sich folgender Arten bedient. Durch das Ablaktiren oder Absaugeln, welches geschieht, wenn nahe an einen fruchtbaren Baum Pfropfenstämme gesetzt und mit Reißern jenes Baumes in den Spalt dergestalt besetzt werden, daß sie noch an dem Baume bleiben, und von demselben Nahrung erhalten, bis sie in dem Pfropfstamme vollkommen gediehen sind, und dann abgeschnitten werden. — In den Spalt, wo man einen 2 oder 3 jährigen Stamm mit einer Baumsäge abschneidet, mit dem Pfropfmesser glatt macht, ihn, doch ohne Verletzung des Kerns, spaltet, und ein Reiß hinein setzt. Dieses abgeschnittene Ende heißt, wenn es flach ist, die Krone, wenn es schräg ist, Rehfuß. — In den Kern, geschieht bei alten Bäumen, besonders am Kernobste, wo man den Stamm oder dicken Zweig abschneidet, um die Krone herum tiefe Kerben in das Holz hauet, und in dieselben Reißer setzt. — In die Rinde, wird bei solchen Stämmen angewendet, welche mehrere, 3 oder 4 Zoll im Durchmesser haben, daher zum Spalten zu stark sind, wo dann das Reiß hinter die Rinde eingesetzt wird. — Bei dem Zimmermann nennt man Pfropfen wenn an eine Säule oder anderes Holz, welches schadhaft geworden ist, ein anderes Stück gesetzt und genau mit demselben verbunden wird.

Pfund, ein Gewicht, das nicht überall und in allen Fällen gleich schwer ist. Das gewöhnliche Pfund (Krämerpfund) hält meistens 16 Unzen oder 32 Loth. Schwerer ist das Pfund der Schlichter und Tuchmacher. Das Apothekerpfund hält nur 12 Unzen oder 25 Loth, und ehemals war bei dem Gold und Silbergewicht ein Pfund nur 8 Unzen oder 16 Loth, eine Mark, daher man an einigen Orten Mark und Pfund noch gleichbedeutend gebraucht. Das schwere Pfund, wornach die Frachten zu Land und Wasser, in diesem Fall Schiffspfund genannt, berechnet werden, hält ungefähr drei Centner. In Zelle hält ein schweres Pfund 320, in Hannover 336, in Bremen 306, in Osnabrück und Hildesheim 300, an andern Orten nur 280 gewöhnliche Pfund. Man gebraucht auch das Wort zur Bestimmung und Berechnung einer bestimmten Anzahl von allerlei Dingen, wo häufig auf das Gewicht keine Rücksicht genommen wird, die aber von der ursprünglichen Bestimmung und Berechnung nach dem Gewicht auf andre Dinge, bei denen nicht daran gedacht wird, ausgedehnt worden ist. So gebraucht man Pfund besonders von einer gewissen Menge gemünzten Goldes und Silbers, da eine gewisse Anzahl Münzen ein bestimmtes Gewicht haben müssen, und da man die Münzsorten, besonders die kleinen häufig zu wägen pflegte. Man verstand darunter anfänglich zwölf Unzen Silber oder 20 Schillinge, oder 840 Pfennige. Das Pfund Gold galt 12 Pfund Silber, und hatte 80 Goldschillinge, davon jeder drei silberne galt. Daraus entstanden durch Verringerung mancherlei Münzrechnungen, als: Pfund Pfennige in der Schweiz i. v. a. ein Speciesthaler; Pfund Heller in Baiern von 480 schwarzen

Hellern; Pfund schwarzer Münze eben da zu 5⅔ Gulden; Pfund Vlaams (flämisch) in Brabant zu 20 Schilling oder drei Thlr. acht Gr. Conv.; Banco in Hamburg drei Thlr. 12 Gr., in Berlin 1 Thlr. 6 Gr. ꝛc. Vergl. Lira, Livre, Sterling.

Pfyfer (Ludwig), geb. 1715 zu Lucern, trat früh in französische Kriegsdienste, wurde 1738 Hauptmann und Ritter des St. Ludwigsordens, zehn Jahre darauf Maréchal de Camp und wohnte den Feldzügen von 1734 bis 1747 bei. Während derselben ernannte ihn seine Vaterstadt zum Mitglied des großen und 1752 zum Mitglied des innern Raths. Im Jahr 1763 ward er Chef eines Regiments, legte aber 1768 das Commando desselben wieder nieder und starb 1802. Vorzüglich berühmt hat er sich durch seine Unternehmung gemacht, die ganze Schweiz in geometrischem Maßstabe in erhabener Arbeit in gefärbtem Wachs nachzubilden, und zwar eine halbe deutsche Meile auf einen französischen Schuh gerechnet. Er fing dieses Werk bei dem berühmten Pilatusberge an, und hatte es 1774 schon bis an den Hauenstein, die Gränze des baseler Gebiets, vollendet. Man erkennt darin sehr deutlich und mit der größten Richtigkeit alle Gegenstände bis auf die geringste Abänderung. Berge, Thäler, Flüsse, Seen, Bäche, große und kleine Wege, auch sogar diejenigen, die bloß von Jägern gegangen werden, Dörfer, Höfe, einzelne Landhäuser, die verschiedenen Arten von Holzung, kurz Alles, was eine so große Strecke Landes Merkwürdiges enthält, ist mit dem größten Fleiße, Wahrheit und Ebenmaß ausgeführt.

Phädon, griechischer Philosoph, aus Elis gebürtig, wurde sehr jung bei der Einnahme seines Vaterlandes von den Athenern verkauft. Sokrates brachte einige seiner reichen Schüler dahin, ihn loszukaufen und von dieser Zeit an war er der unzertrennliche Gefährte desselben bis an dessen Tod. Platon hat seinen Namen dem Gespräch über die Unsterblichkeit der Seele vorgesetzt; ebenso Mendelssohn. Er war Stifter der eleatischen Schule und scheint dem Sokrates in seinen Lehren und Leben am ähnlichsten gewesen zu seyn.

Phädra, die Tochter des Minos und der Pasiphae. Theseus, der sie zugleich mit ihrer Schwester Ariadne entführte, vermählte sich nachher, mit Einwilligung ihres Vaters oder Bruders Deukalion, mit ihr und Phädra ward von ihm Mutter des Akanas und Demophon. Sie wurde durch nichts so berühmt, als durch ihre Liebe für ihren Stiefsohn Hippolytus, den Gegenstand vieler Tragödien. Als sie ihn einst in Eleusis sah, verliebte sie sich in ihn. Sie erbauete dann auf dem Schlosse zu Athen einen Tempel der nachblickenden Liebe, wo sie sehnsuchtsvoll nach seinem Aufenthalte, der Gegend von Trözene, hinblicken konnte. Zuletzt erklärte sie ihm ihre Liebe selbst und erstach sich, als sie abschlägliche Antwort erhielt, mit dem von seiner Seite gerissenen Schwerte. Oder sie verleumdete ihn bei dem Theseus wegen böser Zumuthungen. Theseus fluchte seinem Sohne und hieß ihn nach Athen kommen. Unterweges aber ward er von seinen scheu gewordenen Pferden geschleift. Auf die Nachricht hiervon erhing sich Phädra. So Euripides in dem Trauersp. Hippolytus. Des Euripides und Sophokles Phädra ist verloren gegangen.

Phädrus, ein bekannter lateinischer Fabeldichter, dessen fünf Bücher äsopischer Fabeln wir noch besitzen. Alles, was wir von seinem Zeitalter und seinen Lebensumständen wissen, muß aus seinen eigenen Schriften geschöpft werden. Der Titel der Handschrift, in welcher er sich erhalten hat, und aus der ihn Pithorus im Jahre 1596 zum ersten Male ans Licht zog, von der man aber nicht mehr weiß, ob sie noch vorhanden ist, nennt ihn einen Freigelaßnen des Augustus, und er selbst erwähnt des Sejan als seines Anklägers und Verfolgers. Dem zufolge fiel die Zeit seiner Jugend

in die Regierung des Augustus, sein Alter unter Tiber. Aus einigen Stellen seiner Fabeln läßt sich schließen, daß er sie, wenigstens zum Theil, in seinem Alter geschrieben, und es ist wahrscheinlich, daß er sie nicht eher als nach Sejans Tode ans Licht gestellt habe, wenigstens diejenigen des dritten Buchs, in dessen Prolog er den Sejan namentlich angreift. Seiner eigenen Versicherung zufolge war Thracien, das Vaterland des Linus und des Orpheus, auch das seinige; frühzeitig ward er mit den Wissenschaften bekannt, denn, wie er selbst sagt, war er beinahe in der Schule geboren. Alles Uebrige, die Ursache seiner Sklaverei und Freilassung, die Geschichte seines Lebens in Rom und seines Berufes zur lateinischen Poesie, liegt unter einem undurchdringlichen Schleier verborgen. Phädrus war in seinen Fabeln theils Erfinder, theils Bearbeiter fremder Stoffe. Von den 90 Fabeln, welche die 5 Bücher enthalten, finden sich unter den äsopischen, so viel ihrer jetzt bekannt sind, nicht mehr als 30 und in dem ganzen 5ten Buche ist keine, zu der uns ein griechisches Original bekannt wäre. Die vorzüglichsten Ausgaben seiner Fabeln sind von Burmann 1718. 8., Leyden 1727. 4.; von J. G. S. Schwabe, Halle 1779, 3 Bde. 8., neueste Ausgabe Braunschweig 1806; von Abb. Brotier, Paris 1783. 12.; deutsch von K. F. Schmid, Eisenach 1781. 8.; von J. G. Gerike, Breslau 1785. 8., 1788. 8. Mehrere neuere Philologen halten sie für ein untergeschobenes Produkt aus spätern Zeiten; gewisser ist dieses mit den unter Phädrus Namen von Janelli und Cassita herausgegebenen 32 Fabeln, die seit 1812 mehrmals abgedruckt worden sind.

Phäthon, der berühmte unglückliche Fuhrmann des Sonnenwagens. Die Alten sind unter sich nicht einig, wem sie diesem Phäthon zum Vater geben sollen. Hesiod. Theog. 985 macht ihn zum Sohne der Aurora und des Cephalus, Apollodor III. 24, 3. zum Sohne des Tithonus, noch Neuere aber geben ihm den Sol zum Vater und die Klymene zur Mutter. Phäthon kam einst mit dem Epaphus, dem Sohne Jupiters von der Jo (und König von Aegypten nach Serv. a. a. O.), zusammen. Hier warf ihm Epaphus vor, er sey kein Sohn des Helios. Um diesen Vorwurf auf eine glänzende Weise zu widerlegen, begab sich Phäthon auf Anstiftung seiner Mutter zu dem Pallaste der Sonne, ließ sich hier zuerst von seinem Vater zuschwören, daß er seine Bitte gewähren wolle und bat sich dann aus, nur einen Tag den Sonnenwagen lenken zu dürfen. Helios, durch den Schwur gebunden, konnte die Bitte nicht abschlagen. Phäton bestieg also den Wagen; allein er wußte ihn nicht zu beherrschen. Die Sonnenpferde brachen nun aus dem Gleise und rissen den Wagen bald zu den Tritonen und dem Bootes empor; bald kamen sie der Erde zu nahe und steckten Alles in Brand. Endlich flehete die Erde den Jupiter um Hilfe an, und dieser stürzte ihn mit dem Blitze in den Eridanus, wo seine drei Schwestern, die Heliaden, ihn so lange beweinten, bis sie in Pappelbäume verwandelt wurden. Aus ihren Thränen entstand der Bernstein.

Phalänen, Nachtschmetterlinge, Nachtvögel, s. Schmetterlinge.

Phalanx, eine gewisse Schlachtordnung der Griechen, die aus einem großen vollen Quarré von 6 bis 8000 Mann bestand. Die Phalanx wurde auch häufig als Angriffskolonnen gebraucht, indem die Soldaten, Schild an Schild und die Spieße kreuzweis vorhaltend, unaufhaltsam in den Feind eindrangen, und die vordern Reihen gleichsam von den folgenden in den Feind hinein gedrückt wurden. Die Erfindung des Schießpulvers in unsern Zeiten macht zwar alle solche volle Stellungen unzweckmäßig. Dessen ungeachtet ist eine ähnliche taktische Form in den neuesten Zeiten sehr beliebt, nämlich das sogenannte volle Viereck oder die Angriffskolonne. Wo Menschen,

selbst Maler und erfindet und verfertiget neue Gemälde. Diese Verrichtungen gehören dem Dichtungsvermögen zu; einer schaffenden Kraft, deren Wirksamkeitssphäre einen größern Umfang zu haben scheint, als ihr gemeiniglich zuerkannt wird. Sie ist die selbstthätige Phantasie; das Genie nach Girards Erklärung, und ohne Zweifel ein wesentliches Ingredienz des Genies, auch in einer weitern Bedeutung des Worts, die das Genie nicht eben allein auf Dichtergenie einschränket. Man hat demnach die Phantasie unterschieden in eine reproducirende, welche die Vorstellungen zurückführt, und sie nach dem Gesetze der Association ordnet, und in die producirende, die neue Ideen und Verbindungen hervorbringt und schafft, und deren Wirksamkeit sich nicht durch das Gesetz der Association erklären läßt. Die erstere nennt man Einbildungskraft (siehe diesen Artikel und Gedächtniß, Erinnerung) im engern Sinne; die letztere hingegen eigentlich Phantasie, die bildende Dichtkraft. Auf sie bezieht sich allein das Folgende. Der bildenden Dichtkraft ist ein Vermögen, neue einfache Vorstellungen aus dem Stoff der Empfindungsvorstellungen zu bilden, beigelegt. Die Frage ist diese: Wie weit gehet das Selbstmachen bildlicher Vorstellungen? Kann die Selbstmacht der Seele die Empfindungsvorstellungen vermischen und aus dieser Vermischung neue sinnliche Bilder hervorbringen, wie ein Maler aus der Vermischung der Farben neue Farben machet? Die Psychologen erklären gemeiniglich das Dichten durch ein bloßes Zertheilen und Wiederzusammensetzen der Vorstellungen, die in den Empfindungen aufgenommen, und wieder hervorgezogen sind. Aber sollte dies das Eigene der Fikzionen ganz ausmachen? Wenn es so ist, so ist auch das Dichten nichts anders, als ein bloßes Stellvertreten der Phantasmen; so werden dadurch keine neue für unser Bewußtseyn einfache Vorstellungen entstehen können. Allein dies ist nur ein Zertheilen und ein Wiederaneinandersetzen. Dies ist noch nicht Entwickeln, Auflösen und Wiedervereinigen, kein Ineinandertreiben und Vermischen. Die Fiktionen sind den Wiedervorstellungen nicht eigentlich ähnlich und also das Vermögen zu jenen auch dem Vermögen zu diesen nicht. Laß die Einbildungskraft in einem verhältnißmäßigen Grade vergrößert, verfeinert, lebhafter und stärker gemacht werden. Hierdurch allein entstehen keine solche Selbstgeschöpfe der sinnlichen Vorstellungskraft, als die Erdichtungen sind. In dieser Hinsicht sind beide Thätigkeitsarten unvergleichbar, und es läßt sich durchaus nicht gedenken, wie vielmal der Aktus des Einbildens in dem Aktus des Dichtens enthalten sey, noch wie Einer von ihnen vergrößert oder verkleinert in dem andern übergehe. Die starke, feste und ausgedehnte Imagination des Ritters von Linné faßte eine unzählbare Menge klarer Empfindungsvorstellungen von körperlichen Gegenständen und eine gleiche Menge gehörter und gelesener Töne; erhält solche in ihrer Deutlichkeit und reproduciret sie. Man vergleiche die starke Seelenäußerung mit der Dichtkraft im Milton und Klopstock, die mit innerer Heftigkeit die Einbildungen bearbeitet, auflöset und vermischet, trennet und zusammenziehet, und neue Gestalten und Erscheinungen schaffet. Wie verschiedenartig sind nicht die Wirkungen? Ein unermeßliches Gedächtniß kann ohne eine hervorragende Dichtkraft, und umgekehrt die letztere vorhanden seyn, ohne daß das Gedächtniß von vorzüglicher Größe sey. Von dieser Seite betrachtet sind auch die Thätigkeiten und die Vermögen verschiedenartig. Dennoch aber sind sie von einer andern Seite angesehen, homogene Vermögen, und Vermögen einer und derselbigen Kraft. Ist das selbstthätige Vermögen zu reproduciren schon vorhanden; so wachse es, in so ferne es ein selbstthätiges Vermögen ist, und in so ferne es aufgenommene Vorstellungen wieder hervorziehet. Man gebe der Phantasie, die wie jedes Seelenvermögen mehrere Dimensionen, so zu sagen, hat, größere Lebhaftigkeit und Geschwindigkeit, und also von dieser Seite noch einen Grad innerer Selbstthätigkeit

mehr; und lasse sie dagegen an Stärke, die einzeln Empfindungsvorstellungen in ihrer individuellen Völligkeit wieder darzustellen, etwas zurück bleiben, so wird sie eine Kraft werden, welche Theile von ganzen Vorstellungen schnell aus ihrer Verbindung mit andern heraus zu heben und sie abzutrennen; dann mehrere Vorstellungen, die in unterscheidbaren Momenten aufeinander folgen, oder die an unterschiedenen Stellen und von einander entfernt lagen, in Einem Augenblick und auf Eine Stelle hin zusammen zu bringen, in einander zu drängen, zu vermischen und zu vereinigen vermögend ist. Das ist, sie wird selbstbildende Dichtkraft seyn. Es giebt indessen eine Gränze, über welche hinaus die mächtigste Dichtkraft unvermögend ist, diese Vereinigung von Empfindungsvorstellungen zu bewerkstelligen. Wenn die Empfindungen, deren Phantasmate zu einer Fiktion vermischt sind, selbst in der Empfindung zu einer neuen einfachen Empfindung vermischt sind, und dann davon ein Phantasma genommen wird; so ist dies letztere lebhafter und fester, als die selbstgemachte Fiktion hat seyn können. Hier ist die Gränzlinie. Die Dichtkraft kann keine einfache, neue Scheine hervorbringen, die so voll und lebhaft sind, als die Wiedervorstellungen von vermischten Empfindungen. Aber es scheinet doch, als wenn sie in einigen Fällen auf die äußerste dieser Gränze hinkomme, zumal alsdenn, wenn die neue Fiktion mit einem einfachen Wort hat bezeichnet werden können; denn dadurch werden ihre vereinigten Theile unzertrennbare und die ganze Vorstellung in der Phantasie wird inniger und fester vereiniget. Das Auflösungsvermögen der Dichtkraft, womit sie verwirrte Empfindungsscheine auseinandersetzet, ist eben da begränzet, wo es das Vermischungsvermögen ist, und dieses letztere, wo jenes es ist. Die Kraft der Seele reichet nicht hin, die sinnliche Vorstellung von dem weißen Licht in die sinnlichen Vorstellungen von den prismatischen Farben zu zerlegen; und der einfache Schein von dem Grünen lässet sich nicht in die einfachen Scheine von dem Gelben und von dem Blauen im Kopfe auseinander setzen. Aber in eben diesen Fällen übersteigt es auch das Vermögen der Seele, aus diesen gegebenen einfachen Empfindungsvorstellungen, als den Bestandtheilen, eine verwirrte Vorstellung von der grünen Farbe zu machen. Unter den Wirkungen, die aus diesen beiden Aeußerungen der Dichtkraft in den Vorstellungen entstehen, finden wir keine, die in unserm Verstande von größern und wichtigern Folgen sind, als die sogenannten sinnlichen Abstraktao der allgemeinen sinnlichen Vorstellungen. Ihre Entstehungsart macht uns noch näher mit den Gesetzen der Dichtkraft bekannt. Man darf dies Verfahren der Dichtkraft nur etwas genauer in den erwähnten Wirkungen ansehen, so ergeben sich folgende allgemeine Regeln, wornach sie verfährt, wenn sie neue einfache Vorstellungen durch die Vermischung oder durch die Auflösung machet. Erstes Gesetz. Mehrere einfache Vorstellungen, die sich ähnlich oder einerlei sind, fallen entweder von selbst zusammen, oder werden durch eine Thätigkeit der vorstellenden Kraft in Eins vereiniget. Dieß Produkt von ihr ist zusammengesetzt. Es hat etwas Eigenes an sich, das in seinen Ingredienzen einzeln genommen nicht vorhanden ist, und ist in so weit eine neue Vorstellung; aber doch einfach für uns, weil wir eben so wenig etwas Vielfaches in ihm unterscheiden, als in den Bestandtheilen, woraus es gemacht ist. Die Dichtkraft vergrößert und verkleinert, und machte dadurch neue Vorstellungen, in welchen sich nicht mehr unterscheiden läßt, als in denen, womit sie die Veränderung vernahm. Sie häufet das Aehnliche und das Einerlei auf, oder vermindert es, und machet Größen, Grade, Stufen, die über oder unter den Größen der Empfindung sind. Sie schaffet Broddingnacks und Lilliputier, Meilenlange Teufel u. s. w. Hier behält sie die Formen, die sie in den Empfindungsvorstellungen antrifft und schaffet neue Größen in ihnen: Dies letztere ist nur ein besonderer Fall von der allgemeinen Regel. Zweites Gesetz. Laß zwei oder mehrere Empfindungsvor-

stellungen nicht völlig einerlei seyn, aber doch Aehnlichkeiten haben, in denen sie zusammenfallen; wenn dies ist, so kann die Vorstellungskraft, indem sie das Aehnliche vorzüglich stark und lebhaft, das Verschiedene aber in einem schwächern Grade fasset, aus beiden zusammen eine neue verwirrte Vorstellung machen, welche für unser Gefühl eben so einfach ist, als es die partiellen Vorstellungen waren, die ihr Steff sind, aber doch eine andere Gestalt an sich hat, und von jenen einzeln vorgestellet unterschieden ist. Dasselbige geschieht von sich selbst, wo die deutliche Vorstellung dadurch in eine undeutliche übergegangen ist, daß die Empfindungsvorstellungen, welche gleichsam zwischen den einzelnen Theilen der ganzen Vorstellung lagen, und die letztern von einander getrennet hielten, verloschen sind. Es geschieht auch da, wo sonsten das Unterscheidbare an den Theilen der ganzen Vorstellung sich verlohren hat. Drittes Gesetz. Wenn eine dem Bewußtseyn nach einfache, sonsten aber an sich vielbefassende Vorstellung, mit vorzüglicher Intension von der Phantasie bearbeitet wird, so kann diese das darinnen enthaltene Mannichfaltige weiter auseinander treiben, und alsdenn jene in mehrere einfache Vorstellungen zertheilen, die eine jede wiederum für sich einfach, und doch von der erstern unterschieden sind. Wenn die einfache Vorstellung von einer Seite mit einer zweiten einerlei, in einer andern Hinsicht aber von ihr verschieden ist, so kann die Vorstellungskraft in solchen Fällen, wo die Vereinigung jener beiden einander zum Theil ähnlichen Ideen durch die ihnen anklebende verschiedene Nebenideen verhindert wird, eine Auflösung beschaffen. Die eine oder die andere, oder alle Beide können so auseinandergesetzt werden, daß das Ungleichartige in ihnen von dem Gleichartigen abgesondert, und also eine simple Vorstellung in zwei andere zerlegt wird. — Phantastisch nennt man überhaupt, was der Phantasie angehört, was mehr ein Geschöpf der Phantasiewelt als der wirklichen ist, und Phantast einen Menschen, unter dessen Geistesthätigkeiten die Phantasie vorherrschend ist, der sich den regellosen Träumen dieser Gauklerin, ohne sie durch seine Vernunft zu zügeln und sie nach einem bestimmten Zwecke zu leiten, überläßt: so spricht man von einer phantastischen Kleidung, einer phantastischen Schreibart. Das Phantastische ist immer der Beweis eines schwachen Kopfes, dessen Verstand nicht kräftig genug ist, während die Phantasie ihre Gebilde schafft, die Richtschnur des Maßes und der Ordnung fest in Händen zu halten, und nach ihr die Gränzen und Zweckmäßigkeit der Phantasiegebilde zu bestimmen. Die Phantasie soll stets der Vernunft dienen; wenn sie Herrscherin wird, gebiert sie das Phantastische.

Phantasmagorie, die Kunst, Scheinbilder, z. B. menschliche Gestalten, durch täuschende Mittel, z. B. Hohlspiegel, erscheinen zu lassen.

Phantasmen, Erscheinungen, von dem griechischen Worte φαινω, ich erscheine. Viele Psychologen haben Phantasmen als durch die Phantasie wieder erneuerte Vorstellungen definirt, im gewöhnlichen Sinne nennt man Phantasmen solche Bilder, welche ohne durch einen äußern Gegenstand veranlaßt zu seyn, die Einbildungskraft so lebhaft malt, daß der Mensch sich durch den Schein betrügen läßt und sie für wirkliche Objekte hält. So lange das Organ der Seelenthätigkeiten nicht krankhaft ergriffen und in zu hohen Reizzustand versetzt ist, werden die Bilder der Phantasie, wenn auch nicht willkührlich hervorgerufen, doch stets mit Freiheit und vernunftmäßig geregelt und geleitet werden können. Phantasmen sind demnach Geschöpfe einer Einbildungskraft, welche die Stimme der Vernunft nicht mehr hört, sondern willkührlich schafft und ihren Bildern eine solche Stärke und Deutlichkeit gibt, daß die Seele sie mit wirklichen Anschauungen verwechselt, oder doch, daß sie nur schwer von dem Bewußtseyn für Trug erkannt werden. Obgleich diese Bilder aus einer krankhaften Reizung des Gehirnorgans,

als des Trägers und Vermittlers der niederen Seelenkräfte entspringen, und außer dem Einflusse der Vernunft erzeugt werden, kommen, sich einander folgen und verschwinden: so folgen sie deswegen doch nicht gar keinem Gesetze, sie werden hervorgezogen und reihen sich aneinander nach dem Gesetze der Association, der Ideenverknüpfung, d. h. Vorstellungen werden auf einander erwecket nach ihrer vorigen Verbindung und nach ihrer Aehnlichkeit. — Veranlassung zu solchen unwillkührlichen Bildern der Phantasie geben alle Einwirkungen, welche das Gehirn in einen zu aufgeregten Zustand versetzen, z. B. in Fiebern, bei den die ganze Nervensphäre oder vorzugsweise das Gehirn leidet; so glaubt mancher Nervenfieberkranke, es läge noch Jemand bei ihm im Bette, er sehe eine Menge Menschen herumtanzen, Abgründe, Flammen ꝛc. Krankheiten des Unterleibs, wenn sie lange andauern und heftig werden, ziehen die Hirnthätigkeiten mit in den Kreis des Leidens und stimmen sie obnorm um. So können die gereizten Nerven des Unterleibes bei eingewurzelter Hypochondrie oder verstopften Hämorrhoiden die Phantasie der Leitung der Vernunft entziehen und sie zur Schöpfung unwillkührlicher Bilder anregen. Ein lehrreiches Beispiel, wie sehr eine unregelmäßig gereizte Stimmung der Unterleibsnerven auf das Gehirn wirket, liefert uns die Selbstbeobachtung des Nicolai. Seit längerer Zeit fühlte er sich nicht wohl und mißmüthig, und hatte seinen gewohnten Aderlaß und das Setzen von Blutigeln unterlassen. Plötzlich erscheint ihm die Gestalt eines verstorbenen Bekannten, sie wandelt auf und ab, und bald erscheinen mehrere. Nach Verlauf von einigen Tagen mehren sich die Gestalten so sehr, daß sein Zimmer damit angefüllt war, Verstorbene und Lebende, Bekannte und Unbekannte; sie gingen durcheinander, schienen Geschäfte abzumachen und zeigten sich in Gestalt, Kleidung und Gebärden so deutlich und klar, daß sie ihn in Versuchung führten, sie für wirkliche Personen zu halten. Die Erscheinungen kamen ohne und wider seinen Willen, und hingen so wenig von seiner Willkühr ab, daß er ein verschwundenes Bild mit der größten Anstrengung nicht wieder hervorrufen konnte. Die Erscheinungen traten bei Tag und Nacht ein, nur auf den Straßen und in fremden Häusern seltener. Ungefähr 2 Monate hatten ihn die Phantasmen geplagt, als er durch Blutigel davon befreit wurde. Mit jedem Blutverluste verloren sich einige und die andern wurden blasser, bis sie endlich gänzlich verschwanden. In den Annalen der Medizin findet man eine Menge Beobachtungen ähnlicher Phantasmen aufgezeichnet. Heftige Leidenschaften, angestrengte Studien, Ausschweifungen in der Liebe, kurz Alles, was das Nervensystem zu sehr reizt, kann den Grund zu diesem Leiden legen. Ein solcher Kranke steht dem Wahnsinne nahe und unterscheidet sich von dem wirklichen Irren nur durch das Bewußtseyn der Quelle der Bilder, daß sie Geschöpfe seines Gehirns sind, den keine äußere Realität entspreche; geht aber dies Bewußtseyn verloren, so wird der Kranke nach diesen Phantasieerscheinungen handeln, und gehört dann unter die Zahl der Wahnsinnigen.

Phantastisch, s. Phantasie.

Phantasus, ein Sohn des Schlafs, der in Träumen nur leblose Dinge darstellte. S. Morpheus.

Phantom, eine Erscheinung, die unsre Einbildungskraft erzeugt, ein Trugbild. Vergl. Phantasmen.

Phaon, s. Sappho.

Pharisäer, eine zahlreiche religiöse Sekte oder vielmehr theologische Schule unter den Juden, die in der Zeit der Makkabäer entstanden zu seyn scheint. Sie unterschieden sich von den Samaritanern, außer durch das mosaische Gesetz, noch dadurch, daß sie alle Propheten und Hagiographen annah-

men, und die alten Traditionen für eben so heilig und verbindend hielten, als das Gesetz selbst, und von den Sadducäern sowohl durch diese Punkte als auch durch den Glauben an ein zukünftiges Leben, an die Auferstehung der Todten, und durch die Lehre von der Vorherbestimmung und der freien Wahl. Ihr Haupt-Unterscheidungscharakter war ihr Eifer für die Sagen, welche sie aus eben der göttlichen Quelle als das Gesetz entsprungen glaubten. Sie hatten in Palästina unter allen Sekten den größten Anhang, und wußten daher die Macht, welche die Römer den Juden zu Christus Zeiten überließen, an sich zu ziehen. Ihre äußere Frömmigkeit imponirte den Pöbel; dabei besaßen sie einen großen Stolz; sie selbst sahen sich für Heilige an und trennten sich von den Andern als Sündern und Profanen; daher auch ihr Name. Christus rügte öfters und scharf ihre Scheinheiligkeit und gab hierdurch die Veranlassung, daß Pharisäer und Scheinheiliger für gleichbedeutend gilt. Ihre Grundsätze wurden in den Talmud aufgenommen und sind so zum allgemeinen Glauben der Juden geworden.

Pharmaceutik, s. **Apothekerkunst und Arzneikunde** (Geschichte der).

Pharmacie ist die Kenntniß der Arzneimittel, oder die Kunst, gewisse Stoffe zu sammeln, aufzubewahren, zu bereiten und zu mischen, um Arzneimittel daraus zu bilden. Pharmakologie ist die Lehre von den Kräften und Wirkungen der Arzneikörper und ihrer Zubereitung nach wissenschaftlichen Grundsätzen. Beide Ausdrücke kommen von dem griechischen Worte Φαρμακον, Gift, weil die Alten jeden Arzneistoff für ein Gift ansahen, das mit der größten Behutsamkeit und Umsicht angewendet werden müßte. Die Pharmacie ist keine für sich bestehende Wissenschaft, sondern die Anwendung naturhistorischer und chemischer Kenntnisse auf die Arzneimittel. Pharmakopöe oder auch Dispensatorium, nennt man die von den obern Medizinal-Behörden des Landes angegebenen Vorschriften, zur Bereitung der einfachen und zusammengesetzten Mittel. Es ist wichtig für den Arzt, daß in jedem Lande ein gesetzliches Dispensatorium bestehe; denn würde es den Apothekern überlassen, die Medikamente nach einer beliebigen Methode anzufertigen, so könnte der Arzt sich nicht mit Sicherheit auf seine Verordnungen verlassen: indem die nach verschiedenen Methoden bereiteten Arzneien von verschiedenem Gehalte und abweichender Stärke sind.

Pharsalia, s. **Lucanus**.

Pharsalus, s. **Cäsar und Pompejus**.

Pharus, Leuchtthurm, ein erhabenes, feststehendes Gebäude an der Küste des Meeres, worin des Nachts ein Feuer unterhalten wird, um den Schiffern gefährliche Stellen oder den Eingang in den Hafen zu zeigen. Der Pharus von Alexandrien war eins der berühmtesten Werke des Alterthums. Nach ihm erhielten alle ähnliche diesen Namen. Er stand an der Mündung des Nils und bestand aus mehrern stufenförmigen Galerien. Oben hing man eine Laterne auf, welche mehrere Meilen von der Küste gesehen wurde.

Phidias, einer der berühmtesten griechischen Bildhauer aus dem Zeitalter des Perikles, zu Athen geboren, war ein Sohn des Charmidas und Schüler des Eladus. Alle seine Zeitgenossen und auch die nachfolgenden Künstler übertraf er an erhabenen Ideen und in glücklicher Ausführung derselben. Er lebte in der glücklichen Epoche Athens, in welcher Perikles an der Spitze des Staats stand, und Athen mit den prächtigsten Gebäuden auszeichnete. Dieser große Mann setzte das Genie des Phidias in Thätigkeit. In dem Parthenon in der Akropolis verfertigte er das Standbild der Minerva und in Olympia die Bildsäule des Jupiter. Phidias war der Schöpfer des hohen Styls in der Kunst. In die Gesichtsbildungen legte er

viel Charakter und hohen Ausdruck. Seine Zeichnung war korrekter, als die seiner Vorgänger, sein Gewandwurf edler und einfacher. Er war der Erfinder des Ideals für die Bildung verschiedener Gottheiten. Sein Jupiter diente allen folgenden Künstlern zum Modell, vornehmlich im Ausdruck des Gesichts. Die Haare wußte er vortrefflich zu bilden. Im Ideal, vorzüglich im hohen ernsthaften Ideal, war er sehr glücklich; weniger in reizenden und jugendlichen Figuren. Fehler desselben waren: eine harte Zeichnung, zu scharfe Umrisse, Vernachlässigung der Schönheit, welche er dem Erhabenen aufopferte, Ueberladung seiner Werke mit Nebenfiguren, welches letztere überhaupt Fehler des noch nicht genug gereinigten Geschmacks seines Zeitalters war. Außer den schon genannten Hauptwerken des Phidias verfertigte er noch zu Athen in der Akropolis einen Apollo von Bronze, Parnopion genannt; eine Venus Urania aus parischem Marmor; zu Marathon, eine Nemesis aus dem nämlichen Marmor; eine Pallas zu Platäa aus übergoldetem Holze, die Extrema aus pentelischem Marmor; ein Weihgeschenk der Athener, wegen der marathonischen Schlacht; eine Pallas von Bronze zu Athen. — Vom Leben des Phidias ist uns fast nichts bekannt. Doch erzählen uns die Alten sein letztes unglückliches Schicksal, aber mit vielen Verschiedenheiten, besonders in Ansehung der Jahre. Darin stimmen alle überein, daß er nach Verfertigung der großen Minerva von den Feinden des Perikles und seinen eigenen Neidern in Anspruch genommen wurde, er habe einen Theil des dazu bestimmten Goldes unterschlagen, und daß der ganze Anschlag eigentlich dem Perikles galt, unter dessen Aufsicht er gearbeitet hatte. Die übrigen Umstände werden aber sehr verschieden erzählt. Nach Diodorus, der den Ephorus und dieser wieder eine Stelle des Aristophanes vor sich hatte, ließen sich einige Mitarbeiter des Phidias durch eine Kabale, die wider den Perikles angestiftet war, aufwiegeln, sich als Ankläger des Phidias anzugeben. Plutarch nennt unter ihnen Menon, welchen Neid dazu angereizt habe. Die Anklage geschah in der Volksversammlung, wurde aber bald widerlegt, da Phidias auf den Rath des Perikles, der wahrscheinlich die Kabale voraussah, das goldene Gewand der Göttin so angelegt hatte, daß es abgenommen werden konnte. Das richtige Gewicht zeigte seine Unschuld. Aber nun spann die Kabale eine andere Anklage an; der Künstler hatte am Schilde der Minerva in halberhobener Arbeit die Schlacht der Amazonen vorgestellt, und unter den Streitenden das Portrait des Perikles angebracht. Diesen Umstand ergriffen die Feinde dieses großen Staatsmannes und klagten den Künstler eines Religionsverbrechens und einer Entweihung der Statue an. Er wurde ins Gefängniß gelegt und starb in demselben, ehe noch das Urtheil gesprochen wurde, entweder eines natürlichen Todes, oder an Gift, welches ihm die Feinde des Perikles beibrachten, um diesen in Verdacht zu bringen, als habe er seinen Freund aufgeopfert, um von ihm, bei der Untersuchung des Verbrechens, keine nachtheilige Aussage befürchten zu dürfen.

Philadelphia, s. Pensylvanien.

Philanthropinismus. Nie ist vielleicht eine allgemeine Reform des Schulwesens zuversichtlicher verkündet worden, als in den zwei letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts. Es geschah bei der Entstehung der Schule, welcher der Stifter selbst den Namen Schule der Philanthropen — der Menschenfreunde gab, und sein pädagogisches System nannte er Philanthropinismus. J. B. Basedow (s. d. Art.) kannte die Fehler der häuslichen und öffentlichen Erziehung; er hatte zum Theil selbst darunter gelitten. In seiner praktischen Philosophie (1758) gab er schon Beweise, wie viel er über bessere Erziehung gedacht hatte. Aber Druck theologischer Intoleranz, und mehr als Alles, die Erscheinung des Emil von Rousseau, begeisterten

ihn mit dem Gedanken, der Reformator des Erziehungswesens von Deutschland zu werden. Basedow verläugnete es nie, wie viel er aus Rousseau geschöpft und mit eignen Ideen verbunden hatte; überdies machte er die Grundsätze der Didaktik des Comenius (s. d. A.) fast ganz zu den seinigen; was dieser theoretisch nur gewünscht, wollte er realisiren. Einen Erziehungskodex, der Alles enthalte, was bis ins 15te Jahr zur Unterweisung und Erziehung eines jungen Weltbürgers verlangt werden kann, hielt er für das nächste Bedürfniß. Er kündigte sein Elementarwerk an, und forderte das Publikum auf, die Kosten herbeizuschaffen. Es that mehr, als man erwarten konnte; wenn Basedow auch keine 30.000 Thlr., die er verlangt hatte, erhielt, so bekam er doch die Hälfte. Das Elementarwerk erschien 1773, doch eine Pflanzschule für Lehrer, welche nach einer verbesserten Methode Weltbürger erziehen, und eine Musterschule — ein Philanthropin, eine Werkstätte der Menschenfreundschaft, worin nach Basedow's Ideal wahre Menschen erzogen werden sollten — kam nicht zu Stande. Dazu war die größere Summe die Bedingung gewesen. Die kleinere reichte nur zu einem philantropischen Erziehungsinstitute hin. Es ward 1777 zu Dessau eröffnet, aber schon im J. 1795 ging es durch innere Disharmonie der Mitwirkenden unter; doch nicht ohne einige Töchterschulen gebildet zu haben, die zwar größtentheils das Schicksal der Mutter theilten, von denen aber Eine oder die Andere noch besteht und schöne Früchte trägt: als das Philanthropin in Schnepfenthal von Salzmann. Einen wohlthätigen Einfluß hatte der Philanthropinismus auf die Landschulen: segensreich waren die Bemühungen des Domherrn von Rochow für die Landschulen (s. beide Art.). Die Grundsätze des Philanthropinismus sind kurz folgende: Die Welt kann bisher kein Schulwesen haben, das nicht selbst in seinem Grundbau höchst fehlerhaft seyn müßte. Es fehlt ihr an einem praktischen Lehrseminar und an überlegtem Plan für die Folge der Schulbücher. Ueberall werden unverstandene Worte auswendig gelernt. Es müssen vor allen Dingen Künstler gebildet werden, wenn Kunst gedeihen soll. In der körperlichen Erziehung muß man zu der Methode der Alten zurückkehren. Abhärtung und Gymnastik wird stärken und bilden. In der geistigen Ausbildung muß Erziehung zur Humanität das letzte Ziel seyn. Bisher hat man nur Gelehrte, oder Edelleute, oder Handwerker, überhaupt Berufsarbeiter erzogen. An Menschen, an Kosmopoliten ist der Welt weit mehr gelegen. Durch Vernunft allein, aber auch durch strengen Gehorsam, der auch wohl durch körperliche Zucht in gewissen Fällen erzwungen werden darf, muß der Wille gelenkt werden. Die Religion sollte in der Jugend nur in der höchsten Einfalt und ohne alle Rücksicht auf Partheien und Sekten gelehrt werden. Der Kirchenglaube gehört für spätere Jahre. Man muß die Tugend und Religion der Jugend angenehm und leicht machen, damit sie solche liebgewinne. Man muß den natürlichen Hang zur Freiheit nicht unterdrücken, sondern nur leiten. Die Kinder sind von Natur gut. Der Zwang macht sie meist schlechter. Sie sind von Natur menschenfreundlich. Philanthropie muß die Tendenz aller Erziehung seyn. Man soll in den Kindern weit mehr die Natur als die Kunst achten. Feine Sitten und Gebräuche der Welt sind zum Theil Unnatur. Behandle man die Kinder als Kinder, damit sie desto länger unverdorben bleiben. — So viele Freunde der Philanthropinismus fand, eben so viele Feinde erklärten sich gegen ihn; doch können sie ihm das Verdienst nicht abstreiten, daß er einen, von Vielen vergessenen, Gegenstand, an welchem der Menschheit Großes, an welchem ihr Alles liegen sollte, aufs Neue in Anregung gebracht; daß er Aufmerksamkeit und Enthusiasmus dafür zu erwecken gewußt; daß er die Theilnahme der Regierungen gewonnen, und zuerst wieder fühlen gelehrt, daß sie es dem Wohle ihrer

Staatsbürger und ihrem eigenen Wohle schuldig wären, wo nicht selbst Hand anzulegen, doch die Arbeiten der Privatpersonen bei der Erziehung der Jugend zu schützen, zu erleichtern, zu befördern; obgleich der Philanthropinismus selbst mehr darnach strebte, umzuwälzen und neuzuschaffen, als auszubilden, zu ordnen und zu vervollkommnen. Durch Schrift und That wirkten zur Realisirung und Verbreitung des Philanthropinismus vorzüglich: Ch. H. Wolke, Isaak Iselin, Schweighäuser, J. H. Campe, E. Ch. Papp, Ch. G. Salzmann, J. Ch. Guths Muths, Ph. Jul. Lieberkühn. Unbefangene werden sowohl die Vor- als Nachtheile des Philantropinismus würdigen. Ein großer Nachtheil war es, daß er in die praktische Erziehungsmethode zu viel Spielendes und Tändelndes einführte, und anfangs offenbar die Arbeitsscheu zu sehr begünstigte, und eben darum so wenige Menschen bildete, die für das ernste Geschäftsleben taugten. Demungeachtet bleibt es im eigentlichen Kindesalter doch wohl die allernatürlichste Art, mehr unbemerkt Kenntnisse beizubringen, die in jeder wissenschaftlichen Form etwas Abschreckendes haben würden, und Arbeit und Erholung, Bewegung und Stillsitzen oft abwechseln zu lassen.

Philemon und Baucis, ein wegen seiner noch im hohen Alter treuen Liebe im griech. Alterthume berühmt gewordenes Ehepaar. Beide waren schon bis zum Greisenalter vorgerückt, und lebten in einer kleinen Hütte, als Jupiter und Merkur in menschlicher Gestalt vom Olymp herabgestiegen, um Phrygien zu besuchen. Niemand in der Gegend, wo Philemon und Baucis wohnten, wollte die Fremdlinge bei sich aufnehmen; aber Baucis und Philemon empfingen sie gastfreundlich in ihrer armseligen Wohnung. Da der Wein, den sie ihnen vorsetzten, nicht abnahm, so erkannten sie daran die hohe Abkunft ihrer Gäste, und eilten, eine Gans zu opfern, welche sie in ihrer Hütte aufzogen. Aber die Gans, geschwinder als die Alten, entschlüpfte ihren Händen, und flüchtete sich zu den Füßen der Götter, welche ihr das Leben zu schenken befahlen. Sie standen nun vom Tische auf, und ihre Wirthe mußten ihnen auf die Spitze eines dem Flecken benachbarten Berges folgen. Als sie hier auf den Befehl der Götter hinter sich blickten, sahen sie das ganze Dorf von Wasserfluthen überschwemmt, ausgenommen ihre Hütte, welche sich in einen prächtigen Tempel verwandelte. Jupiter versprach ihnen nun, daß er ihnen jede Bitte gewähren wollte, welche sie an ihn thun würden. Sie verlangten aber nichts von dem Gotte, als daß sie die Diener seines Tempels und nicht Einer von ihnen eher als der Andere sterben dürfte. Ihre Wünsche wurden erhört, und als sie ein außerordentlich hohes Alter erlangt hatten, und sich eben vor der Thüre des Tempels von dem Wunder unterredeten, dessen Augenzeugen sie gewesen waren; so bemerkte Philemon, daß Baucis sich in eine Linde, und Baucis, daß Philemon sich in eine Eiche verwandelte. So lange sie noch sich sehen und sprechen konnten, nahmen sie den zärtlichsten Abschied von einander.

Philidor (Andre Danican), geboren zu Dreux 1726, kam frühzeitig nach Versailles, wo er als Page in die königl. Kapelle trat, und unter Campra die Musik erlernte. Schon im 11ten Jahre ließ er einige Motette vor dem Hofe aufführen. Die erste Zeit hielt er sich zu Paris auf, gab Unterricht und komponirte Motette. Nebenbei hatte er sich eine solche Fertigkeit im Schachspiele erworben, daß er 1745 eine Reise nach Holland England und Deutschland machte, um einen würdigen Gegner auf dem Schachbrette aufzusuchen. 1758 war er in England, und machte sich durch die Composition der berühmten Ode von Dryden bekannt. Nach Frankreich zurückgekehrt, setzte er mehrere Stücke, an den man den vorherrschenden italianischen Geschmack tadelte; er componirte hierauf komische Opern und stand größern Beifalls. Philidor besaß viele Kenntnisse

des Satzes, seine Harmonie ist ausdrucksvoll und bearbeitet, aber seinem Gesange mangeln oft Interesse und Melodie; auch hat man vielfach das Allzuspielende in seinen Gemälden getadelt. Den größten Ruhm hatte er als Schachspieler; er reiste jährlich auf Kosten des dortigen Schachclubs, dessen Mitglied er 30 Jahre war, nach London, wo er auch den 31. August 1795 starb. Sein außerordentliches Gedächtniß im Schachspiele setzt in Erstaunen. Noch zwei Monate vor seinem Tode spielte er mit verbundenen Augen zwei Schachspiele zugleich und gewann sie.

Philipp der Zweite, Vater Alexanders des Großen, König von Macedonien, vierter Sohn vom Könige Amyntas, kam in seiner Jugend als Geißel nach Theben und wurde daselbst unter den Augen des Pelopidas und Epaminondas erzogen. Von der Natur mit den herrlichsten Eigenschaften ausgerüstet, nahm er sich diese großen Männer zum Muster und erreichte sie in Ansehung des Muthes und der Kriegskenntniß; weit aber blieb er in Absicht auf Seelengröße, Großmuth und Gerechtigkeit hinter ihnen zurück. Nach dem Tode seines Bruders Perdikas III., entfloh er aus Theben, 22 Jahre alt, ließ sich zum Vormund seines Neffen erklären und bestieg bald darauf 360 vor Christo an seiner Statt den Thron. Glänzende Siege über die Illyrier, Päonier und Thracier befestigten ihn auf demselben und die Schlacht gegen die Athenienser bei Methonte, wegen Amphipolis, einer athenischen Colonie, die er für frei erklärt hatte, worin sich der Sieg ebenfalls auf seine Seite neigte und die dabei bewiesene Großmuth, indem er die Gefangene ohne Lösegeld nach Athen zurückschickte, verschaffte ihm ein Bündniß mit dieser Republik. Kurz darauf entriß er den Illyriern Krenides, eine von den Thraciern erbaute Stadt, die seinen Namen empfing, mit den wichtigen Goldminen in ihrer Nähe, vermählte sich mit Olympias, Tochter des Molosserkönigs Neoptolemus, eroberte mehrere Städte in Thracien und faßte, da er von den Barbaren nichts mehr zu fürchten hatte, den Plan, sich zum Herrn von Griechenland zu machen. Olynth, eine athenienſiſche Colonie, kam durch List in seine Hände, und der heilige Krieg gegen die Phocier überlieferte ihm nicht nur die Eingangspässe in das eigentliche Griechenland, sondern auch einen Rang unter den Staaten Griechenlands. Wo seine Macht nicht ausreichte, unterstützte ihn List und Geld. Vergebens suchte Demosthenes gegen ihn Feinde zu erwecken; Waffengewalt und glatte Worte vermehrten sein Ansehen von Tag zu Tag. Die Athener Diopeithes und Phokion siegten umsonst in Thracien; der Sieg von Cheronea (338) über die Böotier und Athener erfochten, entriß ihnen die Früchte ihrer Siege und allgemein wurde nun Philipp von den auf dem Isthmus versammelten Griechen zum Oberbefehlshaber des Krieges gegen Persien erklärt. Während der Zurüſtung zu diesem Feldzuge wurde er (336) von einem Soldaten seiner Leibwache, Pausanias, im 47. Jahre seines Alters und zwar am Tage der Vermählung seiner Tochter Cleopatra an Alexander von Epirus, Bruder der verstoßenen Olympias, ermordet. Seinem Sohne und Nachfolger Alexander, erleichterte er durch Errichtung des Phalanx und durch die trefflichste Kriegsdisziplin unter seinen Truppen, die Eroberung in Persien.

Philipp II. stand, als sein Vater Karl V. ihm die Zügel der Monarchie übergab, in einem Alter von 32 Jahren. Er war den 21. Mai 1527 zu Valladolid von Isabella, Tochter Emanuels des Großen, Königs von Portugal, geboren. In Spanien von abergläubischen und schwärmerischen Priestern erzogen, waren sein gallsüchtiges Temperament, sein ernster und düsterer Charakter durch die Art der Arbeiten und Vorstellungen, der Vergnügungen und Entbehrungen, mit den man seine Kindheit und Jugend ausgefüllt hatte, noch mehr in ihrem Wesen bestärkt worden. Zwar fand sich zwischen seinem

und dem Nationalcharakter der Spanier eine gewisse Aehnlichkeit, doch hatte er die Eigenschaften dieses schätzenswerthen Volkes alle übertrieben und daraus wirkliche Laster gebildet. Jener natürliche Stolz, der bei seiner Nation sich der Größe der Seele nähert, war bei ihm in einen kalten alles wegwerfenden Stolz übergegangen. Der Spanier besitzt lebhafte Leidenschaften; die seinigen waren in dem Grade glühend, als er sie noch mehr konzentrirt hatte, und er verstärkte sie, indem er sie verbarg. Der Spanier liebt den Ernst und das Schweigen, Philipp war finster, undurchdringlich, und verschloß alle seine Gefühle so sehr in das Innerste seines Herzens, daß er sich nicht einmal eines Lächelns erlaubte. Der Spanier hängt an seiner Religion und beobachtet auf das Genaueste ihre Gebräuche; Philipp übertrieb aber die Genauigkeit bis zur kleinlichen Aengstlichkeit, und diese Aengstlichkeit bis zur Schwärmerei. Es würde in der That schwer zu entscheiden seyn, ob sein Charakter jene Grundsätze der Intoleranz, die er mit einer furchtbaren Festigkeit befolgte, oder ob diese Grundsätze seinen Charakter umwandelten, und ihn erst zu jenem hohen Grade von Herrschsucht, Härte und Grausamkeit verleitet haben. Wenn Caligula in seiner Raserei dem gesammten Menschengeschlechte nur Einen Kopf wünschte, so wünschte Philipp ihm nur Einen Gedanken, und zwar den seinigen, welchen es nicht aus Ueberzeugung, sondern aus Gehorsam annehmen sollte. Mit Verachtung begegnete er den Menschen, mit Achtung den Priestern; er fürchtete Gott nicht wie ein Kind, sondern wie ein Sklave, der vor der Hölle zurückbebt. Die Thätigkeit, Schärfe und Tiefe seines Verstandes verleiteten ihn oft zu allzufeinen Plänen, und aus Mangel an Einfachheit verfehlte er häufig das Rechte. Sein Wille stand unerschütterlich fest, wie das Schicksal; Niemand vermochte ihn, seinen Plan aufzugeben, Niemand seinen Entschluß zu verändern, und oftmals scheiterte er in seinen Unternehmungen, da er zu hartnäckig gegen die Umstände, gegen die Natur selbst ankämpfte. Anhaltender Arbeiten fähig, kannte er keinen andern Genuß, als den der Geschäfte. Sein Ehrgeiz trachtete nach Allem, er überstieg sogar oft seine, obwohl ungeheure Kräfte, und beabsichtete nichts weniger, als eine Universal-Monarchie aller Kräfte, aller Handlungen und Meinungen der Menschen. In seinem Hasse unversöhnlich, wie in seiner Rache, im Glücke wie im Unglücke gänzlich ohne äußere Regungen des Gefühls, strenge und schweigend, jedem Ausdrucke des Wohlwollens fremd, sicherte nichts vor dem Misbrauche, welchen er von seiner unumschränkten Macht machen konnte. Der Mensch war in ihm furchtbarer, als der Monarch. Von dem Innern seines Pallastes aus hat dieser unsichtbare und böse Geist 44 Jahre hindurch alle Staaten in Bewegung gesetzt, alle Länder mit Blut angefüllt, und endlich, indem er Andern den Untergang bereiten wollte, sich selbst seinen eignen bereitet. Man hat ihm den verdienten Namen des Dämons des Süden beigelegt; denn in der That, es hat wohl nie einen Menschen gegeben, der die Menschlichkeit weniger kannte und weniger achtete, als Philipp. Im 16. J. ward er mit Maria, Tochter des Königs v. Portugal, vermählt. 1547 machte er eine Reise nach den Niederlanden, und traf den Kaiser zu Brüssel. Seine Härte des Gemüths, sein finsteres Wesen und seine Anhänglichkeit an die Spanier machten keinen günstigen Eindruck auf die Niederländer. Durch ein ähnliches kalte und stolze Benehmen entfernte er auch die Deutschen von sich und machte 1550 den Plan des Kaisers scheitern, ihn auf dem Reichstage zu Regensburg zum Nachfolger im Reiche erklären zu lassen. 1554 übergab ihm sein Vater den Thron von Neapel und Sicilien, und verheirathete ihn zugleich mit der Königin von England, Maria. Um die Engländer zu gewinnen, bezeigte er sich ungemein freigebig, vermochte aber doch nicht, das Parlament dahin zu stimmen, ihm Hülfe gegen Frankreich zu leisten und ihn als König anzuerkennen. Er ging daher nach Flandern zurück, und konnte durch die zärtlichsten Briefe seiner

Gemahlin nicht bewogen werden, für jetzt England wieder zu betreten. 1555 entsagte Karl V. der Regierung und Philipp betrat den spanischen Thron. In Gegenwart der Generalstaaten bekleidete ihn Karl mit der Oberherrschaft der Niederlande, und wenige Wochen darauf übernahm er die Regierung Spaniens. 1556 schloß er mit Frankreich einen Waffenstillstand; doch die Franzosen brachen ihn auf des Papstes Pius IV. Betrieb schon in demselben Jahre: der Papst erklärte, Philipp habe den Thron von Neapel, ein päpstliches Lehn, verwirkt, und mußte durch den Herzog Alba zu einem Waffenstillstand genöthigt werden. Philipp ging hierauf nach England, und beweg Maria zum Krieg gegen Frankreich. Ein englisches Corps unter dem Herzog Philibert von Savoyen und dem Grafen von Egmont vereinte sich mit dem spanischen Heere, das St. Quentin in der Pikardie belagerte. Den 10. Aug. 1557 kam es zur Schlacht, und die Franzosen wurden unter Montmorency gänzlich geschlagen. Philipp soll während der Schlacht zwei Gelübde gethan haben; sich nie mehr in eine Schlacht zu wagen, und dem St. Laurenz ein Kloster zu erbauen, wenn er ihm den Sieg verleihte. Der Edkurial ist das Denkmal des Dankes Philipps gegen diesen Heiligen. Die Einnahme von Quentin, Catelet, Ham und Noyon, war die einzige Frucht dieses Sieges, und bald darauf rächte der Herzog von Guise durch die Wegnahme von Thionville und Calais die Schmach seiner Nation. Die Eroberung von Calais beschleunigte Maria's Tod, 1558. Elisabeth bestieg den englischen Thron, und Philipp bewarb sich um ihre Hand; doch die staatskluge Fürstin, welche den Haß der Engländer gegen Philipp kannte, wich dem Anerbieten aus. Die Franzosen wurden noch einmal bei Gravelingen auf's Haupt geschlagen. Die Folge dieses Sieges war der Friede von Chateau-Cambresis, der den 13. April 1558 geschlossen ward. Philipp gewann die festen Plätze Thionville, Marienburg, Montmedi und Hesdin. Ein Friedensartikel betraf die Vermählung Philipps mit der früher seinem Sohne, Don Carlos, bestimmt gewesenen Prinzessin Elisabeth von Frankreich. Philipp kehrte nach Spanien zurück und feierte zu Valladolid seinen Triumph durch ein Auto-da-fe, bei dem 40 Unglückliche verbrannt und erdrosselt wurden, und wohnte dem blutigen Schauspiel mit der größten Erbauung, welche spanische Schriftsteller rühmlichst erwähnen, bei. Bald darauf brachen die Unruhen in den Niederlanden aus. Die Reformation hatte schon unter Karl V. dort bedeutende Fortschritte gemacht und Philipp, der die Nachsicht, mit der Karl bisher die Religions-Neuerer behandelt hatte, als ein Verbrechen betrachtete, beschloß gegen den Widerspruch und die Privilegien der Provinzen mit Gewalt den alten Glauben aufrecht zu erhalten und den neuen zu unterdrücken. Ein Gerichtshof der Inquisition nach spanischem Muster ward errichtet, und ein Heer hielt den freien Sinn der Niederländer am Boden. Der Kardinal Granvella, ein eigenmächtiger Mann, beherrschte die Statthalterin Margaretha, Herzogin von Parma, und erlaubte sich gegen die Vorrechte der Stände manche Eingriffe. Der Adel beschwerte sich über ihn, und Philipp, obgleich er lange nicht darauf achtete, mußte ihn doch zuletzt zurückrufen. Seine Nachfolger Viglius und Barlaimont verführen aber nach demselben Unterdrückungssysteme, und weder Philipp noch sie wollten die Strenge der Inquisition mildern. Philipp verband sich sogar mit Katharina von Medicis und ihrem Sohne, Karl IX. von Frankreich, die Ketzerei mit furchtbarer Strenge auszurotten, und seine Inquisitionsgerichte verfuhren in den Niederlanden mit einer solchen Grausamkeit, daß Protestanten und Katholiken gleich erbittert waren, und auf ihre Aufhebung drangen. Philipp ging starrsinnig den einmal eingeschlagenen Weg, und das Volk ward unruhig. Jetzt erschien (1567) der Herzog von Alba mit einem Heere ausgesuchter Krieger; die Häupter der widerstrebenden Partei wurden eingezogen und enthauptet. S. d. Art. Hoorn und

Egmont. Wilhelm von Oranien rettete sich durch die Flucht. Ein neues drückendes Steuersystem steigerte den Geist der Unruhe und Empörung aufs Höchste. In demselben Jahre starb Philipps Sohn, Don Carlos (s. d. Art.), der eine Menge Laster besaß, und durch keine einzige Tugend sie ersetzte, im Gefängnisse, des Hochverraths überwiesen, und zwei Monate darauf die schwangere Elisabeth. Zugleich empörten sich die durch Religionsdruck erbitterten Mauren in Granada. Erst 1570 konnte der Aufruhr gestillt werden, und Philipp vermählte sich zum vierten Male mit Anna von Oestreich. Im folgenden Jahre trug seine Flotte unter Don Juan von Oestreich einen glänzenden Sieg über die Türken bei Lepanto (s. d. Art.) davon. In den Niederlanden kämpfte man mit Erbitterung; Alba's Grausamkeit erregte überall den heftigsten Widerstand, so daß Philipp ihn zurückrief. Requesens ersetzte ihn und starb, ohne etwas ausgerichtet zu haben. Ihm folgte Don Juan von Oestreich, der auch, ohne die Ruhe wieder herstellen zu können, 1578 starb. Am 23. Januar 1579 errichteten die Stände zu Utrecht einen Bund, und beschlossen einen fremden Fürsten an die Spitze des Staats zu zu stellen. Der Prinz Alessandro Farnese von Parma übernahm das Commando nach Don Juan, und erhielt durch sein Glück und seine Feldherrntalente die belgischen Provinzen der spanischen Krone. Inzwischen ließ Philipp durch seinen Feldherrn Alba das Königreich Portugal, auf das er nach dem Tode des Königs Sebastian von mütterlicher Seite Ansprüche hatte, erobern und empfing 1581 selbst die Huldigung der Stände. Ein niedriger Mörder befreite ihn darauf von seinem gefährlichsten Feinde; Balthasar erschoß 1584 den Prinzen von Oranien. Man klagt Philipp dieser Mordthat wegen an; so viel ist gewiß, daß er früher einen Preis auf des Prinzen Kopf gesetzt, und sowohl er als sein Hof sich durch die Nachricht des Todes zu unanständigen Freudensbezeugungen verleiten ließen. Auf alle Fälle gewann er nichts durch den Mord; in Wilhelms Sohn, Moritz, erstand ihm ein noch furchtbarerer Feind. Mit der jungen Republik hatte Elisabeth (s. d. Art.) ein Schutz- und Trutzbündniß geschlossen, und ließ die spanischen Besitzungen in Amerika durch eine Flotte unter Sir Francis Drake angreifen. Philipp wollte sich rächen, er wiegelte die Irländer auf, und rüstete zur Eroberung Englands eine nie gesehene Flotte aus. Sie hieß die unüberwindliche Armada und bestand aus 150 großen Kriegsschiffen, mit 20.000 Soldaten, 7000 Matrosen und war mit einem Groß-Inquisitor, 150 Dominikanern und 3000 Kanonen besetzt. Am 29. Mai 1588 lief sie unter dem Befehle des Herzogs von Medina-Sidonia aus dem Hafen von Lissabon. Mit ihr sollte sich der Herzog von Parma mit einem andern Heere von 30.000 Mann vereinen; doch die Holländer hielten diesen mit 44 Schiffen zu Nieuport eingeschlossen, und die Engländer griffen in der Nacht vom 7. auf den 8. August, auf der Höhe von Dünkirchen die unüberwindliche Flotte mit Brandern an, zerstreuten, und schlugen sie dann einzeln in fünf Treffen. Ein Sturm vernichtete sie noch mehr, so daß der Herzog von Medina Sidonia nur mit 60 Schiffen und 6000 Mann nach Spanien zurückkehrte. „Des Herrn Wille geschehe, sagte Philipp kalt, als er vom Admiral die unglückliche Nachricht erhielt; ich hatte meine Flotte gesandt, England zu bekämpfen, aber nicht die Elemente.“ Während der Zeit er England angriff, verband er sich mit der Ligue (s. d. Art.) in Frankreich gegen Heinrich IV. Der Herzog von Parma erhielt den Befehl nach Paris zu eilen, um den von Heinrich IV. eingeschlossenen Herzog von Mayenne, den Anführer der Ligue, zu befreien. Man schiebt dem Philipp die Absicht unter, daß er seine Tochter Klara Eugenia, deren Mutter Elisabeth war, auf den französischen Thron hat setzen wollen. Zweimal zog der Herzog von Parma nach Frankreich, und richtete beide Male nichts aus; er starb bald darauf. Nach der Thronbesteigung Heinrichs IV. wandte

Philipp Alles an, die Lossprechung des Königs vom Banne zu verhindern. Dies führte einen Krieg herbei, während der mit England und den vereinigten Staaten mit abwechselndem Glücke fortdauerte. Den empfindlichsten Schlag brachten ihm die Engländer unter Howard und Esser durch die Einnahme von Cadix und Vernichtung der spanischen Flotte bei, während der Prinz Moritz von Oranien glücklich in den Niederlanden focht, und die vereinigten Provinzen sich zu einem unabhängigen Staate erklärten. Durch Alter und Krankheit gebeugt, dachte endlich Philipp ernsthaft daran, seine Regierung friedlich zu schließen. Er schloß 1597 den Frieden zu Vervins mit Frankreich und gab die eroberten Städte zurück. Philipp, durch die Ausschweifungen seiner Jugend und die angestrengten Arbeiten entkräftet, hatte schon zwei Jahre an der Gicht, Wassersucht und an einem auszehrenden Fieber gelitten. Wie er sein Ende sich nahen fühlte, ließ er sich nach dem Eskurial bringen. Hier verschlimmerte sich sein Zustand, schreckliche Schmerzen marterten ihn Tag und Nacht, Eiterbeulen brachen überall auf, und in ihnen erzeugte sich eine zahllose Menge Läuse. Er ertrug seinen qualvollen Zustand unerschütterlich standhaft, und behielt bis auf den letzten Augenblick die Besinnung. Er befolgte auf seinem Todbette mit ängstlicher Pünktlichkeit die Vorschriften der Kirche, ermahnte seinen Sohn Philipp und seine Tochter Klara Eugenia zum Eifer gegen die katholische Religion und starb den 13. September 1598. Er hatte sein ganzes Leben mühevoll gestrebt, und mußte alle seine Pläne scheitern sehen, er wollte Spanien zur herrschenden Macht in Europa erheben, und nahm dessen Glück mit ins Grab. Spaniens Verfall ist Philipps Werk, und sein unheimlicher, düsterer Geist, den er der Verwaltung eingehaucht hatte drückt noch jetzt mit lähmender Last das herrliche Land.

Philipp II., August, der Eroberer oder auch der von Gott gegebene (Dieu-donné) genannt, König von Frankreich, Sohn Ludwigs VII., 1165 geboren, gelangte nach dem Tode seines Vaters 1180 zur Regierung, nachdem er schon zuvor mehrere Beweise seines Muthes abgelegt hatte. Als daher der König von England, Heinrich der II., von seiner Jugend Nutzen ziehen und ihm einen Theil seiner Staaten entreißen wollte, zog er sogleich gegen ihn und zwang ihn durch die Waffen zur Erneuerung der alten Verträge zwischen Frankreich und England. Kaum war diese Fehde geendigt, so suchte er seinem Volke auch die Früchte des Friedens genießen zu lassen. Er bestrafte deßhalb die Räubereien der Großen, verschönerte und vergrößerte Paris, umgab es mit Mauern und Thürmen und beweg eben hierdurch die Bewohner anderer Städte zur Nachahmung. Auch vertrieb er die Juden, die sich vieler Ränke bedient hatten, um das Geld seiner Unterthanen in ihren Seckel zu bringen, aus seinem Reiche und erklärte, daß die von seinen Unterthanen geliehenen Geldsummen mit Recht ihnen vorenthalten würden. Glücklich beendigte er hierauf einen Streit mit dem Grafen von Flandern (1184), entriß in einem neuen Kriege Heinrich II. von England die Städte Issoudun, Tours, Mans und andere und unternahm hierauf mit König Richard Löwenherz von England (1190) einen Kreuzzug nach Palästina, nachdem er vorher seine Mutter, die Königin Adelheid und den Kardinal von Champagne zu Vormündern seines Sohnes und Regenten seines Reichs ernannt hatte. Acre wurde den 13. Juni 1191 nach hartnäckiger Belagerung den Sarazenen entrissen, allein es streute neuen Samen zur Zwietracht zwischen Frankreichs und Englands Könige und gab dadurch Veranlassung, daß der so glücklich begonnene Feldzug so unglücklich endete. Von einer heftigen Krankheit befallen kehrte Philipp bald darauf nach Frankreich zurück. Im Jahre 1198 entriß er dem Grafen Balduin VIII. von Flandern die Grafschaft Artois und, ungeachtet des dem König Richard Löwenherz von England beim Antritt des Kreuzzuges geleisteten Schwures, seine Staaten

während desselben unangetastet zu lassen, diesem die Stadt Evreux und den Distrikt Vexin. Die verunglückte Belagerung von Rouen hinderte ihn indeß an weitern Eroberungen. Während des 6monatlichen Waffenstillstandes mit England verstieß er seine rechtmäßige Gemahlin Ingelburg, Schwester des Königs von Dänemark, und vermählte sich mit Agnes von Meran, die er jedoch, um den Bannstrahl des Papstes von sich abzuwenden, bald wieder von sich ließ, worauf eine Aussöhnung mit seiner frühern Gemahlin erfolgte. Da indeß nach Richards Tod desselben Bruder, Johann ohne Land (1199), sich mit Uebergehung seines Neffen Artus, des englischen Throns bemächtigt und denselben in einer Schlacht bei Poitou gefangen genommen, hatte hinrichten lassen; lud Philipp den Mörder vor Gericht nach Frankreich, verdammte ihn, da er nicht erschien (1203) zum Tode und erklärte die französischen Lehne der englischen Könige der Krone Frankreich anheim gefallen. Er bemächtigte sich hierauf nach und nach der Normandie und der Provinzen Maine, Anjou, Touraine und Poitou, so daß Johann ohne Land in Frankreich nur noch Guienne besaß. Da der Papst nun noch überdies den König von England in den Bann gethan und Philipp II. August zum Vollstrecker seiner Befehle ernannt hatte, dachte Letzterer ernstlich daran, sich auch Englands zu bemächtigen, rüstete eine ansehnliche Flotte aus und würde vielleicht auch seine Absicht erreicht haben, wenn nicht Johann ohne Land sich mit dem römischen Hofe ausgesöhnt und England als ein päpstliches Lehn dem römischen Stuhle unterworfen hätte. Der ausdrückliche Befehl des Papstes hinderte Philipp August, etwas gegen Englands König zu unternehmen; er wandte daher seine Truppen gegen den Grafen von Flandern und als Kaiser Otto IV. diesem zu Hülfe zog, erfolgte die Schlacht bei Bovines (den 22. Juli 1214), die sich siegreich für die Franzosen endigte. Die Grafen von Flandern und Boulogne und mehrere andere französische Vasallen, die gegen ihn gefochten hatten, wurden gefangen und verloren den größten Theil ihrer Besitzungen. An demselben Tage erfocht sein ältester Sohn und Nachfolger Ludwig VIII. ebenfalls einen glänzenden Sieg in Poitou über die Engländer. Kurz darauf riefen ihn die unzufriedenen Engländer um Hülfe gegen ihren König Johann ohne Land und er bewog dieselben, seinen Sohn Ludwig VIII. von ihm als König zu erbitten. Ludwig landete hierauf in England, ließ sich in London krönen, wurde aber 1216 in den Bann gethan und nach Johanns Tod und der Krönung Heinrichs III. aus England vertrieben. Philipp II. August starb kurz darauf zu Mantes an der Seine den 14. Juli 1223. Während seiner Regierung fingen in Frankreich die Kreuzzüge gegen die Albigenser und die Grafen von Toulouse unter Anführung des Grafen Simon von Montferrat an, die Frankreichs blühendste Gefilde in Wüsteneien verwandelten. Außer den genannten Eroberungen erwarb dieser König durch Kauf mehrere bedeutende Graf- und Herrschaften, so daß nicht leicht ein König der dritten Dynastie Frankreichs ihn an Vergrößerung seines Reiches übertrifft. Auch hielt er zuerst ein stehendes Heer, was jedoch bald wieder in Vergessenheit gerieth. Dreimal vermählt, hinterließ er nur von seiner ersten Gemahlin, Isabella von Hennegau († 1190, 22 Jahre alt), und von Agnes Kinder; denn Ingelburg starb kinderlos.

Philipp III., Philipp IV., Philipp V. von Spanien, s. Spanien.

Philipp V., Philipp VI. von Frankreich, s. Frankreich.

Philipp der Kühne, Philipp der Gütige, s. Burgunder.

Philipp Egalité, s. Orleans (L. J. Ph., Herzog von).

Philippi, eine der vorzüglichsten Städte Macedoniens, von Philipp erbaut, welcher die in der Gegend entdeckten Goldbergwerke benutzte. In ihrer Nähe wurden die letzten Vertheidiger der römischen Freiheit, Brutus

und Cassius, vom August und Antonius überwunden. Ueber den Wahlplatz, jetzt la Cavella genannt, erheben sich die Ruinen der Stadt. Paulus gewann hier Viele dem Christenthume, und an die hiesige Gemeinde war sein Brief an die Philipper gerichtet.

Philippiken, die Reden Demosthenes (s. d. A.) gegen Philipp von Macedonien; nach ihnen nennt man eine donnernde Rede Philippica.

Philippinen, oder Manilische Inseln, eine Gruppe von mehr als 1200 (10.000) den Spaniern unterworfenen Inseln im östlichen Meere von Asien, 135 — 145° O. L. 5 — 19° N. B., ihr Flächeninhalt beträgt 6502 ¾ Quadratmeilen. Die Oberfläche ist gebirgig; unter den Bergen werfen 10, besonders der Mayon auf Luçon, Feuer aus. Der fruchtbare Boden wird von vielen kleinen Flüssen und Bächen bewässert; unter jenen haben der Tajo und Chiquito auf Luçon und der Butuan und Magindanao auf Magindanao den längsten Lauf. Diese beiden Inseln enthalten auch große Seen; Luçon die Laguna und Cayagan, Magindanao die Lagunen von Liano und Magindanao. Feuchte Hitze und große Veränderlichkeit der Temperatur zeichnen das Klima aus; die Winde durchlaufen in einem Jahr sehr regelmäßig den ganzen Kompaß. Da die Sonne zweimal durch den Zenith dieser Gegend geht, so zieht sie viele Dünste an sich, die dann in heftigen Regen hinabfallen. Die Regenzeit dauert vom Mai bis September, oft auch bis zum Januar; die trockene füllt mit Frühlingsluft das übrige Jahr. Die oft unmäßige Hitze wird durch die Gewässer und Seewinde abgekühlt. Erdbeben und Orkane sind häufig. Zu den Produkten gehören: Goldsand, Blei, Salpeter, Schwefel, rothes und weißes Kupfer, Eisen, Quecksilber, Ambra, Reis, Tabak (der aber nicht verarbeitet werden darf; die Einwohner müssen diesen von der Regierung kaufen), Ingwer, Pfeffer, Sago, Kokosbäume, Baumwolle, Obst, Eben-, Farbe-, Zimmer- und Schiffsbauholz, weißer Hanf zu Tauen und Segeln, Indigo, Harze, Zucker, Bananas, Brotfrucht, Kaffee, Kampher, Betel, Arekanüsse, Cassia, Honig, Wachs, indische Vogelnester, Rindvieh, Büffel, wilde und zahme Schweine, Hirsche, Seidenraupen, Perlen, Fische, Schildkröten, Muscheln ꝛc. Der Einwohner sind nach Peyrouse 3 Millionen, wovon nach La Croix 1.911.000 Spaniens Gesetze anerkennen. Außer den Spaniern, Creolen, Mestizen und Chinesen leben hier die Ureinwohner in 2 Rassen, theils von malaiischer Abstammung, wie die Tagalen ꝛc. bräunlichschwarz mit glatten Haaren, theils Aetas vom Negerstamme, schwarz mit wolligem Haar. Jene bewohnen die Küsten und Ebenen und haben sich zum Theil den Spaniern unterworfen und die christliche Religion angenommen, oder sind Muhamedaner geblieben und stehen unter eigenen Sultanen; diese behaupten ihre Unabhängigkeit. Die zahlreiche Geistlichkeit ist sehr begütert, besonders die 4 Mönchsorden, von denen die Augustiner und Dominikaner über 400.000 Gulden Einkünfte haben; die Dominikaner allein haben 59 Pfarren und viele andere Missionen, in denen 155.254 Menschen leben. Unter dem Erzbischof zu Manila stehen 3 Bischöfe. Der Kunstfleiß wird meistens von Chinesen und Malaien betrieben und beschränkt sich auf Weberei, Schiffbau, Gold- und Silberarbeiten. Den Handel mit den Philippinen treibt Spanien hauptsächlich über Acapulco durch die Galeonen von Manila; die 1785 in Spanien errichtete manilische Handelsgesellschaft, an der auch Einwohner dieser Inseln Theil haben, hat ihren Sitz zu Madrid und darf im ganzen spanischen Amerika indische Waaren frei einführen. Nur Malaien, Armenier und die Portugiesen aus Goa dürfen den Handel von Manila des Handels wegen besuchen. Die Ausfuhr besteht in Reis, Sago, Zucker, Sirup, Arak, Kaffee, Baumwolle, Gewürzen, Betel, indischen Vogelnestern, Kampher, Häuten und

Goldstaub. — Magalhaens, in Diensten des Kaisers Karl V. entdeckte 1521 diese Inseln und 1565 wurde ein Theil derselben durch Michael Lopez de Legaspi der Herrschaft des Königs Philipp II. von Spanien unterworfen; daher ihr Name der Philippinen. Auf der vornehmsten Insel Lugon fing man 1571 an, die Stadt Manila zu erbauen, von der die Inseln die manilischen heißen. Der spanische Antheil an diesen Inseln ist in 21 Provinzen oder Gerichtsbarkeiten eingetheilt und an 18 Orten haben die Spanier Besatzungen und Posten. Ein Generalkapitain, Unterstatthalter des Vicekönigs von Mexiko, steht an der Spitze der Regierung und hat mit den übrigen Autoritäten und der königl. Audienz seinen Sitz zu Manila. Zur Deckung der Ausgaben schließt das amerikanische Gouvernement jährlich 250.000 Piaster zu, da die Einkünfte jährlich nur 5—600,000 Piaster betragen. An Militär wurden 1807 auf den Inseln 17.717 Mann gehalten, worunter 4060 regulaire Infanterie, 1200 Mann regulaire Artillerie und 317 Mann Cavallerie, das Uebrige Landmiliz. Die Marine bestand aus 80 schlecht bemannten Kanonenbooten. Die wichtigsten Inseln sind: Lugon, Magindanao, Paragoa, Samar, Leyte; Minhoro, Buglaso, Panay, Cebu Bojol, Masbate, Buswagan, Burias, Ticao. Die kleinern Inseln, zu denen auch die Bashi-Inseln gehören, führen den Namen der Missayerinseln. Die befestigte Hauptstadt aller Inseln ist Manila auf der Insel Lugon, 118° 31′ 15″ L. 14° 36′ 8″ N. B. an einem großen Meerbusen und am Fluß Passig, mit mehrern Vorstädten, die durch eine hölzerne, über den Passig gebaute Brücke von der eigentlichen Stadt getrennt sind, unter denen Pariana 8000 Chinesen hat; mit Mauern, geraden Straßen, 60.000 Einwohnern, unter denen 3000 Spanier, 7000 Mestizen, die Uebrigen Tagalen; Sitz des spanischen Generalkapitains, der Audienz, des Erzbischofs, Inquisitionsgerichts, St. Thomasuniversität, 2 Schulkollegien, Communität von Indierinnen, 8 Kirchen, 16 Klöster, 2 Hospitäler, guter Hafen (Cavita), Arsenal, Kriegsschiffbau. Von hier geht jährlich im Juli eine Gallione nach Acapulco. — Neuerlich haben sich die Engländer auf Bonwut niedergelassen.

Philister, ein Volksstamm, wahrscheinlich ägyptischen Ursprungs, welcher in den südwestlichen Ebenen Kanaans an der Seeküste wohnte. Dieses Land erhielt von ihnen den Namen Palästina. Stets mit den Israeliten kämpfend, mußten diese ihnen nach Josua's Tode einige Zeit unterthan seyn. — 2) In der Studentensprache ein gemeiner Spießbürger, ein spießbürgerlich gesinnter Mensch.

Philo, aus Alexandrien geboren, stammte aus einer angesehenen jüdischen priesterlichen Familie, geb. 31 vor Christo, erwarb sich zu Alexandrien in der platonischen, pythagoräischen und stoischen Philosophie große Kenntniße und besaß dabei den Ruhm eines bedeutenden Redners. Besonders mit den Schriften Plato's, dessen Philosophie damals in Alexandria im höchsten Ansehn stand, machte er sich auf das Innigste vertraut, und eignete sich seine Lehre und Sprache so vollkommen an, daß man zu sagen pflegte, Philo platonisirte. 40 n. Chr. wurde er wegen eines zwischen Juden und Griechen zu Alexandrien entstandenen Streites an den Kaiser Caligula gesandt, um seine Religionsverwandten zu vertheidigen, die durch die Beschuldigungen Apions ihr Bürgerrecht und ihre Synagogen verlieren sollten. Caligula ließ ihn aber nicht vor sich, weil sie seine Statue nicht in ihren Synagogen aufnehmen wollten. Die Geschichte dieser Gesandtschaft erzählte er in einer besondern Schrift: In Flaccum legatio ad Cajum lib. 3., ins Deutsche übersetzt von J. F. Eckhard (Leipz. 1783. 8.). — Ungewiß und unglaubwürdig sind die Angaben, daß Philo unter Claudius nochmals nach Rom gekommen, dort des Apostels Petrus Freund geworden und den christlichen

Glauben angenommen, diesem aber gewisser Kränkungen wegen nachher wieder entsagt habe. — Außer jener Schrift hat man noch von Philo De vita Moysis, De mundi opificio, legis allegoriae etc. Ausgaben von Höschel, von Mangey (London 1742. 2 Bde. Fol.), von Pfeiffer (Erlangen 1785—92, 5 Bde 8., noch nicht vollendet). Man theilt seine Schriften gewöhnlich in kosmopoetische, historische und gesetzliche. Er wandte seine pythagoräisch-platonische Weisheit vorzüglich auf die Erklärung der heiligen Schrift an, und da ihn einige alexandrinischen Kirchenväter häufig lasen, so schlich sich das Unwesen, die ganze heilige Schrift und christliche Lehre allegorisch zu erklären, auch in die christliche Kirche ein. S. Dämonen. — Philo, Philosoph und Redner, aus Larissa gebürtig, ward Cicero's Lehrer zu Athen, während seines Exils, und ist wohl zu unterscheiden von dem Dialektiker Philo dem Aeltern. — Philo, aus Byzanz, Mathematiker zur Zeit, als Demetrius Phalereus die Obergewalt an sich gebracht hatte, ist Verfasser einer Abhandlung über die Kriegsmaschinen, in Mathemat. vet. (Paris 1693, Fol.) befindlich. Auch legt man ihm eine Schrift: De septem orbis spectaculis graeco-lat. (Rom 1640) bei; von Leo Allatius (Rom 1690, 8.) herausgegeben, und Leipz. 1811, 8. — Philo (Herennius), von Byblos in Phönizien, ein Grammatiker, lebte unter Domitian und hinterließ eine phönizische Geschichte in 8 Büchern (eine Uebersetzung von Sanchoniathons Geschichte); eine Schrift über die Juden; 30 Bücher über Städte und die darin berühmt gewordenen Männer; 12 Bücher über den Besitz und die Auswahl von Büchern, und eine Geschichte der Regierung Hadrians. Es haben sich indessen nur von seiner phönizischen Geschichte Fragmente erhalten, die Fourmont und Andere mit Anmerkungen begleitet.

Philoktetes, des Pöas Sohn und Thaumakus Enkel, dessen Mutter bald Demonassa, bald Methone genannt wird. Die Nachricht, die uns Homer von ihm gibt, ist diese: Philoktetes war ein trefflicher Bogenschütze, dem selbst Ulysses den Vorzug zugestand. Er führte die Einwohner von Methone, Thaumacia, Meliböa und Olizon nach Troja. Allein auf der Insel Lemnos wurde er von einer giftigen Natter gestochen. Der Biß ging in ein eiterndes Geschwür über. Er mußte also zurückbleiben. Das Commando über seine Krieger erhielt Medon. Bakchylides aber sagt: Helenus habe geweissagt, ohne des Herkules Pfeile könne Troja nicht erobert werden. Er, oder sein Vater Pöas wurden nun als diejenigen genannt, denen seine Pfeile, mit der Lerna Blut vergiftet, Herkules dafür vermachte, daß sie den Rogus auf Oeta anzündeten. Doch dieser Mythus ward noch ungleich mannichfaltiger ausgeschmückt. Wie man den Philoktetes nach Troja gehen ließ, so ward er auch unter den Argonauten genannt. Er mußte in Lemnos bleiben, weil dort die Priester Vulkans sich besonders wohl auf dergleichen Curen verstanden. Seine Wunde war auch mit einem unerträglichen Gestanke verbunden. Auf der Insel Lemnos aber erhielt ihn Phimachus ein Hirt des Königs Aktor und er brachte überhaupt sein Leben in größter Noth zu. Nach einer andern Erzählung hatte er dem Herkules eidlich versprochen, nicht zu sagen, wo sein Grab sei. Als man aber in ihn drang, zeigte er es mit dem Fuße. Zur Strafe fiel ihm einer seiner Pfeile in den Fuß und verursachte die böse Wunde. Machaon, oder Podalirius heilte ihn. Er kam dann wieder vor Troja und erlegte unter andern mit seinen Pfeilen den Paris. Man erzählt, als Philoktet zurück nach Meliböa kam, fand er die Stadt gegen sich in Aufruhr. Er schiffte sich also wieder ein, ging nach Italien und erbauete hier die Stadt Petilia, wo er die Campanier besiegte; endlich aber von den Rhodiern erschlagen wurde.

Philologie, aus dem Griechischen φιλος, Liebhaber, Freund, und λογος, Wort, Rede, Vernunft, bedeutet überhaupt Liebe und Streben nach Bildung und literärischen Kenntnissen; Philolog bezeichnet demnach ursprünglich einen Freund der Literatur, einen Literator, einen durch gelehrte Bildung hervorstechenden Mann. Nach Sueton soll Eratosthenes, Vorsteher der alexandrinischen Bibliothek, Astronom und Geograph, zuerst ein Philolog genannt worden seyn. Die Philologie der Alten umfaßte alle jene wissenschaftlichen Zweige, welche zur Erklärung und zum Verständnisse ihrer klassischen Schriftsteller dienten, als, Mythologie, Grammatik, Hermeneutik, grammatische und ästhetische Kritik, Rhetorik, Metrik (s. d. Art.) und andere Wissenschaften. Da Homer das erste Bildungsbuch der griechischen Nation war und in den Schulen gelesen ward, so war es natürlich, daß durch ihn und an ihm das Studium der Philologie sich entwickelte und entzündete. Es ist daher wahrscheinlich, daß bald nach der Bekanntwerdung der beiden Nationalepopöen im Zeitalter des Solon und der Pisistratiden die ersten Sprößlinge der philologischen Wissenschaften gepflanzt wurden. Seit dem Pisistratus wurden Büchersammlungen angelegt, und vorzugsweise waren es die Sophisten (s. d. Art.), welche in diesem wissenschaftlichen Kreise den meisten Forschungseifer zeigten; aber erst durch Aristoteles ward die Philologie wissenschaftlicher bearbeitet und systematisch gegründet. Als nach dem Tode Alexanders des Großen Alexandria der eigentlichen Sitz der literärischen Bildung und Gelehrsamkeit wurde, und sich zum Mittelpunkte des gelehrten Wirkens und Strebens erhob, wurde das Studium der Philologie mit verdoppeltem Eifer getrieben, und mußte um so größere Ausbeute liefern, da die Schätze der Literatur aus allen Ländern dahingebracht wurden, und Menschen aus allen Nationen dort zusammenflossen, um zu lehren und zu lernen. Mit Alexandrien wetteiferten Kleinasien, wo Attalus II. Pergamus zum Vereinigungspunkt der Literatoren und Philologen machte, Athen, Rhodus und Syrakus. Wie die griechische Literatur überhaupt als die Mutter der römischen betrachtet werden kann, so brachten auch zuerst Griechen, und unter ihnen besonders Krates von Mallus (169 v. Chr.) das Studium der Philologie in Aufnahme. Anfangs wurden nur die griechischen Klassiker erklärt, doch bald zog man auch das römische Alterthum und seine Literatur in den Schulkreis. M. Terentius Varro, ein berühmter Polyhistor und Polygraph (116 bis 27 v. Chr.), M. Verrius Flaccus (unter August), Asinius Pollio und Andre stellten gelehrte Untersuchungen an, und die Grundsätze der griechischen Grammatik wurden auf die lateinische angewendet. Lucius Plotius lehrte lateinische Grammatik zu Cicero's Zeit. M. Fab. Quinctilian und Aul. Gellius waren im umfassendern Sinne Philologen. Erklärer der römischen Schriftsteller (wie Asconius Pedianus über Cicero's Reden, Aelius Donatus über Terenz u. A.) traten dann (seit 50 n. Chr.) auf, von denen Viele Vorlesungen über die römischen Klassiker hielten. Donatus (354 n. Chr.) und Priscianus (524) wurden die Hauptlehrer der lat. Grammatik. Als aber das Christenthum sich herrschend erhob, und Alles, was Bezug auf das Heidenthum hatte, vernachläßigte, gerieth das philologische Studium wieder in Verfall, und wurde endlich durch den Einbruch der Barbaren ins römische Reich, wobei viele literarische Anstalten und Bildungsinstitute aufgehoben und zerstört wurden, fast gänzlich zu Grunde gerichtet; nur kümmerliche Reste der philologischen Wissenschaften fanden einen Zufluchtsort bei dem geistlichen Stande, der sie für bessere Zeiten aufbewahrte. In dieser Hinsicht und um die Vervielfältigung der Klassiker durch Abschreiben erwarben sich die Klöster, Stifter und Abteien große Verdienste. Die Geistlichen bedurften zu ihren Amtsverrichtungen, so wie zur Lesung der heiligen Bücher und Kirchenväter der Kenntniß der lateinischen Sprache, und da die Geistlichen ihren vorbereitenden Unterricht gewöhnlich in den Klöstern

erhielten, so war es eine natürliche Folge, daß an den Klöstern gelehrte Schulen entstanden. Zu diesem Unterrichte bediente man sich hauptsächlich der Lehrbücher des Martianus Kapella (461 n. Chr. Geb.) und des Kassiodorus (starb 563), die ebenfalls schon in den kaiserl. Schulen im Gebrauch gewesen waren. Doch findet man erst im 6. Jahrh. solche geistliche Schulen, in welchen die Reste gelehrter Bildung sich flüchteten, zuerst in Frankreich, später in Irland, Schottland, England. Freilich wurde jener Unterricht zunächst auf die Zwecke der Theologie beschränkt. Die Kirchenväter, welche als Muster der lateinischen Schreibart genommen wurden, hatten sich schon von der alten klassischen Latinität entfernt; die neuen kirchlichen und religiösen Ideen, die in Umlauf kamen, und für die man vergebens einen Ausdruck in der alten römischen Sprache suchte, so wie die eingedrungenen rohen Sprachen des Nordens, welche sich mit den des Südens vermischten, hatten einen bedeutenden Einfluß auf den damaligen lateinischen Styl, und gestalteten ihn zu dem bekannten Mönchslatein um. So verlor sich der geläuterte Geschmack, der ein Erbtheil der alten Literatur ist, und die reine Latinität; erst im 10. Jahrh. wurden sie durch häufigeres Lesen und Abschreiben der Klassiker wieder aufgefrischt; hierzu trugen sehr viel der Benedikt ner-Orden, die Kongregation von Clugny, und späterhin die Orden der Cisterzienser und Karthäuser bei. Was im Occident die Mönchsorden für die Erhaltung und Verbreitung der lateinischen Literatur thaten, thaten im Orient die Araber für die griechische. Ihre eigne Sprache erhielt schon seit dem 7. Jahrh. eine gelehrte Behandlung. Im 11. und 12. Jahrh. thaten sich viele große Männer durch tieferes Studium der klassischen Literatur hervor, namentlich in Italien (wo seit dem 12 Jahrh. mehrere Universitäten gestiftet wurden), in Frankreich und England. Hieher gehört Lanfranc aus Pavia und dessen Schüler Anselm aus Aosta; der gelehrte Gerbert (Papst Sylvester II. starb 1003), Bischof Abbo von Fleury (starb 1004) und Bruno von Köln (starb 1101). Die gelehrte Theologie führte zur Philosophie, diese auf Plato und Aristoteles zurück. Männer, wie Abälard (starb 1142), Bernhard von Clairvaux, Johann von Salisbury, Roger Bakon und Andre verstanden griechisch, und schrieben ein besseres Latein. Während den wilden Zeiten der Kreuzzüge erlosch das Studium der römischen Klassiker und der Latinität fast wiederum gänzlich; zwar gaben später dieselben Kreuzzüge die Veranlassung, daß einige Kenntnisse der orientalischen Sprachen, und besonders der hebräischen und arabischen, nach Europa kamen: es waren aber nur Bruchstücke, und an eine wissenschaftliche Behandlung dieser Sprachen war noch nicht zu denken. Erst in der Mitte des 14. Jahrh. begann in Italien die eigentliche Philologie sich zu entfalten. Vorzüglich regten Petrarka und Boccaccio (s. d. Art.) das Studium der klassischen Werke des Alterthums an. Nach der Eroberung Konstantinopels, durch die Osmanen, wurden die griechischen Musen nach Italien verscheucht, die Schätze der Literatur flüchteten sich dahin, und mit ihnen Männer, die ihre gelehrte Bildung aus dieser Quelle geschöpft, und ihren Geschmack an den alten Mustern geläutert hatten. Boccaccio brachte es in seiner Vaterstadt Florenz dahin, daß Johann von Ravenna, ein Zögling Petrarka's, für die römische, und für die griechische Literatur zuerst Leontius Pilatus, darauf Manuel Chrysoloras (1397) als Lehrer angestellt wurden. Durch Letztern, so wie durch Agyropylus und mehrere ausgewanderte Griechen, wurde in Schriften und mündlichen Vorträgen eine gründlichere griechische Sprachlehre in Umlauf gebracht, und dadurch ein tieferes Verständniß der griechischen Literatur eröffnet. In allen größern Städten Italiens, selbst in denen, welche keine Universität hatten, eröffneten Lehrer der alten Literatur ihre Hörsäle. Ihr Enthusiasmus, sagt Eichhorn, theilte sich ihren Zuhörern mit, und durch diese wurde es (von 1400—1450) Ton der Republiken und fürstlichen Häuser in Italien, die klassische

Literatur in Schutz zu nehmen, und durch das Studium derselben einen reinen Geschmack wieder herzustellen. Doch der lebhafte Eifer erwachte erst in der zweiten Hälfte des 15. Jahrh.; in ihr wurde die Philologie oder das Studium der Werke des klassischen Alterthums die Grundlage der gesammten neu-europäischen literärischen Kultur und entschied über die Richtung derselben, die Macht dieses allumfassenden Einflusses wurde fortwährend verstärkt. Die lateinische Sprache, in welcher während des Mittelalters alle wissenschaftlichen Angelegenheiten von Abendländern verhandelt wurden, weßhalb ihr auch durch Herkommen dieses, aus sehr verschiedenartigen Gründen bestreitbare und bestrittene Vorzugsrecht gesichert worden ist, vermittelte den Eingang, die Verbreitung und das Gedeihen der neuen, in ihren Erfolgen unermeßlich fruchtbaren Geistesbeschäftigung; die durch Reichthum und vollendete Bildung ihr weit überlegene griechische begründete die eigentliche Forschung, weckte und übte den Scharfsinn und das Schönheitsgefühl, führte zu den Quellen, aus welchen sprachliche Gesetzgebung und die leitenden Vorstellungen vom Angemessenen in Kunstwerken des Wortes und der Schrift geflossen sind, und veranschaulichte die Grundbedingung der in ihrem Fortschreiten stets Nahrung und Anregung findenden geistigen Selbstthätigkeit. Die Ansichten, Grundsätze und Erfahrungen des Alterthums wurden in das geistige Leben aufgenommen; die Werke der Griechen, zuerst in zahlreichen, oft sehr verdienstlichen und auch jetzt noch kritisch beachtenswerthen lateinischen Uebersetzungen verbreitet, kamen nach und nach durch Abdrücke in Mailand, Florenz, Rom, Venedig späterhin in Frankreich und Deutschland vervielfältigt, in allgemeineren Umlauf und bewährten ihre wissenschaftliche Wirksamkeit am frühesten in Umstaltung und Veredelung der Philosophie, Mathematik, Naturkunde und Medizin; der allgemeinere Endertrag offenbarte sich in Richtigkeit und Gefälligkeit des lateinischen Ausdrucks, welche eben so, wie die in ihm abgespiegelte Gesinnung als vollständiger Gegensatz des barbarischen Scholastizismus anerkannt werden mußten. Frankreich und Deutschland, später die Niederlande, schritten mit Italien im Anbau der Philologie, welche sie aus diesem Lande empfangen hatten, gleichmäßig fort, bald in tüchtiger Thätigkeit ihm überlegen und demnächst unerreichbar. Für das 14. Jahrh. hat Des. Erasmus im Ruhme vollgültig weltbürgerlicher humanistischer Wirksamkeit kaum einen Nebenbuhler. Den Verdiensten der Italiener Manuzzi, J. C. Skaliger, Fz. Robortello, P. Vettori u. Fulv. Orsini halten die Franzosen G. Bude, D. Lambin, H. Etienne, die Deutschen J. Kamerarius, Hier. Wolf, Xylander und Sylburg, die Niederländer Hadr. Junius, W. Kanter u. A. das Gleichgewicht. Wenn Italien reiferen Kunstsinnes und einer für alterthümliche Schönheit empfänglicheren Nationalliteratur sich erfreuet, so erwerben sich dagegen Franzosen theils um praktische Beachtung alterthümlicher Lebensansichten, theils um Vollendung des römischen Rechtsstudiums, und die Deutschen um methodischen Jugendunterricht und um wissenschaftliche Wiedergeburt der Theologie anerkanntes Verdienst. Für Ermittelung und Anordnung der zum Verstehen der alten Klassiker erforderlichen Sachkenntnisse wurde Einzelnes geleistet. In dem scholastisch-polemischen 17. Jahrh. sprach sich das Verhältniß der Philologie zur sittlich-wissenschaftlichen Denkart in ihrer Verschmelzung mit politischer Weltansicht deutlich genug aus; der wankelmüthige Lipsius, der geistreiche Vielwisser Is. Casaubon, die von Kenntnißfülle überströmenden Saumaise, Kasp. Barth, M. Gude u. A. waren ausgezeichnet; in dem niederländischen Freistaat war der Mittelpunkt alterthümlichen Wahrheitssinnes und Geschmackes; der tiefblickende und zartsinnige H. Grotius, der allumfassende G. J. Voß, die genialen Kritiker D. und N. Heinse, der in seiner Art einzig herrliche J. F. Gronov u. A. sind Wortführer des durch ihre rastlose Thätigkeit geretteten guten humanistischen Geistes.

Gegen Ende des 17. und im Anfange des 18. Jahrh. regte Leibnitz, durch vielgeltenden Einfluß auf das gesammte Geistesleben ausgezeichnet, allgemeinere Achtung für Sprachstudien auf das neue an, wenn schon das Vorurtheil, das die Beschäftigung mit alten Sprachen nur als Mittel oder bedingende Vorbereitung zu der sogenannten gelehrten Bildung in Ehren zu halten sey, noch lange genug vorherrschend blieb. Langsam und gefördert von mehren glücklich zusammentreffenden, sich nach und nach wechselseitig unterstützenden und ergänzenden großartigen und menschlich milden Bestrebungen und von manchen, rascher zum Ziele führenden äußeren Verhältnissen und Begünstigungen, nahete die frohe Zeit, in welcher die Studien des klassischen Alterthums als Zweck an sich und höchster Geistesgenuß, als Anschauung der in ihren eigenen Aeußerungen sich offenbarenden hochgebildeten alterthümlichen Menschheit, als fruchtbarste Erkräftigung des Sinnes für Schönheit und Wahrheit anerkannt werden. B. v. Montfaukon und viele Mitglieder der franz. Akademie der Inschriften hatten Philologie und Kunst und mannigfachen geschichtlichen Untersuchungen in engere Verbindung gebracht und die Theilnahme der für Freuden der Einbildungskraft Empfänglichen gewonnen; was diese, J. F. Christ, Caylus u. A. vorbereitet hatten, gedieh durch J. Winkelmann zu höherer Vollendung und vieles im alterthümlichen Leben, was bisher nur Vermuthung oder oft dunkle, oft streitige Erfolgerung aus Andeutungen in Schriftwerken oder aus geringen Ueberbleibseln der Denkmäler gewesen war, schloß sich zu sichtbarer Erkenntniß und vollständiger Gewißheit auf, als Herkulanum und Pompeji (1706; 1738; d. 3. Nov. 1753) entdeckt und bei fortgesetzten Nachgrabungen in ihrem ganzen Umfange für Betrachtung und Belehrung wieder gewonnen worden waren. Mannigfaltige geschichtliche Forschungen erweiterten, berichtigten und ergänzten die, zur richtigen Auffassung des gesellschaftlichen Zustandes der alten Welt, in schärfer bestimmten Eigenthümlichkeiten der verschiedenen Zeitalter, erforderlichen Sachkenntnisse. Inzwischen waren die Literaturvorräthe der Griechen und Römer von J. A. Fabrizius sorgfältig verzeichnet worden. R. Bentley, der Vater einer in Gr. Britannien fortblühenden und in unseren Tagen durch R. Porson neu belebten kritischen Schule, drang tief in die Gesetze der Sprachen und des Rhythmus und brachte mit kühner Kraft die strengsten Grundsätze der Prüfung des Aechten und Wahren in Anwendung. Bald darauf gestalteten sich in den Niederlanden und in Deutschland philologische Schulen, welche dem Studium des Alterthums seinen jetzigen wissenschaftlichen Gehalt und die ihm einwohnende geistige Bedeutung sicherten; in den Niederlanden geschah das durch T. Hemsterhuis, L. C. Valckenaer und D. Ruhnken; in Deutschland durch J. M. Gesner und J. A. Ernesti und mit weit überlegenem Erfolge durch Ch. G. Heyne, F. Wolfg. Reitz, F. A. Wolf und G. Hermann; der Deutschen Ruhm ist, nicht nur die wissenschaftlichen Bestrebungen des Auslandes auf das Treueste aufgefaßt, einsichtsvoll geordnet und verarbeitet, sondern auch den Realismus und Idealismus des Studiums am glücklichsten vereint, dessen Umfang erkannt und nachgewiesen, das Formelle darin und sein pädagogisches Element sorgsam berücksichtigt und seine folgenreiche Beziehung auf Wirklichkeit und Gegenwart tief ergriffen zu haben. — Ethnographische Uebersicht. Italien war im 16. Jahrh. Hauptsitz der Philologie, eines sicheren und lauteren alterthümlichen Geschmackes, der sich in dichterischen und rednerischen Werken aussprach, vielumfassender Belesenheit und begeisterter Kunstliebe. Die Werke der Klassiker wurden von da aus in Umlauf gesetzt, manche neu entdeckt, viele in Einzelnem erläutert. Mit dem Ende des 16. Jahrh. beschränkte sich die humanistische Thätigkeit, wo nicht ausschließlich, doch vorzugsweise auf Archäologie und die, bald nur im Auslande richtig gewürdigten, Verdienste der älteren Arbeiter weckten keine Nacheiferung unter den

Nachkommen. Merkwürdige Schriftsteller sind folgende: Aldo Pio Manucio (s. d. Art. Manutius) aus Bassiano (geb. 1447, st. 1515), Urheber (1488) der aldinischen Druckerei in Venedig, stiftete (1500) in seinem Hause eine gelehrte Gesellschaft, in welcher die abzudruckenden Schriftwerke und die Verbesserungen ihrer Texte besprochen wurden. Paul Manucio (geb. 1512; st. 1574) setzte die rühmliche typographische Betriebsamkeit des Vaters fort und bereicherte die Literatur mit vielen Ausgaben, besonders auch römischer Klassiker, erwarb sich namhaftes Verdienst um Cicero und stand wegen Reichthums an antiquarischen Kenntnissen und klassischer Korrektheit des Ausdrucks in großer Achtung. Ludov. Cölius Richieri Rhodiginus aus Rovigo (geb. 1450; st. 1520) beurkundet in seiner Observationensammlung, ohne wünschenswerthe Genauigkeit im Nachweisen, reiche Belesenheit, sprachlichen Scharfblick und gesundes Urtheil. Franz Floridus Sabinus, Rechtslehrer in Bologna (st. 1547), wackerer lateinischer Dichter und Stylist, gründliche Sprachkenntniß mit freisinnigem Urtheil vereinend, reich an treffenden Ansichten und beachtenswerthen Literarnotizen. Marius Nizolius aus Bersello (1550) suchte den reinen Ciceronischen Sprachgebrauch festzu stellen. M. Ant. Majoragius (Konti) aus Majoragio bei Mailand (geb. 1514; st. 1555), trefflicher Alterthumskenner und lat. Stylist. Jul. Cäsar Skaliger (geb. auf dem Schlosse Rupa im Veronese 1484; st. 1558), Krieger, Hofmann, Arzt, vielwissend, scharfsinnig, einseitig im Geschmack, hart im Urtheil. Angelo Kanini aus Anghirari (st. 1557), ordnete die griechische Sprachlehre nach älteren Vorarbeiten, mit furchsamer Berücksichtigung der Syntaxis und der Dialekte. Fz. Robortello aus Udine (geb. 1516; st. 1567), Lehrer in Padua und Bologna, reich an gründlicher, vielumfassender sprachlicher und alterthümlicher Gelehrsamkeit, welche er streitlustig und in schonungslos harten Urtheilen geltend machte, Vieles zuerst anregend und manches Herkömmliche bezweifelnd. Peter Vettori (Viktorius) aus Florenz (geb. 1499; st. 1585), der größte und verdienstvollste unter den italienischen Humanisten, tiefgelehrter Sprachkenner und scharfsinniger Kritiker; riesenhaft arbeitsam, für griechische und römische Literatur gleich fruchtbar wirksam. Hieron. Merkurialis aus Forli (geb. 1530; st. 1596), Arzt. Fulv. Orsini (Ursinus) aus Rom (geb. 1529; st. 1600), lauter im Geschmack, hell im Urtheil, ausgezeichneter Bearbeiter der röm. Numismatik. Das 17. Jahrh. ist arm an philolog. Schriftstellern. Leo Allatius aus Chios (geb. 1586; st. 1669) sammelte fleißig. Benedikt Averani aus Florenz (geb. 1645; st. 1707), Professor in Pisa. Viele beschäftigten sich mit alter Münzkunde z. B. Franz. Paruta, F. Mezzobarba, F. Buonarotti ꝛc. oder mit röm. Inschriften, vorzüglich R. Fabretti; oder mit alterthümlichen Untersuchungen, namentlich O. Ferrari. Die archäologische und artistische Richtung blieb auch im 18. Jahrh. vorherrschend; J. G. Botari, A. und E. Q. Viskonti ꝛc. ꝛc. haben sich um alte Kunst, A. S. Mazokchi, Muratori, Sc. Maffei, Nik. Ignarra, G. Marini, P. F. Foggini u. A. um Inschriftenkunde, A. Banduri, D. Sestini u. A. um alte Numismatik anerkannte Verdienste erworben. Die, zwar vereinzelte und in engeren Gränzen gehaltene, für griech. Lit. am wenigsten fruchtbare humanistische Thätigkeit ist im Steigen. Gianantonio Volpi (Vulpius) aus Bergamo, Lehrer in Padua. Eduard Korsini aus Fanano im Moden. (geb. 1702; st. 1765), Professor in Pisa, trefflicher kritischer Forscher der griechischen Geschichte und Verfassung. Hieronymus Lagomarsini aus Genua (st. 1773), Jesuit, Lehrer in Florenz, innig vertraut mit Cicero und in der höheren Kritik der Reden desselben mit Glück sich versuchend. Matteo Aimericho hat viel Eigenthümliches und weiterer Prüfung Werthes. Jakob Morelli aus Venedig (geb. 1745; st. 1819), vielumfassend, tief gelehrt und lit. Bestrebungen bereitwillig unterstützend. Angelo Majo, durch wunderbar glückliches Auffinden alter Literaturschätze in Palimpse-

sten weltberühmt.—In Frankreich wurde den in wissenschaftlichen Kreisen bald einheimischen humanistischen Studien allgemein gültiger Werth zugestanden; sie hatten auf geistige Bildung unmittelbaren praktischen Einfluß; sie wurden sogleich zur Veredlung der Rechtswissenschaft, deren treffliche civilistische Schulen bis zum Ende des 17. Jahrh. fortblüheten, zum Theil auch für die Medicin zünftig benutzt, gestalteten eine bedeutsame Opposition gegen das kirchliche Verdunkelungssystem, verbreiteten hellere Ansichten über gesellschaftliche Verhältnisse, Kunstsinn und regelmäßigen Geschmack, welche sich in Bestrebung zur Vervollkommnung der Landessprache und Nationalliteratur abspiegelten. Die Regierung, nach dem Muster mehrer italienischer Höfe mit Literaturliebe prunkend, ließ ihnen mannigfache Unterstützung angedeihen und es entwickelte sich eine großartige literarische Thätigkeit, welche herrliche Früchte trug. Für Jugendunterricht wurde vielseitig gesorgt durch Hülfsmittel, richtigere Abdrücke der Klassiker, Erklärungen und Berichtigungen der Texte und Bearbeitung der zu ihrem Verständnisse erforderlichen Sachkenntnisse; ungedruckte Werke des Alterthums wurden bekannt gemacht, viele in das Französische übersetzt. Diese Regsamkeit erstarb mit dem Protestantismus, welcher seine wohlthätige Wirksamkeit auch wider Willen der Machthaber bewährte. Sobald die Regierungswillkühr ihr Ziel erreicht hatte, verstummte die humanistische Freisinnigkeit; Geistesbildung wurde zum Werkzeuge höfischer Absichten herabgewürdigt und die eitle Aeußerlichkeit des Nationalcharakters begünstigte den Wahn, daß die großen Muster der Alten als Förderungsmittel selbstständiger Vollkommenheit ausreichende Dienste geleistet haben. Gegen Ende des 17. Jahrh. trat eine sichtbare Veränderung in den philologischen Studien ein; allgemeinere und sprachlich gründliche Geistesbildung fand weniger Berücksichtigung; Werke des gelehrten Fleisses blieben dem engeren Zunftkreise vorbehalten und meist auf patristische oder historische Literatur beschränkt; die Erklärung der Klassiker verflachte sich in kurzer und bequemer Leichtigkeit; die durch sinnliche Anschaulichkeit zusagende Beschäftigung mit artistischer Archäologie und mit sogenannten alterthümlichen Realien gewann das Uebergewicht. Erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. ging aus Britannien, Holland und Deutschland die Achtung für gründliche Philologie auf Frankreich wieder über und erzeugte einen rühmlichen Wetteifer, der in der Revolutionszeit sich fast gänzlich verlor. Ausgezeichnete franz. Philologen waren: Guil. Budé aus Paris (geb. 1467; st. 1540), tiefgelehrter Autodidakt, eigentlicher Begründer der humanist. Studien, besonders der griechischen Sprachkenntniß in Frankreich unter K. Franz I., ausgestattet mit nie befriedigtem Forschungsgeiste, reich an eigenthümlichen hellen und anregenden Ansichten. Lazare Baif aus Anjou (geb. 1485; st. 1545), Jurist, mit griech. Lit. vertraut: franz. Uebers. griech. Trauerspiele. Etienne Dolet aus Orleans (geb. 1509; st. 1545) Buchdrucker in Lyon, als Ketzer verbrannt, freisinnig, kenntnißreich, vielthätig. P. du Prat bearbeitete alte Rechtskunde. Jak. Brodeau (Brodaeus) aus Tours (geb. 1500; st. 1563), vertraut mit gr. Dichtersprache. Adrian Tourneboeuf (Turnebus) aus Andely bei Rouen (geb. 1512; st. 1565), Buchdrucker und Toussain's Amtsnachfolger, belesen und scharfsinnig, oft geneigt zu willkührlichen Textesänderungen. Gilb. Cousin (Cognatus) aus Nozeret (geb. 1506; st. 1567), ausgezeichnet durch vielumfassende Sachkenntniß und selbstständiges Urtheil, den Finsterlingen verhaßt und ihr Opfer. Denys Lambin aus Montreuil (st. 1572), geistreicher und besonnener Kritiker und Interpret, um mehrere röm. Klassiker hoch verdient. Mark Antoine Muret aus Muret bei Limoges (geb. 1526; st. 1585), Lehrer in Frankreich und in Rom, als lat. Stylist klassisch, vielumfassend gelehrt, doch mehr dem sprachlichen Gefühle als dem höheren Geistigen hingegeben. Pierre Pithou (Pithoeus) aus Troyes (geb. 1539; st.

1596), verdient um röm. und kanon. Recht u. fränk. Gesch. Henri Etienne (Stephanus) aus Paris (geb. 1528; st. 1598), Roberts Sohn, hat durch Fülle und Tiefe des Wissens und wegen Umfanges und Trefflichkeit seiner lit. Leistungen den vollgültigsten Anspruch auf die Bewunderung der Nachwelt. Er vereinte seltenen Scharfblick und scharfe Urtheilskraft mit eisernem Fleiße und unaufhaltbarem Streben nach ausgebreiteter Wirksamkeit. Jean Passerat aus Troyes (geb. 1534; st. 1602), feinsinnig, scharfblickender Kritiker. Joseph Justus Skaliger aus Agen (geb. 1540; st. 1609), verdankte seinem Vater J. K. Sk. die Grundlage seiner vielumfassenden gelehrten Bildung; er war ein sprachlicher und wissenschaftlicher Polyhistor, einheimisch in der griech. und röm. Literatur, bekannt mit den morgenländischen Sprachen und des Ital., Engl. u. Span., wie der französischen Muttersprache mächtig. Isaak Casaubon aus Genf (geb. 1559; st. 1614) lebte und lehrte in Genf, Montpellier, Paris und London, überaus reich an sprachlicher und geschichtlicher Gelehrsamkeit, tiefblickend und umsichtig, hochverdient um Kritik und Auslegung. Im 17. Jahrh. wird der Realismus in den humanistischen Studien vorherrschend; fleißige Sammler sind häufiger, als freisinnige Kritiker und sprachlich forschende Ausleger; die Zahl der anerkannt verdienstvollen Arbeiter vermindert sich und in ihren Werken werden rein alterthümlicher Sinn und einfach besonnene Planmäßigkeit oft vermißt. Auf Auszeichnung haben Anspruch: Klaude Gaspar Bachet de Meziriac (geb. 1593; st. 1638), in mythischer Geschichte und Mathematik wohl erfahren. Der Jesuit François Vigier (Vigerius) aus Rouen (geb. 1591; st. 1647) förderte das Eindringen in die feineren Eigenthümlichkeiten der gr. Sprache. Samuel Petit aus Nismes (geb. 1594; st. 1645) versuchte die attische Gerichtsverfassung darzustellen, bei mannigfachen Verwirrungen und Mißverständnissen Vieles zuerst erörternd und weitere Untersuchung veranlassend, bearbeitete die alte Zeitrechnung und bewähret in Anmerk. zu den Klassikern ausgebreitete Belesenheit. Claude de Saumaise (Salmasius) aus Semur in Auxois (geb. 1588; st. 1653), lebte in Heidelberg, Paris und Leiden, streitlustiger, rastlos thätiger, auf viele neue Gesichtspunkte der Alterthumswissenschaft hinweisender Vielwisser, welcher die Ueberfülle seiner Belesenheit selten zweckdienlich und lichtvoll zu ordnen wußte und ungeheure Vorräthe gelehrter Erfahrungen und Winke Anderen zu haushälterischer Benutzung hinterließ. Tanequil le Fevre (Faber) aus Caen (geb. 1615; st. 1672), Lehrer in Saumur, umsichtig und feinsinnig. Henry Valois (Valesius) aus Paris (geb. 1603; st. 1676), gründlich und scharfsinnig, wackerer Geschichtsforscher. Charles du Fresne S. du Cange aus Amiens (geb. 1610; st. 1688), hochverdient um byzant. Hist., spätere Gräcität und Latinität, Gesch. des Mittelalters. Anne le Fevre verh. Dacier aus Saumur (geb. 1651; st. 1720), eifernd für Aufrechthaltung des alterthümlichen Geschmacks. Danet, die Jesuiten P. J. Cantel, Charles de la Rue oder Ruaeus (geb. 1643; st. 1725), Jean Hardouin aus Quimbre in Bretagne (geb. 1646; st. 1729), berühmt durch seltsame kühne Paradoxien. Viele Andere, meist geringen lit. Verdienstes und Namens, hatten Antheil an den unter Bossuet's und Huet's Leitung erscheinenden Ausgaben der röm. Klassiker in usum Delphini, welche Zeugniß gaben von dem Verfall der gründlichen humanistischen Studien in Frankreich und der bequemen Oberflächlichkeit in Auslegung der Alten Vorschub leisteten. An sie schloß sich der ästhetisirende Jesuit Noel Et. Sanadon aus Rouen. Inzwischen war für alterthümliche Sachkenntnisse viel gesammelt worden; abgesehen von des Jes. Jul. Cäs. Bulenger Compilationen, Franz. Pomey Lehrb. der Mythologie, manchen Monographien, erwarb sich der Jes. Denys Petav aus Orleans (geb. 1583; st. 1652), um Himmelskunde und Zeitrechnung der alten Welt bedeutendes Verdienst. Pierre Dan. Huet aus Caen (geb. 1651; st.

1721) leitete mit oft glücklichen Blicken auf manche neue Ansicht hin. Die realistische Richtung beurkundet sich auch in den Arbeiten der Humanisten des 18. Jahrh.; das Bessere der Art, nicht erfolglos für das philologische Studium überhaupt, ist in den Sammlungen der k. Gesellschaft der Inschriften niedergelegt. Unter diesen archäologischen Abhandlungen sind die beachtenswertheren die chronologisch-historischen von L. Boivin, dem gelehrten und scharfsinnigen Nik. Freret, Franç. Geinoz, Jean Levèsque de Burigny aus Rheims, J. P. de Bougainville aus Paris Ch. le Beau, P. J. Burette erläuterte die alte Gymnastik und vorzüglich die Musik, Michel Fourmont sammelte einen ansehnlichen Vorrath alter Inschriften, Ant. Banier stellte (1711, 1738) ein System der Mythologie auf; die Numismatik wurde von Cl. Gros de Boze, Ch. de Valois, Aug. Belley, Casp. Mich. le Blond bearbeitet, gewann aber am meisten durch die treuen Beschreibungen und einsichtsvollen Erklärungen J. Pellerin's aus Paris. Für Begründigung des Studiums der alten Erdkunde hat J. Bapt. Bourguignon d'Anville wacker vorgearbeitet. Die Kenntniß der alten Kunst wurde durch den vielseitig verdienten Benediktiner Bernard de Montfaukon aus Languedok gefördert. In seine Fußstapfen trat mit rühmlichem Sammelfleiße, bei geringerer Gelehrsamkeit, Graf de Caylus. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. erwachte neuer Eifer für philologische Studien, die Muster des Auslandes fanden Eingang und die fruchtbare gelehrte Thätigkeit war im Steigen bis sie durch die Revolution gehemmt wurde. Charles de Brosses war vertraut mit alterthümlichem Römergeiste, Jean Capperonier aus Montdidier, J. Franç. Vauvilliers, die Jesuiten Gabriel Brotier, welcher die Reichthümer seiner krit. Vorräthe nicht zu gebrauchen verstand, und Franç. Jos. Desbillons, J. Bapt. Gasp. d'Ansse de Villoison bereicherte die gr. Lit. durch Vieles, was er aus Bibliotheken hervorzog. Straßburg hatte Philologen von anerkanntem Verdienste: Rich. Franç. Phil. Brunck, durch rastlose Thätigkeit in Vermehrung und Benutzung kritischer Apparate manche vordringliche Willkühr in Feststellung der Texte vergütend und zur Belebung ernsterer Sprachstudien wacker mitwirkend; Jerem. Jakob Oberlin, Joh. Schweighäuser. Jean Jacques Barthelemy aus Cassis in Provence, vielseitiger Kenner des Alterthums, entwarf ein anziehendes Gemälde von dem Zustande Griechenlands in seiner reifesten Blüthe. Em. Guil. Jos. de Clermont Baron de Saint Croix aus Mourmoiron in Venaissin untersuchet mit Geist und Einsicht und stellt die Ergebnisse seiner Forschung hell und anziehend dar; Const. Franç. Chasseboeuf Volney (geb. 1757; st. 1820), scharfsinniger Chronolog; Pasch. Fr. Jos. Gosselin hochverdient um alte Erdkunde. A. Letronne, A. L. Millin u. A. — Durch frühzeitige Verbesserung des Schulunterrichts, deren fruchtbare Erfolge die zahlreichen Schüler der hochverdienten Al. Hegius und R. Lange veranschaulichten, und durch die unermüdete Thätigkeit R. Agrikola's und C. Celtes war Deutschland für die aus Italien sich rasch verbreitenden humanistischen Studien empfänglich geworden. Viele wißbegierige Jünglinge benutzten italienische Lehrer oder bildeten sich aus ihren Schriften; es wurde auf Lesen der röm. Klassiker und auf reineren und gefälligen lat. Ausdruck gedrungen und die Einführung zweckmäßiger Lehrbücher statt der bisher gebräuchlichen barbarischen des Mittelalters eifrig betrieben. Der bessere Geschmack ging von Veredlung des lat. Sprachgebrauches aus. Einige der wirksamsten Männer in diesem Beginn der philologischen Geistesbildung waren: Heinrich Bebel aus Justingen in Schwaben. Seine Schüler Jak. Heinrichsmann und Joh. Brassikanus machten lat. Sprachlehren bekannt, welche häufig gebraucht wurden; Joh. Altenstaig arbeitete ein zu seiner Zeit willkommenes Wörterbuch aus. Hermann v. d. Busche v. Schlosse Sassenberg im Münsterschen (geb. 1468, st. 1534), Hegius und Agrikola's Schüler, reifer ge-

bildet in Italien, lehrte in vielen deutschen Städten, wiederholt und unter harten Anfechtungen in Köln, zuletzt Professor in Magdeburg, geistreicher Dichter und kräftiger Beförderer der röm. Literatur. Diese Männer und viele andere, welche mit ihnen Gleiches erstrebten, hatten schwere Kämpfe zu bestehen gegen scholastische Pfafferei und eigensinnige Festhaltung des herkömmlichen Alten; aber die Mehrheit der bildsamen Jugend schloß sich ihnen an und viele ritterliche Kraftmänner, unwillig über selbstsüchtigen Zunftgeist der Obskuranten, erkannten als ihren edlen Beruf, die Streiter für das Schöne, Wahre, Menschliche in Schutz zu nehmen und erforderlichen Falles mit dem Schwerte zu vertheidigen. Von den vielen Rittern, welche mit Wort und That solche Gesinnung beurkundet haben, kann hier nur auf diejenigen aufmerksam gemacht werden, die zugleich literärisch thätig gewesen sind. So Hermann Graf von Nuenar aus Jülich, trefflicher Forscher der altgermanischen Geschichte, voll Achtung für klassisches Alterthum. Der Nürnberger Patricier Bilibald Pirkhaimer aus Eichstädt, verdient um Geschichte, röm. Alterthumskunde und bessere Numismatik, heiterer lat. Dichter. Vor allen anderen der ungestüm hochsinnige Ulrich von Hutten (s. d. Art.). Die Mittelpunkte, um welche sich in diesem Zeitalter der Morgenröthe humanistischer Geistesbildung alle lit. Bestrebungen sammelten und bewegten, waren Reuchlin und Erasmus (s. bd. Art.). Ersterer begründete das ernstere Studium der griech. Sprache und die Beschäftigung mit dem Hebräischen durch Lehrbücher und Unterricht. Erasmus wirksam für europäische Geistesbildung, Gelehrter im umfassendsten Sinne, unermüdet thätig, scharfsinnig, helldenkend und geistreich, offen für Schönes und Wahres, Meister in Darstellung und röm. Sprache, hatte überwiegenden Antheil an der geist. Gestaltung des Zeitalters durch Schriften, Umgang mit Großen und den angesehensten Gelehrten, durch Anregung und und Unterstützung lit. Unternehmungen und Anstalten und vielseitige Verbreitung und Sicherstellung der Achtung für Wissenschaft und Kunst. Von den Zeitgenossen sind unter andern vorzüglich erwähnenswerth: Peter Apianus, hochverdient um mathematische Geographie, und Bartholemeus Amantius, Otmar Nachtigall aus Straßburg, Benediktiner, eifriger Verbreiter des griech. Sprachstudiums, Vinzent. Opsopoeus (Koch) aus Franken, Helius Eoban Hessus (Göbbchen) aus Bockendorf, Sim. Grynaeus aus dem Hohenzollernschen, musterhaft durch edle Gesinnung und lit. Gemeingeist. Inzwischen hatte die Kirchenreformation allgemeineren Eingang gefunden; Ul. Zwingli und M. Luther forderten und erwirkten Vervollkommnung des gelehrten Schulunterrichtes und dieser gewann von Wittenberg aus durch Luther's treuen Gehülfen eine ganz neue Gestalt: Philipp Melanchthon (siehe diesen Artikel) wird mit Recht der allgemeine Lehrer Deutschlands genannt; das bezeugen die Verdienste seiner Schüler, von welchen hier nur einige der bedeutenderen aufgeführt werden können: Joh. Rivius in Annaberg, Freiberg und Meißen, Valent. Friedland Trotzendorf in Goldberg, Joh. Glandorp in Münster, Marburg, Braunschweig, achtbar als Dichter und Historiker, Georg Fabricius aus Chemnitz, Thom. Naogeorgus oder Kirchmayer aus Straubingen, der berühmteste von allen Joachim Camerarius aus Bamberg (geb. 1500, st. 1574), herrlich wirkend für das Schulwesen in Nürnberg und als Rathgeber für viele Gegenden Deutschlands, seltene Gelehrsamkeit und lit. Thätigkeit mit liebevollem Eifer für Gemeinwohl und mit unbefleckter frommer Sittlichkeit vereinend. Der gleichzeitige und fortwährende Wetteifer im Anbau humanistischer Studien ist in keinen Lande so groß, wie im protestantischen Deutschlande: Wilhelm Xylander (Holzmann) aus Augsburg, Hieronymus Wolf aus Oettingen in Augsburg, mit eigenthümlichem Tiefblicke ausgestattet und reich an Genialität, Janus Guilielmus aus Lübeck, geistreicher Kritiker und Dichter, Wilh.

Hilden aus Berlin (geb. 1551, st. 1587), Rektor des grauen Kloster-Gymnasiums, Nikodemus Frischlin aus Bahlingen, einsichtsvoller Grammatiker, hellsinniger Dichter und Redner, Valentin Acidalius aus Witstock, genialer Kritiker und sinnreicher Ausleger röm. Klassiker, Michael Neander aus Sorau, Melanchthon's Schüler, Begründer der Musterschule in Ilfeld, ausgezeichnet durch sprachliche Gelehrsamkeit, gute Methode und unermüdeten Fleiß. Mart. Crusius aus Gräbern im Bamb., Lehrer in Tübingen, rühmlich thätig zu Gunsten der Neu-Griechen. Für alterthümliche Sachkenntnisse war manches, zum Theil Treffliches geleistet worden; Wolfg. Laz benutzte griechische Münzen zur Geschichtforschung; Hub. Golz und weit sorgfältiger Adolph Occo (geb. 1524, st. 1606), bearbeiteten die röm. Numismatik, Joh. Wilh. Stuck (geb. 1542, st. 1607), sammelte fleißig archäologische Notizen. Im 17. Jahrh. erkaltete der Eifer der Humanisten und die Stimmung der einflußreicheren Geschäftsmänner, besonders der Theologen, war der Selbstständigkeit und freisinnigen Gründlichkeit des philologischen Studiums ungünstig, indem dasselbe zünftiger Absichtlichkeit untergeordnet und der Jugendunterricht auf unmittelbare mechanische Nützlichkeit berechnet wurde. Daher sind der pädagogisch planmäßig arbeitenden Philologen und solcher, welche bleibenden literarischen Ruhm erwarben, ungleich weniger; wackere Schulmänner haben mit Gegnern der klassischen Literatur zu kämpfen; der bedeutungsvollste Gesichtspunkt, aus welchem ihr Verhältniß zur Geistesbildung bisher aufgefaßt worden war, wird von Vielen verkannt. Janus Gruterus eigentlich Gruytere aus Antwerpen, Professor in Wittenberg und Heidelberg, belesen, kritisch scharfsehend. Wolfgang Seber aus Suhl, Erasmus Schmid aus Delitzsch, Heinrich Lindenburg aus Hamburg, Christian Bekmann aus Borne, Kaspar Schoppe oder Scioppius aus Neumark in der Pfalz (geb. 1576, st. 1649), ein geistvoller, gelehrter, übermüthiger Abentheurer, dessen Schriften eben so reich an neuen und gehaltvollen Ansichten, als an Ungezogenheiten und trotzigen Uebertreibungen sind. Kaspar von Barth aus Küstrin (geb. 1587, st. 1658), überströmend von gelehrter Belesenheit, reich und sehr ungleich arbeitend, eitel und anmaaßend, Thomas Reinesius aus Gotha (geb. 1587, st. 1667), praktischer Arzt in mehren Städten, am längsten in Altenburg und Leipzig, hochgebildet, feinsinnig, umfassend belesend, der gründlichste Humanist seiner Zeit, Lukas Holstein aus Hamburg (geb. 1596, st. 1661), Bibliothekar im Vatikan, einer der gründlichsten und umsichtigsten Philologen, Joh. Vorst aus Wesselburg im Ditmars (geb. 1623, st. 1676), Rektor in Berlin, kenntnißreich und vielthätig, Christian Daum Rektor in seiner Vaterstadt Zwickau (geb. 1612, st. 1687), wackerer Forscher und fruchtbarer Arbeiter, Marquard Gude aus Rendsburg (geb. 1635, st. 1689), ausgezeichnet durch umfassendes und tiefes Wissen, wie durch richtigen Blick, Christ. Cellarius aus Schmalkalden (geb. 1638, st. 1707), hochverdienter Schulmann in Weissenfels, Weimar, Zeiz und Merseburg, Prof. in Halle, ausgebreitete, auch morgenländ. Spr. umfassende Gelehrsamkeit mit guter Lehrmethode verbindend, gab zur zweckmäßigen Behandlung der humanistischen Studien in Deutschland den Ton an und leistete für Alterthumskunde, besonders Geographie und Geschichte Bedeutendes. Die Kenntniß der gesellschaftlichen Verhältnisse der griechischen Welt wurde durch Joh. Phil. Pfeffer's erleichtert; zur Beförderung des alterthümlichen Kunststudiums trugen unverkennbar bei Joach. v. Sandrart. Diese Thätigkeit für antiquarischen Realismus nahm im 18. Jahrh. zu und bereitete ein neues Zeitalter der philologischen Studien vor, welches alle vorhergehende an innerem Gehalte, äusserem Glanze und wirksamen Einflusse auf das gesammte wissenschaftliche Geistesleben übertraf. Die alte Numismatik wurde durch J. C. Schott, Christ. Siegm. Liebe, Erasmus Frölich, Karl. Juli. Schläger, Joh. Jak. Gesner u. A. treffl-

angebaut; das Bedürfniß sprachlicher Gelehrsamkeit und geschichtlicher Forschung wurde von mehren Theologen anerkannt und der von Leibnitz ausgegangene Geist befruchtete das literarische Leben mit erkräftigter Regsamkeit. Der grundgelehrte Joh. Albert Fabricius aus Leipzig (geb. 1668, st. 1736), Prof. in Hamburg, stellte mit heldenmüthigem und sinnvollem Fleiße unermeßliche reiche Vorräthe gediegener Literaturnotizen zu allgemeiner Benutzung aus und forderte dadurch kommende Geschlechter zu angestrengter Thätigkeit auf. Die methodische Neubelebung des philologischen Jugendunterrichtes verbreitete sich von Halle aus über einen großen Theil Deutschlands; die von Joh. Juncker verfaßte griechische Grammatik, kam in allgemeinen Umlauf und konnte auch durch die ungleich vollständigere märkische nicht verdrängt werden. Aehnlicher Begünstigung erfreut sich Joachim Lange's, des vielschreibenden theologischen Eiferers, dürftige hallische latein. obgleich die weit vorzüglichere märkische von A. F. Bernhardi ihr bald zur Seite trat. Benj. Hederich aus Geithain war unermüdet in Ausarbeitung mannigfaltiger Hülfsbücher für Schulunterricht und Selbstbelehrung, welche zu ihrer Zeit treffliche Dienste leisteten. Die auch durch lebhafteres Verkehr mit den Niederlanden geförderte humanistische Betriebsamkeit auf Universitäten, z. B. Altorf, Wittenberg u. a., besonders Leipzig, und auf Gymnasien, namentlich den sächsischen, geht aus Uebersicht der Leistungen einiger berühmten Männer hervor, deren Werth zum Theil als fortdauernd gelten kann: Gottfried Olearius in Leipzig, Joh. Christoph Wolf aus Wernigerode. Der unglückliche Abentheurer Stephan Bergler aus Kronstadt in Siebenb. Joh. Wilh. Berger, Prof. in Wittenberg, hellte viele Gegenstände des klass. Alterthums mit Geist und besonnener Umsicht auf. Joh. Mich. Heusinger aus Sundhausen, Gottl. Corte aus Beskau in der N. Lausitz, Prof. in Leipzig, genialer Kritiker und Anleger, bei großer Kühnheit, mit seltener Einsicht und Gelehrsamkeit ausgestattet. Es bildeten sich nun philologische Schulen von vielumfassender Wirksamkeit und die Uebersicht der überaus reichen humanistischen Literatur seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. wird durch Aufführung der Häupter oder Wortführer derselben erleichtert und gewissermaaßen geordnet: Joh. Math. Gesner (s. d. Art.) aus Roth bei Nürnberg (geb. 1691, st. 1761) ordnete im humanistischen Studium den Buchstaben dem Geiste unter und suchte die Lebensansichten und Kunstformen der alten Welt hervortreten zu lassen, ohne jedoch seinem krit. exeget. Verfahren Einheit und Festigkeit zu geben. Joh. Aug. Ernesti (s. d. Art.), aus Tennstädt erstrebte helles Denken und den richtigen Ausdruck dafür oder Vernunftmäßigkeit der geschichtlich-grammatischen Auslegung, arbeitete für Gesammtveredelung des wissenschaftlichen Lebens, Meister im alterth. schönen Styl, vielwirkend für Humanisirung des theologischen Studiums. Christ. Gottlob Heyne (s. d. Art.) aus Chemnitz, begründete tiefe und liebevolle Achtung für klass. Alterthum in allen Kreisen des Gelehrtenstandes und machte Philologie als Grundlage aller geistigen Bildung geltend, umfaßte den Idealismus und Realismus des humanistischen Studiums ziemlich gleichmäßig, bisweilen mit einer Hintansetzung sprachlicher Gründlichkeit, und veranschaulichte die folgenreiche Wechselwirkung zwischen ihm und der Wirklichkeit der Gegenwart, suchte die Einheit der Kritik und Auslegung zu befestigen, erwarb sich um geschichtliche Forschung, Kunstansichten (wie sie gleichzeitig von Winkelmann und Lessing ausgesprochen wurden) und Sicherstellung des selbstständigen Urtheils großes Verdienst, und hat, wie Wenige, entscheidenden Einfluß gehabt auf die geistige Richtung des Zeitalters; er gewann für humanistische Studien die Theilnahme des großen Publikums, durch dessen Daseyn die weiteren herrlichen Fortschritte desselben in Deutschland bedingt und mit ungewöhnlicher Raschheit zu immer höherem Ziele

gefördert worden sind. Friedr. Wolfgang Reiz aus Windsheim (geb. 1733, st. 1790), Prof. in Leipzig, tiefer Forscher der griechischen Grammatik und Metrik, innigst vertraut mit dem Geiste der klass. Literatur und des echt alterth. Ausdruckes mächtig, einer der glücklichsten griechischen und lateinischen Dichter. Friedr. Aug. Wolf aus Nordhausen (geb. 1757), Prof. in Halle, geistreicher Pfleger der höheren Kritik, in der sich gründliche Sprachwissenschaft und eine Fülle von Sachkenntnissen wechselseitig unterstützen, geübt in lichtvoller Darstellungskunst, vieles anregend. Gottfr. Hermann (geb. 1772), Prof. in Leipzig, fortstrebend nach reizischen Grundsätzen, vielseitig und hoch gebildeten Geistes mit Adlerblick, anerkannter Stimmführer in Kritik, herrlicher griechischer und lateinischer Dichter. Gg. Friedr. Kreuzer (geb. 1771) in Heidelberg, Aug. Böckh. Die Reihe der neueren Philologen, und unter ihnen sind viele, auf deren Arbeiten Deutschland stolz ist, und die auch das gerechte Ausland beachtet, ist so ansehnlich, daß sich der Bericht darüber auf ein einfaches chronologisches, keineswegs für vollständig ausgegebenes, Verzeichniß, mit sparsamen Bemerkungen, beschränken muß. Joh. Jak. Reiske aus Zörbig (geb. 1716, st. 1774), bei allen Entbehrungen und Unfällen glücklicher Märtyrer einer in den Werken altklass. und besonders auch arabischer Literatur anspruchlos schwelgenden Begeisterung und immer frisch auflebenden Thätigkeit. Joh. Friedr. Gruner aus Koburg, Joh. Chr. Wernsdorf aus Wittenberg, Joh. Friedr. Fischer aus Koburg, Rektor der Thomasssch. und Prof. in Leipzig, sorgfältiger griechischer Grammatiker und fleißiger Sammler. Gg. Christ. Crollis aus Zweibrücken, Aug. Wilh. Ernesti, Imman. Joh. Gerh. Scheller aus Ilow bei Dahme, Joh. Karl Zeune aus Stolzenhain (geb. 1736, st. 1788), Prof. in Wittenberg, um griech. Gramm. wohlverdient: viele Ausg. und Anm. Der klassische Leipziger Theolog Sam. Friedr. Nathanal Morus aus Lauban, Joh. Aug. Wagner aus Pirna, Christ. Adolph Klotz aus Bischofswerda (geb. 1738, st. 1771), Prof. in Halle, gefälliger lat. Stylist, für zudringliche Anmaaßung und unberufene Vieltheuerei hart gedemüthigt. Joh. Heinr. Ludw. Meierotto aus Stargard (geb. 1742, st. 7800), Rektor des Joachimsthals in Berlin, trefflicher Pädagog und einsichtsvoller gelehrter Schulmann, feiner Kenner des römischen Alterthums, reich an glücklichen Blicken. Joh. Jak. Hottinger aus Zürich, J. G. Schneider Saxo (geb. 1752, st. 1822), gründliche naturgeschichtl. Kenntnisse mit philolog. vereinend, ungemein arbeitsam. Fr. Gedicke, wackerer Schulmann, J. Gurlitt in Hamburg (geb. 1754) trefflich einwirkend in das gel. Schulwesen, das Rechte und Wahre unverrückt erstrebend: Schulschriften lehrreich und oft in naher Beziehung auf Zeitgeist; theol. Schr. J. Al. Martyni-Laguna in Zwikau (geb. 1755), unermeßlich reich an wissenschaftlicher Erfahrung, Meister alterth. Darstellung und Sprache. Gg. Alex. Ruperti, J. Phil. Siebenkees, Chph. W. Mitscherlich, J. G. Huschke, Ludw. Spalding (geb. 1762, st. 1811), Prof. am gr. Kl. in Berlin, geistreicher Denker, musterhafter Lehrer, scharfsinniger Kritiker und Exeget. F. Wilh. Sturz (geb. 1762), vielwirkend durch gründliche Kenntniß der griechischen Sprache. Karl Aug. Böttiger in Dresden (geb. 1762), anerkannt verdient im Studium der alten Kunst. C. D. Ilgen, G. E. Grodeck aus Danzig, C. Gottl. Lenz, G. H. Schäfer (geb. 1764), Prof. in Leipzig, hochverdienter griech. Grammatiker von kaum zu berechnender edler Vielthätigkeit. Ph. Buttmann (geb. 1764), Prof. in Berlin, voll Geistes und Gelehrsamkeit. Friedr. Jakobs in Gotha (geb. 1764), hellblickender und zartsinniger Kritiker, von alterthümlichem Gefühl für Menschlichkeit, Schönheit und Wahrheit beseelt und die geistige Wirkung humanistischer Studien richtig würdigend und durch sein schriftstellerisches Leben veranschaulichend. J. A. Görentz, Fr. Schmieder, G. L. König, C. W. J. Mosche, Wilh. v. Humboldt, Aug. Friedr. Bernhardi aus

Berlin (geb. 1768, st. 1820), ein tiefdenkender Sprachforscher und musterhafter Schulmann. Fr. Schleiermacher, Karl Morgenstern, J. H. Bremi, L. F. Heindorf, C. F. Heinrich, Ad. Gottlob Lange, J. W. Schüvern, A. G. Gernhard, C. L. Struve, F. Ast, Imman. Bekker, Ch. A. Lobeck in Königsberg, F. Gräfe in Petersburg, Ferd. Hand in Jena, G. H. Lünemann in Göttingen, Ludw. Dissen in Göttingen, Leop. Konr. Schneider, Franz Passow. A. L. W. Jakob in Warschau, F. N. Titze in Prag, Karl Reisig in Halle, F. W. Gotthold, F. Osmann in Jena, C. G. Göttling, A. Weichert, C. Beier, G. Dindorf, F. G. E. Rost ꝛc. in Leipzig, Döderlein in Erlangen, F. Traug. Friedemann in Wittenberg, C. H. Frotscher, A. Näcke in Bonn, Fr. Spitzner in Erfurt, G. Stallbaum, C. G. Zumpt u. m. A. Die Geschichte, Landeskunde, die Vorstellungen, Gebräuche, Einrichtungen, das Verfassungswesen der Griechen und Römer sind in neueren Zeiten durch deutsche Gelehrte gründlich untersucht und eben so lichtvoll als wissenschaftlich genügend dargestellt worden; dies mag die allgemeinere Andeutung der vollendeteren und anerkannt hochgelungenen Leistungen beurkunden: L. Ideler alte Chronologie, Konr. Mannert, J. H. Voß, F. A. Ukert alte Erdkunde, Joseph Eckhel, J. C. Rasche alte Numismatik, F. Osmann Inschriften, J. Winckelmann, C. A. Böttiger ꝛc. Kunst, J. H. Voß, F. Kreuzer Mythologie, D. Hüllmann, Fr. Kortum, F. W. Tittmann griechische Staatsverfassung, G. F. Schömann, M. H. E. Meier, Ed. Platner, M. H. Hutwalker, W. Heffter griech., besonders attisches Gerichtswesen, A. H. L. Heeren, C. O. Müller, B. G. Niebuhr, W. Wachsmuth und Andere griech. und röm. Geschicht. — In den Niederlanden hatte sich alterthümlicher Schönheitssinn durch Verbindung mit Italien und frühen Wohlstand erhalten und der bessere Jugendunterricht gestaltet, welcher auf Deutschland so wohlthätig einwirkte; daher zeichnen sich mehrere kirchliche und historische Schriftsteller des 15. Jahrh. durch stylistische Vorzüge aus. Mit dem nothgedrungenen Kampfe für bürgerliche Freiheit wurde unter den gelehrten Gebildeten und für höhere Geistesbildung Empfänglichen der innere Sinn für das Leben und Streben der alten Welt, wie es sich in den Schriftwerken der Klassiker veranschaulicht, geweckt und erkräftigt; das humanistische Studium gewann einen Reiz und eine praktische Bedeutung, welche ihm bald die Gerechtsame tiefgewurzelter Herkömmlichkeit zusicherten, und erwuchs im 17. Jahrh., als die besseren Köpfe die Errungenschaft des öffentlichen Lebens zu würdigen im Stande waren, zu gediegener Reife und reicher Fruchtbarkeit an trefflichen Erzeugnissen. Einige Vorliebe für römische Literatur blieb immer vorherrschend; obgleich, besonders in neuerer Zeit von Einzelnen auch für die griechische Herrliches geleistet worden ist; die Mehrheit der Philologen beschäftigte sich mit grammatischen Untersuchungen und Erörterungen; bei Vielen wird in Anhäufung der Vergleichungen, in mühsamem Sammlungsfleiße und im Verweilen bei sprachlichen Eigenthümlichkeiten oder etymologischen Grübeleien, eine Hinneigung zum Kleinlichen sichtbar, welche aus dem wirklichen Leben in das wissenschaftliche übergegangen zu seyn scheint; doch fehlet es nicht an Männern, welche sich mit großartiger Kraft über diesen nationellen Partikularismus erhoben und als Muster und Lehrer für ganz Europa geltend gemacht haben. Das immer gleiche, auch jetzt fortdauernde Ansehn der Philologie hat darin seine Stütze und Haltung, daß die lateinische Sprache in literarischen Verhandlungen beibehalten und durch Vervollkommnung der Landessprache nur wenig beeinträchtigt worden ist und daß der Grundsatz, welcher das humanistische Studium als nothwendige Bedingung aller wissenschaftlichen Bildung und Thätigkeit anerkennt, von den Wortführern im Literaturleben, namentlich von Theologen und Juristen, unwandelbar festgehalten wird. In dem Verzeichnisse berühmter niederländ.

Philologen begegnen viele Ausländer, besonders Deutsche und unter diesen viele von glänzendem Verdienste, welche in Holland eingebürgert worden sind und nach ihrer öffentlichen Wirksamkeit dem zweiten Vaterlande angehören. Der literarische Ertrag ist in der ersten Hälfte des 16. Jahrh. dürftig, und auf den Süden beschränkt, vermehrt sich aber sichtbar in der zweiten Hälfte, fast ausschließlich im Freistaate, und wird im 17. und 18. fortwährend beträchtlicher und im Gehalte gewichtvoller. Joh. Despauterius aus Ninove in Flandern (st. 1520), lehrte in mehreren niederl. Städten und war für methodischen Unterricht in der lateinischen Sprache sehr thätig. Nik. Clenardus (Cleynarts) aus Diest in Brabant (st. 1542), lebte in Spanien und Portugal, hellsinnig, auch der hebräischen und arabischen Sprache kundig. Peter Nannius (Nanningh) aus Alkmar, Lukas Fruterius (Fruytier) aus Brügge, lebte in Brüssel, ein geistreicher Kritiker, zu großen Erwartungen berechtigend. Der vielwissende, für humanistische Studien mannigfach wirksame Arzt Hadrian Junius (de Jonghe) aus Horn, Wilhelm Kanter aus Utrecht, Adolph von Metkerche aus Brügge. In den letzten Jahrzehnten des 16. Jahrh. zog sich die humanistische Thätigkeit ausschließlich nach dem freien Norden und hatte ihren Hauptsitz in Leiden; der streng katholische Süden verstummte. Janus Dousa (v. d. Does) aus Norwik, der erste Curator der Universität Leiden, sinnvoller Ausleger des Horatius, Katull, Tibull und Propertius, guter Dichter und Redner, verdient um Nationalliteratur und Geschichte. Justus Lipsius (s. d. Art.) (st. 1606), vielumfassend gelehrt und belesen, eitel und selbstsüchtig, als Schriftsteller systematischer Ordnung und Einheit ermangelnd, mehr sammelnd als verarbeitend, reich an eigenthümlichen Ansichten und Wahrnehmungen, Haupt einer in sententiösen Lakonismus sich gefallenden und nach ihm benannten latein. Styischule. Bonaventura Vulkanius, Ausonius Popma, Janus Rutgers aus Dordrecht (geb. 1589, st. 1625), ausgezeichnet durch kritische Umsicht und angemessene und geschmackvolle Darstellung. Joh. Meursius (von Meurs) aus Losdun (geb. 1579, st. 1639), Prof. in Leiden, zuletzt in Sora, ungemein fleißiger, planloser Sammler vielgebrauchter antiquar. Materialien. Hugo Grotius oder Huig van Groot (s. d. Art.) aus Delft (geb. 1583, st. 1645), mächtiger und folgenreicher, als alle Gelehrte des 17. Jahrh., auf die gesammte Bildung und Richtung des geistigen Lebens in Europa einwirkend, ist vollendeter Zögling der alten Welt, deren Freiheit, Kraft, Milde und Schönheit er in seinem Gemüth aufnahm, dadurch sich über seine Zeit erhob und eine Hoheit und edle Menschlichkeit der Gesinnung gewann, welcher alles Aeussere untergeordnet wurde. Gerhard Joannis Voß aus Heidelberg (geb. 1577, st. 1649), Rektor in Dortrecht, Prof. in Leiden und Amsterdam, wissenschaftlich gründlicher Polyhistor, als verurtheilloser Theolog, tüchtiger Historiker, gründlicher und scharfsinniger Grammatiker und umsichtiger, gesundurtheilender Literator gleich achtungswerth. Mark. Zuerius Boxhorn aus Bergenopzoom (geb. 1612, st. 1655), Prof. in Leiden, politisirender Humanist und Historiker. Daniel Heinse aus Gent (geb. 1582, st. 1655), Prof. in Leiden, ungemein vielseitig und für Bereicherung der griechischen Literatur sehr thätig, in seinen Leistungen ungleich, aber immer Talent und Gelehrsamkeit beurkundend. Joh. Friedr. Gronov aus Hamburg (geb. 1611, st. 1671), Lehrer in Deventer und in Leiden, einer der gefeiertesten Humanisten, welcher röm. Schriftsteller in ihrer geistigen Gesammtheit tief und scharf auffaßte und als Kritiker und Ausleger eine der ersten Stellen behauptet, üppig reich an glücklichen Ansichten. Die Reihe der verdienten Philologen der 17. Jahrh. schließen mehre hoch achtbare und mit Erfolg thätige Männer: Joh. Georg Graevius (Gräfe) aus Naumburg (geb. 1632, st. 1703), Prof. in Duisburg, Deventer und Utrecht, durch vielseitige Einsicht und gelehrten Fleiß ausge-

zeichnet. Peter Franß aus Amsterdam, Gisbert Kuper aus Hemmen (geb. 1644, st. 1716), in Deventer, geschmackvoller Bearbeiter der Numismatik und alten Kunstgeschichte. Ezechiel Spanheim aus Genf (geb. 1629, st. 1710), gebildet in Leiden, trefflicher Numismatiker und Archäolog. Im 18. Jahrh. blühte das humanistische Studium, auch gepflegt von Theologen, Juristen und Medicinern, herrlich fort und erreichte bald seine vollendete Reife; viele Reichthümer gelehrter Forschung und Aemsigkeit wurden ausgespendet; mehrere anerkannte Meister stellten Muster der Kritik und Interpretation auf: Janus v. Broukhuyzen aus Amsterdam, Theod. Janſſon v. Almeloveen aus Mydregt, Ludolf Küster (Neokorus) aus Blomberg, lebte in Amsterdam, Berlin und Paris, ein vielumfassender, helldenkender Kopf. Jak. Perizonius (Voorbroek) aus Dam (geb. 1651, st. 1715), Lehrer in Delft, Franecker und Leiden, tüchtig im Suchen und Prüfen, trefflicher Forscher der alten Geschichte, hochverdient um Erörterung dunkler alterthümlicher Gegenstände. Jakob Gronov aus Deventer; Jean le Clerc (Clerikus) aus Genf (geb. 1657, st. 1736), in Amsterdam, nicht ohne Verdienst um Theologie und um Bearbeitung der niederländischen Geschichte, als Journalist fruchtbar wirksam, auch in der Philosophie freiere Denkart fördernd, und überhaupt durch rastlose Thätigkeit achtbar. Peter Burmann aus Utrecht (geb. 1668, st. 1741), Prof. in Utrecht und Leiden, überströmend von reicher Belesenheit, mit dem röm. Alterthum vertraut, als Kritiker schwach, übermüthig und in Streitigkeiten zügellos heftig. Sigebert Haverkamp (st. 1742), Prof. in Leiden, überaus fleißiger und besonders für alte Numismatik nützlicher Sammler. A. Drakenborch, Prof. in seiner Vaterstadt Utrecht (geb. 1684, st. 1748), ausgezeichnet durch unermüdliche, meist besonnene und bei allem Ueberflusse nicht unangemessene Aemsigkeit. J. Corn. de Pauw aus Utrecht (st. 1744), durch zudringliche kritische Kühnheit übelberüchtigt. Jak. Philipp d'Orville, Prof. in seiner Vaterstadt Amsterdam (geb. 1696, st. 1751), überaus belesen und umsichtig, in sprachliche Eigenthümlichkeiten tief eindringend, wackerer Numismatiker. Karl Andreas Ducker aus Unna (geb. 1670, st. 1752), Lehrer in Herborn, Haag und Prof. in Utrecht, Sprachgelehrsamkeit und geschichtliche Kenntniß der alten Welt in ihrem ganzen Umfange vereinend, ein bescheidener, hellsehender Kritiker und Vieles gründlich erörternder Ausleger, Quellen und Hülfsmittel gewissenhaft benutzend. Peter Wesseling aus Steinfurt (geb. 1692, st. 1764), Lehrer in Middelburg, Prof. in Franecker und Utrecht, vielseitig gebildet und reich an gründlicher Gelehrsamkeit, trefflicher kritischer Forscher, der altklassischen Sprachen mächtig und die geschichtlichen Verhältnisse einsichtsvoll beachtend, daher Vieles anregend und aus eigenthümlichem Gesichtspunkte auffassend. Tiberius Hemsterhuis (s. d. Art.) aus Gröningen. Ludwig Caspar Valckenaer aus Leuwarden (geb. 1715, st. 1785), H's großer Schüler, Prof. in Franecker und Leiden, alterthümlicher Polyhistor im edelsten und vollesten Sinne, die reichen Früchte der ausgebreitetsten und besonnensten Belesenheit mit Geist verarbeitend, das Wesen der griechischen Sprache und ihrer Bestandtheile tief erforschend, viele neue Ansichten eröffnend, Manches begründend und berichtigend, in Kritik und Auslegung, wie sie eng verschwistert sind, durch Fülle und angemessene Benutzung sinnvoller Erfahrung musterhafter Lehrer. David Ruhnken (s. d. Art.) (Ruhneken) aus Stolpe. Daniel Wyttenbach aus Bern Ruhnkens, Schüler, Prof. am Athenäum in Amsterdam und in Leiden, hochverdient um Verbreitung der Grundsätze der Leidner Humanistenschule. Joh. Luzac, Prof. in seiner Vaterstadt Leiden, Valckenaer's vertrauter Schüler, geistreich, feinsinnig, helldenkend. H. Kannegieter in Arnheim, Joh. Alberti in Leiden, Adr. Heringa, geistreicher und umfassend gelehrter Arzt. D. Arntzen in Amsterdam Christoph Saxe aus Eppendorf, Gisbert Koen in Franecker, Augustin von

Staveren, Rektor in seiner Vaterstadt Leiden. Peter Burmann II. aus Amsterdam, Laurentius v. Santen aus Amsterdam, Hieronymus van Rosch aus Amsterdam. Mehrere treffliche Schüler Ruhnken's und Wyttenbach's, Dan. v. Lennep, Jan Bake, Casp. Jak. Chph. Reuvens, J. Otto Sluiter u. A. — In Großbritannien fand die Philologie erst nachdem der Protestantismus vorherrschend geworden war, allgemeineren Eingang. Ein Thomas Morus (geb. 1480), Erasmus Freund, Uebersetzer einiger lucianischen Dialogen Vf. der Utopia und geistreicher lateinischer Geb., konnte von den Zeitgenossen nicht verstanden und gewürdigt werden. Im Zeitalter der Königin Elisabeth wurden die Alten gelesen, übersetzt und nachgeahmt; ihre Wirksamkeit beschränkte sich aber auf ästhetische und stylistische Benutzung; doch gewannen sie bald überwiegendes Ansehen in Unterrichtsanstalten. Der philologischen Arbeiter waren sehr wenige: der schott. Hist. Thomas Dempster und sein Landsmann Will. Bellenden, ein fleißiger und in der römischen Literatur wohl erfahrner Sammler, lebten im Auslande. Der lebhaftere Verkehr mit den Niederlanden und die durch politische Reibungen angeregte geistige Selbstthätigkeit förderten den Anbau humanistischer Studien, zunächst auf den Universitäten; in Oxford wirkten unter anderen der wackere Joh. Selden aus Salvington und Franz Rous, Thomas Gataker aus London. Fr. Junius aus Heidelberg (geb. 1589, st. 1672), Bibliothekar des Gr. Arundel, verdient um altgerman. Literatur, bearbeitete meisterhaft einen schwierigen Theil der alten Kunstgeschichte. Seit dem Ende des 17. Jahrh. wächst der Eifer für humanistische Studien sehr merklich und ist fruchtbar an reiferen Erzeugnissen; die philologische und praktisch politische Bildung treten in Wechselwirkung und unterstützten sich gegenseitig; die allgemeinere Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten macht empfänglich für die geistigen Erfahrungen, Bestrebungen und Ansichten der in gesellschaftlicher Entwickelung hochstehenden Griechen und Römer, fördert das Verstehen ihrer Aeußerungen und findet in denselben tiefe Bedeutung und fruchtbare Anwendbarkeit auf die Gegenwart. Die Beschäftigung mit den alten Klassikern gilt als bewährtes, unerschöpflichreiches Bildungsmittel für Alle, welche sich eignen und ertüchtigen sollen zum Wirken im Staate; vom zarten Alter an wird der Knabe an sie gewiesen und gewöhnt; der ihnen befreundete Jüngling schwelget in ihrem Genusse und ringet mit begeisterter Anstrengung nach dem Vorzuge, sich den alleingültigen Mustern im Aufstreben des Geistes und in dem freien Gebrauche des Wortes zu nähern; dem Geschäftsmanne bleibt der unvertilgbare Eindruck, welchen das in beglückendem Zauber sich bewegende Jugendleben hinterläßt, und er bewahret mit fester Treue die Achtung für das, dem er die Erziehung seines geistigen Daseyns verdanket. So gestaltet sich ein großer Wirkungskreis für philologische Arbeiter; die Strenge der Forderungen, welche an sie gehen, wird mit dem Fortschreiten der geistigen und gesellschaftlichen Bildung gesteigert, die Richtung ihrer Anstrengungen wird ernster und umfassender, das Ergebniß gehaltvoller, der Wetteifer in befriedigenderen Leistungen durch mannigfache Erfolge verherrlicht. Auf der Universität Oxford zeichneten sich jetzt mehrere Gelehrte durch rühmliche philologische Thätigkeit aus: Ed. Wells, Thom. Kockman, R. West und Rob. Welsted, der wackere Mathematiker J. Wallis, der tiefforschende und umsichtig kombinirende etwas verwirrte Heinr. Dodwell, Thomas Cale (st. 1702), Lehrer in Kambridge, London und York. Josua Barnes aus London (geb. 1654, st. 1712), Professor in Kambridge, mechanisch mit der griechischen Sprache bekannt und in seinen Ausg. gute Apparate flach benutzend. Jak. Upton, Lehrer in Eton, Johann Potter aus Wakefield, Anton Blackwall (geb. 1672, st. 1730), Will. Baxter (geb. 1650, st. 1723), Lehrer in Toetenham und London, gelehrt ohne dichterisches Schönheitsgefühl, in seltsamen Künsteleien sich gefallend, der

treffliche Schotte Thom. Ruddimann, deſſen reichhaltige lateiniſche Sprachlehre in fortdauerndem Anſehen ſteht. In Oxford Thom. Hearne (geb. 1678, ſt. 1735), hochverdient um das Quellenſtudium der brittiſchen Geſchichte, ein vorzüglicher Kritiker. In Kambridge, welches fortan ſeinen Ruhm überlegener philologiſcher Thätigkeit behauptet: Joh. Davies (geb. 1679, ſt. 1731), muſterhaft ſorgfältig und ſcharfblickend in der Kritik, P. Needham (ſt. 1732). Joſ. Waſſe (ſt. 1731) Will. Battie. Allen übrigen an Ruhm und fruchtbarem wiſſenſchaftlichen Einfluß vorgehend erſcheint Bentley (ſ. d. Art.) aus Oulton in Yorkshire. Th. Mangey, Th. Hutchinſon, Conyers Middleton (ſt. 1750), Jak. Tunſtal, Edw. Holdsworth (geb. 1683, ſt. 1746), Robert Ainsworth. Mich. Maittaire, proteſt. Flüchtling aus Frankreich (geb. 1667, ſt. 1747), Lehrer an der Weſtminſterſchule, berühmter Literator und raſtlos fleißiger Schriftſteller. Joh. Spence ſuchte die Uebereinſtimmung der röm. Dichter mit alten Künſtlern nachzuweiſen, befangen von Alles künſtlich erklärender und die Naturrechte der Phantaſie beeinträchtigender Gelehrſamkeit, doch einen Weg zeigend, auf welchem Richtigeres zu finden war. Der vielſeitig gebildete Rechtsgelehrte in Exeter Benj. Heath (ſt. 1765), wohlverdient um Kritik und Metrik der griechiſchen Tragiker. In Kambridge: Rich. Dawes (geb. 1708, ſt. 1766), John Taylor (ſt. 1766), Jeremias Markland (geb. 1692, ſt. 1776), geiſtreich ſcharfſinnig, beſonnen-kühn. Zach. Pearce, Biſchof von Rocheſter (geb. 1690, ſt. 1774), in Davies Fußſtapfen tretend, ohne ihn zu erreichen. Die Londner Archäologen Rich. Chandler (geb. 1738, ſt. 1810), und Rob. Wood (ſt. 1772), Sam. Musgrave, Arzt in Exeter (ſt. 1780), John Toup in Exeter (geb. 1713, ſt. 1785), grundgelehrt und reich an trefflichen kritiſchen Anſichten. Thomas Morell in London (geb. 1701, ſt. 1784), Thom. Tyrwhitt in London (geb. 1730, ſt. 1786), gewandter Forſcher, zu kühnen Kombinationen geneigt. Thom. Warton (geb. 1723, ſt. 1790), Alex. Adam in Edinburg. Gilbert Wakefield aus Nottingham (geb. 1756, ſt. 1801), fruchtbar an raſchen, gewagten Vermuthungen, ungemein fleißig und vielſeitig. In kritiſcher Genialität und ſprachlicher Gelehrſamkeit, wie durch fruchtbare Wirkſamkeit iſt Bentley's Geiſtesbruder Richard Porſon (geb. 1759, ſt. 1808), Profeſſor der griechiſchen Sprache in Kambridge, ausgezeichnet durch Kenntnißfülle, ſcharfe Urtheilungskraft und, bei oft ſchneidendem humoriſtiſchen Witz, milde Menſchlichkeit, in ihm war die glücklichſte Divinationsgabe mit ſtrenger Beſonnenheit und kritiſch gewiſſenhafter Genauigkeit, feſte Rückſicht auf grammatiſche und metriſche Grundſätze und planmäßiger Forſchungsgeiſt mit freiem Selbſtgefühl und kühner Erhebung über alte Herkömmlichkeiten vereinigt. E. H. Barker, Val. Blomfield (geb. 1788, ſt. 1811), C. J. Blomfield, C. Burney, Leon. Hotſchkis, der paradoxe Rich. Payne. Treffliches iſt für griechiſche Ortskunde von W. Gell, Dan. Clarke, Edw. Dodwell, für Archäologie und Epigraphik durch viele Prachtwerke, für alte Geſch. und Erdkunde ꝛc. ꝛc. geleiſtet worden und dieſe Thätigkeit bleibt ſich immer gleich. Die pyrenäiſche Halbinſel hat an den Wirkungen humaniſtiſcher Studien geringen Antheil genommen; dieſe beſchränkten ſich auf einzelne Ordensgeiſtliche, unter denen mehrere, im Auslande nach Verdienſt geachtet, durch Gelehrſamkeit und Scharfblick hervortreten, ohne bedeutenden und allgemeineren Einfluß auf die, eigenthümlich bedingte Nationalbildung zu erlangen. Aelius Antonius Nebriſſenſis eigentlich Ant. de Cala aus Lebrixa in Andaluſien (geb. 1444. ſt. 1522), gebildet in Rom und Bologna, mit raſtloſem Eifer die Einführung des reineren humaniſtiſchen Geſchmackes in Spanien befördernd, Lehrer in Salamanka und Alkala. Nonnius Pincianus eigentlich Fern. Nunez aus Valadolid (geb. 1471, ſt. 1552), lehrte die griechiſche Sprache in Alkala und Salamanka und berichtigte und erklärte mehrere römiſche Klaſſiker mit Einſicht. Der Portugieſe Achilles Statio aus

Vidigueira (geb. 1524, st. 1581) in Rom, achtungswerth wegen seines sicheren kritischen exegetischen Blickes. Peter Ciakkonius eigentlich Chakon aus Toledo (geb. 1525, st. 1581) in Rom, trefflicher Archäolog, in Chronologie, Numismatik und römischen Gebräuchen vieles richtig erörternd. Emanuel Alvarez aus Madeira (geb. 1526, st. 1582), Jesuit in Coimbra, methodischer und auf Belege aus den Klassikern zurückweisender Grammatiker. Ant. Agostino aus Zaragoza (geb. 1516, st. 1586), Bischof von Taragona, lange in Rom, klassischer Civilist und Kanonist, Archäolog, Numismatiker, der geistreichste und gelehrteste unter den spanischen Humanisten. Fz. Sanchez oder Sanctius aus las Brokas (geb. 1523, st. 1600), Lehrer in Salamanka, tief eindringend in den eigenthümlichen Geist und sichergestellten Gebrauch der lateinischen Sprache. Gegen Ende des 18. Jahrh. erwachte die Liebe zur alten Literatur; Fr. Perez Payer, die Staatsmänner Campomanes, Azara u. A. ermunterten durch ihr Beispiel zum Anbau derselben; aber der Ertrag dieser neu angeregten Thätigkeit bestand hauptsächlich in Vermehrung der Uebersetzungen und in einigen Abhandlungen, welche sich meist auf Oertlichkeiten beziehen. Für ein gedeihliches Aufblühen des philologischen Studiums scheint wenig gehofft werden zu können. — Dänemark und Schweden schließen sich in Anerkennung des Werthes der humanistischen Studien, in der Unterrichtsmethode und in freudiger Beachtung und Förderung der neueren Fortschritte an Deutschland an; in beiden Staaten ist die philologische Thätigkeit im Steigen und bringet gute Früchte, wenn diese auch, besonders in Schweden, meist nur vaterländisches Bedürfniß befriedigen. Unter den älteren dänischen Schriftstellern ist, ausser anderen, nicht unberühmt Thom. Bang (geb. 1600, st. 1661), Prof. in Kopenhagen, manche eigenthümliche, auch grillenhafte Ansichten aussprechend. Unter den neueren sind einige der geachtesten: Abr. Kall (st. 1821), Nik. Schow, der wackere Archäolog G. Zoega (geb. 1751, st. 1809), Birg Thorlacius, Fr. Münster, Torkil Baden, G. H. C. Koes (st. 1811), Brönsted u. A. — Was in Böhmen, Ungarn, Polen, welche nicht arm an guten lateinischen Dichtern und Stylisten sind, und in neuerer Zeit in Rußland für alte Literatur und Kunst geschehen ist, beruhet auf italienischen und deutschen Vorbildern und Arbeitern; durch Verhältnisse des öffentlichen Lebens werden selbstständige Bestrebungen nicht begünstigt.

Philomele, des attischen Königs Pandion Tochter. Ihre Schwester Prokne heirathete den Ternus, einen Fürsten der Thracier. Als beider Sohn Itys herangewachsen war, reiste Ternus nach Athen, und Prokne bewog ihn, ihre Schwester Philomele mitzubringen. Von ihrer Schönheit aber zu einer strafbaren Leidenschaft fortgerissen, entehrte er sie, und damit sein Verbrechen geheim bliebe, so schnitt er ihr die Zunge aus, und sperrte sie ein; bei seiner Gemahlin gab er vor, daß sie unterweges gestorben wäre. Philomele fand jedoch Gelegenheit, die Geschichte ihres Unglücks in ein Tuch zu weben, und dies der Prokne zu überschicken, worauf beide aus Rache den Itys schlachteten und dem Vater auftischten. Dieser aß davon, ohne etwas zu merken, vermißte aber bald seinen Sohn. Mit hämischer Schadenfreude rief ihm Prokne zu, daß er ihn ja bei sich hätte, und warf ihm zugleich das blutige Haupt des Ermordeten ins Gesicht. Ternus sprang auf, und wollte beide mit seinem Schwerte ermorden, aber sie flohen und indem sie die Götter um Erbarmen anriefen, wurden alle verwandelt. Prokne entfloh als Nachtigall in die Wälder, über Itys wehklagend; Philomele als häusliche Schwalbe mit abgestoßnem Gezirp, wegen der verstümmelten Zunge winselte Ternus, und Ternus rief als Wiedehopf ein suchendes Pu oder Wo.

Philopömen, der letzte große Feldherr der Griechen, zu Megalopolis in Arkadien 253 v. Chr. geb., war der Sohn eines gewissen Chrausis und zeigte

schon von seiner Kindheit an die größte Neigung zum Kriegswesen. Cassander aus Mantinea, ein Mann von Talenten und der strengsten Redlichkeit, war sein Erzieher. Kaum war er die Waffen zu tragen im Stande, als er schon an den Streifereien der Megalopolitaner in Lakonien Theil nahm und dabei die größten Beweise von Tapferkeit und Klugheit ablegte. War kein Krieg, so brachte er seine Zeit mit Jagen und andern männlichen Uebungen zu. So lebte er bis in sein 30stes Jahr, wo der Angriff des Königs Kleomenes von Sparta auf Megalopolis ihm Gelegenheit gab, sich auszuzeichnen, indem er seine Landsleute dahin brachte, daß sie standhaft den Vorschlägen des Kleomenes sich widersetzten, und dem achäischen Bunde treu blieben. Die bald darauf folgende Schlacht bei Sellasina wurde vornehmlich mit durch seine Tapferkeit und Entschlossenheit von den Achäern gewonnen. Er ging darauf, um nicht müssig zu seyn, nach Kreta, und diente daselbst einige Jahre als Freiwilliger. Nach seiner Rückkehr ernannten ihn die Achäer zum Anführer ihrer Reiterei, welche er bald so furchtbar machte, als sie vorher wenig geachtet war. Bald darauf erhielt er das Oberkommando der ganzen Armee des achäischen Bundes, der jetzt nebst seinem Bundesgenossen Philipp von Macedonien mit den Aetoliern, Römern, Spartanern und andern Feinden in Krieg verwickelt war. Sein Augenwerk ging nun dahin, dem achäischen Bunde durch innere Stärke mehr Selbstständigkeit zu geben, und ihn seinen Feinden furchtbar zu machen. Er verbesserte zu dem Ende das ganze Kriegswesen. Der König von Sparta, Machanidas, rückte mit einer furchtbaren Armee heran, um in Achaja einzufallen. Philopömen ging ihm entgegen, und es kam bei Mantinea zu einer blutigen Schlacht. Zuerst geriethen die Miethsvölker von beiden Seiten aneinander, und nach einem hitzigen Gefecht wurden die achäischen geschlagen; Machanidas verfolgte sie mit übereilter Hitze, während Philopömen mit dem Kern seiner Truppen gegen die Lacedämonier selbst vorrückte, und sie, da sie aus Verachtung gegen die Achäer nicht mit gehöriger Ordnung angegriffen, gänzlich in die Flucht schlug. Dieser Sieg trug viel dazu bei, daß die Feinde mit den Achäern und Philipp einen Frieden zu schließen genöthigt wurden. Dem Friedensschlusse zwischen den Römern und Philipp, in welchem Griechenland für frei erklärt worden war, folgte bald ein Krieg zwischen dem König Nabis von Sparta und den Achäern, in welchem wieder Philopömen das Oberkommando führte. Er wollte jetzt sein Glück auch zur See versuchen, wurde aber von der Flotte des Nabis geschlagen, und konnte sich selbst kaum mit der Flucht retten; doch löschte er diesen Flecken in seinem Kriegsruhme gleich darauf durch einen glücklichen Ueberfall der Lacedämonier aus, welche den Hafen Pleian besetzt hielten, und drang dann, dem Beschlusse der achäischen Versammlung gemäß, in Lakonien ein. Die Stellung des Philopömen war wegen Beschaffenheit der Gegend nicht die vortheilhafteste, doch der kluge Feldherr wußte diesen Fehler durch die künstliche Schlachtordnung, in welche er seine Truppen stellte, so gut zu verbessern, daß er ohne Furcht den Feind erwarten konnte. Die Schlacht war auch so entscheidend glücklich für die Achäer, daß Nabis den größten und besten Theil seiner Truppen verlor. Nicht weniger Ruhm, als dieser Sieg, brachte ihm die glückliche Ausführung des Projekts, Sparta nach dem Tode des Nabis zur Vereinigung mit dem achäischen Bunde zu bewegen. Das gute Vernehmen zwischen den Achäern und Sparta dauerte indessen nicht lange. Philopömen, der jetzt wieder Feldherr der Achäer war, kündigte nun Sparta den Krieg an. Der römische Konsul Fulvius suchte vergebens den Frieden zu vermitteln. Philopömen marschirte indeß mit seinem Heere vor Sparta und verlangte, daß ihm die Rebellen ausgeliefert würden. Diese gingen, begleitet von den vornehmsten Spartanern ins achäische La-

ger, wo es aber zwischen den Spartanern und Verbannten unvermüthet zu einem Handgemenge kam, in welches sich bald die Achäer mischten; 73 Lacedämonier mußten sich gefangen geben, und wurden von Philopömen nach einem kurzem Verhör hingerichtet. Die geschreckten Spartaner übergaben jetzt ihre Stadt, welche von Philopömen aufs Strengste behandelt wurde. Rom schickte indeß eine Gesandtschaft an die Achäer, und wußte es bald dahin zu bringen, daß Sparta wieder in den Bund aufgenommen wurde. Jetzt empörte sich Mykene gegen die Union. Philopömen rückte, seines Alters ungeachtet, den Aufrührern entgegen, errang anfangs einige Vortheile, mußte aber bald der überlegenen Zahl des Feindes weichen. Auf der Flucht fiel er gefährlich verwundet in die Hände der Sieger, ward in Fesseln nach Mykene gebracht, wo er die Einwohner durch sein Schicksal bis zu Thränen rührte. Deßhalb ließ ihn die Obrigkeit in einen unterirdischen Kerker bringen, und ihm am folgenden Morgen den Giftbecher reichen. Als er vernommen, daß seine Truppen sich gerettet, leerte er ihn, freudig ausrufend: „Das ist mir genug, ich sterbe zufrieden!" Die meisten Städte Griechenlands feierten das Andenken dieses großen Feldherrn, den die Alten dem Hannibal und Scipio an die Seite setzten.

Philosophie, Weltweisheit, die Vernunfterkenntniß aus Begriffen oder auch: das System aller Vernunfterkenntniß aus Begriffen. Man erklärt zwar die Philosophie gemeiniglich für die Wissenschaft der Beschaffenheiten, und behauptet damit, daß die Philosophie bloß die Qualität (Beschaffenheit) zum Objekt habe. Allein man hat die Wirkung für die Ursache genommen. Qualitäten lassen sich in keiner andern als empirischen Anschauung darstellen; daher kann eine Vernunfterkenntniß derselben nur durch Begriffe möglich seyn. So kann Niemand eine dem Begriff der Realität korrespondirende Anschauung anders woher, als aus der Erfahrung nehmen. Daher kann auch niemals Jemand dieses Begriffs a priori aus sich selbst, und vor dem empirischen Bewußtseyn derselben, d. h. ehe er eine Realität in der Erfahrung angeschauet hat, theilhaftig werden. Den Begriff einer Ursache überhaupt kann man auf keine Weise in der Anschauung darstellen, als an einem Beispiele, das mir Erfahrung an die Hand giebt. Die Mathematik beschäftigt sich aber auch mit Beschaffenheiten, allein sie eilt sogleich zur Anschauung; denn es sind Beschaffenheiten des Raums, die sich mit der Construktion dessen zugleich mit darstellen lassen. Das ist aber darum, weil das Objekt eine Beschaffenheit ist, nicht Philosophie. Nur dann ist es Philosophie, wenn die Erkenntniß der Beschaffenheit bloß aus Begriffen, ohne alle Anschauung hervorgeht. Der griechische Name φιλοσοφια (Philosophie) bedeutet soviel, als Liebe und Studium der Weisheit. Pythagoras soll zuerst diesen Namen gebraucht haben, vor ihm hieß diese Wissenschaft Sophie (σοφια) oder Weisheit, und diejenigen, welche sich mit ihr beschäftigten, Sophen (σοφοι) oder Weise. Pythagoras aber lehnte aus Bescheidenheit den Namen eines Weisen ab, und sagte, er sey nur ein Liebhaber und Befliſſener der Weisheit, ein Philosoph. Der Begriff von der Philosophie, der in die Schulen gehört, oder der wissenschaftliche Begriff derselben ist demnach, objektive, daß sie ein System der Erkenntniß aus Begriffen sey, die aber als Wissenschaft immer eine Idee bleibt, die wir nur suchen, oder der wir uns immer nähern. In den Schulen, oder bei der Behandlung der Wissenschaft um ihrer selbst willen, giebt es nämlich keinen andern Zweck der Philosophie, als alles Wissen aus bloßen Begriffen zur systematischen Einheit zu bringen, mithin die logische Vollkommenheit dieser Erkenntniß. Es giebt aber von der Philosophie noch einen Weltbegriff, d. i. einen solchen, der uns sagt, was sie von der Seite der Brauchbarkeit für die Welt ist. Man bestimmt nämlich eine Wissenschaft durch einen Schulbegriff, wenn

man sie als eine Geschicklichkeit zu gewissen beliebigen Zwecken, z. B. die Philosophie als System einer Wissenschaft, die die logische Vollkommenheit aller Erkenntniß aus Begriffen zum Zweck und Gegenstande hat, betrachtet. Man bestimmt hingegen eine Wissenschaft durch einen Weltbegriff, wenn man sie nach dem betrachtet, wonach sie Jedermann nothwendig interessirt. Da giebt es nun von der Philosophie ebenfalls einen solchen Weltbegriff, der der Benennung Philosophie jederzeit zum Grunde gelegen hat. Und dieser Begriff ist vornehmlich Jedermanns Idee von der Philosophie gewesen, wenn er sie personificirt und sie sich in dem Ideal eines Philosophen als ein Urbild vorstellte, nach welchem die Philosophen und ihre Lehren in concreto beurtheilt werden müßten. In dieser Absicht ist Philosophie die Wissenschaft von der Beziehung aller Erkenntniß auf die wesentlichen Zwecke der menschlichen Vernunft, und der Philosoph ein Gesetzgeber der menschlichen Vernunft. Nach dem Schulbegriff ist der Philosoph nur ein Forscher der Begriffe, oder ein Vernunftkünstler, der die Kunst der Erkenntniß aus Begriffen versteht. In der Bedeutung nach dem Weltbegriff wäre es sehr ruhmredig, sich selbst einen Philosophen zu nennen. Denn damit würde man sich anmaßen, dem Urbilde gleichgekommen zu seyn, das doch nur in der Idee liegt. Der Mathematiker, der Naturkundige, der Logiker sind nur Vernunftkünstler. Obwohl der Mathematiker und Naturkundige im Vernunfterkenntnisse überhaupt, die Naturkündiger und Logiker aber besonders im philosophischen Erkenntnisse vortrefflichen Fortgang haben. Es giebt aber noch einen Lehrer im Ideal, der alle diese aufbietet und in Bewegung setzt. Er benutzt sie als Werkzeuge, um die wesentlichen Zwecke der menschlichen Vernunft, Moralität und Glückseligkeit, zu befördern. Diesen allein müßten wir den Philosophen, den Liebhaber und Beförderer wahrer Weisheit (des höchsten Guts) nennen. Allein er ist nirgends zu finden. Nur die Idee seiner Gesetzgebung wird allenthalben in jeder Menschenvernunft angetroffen. Daher versteht man unter einen Philosophen nach dem Weltbegriffe gemeiniglich einen Moralisten. So gebrauchten dies Wort öfters die Alten. So sagt Isokrates von der Philosophie: sie unterrichtet uns über unsere Handlungen und macht uns sanftmüthig gegen einander; sie nimmt die widrigen Begegnisse hinweg, sowohl die, welche aus Unwissenheit, als auch die, welche aus Nothwendigkeit entspringen, und lehrt uns jene verhüten und diese gut ertragen. Die alte griechische Philosophie theilte sich in drei Wissenschaften ab: a. die Physik; b. die Ethik; und c. die Logik. Diese Eintheilung ist der Natur der Sache vollkommen angemessen, und man hat an ihr nichts zu verbessern, als etwa nur das Prinzip derselben hinzuthun. Denn nur durch dies Prinzip derselben kann man sich theils ihrer Vollständigkeit versichern, theils die nothwendigen Unterabtheilungen richtig bestimmen. Die Vernunft hat sich bemüht, fast alle einzelne Wissenschaften zu den prächtigsten, bequemsten und regelmäßigsten Gebäuden zu erweitern, aber wenig ist geschehen, den Grund genau zu untersuchen und unwandelbar fest zu legen, auf welchem diese Gebäude ruhen. Die Prinzipien der Wissenschaften sind mehr oder weniger phantastisch. Was jeder Philosoph für wahr gehalten hat, was seine Empfindung angesprochen und ihm klar zu seyn geschienen hat, das ist von den allermeisten ohne weitere Untersuchung als Grundsatz derjenigen Wissenschaft hingestellt worden, womit er sich hat beschäftigen wollen. Die Schwierigkeit der Abstraktion in den obersten Sätzen der Wissenschaftslehre hat das Eindringen bis zu dem Ursprunge alles menschlichen Wissens zu sehr erschwert, als daß die allermeisten sich nicht hätten begnügen sollen, nur so weit zurück zu gehen, bis sie auf Sätze gekommen sind, deren weitere Zergliederung und Erweis ihnen unmöglich geschienen hat, und welche von ihnen sodann ohne weitere Umstände als Axiome aufgestellt und zur Basis ihrer

weitern Forschungen angenommen worden sind. Auf diese Weise ist es gekommen, daß in jeder einzelnen Wissenschaft nicht nur von den verschiedenen Schulen, sondern in diesen wieder von vielen einzelnen Denkern, unterschiedliche und oft sehr widersprechende Prinzipien aufgestellt worden sind, von denen sie ausgehen und wovon ein jeder die Wahrheit seines Grundsatzes um deswillen behauptet, weil derselbe seiner Einsicht zusagt, indem er seine Einsicht als das Maß der Vernunft überhaupt betrachtet und verlangt, das dasjenige, was ihm als wahr erscheint, auch jedem andern vernünftigen Menschen also erscheinen müsse. Daher ist es ferner gekommen, daß jetzt die Gelehrten selber in nicht geringe Verlegenheit gerathen, wenn sie eine Erklärung darüber geben sollen, was Philosophie sey? Darin sind nun wohl alle einig, daß die Philosophie der Inbegriff aller philosophischen Wissenschaften sey. Allein welche Wissenschaften zu dieser Klasse gehören, und was der Vorwurf einer jeden einzelnen, mithin was der Gegenstand des ganzen Inbegriffes Aller sey, darüber ist so leicht keine Vereinigung zu erlangen. Indem nämlich die Grundsätze der einzelnen Wissenschaften nicht mit absoluter Bestimmtheit aus dem obersten Grundsatze alles menschlichen Wissens entwickelt worden sind, hat es nicht fehlen können, daß nicht einem jeden derselben eine oder einige materielle Zufälligkeiten beigemischt worden sind, durch welche aber natürlich das Gebiet der Wissenschaft in ihrer weitern Ausbildung sehr mannigfaltig erweitert worden ist. Je nachdem nun ein Jeder hiernach den Umfang der einzelnen philosophischen Wissenschaften bei sich bestimmt hat, eben darnach muß auch das Gebiet der ganzen Philosophie von ihm beschrieben und abgemessen werden. Einiger ist man dagegen in dem Verstande des Wortes: philosophiren. Man versteht darunter die Beschäftigung, den Vernunftgrund irgend einer Aufgabe aufzusuchen. Denn, wenn weise seyn, so viel heißt, als zu den besten Zwecken die besten Mittel wählen, so wird derjenige der Weiseste seyn, der den Grund und das Wesen der Dinge am besten kennt. Diese Erkenntniß wird ihn bewahren, sich unmögliche oder vernunftwidrige Zwecke vorzusetzen, oder seine Zwecke durch unpassende Mittel erreichen zu wollen. Es versteht sich von selbst, daß, indem die gemachte Aufgabe gelöset wird, man sowohl die Natur und das Wesen der aufgegebenen Sache, als auch ihren Zusammenhang mit den mit ihr in Beziehung stehenden andern Gegenständen erforschen muß. Man wird im Stande seyn, hieraus den natürlichen Sinn des Worts, Philosophie, abzuleiten. Nach dem nothwendigen Zusammenhange aller und jeder Dinge mit andern zu forschen, dafür giebt es keine Schranken, und man kann daher füglich in allen und jeden Wissenschaften philosophiren. Es ist eben deswegen nicht selten gewesen, daß man die Philosophie selber eben so definirt hat. So sagt G. F. Th. Zimmermann: die Philosophie ist diejenige Erkenntniß der Dinge, welche sich auf die Begriffe von den Dingen gründet, woraus er die Ulpianische Definition der Jurisprudenz, als die Bekanntschaft mit dem Göttlichen und Menschlichen und der Wissenschaft vom Gerechten und Ungerechten, hiernächst leicht vertheidigen kann. Wie weit man damit kommen kann, wird sich theils durch den Gegenstand, worüber philosophirt wird, theils durch das Subjekt, welches philosophirt, bestimmen. Diese subjektive Mangelhaftigkeit ist eine nothwendige Eigenthümlichkeit unvollkommener Vernunftwesen, und so lange unbestimmbar, als es unmöglich seyn wird, einen Vernunftmesser zu erfinden, nach welchem die Grade der Vollkommenheit der Vernunft abgezählt werden können. In objektiver Hinsicht dagegen zeigt sich eine Hauptverschiedenheit. In Rücksicht aller Gegenstände der Erfahrung giebt es gar keine Nothwendigkeit, die Natur, den Zusammenhang und den Grund der Gegenstände zu entdecken, weil es keine Nothwendigkeit giebt, daß wir irgend einen Gegenstand in allen den Beziehungen wahrnehmen, welche erforderlich sind, alle

diejenigen Merkmale aufzufassen, wodurch wir jene Begriffe zu konstruiren im Stande wären. Die Erfahrung selber ist keine Nothwendigkeit, mithin auch nicht das Maß derselben. Wir können uns zwar bemühen, durch Vernunftschlüsse Beziehungen zu entdecken, welche uns von der Erfahrung noch nicht gegeben sind; aber dies kann uns immer nur in so weit gelingen, als die schon gemachten Erfahrungen hinreichenden Stoff zu solchen Vernunftschlüssen geben. Ueber Gegenstände der Erfahrung läßt sich daher zwar wohl unter dieser Voraussetzung philosophiren; aber sowohl die Operation selber, als auch der Erfolg, ist durch eben diese Voraussetzung bedingt. Es giebt keine Allgemeingültigkeit, keine Nothwendigkeit für die Anwendbarkeit des Philosophirens. Soll nun die Philosophie eine Wissenschaft seyn, so muß sie sich mit Lehrsätzen beschäftigen, welche allgemeine Anwendbarkeit haben; und in so fern also die Philosophie nach der Sprachbedeutung sich mit Philosophiren beschäftigt, müssen alle Gegenstände der Erfahrung aus ihrem Gebiete ausgeschlossen seyn. Da alle Wahrnehmungen der Sinne, sowohl des innern als der äußern, nur Erfahrungen liefern; da von allen Gegenständen außer sich die Seele nur mit Hülfe dieser ihrer Werkzeuge Kenntniß erhalten kann: so folgt, daß alle sinnlichen Gegenstände kein Vorwurf der Philosophie seyn können, sondern nur den empirischen Wissenschaften vorbehalten bleiben. Die Philosophie kann ihre Lehren zwar auf Gegenstände der Erfahrung anwenden, in sofern diese bestimmt gegeben oder hypothetisch angenommen werden; aber sobald die Untersuchung der sinnlichen Gegenstände selber Vorwurf der Wissenschaft ist, scheidet diese aus dem Gebiete der Philosophie aus. Die Philosophie ist also diejenige Wissenschaft, welche sich mit der Erforschung des Vernunftgrundes aller übersinnlichen Gegenstände beschäftigt. Da diese nicht aus der Erfahrung entnommen, sondern durch die Seele selber dargestellt sind, so können sie ihrer Natur nach nichts enthalten, was dem Denken, als Beschäftigung der Seele, fremd oder zuwider seyn könnte, obgleich die subjektive Kraft der Seele nicht zureichen kann, einzelne Gegenstände wahrzunehmen oder sich deutlich vorzustellen, so wie in der physischen Natur das Auge nicht zureicht, die Oberfläche der Sterne zu erkennen oder auch nur die Nebelsterne wahrzunehmen, welche nichts-desto weniger sind. Wenn wir nun gleich die Grenzen kennen, innerhalb deren die Philosophie ihre Thätigkeit nur äußern kann, und wenn gleich wir überdem noch wissen, wie sie bei ihren Operationen verfährt, so ist damit doch noch nicht bestimmt, daß sie eine und dieselbe Wissenschaft sey, und daß die Resultate ihres Forschens für alle denkenden Wesen ein und dieselben seyn müssen. Denn wenn der Standpunkt, wovon ein jeder Philosoph ausgeht, bei einem Jeden ein anderer ist, so ist gar kein Grund abzusehen, warum ihre Wege sich jemals in dem großen Gebiete der Philosophie berühren müßten. Gleichwohl wird verlangt, daß über ein und denselben Gegenstand auch nur eine Meinung seyn müsse, und daß alle davon abweichenden Behauptungen für irrig erklärt werden. Diese Anforderung ist sehr gegründet, und entspringt unmittelbar aus dem Wesen der Philosophie selber. Da es nämlich ihre Sache ist, den Vernunftgrund eines jeden Objektes zu erspähen, so kann sie, ohne sich selbst für unvollständig zu erklären, sich niemals damit begnügen, mit ihren Untersuchungen nur so weit zurück zu gehen, bis sie auf Sätze kommt, welche ihr entsprechen und wogegen sie nichts zu erinnern vermag. Die sogenannten Axiome, von welchen man in den einzelnen Wissenschaften ausgegangen ist, können daher, wenn gleich sie wahr sind und von der Vernunft gebilligt werden, durchaus nicht der Grundstein der ganzen Philosophie seyn. Denn man würde mit Recht von ihr verlangen, daß sie auch den zureichenden Grund dieser Axiome erspähen und angeben solle; und indem sie das Geständniß ablegte, daß sie dies nicht vermögt, würde sie zugleich bekennen, daß sie nicht vollständig, nicht ihrem

eigenen Wesen genügend sey. Es würde daher nicht gesagt werden können, daß die Forschungen der Philosophie wahr seyn müßten, weil sie auf einem Grunde beruhten, der nothwendig wahr sey, sondern man könnte nur sagen, daß man ihre Lehren für wahr halten müsse, indem sie auf Grundsätze beruhten, gegen welche die Vernunft nichts zu erinnern finde und welche bisher von allen vernünftigen Menschen als wahr anerkannt worden wären. Es würde also bloß eine negative Sicherheit, aber kein positiver Grund der Wahrhaftigkeit vorhanden seyn. Dies ist ist es, warum v. Rühl in seinen beachtungswerthen Hieroglyphen behauptet hat, daß die Mathematik selbst, da sie von Axiomen ausgehe, welche nicht zu erweisen wären, keine mathematische Gewißheit habe, und daß es bloße Einbildung sey, wenn man ihr eine solche bisher zugeschrieben habe. Unbedenklich hat Hr. v. Rühl, so wie die Sachen stehen, recht. Denn noch ist kein mathematisches Handbuch bekannt, welches nicht von den bekannten Axiomen ausginge und diese als die höchsten, unerweislichen Grundsätze der Wissenschaft aufstellte. Ist dies von der Mathematik zu sagen, wie vielmehr von allen andern Theilen der Philosophie. Diese Wissenschaft würde mithin eine Wissenschaft des Unmöglichen seyn; sie würde verlangen, den zureichenden Grund für alle ihr zu machenden Aufgaben zu entdecken; aber sie wäre außer Stande, diese Anforderung zu befriedigen, da sie den Grund derjenigen Sätze nicht anzugeben vermöchte, von welchen sie ausgeht und wodurch alle übrigen bedingt sind. Ihr Wissen würde lediglich hypothetisch und eben darum von wenigem Werthe seyn. Soll sie befriedigen, soll sie mit ihrem eigenen Wesen nicht im Widerspruche stehen, so ist es unumgänglich nothwendig, daß sie ihr Gebäude auf einem Grunde aufführe, gegen dessen Sicherheit die Vernunft nicht nur nichts zu erinnern weiß, sondern auch daß sie einsehe, es sey absolut unmöglich, etwas dagegen zu erinnern. Dieser Grund kann daher nur in einer Wahrheit bestehen, welche ihren zureichenden Grund in sich selber hat und eben deßhalb keines Beweises bedarf. Denn wäre dies nicht, so wäre es ja nicht der höchste Grundsatz, sondern ein abgeleiteter, d. h. ein solcher, für welchen der Grund anzugeben ist. Denn es kann der Anfang aller Philosophie und alles Denkens nur ein einziger seyn, und die Einheit muß nothwendig hier herrschen, wie sie in der ganzen Welt regiert. Gäbe es nämlich mehrere oberste Grundsätze, so müßten solche entweder mit einander im Einklange oder im Widerspruche stehen. Das letztere ist undenkbar, weil alsdann der zweite aufheben würde, was der erste gesetzt hätte. Sie würden sich selber zerstören, und die Wissenschaft der Philosophie könnte daraus nicht erwachsen. Es bleibt also nur das erstere übrig. Wenn jedoch mehrere verschiedene Sätze mit einander übereinstimmen, so ist dies entweder ganz allgemein der Fall, oder nur in einzelnen Theilen oder Beziehungen. Sind sie einander durchaus gleich, so nennt die Logik sie identisch, und es ist nur uneigentlich gesprochen, wenn man solche Sätze zwei Sätze nennt, da es eigentlich nur ein Satz, auf verschiedene Weise dargestellt, ist. Wären jene angenommenen obersten Grundsätze aber einander nicht durchaus gleich, sondern konträr, wie es die Logik nennt, so würde dies wieder auf eine Absurdität führen. Denn diejenigen Bestandtheile, welche noch außer den mit einander übereinstimmenden in den angenommenen obersten Grundsätzen enthalten wären, müßten in irgend einem Merkmale unter sich wiederum kontradiktorisch seyn. Es wäre also in den obersten Grundsätzen etwas enthalten, was sich einander aufhöbe, sich gegenseitig auf ein Nichts reduzirte und vernichtete. Nur die übereinstimmenden Bestandtheile würden von Realität seyn, und diese allein würden den obersten Grundsatz bilden. Es ist mithin undenkbar, daß es mehrere höchste Grundsätze geben kann, welches auch schon daraus folgt, daß nothwendig ihre Uebereinstimmung oder ihre Verschiedenheit einen Grund haben müßte. Sie

würden durch diesen Grund in der Beziehung nicht selbstständig, nicht der höchste Satz des Denkens seyn. Es kann also nur einen einzigen Grundsatz der Philosophie geben, und eben darum muß die Philosophie selbst für alle Menschen eine einzige seyn. So mannigfaltig auch die Aufgaben seyn mögen, die man ihr macht, indem jeder Gedanke, den die Vernunft zu fassen vermag, auch ein Gegenstand der Philosophie ist; so sind doch ihre Grenzen genau bestimmt, theils durch die Beschaffenheit der Gegenstände, theils durch den Endpunkt, auf welchen alle zurückgebracht werden müssen. Denn selbst die Regeln, nach welchen hierbei verfahren werden muß, müssen in dem obersten Grundsatze der Philosophie selber ihren endlichen Grund haben, und aus diesem entwickelt werden, und also auch das Verfahren der Philosophie ist nur ein einziges, wenn gleich sie von entgegengesetzten Seiten dabei anfangen kann. Unter einem praktischen Philosophen versteht man nicht einen der praktischen Philosophie Kundigen d. i. einen, der die Vernunfterkenntnisse aus Begriffen besitzt, welche die Freiheit des Menschen betreffen: der praktische Philosoph ist derjenige, welcher sich den Vernunftendzweck (das höchste Gut) zum Grundsatz seiner Handlungen macht, indem er damit zugleich das dazu nöthige Wissen verbindet. Da aber dieses Wissen aufs Thun abgezweckt ist, so darf es nicht eben bis zu den subtilsten Fäden der Metaphysik ausgesponnen werden: wenn es nicht etwa eine Rechtspflicht betrifft. Denn bei der Rechtspflicht muß auf der Wage der Gerechtigkeit das Mein und Dein, nach dem Princip der Gleichheit der Wirkung und Gegenwirkung, genau bestimmt werden, und darum der mathematischen Abgemeßenheit analog seyn. Bei einer bloßen Tugendpflicht ist dies nicht möglich. Denn um sich den Vernunftendzweck zum Grundsatz seiner Handlungen zu machen, kommt es nicht bloß darauf an, zu wissen, was zu thun Pflicht ist (welches, wegen der Zwecke, die natürlicherweise alle Menschen haben, leicht angegeben werden kann. Nur der ist ein praktischer Philosoph, der mit seinem Wissen auch das Weisheitsprincip verknüpft das Bewußtseyn seiner Pflicht zugleich zur Triebfeder seiner Handlungen zu machen. Populäre praktische Philosophie. Die praktische Philosophie in einer zur allgemeinen Mittheilung dienlichen Versinnlichung vorgetragen. Man zieht immer noch in unsern Zeiten größtentheils diese praktische Philosophie der Metaphysik der Sitten, oder einer reinen von allem Empirischen abgesonderten Vernunfterkenntniß vor. Diese Herablassuug zu Volksbegriffen ist auch allerdings sehr rühmlich, wenn man die Lehre der Sitten zuvor auf Metaphysik gegründet hat, und ihr dann durch Popularität Eingang verschafft. Erst müssen die sittlichen Begriffe, so wie sie a priori fest stehen, im Allgemeinen vorgetragen werden, sonst würde das Erkenntniß gar nicht einmal philosophisch seyn. Man kann nicht Volksbegriffe schon beim Anfange der Untersuchung zum Grunde legen. Ein solches Verfahren kann auf das höchst seltene Verdienst einer wahren philosophischen Popularität niemals Anspruch machen, indem es gar keine Kunst ist, gemeinverständlich (populär) zu seyn, wenn man dabei auf alle gründliche Einsicht Verzicht thut. Reine Philosophie. Alle Philosophie ist entweder empirisch, so fern die Erfahrung der Grund ihrer Erkenntniß ist; oder liegen die Gründe ihrer Erkenntniß bloß in dem Erkenntnißvermögen des Menschen, so nennt Kant eine solche Erkenntniß, Erkenntniß a priori, und ihre Gründe, Gründe oder Principien a priori, die Philosophie aber, die bloß solche Erkenntnisse zum Gegenstande hat, reine oder auch rationale Philosophie, weil sie von aller Einmischung der Erfahrung rein, oder aus bloßer Vernunft, die lateinisch ratio heißt, entsprungen ist. Diese reine Philosophie ist entweder formal, und heißt Logik, oder material, und heißt dann Metaphysik. Da diese

die eigentliche (materielle) Philosophie, und ihr edelster Theil, alles übrige in der Philosophie (außer der formalen Philosophie oder Logik) eigentlich eine Anwendung der reinen Philosophie auf Gegenstände der Erfahrung ist, so ist das, was hier fehlt, unter andern auch das, was die Geschichte der Philosophie betrifft, im Art. Metaphysik zu suchen. Kritische Philosophie ist diejenige, welche, nicht mit den Versuchen Systeme zu bauen wie der Dogmatismus), oder zu stürzen (wie der Skepticismus), oder gar nur ein Dach ohne Haus zum gelegentlichen Unterkommen auf Stützen zu stellen (wie der Moderatismus, s. diese Artikel), sondern von der Untersuchung der Vermögen der menschlichen Vernunft (in welcher Absicht es auch sey) Eroberung zu machen, anfängt. Nun giebt es in der menschlichen Vernunft den Begriff der Freiheit, der seine Realität durch Wirkungen beweiset, die (nach einem Princip a priori) schlechterdings können geboten werden. Dadurch bekommen die Ideen moralisch-praktische Realität, nämlich das moralische Gesetz gebietet uns, uns so zu verhalten, als ob die Gegenstände jener Ideen gegeben wären. Diese kritische Philosophie eröffnet, durch die Ohnmacht der theoretischen Beweise des Gegentheils einerseits, und durch die Stärke der praktischen Gründe der Annehmung ihrer Prinzipien andrerseits, die Aussicht zu einem ewigen Frieden unter den Philosophen, bei dem überdem noch die Kräfte des durch Angriffe in scheinbare Gefahr gesetzten Subjekts immer rege erhalten, und so durch Philosophie die Absicht der Natur zur kontinuirlichen Belebung des Subjekts und Abwehrung des Todesschlafs befördert wird. Kästners Epigramm:

Auf ewig ist der Krieg vermieden;
Befolgt man, was der Weise spricht;
Dann halten alle Menschen Frieden,
Allein die Philosophen nicht.

ist daher ein wahrer Glückwunsch; weil ein Friede, bei dem man auch nicht einmal gerüstet seyn dürfte, den Zweck der Natur in Absicht der Philosophie (daß sie zum Belebungsmittel dienen soll) vereiteln würde. Ueber die verschiedenen Theile der Philosophie, als Moral, Metaphysik, Naturphilosophie, Logik, so wie über die verschiedenen Systeme: Dogmaticismus, Skepticismus, Moderatismus, Kriticismus, so wie über die verschiedenen Schulen, s. die besonderen Artikel, und Griech., Röm., Deutsche, Englische, Französische Philosophie.

Phiole, ein gläsernes Gefäß mit langen engen Halse und Mundloch, aber weitem runden Bauche, das von den Chemikern zu verschiedenen Verrichtungen, besonders zur Digestion und Solution gebraucht wird. Man nennt es auch Scheidefläsche. In der Befestigungskunst gibt es eine Gattung Sturmtöpfe oder Sturmphiolen, welches Gefäße mit Handgranaten oder mit andern feuerfangenden Sachen sind, die bei Bestürmungen und dergleichen gebraucht werden.

Phlegethon, einer der Höllenflüsse, in welchem ein Feuerstrom fluthete, der große Steine und brennende Stücken Felsen mit schrecklichen Getöse forttrieb. Seine Ufer waren öde.

Phlegma, das Wässerige in geistigen Substanzen, als Branntwein u. dgl.; 2) das Wässerige und Schleimige in dem Blute und andern Säften des menschlichen Körpers. Weil ein Mensch, dessen Säften viel davon beigemischt ist, dadurch gelassen und bedächtig, und bei einem höhern Grade träge und unbehüflich wird, so drückt dieses Wort 3) auch die eben genannten Eigenschaften aus; daher Phlegmaticus. S. Temperamente.

Phlogiston, s. Chemie.

Phöbe nannte man in späterer Zeit die Diana als Mondgöttin.

Phöbus, rein, hell, ein Beiname Apoll's (s. d. Art.). 2) Schwulst im Reden und Schreiben.

Phocion, ein berühmter athenienſiſcher Feldherr und einer der tugendhafteſten Charaktere, war von geringer Abkunft. In ſeiner Jugend hörte er Platon und den Akademiker Xenokrates, deſſen unſträflichen und ſtrengen Lebenswandel er ſich zum Muſter vorſetzte. Seinen ganzen edlen Charakter aber verdankte er der Philoſophie. Nur das Studium derſelben konnte jene Mäßigung, jenen Gleichmuth im Glück und Unglück, jene unbeſtechliche Rechtſchaffenheit, Einfachheit, Frugalität und Liebe zu einer anſtändigen Armuth, jenen ſanften, nicht einmal gegen ſeine Feinde ſtrengen Charakter geben, den das Alterthum an ihm bewundert. Von ſeiner Jugend an hielt er ſich zu dem athenienſiſchen Feldherrn Chabrias, und ging ſchon in den früheſten Jahren mit ihm zu Felde. Er lernte von ihm vieles in der Kriegskunſt, wußte aber auch durch ſeine Vorſtellungen die Hitze und Tollkühnheit deſſelben zu mäßigen. Chabrias liebte den Phocion, hob ihn zu Ehrenſtellen, und bediente ſich ſeiner in den wichtigſten Angelegenheiten. Er gab ihm Gelegenheit, ſich in der Seeſchlacht bei Naxos zwiſchen den Athenienſern und Spartanern auszuzeichnen, und gebrauchte ihn darauf zu einer Geſandtſchaft an die den Athenern unterworfenen Inſeln, um den rückſtändigen Tribut einzufordern: ein Auftrag, deſſen ſich Phocion mit der größten Geſchicklichkeit entledigte. Dennoch hatte er ſich keineswegs bei dem Volke beliebt zu machen geſucht; er war vielmehr dem verkehrten, durch ſchmeichleriſche Reden irregeleiteten Sinne deſſelben immer entgegen. Ungeachtet der anſcheinenden Strenge und Rauheit ſeines Charakters war er doch eigentlich von einer gütigen und ſanften Gemüthsart, die er ſelbſt bei Privatangelegenheiten gegen ſeine Feinde bewies. Als Philipp von Macedonien Miene machte, ſich der Inſel Euböa zu bemächtigen, und durch Liſt ſchon die meiſten Städte und ihre Beherrſcher auf ſeine Seite gebracht hatte, ſo rief Plutarch von Eretria die Athenienſer um Hülfe an, und dieſe ſandten den Phocion mit einem kleinen Korps dahin ab, in Hoffnung, daß ſich noch Anhänger der Freiheit genug auf der Inſel finden würden. Allein die Beſtechung Philipps hatte ſchon ſo viel gewirkt, daß Phocion bei ſeiner Ankunft Alles gegen ſich fand und wirklich in große Gefahr gerieth. Er verſchanzte ſich auf einer Anhöhe, welche ein tiefer Grund von der Ebene von Tamynä trennte. Die Feinde belagerten ihn eine Zeitlang, und beſchloſſen endlich, ihn aus dieſer Stellung zu vertreiben. Er ſah ſie ruhig anrücken, doch, trotz ſeinem Verbote, that Plutarch mit den fremden Truppen einen Ausfall, wurde aber, weil der Angriff ohne Ordnung geſchehen war, geſchlagen. Das ganze Lager war wüthend vor Kampfbegierde, allein Phocion hielt, unter dem Vorwande ungünſtiger Opfer, den Muth ſeiner Krieger zurück, bis er die Feinde den Wall des Lagers niederreißen ſah; denn nun gab er das Zeichen zum Kampfe, und erfocht einen blutigen aber vollkommenen Sieg. Als Philipp die mit Athen verbündeten Städte Periath und Byzanz belagerte, fand er neue Gelegenheit, ſich hervor zu thun, indem jene Städte den von Athen ihnen zu Hülfe geſchickten Chares nicht annehmen wollten, und man alſo genöthigt war, dem Phocion das Kommando zu übertragen, zu dem die Bundesgenoſſen allein Zutrauen hatten. In der That nöthigte er Philippen, die Belagerung aufzugeben, und nahm ihm ſogar mehrere Städte wieder ab. Eben ſo verhinderte er, daß ſich Philipp nicht durch die Waffen der Böotier, ſeiner Bundesgenoſſen, der Stadt Megara bemeiſtern konnte. Deſſen ungeachtet war er immer dafür, daß der Friede mit Philipp erhalten werden ſolle, weil er überzeugt war, daß Athen einen Krieg mit dieſem Fürſten nicht mehr würde aushalten können. Nach der Schlacht bei Chäronea ſetzten es ſeine Freunden durch, daß er zum Strategus erwählt wurde, und er benutzte ſeinen Einfluß dazu, den Frieden wieder

herzustellen, und dem muthlosen Volke neues Vertrauen einzuflößen. Nach Thebens Zerstörung verlangte Alexander, daß die Athener den Demosthenes, Lykurgus, Hyperides und Charidem ausliefern sollten, und das Volk verlangte seine Meinung zu wissen; da sagte er: Diese Männer sind es eben, welche den Staat in so großes Unglück gestürzt haben, daß ich selbst rathen würde, meinen treuesten und besten Freund auszuliefern, ja mich zu tödten, um nur einen neuen Krieg zu vermeiden. Er wurde darauf mit Friedensvorschlägen an Alexander geschickt, der ihn sehr gütig aufnahm, und auf seine Vorstellungen den Frieden mit Athen abschloß. Die Nachricht von Alexanders Tode erweckte allen Uebermuth der Athener wieder; aber Phocion suchte sie zu besänftigen und von unklugen Maßregeln abzuhalten. Indessen glückte es dem Leosthenes, den lamischen Krieg anzufachen. Als bei dieser Gelegenheit Hyperides den sich widersetzenden Phocion fragte: Wann wirst du den Athenern den Krieg anrathen? so antwortete er so trocken als treffend: Wenn ich sehen werde, daß die Jünglinge Zucht beobachten, die Reichen zum Kriege beisteuern und die Redner aufhören, den öffentlichen Schatz zu verschwenden. Selbst die anfänglichen Siege des Leosthenes konnten ihn mit dem angefangenen Kriege nicht aussöhnen, und als eine Siegesbotschaft nach der andern aus dem Lager ankam, so konnte er sich nicht enthalten zu sagen: Wann werden wir aufhören zu siegen? Er war jetzt schon ein Greis von ungefähr 80 Jahren, aber noch bei vollen Kräften, so daß er die Anführung eines Korps übernahm, welches den Micion von der attischen Küste, wo er alles ausplünderte, vertreiben sollte. Seine Soldaten kannten so wenig Subordination, daß beinahe jeder den General spielen und rathen wollte was zu thun wäre. Beim Herkules! rief Phocion, wie viel Anführer und wie wenig Soldaten! Er griff nun die Feinde an, und schlug sie gänzlich in die Flucht. Das Glück wandte sich endlich auf die Seite der Feinde, und die Athener wurden genöthigt, um Frieden zu bitten. Phocion, des Antipaters Freund, bekam den Auftrag, ihn zu unterhandeln, und wurde vom Antipater mit allen Beweisen von Hochachtung aufgenommen. Der Friede kam, obgleich unter ziemlich harten Bedingungen, zu Stande. Antipater, dessen Partei vielleicht Phocion zu sehr zugethan war, als es einem reinen Patriotismus anständig war, starb im 2. Jahre der 115. Olymp., und setzte, mit Uebergehung seines Sohnes Kassander, den Polysperchon zum Vormunde der Könige ein. Kassander aber setzte sich in Besitz von Macedonien, und schickte den Nikanor nach Munychia, um den Menyll, der macedonische Kommandant jenes Hafens zu Athen, abzulösen, ehe Antipaters Tod den Athenern bekannt ward. Diese beschuldigten jetzt, vielleicht nicht mit Unrecht, den Phocion, daß er um Antipaters Tod gewußt und ihn verschwiegen hätte, damit Kassander ungehindert seine Plane durchsetzen könnte. Er verachtete diese Beschuldigungen stillschweigend, und brachte es bei dem Nikanor dahin, daß er die Athener gütig und sanft behandelte. Bald darauf schrieb Polysperchon an die Athener, daß die Könige ihnen erlaubten, die alte demokratische Verfassung wieder einzuführen und einen freien unabhängigen Staat zu bilden. Diese Versprechungen sollten eigentlich nur ein Fallstrick für Phocion seyn, denn Polysperchons Absicht war, wie sich in der Folge zeigte, sich zum Herrn von Athen zu machen, welches er nicht bewerkstelligen zu können glaubte, wenn Phocion nicht verjagt würde. Alles gerieth in Athen in Unruhe, und Nikanor, der sich vergebens bemühete, die Gemüther zu besänftigen, wäre beinahe ergriffen worden, wenn nicht Phocion ihn hätte entwischen lassen, der diesmal wirklich die Pflicht gegen den Staat der Freundschaft aufopferte, und schlechterdings nicht glauben wollte, daß Nikanor seinem Vaterlande nachtheilige Plane gemacht habe. So gelang es diesem, durch Phocions Schuld, daß er sich des Hafens Piräus bemeistern konnte. Wäre Kassander mit seiner Flotte schon da gewesen, so würde

Phocion und der Staat gereitet gewesen seyn; aber ehe dieser ankam, rückte Polysperchons Sohn Alexander, mit Truppen in Athen ein, unter dem Vorwande, die Stadt gegen den Nikanor zu vertheidigen, eigentlich aber, um sich von derselben Meister zu machen. Die Vertriebenen kehrten zurück, und Phocion wurde in einer tumultuarischen Volksversammlung seiner Stelle entsetzt, und man wählte andere Strategen. Indessen klagte der Redner Agnonides den Phocion der Verrätherei an; er entfloh mit einigen Freunden zum Polysperchon. Indessen schickte das Volk eine Gesandtschaft an denselben, der mit dem Könige Arhdäus in Phocis stand, um den Phocion und seine Freunde anzuklagen und ihre Auslieferung zu begehren. Dieses Letztere geschah nach einer stürmischen und parteiischen Verhandlung, bei welcher Phocion nicht einmal ordentlich gehört wurde. Die Angeklagten wurden als Gefangene von dem Macedonier Clitus nach Athen geführt. Das Gericht über sie wurde vor der Volksversammlung gehalten, welche aber meistens aus Sklaven und Vertriebenen, also aus Feinden des Phocion bestand. Seine Vertheidigung wurde nicht gehört, und das Urtheil fiel, wie zu erwarten war, dahin aus, daß er und mehrere seiner Freunde den Giftbecher trinken sollten. Sie wurden unter vielen Beschimpfungen des Pöbels ins Gefängniß geführt; aber nichts vermochte, dem Phocion, der, wenn er auch gefehlt hatte, doch eine solche Behandlung und die Todesstrafe nicht verdiente, seine Ruhe und Gelassenheit zu rauben. Der Todestag des Phocion war der 19. des Monats Munychion (ungefähr unser April) im 3. Jahre der 115. Olymp. v. Chr. G. 318, im 84. Jahre seines Alters. Seine Feinde wirkten den Beschluß aus, daß sein Körper über die Gränze geworfen und unbeerdigt bleiben sollte.

Phocis, von Böotien, Lokris, Thessalien, Doris und dem korinthischen Meerbusen begränzt, war ein kleines durchaus gebirgiges Land, welches keinen andern bedeutenden Fluß, als den Cephissus hatte. Unter den Bergen ist vor allen berühmt der Parnassus, als Wohnsitz der Musen, und ihres Beschützers Apollo (vergl. d. Art.); auf ihm entsprang die den Musen geweihte Quelle Kastalia. Der in der ältern Mythologie berühmte Berg Oeta lag an der Gränze von Thessalien. Von den bürgerlichen Einrichtungen der Phocenser wissen wir wenig, nicht einmal ob die verschiedenen Städte zusammen einen Freistaat bildeten, oder ob sie ganz unabhängig von einander waren; wenigstens gab es hier nicht wie in dem meisten übrigen griechischen Staaten eine vorwaltende Hauptstadt. Das Land ward in dem 10jährigen heiligen Kriege, wodurch die übrigen Griechen die Frevel der Phocenser an dem Tempel zu Delphi straften, hart verwüstet und die meisten Städte zerstört. Der einzige wichtige Ort des Ländchens war Delphi (s. d. Art.) am Fuße des Parnassus, der Sitz des berühmtesten Orakels im Alterthume.

Phönix, der ägyptische Wundervogel, von welchem uns Herodot II. 73 als von einem heiligen Vogel, der nur alle 500 Jahre einmal zu den Aegyptiern nach Heliopolis und nur dann erst komme, wenn sein Vater gestorben sey. Er sey dem Adler an Gestalt und Größe ungemein ähnlich, und ein Theil seines Gefieders golden, der andere roth. Er käme (welche Erzählung Herodot selber nicht glauben kann) aus Aethiopien und brächte nach Heliopolis seinen Vater in Myrthen eingewickelt, um ihn im Tempel des Helios (der Sonne) zu begraben. Er brachte ihn aber also: Zuerst bildete er sich ein Ei aus Myrrhen, so groß er es tragen könnte, hierauf, wenn er diesen Versuch gemacht, höhle er es aus, lege seinen Vater hinein und klebte wo er ihn hineingelegt, wieder andere Myrrhen darauf und wenn sein Vater darin liege, sey es gerade eben so schwer, wie zuvor und werde nun nach Aegypten getragen. Tacitus weiß von vier Erscheinungen des Phönix in der historischen Zeit, unter Sesostris, Amasis, Ptolemäus III. und Tiberius Wie ihn Herodot beschreibt, erscheint der Phönix auf alt-ägyptischen Bildwerken.

Phönizien, eine durch ihre Bewohner sehr merkwürdige Landschaft in Asien, längst der Ostküste des mittelländischen Meeres. Der Name wird von dem Lande in verschiedener Ausdehnung gebraucht. Im eigentlichen Verstande bedeutet er das Land vom Berge Karmel längst der Küste bis zur Inselstadt Aradus, in welchem Striche nichts als phönizische Städte und Einwohner waren. Die Länge betrug dann ungefähr 28 geographische, die Breite der abhängigen Ebene, längst welcher sich gegen Osten das Gebirge Libanon hinstreckte, zuweilen nur eine, höchstens drei Meilen; doch gehörte wohl die zunächst angränzende Kette des Libanon mit dazu. Unter der persischen Herrschaft breiteten die Phönizier sich weiter gegen Süden aus, bis nahe an Cäsaria Stratonis. So fanden und ließen die Bestimmung der Ausdehnung des Landes Alexanders Nachfolger und die Römer. Die Phönizier waren eins der merkwürdigsten Völker der alten Welt. Zwar glänzen sie nicht in der Geschichte als Eroberer, aber der Ruhm ihrer Erfindungen, ihrer Industrie, ihres Handels und ihrer Schifffahrt wird ihren Namen bis auf die spätesten Zeiten verewigen. Dennoch wissen wir nur wenig von ihnen, und eine Geschichte derselben läßt sich aus den wenigen vorhandenen Bruchstücken bei jüdischen und griechischen Schriftstellern gar nicht liefern. Die Phönizier gehörten ohne Zweifel zu dem großen semitischen Völkerstamme, welcher die weiten Strecken vom Mittelmeer bis an den Tigris und der Südspitze Arabiens bis zu den kaukasischen Gebirgen bewohnte, und seine gemeinschaftliche Abkunft durch eine Hauptsprache verrieth. Nach Herodots Bericht und mehrern spätern Schriftstellern wohnten sie nicht gleich an den Küsten des Mittelmeers, sondern wanderten dahin ein von der Küste des erythräischen Meers; wir wissen aber nicht, ob das rothe Meer (der arabische Meerbusen), oder das rothe Meer (Mare erythraeum) an der Südküste von Arabien zu verstehen sey, oder wie Justin will, gar die Sümpfe bei der Mündung des Euphrat in den persischen Meerbusen. Das schmale Küstenland Phönizien war mit hohen Gebirgen, den Ketten des Libanon und Antilibanon, theils angefüllt, theils gegen Osten begränzt, welche auch zum Theil als Vorgebirge in die See hinaus liefen. Ihre mit Waldungen besetzten Gipfel lieferten das kostbare Bauholz für die Schiffe und Wohnungen der Phönizier. Längst der Küste lagen einige Inseln, wahrscheinlich einst Vorgebirge, welche das Meer abgerissen hatte. Diese Inseln sind nicht weniger merkwürdig, als das feste Land, weil sie allenthalben mit großen Anlagen und Städten besetzt waren. Eine solche Inselstadt war die nördlichste Gränzstadt Phöniziens, Aradus, und ihr gegenüber lag auf dem festen Lande das davon benannte Antaradus. Andere Hauptstädte des Landes waren Tripolis, vier Meilen südlich von Aradus, noch vier Meilen südlicher, in der Mitte des Landes, Byblus mit dem Tempel des Adonis, südlich von diesem Berytus; dann Sidon und zuletzt an der Südgränze des Landes, Tyrus, die Königin der phönizischen Städte. Die älteste jener Städte war Sidon, welche Tyrus als Stapelstadt für ihre eigenen Waaren stiftete. Die Tochter aber verdunkelte bald die Mutter, und war zur Zeit der phönizischen Blüthe, und in den folgenden Zeiten die erste Stadt Phöniziens, Sidon nur die zweite. Aradus wurde ebenfalls durch eine sidonische Kolonie gestiftet, welche bei Gelegenheit bürgerlicher Unruhen auswanderte, und Tripolis war eine gemeinschaftliche Kolonie aller drei genannten Städte, daher auch der Name. Phönizien machte niemals einen einzigen Staat aus, sondern war von den ältesten Zeiten bis auf die persische Periode herunter stets in eine Anzahl einzelner Städte mit ihren Stadtgebieten getheilt. Allerdings aber gab es in Phönizien häufig verbündete Staaten, und es ist sehr wahrscheinlich, daß in gewissen Perioden selbst alle phönizische Städte Einen Bund ausmachten, an dessen Spitze ursprünglich Sidon und nachher Tyrus stand. Die phönizischen Städte

vereinigte auch ein gemeinschaftlicher Kultus, die Verehrung des tyrischen Herkules, der Nationalgottheit des Volks. Daß während der höchsten Blüthe der Phönizier Tyrus an der Spitze des Bundes stand, erhellet vorzüglich aus dem Propheten Ezechiel C. 27. Was die Frage betrifft, welche Verfassung die phönizischen Städte in ihrem Innern hatten, so lassen sich aus Mangel an Nachrichten nur folgende allgemeine Bemerkungen machen: Jede phönizische Stadt hatte ihre eigene und in dieser Rücksicht von den andern unabhängige Verfassung. Die oberste Gewalt war in den Händen von Königen, und zwar von erblichen Königen, obgleich politische Parteien mehrmals Revolutionen erregten, durch welche andere Familien auf den Thron kamen. Selbst unter der Herrschaft der Perser dauerte die königliche Würde noch fort, nur daß sie jetzt bloß tributaire Fürsten waren, welche den Persern Geld und Schiffe geben, und sie erforderlichen Falls auf ihren Kriegszügen begleiten mußten. Die Verfassung war aber nicht despotisch, sondern beschränkt, und der republikanischen Form ähnlich. Auch wird ausdrücklich gesagt, daß den Königen Magistrate zur Seite standen, daß sie zusammen Gesandten schickten. Ja, es gab, wenigstens in gewissen Perioden, eine gemeinschaftliche Rathsversammlung der großen phönizischen Städte. Ueber das Verhältniß der Phönizier zu ihren Kolonien Folgendes: Das System, sich durch Kolonien zu verbreiten, war theils natürliche Folge des Handels, theils politisches Mittel, den innern Erschütterungen und Revolutionen zuvor zu kommen, indem man dadurch die übergroße Volksmenge zu vermindern suchte. Die Richtung des phönizischen Kolonialsystems ging längst den Ufern des Mittelmeers, von Osten nach Westen, nach der Richtung ihres Seehandels; die Kolonien sind daher fast alle Küstenstädte. Die Pflanzstädte waren an den Ufern des Mittelmeers ungleich vertheilt, in einigen Gegenden in großer Anzahl, in andern weniger. Denn die Phönizier hatten auch, wie die Engländer und Holländer, ihre Kolonienländer, nämlich diejenigen, welche die Hauptsitze ihres Handels waren. Dahin gehören die Gegend von Karthago, und das südliche oder südwestliche Spanien. Seltener waren ihre Pflanzstädte auf Sizilien und Sardinien, welche sie gleichsam nur als Stationen für ihre entfernten Schifffahrten betrachteten. Das phönicische Kolonialsystem verräth Handelseifersucht und zugleich die vorsichtigste Vermeidung von Collision. Es scheint insbesondere, als wäre ein stillschweigender Vertrag zwischen ihnen und den Griechen gemacht gewesen, sich gegenseitig aus dem Wege zu gehen. Sie räumten den Griechen freiwillig mehrere der Länder, wo sie doch im hohen Alterthume sich scheinen angesiedelt zu haben, z. B. die Küsten von Vorderasien, dem schwarzen Meere, des südlichen Italiens, Südgalliens und den größten Theil der sizilischen Ufer; aber sie würden auch gewiß keine griechischen Niederlassungen in ihren Kolonienländern geduldet haben. Obgleich wohl zwischen den Phöniziern und ihren Kolonien eine genaue Verbindung, und selbst eine Art von Abhängigkeit statt finden mußte; so scheinen sie doch die große Kunst, Kolonien in Abhängigkeit zu erhalten, wenig verstanden zu haben. Die Kolonien wurden alle unabhängig, wenn sie es nicht gleich im Anfange waren. Zu den einzelnen phönizischen Kolonien gehören die Inseln Cyprus und Kreta, die kleinern des Archipelagus, die Städte Jalyssus und Lindus auf Rhodus, die Insel Thasos an der thracischen Küste, wo sie Goldbergwerke bearbeiten, die Städte Pronektus und Bithinium am schwarzen Meere, und Propontis, das Volk der Solymer in den Gebirgen von Karien und Pisidien, dessen Sprache seine Herkunft verrieth. Aus allen diesen Kolonien aber wurden die Phönizier in der Folge von den Griechen verdrängt. Sizilien war der einzige Punkt, wo sie mit Griechen zusammenstießen und wetteiferten. Als Karthago groß ward, und sich die Schifffahrt

im westlichen Mittelmeer zuzueignen anfing; so trat es gewöhnlich in die Fußstapfen seiner Mutterstadt, und erbte gleichsam ihre Anlagen und Besitzungen, indem es neue Kolonisten in die alten oder heruntergekommenen Oerter führte. Wahrscheinlich waren daher die Städte Siziliens, Motya, Solors und Panormus, nebst dem Felsen Eryx, wo der Dienst der Astarte oder Venus Erycina offenbar phönizischen Ursprungs ist, auch alte Anlagen der Phönizier. Eben so gewiß ist es auch, daß sie in Sardinien Kolonien hatten, ob sie gleich nie die Herrschaft über diese Insel besaßen. Die balearischen Inseln wurden 160 Jahre nach Erbauung Karthago's von den Phöniziern besetzt. So kommen wir nun endlich zu dem einen der Hauptkolonienländer der Phönizier, nach Spanien, dem großen Ziele ihrer Schifffahrt und ihres Handels. Die phönizischen Kolonien erstreckten sich hier im südl. Theile des jetzigen Vandaliziens, von der Mündung des Guadalquivirs bis nach Gibraltar, und selbst bis an die Gränzen von Granada. Hier lagen die so berühmten Oerter Tartessus, Karteja, Gades und die Säulen des Herkules. Das zweite Hauptland der phönizischen Niederlassungen war die Nordküste von Afrika im nachmaligen Gebiet von Karthago. Diese Kolonien waren eben so viele Standpunkte für ihren weitern westlichen Handel und für den in das innere Afrika. Dem Zeitalter nach war ihre Folge: Utika, Karthago, Adrumetum, Trsdrus, Groß- und Klein-Leptis und einige andere unbedeutendere. Sie bildeten alle zusammen einen föderirten Staat, nach dem Muster des Mutterlandes. Die Waaren, welche die Phönizier dem Auslande zuführten, bestanden sowohl in ihren eigenen Fabriken- und Manufakturwaaren, als auch vorzüglich in den Produkten des innern Asiens, welche theils von ihnen abgeholt, theils ihnen gebracht wurden. Auch mußten sie zu ihren eigenen Fabrikaten meistens die Materialien aus der Ferne holen. Aus diesem allen folgt, daß die Phönizier auch einen sehr ausgebreiteten Landhandel gehabt haben müssen. Den ersten Platz unter den phönizischen Fabriken verdienen ihre Färbereien; ihnen zunächst sind die Webereien merkwürdig, welche Wolle verarbeiteten, und deren Waaren in den früheren Zeiten zu Sidon, nachmals aber auch in den übrigen phönizischen Städten, und besonders zu Tyrus verfertigt wurden. Ferner gehören hierher allerlei Putzsachen und schön gearbeitete Geräthschaften. Ihr Tauschhandel mit barbarischen Völkern, bei welchen dergleichen Waaren den sichersten und schnellsten Absatz fanden, mußte sie schon in den frühesten Zeiten zu diesen Zweigen der Industrie führen. Eine Kette von Bernstein und Gold, künstlich an einander gereihet, bringen schon die phönizischen Schiffer bei Homer nach Griechenland. Der phönizische Landhandel hatte drei Hauptrichtungen und theilte sich also in drei Zweige: 1) Südhandel, oder arabisch-ostindischer und ägyptischer Handel; 2) Osthandel, oder assyrisch-babylonischer Handel; 3) Nordhandel, oder armenisch-kaukasischer Handel. Der wichtigste von diesen Handelszweigen war der arabisch-ostindische, welcher so heißt, weil die Phönizier in Arabien ostindische Waaren kauften, deren Stapelplatz damals diese Halbinsel war. Arabien selbst aber durchzogen sie nach allen Seiten bis zur Ost- und Südküste. Der phönizische Osthandel begreift den Verkehr mit Syrien, Palästina, Babylon, Assyrien und den Ländern des östlichen Asiens. Palästina lieferte den Phöniziern besonders Getreide, und die Unentbehrlichkeit dieses Produkts klärt auch am besten das gute Vernehmen und den beständigen Frieden zwischen beiden Ländern auf. Das eigentliche Syrien lieferte nach der Verschiedenheit seines Bodens verschiedene Produkte, besonders Wein und Wolle, welche letztere für die phönizischen Webereien vorzüglich wichtig war. Das Hauptziel des phönizischen Osthandels aber war unstreitig Babylon, dieser blühende, an Kunsterzeugnissen aller Art so reiche Staat. Die Phönizier gehörten mit zu denjenigen Völkern, bei welchen verschiedene

wissenschaftliche Kenntnisse früh in Umlauf kamen, doch ohne weiter vervollkommnet zu werden. Das Bedürfniß des Handels führte sie in sehr frühen Zeiten auf die Buchstabenschrift, weil für Handelszwecke die Bilderschrift zu unbestimmt, unverständlich und beschwerlich war. Man nennt insbesondere den Phönizier Taaut oder Thot als den Erfinder dieser für die ganze Menschheit so wohlthätigen Sache. Ihr Handel veranlaßte auch bei ihnen die Erfindung der Rechenkunst, und ihre Schifffahrt verschaffte ihnen einige Kenntniß der Astronomie, welche sich aber doch nicht weiter erstreckte, als sie dieselbe bei ihren Seereisen, die doch auch meistens längst dem Lande geschahen, nöthig hatten. Was sie wußten, war nur eine praktische Kenntniß der Gestirne, welche sich nie zu einer auf Gründen sich stützenden Theorie erhob. Ueberhaupt standen sie an wissenschaftlicher Aufklärung den Aegyptern ziemlich weit nach. Von ihrer Religion weiß man sehr wenig. Sie lief hauptsächlich auf Sterndienst hinaus, war aber auch mit Fetischendienst und Verehrung vergötterter Menschen verbunden. Das Prinzip ihres Götterdienstes war Furcht, indem sie sogar Menschenopfer, besonders von Kindern, also das Liebste, was sie hatten, ihren zürnenden Göttern darbrachten, um sie zu versöhnen. Ihre Hauptgottheiten waren Herkules, oder Melhartes, und Astarte, in denen sie anfangs die Macht der Sonne und die Lieblichkeit des Mondgestirns, in der Folge aber, wie es scheint, den Herrn der Natur, und die Natur selbst (das thätige und leidende Prinzip) verehrten. Daß die Phönizier bildende Künste gehabt haben, ist wohl nicht zu leugnen; aber Nachrichten davon, oder gar Kunstarbeiten selbst haben sich nicht erhalten, einige Münzen ausgenommen. Als Erfinder der Buchstabenschrift können sie nicht ganz ohne Kenntniß der Zeichnungskunst gewesen seyn, und zur Zeit des Salomo findet man phönizischer Baumeister beim Tempelbau zu Jerusalem erwähnt. Die Blüthe der Phönizier dauerte ungefähr bis zum persischen Zeitalter, auch wohl noch einige Jahrhunderte später. Zuerst wurden sie durch die Anfälle der Babylonier erschüttert, aber nicht zu Grunde gerichtet; denn statt des zerstörten Tyrus erhob sich ein neues eben so mächtiges wieder auf der gegenüberliegenden Insel. Alexander aber brachte sie durch seine Heerzüge durch ihr Land, hauptsächlich aber dadurch, daß er in Alexandrien eine glückliche Nebenbuhlerin derselben erschuf, und viele phönizische Handelsleute anderswohin versetzte, so sehr herab, daß sie sich nicht wieder erholen konnten; zwar noch eine Zeitlang in ihren mächtigen Kolonien fortblüheten, jedoch als eigene, handelnde Nation aus der Weltgeschichte verschwanden. Einige spätere Schriftsteller waren aus phönizischen Städten gebürtig. Dahin gehören: Boethus und Diodor von Sidon, Moschus, Apollonius, Antipater und der Rechtsgelehrte Ulpian von Tyrus.

Phorcus auch Phorcyn, oder Phorcys, der berühmte Vater vieler Ungeheuer, welche die zügellose Einbildungskraft der Uralten ausbrütete. Er war des Pontus (d. i. der wasserhaltigen Tiefe) und der Gäa (Erde) Sohn und bezeichnet überhaupt die Vorgebirge und Klippen. Er zeugte mit der Ceto die Gräen (d. i. die grauen, schäumenden Wogen) und Gorgonen und den hesperischen Drachen.

Phosphor oder Lichtträger wird jeder Körper genannt, der ohne zu brennen im Dunkeln leuchtet. Das Phosphoresziren oder Leuchten der Körper, die das Vermögen besitzen, eine große Menge Licht einzusaugen, eine Zeitlang zu behalten und wieder aufzugeben, kommt unter sehr verschiedenen Umständen vor. So werden thierische und vegetabilische Dinge phosphoreszirend, wenn sie faulen, wie Holz, Kalbfleisch, Austern, Seekrebse, Flünder, Weißfische ꝛc. Andere Körper, wie der Bologneserspath, der Flußspath, der salpetersaure Kalk leuchten nur, nachdem sie eine Zeitlang geglüht haben. Noch andere leuchtende Dinge sind Ausflüsse organischer, lebender Körper

wie beim Johanniswurm, beim Laternenträger, auch das Leuchten des Meeres scheint hierher zu gehören. Funken, die aus geriebenen Katzen im Finstern springen, sind elektrischer Natur. Doch scheint das Leuchten dieser Körper nur auf einem Ausflusse von reinem Lichte zu beruhen; dagegen ist das Leuchten des Phosphors, der ausschließend mit diesem Namen bezeichnet wird, auf jeden Fall ein langsames Verbrennen, nämlich eine geringe Entzündung seiner Ausdünstung. Man kann diese Ausdünstung durch Eintauchen in Wasser hemmen, aber nie vernichten, wie denn dieser Phosphor, nachdem er Jahrelang unter Wasser gelegen hat, diese Eigenschaft nicht verliert. Er gibt also nicht allein Lichtstoff aus, sondern sein Leuchten wird zugleich auf einer Absonderung von Wärmestoff beruhen, da beide zusammen erst Feuer zusammensetzen. Wird dieser Phosphor der atmosphärischen Luft bloßgestellt und durch Reiben oder andere Art erhitzt, so entzündet er sich und brennt mit sehr lebhafter, selbst durch Wasser nicht auszulöschender Flamme. Man braucht ihn deßhalb, um leuchtende oder brennende Buchstaben, oder andere Figuren an dunkle Orte zu schreiben. Im Flusse verbindet er sich mit Metallen. Er löst sich in geringer Menge in Weingeist, wesentlichen und fetten Oelen und in Aether auf. Fette Oele oder thierische Fette, mit Phosphor gemischt, entzünden sich nicht an der Luft, sondern leuchten bloß, so daß man sich damit ohne alle Gefahr Hände und Gesicht leuchtend machen kann. Mit dem Schwefel bildet er eine weiche Masse. Mit Wasserstoffgas giebt der Phosphor eine entzündliche Luftart, die sogleich, als sie mit Sauerstoff zusammentritt, sich lebhaft entzündet. Gephosphortes Wasserstoffgas entwickelt man aus einer kochenden Kalilauge, in welcher Phosphor sich befindet, der durch eine Entbindungsröhre mit dem pneumatischen Apparat in Verbindung steht.

Phosphorsäure ist eine Verbindung von 60 Theilen Sauerstoff und 40 Th. Phosphor. Sie wird am reinsten durch Verbrennung des Phosphors erhalten. Dazu legt man Phosphor unter eine mit Sauerstoffgas gefüllte Glocke und zündet ihn mit einem Brennglas an. Die Glocke füllt sich mit weißem Dampfe, der sich endlich verdichtet, an die Wände der Glocke anlegt und die Phosphorsäure ist. Auch kann man sie noch aus Urin und Knochenasche abscheiden, da sie in ersterm mit Ammonium und Natrum, in letzterer mit Kalk verbunden ist. Man benutzt sie oder ihre mit Ammonium zusammengesetzten Salze zur Bereitung des Phosphors, indem man entweder die aus dem Urin abgeschiedenen phosphorsauren Salze mit Kohle verbindet und die Mischung aus einer Retorte destillirt, deren Schnabel in einer Vorlage mit Wasser taucht. Der Kohlenstoff nimmt den Sauerstoff aus der Säure an, die durch die angewandte Hitze von dem Ammonium getrennt wird, stellt so den Phosphor einfach dar, der, weil er flüchtig ist, übergeht und im Wasser sich sammelt. Oder es wird aus der Knochenasche durch Schwefelsäure der Kalk von der Phosphorsäure getrennt, diese mit Ammonium gesättigt und dieses Salz wie jenes mit Kohle behandelt. Die phosphorsauern Salze dienen nicht nur zum Arzneigebrauch, sondern auch als gute Zuschläge und Schmelzmittel bei Schmelzversuchen im Kleinen mit dem Löthrohr. Phosphorsaure Soda führt den Namen Perlsalz.

Phosphorus, s. Lucifer.

Photius, Patriarch von Konstantinopel und Urheber der Trennung der abend- und morgenländischen Kirche, stammte aus einer sehr angesehenen Familie des bozantinischen Reichs und besaß von Natur die glücklichsten Anlagen, die auf das Sorgfältigste ausgebildet wurden. Stand, Reichthum und Talente gaben ihm ein Recht zu den höchsten Würden. So ward er kurz nach einander Oberstallmeister, Hauptmann der kaiserlichen Leibwache, erster Staatssekretär, oberster Senator und Gesandter bei den Chalifen von

Bagdad. Nach des Patriarchen Ignatius Absetzung unter Kaiser Michael III., brachte des Kaisers Oheim, Cäsar Bardas, es dahin, daß Photius, obgleich er Laie war, doch die Patriarchenwürde erhielt (858), nachdem er in sechs Tagen die verschiedenen Grade der Weihe erhalten hatte. Auf der Kirchenversammlung zu Konstantinopel (861) bestätigten zwei vom Papste Nikolaus I. geschickte Legaten, an den er sich eben deshalb gewandt hatte, seine Würde. Dennoch brachten Ignatius Freunde es beim Papste dahin, daß derselbe die Schritte seiner Legaten mißbilligte und 862 die Absetzung des Patriarchen Photius, so wie die Wiedereinsetzung von Ignatius aussprach. Photius entsetzte dagegen Nikolaus I. auf einer neuen Kirchenversammlung zu Konstantinopel seiner Würde und beschuldigte die römische Kirche der Ketzerei. Nach der Ermordung des Kaisers Michael (867) durch Basilius, den Mazedonier, der auch den Kaiserthron bestieg, wurde Photius ab- und Ignatius wieder eingesetzt und auf der achten ökumenischen Kirchenversammlung zu Konstantinopel (869) Photius sogar mit seinen Anhängern in den Bann gethan. Dennoch gelang es ihm später, die Gunst des Kaisers Basilius zu erschleichen, und so erhielt er nach Ignatius Tod 877 das Patriarchat von Konstantinopel wieder. Selbst Papst Johann VIII. erkannte ihn an, weil er hoffte, die neubekehrten Bulgaren dem römischen Stuhle zu unterwerfen. Da er sich aber hierin getäuscht sah, widerrief er abermals die geschehenen Schritte, und sprach von Neuem den Bann über Photius aus. In demselben Geiste handelten auch die folgenden Päpste, Martin, Adrian und Stephan. Photius dagegen griff den Artikel des Symbolums, Filioque procedit, und den Gebrauch der römischen Kirche, den Laien den Kelch im Abendmahle zu entziehen, an, und erklärte die Päpste für Ketzer. Basilis Nachfolger und Sohn, Leo der Philosoph, um die Einigkeit in der Kirche wieder herzustellen, entsetzte endlich Photius seiner Würde und verbannte ihn in ein armenisches Kloster 886, wo er 891 starb. Doch weder seine Absetzung, noch sein Tod stellte die Einigkeit wieder her; die Anmaßung der römischen Bischöfe ging immer weiter und führte so die Trennung der griechischen Kirche herbei, wie sie noch bis auf den heutigen Tag besteht. Photius war übrigens einer der gelehrtesten Männer seiner Zeit. Sein Werk, Myriobiblon (Paris 1631, Fol.), das er während seiner Gesandtschaft nach Bagdad, wahrscheinlich zum Theil aus dem Gedächtniß, verfaßte, verbreitet sich über 280 Schriftsteller im Fache der Geschichte, Rhetorik, Grammatik, Philosophie, Theologie u. s. w., von denen uns viele außerdem ganz verloren seyn würden. Die Art der Behandlung ist ohne Ordnung und sehr ungleich. Einige sind regelmäßig abgekürzt, andre bloß ausgeschrieben; das Ganze aber ist ein kostbarer Schatz für das Alterthum. Sein Nomocanon, eine Sammlung von Canons, kanonischen Briefen und kaiserlichen Gesetzen über kirchliche Gegenstände, ist von großer Wichtigkeit und empfiehlt sich durch seine Methode. Außerdem besitzen wir Briefe, Homilien und verschiedene andre Werke von ihm, die zum Theile noch ungedruckt sind.

Photometer, Lichtmesser, ein Instrument, die verschiedene Stärke des Lichts zu bestimmen, welche ein heiterer Tag vor einem trüben, oder eine lebhafte Verbrennung vor einer andern voraus hat. Ein sehr einfacher besteht nach Lampadius in einer Fernrohr ähnlichen Hülse mit einer planen Glasscheibe, welche die Stelle des Objektivglases vertritt; als Okular dienen Scheiben von Laternenhorn, deren so viele aufgelegt werden, bis das Licht nicht mehr zu sehen ist.

Phraseologie ist der Theil der Sprachlehre, welcher über die einer Sprache eigenthümlichen Redensarten (Phrasen) handelt. Da jede Sprache einen besondern Geist, einen nur ihr eignen Charakter besitzt, so hat sie auch eine eigenthümliche Art sich auszudrücken, welche nothwendig erlernt werden muß. Eine Sammlung von Ausdrücken, die nur dieser oder jener

Sprache angehören, heißt Phraseologie. Die Wörterbücher müssen sie enthalten, doch hat man auch besondere phraseologische Wörterbücher.

Phrixus, s. Argonauten, Athamas und Helle.

Phrygien, eine der größten und wichtigsten Landschaften in Kleinasien, welche gegen Abend an Mysien, Lydien und Karien, gegen Mittag an Lyzien und Pisidien, gegen Morgen an Kappadozien, gegen Mitternacht an Galatien und Bithynien gränzte. Es wurde in Klein- und Groß-Phrygien eingetheilt. Nach dem Tode von Midas V. ward Phrygien eine Provinz des lydischen Reichs, um 560 vor Chr. G. Als herrschende Nation scheinen die Phrygier einst den größten Theil von Vorderasien umfaßt zu haben. Sie waren als Ackerbau treibendes Volk schon von den ältesten Zeiten an bekannt, und behaupteten diesen Ruhm auch noch im persischen Zeitalter. Die natürliche Beschaffenheit des Landes, das mehrentheils eine große, von mehrern Flüssen bewässerte, fruchtbare Ebene bildete, begünstigte diese Lebensart. Nicht weniger legten sie sich auch mit gleichem Eifer auf Vieh-, besonders auf Schafzucht. Die Sagen sprechen von den außerordentlichen Reichthümern ihrer Könige, auch rühmen einige spätere Nachrichten ihren frühern Handel. Im persischen Zeitalter machte Phrygien eine eigene Satrapie aus, doch war nach Osten zu die Landschaften Lykaonien und gegen Westen die Landschaft Milyas davon getrennt, und erstere zu Kappadozien, letztere zu Lyzien gerechnet worden. Als Satrapie war die Hauptstadt desselben Celänä. Unter den Römern wohnten die Phrygier meist in Dörfern, und wurden wegen ihrer Simplicität in Sitten und wegen ihrer Dummheit und ihres Aberglaubens bald gelobt, bald getadelt. Man theilte jetzt Phrygien in vier Theile, in Phrygia pacadiana, den westlichen Theil; Phrygia salutaris, welches die Gegenden gegen Osten begriff, und den Namen von seiner Fruchtbarkeit hatte; Phrygia catacecaumene (das ausgebrannte), welches den Namen von den vielen Vulkanen hatte, die ihm ein trauriges Ansehen gaben; doch wuchs auf dem ausgebrannten, mit Asche bedeckten Boden ein vortrefflicher Wein; und Phrygia epiktetos.

Phryne, eine der berühmtesten Hetären Griechenlands, war zu Thespiä in Böotien geboren, und soll mit ihrem wahren Namen Mnesarete geheißen haben. Euthias, ein athenischer Redner, hatte sich, wenn man den geheimen Nachrichten des Alkiphron Glauben beimessen darf, um die Gunst der Phryne beworben, glaubte sich von ihr beleidigt, und klagte sie vor dem Gericht der Heliäa der Gottlosigkeit oder des Atheismus an. Hyperides übernahm ihre Vertheidigung, und sprach mit allem Feuer eines Liebhabers. Als er aber dennoch merkte, daß seine Beredsamkeit ohne Erfolg blieb, und das Urtheil der Richter sich gegen die Beklagte neigte; so ergriff er sie bei der Hand, zerriß ihren Schleier, und entblößte ihren reizenden Busen. Dieser Kunstgriff glückte vollkommen. Die ernsten Richter vergaßen bei dem Anblicke der jugendlichen Reize das Gesetz der Unbestechlichkeit, und wagten es nicht, die Priesterin der mächtigen Aphrodite zu verurtheilen. Sie wurde freigesprochen, und Euthias, voll Verdruß über seine fehlgeschlagene Rache, entsagte von dem Augenblicke an den Gerichtshöfen. So viel ist gewiß, daß sie nicht vergaß, um den Eindruck ihrer Reize von Zeit zu Zeit zu erneueren, bei gewissen feierlichen Gelegenheiten den Augen des erstaunten Griechenlands einige Augenblicke die ganze Fülle ihrer Schönheit zu zeigen. Dies geschah einst bei einer Versammlung zu Eleusis, und an dem Feste des Poseidon, wo sie öffentlich, im Angesichte des ganzen Volks, ihre Kleider am Ufer des Meeres ablegte, die Haare auflöste, und in die Fluthen hinabstieg. Daß Praxiteles ein ganz vorzüglicher Liebhaber der Phryne gewesen sey, erhellet aus verschiedenen Anekdoten. Eine alte Sage bei Pausanias IX. berichtet, daß eine marmorne Bildsäule von Praxiteles Arbeit, die neben der Aphrodite aufgestellt war, ein

Bild der Phryne gewesen sey. Eine andere Bildsäule von Gold war ihr zu Delphi gesetzt. Phryne fand so viel Bewunderer, daß sie ihre Gunstbezeugungen für den höchsten Preis verkaufte, und doch ihre Liebhaber überreden konnte, das, was sie ihnen gab, als ein Geschenk anzunehmen. Der gewöhnliche Preis für den Genuß ihrer Reize war 100 Drachmen, oder eine Mine, oder einige 20 Thaler, doch verlangte sie auch wohl, den Umständen nach, nicht selten mehr, auch bisweilen weniger. Phryne setzte auch noch im Alter ihr Gewerbe fort, und die Eitelkeit, sich der Gunstbezeugungen einer Phryne rühmen zu können, führte manchen Liebhaber zu ihren Füßen, der seine Thorheit mit großen Summen bezahlen mußte.

Phthisis, s. Schwindsucht.

Phthiotis, s. Tessalien.

Physik, s. Naturlehre.

Physikotheologie. So nennt man den Schluß, welchen man von einer bestimmten Erfahrung, dem Daseyn der Welt, als einer Wirkung, und von der Zweckmäßigkeit ihrer Einrichtung, auf das Daseyn und die Eigenschaften Gottes, als dem ersten Grund des Daseyns der Welt und ihrer natürlichen Ordnung und Vollkommenheit macht. Sie ist der Versuch der Vernunft, aus den Zwecken der Natur, die nur empirisch erkannt werden können, auf die oberste, nur denkbare Ursache der Natur und ihrer Eigenschaften zu schließen. Der Beweis beruht auf folgenden zwei Sätzen: 1) Wenn ich mir die Welt als eine Reihe verbundener Ursachen und Folgen denke: so ist es Bedürfniß meiner Vernunft, eine erste, oberste Ursache aller dieser folgenden Ursachen und Wirkungen anzunehmen. Die Antwort auf ein Warum, oder Woher, befriedigt keine Vernunft, so lange noch ein Warum und Woher übrig bleibt. 2) In der Welt befinden sich überall Spuren von Zweckmäßigkeit, Weisheit, Ordnung und Verbindung des Einzelnen zum Ganzen. Die oberste Ursache dieses Ganzen muß ich mir also als eine numerische Einheit, und als ein freies, verständiges Wesen denken. Der Schluß beweiset zu viel, weil a. die Zufälligkeit der Materie dadurch noch nicht erwiesen, und folglich b. der Urheber der Welt vielleicht nicht ihr Schöpfer, sondern nur ihr Baumeister seyn könnte, der das Chaos der ewigen, nothwendigen Materie nur zu einer Welt geformt, und wohl gar durch die Unbrauchbarkeit des Stoffes gehindert wäre, manches besser zu machen als es ist. c. läßt sich auch aus der von uns auf der Erde, diesem Punkte des Weltalls, bemerkten, und oft sehr versteckten Zweckmäßigkeit, nicht auf einen allgemeinen Endzweck des Weltganzen schließen, und d. wenn wir denn nun auch diesen Weltbaumeister als ein über alle unsere Begriffe weises und mächtiges Wesen zu denken gezwungen sind: so folgt doch daraus das All der Realitäten noch nicht, selbst nicht einmal die höchste Intelligenz. Denn es könnte ja auch wohl seyn, daß dieser Weltbaumeister nur instinktmäßig wirkte, so wie etwa der Biber seinen bewunderten Bau ausführt. Um nun dieses All der Realitäten darzuthun, muß man wieder zu dem kosmologischen Beweise, so wie bei diesem zu dem ontologischen, seine Zuflucht nehmen. Der Beweis verdient übrigens, seiner Popularität wegen, als Stütze des moralischen Beweises, alle Achtung. Er ist der älteste, klärste und der gemeinen Menschenvernunft am meisten angemessene, und es würde nicht nur trostlos, sondern auch ganz umsonst seyn, der zwar allein nicht hinlänglichen, aber doch den moralischen Beweis kräftig unterstützenden, und selbst die Betrachtung der Natur zu einem religiösen Bedürfniß erhebenden Kraft dieses Beweises das Mindeste von ihrem Ansehn zu benehmen. Er behält dieses Ansehn, wenn ihm gleich für sich allein, als metaphysischem Beweise die apodiktische Gewißheit abgesprochen wird.

Physiognomik, ein Zweig der angewandten Anthropologie, welche aus den Erscheinungen und Veränderungen des Aeußern am Menschen, vorzüglich des Antlitzes (Physiognomie), auf die innern Ursachen schließen lehrt. Doch da das Antlitz streng genommen nicht allein der Spiegel ist, worauf sich jede Gemüthsbewegung und Thätigkeit in unverkennbaren Umrissen ausdrückt und durch Wiederholung ihre Spuren zurück läßt, sondern die jeden Gemüthszustand fast unwillkürlich begleitenden Gesten der übrigen Gliedmaßen, die Sprache, ja selbst die Schreibart und Schriftzüge des Menschen durch innere Ursachen regelmäßig bestimmt werden, so müssen auch diese Dinge hier in Betracht gezogen werden. Man muß jedoch dabei unterscheiden: das Bleibende (Temperament), die innere Ursache, welche den Menschen immer wieder zu denselben und ähnlichen Handlungsreihen und Qualitäten treibt und ihm den Charakter giebt; ferner das Vorübergehende, Aeußere, Bewegliche oder die Erscheinung der Handlung selbst. Die Physignomik soll eine Semiotik dieses letztern seyn, die auf das erstere zurück schließen lehrt. Es entstehen die Fragen: beruht nicht die Individualität jenes Innern auf einer individuellen Form besonderer Organe, da doch wohl jede Species von Gemüthszustand an ein einzelnes Gehirnorgan gebunden ist, gleichwie jede körperliche besondere Aeußerung in einem besonderen Gliede nur möglich ist, an welcher der ganze Körper niemals allgemeinen Antheil nimmt? und lassen sich die überwiegenden Thätigkeiten dieser Gehirnparthieen deßhalb außen erkennen, weil es ein physiologisches Gesetz ist, daß jedes Uebergewicht in dem oft gebrauchten Organe die Reproduktion (Masse) vermehrt? Die erste Frage ist durch Gall's Untersuchungen über das Gehirn außer Zweifel gesetzt; die zweite läßt sich mit großer Wahrscheinlichkeit bei den Organen bejahen, die an der Oberfläche des Gehirns liegen, weil die Form der Schädelknochen sich nach der Gestalt der Gehirnparthieen richtet. Kennt man also die eigentliche Funktion jeder Gehirnportion, so läßt sich auch aus der vorwaltenden Größe einer einzelnen auf ihre vorwaltende Thätigkeit schließen (s. Craniologie) und so der innere bestimmende Grund finden, der der Handlungsweise des Individuums eine gewisse Richtung gibt. Diese Richtung kann freilich sowohl moralisch gut, als moralisch böse werden, das liegt nicht in dem Uebermaß des einzelnen Organs, sondern in der Verkettung mit andern. Jede Handlung läßt eine Anlage sie zu wiederholen zurück, jede Wiederholung setzt Fertigkeit voraus, und diese läßt außen sichtbare Spuren (stärkere Reproduktion und eigene Stellung) in dem gebrauchten Organe zurück, aus denen sich mit vieler Gewißheit zurückschließen läßt. Außerdem sind mit jeder Handlung eine Menge Nebenhandlungen (Gesten) in andern sympathesirenden Organen zwar nicht nothwendig, aber gleichwohl ziemlich willkürlich verbunden, die sich ebenso wie die Hauptbandlungen in den Organen einprägen. Aus der Verschiedenheit zweier Handlungen läßt sich auch auf die Verschiedenheit dieser unwillkürlichen Behandlungen schließen, so daß wenn letztere auch in denselben Organen vor sich gehen, sie doch durch Dauer, Schnelligkeit und Qualität (Ausdruck) sich auszeichnen werden. Aber sie afficiren Wachsthum und Bildung gewiß nicht, wie die ursprüngliche, eben betrachtete, Thätigkeit des Hauptorgans, so daß weder Nase, noch Mund durch solche Gesten an Größe ꝛc. dadurch zunehmen wird, und man aus der Stellung der Augen, der Augenbraunen, Ohren, der Nase ꝛc. auf das Innere mit Gewißheit kaum schließen kann, wie das Lavater u. A. zu thun suchte. S. J. J. Wagner: über die Natur der Dinge. Leipz. 1803. S. Pathognomik.

Physiokratisches System, Physiokraten, Oekonomisten, Oekonomisches System. Da einige Jahre vor dem Ausbruche der französischen Revolution der Staat selbst der Gegenstand der Spekulation geworden war, ward es auch sehr bald die Staatswissenschaft. Die vielfaltigen

Blößen, welche das Merkantilsystem theoretisch und praktisch darbot, luden von selbsten zum Angriffe gegen dasselbe ein. Es war natürlich, daß die Spekulanten auf die entgegengesetzte Theorie verfielen, und so entstand das physiokratisches System. Franz Quesnay, Leibarzt des Königs Ludwig XV., glaubte den Grund des Verfalls des Ackerbaus in Frankreich im Merkantilsystem, das von Colbert her noch ausschließlich in der Staatsverwaltung herrschte, zu finden. Seine Ansichten machte er in einer Schrift bekannt: Tableau économique avec son explication 1758; der eine andere folgte: La Physiocratie ou Constituion naturelle du Gouvernement le plus avantageux au genre humain. Paris 1767. Mehrere scharfsinnige Männer nahmen die Ideen des Quesnay auf, erweiterten und erläuterten sie, und bildeten zuletzt eine staatswissenschaftliche Schule unter dem Namen Physiokraten oder Oekonomisten. Unter Ludwig XV. vermochte dies System sich nicht in Aufnahme zu bringen, erst als unter Ludwig XVI. verschiedene Anhänger desselben, als Turgot, ins Ministerium traten, gingen seine Grundsätze auch in die Verwaltung über. Es verlor zwar später wieder sein Ansehn, wurde aber während der Revolution in der Nationalversammlung vorherrschende Meinung. Von dem letztverstorbenen Großherzog von Baden wurden in Deutschland zuerst die physiokratischen Maximen auf die Verwaltung angewendet; auch der römische Kaiser Joseph II. und sein Bruder Leopold, Großherzog von Toskana, führten es unter Beschränkungen praktisch ein. Die Physiokraten riefen allerdings große Wahrheiten ins Gedächtniß zurück: die Wichtigkeit des Landbaues, die freie Anwendung der Kräfte, und daher Freiheit der Gewerbe und des Verkehres. Allein ihr System, auf Sophismen gebaut und in eine neue Terminologie gehüllt, wurde schon deßhalb praktisch unbrauchbar, und ihr Stifter Quesnay konnte wohl eine Sekte von Theoretikern aber keine Schule von Geschäftsmännern bilden. Aber ihre Lehre nahm nicht bloß die bestehende Staatswirthschaft, sondern die daraus fließende Forderung der politischen Gleichheit auch die bestehende Verfassung in Anspruch, und konnte um so gefährlicher scheinen, da sie nicht, wie Adam Smith vom Nutzen, sondern bloß vom Rechte sprechend, forderte, statt zu rathen. Die Lehre der Physiokraten beruht auf dem Grundsatze, daß der Boden die einzige Quelle des reinen Ertrags sey, weßhalb auch ferner dieser reine Ertrag die einzige und unmittelbare Quelle der Abgaben seyn müsse. Zwar trennt sich von ihr gleich bei dem ersten Satze, oder der Bestimmung der Elemente des Nationalreichthums, schon die Lehre von Adam Smith, nach der Veredlung und Umsatz nicht weniger als Produktion reinen Ertrag gewähren. Doch würde dieser Unterschied praktisch wenig erheblich seyn, da auch die Physiokratie keineswegs den mittelbaren der Veredlung, durch vermehrten Antrieb zur Produktion, zu läugnen begehrt. Aber die große praktische Differenz erwuchs theils aus dem zweiten Satze oder der Anwendung des Erstern auf die Art der Bestimmung, theils aus den weitern Folgen der Gleichheit und Freiheit, wohin das physiokratische System führen mußte, und wesentlich dazu beitrug, die Köpfe dazu vorzubereiten. Ihrem Grundsatze nach, daß der Boden die Quelle des Reichthums sey, und nur die Arbeit, welche durch Benutzung und Verstärkung der in dem Thier- und Pflanzenreiche wirkenden Naturkräfte sich thätig äußert, etwas Neues hervorbringe, theilten die Physiokraten die Staatsbürger in drei Klassen: 1) in Landeigenthümer; 2) produktive Staatsbürger, welche den Boden bauen und benutzen; und 3) in sterile: als Gelehrte, Künstler, Handwerker, Kaufleute ꝛc. Diese letzte Klasse sollte nicht besteuert werden, weil nach ihrem Systeme nur eine einzige Abgabe statt finden und diese auf den Reinertrag des Grundeigenthums gelegt werden müsse. Man sieht aus dem Gesagten leicht, wie einseitig dies System sey, und es sich schon deswegen in der Ausführung als falsch und unzweckmäßig zeigen mußte.

Physiologie. Der strengen Wortbedeutung nach heißt Physiologie die Lehre von der Natur: da aber in dem Begriff Physis, was vom griechischen φυειν herstammt, der Unterbegriff des Wachsens, einer Eigenschaft des Lebens liegt, so hat man die Erklärung der Physiologie dahin beschränkt, daß sie die Lehre von der lebenden Natur sey; und da der Mensch der erste Gegenstand der physiologischen Beobachtungen und Untersuchungen war, und es auch später blieb, indem das organische Leben in ihm die höchste Blüthe, die mannigfaltigste Entwickelung erhält, und er sich selbst als Norm und Maßstab für alle Lebenserscheinungen in der Natur nahm und nehmen muß: so wurde dem Begriffe der Physiologie noch engere Schranken gesetzt, und sie als die Lehre des Lebens im menschlichen Organismus erklärt. Fast alle Definitionen laufen hierauf hinaus: so erklärten Platner und Fernelius sie als die Lehre von der Natur, oder dem Inbegriff gewisser Kräfte und Ursachen, durch welche das Leben und seine Aeußerungen in dem Menschen hervorgerufen werden; Haller für die belebte Anatomie; Meckel für die Lehre von den Verrichtungen des Menschen und seiner Theile im gesunden Zustande; die naturphilosophischen Aerzte für die Wissenschaft von dem Offenbarwerden des Lebens an dem menschlichen Organismus; und da der vollkommenste Zustand des Lebens im Organismus zugleich den Begriff der Gesundheit in sich schließt, so ist auch in dieser Erklärung der Zustand der Gesundheit eingeschlossen. In der neuern Zeit, wo die Gebiete aller Wissenschaften so ungemein erweitert worden sind, wo die höhern Ansichten der Naturphilosophie fast einen allgemeinen Eingang fanden und einen so gewaltigen Einfluß auf jede Erfahrungs-Wissenschaft ausübten, erhielt auch die Physiologie eine höhere Bedeutung und umfaßte alle Lebenserscheinungen der Natur, aus den sie allgemeine Gesetze zu folgern suchte, die sie später wieder auf die verschiedenen Klassen der Lebens-Phänomene anwandte: hieraus entstand eine allgemeine Physiologie, welche die allgemeinen Gesetze des Lebens lehrt, und eine specielle, als Pflanzen-, Thier- und Menschenphysiologie, welche die Kenntnisse in sich begreift, wie die allgemeinen Kräfte, wodurch das Leben in die Erscheinung tritt, in den einzelnen Klassen modificirt werden, und jeder Klasse, Art und Gattung eigenthümliche Lebenserscheinungen hervorbringen. — Wir geben hier nur einen kurzen Umriß der allgemeinen Physiologie, d. h. der Kräfte, die zusammen oder einzeln nothwendig das Leben und seine Aeußerungen bedingen. Sondern wir die Wirkungen, die wir an den einzelnen Organisationen wahrnehmen, je nach ihrer Aehnlichkeit und Verschiedenheit in Klassen ab, belegen diese oder ihre Ursachen, so lange sie nicht näher bekannt sind, mit dem Behelfwort von Kräften, und mit dem Namen von unterschiedenen Kräften, so lange die Unterschiede der Klassen durch einen höhern Witz nicht aufgehoben, und in Aehnlichkeiten verkehrt sind, so lassen sich für jetzt folgende unterscheidbare und allgemeinere Klassen von Wirkungen, oder verschiedene Kräfte festsetzen: 1) Sensibilität oder die Fähigkeit, mit Eindrücken, die auf die Nerven oder sonst gemacht werden, gleichzeitig Vorstellungen zu erhalten; 2) Irritablität oder die Fähigkeit mancher Organe, vorzüglich der Muskeln, auf Reize sich zusammen zu ziehen, und Bewegungen hervor zu bringen; 3) Reproduktionskraft, oder die Fähigkeit der Organisationen, sich selbst ähnliche Wesen Theilweise oder im Ganzen nach- und anzubilden; 4) Sekretionskraft oder die Fähigkeit aus der Gesammtmasse dieser selbst unähnlichen Materie von bestimmter Beschaffenheit wiederholt an bestimmten Orten abzusondern (oder zu bilden); 5) Propulsionskraft oder die Fähigkeit, die Flüssigkeiten in den festen Theilen in bestimmter Ordnung zu bewegen und zu vertheilen. Diese aufgezählten allgemeinen Kräfte und die mancherlei noch von einander unterscheidbaren Zweige des Vorstellungsvermögens, deren Untersuchung hier beseitigt wird, sind es nun, durch deren Vertheilung an die verschiedenen Organisationen in

verschiedenem Maße die Natur das große Resultat, Leben der organischen Welt größtentheils erhielt, und deren Verhältniß nun zu betrachten ist. Wenn von Verhältnissen der Kräfte die Rede ist, so hat man sich zuerst über den Maßstab zu vergleichen, nach dem ihr Gemeinsames, die Größe, gemessen und verglichen werden kann. Zahl oder Häufigkeit der Wirkungen in gleichen Zeiten, Mannigfaltigkeit derselben, und die Größe des Widerstandes, den andere Kräfte ihnen entgegensetzen, oder Permanenz der Wirkungen unter übrigens gleichen Umständen scheinen, so lange wir einen allgemeinen Maßstab, der uns die Intensität dieser Kräfte näher angäbe, entbehren müssen, auch hier vorzüglich geschickt, die Stelle desselbigen zu vertreten. Daß nun nach solchen Rücksichten ein verschiedenes Verhältniß in den Kräften der verschiedenen Organisationen statt finde, zeigt eine auch nur flüchtige Vergleichung der Erscheinungen, die wir an den Thieren und Pflanzen wahrnehmen; was für nähere Resultate nun aber die Anwendung solcher Maße in Absicht auf die Verhältnisse dieser Kräfte gebe, und welche Gesetze sich aus diesen Messungen für die Abänderung der Verhältnisse in der Reihe der Organisationen abziehen lassen, wird nun so am füglichsten dargestellt werden, daß zuerst nur jede einzelne Kraft isolirt gegen die ähnlichen bei andern Gattungen gehalten, und sie sodann erst in ihrer Vereinigung mit andern Kräften, wie sie sich in den Individuen vorfinden, gegen eben diese Vereinigung bei andern Individuen betrachtet werden. Die Sensibilität verdient unter den zuvor erwähnten Kräften den ersten Platz, da die Natur mit ihr bei der Vertheilung an die Organisationen als mit dem Besten, was sie unter dem großen Haufen auswerfen wollte, auch am sparsamsten umging. Wenn wir ihr Daseyn, das wir im Wesen außer uns nicht mehr unmittelbar erkennen können, nach dem Daseyn von Organen, die unseren Sinnorganen und Nerven ähneln, und nach dem Daseyn von Bewegungen, die bei uns die gewöhnlichen Begleiter der Empfindungen ausmachen, schätzen und ihre Mannigfaltigkeit nach der jener Organe und Bewegungen bestimmen, so bietet sich beim Ueberblick der Organisationen sogleich die Bemerkung dar; die Fähigkeit mannigfaltige, von einander unterschiedene Klassen von Empfindungen zu erhalten, wird in der Reihe dieser Bildungen vom Menschen abwärts allmählig mehr eingeschränkt. Die Sinnorgane verlieren sich nämlich allmählig in dieser Reihe, und die Bewegungen erhalten zuletzt eine Regelmäßigkeit, die sich mit Vorstellungen, als den Begleitern und Urhebern derselben, nicht wohl mehr verträgt. Bei den vierfüßigen Thieren, Schlangen und Fischen stehen alle die Sinnorgane, die wir bei uns als distinkte kennen, der vielfachen Simplifikationen, die sie bei den letztenwähnten Thieren besonders erhielten, ungeachtet noch in großer Vollkommenheit da. In der Klasse der Insekten schon ist das Gehörorgan, sonst der geheime Eingang des Geistes anderer ins Ich, größtentheils verschwunden, und noch allgemeiner in dieser Klasse das Geruchsorgan; und wenn schon das Auge sich hier zahl- und kunstreicher als in andern Klassen entfaltet zu haben scheint, so ist es doch, sonst das fähigste Organ mit der Welt in die größte Ferne hin zu sprechen, sie in sich aufzunehmen, und von unserm Ich abzuschließen, hier unbeweglich, keiner Bedeckung mehr fähig, trüb, und nur für wenige Gattungen von Licht durchgänglich, und bei den Würmern endlich ist es als ein eigenes Organ zusamt den vorhergehenden und Gehirn und Nerven größtentheils ganz erloschen, und es erhält sich am Ende nur noch ein auch für Eindrücke des Lichts sehr empfängliches Gefühlorgan, wie wir aus den unregelmäßigen lebhaften Bewegungen dieser Thiere vermuthen können. Bei den Pflanzen endlich ist auch diese Empfänglichkeit für Eindrücke, die sich durch Bewegung verkündigt, nur noch in sehr dunklen Spuren, und auch dies selten, vorhanden: Spuren, die uns bei der Regelmäßigkeit der Bewegungen kaum ein Analogon von Empfindung mehr ver-

muthen lassen. Also sind von den Sinnorganen, durch die in uns eine so mannigfaltige Welt von Empfindungen aufgeführt wird, eins nach dem andern abgetreten, und gerade in der Ordnung verschwunden, daß die, die den körperlichen Umfang der Welt für uns am meisten vermehren, auch am spätesten verschwinden. Auf der andern Seite aber kann nun bei nochmaligem Ueberblick der Organisationen nicht entgehen, daß gerade da, wo ein Sinnorgan verloren geht, und also die Mannigfaltigkeit der Empfindung vermindert wird, nur ein freierer Raum für eines der übrigen gewonnen werde, und da wo eines weniger entwickelt da steht, das andere desto ausgearbeiteter erscheine; die des Augs und Ohrs größtentheils beraubte Insekten und Würmer weisen Tastungs-Maschinen vor, gegen die selbst die menschliche Hände, die Hände der Affen, und was ihnen sonst bei den höhern Thieren entspricht, zurückstehen müssen, auch das zurückgedrängte und verkleinerte Auge des Maulwurfs scheint sich in desto feinere Hände und Nase ausgebreitet zu haben. Also scheint jetzt aus beiden Bemerkungen das Gesetz hervorzugehen: die Mannigfaltigkeit der möglichen Empfindungen nimmt in der Reihe der Organisation ab, wie die Leichtigkeit und Feinheit der übrigen Empfindungen in einem eingeschränktern Kreise zunimmt. Weiter, als das Gebiet der Empfindungsfähigkeit, ist das der zweiten vorhin erwähnten Kraft der Reizbarkeit, wiewohl immer nur auf einen größern Haufen in der Reihe der Organisationen eingeschränkt, so weit ihre Wirkungen als solche wirklich erweislich sind. Da Reizbarkeit nicht wie die Empfindungsfähigkeit eine unveräußerliche Kraft ist, so kann nur ihr Daseyn und Nichtdaseyn bei den Organisationen, so sehr auch ihre Wirkungen mit denen der Elasticität zusammenfließen, mit mehr Zuverlässigkeit entschieden werden; auch bietet sich hier, eben weil der Merkmale ihres Daseyns mehrere und zuverlässigere sind, ein reicheres Feld zu Vergleichungen ihrer Wirkungen unter sich dar. Nicht allein in Absicht auf Mannigfaltigkeit und Leichtigkeit ihrer Aeußerungen, sondern auch in Absicht auf Ausdauer ihrer Wirkungen unter übrigens gleichen Umständen und Häufigkeit derselben stellte die Natur auffallende Unterschiede fest. Bei warmblütigen vierfüßigen Thieren und Vögeln erlöschen bald nach der Trennung des Rumpfs vom Sensorium, und nach der Abtrennung einzelner Glieder vom Rumpf alle die Spuren von Reizbarkeit, welche sich sonst in den Zusammenziehungen der Muskeln bei diesen Thieren so lebhaft äußerten. Ganz anders verhält er sich dagegen bei den kaltblütigen Thieren; beinahe unzerstörbar sind alle ihre Aeußerungen den Organen hier anhängig; Frösche mit abgehauenem Kopfe hüpfen davon, als wäre ihnen eine unnütze Last abgenommen, Schildkröten bewegen sich mit ausgerissenem Herzen und abgenommenem Kopfe noch viele Tage fort. Aehnliche Bemerkungen ließen sich hier über Fische und Insekten machen, denn auch die Füße mancher Spinnen hat man vom übrigen Körper gesondert 7 Tage lang für sich in Bewegungen fortleben sehen, und auch in der Klasse der Würmer sind die Beispiele von daurender Irritabilität keine Seltenheit, so wenig als bei denjenigen Pflanzen, bei denen sich wirklich Reizbarkeit überhaupt vorfindet, denn auch die Blättchen des Hedysarums an abgerissenen Zweigen und Stielen, und die Staubfäden der Berberis setzen ihre Bewegungen fort, oder lassen sie durch Reize wieder erwecken, und somit scheint es also, nimmt die Dauer der Irritabilität und ihre Unabhangigkeit vom übrigen Systeme des Organismus in der Reihe der Organisationen vom Menschen abwärts eher zu als ab. Sieht man sich nun nach den übrigen Merkmalen um, durch die sich Reizbarkeit bei eben diesen Organisationen äußert, so zeigt sich bei einigen derer, die eine so auffallende Ausdauer derselbigen verrathen, daß gerade sie es sind, bei denen die Natur von einander abgesonderte Muskeln oder überhaupt irritable Organe in ungleich geringerer Anzahl anbrachte; so ist es bei den Pflanzen der Fall, bei

denen gewöhnlich nur irgend einige wenige Organe Irritabilität äußern, so bei Muscheln, deren Muskelzahl auf 2 oder 3 von einander unterschiedene so oft eingeschränkt ist. Somit entwickelt sich jetzt aus den hier vorgelegten coexistirenden Phänomenen, um andere in anderer Hinsicht eher merkwürdige Coexistenzen zu übergehen, folgendes Gesetz: Die Irritabilität nimmt, der Permanenz ihrer Aeußerungen nach geschätzt, zu, wie die Schnelligkeit, Häufigkeit oder Mannigfaltigkeit der Empfindungen abnimmt. Die Reproduktionskraft ist bei weitem die allgemeinste und in größtem Maße an die Organisationen verschwendete Kraft, und man möchte sie eben daher ihre eigenthümliche und charakteristische, sie von andern Produktionen der Natur unterscheidende Kraft nennen, wenn sich nicht auch hier wie bei der vorigen zur Genüge darthun ließe, daß auch sie aus der anorgischen Natur sproße, und ein Abkömmling dort einheimischer Kräfte sey. Da sie allgemein sich bei den Organisationen vorfindet, so ist in der Art ihrer Aeußerungen bei ihnen eben deßwegen schon eine größere Vielartigkeit zu erwarten, und wirklich muß man auch über den Reichthum von Gestalten erstaunen, die diese Kraft unter den Händen der Natur bei ihren verschiedenen Gebilden gewann. Läßt man sich durch die Vielförmigkeit dieser Erscheinungen nicht irre machen, so bequemt sich auch diese ungeheure Mannigfaltigkeit unter wenige sehr einfache Gesetze, und ein kurzer Ueberblick der hier entscheidenden Thatsachen wird sie sogleich entwickeln. Die Zahl der Jungen, die die vierfüßigen, warmblütigen Thiere nach einer Schwangerschaft liefern, hält sich zwischen 1 und 15 als Extremen, und das letztere derselben ist schon etwas höchst Seltenes bei ihnen. Beide Extreme erhöhen sich in der Klasse der Vögel, und besonders ist das größte Extrem 15 nun schon nicht allein ungemein gewachsen, sondern auch weit häufiger. Bei den Amphibien finden sich Gattungen vor, wo das größte Extrem zu 100.000 hinaufgerückt ist, während das kleinere sich beinahe an das größte Extrem von den Säugthieren hält, und in der Klasse der Fische scheint es nun der Natur noch weit leichter geworden zu seyn, von diesen so wenig Seele im Ausdruck verrathenden Geschöpfen Abdrücke in Menge zu fertigen, dann hier sinds Millionen. Also geht jetzt aus diesen coexistirenden Phänomenen das Gesetz hervor: die Reproduktionskraft, der Zahl, neuer an einem bestimmten Orte gebildet werdende, Individuen nach geschätzt, nimmt zu, wie die Größe der hervorbringenden, oder noch allgemeiner der hervorgebrachten Individuen, wie sie nach der Geburt erscheinen, abnimmt. Daneben dürfen aber auch andere Phänomene, die hier ebenfalls als zugleich vorhandene bemerkt werden, nicht vernachlässigt werden, da auch von ihnen aus das Gesetzt nähere Bestimmung und allgemeinere Gültigkeit erhält. So sind nämlich eben die Thiere, bei denen sich eine geringere Fruchtbarkeit zeigt, auch solche, die eine größere Zusammensetzung ihres Körpers haben, und bei denen die Jungen nach der Geburt weit ausgebildetet erscheinen, und so sind's ferner sie, zu deren Hervorbringung die Natur bei weitem am meisten Zeit braucht; um einen Elephanten zu bilden dingt sich die Natur bei dem unfruchtbaren Elephanten zwei Jahre aus, während wenigen Wochen zur Bildung einer Ratte hinreichen, und endlich sind diejenige Thiere, bei denen weniger Verschwendung ihrer Produktionskraft auf einmal statt findet, auch die, die ihren Aufwand in längeren Zeiten hin fortsetzen können. Die nähere und allgemein gültigere Bestimmung, die das vorige Gesetz den eben erwähnten Bemerkungen zufolge erhalten kann, läßt sich nun dahin also geben: je mehr die Reproduktionskraft an einem bestimmten Orte sich in der Zahl neuerer Individuen äußert, desto geringer ist die Moles des Körpers der neuen Individuen, desto einfacher der Körper, mit dem sie erscheinen, gebaut, desto kürzer die Zeit, die zu ihrer Bildung im Körper der Eltern verwandt wird, und desto weniger ausdauernd ist sie selbst, oder in desto geringerem Grad finden wir

nigstens einige dieser Attribute statt. Bemerkenswerth ist es endlich noch, daß gerade bei den Säugthieren und Vögeln, bei denen die mindeste Fruchtbarkeit herrscht, die neu hervorgebrachten Individuen unter sich ihren Geschlechtstheilen nach am verschiedensten ausfallen, in allen andern Klassen dagegen, wo Verwandlung, unbegränztes Wachsthum, große partielle Produktion wie bei mehreren Insekten und Würmern u. s. w. sich zeigt, beide Geschlechter sich ähnlich werden, oder gar verschwinden. Aus diesen Bemerkungen zusammengenommen erhellet, daß viele der Erscheinungen, die sich nicht unter das vorherige Gesetz fügten, unter dieses neue vereinigt werden können: je weniger sich Reproduktionskraft in vielen neuen Individuen äußert, desto mehr äußert sie sich entweder durch Verwandlungen, die der Körper besteht, oder durch ungewöhnliche künstliche Reproduktion, oder beides zugleich, oder durch unbestimmtes Wachsthum, oder durch größere Abweichung in den neu hervorgebrachten Bildungen. Freilich bleiben auch hier der Ausnahmen mehrere stehen, einige derselben, wie die, daß bei mehreren Amphibien ungeheure Fruchtbarkeit und Verwandlungen mit einander bestehen, ja selbst ungewöhnliche künstliche Reproduktion, und daß bei den Fischen unbegränztes Wachsthum und ungewöhnliche Fortpflanzung oft zusammentrifft, hat man sich nach andern Gesetzen, wie ähnliche Ausnahmen, die bei dem zuvor erwähnten Gesetz der Irritabilität statt fanden, aus der Natur des Mediums in dem sie leben, der Temperatur desselbigen und andern Umständen zu erklären; andere dagegen führen in Verbindung mit den eben erwähnten Ausnahmen auf ein neues Gesetz. Gerade in den niedern Klassen nämlich, wo Irritabilität und Sensibilität in allen Rücksichten nur noch in kümmerlichen Ueberresten da sind, bei den Pflanzen und einem großen Theil der Würmer zeigen sich nämlich sehr oft alle die zuvor erwähnten verschiedenen Aeußerungen der Reproduktionskraft in einem sehr hohen Maße zusammenvereinigt. Bei den höhern Thieren dagegen, wo Sensibilität noch in ihrer größten Mannigfaltigkeit dasteht, sind die Aeußerungen dieser Kraft auf wenigere eingeschränkt, oder wenigstens in keinem so hohen Maße vereinigt, und somit ergäbe sich also das allgemeine Gesetz: je mehr alle Arten von Aeußerungen der Reproduktion in einem Organismus vereinigt sind, desto eher ist Empfindungsfähigkeit ausgeschlossen, und desto eher weicht selbst Irritabilität. Dies sind die Lebenskräfte, welche in den verschiedenen Naturorganismen sich wirksam zeigen, und zugleich ein kurzer Abriß der Gesetze, nach welchen sich die einzelnen Kräfte in der Reihe der Organisationen abändern. Ueber die specielle Physiologie des Menschen s. d. Art. Arzneikunde.

Phytologie, Pflanzenkunde, s. Botanik und Pflanzen.

Piano, ein technischer Ausdruck in der Musik, bedeutet so viel als schwach, mit schwachem Tone, ein noch schwächerer Grad heißt Pianissimo. Oft ist es nothwendig, das Piano schwächer vorzutragen und es fast in Pianissimo übergehen zu lassen: nämlich bei der Begleitung einer Soloparthie, damit die Hauptstimme durch die Begleitung nicht zu sehr unterdrückt werde. Selten braucht das Piano stärker als gewöhnlich vorgetragen zu werden. Uebrigens sollten Sänger und Spieler das Piano gehörig von dem Pianissimo und Forte unterscheiden; besonders bei dem Vortrage der Ripienstimmen und in den Tonstücken, welche keine Solopartien enthalten. Der Uebergang aus dem Forte ins Piano und umgekehrt muß von allen Instrumenten mit der größten Präzision und Uebereinstimmung ausgeführt werden, wenn er seine volle Wirkung hervorbringen soll.

Pianoforte, ein Saiteninstrument, das vermittelst Tasten gespielt wird, die kleine bedeckte Hämmerchen in Bewegung setzen, welche an eine zwei- auch dreichörige Reihe von Metallsaiten anschlagen, die über vier Stege auf den Resonanzboden des Instrumentes gespannt sind. Die Seiten wer-

den, um das Nachhallen zu verhindern, durch lederne Dämpfer, sobald der Finger die Taste verläßt, gleich wieder abgedämpft. Vermittelst einiger Züge können theils diese Dämpfer gehoben, theils der Klang der Saiten verschieden modificirt werden. Es giebt sowohl flügel- als tafelförmige Pianoforte's. Die englischen sind die vorzüglichsten; in Deutschland baut man in Wien die besten. Dieses Instrument wurde von Christoph Gottlieb Schröder erfunden (geb. zu Hohenstein in Sachsen, d. 10. Aug. 1699). Um das Jahr 1717 kam das erste Pianoforte nach Dresden. Bartolo Christofori aus Padua verbesserte die Erfindung. Das Pianoforte verdrängte durch seinen schönern Ton sowohl Flügel als Klavier. Es eignet sich besonders zum Studium, weil die vollsten Harmonien und alle Uebergänge sich ohne Schwierigkeiten darbieten, indem die Töne schon bereit liegen, und von dem Spieler nur angeschlagen nicht gebildet zu werden brauchen.

Piaristen, Väter der frommen Schulen (scholarum piarum), in Polen Piaren, ein geistlicher Orden, der zu Anfange des 17ten Jahrhunderts von einem spanischen Edelmann, Joseph Calasanza, gestiftet und vom Papst Paul V. bestätiget wurde. Die Mitglieder desselben verpflichten sich nicht nur zur Armuth, Keuschheit und zum Gehorsam gegen ihre Vorgesetzten, sondern auch zum unentgeldlichen Unterricht der Jugend. 1690 ertheilte ihnen der römische Stuhl, ihre gemeinnützigen Bemühungen zu belohnen, die wichtigsten Privilegien der Bettelorden. Verfassung, Zweck und Kleidung der Piaristen sind denen des Jesuiterordens ähnlich. Sie haben sich in der ganzen katholischen Christenheit, vorzüglich im östreichischen Staat und in Polen verbreitet, und in diesen Ländern stehen die meisten Gymnasien und Trivialschulen unter ihrer Leitung. Daß sie stets, dem Geiste ihres Instituts gemäß, sich dem Schulwesen gewidmet, und um dasselbe unleugbare Verdienste erworben haben, hat ihren Orden in seiner Blüthe bis auf unsre Zeit erhalten.

Piaster, eine ursprüngliche spanische Silbermünze, die hernach mehrere Staaten Europa's annahmen. Man nennt sie auch Pezzo da otto, weil sie 3 Silberreale beträgt, oder etwas mehr als einen deutschen Konventionsthaler. Piaster werden auch zu 3 Thal. in Italien geprägt, und die Türken haben eine Münze gleiches Namens, die 4 Gg. gilt.

Piazzi (Gueseppe), ein berühmter Astronom, geb. 1746 zu Ponte in Veltelin, ging 1764 in den Orden der Theatiner, ward 1770 zu Malta und 1781 zu Palermo Professor der Astronomie. 1787 stellte er mit Lalande in Verbindung zu Paris wichtige Beobachtungen an und reiste hierauf nach England, um sich Instrumente zu kaufen. 1789 nach Palermo zurückgekehrt, ließ er dort das prachtvolle Observatorium bauen, auf dem er so viele Beobachtungen anstellte und Entdeckungen machte. 1792 erschien seine Beschreibung der Sternwarte und der dortigen Instrumente. Der 1. Jan. 1801 entdeckte er den Planeten Ceres. 1814 gab Piazzi ein genaues Verzeichniß von 7500 Sternen heraus und erhielt die von Lalande ausgesetzte Preismedaille für Astronomen. 1816 gab er den ersten Band seiner Geschichte der Astronomie in Sicilien heraus. Er beschäftigte sich auch mit der Herausgabe eines Werkes über die Anfangsgründe der Astronomie. Ueberdies hat man noch mehrere astronomische Schriften von ihm. Piazzi starb am 22 Jul. 1826 zu Neapel. Er war Mitglied der Pariser Akademie.

Picart (Etienne), genannt le Romain, einer der geschicktesten Kupferstecher seiner Zeit, ward 1664 Mitglied der königlichen Akademie, verließ, als Hugenotte verfolgt, 1710 Paris und ließ sich zu Amsterdam nieder, wo er den 12. Novemb. 1721, 90 Jahr alt, starb. — Picart (Bernard), der Sohn des Vorigen, übertraf seinen Vater in der Kupfer-

stecherkunst bei weitem. Er ward den 11. Jun. 1673 zu Paris geboren, erlernte diese Kunst unter seinem Vater, die Architektur und die Perspektive unter Sebast. Leclerc. Seine Anhänglichkeit an die protestantische Religion trieb ihn mit seinem Vater 1710 nach Holland, wo ihm besonders die Verleger literarischer Werke Arbeit gaben. Er zeichnete sich durch Wahrheit, Genauigkeit und Correktheit der Zeichnung und durch Nettigkeit und Delikatesse des Stiches aus. Die vielen Bestellungen, welche ihm gemacht wurden, waren aber später die Veranlassung, daß er flüchtiger arbeitete und nicht mehr den alten Fleiß auf die Ausführung verwandte; deßwegen legen die Kenner auf seine frühern Stücke einen größern Werth. Vorzüglich gelungen sind die Bildnisse seines Vaters, von Roger de Pilar und vom Prinzen Eugen; wie auch sein Kindermord und der Stich des Gemäldes, die Darstellung der Zeit, wie sie die Wahrheit enthüllt, von Poussin und Lesueur und noch einige andere. Den größten Ruf erwarb er sich durch die von ihm gelieferten Kupferstiche zu dem 1723 in Amsterdam erschienenen französischen Werke in 11 Fol. Bänden: Abhandlung über die religiösen Gebräuche aller Nationen. Er starb 1738.

Piccini (Nikolaus), ein berühmter italienischer Tonkünstler, dessen Kompositionen durch ganz Europa geschätzt werden, war 1728 zu Bari im Neapolitanischen geboren. Sein Vater war zwar auch ein Musiker, er suchte aber die Neigung des Knaben ganz von der Musik abzulenken, denn nach seinem Willen sollte derselbe in den geistlichen Stand treten. Das Genie des Sohnes war aber entschieden für die Musik geeignet, und nie konnte er ein Klavier erblicken, ohne sich auf demselben zu üben. Einst begleitete er seinen Vater zum Bischofe von Bari, und da er in dem Zimmer des Prälaten einen Flügel fand und allein zu seyn wähnte, so divertirte er sich nach Herzenslust. Der Prälat, der ihm im nächsten Zimmer zugehört hatte, kam dazu und ließ ihn mehrere von den Arien, die er gespielt hatte, wiederholen. Die Richtigkeit und Genauigkeit, mit der er sowohl die Melodien, als auch das Accompagnement vortrug, setzten ihn in Erstaunen und er vermochte den Vater, seinen Sohn nach Neapel in das Conservatorium di St. Onofrio zu schicken, dem damals der berühmte Leo vorstand. Er wurde hier, in seinem 14. Jahre, einem Unterlehrer übergeben, dessen gewohnter Schlendrian in der musikalischen Erziehung dem Genie des jungen Piccini auf keine Weise genügen wollte. Der Zögling beunruhigte den Lehrer unaufhörlich durch Fragen und Einwendungen. Ohne hinlängliche Theorie schrieb er nun Opernarien, Psalmen, Oratorien und wagte es endlich sogar eine Messe zu komponiren. Diese Arbeit kam seinem Lehrer zu Gesicht, der den Direktor Leo damit bekannt machte. Nach wenigen Tagen ließ derselbe den jungen Komponisten rufen. Zitternd nahte sich ihm derselbe. „Du hast eine Messe gemacht?" war die erste Anrede. — Ja. „Zeige mir die Partitur." Piccini konnte sich nicht entschließen. „Zeige sie mir, sage ich!" Er mußte sie holen. Nachdem sie Leo durchblättert hatte, zog er an der Glocke, um die Sänger und Spieler zur Probe zusammen zu rufen. So wie alle bereit standen, erwartete man, daß der Kapellmeister den Takt schlagen würde; allein er wandte sich ernsthaft zum Piccini und überreichte ihm den Taktstock. Mit zitternder Hand fing der junge Komponist an die ersten Takte zu schlagen. Aber bald wurde er durch die Harmonie erhitzt. Er vergaß Leo und die ganze große Versammlung, und führte das Stück mit einem Feuer und einer Genauigkeit an, die ihm das Lob aller Zuhörer erwarb. Nur Leo blieb stumm und ernsthaft, und brach endlich in Vorwürfe gegen Piccini aus, daß er, bei diesem Genie, ohne die Theorie studirt zu haben, sich seiner Einbildungskraft hingegeben hätte. Durch Leo, und in der Folge durch Durante in alle Geheimnisse der Kunst eingeweiht, verließ er nach 12 Jahren

das Conservatorium. Schon bei seinen ersten Arbeiten für das vaterländische Publikum war er sehr glücklich. Eines seiner ersten Stücke: Il Curioso del proprio danno wurde vier Jahre nach einander mit immer neuem Beifall aufgeführt. Eben so glücklich war er bei der Komposition der Oper Zenobia für das Karlstheater. Er versah fast alle Theater Italiens mit beiden Arten von Opern und ernete zu gleicher Zeit in Turin, Reggio, Modena, Bologna, Venedig, Rom und Neapel Beifall ein. Während seines 20jährigen Aufenthalts in Italien komponirte er hundert und drei und dreißig ernste und komische Opern, unter welchen mehrere Meisterstücke sind. Eine neue Epoche im Leben dieses Künstlers war seine Reise nach Frankreich, wohin er 1774 als Opernkomponist berufen wurde, und wo er eine große musikalische Geschmacksreform bewirkte. Nach Glucks und Sacchini's Tode, deren ersterer in Wien, letzterer in Paris starb, behauptete Piccini den ungetheilten Besitz der Herrschaft im Fache der Musik; er wurde der Lobredner beider, ungeachtet der erstere sein offenbarer Gegner, der andere aber nur zu Anfange seines Aufenthalts in Paris sein Freund war; und jetzt schien er endlich die gerechte Belohnung seiner ruhmvollen Arbeiten zu erwarten. Aber die Revolution, die das Glück so vieler Individuen, vorzüglich aber so vieler Gelehrten und Künstler zerstörte, war auch der Ruin des seinigen. Wie so viele Genies, war Piccini nie sparsam gewesen; mehrere Pensionen schienen ihn auf immer gegen Mangel zu sichern. Die Revolution vernichtete sie alle. Piccini kehrte sogleich in sein Vaterland zurück, kaum mit so vielem Gelde versehen, als er zu Bestreitung der Reisekosten für sich und seine zahlreiche Familie bedurfte. Indessen wurde er in Neapel auf eine enthusiastische, und selbst bei Hofe ausgezeichnete, Art aufgenommen; aber bald bemerkte er bei Hofe Kaltsinn und sah sich in Kurzem ganz verlassen, wahrscheinlich bloß aus dem Grunde, weil er sich nie den Umgang mit Franzosen versagen wollte. Diese Umstände brachten ihn auf den Entschluß, nach Frankreich zurückzukehren. Hier erwartete ihn aber ein bitteres Schicksal; er brachte die letzten Jahre seines Lebens mit seiner Familie in einer drückenden Dürftigkeit zu und starb 1800 zu Passy bei Paris. Seine angenehmen Sitten und sein ganzer moralischer Charakter würden ihn in hohem Grade schätzbar gemacht haben, wenn er auch nicht ein so vortrefflicher Künstler gewesen wäre.

Piccolomini, eine berühmte Familie Italiens, die sich von Rom nach Siena wandte und daselbst in großem Ansehn stand. Die berühmtesten davon sind: 1) Aeneas Sylvius Bartholomäus Piccolomini, geb. 1405, studirte zu Siena alte Sprachen und die Rechtswissenschaften und begleitete 1439 den Cardinal Capranica als Sekretär auf das Concilium zu Basel, welche Stelle er auch bei einigen andern Prälaten und beim Cardinal Albergati bekleidete. Die Väter des Baseler Conciliums beehrten ihn mit verschiedenen Aufträgen, um ihn für den Eifer zu belohnen, mit dem er diese Versammlung gegen Papst Eugen IV. aufrecht erhalten hatte. Eben so war er nachher Sekretär bei Kaiser Friedrich III., der ihm den poetischen Lorberkranz ertheilte und als Gesandter nach Rom, Mailand, Neapel, Prag, u. s. w. schickte. Nicolaus V. gab ihm hierauf das Bisthum Triest und kurz darauf das zu Siena. Calixtus III. ertheilte ihm die Cardinalswürde und er folgte demselben den 27. August 1458 unter dem Namen Pius II. Nicht leicht an irgend einem Andern hat sich die Wahrheit des Spruches, Honores mutant mores so sehr erwiesen, als an Pius II.; denn wenn er früher den Anmaßungen der Päpste allenthalben entgegengetreten war, so erschien er nach seiner Erhebung als der eifrigste Vertheidiger derselben. So erklärte er 1460 in einer besondern Bulle, daß die Appellationen von den Aussprüchen des Papstes an ein Concilium Null und nichtig und dem canonischen Rechte entgegen wären. Der

noch trat der Generalprokurator des Parlaments zu Paris gegen ihn auf und appellirte, um die pragmatischen Sanktion aufrecht zu erhalten, an ein Concilium. Pius II. brachte es aber schon im folgenden Jahre dahin, daß Ludwig XI. die ihm verhaßte pragmatische Sanktion abschaffte. Im Jahr 1463 widerrief er sogar Alles, was er zu Gunsten der Kirchenversammlung zu Basel geschrieben hatte. Am hätte sten ging er jedoch mit Gregor von Heim, Gesandten des Erzbischofs von Mainz, Diether von Isenburg, dem wackern Vertheidiger der deutschen Kirchenfreiheit um, und bestrafte an ihm dieselben Grundsätze, die er früher selbst aufgestellt. Viel Mühe gab er sich auch, einen neuen Kreuzzug gegen die Türken zu Stande zu bringen. Er stiftete deßhalb den Ritterorden Jesu und ernannte Kaiser Friedrich III. zum Befehlshaber eines Heeres, welches aus den besten Truppen der Christenheit zusammengesetzt werden sollte. Auch versprach er die Ausrüstung einer Flotte auf päpstliche Kosten und das Kreuzheer selbst zu begleiten, um den übrigen christlichen Fürsten ein würdiges Beispiel zur Nachahmung zu geben. Er begab sich deßhalb nach Ankona, wurde aber bald darauf krank und starb daselbst 1467. Vergl. über diesen seinen letzten Lebensabschnitt Münchs, die Heerzüge des christlichen Europa gegen die Osmanen, Freiburg 1824 — 25. 1ster Thl. Pius II. war einer der gelehrtesten Päpste; er schrieb unter andern das Leben Kaiser Friedrich III. u. eine Gesch. Böhmens. — 2) (Alessandro), geb. 1508, widmete sich dem geistlichen Stande und starb als Erzbischof von Patrasso und Koadjutor zu Siena den 12. März 1578. Unter seinen vielen Schriften zeichnet sich aus: Dialogo lodovesi lagiona della bella creanza della Donne, seine Jugendarbeit voll Witz und Laune, Milano 1558.; ins Franz. übers. v. Fr. Amboise. 3) (Francesko), aus derselben Familie lehrte mit großem Beifall auf mehrern berühmten Universitäten Italiens und starb zu Siena 1604. Man schätzt seine Erklärungen der Schriften des Aristoteles wegen besonderer Klarheit und Deutlichkeit. Der berühmte Jakob Zabarella war sein Nebenbuhler in der Philosophie. — 3) (Oktavio), k. k. General-Feldmarschall, geb. den 11. Nov. 1599, trat sehr jung in spanische Kriegsdienste, kam dann beim Ausbruch des 30jährigen Krieges mit einem Regimente, welches der Großherzog von Toskana dem Kaiser Ferdinand II. zu Hülfe schickte, nach Deutschland, trat darauf in östreichische Dienste und stieg schnell von Stufe zu Stufe. In der Schlacht von Lützen befehligte er das Reiterregiment, durch welches Gustav Adolph von Schweden seinen Tod fand, und im Jahr 1634 übertrug ihm Wallenstein den Oberbefehl im Lande ob der Ens, mit dem Auftrage, die salzburgischen Pässe zu besetzen, um den aus Italien herbeieilenden Truppen den Weg zu verlegen. Aus Anhänglichkeit an den Kaiser führte er jedoch, in Verbindung mit Gallas, Altringer, Maradas u. A., den Untergang Wallensteins herbei, wofür ihm einige von dessen Güter zu Theil wurden. Zum Siege bei Nördlingen, den 7. Sept. 1634, wirkte er kräftig mit, drang dann mit Isolani durch das Würtembergische bis an den Main vor und befreite, den Spaniern zu Hülfe geschickt, im folgenden Jahre Namur und die Niederlande von den franz. Truppen. Weniger glücklich war er gegen die Holländer. Dennoch erbat sich König Philipp IV. von Spanien, weil er indeß gegen die Schweden mehrere siegreiche Gefechte bei Höxter (1640), bei Neuburg in der Oberpfalz (1641) gegen den schwedischen Obristen Schlang und bei Freiburg (1643) bestanden, ihn als Feldherrn vom Kaiser; er besiegte mehrmals Franzosen und Holländer, wurde aber 1648 vom Kaiser zurückberufen und im folgenden Jahre als kaiserlicher Prinzipalbevollmächtigter auf den Konvent nach Nürnberg geschickt. Zur Belohnung erhielt er die Reichsfürstenwürde, so wie ihm schon vorher der König von Spanien das früher von seinen Vorfahren besessene Herzogthum Amalfi gegeben hatte. Er starb, nie verheirathet, zu Wien den 10. August 1656.

Pichegrü (Charles), französischer General, geb. den 16. Nov. 1761 im Jura-Departement. Sein Vater war Schullehrer und brachte ihm die ersten Anfangsgründe der gelehrten Bildung bei. Seine Studien machte er anfangs im Collegium zu Arbois und seinen philosophischen Cursus bei den Minimen dieser Stadt. Er zeichnete sich hierin und in den mathematischen Wissenschaften so sehr aus, daß die Lehrer ihm die Repitionsstunden in ihrem Collegium zu Brienne übertrugen. Napoleon, der damals dort seinen Schulcursus machte, verdankte ihm daher vielleicht eine größere Ausbildung in der Mathematik. Die Minimen erhoben ihn bald zum Lehrer in der Mathematik mit 50 Louisd'oren Gehalt; und damit es nicht heißen möchte, die Mönche hätten innerhalb ihrem Kloster einen so geschickten Lehrer nicht finden können, bewogen sie ihn, durch das Versprechen einer jährlichen Zulage von 300 Livres, das Ordenskleid zu nehmen. Eine Liebesintrigue soll ihn von Brienne vertrieben haben. Nach Andern, und dies ist die wahrscheinlichere Meinung, hat er sich nie in den Orden aufnehmen lassen, sondern schon frühe bei dem Artillerie-Regiment von Auxonne Dienste genommen. Die Offiziere wurden bald auf seine tiefen mathematischen Kenntnisse aufmerksam, und er ward in kurzer Zeit zum Sergeanten ernannt; die Bekanntschaft mit Charles Villers, die er hier machte, hatte auf seine weitere Ausbildung großen Einfluß. Während den letzten Jahren des nordamerik. Freiheitskrieges ward er eingeschifft und benutzte diese Gelegenheit eifrig, um sich mit dem Seedienste bekannt zu machen. 1789 nach Frankreich zurückgekehrt, ward er Sergeant-Major, hierauf Compagnie-Adjudant, und stand auf dem Punkte, trotz seiner bürgerlichen Geburt, eine Offizierstelle zu erhalten, als die Revolution ausbrach, die an ihm, einem jungen Manne, der sich fühlte, und in dem Aristokratismus ein Hinderniß zu einer höhern Stufe sah, einen lebhaften Anhänger finden mußte. Zu Besançon, wo er damals stand, bildete sich ebenfalls eine Volksversammlung, an derer Spitze Pichegrü als Präsident stand. Hier verlor ein Bataillon Nationalgarden aus Gard seinen Chef: die Clubisten stellten ihn den Soldaten vor, die ihn einstimmig zum Führer wählten. Nachdem er sein Bataillon, in dem Insubordination und Zügellosigkeit eingerissen waren, mit unsäglicher Mühe in etwa disciplinirt hatte, führte er es neugeschaffen zur Rheinarmee, woselbst er sich bald so auszeichnete, daß er in den Generalstab kam (1792), Obrist, Brigadegeneral und endlich Divisionsgeneral wurde (1793). Seine militärische Zucht, die eine seltene Erscheinung zu der Zeit war, seine Bescheidenheit und Anspruchlosigkeit, verbunden mit einem unerschütterlichen Muthe zogen die Aufmerksamkeit der Convents-Commissäre Saint-Just und Lebas auf sich. Als die Franzosen die Linien von Weißenburg verloren, entsetzten Saint-Just und Lebas alle Generale, und riefen in einer sonderbaren Proklamation in Namen des französischen Volkes, jeden Krieger auf, der Fähigkeit in sich fühle, eine Armee zu führen; zugleich drohten sie mit der ganzen Schwere des Zorns der Nation den anmaßenden Menschen, der es wagen würde, eine Last auf sich zu nehmen, unter der seine Schwäche erliegen müßte. Ein solcher Aufruf, während der äußersten Gefahr der Republik und der Schreckensregierung, derer Mißtrauen schon mehrere Generale unter der Guillotine hatte bluten lassen, mußte mehr Furcht als Ehrgeiz einflößen, und auch nur elf Offiziere meldeten sich; sie waren dieselben, unter den später die Waffen der Republik über ihre Feinde siegten. Frankreich hatte damals eine Million Krieger, aber keinen einzigen großen Feldherrn. Die beiden Proconsuln übertrugen Pichegrü den Oberbefehl über die Rheinarmee, und ordneten ihm den jungen Hoche bei, dem sie das Commando über das Mosel-Heer gaben. Die beiden Armeen befanden sich in einer höchst mißlichen Lage; ganz mit Feinden umgeben, beherbergten sie den gefährlichsten in ihrem Innern; alle

Bande der militärischen Zucht waren aufgelöst, und Pichegrü's erste Arbeit, die alle seine Kräfte in Anspruch nahm, war, sich erst eine Armee zu organisiren, ehe er daran denken konnte, den Feind zu schlagen. Unter unzähligen Hindernissen brachte er dies Herkuleswerk zu Stande. Um dem von einer trefflichen Reiterei in seinen Bewegungen unterstützten Feinde besser begegnen und seine alte Taktik lähmen zu können, führte er das System der Tirailleur Angriffe bei den Franzosen ein, und wußte sich der reitenden Artillerie bei den Attaquen auf das glücklichste zu bedienen. Der erste Angriff auf die Oestreicher mißlang: aber am 23. Dez. 1793 ließ er den Sturm auf die Linien von Hagenau erneuern; mit den blanken Waffen in der Hand, und unter dem allgemeinen Geschrei: Es lebe die Freiheit! wurden sie nach der tapfersten Vertheidigung erstürmt und die Oestreicher geworfen: hierauf entsetzte er Landau und nahm Lauterburg. Der Glanz seiner Siege erhöhte er noch durch die Bescheidenheit, mit der er die Nachricht dem Minister meldete: Landau, schrieb er, ist entsetzt; seit einer Stunde bin ich darin. Der General Hoche wird das Nähere berichtigen. Das Jahr darauf (1794) wurde Hoche entlassen, und Pichegrü erhielt den Oberbefehl über die Nord- Sambre- und Maasarmee; sie bedurfte derselben Reorganisation wie die Rheinarmee. Nach dem von dem Wohlfahrtsausschuß unbedachtsam befohlnen und unglücklich ausfallenden Angriff auf das feindliche Centrum, unter dem Befehl des Prinzen von Koburg, ließ der General auf eigne Gefahr eine Abtheilung seines Heeres nach Westflandern vorrücken; und hierdurch den Feind in den Flanken nehmend, erfocht er vom 26. bis 29. April die glänzenden Siege von Courtray, Montcastel und Menin, wodurch Clairfayt zu einem eiligen Rückzug gezwungen ward. Den 18. Mai schlug er die vereinigte Armee der Prinzen Koburg und York zwischen Menin und Courtray, und um Clairfayt aus seiner festen Stellung bei Thiel zu holen, wandte er sich nun nach Ypern, in dessen Nähe er den östreichischen General den 12. und 13. Juni schlug. Hierdurch fiel ganz Westflandern den Franzosen in die Hände, und als bald darauf Jourdan den Sieg bei Fleurus erfocht, ging Pichegrü über die Schelde, schnitt dadurch Clairfayt von der englischen Armee ab, nahm Brügge, Ostende, Gent und Oudenarde weg und ließ Nieuport, Sluys, Condé, Valenciennes und Quesnoy, theils belagern, theils einschließen. Er selbst rückte hierauf nach Mecheln vor, schlug den 16. und 17. Juli die vereinigten Engländer und Holländer, nahm Antwerpen, drängte im September die Engländer über die Maas zurück und eroberte nach einer Belagerung von 3 Wochen das bis dahin unbezwinglich gehaltne Herzogenbusch. Den 19. Okt. schlug er die Engländer noch einmal bei Puhlbach, schloß Grave ein und besetzte Huist, Axel, Sas de Gand und Nimwegen. Dem grausamen Befehle des Convents, keinem Engländer Pardon zu geben und die Garnisonen von Condé, Valenciennes, Landrecis und le Quesnoy, wenn sie sich nicht sofort ergeben, über die Klinge springen zu lassen, wich Pichegrü, menschlicher gesinnt, durch List aus und ging hierauf am 2. Januar 1795 mit einem Heere, das fast nichts mehr hatte, wie seinen Muth, über die gefrorne Waal und Maas, nahm Grave, die Bommelinsel und das Fort St. Andreas mit Sturm und schloß Breda ein. So war Holland unterworfen, die Armee dieses Landes ging aus einander, die Engländer schifften sich ein, der Erbstatthalter floh nach England und Pichegrü zog triumphirend in Dortrecht, und Amsterdam ein. Jetzt übertrug ihm auch der Convent den Oberbefehl über die Rhein- und Moselarmee, zugleich behielt er aber auch noch das Commando der Nordarmee unter Moreau und der Maasarmee unter Jourdan. Im April 1795 ward er zur Hauptstadt berufen, der National-Convent ernannte ihn zum Commandanten der Stadt; seine Gegenwart so wie seine Dispositionen schreckten die Terroristen von den blutigen Versuchen ab,

ihrer alten Macht sich wieder zu bemeistern. Der Convent pries ihn deswegen als Retter des Vaterlandes: am 4. April erschien er vor seinen Schranken und bat um die Erlaubniß zum Heere zurück zu kehren. Bei der Rheinarmee angekommen, änderte er plötzlich seine politischen Gesinnungen und ward aus einem Republikaner ein Royalist. Die Bourbons, welche die für sie vortheilhafte Stimmung bemerkten, traten mit ihm in Verbindung. Der Buchhändler Fauche-Borel machte ihm von Seiten des Prinzen von Condé Anträge zu Gunsten des Königthums. Pichegrü ergriff mit Lebhaftigkeit den Plan und bezeigte einen großen Eifer, das Haus Bourbon wieder auf den Thron zurück zu führen. Er und der Prinz von Condé konnten über die Weise, wie die Hand ans Werk zu legen sey, nicht einig werden: eine geraume Zeit verfloß mit fruchtlosen Unterhandlungen und Correspondenzen; bis endlich der französischen Regierung, die schon aus dem veränderten Betragen Pichegrü's, der anstatt wie sonst die Feinde muthig anzugreifen, sie mehrere Vortheile über sich gewinnen ließ, Verdacht geschöpft hatte, das ganze Geheimniß durch Montgaillard, der bisher den Mittelsmann zwischen ihm und den Bourbons gemacht und die geflogene Correspondenz in Händen hatte, verrathen wurde. Das neue Direktorium, für den Augenblick zu schwach, einen General, der das Zutrauen der Armee genoß, auf eine auffallende Art zur Rechenschaft zu ziehen, rief ihn zurück, und übertrug ihm, um ihn auf eine gute Art zu verbannen, die Gesandtschaft nach Schweden. Pichegrü schlug sie aus, und zog sich nach Arbois zurück, wo er mehrere Monate im Schooße seiner Familie lebte. Im März 1797 wählten ihn die Wähler seines Departements zum Volksrepräsentanten bei dem Rathe der Fünfhundert. In der ersten Sitzung ward Pichegrü zum Präsidenten ernannt, und ward die Hoffnung der Royalisten. Am 20. Juli hielt er einen langen Vortrag über die Nothwendigkeit, die Nationalgarden zu reorganisiren; seine Absicht war, sie den Truppen des Direktoriums entgegen zu stellen. Am 26. sprach er gegen die Maßregel des Direktoriums, das von der ital. Armee Truppen nach Paris marschiren ließ. In der Folge that er noch zwei Vorschläge, die constitutionellen Gränzen des gesetzgebenden Körpers betreffend, die großen Beifall erhielten; aber umgeben von Menschen, die nur auf der Tribune zu schwätzen und nicht zu handeln vermochten, war er nicht im Stande, den Furchtsamen Muth einzuflößen, Einheit in seine Parthei zu bringen, die Unentschlossenheit Einiger, die Zweifel Anderer und den Schrecken Aller zu besiegen, und sie dahin zu bewegen, den ersten Streich einer Faktion beizubringen, die sie zu vernichten drohte. Am 4. Sept. 1797 triumphirte das Direktorial-Triumvirat, und Pichegrü mit seinen Anhängern aus den Saalinspektoren wurden in den Tempel gebracht und am andern Tage verurtheilt, nach Cayenne transportirt zu werden. Trotz einer zahlreichen Begleitung, war es einigen Anhängern Pichegrü's bald gelungen, ihn zu befreien. Zu Rochefort eingeschifft, wurden sie nach Cayenne gebracht, wo ihnen der Agent des Direktorium, Jannet, die ungesunden Wüsten von Sinamari zum Aufenthalte anwies. Bald nach ihrer Verhaftung machte das Direktorium eine Correspondenz zwischen Pichegrü und den östreichischen Generalen und dem Prinzen von Condé bekannt; sie befand sich unter dem erbeuteten Gepäcke des Generals Klinglin, und war in die Hände des Generals Moreau gekommen, der sie, allerdings erst als der Schlag gegen Pichegrü geschehen, und um selbst einem Verdachte zu entgehn, dem Direktorium übersandte. Die Bekanntmachung fand wenig Glauben, und man hielt sie für eine vom Direktorium erdichtete Fabel, um seine Verletzung der Constitution zu bemänteln. Nach einer achtmonatlichen Verbannung, und nachdem er mehrere seiner Gefährten hatte sterben sehn, entfloh Pichegrü und Willot, Barthelemy, Ramel und einige Andere auf einer Barke, und kam nach einer der gefähr-

lichsten Fahrten auf der holländischen Colonie Surinam an; von dort ging er nach England, wo er von den Ministern und den Prinzen des bourbonischen Hauses mit der größten Auszeichnung empfangen wurde. Bald darauf setzte er nach Deutschland über, im Augenblicke als der Feldzug von 1799 begann, und ging nach der Schweiz zur Armee unter dem russischen General Korsakow, dem er noch am Vorabende seiner Niederlage nützliche Rathschläge, die aber nicht befolgt wurden, gegeben haben soll. Nach dem Rückzuge der Russen und dem Frieden mit Oestreich lebte Pichegrü noch einige Zeit unbekannt in Deutschland; weil er aber demungeachtet fürchtete, zu Baireuth mit Imbert-Colomés und Precy eingezogen zu werden, kehrte er nach England zurück. Hier knüpfte er die alten Verbindungen mit den Bourbonen noch inniger und machte die Bekanntschaft des Georges Cadoudal, des ehemaligen Chefs der Chouans und Erfinders der Höllenmaschine. Beide entwarfen den Plan, durch die Ermordung des ersten Consuls Napoleon die Consular-Regierung in Frankreich zu stürzen. Verkleidet begaben sie sich nach Paris, in der Hoffnung, hier eine große Parthei und an Moreau einen thätigen Theilnehmer zu finden. Moreau wurde zur Anschließung aufgefordert, aber sein schwankender Charakter ließ ihn nicht zu einem festen Entschlusse kommen: die Ausführung wurde so lange verzögert, bis endlich die Polizei, von Fouché geleitet, hinter das ganze Geheimniß kam, und plötzlich den Georges verhaftete. Pichegrü irrte von Haus zu Haus, und entzog sich so einige Tage den Nachforschungen, endlich ward er von einem Kaufmann Leblanc verrathen, und am 28. Februar 1804 in der Nacht nach einem hartnäckigen Widerstand von Gensd'armen gefangen genommen. Der Staatsrath Real leitete sofort das Verhör gegen ihn ein, doch gestand Pichegrü nichts über Moreau. Hierauf ward er nach dem Tempel gebracht, und der Proceß gegen ihn, Georges und Moreau instruirt: ehe er aber noch bis zum Spruche gediehen war, ward Pichegrü am 5. April im Gefängnisse erwürgt gefunden. Ueber seinen Tod verbreiteten sich bald viele Gerüchte und man beschuldigte den ersten Consul, er habe Pichegrü erst auf die Folter spannen und dann erdrosseln lassen. Napoleon hatte es nicht nöthig, einen Mord zu begehen, um Pichegrü aus dem Wege zu räumen: sein eignes Vergehen, die bewiesene Verschwörung und der aufgedeckte Mordanschlag gegen den ersten Consul war Grund genug, ihn gesetzmäßig zu tödten, und Napoleon brauchte, um diesen Zweck zu erreichen, die Justiz nur ruhig ihren Weg gehen zu lassen, ohne sich durch ein Verbrechen zu beflecken, dessen Folgen, wie leicht voraus zu sehen war, in der öffentlichen Meinung für ihn gefährlicher werden mußte, als Pichegrü's Leben selbst. Wahrscheinlich hat Pichegrü mittelst seines seidenen Halstuches sich selbst erdrosselt; zum wenigsten fand man an der öffentlich ausgestellten Leiche keine Spuren von Gewaltthätigkeit, noch von der Tortur. Pichegrü war im Leben höchst uneigennützig und menschlich gesinnt, dies bewies er mehrmalen gegen Gefangene. Als Feldherr hat er sein Vaterland gerettet, und legte den ersten Grundstein zu seiner spätern Größe, so wie zu der neuern Kriegskunst. Die neue französische Regierung hat dem Andenken des Pichegrü ein Denkmal in seiner Vaterstadt gewidmet. Bald nach seinem Tode erschien von Montgaillard ein memoire concernant la trahison de Pichegru dans les années 3, 4 et 5. (1795 — 96 — 97), das viele Aufschlüsse über die Verbindung Pichegrü's in den Jahren mit den Bourbonen lieferte.

Pichler oder Pickler (Johann Anton und Johann) Vater und Sohn, beide berühmte Steinschneider. Der Vater J. A. ward 1700 zu Brixen in Tyrol geboren. Er ward dem Kaufmannsstand bestimmt, doch Neigung zog ihn zu der Kunst, in welcher er später glänzen sollte; ohne Anleitung und Unterricht fing er die Arbeit an, bis ihm später ein Böhme, Ziegler, einige

Unterweisung gab; hierauf ging er nach Neapel, und verdiente seinen Unterhalt, indem er für Goldschmiede Verzierungen und Namen auf goldene und silberne Gefäße stach. Hier nahm ein Offizier sein schönes Talent wahr, bewog ihn, seinen Fleiß mehr auf die Steinschneidekunst anzuwenden, und schenkte ihm die Werkzeuge dazu. Bald war er im Stande, so vortreffliche Arbeiten zu liefern, daß er selbst vom Hofe und der königlichen Familie eine Menge Aufträge erhielt. Einige Zeit lebte er hierauf in Deutschland, heirathete hier, ging wieder auf einige Jahre nach Neapel zurück, und ließ sich endlich 1743 in Rom nieder, wo er 1779 starb. Die im Alterthume so blühende, und in der neuern Zeit so tief gesunkene Steinschneidekunst brachte er wieder zu einer solchen Höhe, daß sie als Nebenbuhlerin gegen die alte auftreten durfte. Besonders achtet man einen Camee, einen Homerskopf darstellend, und einen geschnittenen Centauren als vorzüglich gelungen. — Größer als der Vater in dieser Kunst, ward der Sohn, Johann, 1734 zu Neapel geboren. Er studirte mit dem größten Fleiße die Antiken, dies und der Unterricht seines Vaters entwickelten seine Fertigkeit frühzeitig, und zu einem solchen Grade, daß seine geschnittenen Steine eine in der neuern Zeit nie gesehene Vollkommenheit erhielten. Für seine Meisterwerke hält man einen als Camee geschnittenen Herkules mit dem nemeischen Löwen ringend, seinen Leander, der nach dem Thurme der Hero schwimmt, und seinen Achill, der Hektor's Leiche schleift. Der Kaiser Joseph II., dessen Bildniß, während der Kaiser tafelte, er in einen Siegelring gestochen und hernach in einem Camee ausgeführt hat, wollte ihn mit nach Wien nehmen, und bot ihm ein ansehnliches Gehalt. Pichler schlug das Anerbieten aus; dagegen ernannte ihn Joseph II. zum Hof-Graveur und erhob ihn in den Adelstand. Er starb zu Rom 1791. J. G. de Rossi hat kurz sein Leben beschrieben, das von Boulard und Miller ins Französische übersetzt wurde.

Pickelhäring, s. Hanswurst.

Pico (Giovanni), oder Picus, Fürst von Mirandola und Graf von Concordia, geb. den 24. Febr. 1463, zeigte in sehr früher Jugend die seltensten Anlagen, studirte im 14. Jahre zu Bologna die Rechte und Philosophie und setzte dieses Studium auch auf andern Hochschulen Italiens fort. Er besaß ein so außerordentliches Gedächtniß, daß er nach dreimaligem Verlesen einiger Seiten, diese der Reihe nach auch rückwärts zu wiederholen im Stande war. Auch behauptete man von ihm, daß er in seinem 18. Jahre zwei und zwanzig Sprachen verstanden habe. In einem Alter von 24 Jahren wagte er es, in Rom (1486) 900 Sätze aus allen Wissenschaften und gelehrten Sprachen anzuschlagen, indem er Jeden aufforderte, sich mit ihm im Disputiren zu messen. Der Papst verbot jedoch die Disputation, und nur mit genauer Noth entging Pico dem Verdachte als Ketzer. Mißvergnügt hierüber, begab er sich nach Paris, verkaufte 1491 die väterlichen Güter, kaufte sich im Gebiete von Ferrara an und st. zu Florenz den 17. Nov. 1494. Man hat von ihm: Heptaplus, eine kabbalistische Auslegung der Schöpfungsgeschichte; Concordia Platonis et Aristotelis und de ente et uno; gesammelt Vened. 1493. Fol. — 2) Giovanni Francesco), des Vorigen Bruder und ebenfalls Fürst von Mirandola und Graf von Concordia, geb. 1469, legte sich vorzüglich auf Theologie und Philosophie, und wurde 1536 von seines Bruders Sohne auf seinem Schlosse Mirandola nebst seinem Sohne ermordet. Seine Schriften erschienen einzeln: Straßburg 1506. Fol., oder mit denen seines Bruders, Basel 1601. Fol.

Picus, ein Sohn des Saturnus und Eidam des Janus, dessen Tochter Caneus er zur Gemahlin nahm. Die Sage rühmt ihn als einen mächtigen Pferdebändiger und großen Liebhaber der Jagd. Gleich furchtbar durch seine Tapferkeit, als liebenswürdig wegen seiner außerordentlichen

Schönheit verliebten sich alle Nymphen in ihn, besonders aber verfolgte ihn Circe mit ihrer Leidenschaft. Da er aber ihr kein Gehör geben wollte, so verwandelte sie ihn in einen Specht (picus), seine Begleiter aber in wilde Thiere. Als seine Gemahlin, des Caneus Tochter, diese schreckliche Nachricht vernahm, zerfloß sie vor Gram in den Aether (s. Ovids Metamorphosen). Unstreitig war Picus eine uralte Gottheit der Italiener. Er wurde mit einem Spechtkopfe abgebildet und stand den Augurien vor.

Piemont (das Fürstenthum), Piemonte (Fuß der Berge), macht mit den damit vereinigten Montferrat und Theilen von Mailand und mit der Grafschaft Nizza den bei weitem größten und zugleich den fruchtbarsten Theil der sardinischen Staaten aus. Die östlichen Gegenden sind eben und überaus ergiebig an Reiß, Getreide, Wein, Obst u. s. w. Ein Haupterzeugniß aber ist die Seide, welche für die beste in Europa gilt. Hier liegt am Einfluß der Dora oder Doria Ripra in den Po, unter 45° N. B. die Hauptstadt der Monarchie Turino, Turin, Augusta Taurinorum, mit 88.000 Einw. in einer reizenden von Bergen umgebenen Ebene. Sie zeichnet sich vor allen italienischen Städten durch die große Regelmäßigkeit ihrer Straßen aus, ohne doch bedeutende Werke der Baukunst zu besitzen. Die schönsten Straßen und Plätze, besonders der von Palästen begränzte von St. Carlo, sind an den Seiten mit Bogengängen besetzt. Die ältern Theile der Stadt aber haben krumme und enge Gassen. Die bedeutendsten Gebäude sind: die Kathedralkirche, in welcher sich die prächtig verzierte, mit einer schönen ganz aus Fenstern bestehenden Kuppel bedeckte Capelle des heil. Schweißtuchs befindet; außerdem giebt es hier noch 42 Kirchen, mehrere Schlösser, worunter der Pallast Carignano sich mehr durch riesenhafte Größe als Schönheit auszeichnet und ein prächtiges Opernhaus. Das königl. Museum enthält bedeutende Kunstschätze. Die Universität (jetzt suspendirt) ist 1406 gestiftet und besitzt prächtige Gebäude. Die Seiden- und besonders Sammtfabriken sind bedeutend und berühmt. Die ehemaligen starken Festungswerke sind abgebrochen und in Spaziergänge verwandelt. Unter den Lustschlössern in der Nähe der Stadt sind die berühmtesten: das Schloß Valentino am Ufer des Po, wohin eine kleine Stunde lange schöne Allee führt: La Veneria, eine Stunde von der Stadt mit prächtigen Gebäuden und weitläuftigen Gärten, und Stupinigi, in gleicher Entfernung, ist ein einfaches Jagdschloß. Das schöne Kloster: La Superga, über zwei St. von Turin nach N. O. auf einem Berge, enthält die Gräber der Könige; auf der Terrasse vor der Kirche hat man eine unbeschreiblich reizende Aussicht über die Ebne und die nahen Gebirge. Am Fuße des M. Viso und des Genvre liegen die 4 wilden Gebirgsthäler Lucerna, Perosa, St. Martino und Cusone, in welchen noch jetzt an 20.000 Waldenser, die einzigen nicht katholischen Einwohner Italiens, leben. Ihren Namen und ihren Ursprung sollen sie einem Bürger von Lyon, Waldus oder Vaud im 12. Jahrhundert verdanken, welcher durch das Lesen der heil. Schrift zur Erkenntniß der Mißbräuche der Hierarchie gelangte. Seine zahlreichen Anhänger, welche keine andere Regel des Glaubens, als das Evangelium erkannten, wuden in Frankreich mit den Albigensern im 12- und 13ten Jahrh. grausam verfolgt und ausgerottet; nur in diesen entlegenen Thälern fanden sie Schutz. Als sie aber beim Entstehen der Reformation sich an diese anschlossen, brachen neue Verfolgungen gegen sie aus und besonders in den Jahren 1654, 1664 und 1685 wurden sie mehreremale von Soldaten und Mönchen angegriffen, welche viehische Grausamkeiten an Kindern, Weibern und Greisen verübten und viele zwangen, nach andern protestantischen Ländern auszuwandern. Seitdem haben sie unter beständigem hartem Drucke gelebt und erst ganz neuerdings, seit 1814, hat nur die kräftige Verwendung Preußens

sie vor neuen Mißhandlungen geschützt. Ihre Lehren und Gebräuche sind übrigens ganz die der reformirten Kirche; sie sprechen ein französisches patois. Andere leiten ihren Namen von den Thälern, Pallées, ab, die sie bewohnen und glauben, daß sie sich vielleicht schon im 8ten Jahrh. von der herrschenden Kirche getrennt. Im ehemaligen Montferrat liegt die Hauptstadt Casale am rechten Ufer des Po, mit 16.000 Einw. In dieser Gegend liegt der Flecken Cuccaro, in welchem, nach den neuesten Untersuchungen, der Entdecker Columbus geboren seyn soll; bisher nannte man den kleinen Ort Cogoleto, im Genuesischen, als seinen Geburtsort. In dem zu Sardinien gehörigen Theile von Mailand befinden sich Alessandria della paglia, eine starke Festung am Tanavo, mit 30.000 Einw., welche vorzüglich mit Seide handeln; ihre 2 Messen sind bedeutend. Sie wurde 1168 von den gegen Friedrich Barbarossa verbündeten lombardischen Städten, als eine Vormauer gegen seine Macht, in einer sumpfigen Gegend angelegt und mit Kriegern bevölkert. Alessandria ward sie des Kaisers Gegner, dem Papste Alexander III. zu Ehren genannt und den Zunamen „die Stroherne" erhielt sie entweder, weil die ersten Häuser in der Eil mit Stroh gedeckt wurden, oder weil man in dieser Gegend Stroh statt des fehlenden Holzes brennt. In geringer Entfernung davon liegt das kleine, durch die Schlacht am 14. Juni 1800 berühmt gewordene Dorf Marengo. Zu dieser Provinz gehört das westliche Ufer des Lago maggiore, der wegen der Schönheit seiner überall mit kleinen Städten, Dörfern, Landhäusern, Wein- und Obstpflanzungen geschmückten Ufer viel von Reisenden besucht wird. An diesem Ufer liegt das Städtchen Arona mit einem festen Schlosse, bei welchem am See die 30 Ellen hohe, eherne, auf einem Fußgestell von 25 Ellen ruhende Statue des h. Borromäus steht, dessen Familie einen großen Theil dieses Ufers besaß und ihn sehr verschönert hat. In einem westlichen Busen des Sees liegen die berühmten borromäischen Inseln, 4 an der Zahl, von welcher die Isola bella und die Isola madre die bekanntesten sind. Die erstere ist durch Kunst terrassenförmig angelegt und in einen Garten von Orangen, Granaten und Myrthen verwandelt; ein prächtiges aber geschmackloses Schloß ziert diese Insel. Die mehr in der Mitte des Sees gelegene einfachere Isola madre wird eben deßhalb von Vielen vorgezogen. Sie waren ehemals nackte Felsen, welche man im 17. Jahrh. künstlich mit Erde bedeckte.

Pieriden, Pierinnen, Töchter des Pierus, welche die Musen zum Wettkampfe herausgefordert hatten und dafür in Elstern verwandelt wurden; auch einer der gewöhnlichsten Beinamen der Musen, wahrscheinlich von Pieria in Macedonien am Olymp, wo ihr ältester Dienst war, oder von Pierus, welcher ihren Dienst in Thespien einführte.

Pierrot, eine komische Charakterrolle auf dem franz. Theater, welche aus dem Harlekin und dem Pullicinella zusammengesetzt ist, in der Kleidung des Letzten die Laune und den Witz des Ersten zeigt.

Pietisten, Frömmler, war ein Spottname, den die Freunde der alten Methode im akademischen Vortrag der Theologie 1689 einigen jungen Docenten zu Leipzig, unter denen August Hermann Franke der vorzüglichste war, beilegten, die durch Speners Beispiel ermuntert, ascetische Vorlesungen über das neue Testament (collegia philobiblica oder pietatis) für Studirende und Bürger hielten, und sich einer besonders andächtigen und eingezogenen Lebensweise befleißigten. Von Leipzig verdrängt, fanden sie durch Thomasius und Spener eine Zuflucht auf der 1695 gestifteten Universität Halle, wo Franke eine theologische Professur erhielt. Seitdem galten die Ausdrücke Hallenser und Pietisten ziemlich gleich; denn die theologische Schule, die den Pietismus ausbildete, hatte vorzüglich in Halle ihren Sitz und in Franke's Stiftungen ihre Propaganda. Nach ihrer Ansicht

ziemte es den Christen mehr fromm als gelehrt zu seyn; zur Beförderung der Frömmigkeit mußten wirksamere Anstalten getroffen werden, als der öffentliche Gottesdienst, das Beichtwesen und die Kirchenzucht bei der üblichen herzlosen Verwaltung derselben darbieten; daher die strenge Moral, die Tanz, Spiel und andere Vergnügungen als Werkstätten des Teufels verwarf; der Glaube, die Wiedergeburt zum heiligen Leben geschehe durch einen plötzlichen Durchbruch der Gnade, die hohe Meinung von der Nutzbarkeit der Andachtsübungen in Privathäusern ꝛc. Als aber diese religiösen Privatversammlungen verboten wurden, und als Baumgarten und Semler in Halle selbst neues Licht über die Theologie verbreiteten, so wurde die pietistische Denkart, die viele Betbrüder und Heuchler gebildet hatte, allmählig verdrängt; doch haben die Herrnhuter, Methodisten, die Stillen im Lande ꝛc. vieles aus jenen pietistischen Meinungen entlehnt. S. d. Art. Franke und Spener.

Pigafetta (Antonio), Rhodiser-Ritter, geb. zu Vicenza um 1480, stammte aus einer angesehenen Familie Toskana's. Die Lektüre der portugiesischen und spanischen Reisebeschreibungen hatten in ihm frühzeitig den Wunsch erzeugt, dereinst auch auf Entdeckungsreisen auszugehen. Als daher Carl V. eine Expedition unter dem berühmten Magellan (s. d. Art.) aussendete, um einen westlichen Weg nach den Molucken zu suchen, bat er den Kaiser um Erlaubniß, der Expedition folgen zu dürfen, um, wie er selbst sagte: „durch die einstige Beschreibung dieser Reise Andern nützlich und angenehm zu werden, sich aber bei der Nachwelt einen Namen zu machen.“ Der Kaiser gewährte seine Bitte, und Pigafetta reiste am 10. Aug. 1519 mit der Expedition von Sevilla ab. Nach seiner Rückkehr ging er nach Valladolid und übergab Carl V. sein Tagebuch, in welchem er regelmäßig Tag für Tag die Ereignisse dieser merkwürdigen Reise aufgeführt hatte. Hierauf ging er nach Frankreich und Italien, und führte hier auf Ersuchen des Papstes Clemens VII. und des Großmeisters der Hospitaliter, Philipp von Villeps, die in jenem Tagebuche enthaltenen Data weiter aus. Eine vollständige Ausgabe dieses Werkes ist erst in neuerer Zeit ans Licht gekommen durch den Abbé Amoretti, der es auch in das Französische übersetzte. Wann und wo übrigens Pigafetta starb, ist unbekannt.

Pigalle (Jean Baptiste), ein ausgezeichneter französischer Bildhauer, geb. zu Paris 1714. Anfangs zeigte er wenig Anlage zum Zeichnen; er hatte Neigung zum Modelliren, allein auch hierin fehlte es ihm an Geschicklichkeit und Leichtigkeit. Nachdem er lange Lemoine's und Lelormains Zögling gewesen, ward er durch die Großmuth des ältern Coustou in Stand gesetzt, nach Italien zu reisen. Er studirte hier die Werke der großen Meister und kehrte nach dreijährigem Aufenthalte zu Rom in sein Vaterland zurück, wo er sich nun durch eine große Anzahl bewunderungswürdige Stücke berühmt machte. Die bekanntesten sind: ein Merkur, den er zu Lyon in Marmor ausführte; eine Venus, die er als Gegenstück zu seinem Merkur verfertigte; beide Statuen, dem schönen Zeitalter der Griechen würdig, machte Ludwig XV. dem König von Preußen zum Geschenk; das Grabmal des Marschalls von Sachsen, die Statue Ludwigs XV., in Bronze ausgeführt für die Stadt Rheims; die Büste Voltaire's, von charakteristischer Aehnlichkeit; ein Knabe, der einen Fisch in der Hand hält; ein junges Mädchen, das sich einen Dorn aus dem Fuße zieht, welches seine letzte Arbeit war. Außerdem hat man von ihm Büsten von mehrern Gelehrten. Pigalle starb den 20. August 1785 als Rektor und Kanzler der Maler- und Bildhauerakademie.

Pignoration, s. Verpfändung.

Pigmente, s. Färbestoffe.

Pilaster, viereckigte Pfeiler, welche sich von den gewöhnlichen Pfeilern dadurch unterscheiden, daß sie nach Beschaffenheit der Ordnung, zu der sie gehören, dieselben Verhältnisse und Verzierungen bekommen, welche die Säulen haben.

Pilatre de Rozier (Jean François), geb. zu Metz den 30. März 1756. Anfangs ward er zu einem Apotheker in die Lehre geschickt; diesen verließ er und ging nach Paris, wo er anfing, Naturgeschichte, Mathematik und Physik zu studiren. Auf die Verwendung von Sage erhielt er die Stelle eines Professors der Chemie zu Rheims, kehrte aber bald nach Paris zurück und wurde hier als Aufseher der Naturaliensammlung von Monsieur, dem nachmaligen Ludwig XVIII., angestellt. Er errichtete hierauf ein Museum, in welchem eine große Sammlung von Instrumenten aufgestellt, und den Schülern der verschiedenen Collegien durch Experimente das Studium der Chemie und Physik erleichtert wurde. Pilatre hatte schon einige Berühmtheit erlangt, als die Erfindung des Aerostats durch Montgolfier die Bewunderung der Gelehrten erregte. Den 25. Okt. 1783 versuchte Pilatre, begleitet von Marquis d'Arlande, die erste Luftreise. Dieser erste glückliche Versuch ermunterte ihn zu mehrern. Da diese sämmtlich den glänzendsten Erfolg hatten, so faßte er den Entschluß, eine Luftfahrt über die Meerenge, welche Frankreich von England trennt, zu unternehmen. Allein Blanchard kam ihm hierin zuvor, und endigte seine Reise glücklich; Pilatre blieb ebenfalls auf seinem Gedanken und stieg nebst seinem Freunde Romain mit einem doppelten Luftball, wovon der untere nach Montgolfier, der obere nach Charles eingerichtet war, am 15. Juni 1785 zu Bologna in die Luft. Kaum aber hatte der Ballon die Höhe von 2 bis 3000 Toisen erreicht, als ihn das Feuer ergriff und Pilatre und sein Begleiter, der Physiker Romain, herunterstürzten. Pilatre gab kein Zeichen des Lebens mehr von sich, Romain verschied nach einigen Monaten. Ihr Unglück war Folge ihrer Thorheit, indem sie die Verfahrungsart Montgolfiers bei Füllung des Ballons mit jener von Charles Erfindung vereinen wollten: ein Beginnen, welches, nach Charles öffentlichem Ausspruch, eine Pulvertonne auf ein Kohlfeuer setzen hieß.

Pilnitz und Pilnitzer Convention. Pilnitz ist ein königl. sächs. Lustschloß im Amte Pirna, eine Meile von Dresden, an der Elbe, mit schönen Gebäuden und Gartenanlagen, am Fuße des 458 Ellen hohen Borsberges; dabei das 1725 angelegte französische Dorf mit 36 Häusern. Auf diesem Lustschlosse besprachen sich im August 1791 der römische Kaiser Leopold II. und der preußische König Friedrich Wilhelm II. Nachdem sie die seit einiger Zeit zwischen ihnen selbst eingetretenen Mißhelligkeiten beseitigt hatten, schlossen sie daselbst eine Convention (27. August), in welcher sie die damalige Lage des französischen Königs Ludwigs XVI. als eine gemeinschaftliche Sache aller europäischen Souveraine betrachteten und sich zu Maßregeln vereinigten, durch welche der König von Frankreich in den Stand gesetzt werden sollte, die Grundlagen einer monarchischen, den Rechten des Monarchen eben so, wie dem Wohle der französischen Nation angemessenen Regierung in vollkommenster Freiheit zu befestigen, wobei sie den König gemeinschaftlich unterstützen würden. Diese Erklärung wurde durch den Grafen von Artois, welcher ebenfalls nach Pillnitz gekommen war, bald öffentlich bekannt gemacht, und wurde in Frankreich als der Grund der ersten Coalition gegen dasselbe betrachtet. Die Pilnitzer Convention, die zuerst alle Leidenschaften Frankreichs gegen das Ausland entfesselte, macht durch ihre wichtige Folgen in der neuern Geschichte Epoche; eine auf sie geprägte Silbermünze wird jetzt mit 20 Thalern und darüber bezahlt.

Pilory heißt in England der Pranger — pilorysen, daran stellen. Der engl. Pranger ist eine erhöhte Maschine, in deren enge Löcher Kopf und Füße gezwängt und aller Bewegung beraubt werden. Die Ungebundenheit des engl. Pöbels zeigt sich dabei auf eine ganz eigene auffallende Weise. Ist ihm der Verurtheilte verhaßt: so wird er mit todten Thieren, faulen Eiern und dgl. geworfen, wodurch er nicht selten die Augen und die Gesundheit, zuweilen wohl gar das Leben einbüßt; ist er ihm dagegen gewogen; so beweist er ihm Ehrenbezeugungen, bestreut ihn mit Blumen und labt ihn mit Getränken. Dies ist besonders der Fall, wenn einer, nach des Volkes Meinung, diese Strafe als Märtyrer der Freimüthigkeit und Popularität duldet. Noch ist es jedem erlaubt, vom Pranger herab für seine Vertheidigung zu sprechen, wenn dies auch Andern noch so nachtheilig ist.

Pilpai, auch Bidpai, ein indischer Bramine, Gymnosophist und Philosoph, der einige Jahrhunderte vor Christus gelebt haben soll, war, wie man glaubt, Verwalter eines Theiles von Hindustan und Rathgeber Dabschelims, eines mächtigen indischen Königs. Er lehrte diesen Fürsten die Grundsätze der Moral und die Kunst zu regieren; seine Lehren kleidete er in sinnreiche Fabeln, die seinen Namen unsterblich gemacht haben. Diese Fabeln, in indischer Sprache geschrieben, sind fast in alle bekannte Sprachen übersetzt. Beigel hat jedoch in Ideler über die Sternnamen S. 369 scharfsinnig bemerkt, daß das ganze Daseyn dieses Schriftstellers auf einem Mißverständnisse beruhe, daß der Name Bidpai bloß aus dem Samskrit-Worte Hitopadisa (nützlicher Unterricht) entstanden ist, welchen Titel das Buch in der Samskrit-Ausgabe führt. Von der arabischen Uebersetzung dieser Fabeln hat neuerdings Silv. de Sacy, Paris 1816, II. 8. eine schöne Ausgabe mit einer französischen Uebersetzung geliefert; nach einer frühern französ. Uebersetzung ist die deutsche: Abuschalem und sein Hofphilosoph, oder die Weisheit Indiens, Leipz. 1778, 8. Aus der ursprünglichen Samskritsprache ist die englische Uebersetzung Wilkins, Londen 1787, 8.

Pindares (in der Samskritsprache s. v. a. Bergbewohner, von Pinda, ein Berg), Völkerstamm im nördlichen Hindustan, in den Gebirgen des östlichen Marattenlandes, nördlich von Nerbudda, um Nembawar, Kantapore, Guneß, Birischá und in einem Theil der Landschaft Bilsah und Bopahl, in einem 100 englische Meilen langen und an manchen Stellen 40 Meilen breiten Lande, an 40.000 Krieger stark. Sie sind der muhamedanischen oder Hindus-Religion zugethan, und begrüßen sich unter einander mit dem Brudernamen (Soracy); die wenigen Nicht-Islamiten nennen sie Ogirra (Fremdlinge). In Friedenszeiten leben sie vereinigt in kleinen Gesellschaften von 100—200 Mann, unter Anführern, die Mhorladas oder Tokdar heißen. Vereinigen sich mehrere dieser einzelnen Gesellschaften zu einem Streifzug, so heißt das Corps Toll, einzelne abgeschickte Parteien Huzzaks, das Hauptcorps Lubbur und der Obergeneral Lubbreah. Da das Land, das sie bewohnen, sehr unfruchtbar ist und von ihnen nicht verbessert wird, so zwingt sie oft der Hunger zum Krieg. Sie reiten eine kleine, aber schnell laufende und dauerhafte Art von Pferden, die sie aber nicht selbst ziehen, sondern sie erbeuten, oder von den Maratten kaufen, die große Stutereien in Malwa unterhalten. Ihr gewöhnlicher Gang ist ein Mittelding zwischen Schritt und Gallop. Im Kriege bleibt das Pferd die ganze Nacht über gesattelt und der Pindar schläft stets den Zaum in der Hand. Ihre Waffen sind Lanzen, Spieße und Schwerter und nur wenige von ihnen haben Flinten mit Luntenschlössern, deren Gewicht ihnen zu schwer ist. Sobald der Fluß Nerbuddah im November so seicht ward, daß man hindurchwaten konnte, und nach der Einsammlung der Ernte brachen sie auf und plünderten Feinde und Freunde. Ihre Verwüstungen erstreckten sich hun-

Festen des Dionysus gebildet hatte, bei ihrem Anfange charakterisirte. Besonders bemüht er sich immer, die Götterspr.che neu und ungewöhnlich, von jedem den Sterblichen gemeinen Ausdrucke entfernt darzustellen, und dies verleitet ihn denn zu geschmacklosen und seltsamen Umschreibungen. Auch manche pindarische Tropen sind fehlerhaft, besonders wenn sie Fortsetzungen eines in seiner Sprache schon gewöhnlichen Tropus sind; dieser Umstand erschwert ganz vorzüglich die Lektüre dieses Dichters. Wir haben noch 45 pindarische Hymnen, welche in Strophen, Antistrophen und Epoden abgetheilt und im dorischen Dialekt geschrieben sind, nämlich 14 Hymnen auf Sieger in den olympischen, 12 auf Sieger in den pythischen, 11 auf Sieger in den nemäischen, und 8 auf Sieger in den isthmischen Spielen. Von den verschiedenen Ausgaben Pindars merken wir folgende: die Ausgabe von West und Welstet (Oxford, 1697, Fol.), von Heyne (neueste Ausgabe Leipzig, 1817) und von Böckh (Leipzig, 1811). Von Gedike haben wir die olympischen und pythischen Oden verdeutscht; die olympischen auch deutsch übersetzt mit Anmerkungen von Gurlitt und von Bothe. Sämmtliche Oden des Pindar hat Fäse übersetzt, mit einem brauchbaren Commentar; auch steht von der pythischen Ode eine gelungne Uebersetzung mit erläuternden Anmerkungen von Wilhelm von Humboldt im Novemberstücke der neuen deutschen Monatsschrift 1795, herausgegeben von Gentz.

Pindus, ein Berg, der Thessalien von Epirus trennte und auf welchen einige Dichter den Parnaß und Helikon setzen, weßhalb sein Name auch gleichbedeutend mit diesem ist; jetzt heißt er Mezzovo.

Pingre (Alexandre Guy), Astronom, Geograph und Reisender, geb. zu Paris 1711, trat in die Congregation der regulirten Chorherren, begab sich 1749, um den Verfolgungen zu entgehn, weil er sich gegen die Lehren des Jesuiten Molina erklärt hatte, nach Rouen, ward daselbst Mitglied der Akademie der Wissenschaften und st. zu Paris als Bibliothekar des Pantheons 1796. Die französische Regierung hatte ihn 1772 nach Ostindien geschickt, um den Durchgang der Venus vor der Sonnenscheibe zu beobachten, so wie er auch Courtanvaux nach Holland begleitete, um die Seeuhren von Leroy zu prüfen. Eine Beschreibung dieser Reisen erschien zu Paris 1773 und 1778, jede 2 Th. 4. Man hat von ihm: Etat du ciel, 1754 — 1757; Mémoires sur les découvertes faites dans la mer du Sud avant les derniers voyages des Anglais et des François autour de monde, 1758, 4.; Comètographie ou Traité historique et théorique des Comètes, 1783, 2 Bde. 4.; Traduction des Astronomiques de Manilius, 1785, 8.; Histoire de l'Astronomie du dix siècle, 1791. 4. u. a. m.

Pinienbaum, oder Zirbelbaum, wächst im Süden von Europa und gleicht der gemeinen Fichte, nur daß seine Nadeln 5 bis 6 Zoll lang sind. Seine Zapfen enthalten 15 — 20 Nüsse, deren sehr ölreiche Kerne in den Apotheken gebraucht werden und von einem süßen den Mandeln ähnlichen Geschmacke sind.

Pinke, ein schnelles Lastschiff mit flachen Boden und einem langen und hohen Hintertheile: 2) eine Art Kriegsschiffe der Russen, welche 18 bis 24 sechspfündige Kanonen führen und nicht so schnell segeln, wie die Fregatten.

Piombino, Fürstenthum in Italien zwischen den toskanischen Provinzen Pisa und Siena, am Meer oder am Kanal von Piombino, der das Fürstenthum von der Insel Elba trennt, 9 □M. groß, mit 18000 Einw. und fruchtbar an Korn, Wein, Oel, Früchten, Vieh, Fischen ꝛc. Es gehört dem Hause Buoncompagni-Ludovisi, das auch das Herzogthum Sora im Neapolitanischen besitzt, steht seit 1815 unter der Hoheit des Großherzogs von Toskana, und hat an 200.000 Lire Einkünfte. Der Fürst erhielt 1815

half Pirithous dem Theseus die Helena rauben, und dieser stieg mit ihm in die Unterwelt hinab, um die Proserpina zu rauben. Da sich aber beide ermüdet niedersetzten, blieben sie auf ewig sitzen. Eine sehr berühmte Erzählung, die man theils in der Geschichte des Theseus, theils in der des Herkules ausführlich erwähnet. Nach der letzten Erzählung nämlich suchte sie Herkules zu befreien. Es gelang ihm auch mit dem Theseus, aber den Pirithous konnte er von dem Felsen, an welchem er angewachsen war, nicht abreißen, sondern riß ihm vielmehr selbst den Hintern ab.

Pirkheimer oder Pirkhaimer (Bilibald), berühmter nürnbergischer Rathsherr, geb. zu Eichstädt 1470, stammte aus einem berühmten Patriciergeschlechte zu Nürnberg, erhielt von seinem Vater eine treffliche Erziehung, trat herangewachsen in die Dienste des Bischofs von Eichstädt, der als einer der Aufseher des schwäbischen Bundes unaufhörlich mit Raubrittern zu kämpfen hatte, und leistete demselben zwei Jahre hindurch sehr wesentliche Dienste. Er studirte hierauf, nach des Vaters Willen zu Padua und Pisa, die Rechte, Theologie, Medizin, Mathematik, Astronomie, Musik und alte Sprachen, verheirathete sich nach seiner Rückkehr und wurde Senator zu Nürnberg. Nachdem ihn diese Reichsstadt mehrmals als Gesandten gebraucht, vertraute sie ihm auch den Befehl über die gegen die Schweizer 1499 ausgeschickten Truppen. Maximilian I. und Karl V. beehrten ihn mit ihrer Gunst und ertheilten ihm den Rathstitel. Den letzten Theil seines Lebens verbrachte er in behaglicher Ruhe, zog einen kleinen Kreis trefflicher Freunde um sich, zu denen Albrecht Dürer und Celtes gehörten, und starb 1530. Er übersetzte Xenophons griechische Geschichte zuerst ins Lateinische und hinterließ mehrere historische und politische Aufsätze, satyrische Gedichte, Briefe an mehrere Gelehrten. Ausgabe seiner Werke ed. M. Goldast, Frankfurt 1610. Fol.

Piron (Aimé), ein französischer Dichter, geb. zu Dijon 1640, war Apotheker in seiner Vaterstadt und vermählte sich in zweiter Ehe mit Anna Dubois, die ihm einen Sohn, Namens Alexius, gebar. Er starb 1727 und hinterließ im burgundischen Dialekt: kleine Gedichte, Lieder, Reden und Gelegenheitsgedichte, die großen Beifall fanden. — 2) (Alexis), des Vorigen Sohn, geb. zu Dijon 1689, legte sich schon in früher Jugend auf die Dichtkunst, ließ sich dann in Paris nieder, ward daselbst Sekretär und Finanzverwalter und arbeitete für die Bühne. Die Reihe seiner komischen Opern eröffnete er mit Arlequin Deucalion, worin er, wie fast in allen nachfolgenden, vielen Witz und Laune, aber wenig Plan und Kunst entfaltete. Sein erstes Lustspiel war: L'école des pères und sein bestes: la Métromanie ou le poéte. Es erhebt ihn in den Rang der ersten Lustspiel-Dichter seiner Nation, und steht noch jetzt in verdientem Ansehn. Allgemein bekannt sind von ihm eine Menge witziger Einfälle und Antworten. Eben so bekannt ist seine unaufhörliche Rivalität mit Voltaire, der ihn unter allen seinen Gegnern seiner höchst sarkastischen und treffenden Einfälle wegen am meisten fürchtete. Aber diese Eigenschaft war es auch hauptsächlich, die ihm den Eintritt in die Akademie versperrte. Er starb 1773. Ausser seinen Lust- und Trauerspielen hat man von ihm noch: Episteln, Contes, Chansons, Epigramme, Fabeln u. a. m. Ausgabe sämmtlicher Schriften: Paris 1776, 7 Bände 8. und 9 Bände 12.

Pirouette, bei dem Tanzen das 2, 3 auch mehrmalige Umdrehen auf einem Fuße; 2) sehr enge Umkehrungen, welche das Pferd in einem Hufschlage nur mit einem Tempo macht, so daß der Kopf dahin zu stehen kommt, wo vorher der Schwanz gewesen ist; 3) Umkehrungen von 3 Hufbeschlägen auf einem Platze, der kaum so lang als das Pferd selbst ist. —

Pisa, in der gleichnamigen Provinz des Großherzogthums Toskana, ein der ältesten Städte Italiens, an beiden Ufern des Arno 3 Stunden von seinem Ausflusse, in einer sumpfigen, nicht sehr gesunden Gegend. Diese einst so mächtige Stadt, mit 150.000 Einw., ist jetzt finster und öde, die alten Festungsgräben sind in Gärten verwandelt, auch im Innern sind viele Gärten, in manchen Straßen wächst Gras, und von dem einst so berühmten Hafen ist keine Spur mehr zu finden; die Zahl der Einwohner beträgt höchstens 20.000. Bei dem allen hat Pisa noch viele herrliche Ueberreste ihrer alten Schönheit, Paläste und Kirchen. Die schönste Gegend der Stadt sind die Ufer des Arno, daher Lungarno genannt, welche von herrlichen Schahlungen eingefaßt, mit den besten Gebäuden besetzt, wie in Florenz einen besuchten Spaziergang zu bilden. Vier schöne Brücken führen über den Fluß. Die Straßen sind trefflich mit Quadern gepflastert. Alle Herrlichkeit Pisa's aber ist auf dem Domplatze zusammengedrängt. Hier steht der alte ehrwürdige, 1063 von einem Griechen im byzantinischen Styl erbaute Dom, im Innern mit vielen Granit- und Porphyrsäulen und trefflichen Gemälden, besonders von Andrea del Sarto, geschmückt; er enthält auch das Grabmal des Kaisers Heinrich VII. Vor dem Dome steht, wie in Florenz, das 1152 erbaute Bottisterio, von runder Form, dessen Kuppel von herrlichsten den Säulen getragen wird; viele ziehen es dem florentinischen vor. An der entgegengesetzten Seite des Doms steht der berühmte schiefe Glockenthurm, 168 Fuß hoch; er ward 1174 erbaut, die Abweichung von der graden Linie beträgt 12 F. Er ist von 8 Säulenreihen über einander umgeben und die Treppen gehen außerhalb herum. Es ist nun wohl ausgemacht, daß er nicht absichtlich schief gebaut, sondern sich, wie mehrere andere Gebäude in Pisa, nach dem Meere zu gesenkt hat. Dem Dome gegenüber liegt das berühmte Campo santo, ein Gottesacker von länglich viereckiger Gestalt, von hohen bedeckten gothischen Gallerien umgeben; auf deren inneren Wänden ein Schatz von alten herrlichen Frescogemälden, von Giotto, Balmacco, Orcagna, Benozzo Gozzoli und andern alten Meistern sich befindet; es gehört zu den größten Kunstmerkwürdigkeiten Italiens, leider haben Feuchtigkeit und unbegreiflich rohe Behandlungen viele dieser herrlichen Gemälde zerstört. Auch befindet sich hier eine große Sammlung hetruriſcher und römischer Alterthümer, namentlich aus Urnen und Sarkophagen bestehend; das Ganze ward 1278, nach einem großen Seesiege über die Sarazenen, angelegt, und um den Ort noch mehr zu verherrlichen, ließen die Pisaner in 50 Galleeren Erde aus dem gelobte Lande für diesen Kirchhof holen, von welcher man glaubte, daß sie die Leichname in sehr kurzer Zeit verzehre. Endlich sieht man noch auf dem Domplatze ein gut eingerichtetes Hospital und ein Findelhaus. Unter den übrigen Kirchen verdienen Erwähnung die durch ihre elegante gothische Bauart ausgezeichnete Kirchen Madonna della Spina und die im neuern Styl erbaute Kirche St. Stefano, die nebst dem angränzenden Pallaste dem einst hier residirenden Ritterorden des heiligen Stephanus zugehören. Von dem berühmten Hungerthurm auf dem St. Stephansplatze ist keine Spur mehr vorhanden: hier mußte der Graf Ugolino della Gherardesca mit seinen Söhnen 1282, welcher das Vaterland an die Guelfen hatte verrathen wollen, auf Befehl des Erzbischofs von Pisa, Ruggiere, des Hungertodes sterben. Die eine berühmte 1339 gestifteteUniversität hat eine Sternwarte und einen ausgezeichneten botanischen Garten. Sie hat zu allen Zeiten treffliche Lehrer besessen, wie auch jetzt Vacca, Ciampi, Tantini ihre Zierden sind. Die Rosinische Buchdruckerei gehört zu den vorzüglichsten. Handel und Fabriken liegen gänzlich. Die Pisaner sind wie ihre Stadt ernst und finster und hassen noch immer die Florentiner. Galilei war zu Pisa geboren. Die berühmten heißen Bäder von Pisa liegen nördlich 2 Stunden von der Stadt am Fluß

es steilen und hier ganz unfruchtbaren Berges S. Giuliano, welcher die Gränze gegen Lucca bildet; die Hitze ist daher hier in den Sommermonaten unerträglich. Aus einem östlichern Theile des nämlichen Gebirges kommt eine schöne Wasserleitung, welche am Ende des 16ten Jahrhunderts erbaut wurde, und die Stadt, der es an Trinkwasser fehlt, damit reichlich versieht. Groß ist in Pisa der Gewinn vom Oel, welches an Güte dem Oele von Lucca wenig nachsteht; die Felder und Hügel sind gut bebaut und die Marmorbrücke in der Nachbarschaft gehören zu den schönsten in Italien. — Die Stadt blühte im Mittelalter auf durch den kräftigen Freiheitssinn und den thätigen Handel ihrer Bürger. Im Kampfe mit den Saracenen eroberte Pisa Sardinien, Corsika, die Balearen und hieß die Königin des Meeres. Ihr Gebiet am toskanischen Ufer umfaßte die damals angebaute und sehr fruchtbare Maremme von Lirici bis nach Piombino, in einer Breite von 10—20 Miglien. Diese Nebenbuhlerin Venedigs und Genuas zur See gründete Colonien in der Levante, und sandte 40 Schiffe dem König von Jerusalem zu Hülfe. Aber auf dem festen Lande als eifersüchtige Gibellinin dem Kaiser treu, in blutigen Krieg verwickelt mit Florenz, Lucca und Siena, und durch innere Parteiung mächtiger Geschlechter zerrissen, unterlag sie endlich der Guelfin Florenz. Doch herrschte Ugolino nur kurze Zeit über das seiner Vesten beraubte Pisa. Erschöpft trat Pisa unter Mailands Schutz, und wurde Appiano dem Herzog Galeaz Visconti verkauft, von dessen Nachfolger Florenz es 1406 einhandelte. Absichtlich ließ Florenz die reiche Maremma wieder versumpfen und Pisas Handel absterben. Die größte Hälfte der Bürger wanderte aus. Aber nach 88jähriger Unterdrückung, als Karl XIII. von Frankreich Italien überzog, kämpfte Pisa 15 Jahre glorreich um seine Freiheit. Simon Orlandi rief seine Mitbürger zum Kampf mit Florenz auf, und erst bei der vierten Belagerung bezwang der Hunger am 8. Juni 1509 die aufs äußerste gebrachte Stadt, auf deren Trümmern sich Toskana's Macht erhob. Vergl. die Geschichte der 15jährigen Freiheit von Pisa, von Karl Treitschke. Leipzig 1814. 8.

Pisistratus, der berühmte Athenienser, welcher sich zu Solons Zeit der Oberherrschaft über Athen bemächtigte. Er stammte aus einem alten und vornehmen Geschlechte ab, wie man sagt aus der Familie des Königs Codrus. Aber nicht nur eine hohe Geburt, sondern auch ansehnliche Reichthümer, eine glänzende und oft erprobte Tapferkeit, eine majestätische Gestalt, eine hinreißende Beredsamkeit, ein Geist, mit allen Annehmlichkeiten geschmückt, welche die Natur ertheilt, und mit allen Kenntnissen versehen, welche man sich durch Fleiß erwirbt, waren die Empfehlungen, welche ihn vor allen Athenern auszeichneten, und ihm den Weg zu der höchsten Gewalt bahnten. Er war nach Solon unstreitig der erste seines Volks. Ihn schändete keines von den Lastern, die seinem Zeitalter eigen waren, oder wodurch sich die Mächtigen in Athen so verhaßt gemacht hatten, oder wodurch andere Tyrannen bewogen wurden, die höchste Gewalt an sich zu reißen. Er besaß alle Vorzüge und Tugenden, die einen großen Feldherrn, Staatsmann und Volksbeherrscher bilden konnten. Dieser außerordentliche Mann nun, der seinen Namen durch eine glorreiche Regierung eben so unsterblich machen wollte, wie Solon den seinigen durch seine Gesetzgebung gemacht hatte, faßte den kühnen Gedanken, noch bei Lebzeiten des Solon die Athener, als sie eben die süßen Früchte der Freiheit zu kosten angefangen hatten, dieser Freiheit zu berauben, und sich der Alleinherrschaft zu bemächtigen. Er gewann durch seine Freigebigkeit und Leutseligkeit das ärmere Volk, verschaffte ihm Erleichterungen und sprach am eifrigsten für die Errichtung und Gleichheit unter allen Bürgern. Indeß durchschaute Solon diese Kunstgriffe und äußerte sogar öffentlich seine Besorgnisse. Nur zu bald gingen diese in Erfüllung. Indessen wurden dem

Solon über die eigentlichen Absichten des jungen Mannes bald die Augen geöffnet; er suchte ihn anfangs durch Privatunterredungen auf andere Gedanken zu bringen, und da dies nicht half, so warnte er öffentlich die Athener gegen den Betrug, der ihnen gespielt werden sollte; aber nichts vermochte die Eindrücke von Hochachtung und Dankbarkeit auszulöschen, welche die Talente und die Wohlthaten des Demagogen jedem Bürger eingeflößt hatten, und so gelang es diesem, durch eine List sich völlig in den Besitz dessen zu setzen, was er wünschte. Einst erschien er, mit verstörtem Gesicht und unordentlichem Anzuge und mit Wunden bedeckt, die er sich selbst beigebracht hatte, auf dem Markte, und beklagte sich laut, daß er für den Eifer, womit er die Aermern und Niedrigen gegen die Anmaßungen der Mächtigen und Reichen geschützt hätte, von diesen so grausam zerfleischt worden wäre. Er bat nun um den Schutz derjenigen, die bisher an ihm einen so warmen Vertheidiger gefunden hätten, und erhielt mit leichter Mühe, daß ihm eine gewisse Anzahl von Keulenträgern zur Leibwache bewilligt wurde, die nun ganz von seinem Befehle abhing. Mit Hülfe derselben bemächtigte er sich der Akropolis, und dadurch der wirklichen Oberherrschaft. Als Pisistratus sich in Athen festgesetzt hatte, floh Megakles mit seiner Parthei aus dem athenischen Gebiet, unterhielt aber mit dem Lykurgus und dessen Anhängern ein heimliches Verständniß, welches bald zu einer Verschwörung gegen Pisistratus gedieh. Der Plan glückte so gut, daß dieser sich genöthigt sah, aus seinem Vaterlande zu entfliehn. Nachdem das Exil des Pisistratus 5 Jahre gedauert hatte, so vereinigten sich Megakles und Lykurgus, und ersterer that dem Pisistratus den Vorschlag, ihn nicht nur wieder zurückzurufen, sondern auch in seine Stelle wieder einzusetzen, wenn er seine Tochter heirathen wollte. Pisistratus nahm diesen Vorschlag mit Freuden an, und nun wurde er durch folgende List nach Athen zurückgebracht. Eine schöne Athenienserin von majestätischer Bildung, Namens Phya, wurde mit der Rüstung und den Attributen der Minerva ausgeschmückt und man kündigte an, daß die Göttin selbst den Pisistratus zurückführen werde. Indessen behielt er nicht lange den Besitz seiner Würde in Ruhe. Er behandelte seine Gemahlin, des Megakles Tochter, nicht mit der ihr gebührenden Achtung, und reizte dadurch ihren Vater so, daß dieser auf neue gegen ihn zu machiniren anfing. Pisistrat erfuhr es, und entwich dem Ausbruche der Contrerevolution durch eine freiwillige Flucht nach Eretria. Erst nach 11 Jahren betrat er wieder das Gebiet Athens und suchte an der Spitze eines Heeres seine Ansprüche geltend zu machen. Viele Athener vereinten sich mit ihm, die sich unter seiner Regierung besser befunden hatten, als unter der Demokratie. Er fand nicht eher Widerstand, als vor den Mauern Athens selbst, wo er aber die ihm entgegen stehende Armee des Nachts im Schlafe überfiel, und fast ohne Gegenwehr in die Flucht schlug. Eine allgemeine Amnestie, welche er bekannt machen ließ, machte darauf jeder Widersetzlichkeit ein Ende, und er sah sich nun zum drittenmale, und fester als je, in der Oberherrschaft befestigt. Er regierte nur noch eine geraume Zeit in Ruhe, und starb auf dem Bette im Besitz aller seiner Würden, die er seinem Sohne Hipparch übergab. Die Dauer seiner Regierung beträgt überhaupt 33 Jahre, und 16 Jahre davon lebte er in Exil. Während seiner ganzen Regierung war Pisistrat das Muster eines trefflichen Regenten. Immer waren seine Tage dem gemeinen Besten geweihet und entweder mit neuen Wohlthaten oder mit neuen Tugenden bezeichnet. Er gab weise Gesetze, wodurch der Müssiggang und dadurch die Quelle aller bisherigen Unordnungen im Staate verbannt und Ackerbau und Betriebsamkeit aufgemuntert wurden. Man rühmt von ihm, daß er und sein Sohn Hipparchus es unternahmen, die von Homers Gedichten vorhandenen Bruchstücke in zwei Ganze zu ordnen, und den Text in seiner Reinheit herzustellen. Auch soll er zuerst eine Bibliothek zum öffentlichen Gebrauche angelegt haben.

Piso, ein Beiname mehrerer Römer aus dem calpurnischen Geschlechte. Die merkwürdigsten unter ihnen sind: L. Calpurnius Piso, der wegen seiner Mäßigkeit und Uneigennützigkeit den Beinamen Frugi erhielt. Er war Volkstribun 149 v. Chr. und dann Consul. Während seines Tribunats führte er gegen das Verbrechen der Erpressung die lex de pecuniis repetundis (über die Wiedererstattung erpreßter Gelder) ein. Er verband mit der Eigenschaft eines guten Bürgers die eines Rechtsgelehrten, Redners und Geschichtschreibers. Die von ihm verfaßten Reden und Annalen sind aber verloren gegangen. Ein anderer späterer Piso war Consul 67 v. Chr. und Urheber der lex de ambitu. Ein Dritter bekleidet zu Cicero's Zeiten das Consulat mit Gabinius und trug mit zu der durch Clodius bewirkten Verbannung Cicero's bei, der eine noch vorhandene heftige Rede gegen ihn hielt. Ein Vierter endlich war unter Tiberius Präfekt von Syrien und soll auf Befehl dieses Kaisers den edlen Germanikus vergiftet haben. Dieses Verbrechens beschuldigt und sich von aller Welt verlassen sehend, gab er sich selbst den Tod 20. v. Chr.

Pistocchi (Francesco Antonio), berühmter Lehrer im Gesang, geb. um 1660 zu Bologna, verlor seine prächtige Sopranstimme durch Ausschweifungen und ward nun aus Noth gezwungen, Notenschreiber eines Componisten zu werden, was ihm jedoch Gelegenheit gab, sich mit den Regeln der Composition bekannt zu machen. Nach einigen Jahren erhielt er seine Stimme wieder, die nun Contrealt geworden war, reiste durch mehrere Länder Europas und bildete sich für Gesang nach den erworbenen Erfahrungen eine neue Manier, die er in seiner Vaterstadt in Anwendung brachte, indem er daselbst eine eigene Singschule errichtete, aus der die berühmten Sänger Bernacchi, Pasi u. s. w. hervorgingen. Seine Gesangmethode, die nachher Faustina und Farinelli noch vervollkommneten, erwarben ihm den Namen des Vaters des heutigen italienischen Gesangs, obgleich nicht zu leugnen ist, daß er eben durch allzukunstreiche Passagen den natürlichen Gesang verunstaltet hat.

Pistole, ein bekanntes kurzes Schießgewehr, welches ohne an die Achsel gesetzt zu werden, aus freier Hand abgefeuert wird; sie haben kurze Läufe von 8 bis 10 Zoll, und gewöhnlich einen gleichen Kaliber mit den Karabinern, daher nur eine geringe Schußweite; den Namen leiten Einige von dem Worte pistollo ab, weil die Pistolen am Ende des Griffs große Knöpfe haben; Andere aber von der Stadt Pistoja in Italien, wo die Pistolen erfunden seyn sollen. Die elektrische oder Knalluftpistole, ist eine Vorrichtung, bei welcher das Losknällen (Explosion) der durch den elektrischen Funken entzündeten Knallluft einen Pfropf mit Gewalt aus einem Rohre treibt; 2) eine Goldmünze, gewöhnlich 1 Louisd'or, doch nicht überall von einerlei Werthe. In Frankreich gab man sonst diesen Namen den spanischen Doppien, welche mit der Gemahlin Ludwig XIV. nach Frankreich kamen, und 10 Livres galten, daher man, als sich diese wieder verloren, überhaupt einer Summe von 10 Livres denselben Namen gab. Die Genfer alte Pistole ist 5 Thlr. werth, die neue seit 1752, 4 Thlr. 6 Gr.; die Savoysche bis 1742, 5 Thlr. 8 Gr. seit 1755, 7 Thlr. 4 Gr., die neue Spanische seit 1771, 5 Thlr.

Pitt (William), brittischer Staatsminister, der zweite Sohn des Grafen Chatam (s. d. Art.), geboren in Frankreich in der Stadt Angers, während eines kurzen Aufenthaltes seiner Eltern daselbst. Sein Vater gab ihm mit der größten Sorgfalt den ersten Unterricht, und unter einem solchen Lehrer erlangte er früh die Fertigkeit mit Leichtigkeit zu reden, und erwarb sich in einem hohen Grade jene Sicherheit und jene Geistesgegenwart, die dem Staatsmanne so wesentlich sind. Der junge Pitt setzte zu Cambridge sein Studien

fort, und seine Fortschritte kündeten damals an, was man sich dereinst von ihm zu versprechen habe. Nachdem er die akademischen Studien beendigte, hielt er sich eine kurze Zeit zu Rheims in Champagne auf, und trat in London als Sachwalter auf. Noch vor vollendetem 22. Jahre zum Parlamentsglied gewählt, trat er der gegen Lord North gebildeten Oppositionspartheie bei. Die erste Rede, die er im Parlamente hielt, betraf Vorschläge zu einer bessern Repräsentation des Volkes; obgleich diese verworfen wurden, erwarb er sich dadurch eine sehr große Popularität, der er zum Theil verdankte, daß er im folgenden Jahre zum Kanzler der Schatzkammer befördert wurde. Als hierauf seine Gegner, Lord North, Fox und Burke, in das portlandische Ministerium traten, machte Pitt, jetzt wieder bloßes Parlamentsmitglied, eine Reise nach Italien und Deutschland. Nach seiner Rückkehr widersetzte er sich mit Erfolg, der von Fox vorgeschlagenen Indiabille, so wie er sich auch kräftig gegen den Vorschlag, daß das Recht der Pärs, dem Könige auch ungefragt Rath zu ertheilen, beschränkt werden sollte, erhob. Als hierauf das portlandische Ministerium entlassen wurde, ward Pitt, noch nicht volle 25 Jahre alt, erster Staatsminister oder erster Lord der Schatzkammer. Hier hatte er mit einer krafvollen Majorität im Unterhause, die aus den ersten Rednern und Staatsmännern der Nation bestand, zu kämpfen; dennoch behauptete er sich auf diesem Posten bis zum Jahre 1801. Als er mit seiner Indiabill, welche die ostind. Compagnie unter Staatsaufsicht stellte, auftrat, war es besonders Fox, der ihn mit so großer Heftigkeit angriff, daß er durch eine Mehrheit von 8 Stimmen siegte. Obgleich das Volk immer lauter seine Stimme für das Ministerium erhob, so erhielt doch die Opposition im Unterhause die Obergewalt. Erst nach Zusammenberufung eines Parlamentes gewann Pitt über die Oppositionspartheі den Sieg, den Burke ihm durch Erneuerung des alten Kampfes zu entreißen vergebens bemüht war. Pitt wandte seine ganze Thätigkeit auf das Innere; mit jedem Jahre stieg der Wohlstand und mit ihm das Staatseinkommen. Sein Finanzplan ist die Grundlage des neuen brittischen Finanzsystems geblieben, und man kann Pitt mit Recht in dieser Hinsicht den Retter Englands nennen. 1786 brachte Pitt den berühmten Handelsvertrag mit Frankreich und England, ganz zum Vortheil der letzteren Macht, zu Stande. Hierauf legte er einen großen Plan zur Vereinfachung den Zoll- und Accisegefälle vor, der selbst von der Oppositionspartheі mit Beifall aufgenommen wurde. Als im Nov. 1783 der König von einer Geisteskrankheit befallen ward, entstanden zwei Fragen im Parlamente: ob dem Thronerben die volle Ausübung der königlichen Gewalt zukomme, oder ob das Parlament sie theilen und einschränken müsse. Diese letzte Meinung, von Pitt gegen Foxens Behauptung vertheidigt, erhielt das Uebergewicht, und der Minister fuhr fort, im Namen des Königs zu regieren, dessen Krankheit jedoch nur momentan war. Jetzt nahte der Zeitpunkt, wo Pitt den größten Kampf als Minister zu bestehn hatte; es war der Doppelkampf mit der französischen revolutionären Politik und mit der Neuerungssucht der brittischen Freiheitsfreunde. Seitdem der Nationalconvent am 1 Febr. 1793 den Krieg an England erklärt hatte, waren Pitts Absichten eben so gegen die terroristische Faktion, wie gegen das Direktorium und gegen den ersten Consul und nachmaligen Kaiser Napoleon gerichtet, und England ward seitdem der Vereinigungspunkt aller Bündnisse der europäischen Mächte gegen Frankreich. Vom englischen Ministerium gingen seitdem die Plane aus, Frankreichs Macht zu beschränken, ihm die Früchte seiner Siege zu entreißen, die Anarchie in seinem Innern zu unterhalten, alle seine Kolonien von ihm zu trennen, und durch Intriguen und Subsidien einen wiederholt erneuerten Krieg gegen Frankreich zu entflammen, und während der allgemeinen Erschöpfung aller europäischen Staaten die Alleinherrschaft auf dem Meere zu erringen. Die Nationalschuld stieg zwar unter

Pitt durch die zur Ausführung dieser Plane nöthigen Mittel zu einer Höhe, wie sie noch kein Staat der alten und neuen Welt erreichte; allein die Seeherrschaft, die völlige Diktatur Englands auf dem Meere, ward dadurch erkauft und gegründet. Im Innern hatte Pitt gegen die leidenschaftlichen Wighs = Demokraten zu kämpfen, die von falschem Freiheitseifer erfüllt, den Staat in Gefahr brachten und einen Bund der vereinigten Irländer mit dem Direktorium so wie eine Landung der Franzosen in Irland und einen Krieg mit den dortigen Insurgenten zu Folge hatte. Dieser Aufruhr in Irland rief die Maßregeln hervor, welche Pitt zur Vereinigung dieses Reiches mit Großbritannien zu einem Parlamente ergriff: das Parlament zu Dublin wurde unterdrückt und die erste Versammlung des vereinigten Reichs Großbritannien und Irland wurde den 2. Febr. 1801 eröffnet. Pitt forderte hierauf die Emancipation der irländischen Katholiken; allein diese wurde vom König verweigert. Als endlich die Nation den Frieden mit Frankreich laut wünschte, legte Pitt, obgleich er noch immer die Stimmenmehrheit des Hauses besaß, am 14. März 1801 seine Stelle nieder und Lord Addington wurde sein Nachfolger. Jetzt klagte Grey Pitts Verwaltung als die Ursache des Unglücks von Europa an; allein Pitt rechtfertigte siegreich sein Verfahren; darauf schlug Sir Francis Burdett einen Untersuchungsprozeß gegen den gewesenen Minister vor; Lord Temple und Mr. Archdal übernahmen seine Vertheidigung und der Vorschlag wurde von einer bedeutende Stimmenmehrheit verworfen. Es wurde sogar beschlossen, Pitt ausdrücklich und besonders ein Dank für seine Verwaltung abzustatten. Als daher ein Jahr nach dem Frieden von Amiens wegen Frankreichs Anmaßungen der Ausbruch des zweiten Krieges unvermeidlich schien, wurde er an die Spitze der Staatsverwaltung zurück berufen (12. Mai 1804). Vergebens bemühte er sich, den König zu bewegen, daß er Foxen den Eintritt in das Ministerium gestatte. Er errichtete eine allgemeinen Landesbewaffnung, vermehrte die Armeen, widersetzte sich der Emancipation der irländischen Katholiken, erklärte den Spaniern den Krieg er schloß 1805 ein Bündniß mit Oestreich, Rußland und Schweden gegen den Kaiser Napoleon. Der Continentalkrieg begann 1805, bald aber führten die unglücklichen Tage bei Ulm und Austerliz den schimpflichen Frieden von Preßburg herbei, welcher alle Hoffnungen Pitts niederschlug. Durch Anstrengung und Schmerz über vereitelte Plane, und gichtrische Leiden war seine Gesundheit bereits zerrüttet; von nun an schwanden seine Kräfte täglich mehr. Er ahnet seinen Tod, und bereitete sich darauf als Christ vor. Dem Bischof von Linkoln, seinem ehemaligen Lehrer, diktirte er seinen letzten Willen. Er starb den 23. Januar 1806. Am 22. Febr. wurde er feierlich in der Westminsterabtei begraben, wo ihm auf Kosten des Hauses ein öffentliches Denkmal, welches die Dankbarkeit der Nation für seine dem Staate geleisteten Dienste und den unersetzlichen Verlust dieses großen Minister ausdrückt, errichtet worden ist. Auch wurde von dem Parlamente der Beschluß gefaßt, Pitt Schulden, die sich auf 40.000 Pf. St. beliefen, zu bezahlen. Pitt war in einem hohen Grade gleichmüthig, er gab sich weder dem Schmerz noch der Freude hin. Er lebte in seinem Hause höchst einfach, ganz seinem Berufe, dem Staate, treu. Sein ganzes Leben war streng sittlich und im Umgange war er bescheiden und einnehmend. Als Staatsmann verband er mit eisernen Consequenz in seinen politischen Planen tiefe Finanzkenntnisse, und Umsicht der allgemeinen Verhältnisse sämmtlicher europäischen Staaten. Er vereinigte die wesentlichen Eigenschaften eines Redners in sich. Er sprach leicht und gewählt, war ruhig, wenn er etwas beweisen wollte, er belebte sich aber, und sein Feuer stieg, wenn er Unrecht bekämpfte oder die Angriffe seiner Gegner zurück schlug; jedoch behielt er immer eine hohe Würde. Seine Parlamentsreden die sich durch Gedrängtheit, Kraft und Klarheit auszeichnen, sind zu London in 3 Bd.

heraus gegeben worden. Die vollständigste Belehrung über ihn und sein Zeitalter findet man in Giffords Werk a Histoire of the political Life of the Rhigt Honourable William Pitt, Lond. 6 Bde. Vergl. die Charakteristik von Pitt und Fox im ersten Hefte der Zeitgenossen.

Pittoresk, malerisch, nennt man in Hinsicht des Stoffes alles dasjenige, was für die Malerei, wie es die Bedürfnisse der Kunst erfordern, behandelt werden kann. Es eignen sich zur malerischen Behandlung überhaupt die durch das Gesicht wahrnehmbaren Gegenstände, in so fern sie sich als ein abgeschlossenes Ganzes mit einem Male übersehen und verstehen lassen, ihre Theile einer gefälligen und wahrhaft künstlerischen Anordnung fähig sind und in so fern sie endlich durch Beleuchtung und Färbung einen Schein von Bewegung und Freiheit erhalten oder sich dadurch in höherer Bedeutung zeigen. Die Wahl eines schicklichen Stoffes ist für den Maler sehr wichtig; denn von der Beschaffenheit desselben hängt auch die Möglichkeit einer geschicken Anordnung und Komposition ab. Mehreres hierüber s. in d. Art. Malerei. Auch hat man diesen Ausdruck auf Werke der Poesie, aber nur figürlich übertragen, und nennt ein malerisches Gedicht dasjenige, welches unserer Phantasie eine Anschauung von malerischen Ansichten oder Gegenden zu geben sucht. Jedoch macht der Dichter hierbei gewöhnlich zu seinen eignen Nachtheil einen Eingriff in das Gebiet des Malers; denn er bestrebt sich vergebens seinen Bildern die Bestimmtheit zu geben, die nur den Sinnengegenstände möglich ist, und verfällt dadurch in ein ängstliches Nachbilden oder Herzählen einzelner Theile oder Dinge, die man in der Natur nothwendig auf einmal übersehn muß, wenn sie ein Ganzes und einen totalen Eindruck hervorbringen sollen. Soll der malende Dichter gerechtfertigt werden können, so müssen bei ihm die wesentlichen Züge sein: Die verschiedenen Theile und Eigenschaften im Raume, in einem solchen gedrängten Kürze so schnell auf einander folgen, daß man sie alle aufeinmal zu hören glaubt; oder er muß wie Homer bei seiner berühmten Beschreibung des Schildes des Achilles, das Coexistirende des malerischen Gegenstandes in ein Consekutives verwandeln, und dadurch aus der langweiligen Malerei eines Körpers das lebendige Gemälde einer Handlung machen. (Ueber die Art, wie der Dichter malen soll, vergleiche man besonders Jean Pauls Vorschule der Aesthetik, N. Ausg. im 15. Programm.) Im Gegensatze des Plastischen nennt man das Pittoreske das frei sich Bewegende, Veränderliche der Gestalten, und jenes das Bleibende und Ruhende derselben. Daher nennt man tadelnd Werke der plastischen Kunst pittoresk, wenn sie Gegenstände darstellen, die nur durch Farbe einen ästhetischen Eindruck machen, oder dieselben sich freibewegend oder leicht schwebend abzubilden versuchet, was mit der schweren Masse, worin der plastische Künstler arbeitete im Widerspruche steht.

Pius VI., Papst, war am 27. Dezember 1717 in Cesena geboren. Sein Name war Angelus Braschi; seine Familie war ohne Glanz, doch gehörte sie in die Klasse der niedern Edelleute seiner Provinz. Er ging ziemlich jung nach Rom, um daselbst sein Glück zu machen. Er hatte eine ausgezeichnete ansehnliche Figur und glückliche Gesichtsbildung. In Rom erwarb er sich die Gnade und den Schutz des Kardinals Ruffo, der ihn dem Papste Benedikt XIV. zur Stelle eines Sekretärs empfahl; und so stieg er vom Kanonikate zu St. Peter zum Schatzmeister der apostolischen Kammer; da entwickelte er seine Talente; er erwarb sich den Ruf eines unbestechlich ehrlichen Mannes und gewann die allgemeine Achtung. Clemens XIV. erhob ihn zum Kardinal; entzog ihm aber hernach größentheils das Vertrauen wieder, welches er ihm anfangs geschenkt hatte. Nach dem Tode Clemens XIV. am 22. Sept. 1774 war die Wahl eines neuen Papstes großen Schwierigkeiten ausgesetzt. Ganganelli hatte die Jesuiten

aufgehoben. Im Konklave arbeiteten 2 sehr mächtige Partheien; die meisten Kardinäle gehörten zu einer oder zur andern Parthei. Man mußte zuletzt auf einen von jenen wenigen Kardinälen kommen, die zu keiner Parthei gehörten, und unter diesen war Braschi, der gegen alles anfängliche Ansehen am 15. Febr. 1775 zum Papst gewählt und am 22. Febr. gekrönt wurde. Sein erstes Geschäft war, daß er durch einen Kourier, den er in seine Vaterstadt schickte, alle Freudensbezeugungen über seine Wahl verbot; 70 Mädchen daselbst ausstattete und alle dortigen Mönche, Nonnen, Waisen und Armen mit zwei herrlichen Mahlzeiten bewirthen ließ. Zugleich verbot er seinen Anverwandten, nach Rom zu kommen. Allein 2 Jahre darauf rief er selbst zwei derselben, um sie mit Pfründen zu versorgen, und war nach sieben Jahren noch einen Theil der Kosten jener Ausstattung an den Magistrat von Cesena schuldig. Das Publikum in Rom schien anfangs nicht recht mit der Wahl Pius VI. zum Papst zufrieden zu seyn. Um die übeln Begriffe zu zerstreuen, theilte Pius Geld unter die Armen aus. Bei der ersten Austheilung von geistlichen Würden wählte er die biedersten und ärmsten Prälaten; gab aber auch einige Beweise von Strenge am Prälaten Potenziani, Gouverneur von Rom, dem er einen scharfen Verweis gab, weil er sich nicht klug und thätig genug bewies, den in der Stadt Rom herrschenden Unordnungen abzuhelfen. Er zog überflüßige Pensionen ein und ersparte dadurch der apostolischen Kammer eine jährliche Ausgabe von 40.000 Scudi. Er zeigte sich gütig, arbeitsam, mäßig und versagte Niemand den Zutritt zu sich, der mit ihm sprechen wollte. Auf diese Art gewann er in Kurzem die Achtung und Liebe beinahe des ganzen Publikums. Zwei Entwürfe waren es vornehmlich, die ihn in den Stunden, welche ihm sein Hirten- und Regentenamt übrig ließen, beschäftigten; nämlich der Bau einer neuen Sakristei an der Peterskirche zu Rom und die völlige Austrocknung der pontinischen Sümpfe. Die erste wurde wirklich erbaut, die letztern nur zum Theil ausgetrocknet. Ausgezeichnet war die Mäßigung des Papstes in allen den mancherlei Vorfällen, die gleich bei dem Antritte seiner Regierung sich ereigneten, häufig und schnell auf einander folgten und dem Ansehen des päpstlichen Stuhls, wie nicht weniger den Einkünften der Kurie nicht allzu günstig waren. Indessen veranlaßten ihn die großen Reformen, welche Kaiser Joseph 1780 nach dem Tode seiner Mutter anfing, selbst eine Reise nach Wien zu machen, die aber den Zweck nicht erreichte, den Kaiser in der Ausführung seiner Plane aufzuhalten. Rühmlich waren die Bemühungen, welche Pius anwandte, dem verfallenen Zustande der Finanzen in seinen Staaten aufzuhelfen. Er unterstützte die schon bestehenden Leinwand-, Hut- und Seidenfabriken, brachte die Ledergerberei mehr in Aufnahme und legte Fabriken von feinen Tüchern an, deren Produkte in Kurzem so gut als die besten französischen und englischen Tücher, aber etwas theurer waren. Allein diese Bestrebungen konnten im Ganzen keine wirkliche Verbesserung hervorbringen, als endlich unglücklicherweise die französische Revolution entstand. Durch diese verlor der päpstliche Stuhl gleich anfangs alle seine Einkünfte aus der Grafschaft Avignon, alle seine geistlichen Einkünfte aus ganz Frankreich, aus den Niederlanden, Savoyen und einem Theile von Deutschland, aus dem Genuesischen, aus der Lombardie und dem Modenesischen; späterhin gar drei Legationen. Pius erließ Breven und Bullen, um in Frankreich Ruhe zu bewirken und die Sache der Religion zu sichern; aber man hörte seine Stimme nicht. Auch er wurde in den verheerenden Krieg verwickelt und Rom von französischen Truppen besetzt. Ja durch eine Reihe von ungünstiger Schicksale kam es so weit, daß der Papst, als ein Greis von 81 Jahren, zum Gefangenen gemacht, zuerst nach Siena und von da 1799 nach Briancon gebracht,

wurde. Zu Valence wies man ihm die ehemalige Gouverneurswohnung in der Citadelle an, und Niemand als sein kleines Gefolge wurde zu ihm gelassen. Diese vielen Strapatzen, der übermäßige Kummer und innerer Seelenschmerz und schon oftmalige Anfälle vom Schlag beschleunigten das Ende dieses, wegen seines edeln Herzens, das er mitten im Unglück zeigte, bedauernswürdigen Greises. Pius starb am 29. August 1799 im 82. Jahre seines Alters und im 25. seines Papstthums. Einen auffallenden Hang zur Eitelkeit abgerechnet, besaß dieser Papst viele vorzügliche Eigenschaften. Er unterstützte Künste und Wissenschaften und handhabte die Gerechtigkeit mit eben dem Eifer, mit welchem er Barmherzigkeit übte. Er haßte die Trägheit; schon früh des Morgens arbeitete er im Kabinette und gab sodann, nach verrichteten geistlichen Uebungen, den Ministern der verschiedenen Höfe und andern Personen bis zur Mittagstafel Audienz. Seine Tafel war frugal und dauerte nie länger als eine Stunde. Des Nachmittags war Pius Richter, hörte Rechtssachen an, legte Streitigkeiten bei und sprach Urtheil mit einer solchen Unpartheilichkeit und Gerechtigkeit, daß selbst derjenige, welcher verlor, befriedigt war und sich bei den Entscheidungen des gerechten Richters beruhigte. S. P. P. Wolfs Geschichte der römisch katholischen Kirche unter der Regierung Pius VI. 1793 ff. und: Pius VI. und sein Pontifikat, Hamburg 1800.

Pius VII., Bischof von Rom, Erzbischof im Kirchenstaate, Patriarch aller Kirchen des Abendlandes, Vater, Papst der gesammten Christenheit, und Verweser des Reiches Gottes auf Erden, der Statthalter, das sichtbare Oberhaupt der Kirche Jesu Christi, wurde am 14. August 1742 zu Cesena geb., und erhielt in der h. Taufe die Namen Barnabas Ludwig. Er stammte her aus der gräflichen Familie Chiaramonti, einem Zweige der altfränkischen Familie Clermont-Tonnere, welche seit langen Jahren in Italien ansässig war. Schon in seiner Jugend zeigte er bei regem Geiste tiefen Ernst und die glücklichsten Anlagen zu gelehrter Bildung; Jesuiten waren des jungen Chiaramonti's erste Lehrer. Nach dem Willen seiner Familie wählte er den geistlichen Stand, und trat schon im 16. Jahre unter dem Klosternamen Gregor Barnabas in den Benediktinerorden, weil er in dieser Korporation seinen Durst nach Wissenschaft mit vollem Rechte zu stillen hoffte. Dieser Drang nach Wissenschaft leitete von nun an seine Handlungen, und machte es ihm möglich, durch seine musterhaften Tugenden, in verschiedenen Abteien Lehrämter zu erhalten. Die Philosophie las er in Parma unter großem Beifall mehrere Jahre hindurch, und nicht minder besucht und bewundert, trug er in Rom vorzugsweise Moraltheologie vor, in welcher Zeit von ihm mehrere gründliche und freisinnige Abhandlungen erschienen sind. Obgleich Benediktiner, liebte er doch vorzüglich den Umgang mit Jesuiten, welchen er seine erste Bildung des Geistes zu verdanken hatte; allein dieser Umgang erweckte ihm Widersacher und endlich Feinde. Als er einst zur Erlangung der Lektorwürde des Klosters Calisto zu Rom eine Disputation hielt, in welche er einige freisinnige jesuitische Lehrsätze einfließen ließ, wollte ihm der Pater di Custayno, sein Abt, die Lektorwürde nicht zuerkennen. Chiaramonti fühlte sich dieserhalb sehr gekränkt. Er wandte sich daher an Papst Pius VI. seinen Vorgänger in der päpstlichen Würde, Landsmann und Verwandten. Bei diesem fand er nicht nur Gehör, sondern erhielt auch das Lektoramt des Klosters, mit dem Titel: Reverendissimo. Der Ruf seiner Gelehrsamkeit und sein unermüdeter Eifer brachten ihm nicht allein die äbtliche Würde, sondern auch bald nachher die eines Bischofs von Tivoli zu. Den Geistlichen seines Kirchsprengels war es zuwider, daß er sich bei mehreren Gelegenheiten für die Glieder des Jesuitenordens interessirte. Sie beklagten sich dieserhalb bei dem spanischen Gesandten am Hofe zu Rom, dem Ritter Azara. Dieser

nachte auch wirklich nachdrückliche Vorstellungen wegen Chiaramonti beim päpstlichen Stuhle; allein Pius VI. ließ nur nicht seinen Chiaramonti sinken, sondern er ertheilte ihm in seinem 43. Jahre das, durch den Tod eines ausgezeichneten Kardinals, erledigte Bisthum Imola und die Würde eines Kardinal-Priesters (so daß Chiaramonti nun noch mehr empor gehoben wurde, während seine Gegner ihn zu stürzen suchten), welche Stellung ihm ganz unerwartet geworden, die Bahn zu seiner künftigen Größe öffnete. Die Schreckenszeit der französischen Revolution trat nun ein, welche auf die römisch-katholische Kirche so nachtheilig wie überhaupt auf das Ansehen des Papstes Pius VI. hinwirkte. Dieser Papst erließ fromme Ermahnungen und stellte priesterliche Klagen gegen die Eingriffe in die Rechte der Kirche und des Papstes an; dem ungeachtet überzogen die Neufranken den Kirchenstaat mit Krieg, und nur mit vielen Opfern erkaufte Pius VI. 1797 den Frieden zu Tolentino, welche dazu gedient hatten, auch sein eigenes Volk vom Freiheitsschwindel ergriffen, und Rom trotz allen Verträgen den 18. Februar 1798 in eine Republik verwandelt zu sehen; denn schon sechs Tage nachher wurde der erkrankte Greis als Gefangener weggeführt, und schonungslos in die Citadelle von Valence eingeschlossen. Während dieses in Italien unter dem Oberbefehl des 26jährigen Sohns des Glücks vorging, wußte Chiaramonti bei tief eindringender Beurtheilungskraft, ohne auch nur das Mindeste seiner Würde und Kirche zu vergeben, die französischen Generale, die eine rasch gelenkte Zeit gebildet hatte, so für sich zu gewinnen, daß sie seiner und seiner Heerde mehr als Anderer schonten, und da einstmals der Stadt Imola, die ihre Fürsten und Glauben anhing, unerschwingliche Kontributionen unter Androhung der Vernichtung auferlegt wurden, gab Chiaramonti sein Vermögen her, und Imola blieb verschont. Nach dem Frieden von Tolentino wurde die Provinz Romagna und mit ihr Imola der neuen cisalpinischen Republik einverleibt. Hier zeigte der römische Kardinalbischof Chiaramonti unerschrocken in der ersten Predigt, welche er bald hierauf hielt, daß jede rechtliche Staatsverfassung nur auf das Christenthum frei von allen Leidenschaften dürfte gegründet seyn. In dieser Lage, wo von der pyrenäischen Halbinsel bis zur alten Parthenope hin die alten ehrwürdigen Formen einstürzten, und der wüthende neufränkische Andrang, so wie die allenthalben überhandgenommene Ungebundenheit auch an dem achtzehnhundert Jahre hindurch unerschütterlich bestandenen apostolischen Stuhl in der alten Roma rüttlen zu wollen schien, starb am 29. August 1799 der schändlich weggeschleppte und von einer Schaar muthwilliger roher Krieger als Staatsgefangener drückend bewachte, Papst Pius VI. zu Valence. Rom war einem ungewissen Schicksale ausgesetzt, wechselweise von den Neufranken, Russen und Neapolitanern besetzt, es war keine Sicherheit mehr in dem alten Centralpunkte des christlichen Glaubens für die Wahl eines Oberhirtenzu erwarten. Da versammelten sich die Kardinäle unter dem Schutze Oestreichs in der alten Dogenstadt Venedig, und das Conklave wurde in der Benediktinerabtei zum h. Georg eröffnet, man möchte sagen, nicht ohne Bedeutung; denn ein Benediktiner sollte, ohne daß es die versammelten Väter ahnten, das Ergebniß ihrer schwierigen Wahl werden. Heftig war die Bewegung, die sich bei dieser Wahl äusserte; aber so wie von Frankreich aus der Grund zu derselben gelegt war, so waren auch die Blicke der Väter auf dieses Land gerichtet, und die streitige Unschlüssigkeit zu schlichten, fiel zuletzt ihr Augenmerk auf dem einen Mann, dessen Mässigung und Nachgiebigkeit man anerkannt hatte; der vor allen Andern die Achtung und selbst oft eine unfreiwillige Berücksichtigung, die ihren Einfluß auf mehr als einem Welttheil auszudehnen drohte, sich erworben hatte. Der schwere Kampf, in welchem das verstorbene Oberhaupt der Kirche Papst Pius VI. mit festem Sinne zwar siegend erlag, war noch

nicht geendet, als Chiaramonti in seinem 58. Jahre unter dem Namen Pius VII. den apostolischen Stuhl betrat. Die Schlacht bei Marengo war für die Franzosen günstig ausgefallen, und so entstanden neue Gefahren für den Kirchenstaat und für den Papst, jedoch suchte Buonaparte des Papstes zu schonen, den er zu religiösen und politischen Zwecken gebrauchen zu müssen glaubte. Pius VII., den Freundschaftsversicherungen trauend, zog am 3. Julius 1800 unter dem Jubel der Römer in Rom ein, und küßte die Grabstätte des Apostelfürsten. Groß war die Verwirrung, in welche der nunmehrige heil. Vater gesetzt wurde; aber er schlichtete und ordnete, und zeigte sich schon wenige Tage nach seiner Wahl, in den Reden an die Kardinäle, in den Hirtenbriefen und öffentlichen Predigten an das Volk, als jener feste, feurige und mit Ernst und Beharrlichkeit das einmal Erfaßte unerschütterlich festhaltende Mann, der nicht nur Pius der Fromme, sondern auch Petrus der Fels konnte genannt werden. Mit der größten Weisheit stellte er die zerrüttete Verfassung in allen ihren Theilen wieder her. Er führte das System der Sparsamkeit ein, und entsagte prunkvoller Umgebung, er suchte unnöthige Auflagen zu verhüten, und forderte mit Strenge die verschleuderten Staatsgüter zurück; suchte den Handel durch Herabsetzung der Zölle zu erleichtern und die innere Betriebsamkeit durch das Verbot der Ausfuhr roher Produkte, und Aufhebung der Monopole, zu vermehren und zu beleben; und ließ, um den Armen Arbeit und Brot zu verschaffen, fleißige Nachgrabungen anstellen. Unter dem mißlichsten Umständen begann Pius VII. sein geistliches und weltliches Regiment; aber seine festen Gesinnungen sprachen sich überall in seinen Handlungen und Reden, die er hielt, würdevoll und kräftig aus; so daß selbst seine schlauen vom Zeitgeiste verdorbenen Widersacher es lange Zeit nicht wagten, die erhabene Handlungsweise eines Mannes anzutasten, den sie verehren mußten. Heftig eiferte er gegen eine falsche Philosophie, in welcher der Grund zu dem Unglücke jener Zeit lag. Dieses gab er auch bei Gelegenheit der Einweihung des Kardinals von Harras zum Bischof von Solaria, so wie in einem Hirtenbriefe an die Bischöfe, und in der Bulle zur Ankündigung eines Jubeljahres zu erkennen. Nun richtete er seine Blicke auf jenes Land, dessen hingewürgter König, wie seine Vorfahren, sich der Allerchristlichste nannte, dessen Bürger die Altartische zerstöret, die Kreuzesbilder zerschlagen, und eine Vernunft, welche der Vernünftige nicht anerkennen konnte, auf einen neuen Altar, mit Bürger- und Königsblut eingeweihet, ausgestellt hatten. Französische Truppen blieben, ausgenommen die päpstliche Residenz, im Kirchenstaate stehen. Nach der Schlacht bei Marengo besetzten die Neufranken alle festen Plätze in Piemont und in der Lombardei, nebst den Städten Genua, Savona und Urbino, und nach dem Vertrage zwischen Frankreich und Spanien, das Herzogthum Parma, so wie nach der Uebereinkunft mit dem Könige beider Sizilien den Staat Porte hungana, die Insel Elba, den Stato degli Presidi und das Fürstenthum Pombino. So von den Franzosen auf allen Seiten umgeben, hielt Pius VII. für das räthlichste, Bonaparte nicht geradezu entgegen zu handeln, und so gelang es dem h. Vater mit der Vorsehung Hülfe, diesem schrecklichen Wandel ein Ende zu machen. Er bestätigte daher am 15. August 1801 ein Konkordat zwischen dem h. Stuhle und der neufränkischen Republik. Buonaparte verstand sich gerne dazu, indem er durch die neue Einrichtung, welche die katholische Kirche dadurch in Frankreich erhielt, seine politischen Zwecke zu benutzen glaubte; und als bald hierauf der französische Konsul sich zum Kaiser hatte ausrufen lassen, lehnte Pius, um den erlangten Frieden zu sichern, dessen Wunsch nicht ab, ihm die Krone des heil. Ludwigs aufzusetzen. Pius reiste am 31. Oktober 1804 ab nach Fontainebleau, wo ihn Buonaparte begrüßte. Am Krönungstage begab sich der heil. Vater in die Kathedralkirche zu Paris, mußte aber hier schon die

ränkung erfahren, daß ihn Buonaparte eine Stunde auf sich warten ließ. er Papst salbte zwar den neuen Kaiser und die Kaiserin; Buonaparte aber, tzte sich und seiner Gemahlin selbst die Krone auf. Pius VII. war in der einung gewesen, in Kirchen- und andern politischen Angelegenheiten mit uonaparte, während seiner Anwesenheit in Paris, unterhandeln zu können; ein dieser vermied es sorgfältig; und so reiste der getäuschte Papst, nachdem vier Monate hindurch hingehalten worden war, unmuthig darüber, wieder . Von jetzt an zeigte der schlaue Feind, warum es ihm eigentlich zu thun ewesen; denn gleich darnach, wie mit dem ärgsten Hohne spottend, machte dem vor den Augen Europa's gekränkten Greise die Zumuthung, ihm in ailand die eiserne Krone aufs Haupt zu setzen; aber Pius, der es sich von un an vorgesetzt zu haben schien, seiner zeitherigen Nachgiebigkeit Gränzen u setzen, schlug es ihm ernst und ruhig ab; und so entflammte zum ersten ale der Funke des unversöhnlichsten Hasses gegen den heil. Vater in der rust des Gebieters, dem bis jetzt noch kein Wunsch unbefriedigt geblieben ar. Als nun sogar der Papst sich standhaft weigerte, England die Häfen es Kirchenstaats zu verschließen, und dem stolzen Gewaltherrscher antwortete: „Ich bin ein Diener der Religion des Friedens, und stehe mit der Regierung Britaniens in keinem feindlichen Verhältnisse;" da trat der Erzrimmte mit Forderungen auf, die mit den Pflichten des päpstlichen Amtes nvereinbar waren, um nur einen Vorwand zu Feindseligkeiten zu finden. Seine Absicht war, der weltlichen Herrschaft des Papstes ein Ende zu machen und dadurch nachher auch dessen geistliche Macht zu vernichten. Bonaparte nahm dem Papste zuerst Benevent und Ponte-Corvo, und Pius sollte einen von Buonaparte für Frankreich ernannten, vom Papste ganz unabhängigen Patriarchen anerkennen; er sollte das napoleonische Gesetzbuch im Kirchenstaate einführen, die gänzliche Unabhängigkeit der Bischöfe von der geistlichen Gewalt aussprechen; alle Bullen, betreffend die Ertheilung der Bisthümer und Pfarreien in dem unmittelbaren Sprengel des päpstlichen Stuhls, so wie alle Mönchs- und Nonnenorden ohne Ausnahme aufheben; das ehelose Leben der Mönche abschaffen, und mit dem Königreiche Italien und Neapel in ein Schutz- und Trutzbündniß treten. Sollte er, ließ Napoleon dem heil. Vater erklären, nicht binnen fünf Tagen seine Zustimmung geben, so würde Rom und seine übrigen Staaten von französischen Truppen besetzt werden; doch Pius verwarf mit Würde diese Anforderungen. Nun erklärte der stolze Gebieter die Schenkungen Karls des Großen an den Inhaber des päpstlichen Stuhles für nichtig, und französische Truppen besetzten ohne alle vorhergegangene Kriegserklärung unter dem Befehle des französischen Generals Miollis, welcher sich die willkührlichsten Eingriffen in die Regierungsrechte des Papstes erlaubte, den 2. Februar Rom; das päpstliche Militär wurde überall entwaffnet und so auch die päpstlichen Provinzen Urbino, Ankona, Macerata und Camerino mit dem Königreiche Italien vereinigt. Pius protestirte gegen dieses widerrechtliche Verfahren Buonaparte's, und belegte die aus der niedrigsten Klasse des römischen Volkes, unter französischer Autorität errichteten Bürger-Garden in Rom, welche die größten Ausschweifungen verübten, mit dem Banne, den Kardinal Pacca, seinen Staatssekretär, der verhaftet werden sollte, brachte er in seine eigenen noch sichern Zimmer, und wiederholte wegen den fortgesetzten Gewaltthätigkeiten in einem Briefe vom 3. April 1809 die Drohungen des Bannstrahles gegen Buonaparte. Dieser nun noch mehr entrüstet, vereinigte durch ein Dekret vom 17. Mai 1809 den gesammten Kirchenstaat mit seinem Reiche, und erklärte Rom für eine freie kaiserliche Stadt. Am 9. Juni 1809 wurde diese Gewaltthat feierlich zu Rom verkündigt; aber voll Geist und Würde erließ Pius am andern Tage schon eine öffentliche Erklärung gegen diesen Gewaltstreich. „Gott und der Kirche

lagt er darin, „bin ich es schuldig alle Rechte meinen Nachfolgern unverletzt zu überliefern; auch verwarf er für sich und die Kardinäle jeden Gnadengehalt; denn im Angesicht der Kirche würden sie sich mit Schmach und Schande bedecken, wenn sie ihren Unterhalt aus den Händen des Usurpators der Kirche annähmen; er vertraue auf Gott und auf die Frömmigkeit der Gläubigen." Nun erließ Pius förmliche Bannbullen gegen diejenigen, welche seit dem 2. Febr. des letzten verflossenen Jahres in Rom und in dem Kirchenstaate Greuel der Gewalt verübt hatten, und am folgenden Tage, den 11. Juni, gegen Buonaparte selbst und seine Anhänger, Mitwirker und Rathgeber, so wie gegen alle Geistlichen, die sich nicht nach den päpstlichen Vorschriften richten würden. Von nun an wurde Pius aber auch als Gefangener behandelt. An den Eingängen des Quirinals wurden französische Wachthäuser angelegt, und Alles, was den Pallast betrat, sogar die täglichen Lebensmitteln wurden genau untersucht, und als sich das allgemeine Gerücht von einer Wegführung des Papstes verbreitete, gegen welche der Unwille des Volks sich so laut und deutlich aussprach, daß man eine allgemeine Gährung befürchtete, da glaubte der General Miollis, dem dieser ehrenvolle Auftrag geworden war, mit der Ausführung desselben eilen zu müssen. Am 5. Juli des Abends erhielt der tiefgekränkte Greis Nachricht davon. Pius benutzte die ihm vergönnten Augenblicke dazu, von seinen Unterthanen Abschied zu nehmen, und sie zur Ruhe und Ergebung zu ermahnen; und so erwartete er mit einigen Kardinälen das, was geschehen sollte. Zahlreiche Streifpartien durchzogen die Umgebung des Pallastes, in dessen Nähe die zum Einbruch nöthigen Werkzeuge sich befanden. Der Angriff auf den Pallast geschah unter Leitung des Generals Radet, obersten Befehlshaber der Gensd'armerie zu Rom, zur Mitternachtszeit. Indeß ein Theil der Truppen, von Banditen und Galeerensklaven geleitet, die Gartenmauern überstieg, drang ein anderer durch die äußern Thore des Quirinals, entwaffnete die wachthabenden Schweizer, welchen es der Papst untersagt hatte, Widerstand zu leisten, und erbrach die verrammelten Thüren des Pallastes. An der Spitze eines bewaffneten Haufens trat Radet mit bedecktem Haupte in die Zimmer des Papstes, der wachend und angekleidet da saß. „Warum stören Sie," sprach Pius würdevoll, „die Ruhe meines Aufenthalts, und was wollen Sie?" Entsagung der weltlichen Herrschaft des Papstes, verlangte Radet, denn nur unter solchen Umständen würde es Pius verstattet seyn; in Rom zu bleiben. Standhaft und ernst verweigerte dieses der Papst. „Nun dann," erwiederte Radet, „habe ich Befehl, Sie von Rom wegzuführen." Die Begleitung eines seiner Dienerschaft wurde ihm abgeschlagen; nur der Kardinal Pacca durfte ihm folgen. Nun ergriff Pius sein Brevier, gab dem Kardinal Pacca die Hand, und ließ sich mit demselben auf einem Lehnstuhle durch die eingeschlagenen Fenster auf die Straße hinab. Man schloß beide in einen Wagen, und segnend schied der Papst von Rom. Nur zwei getreue Diener durften ihn begleiten. Die Abführung ging in aller Stille und großer Eile über Florenz nach Grenoble vor sich. In Grenoble durfte er nur eine kurze Zeit verweilen, da seine Gesundheit in dem verschlossenen Wagen zur Sommerzeit sehr gelitten hatte. Man brachte ihn den 13. August, von Gensd'armen begleitet, nach Valence, von dort über Air Nizza, wo er zwei Tage verweilen durfte, nach Savona. Hier hielt er sich als Gefangener, streng gehalten und bewacht, drei Jahre auf, und erlitt oft bei kummervollen Tagen bittern Mangel; aber mit Standhaftigkeit, Ruhe und Ergebung ertrug er Alles, und zeigte dadurch seine Seelenstärke, die jeden mit Achtung gegen ihn erfüllte. Allen willkührlichen Anordnungen Buonaparte's in kirchlichen Sachen widersetzte er sich kräftig, und den von jenem ernannten Bischöfen versagte er die kanonische Bestätigung. Doch im J. 1810, wo der schon kränkliche Greis nach Fontainebleau gebracht wurde

ermochte Buonaparte ihn den 25. Januar 1813 zu einem Entwurfe, vermöge welchem Pius, jedoch nur unter besondern Bedingungen, die Bestätigung den erwähnten Bischöfen gab. Als Buonaparte aber, diese einstweilen sehr bedingt gegebene Erklärung ganz der Abrede zuwider, als Concordat bekannt machte und es als Reichsgesetz erklärte; da nahm der heil. Vater seine Erklärung wieder zurück; worüber Buonaparte höchst erbittert wurde. Nicht allein groß als Priester und Staatsmann, sondern auch groß als Mensch steht er da. Damals als er durch die Menschenmenge der Hauptstadt Frankreichs zog, und sich Alles auf die Knie niederließ seinen Segen zu empfangen, da blieb ein leichtfertiger, noch vom Geiste des Jakobinismus ergriffener Jüngling aufrecht stehen, und weigerte sich, vor dem Segen des heil. Vaters um Jesu Christi willen nieder zu knien. Da trat mild und ruhig das sichtbare Oberhaupt der Kirche auf ihn zu und sprach: „Junger Freund, der Segen eines alten Mannes mag nicht ohne Nutzen seyn;" — was dem Papste nicht möglich gewesen, das brachte der Mensch zu Stande. Buonaparte's Welteroberungsplan war endlich in Rußland gescheitert. Die Elemente und das Schwert hatten seine Heere zerstört und er selbst im armseligsten Aufzuge flüchtend, war nur mit Mühe dem persönlichen Verderben entronnen. So aus Rußland zurückgekehrt, ging er, nachdem er neue Aushebungen aufs Thätigste betreiben lassen, zu seiner Armee nach Deutschland ab. Die Schlacht bei Leipzig ging für ihn verloren. Die Verbündeten betraten nun als Sieger den französischen Boden, und im Herzen von Frankreich wurde der Glaube an seine Siege trotz seinem alten Spiele mit Unwahrheiten und Prahlereien, vernichtet. Im Rathe der Monarchen war beschlossen worden, nicht Frankreich sondern Buonaparte zu verderben, und so schlug auch die Stunde der Befreiung für den heil. Vater. In Rom zog er, unter Begleitung englischer und östreichischer Truppen und dem Jubel der Einwohner den 24. Mai 1814 wieder ein, nachdem er fünf Jahre hindurch von seinen Staaten getrennt gewesen. Allen, welche an der Usurpation Buonapartes theil genommen hatten, verzieh er, nur Widerruf, besonders von den Geistlichen, wurde verlangt. Im Jahre 1815 sahe sich Pius wegen dem Kriege mit Murat, jedoch nur auf kurze Zeit, abermals genöthiget, Rom zu verlassen, kehrte aber, nicht nur sehr bald wieder zum ruhigen Besitze seines Staats zurück, sondern erhielt auch, nach dem Ausspruche des Congresses zu Wien den 18. Juli 1815 die drei Legationen Bologna, Ferrara und Camerino wieder. Mit lobenswerther Mäßigung ward bei der Besitzergreifung dieser Gebiete nicht nur eine vollkommne Amnestie den Bewohnern zugesichert, sondern auch der, den bisher bestandenen Gesetzen gemäß geschehene Verkauf der Nationalgüter, bestätiget, die öffentliche Schuld gewährleistet, und den Einwohnern Verminderung der Abgaben und Verbesserung in der Verwaltung verheißen; Künste und Wissenschaften jeder Art wurden befördert, und gegen die zahllosen Räuber und Banditenhaufen wurden mögliche Maßregeln getroffen; auch ward ein Ausschuß zu Entwerfung eines neuen Gesetzbuches niedergesetzt. In den Verhandlungen mit den verschiedenen Staaten über Abschluß von Concordaten blieb Pius den alten Grundsätzen der römischen Curie getreu. Freilich scheiterte das mit Frankreich verabredete Concordat an dem von allen Seiten dagegen erhobenem Widerspruch; aber es gelang Pius ein Concordat mit Neapel und Baiern abzuschließen; auch hatte er die Freude, daß seine Bulle vom 16. Juli 1821, wegen Einrichtung, Ausstattung und Begränzung der kathol. Kirche des preuß. Staats, vom Könige von Preußen durch eine Cabinets-Ordre (23. Mai 1821), die k. Sanktion erhielt. S. Concordat. Unser Pius fühlte indeß immer mehr die Schwäche des Alters, und die Folgen der erlittenen und mit aller Seelengröße ertragenen Leiden; gestützt auf seine Dienerschaft, empfing er den König von Preußen, welcher ihm im Jahre

1822 in Rom einen Besuch abstattete. Als Pius am 6. Juli 1823 gegen Abend wie gewöhnlich spazieren gefahren war, stieg er, nach seiner sonstigen Gewohnheit, aus und ging eine Strecke zu Fuß. Zurückgekehrt in seine Gemächer entließ er seine Diener, unterhielt sich aber noch mit seinem Bedienten (Auditore), der ihn ebenfalls um 10 Uhr Abends verließ. Bald hierauf erhob er sich von seinem Lehnstuhle, stützte sich mit der einen Hand auf den vor ihm stehenden Schreibtische, und griff mit der andern nach einer Schnur, die wie ein Gelender an der Wand ausgespannt war, woran er sich im Gehen statt eines Stocks festzuhalten pflegte. Bevor er aber diesen Schnur erreichen konnte, gleitete er auf den mit Marmor ausgelegten Fußboden aus, fiel auf die linke Seite des Körpers zu Boden, und zerbrach den linken Schenkel am Hüftknochen. Die Nacht verfloß ziemlich ohne Schmerzen, doch schlaflos; am andern Morgen aber stellte sich das Fieber ein, und der Kranke war sich seiner wenig bewußt. Der Cardinal Consalvi, Staatssekretär und innig vertrauter Freund des heil. Vaters, wich nicht von seinem Bette. Nach einigen Tagen kehrte bei dem Kranken das Bewußtseyn in Zwischenräumen zurück. Es wurden ihm einige Dosen Opium zur Beförderung des Schlafs gereicht. Sein Befinden besserte sich, die Heilung des Beinbruches ging ihren regelmäßigen Gang fort, und selbst das beständige Liegen in horizontaler Richtung im Bette, schien keine nachtheiligen Wirkungen hervorgebracht zu haben; jedoch weiterhin verschlimmerte sich sein Zustand wieder, und die Schwäche nahm zu. Er befand sich am 16. August in einem Zwischenzustande von Geistesverwirrung, und glaubte sich in Savona und Fontainebleau. Am 17. verlangte der heil. Vater, daß man ihm das h. Abendmahl reiche, indem er bemerkte, es schicke sich für einen Papst, während der Oktave des Maria-Himmelfahrtsfestes zu kommuniziren. Am 18. reichte ihm der Cardinal Bertozzoli das h. Sakrament der Wegzehrung. Se. Heiligkeit fühlte die Gefahr, worin er sich befand, man schlug ihm vor, einige Stärkungsmittel zu sich zu nehmen, worauf er antwortete: „Ich habe keine andere Sorge, als meine Seele darauf vorzubereiten, um Gott Rechenschaft von meinem langen Leben abzulegen.“ Am 19. um halb 2 Uhr empfing der heil. Vater die letzte Oelung und bald darauf verlor er die Sprache; nur aus einigen unvernämlichen Lauten bemerkte man, daß er innerlich betete. Am 20. August Morgens um halb 9 Uhr endigte endlich der Papst in seinem 82. Jahre und 23jährigen Regierung, sein tugendhaftes, muthvolles Leben, und schmerzlich jedem Christengemüthe, verkündeten es von Aufgange bis zum Untergange die Trauerglocken von den Thürmen. Er ist nicht mehr; aber sein Name und seine Tugenden sind eingegraben in die Tafeln der Geschichte, welche ein Geschlecht dem andern übergiebt, und eine Größe die andere wecket.

Pizarro (Franzisko), der Entdecker und Eroberer von Peru, geboren zu Truxillo, war der natürliche Sohn eines Edelmannes von Estremadura. Er wuchs ohne alle Erziehung auf, und seine erste Beschäftigung war auf einem Landgute seines Vaters die Schweine zu hüten. Eines Tags hatte sich eins davon verirrt, und da er ohne dasselbe nicht nach Hause zu kommen wagte, nahm er die Flucht, und wollte sich nach Indien einschiffen: allein bald bestimmte ihn sein unternehmender und kühner Charakter, in spanische Kriegsdienste zu treten. Die Entdeckung der neuen Welt eröffneten seinem Ehrgeiz ein weites Feld. Nachdem er lange Zeit in Italien gewesen, ging er nach Amerika, machte alle Kriege auf Kuba und Hispaniola mit, begleitete Geda auf seiner Unternehmung nach dem Meerbusen von Darien, Balboa auf seinem Zuge durch den Isthmus der Südsee, und legte allenthalben jetzt schon so ausgezeichnete Proben von Verstand und Tapferkeit ab, daß er ungeachtet seiner gänzlichen Ungebildetheit ein Commando erhielt. Bisher hatten die Spanier noch keine Unternehmungen

nach den Ländern an der Südseeküste, die nach aller Aussage der Indianer des Goldes Vaterland seyn sollten, gewagt; da spornte Ehrgeiz und Habsucht Pizarro an, sich mit Diego de Almagro und Hernando de Luque zur Eroberung jener Länder zu vereinigen. Diese wandten ihr ganzes Vermögen an, und Pizarro, der nichts hatte, erbot sich dafür den Anführerposten zu übernehmen. Am 14. November 1525 segelte hierauf Pizarro mit einem Schiff und 113 Mann ab, und erst am Ende des Jahres 1526 kam er nach unsäglichen Mühseligkeiten auf der Küste von Peru an. Er fand aber das Land so bevölkert und bebaut, daß er nicht daran denken konnte, sich mit seiner Handvoll Menschen hier fest zu setzen. Er handelte daher von den Wilden bloß eine Menge goldner und silberner Gefäße für europäische Kleinigkeiten ein, und nahm ein Paar junge Peruaner mit, die er im Spanischen unterrichten lassen wollte, um sie künftig zu Dollmetschern gebrauchen zu können. So kam er nach drei mühseligen und fast unnütz verbrachten Jahren 1527 in Panama wieder an. Da von dem Statthalter noch immer keine Unterstützung zu erlangen war, so reisete er geradezu nach Spanien, traf den König Karl an, und machte ihm von seinen ausgestandenen Drangsalen eine so rührende, von den Reichthümern Peru's hingegen eine so reizende Schilderung, daß der König, dem es ohnehin nur einen Titel kostete, den kühnen Mann sogleich zum Statthalter des zu erobernden Landes ernannte, und ihm freie Vollmacht ertheilte, seine Offiziere und übrigen Beamten selbst zu wählen, wofür Pizarro versprach, die Kosten der Expedition mit seinen Freunden ganz allein zu tragen. Die Reise ward nun 1529 mit drei kleinen Schiffen und 180 Mann angetreten. Nach 13 Tagen landete Pizarro an der peruanischen Küste. Im Vertrauen auf seine wenigen Musketen und Kanonen und auf seine 36 Pferde, die jenen Menschen eine wunderbare Erscheinung waren, wandte er keine von Cortez Klugheitsmaßregeln an, sondern brach wie ein beutegieriger Löwe in die schüchternen Horden ein. Die Menschen wurden verscheucht, und ihre Hütten geplündert, in denen sich Gold in ungeheurer Menge fand. Als dies letztere bekannt ward, wurde es dem Almagro in Panama leicht, eine Menge frischer Rekruten anzuwerben und nachzuschicken. Am Flusse Piura ward hierauf die erste Kolonie angelegt, die man St. Michael nannte. Bei einem so ungestümen Verfahren wäre es wohl unmöglich gewesen, ein volkreiches Land, das sich gegen 300 Meilen längs der Seeküste hin erstreckte, mit einigen hundert Menschen in so kurzer Zeit zu erobern, wenn nicht ein innerer Zwist gerade jetzt das Reich zerrüttet gehabt hätte. Kurz vor der Spanier Ankunft war der König (Inka, auch Sohn der Sonne genannt) Huana Kapak gestorben. Seine beiden Söhne Atahualpa und Huaskar hatten sich nach des Vaters Willen in die sämmtlichen Länder theilen sollen; aber das wollte Huaskar nicht, und so gährte das unglückliche Reich im vollen Bürgerkriege. Atahualpa, dem das Heer seines Vaters zu Gebote stand, hatte so eben seinen Stiefbruder gefangen bekommen, und alle übrigen Sprößlinge aus dem Geschlechte der Inkas ermorden lassen. Dieser inneren Noth des Reichs verdankte es Pizarro, daß man ihn so tief eindringen ließ, ohne ihm Widerstand entgegen zu setzen. Huaskar hörte nicht sobald von den neuen Ankömmlingen, als er ihnen hülfebittende Gesandte entgegenschickte, worauf Atahualpa sich gleichfalls die Spanier und zwar durch kostbare Geschenke, geneigt zu machen suchte. Dem letztern ließ Pizarro sagen, er sey geneigt, ihm beizustehen, nur müsse er ihn erst sprechen, denn er sey der Abgesandte eines großen Königs, und habe ihm wichtige Dinge zu eröffnen. Er ging ihm darauf nach Kaxamalka entgegen, einem peruanischen Flecken, in welchem man einige seltsame steinerne Gebäude, dem Anschein nach einen Sonnentempel und einen Pallast, neben

einander fand. Pizarro verwandelte mit einiger Nachhülfe diese festen Steinmassen in eine Verschanzung, ließ einen Graben davor ziehen, und pflanzte seine Kanonen vor dem Eingang hin. Auf die freundschaftliche Einladung des Pizarro, stattete ihm der Inka einen Besuch ab. Jener aber entwarf den treulosen Plan, den Inka gefangen zu nehmen, und führte ihn unter großem Blutvergießen aus. Der Inka, von seinem Throne heruntergerissen und mit Ketten belastet, machte um den Preis seiner Freiheit das Anerbieten, einen der Säle seines Pallastes, so hoch man reichen könnte, mit Gold zu füllen. Auf den ersten Befehl des Königs beeilten sich seine Unterthanen, das ungeheure Lösegeld zu seiner Befreiung zusammenbringen. Unterdessen führte Almagro seinem Freunde eine ansehnliche Verstärkung zu. Man nahm eine Theilung sämmtlicher Schätze vor, bei welcher des Habsüchtigsten Hoffnungen übertroffen wurden. Obgleich der Inka das versprochene Lösegeld entrichtet hatte, wollte ihn Pizarro doch nicht frei geben, und bald darauf gab ihm eine barbarische Handlung des gefangenen Königs einen Vorwand, ihn zum Tode zu verdammen. Fürchtend, daß die Spanier seinen Bruder und Nebenbuhler Huaskar auf den Thron setzen würde, hatte er nämlich diesen auf einen geheimen Befehl ermorden lassen. Pizarro, entrüstet über diesen Mord, oder sich wenigstens so stellend, ließ gegen den Atahualpa Untersuchungen anstellen. Ein Peruaner gab vor, von ihm einen geheimen Befehl erhalten zu haben, die Spanier zu ermorden. Diese Beschuldigung mag nun wahr oder falsch seyn, der unglückliche Inka wurde durch einen förmlichen richterlichen Urtheilsspruch als Usurpator, Brudermörder, Götzendiener, Polygamist und Aufruhrstifter gegen den König von Spanien schuldig befunden, lebendig verbrannt zu werden, und als er aus Furcht vor einem so gräßlichen Tode sich taufen ließ, linderte man seine Strafe in so weit, daß man ihn kurz vor der Verbrennung am Pfahle erdrosselte. Pizarro's Armee erhielt jetzt fast mit jedem Morgen neuen Zuwachs, und dies machte es ihm möglich, auf Kuzko, die Residenz des Inka, loszugehen, und sie in Besitz zu nehmen. Almagro erhielt nun auch vom spanischen Hofe, was er sich gleich anfangs ausbedungen, aber von Pizarro nicht erhalten hatte, eine eigene Statthalterschaft über 200 Meilen Landes jenseits Pizarro's Gebiet. Bei näherer Kenntniß des Landes ergab sich, das Kuzo schon zu Almagro's Bezirk gehöre, und darüber entstand der erste Streit. Pizarro stellte sich indessen zur Nachgiebigkeit bereit, und so trat Almagro seinen Zug über die wildesten und höchsten Gebirge nach Chile an, einen der beschwerlichsten und undankbarsten, die je gemacht worden sind. Gold fand er wenig, und das Volk war so streitbar, daß an eine Niederlassung noch nicht zu denken war. Pizarro richtet unterdessen die Regierung in Peru ein, bauet eine ordentliche Hauptstadt, das heutige Lima, 1535, und vertheilt nach alter Weise Ländereien und Eingeborne unter seine Spanier. Viele Offiziere zerstreuten sich mit kleinen Truppen im Lande umher, theils um das Innere kennen zu lernen, theils um Gold zu suchen. Dies benutzt ein übrig gebliebener Sprößling aus dem Geschlechte der Inkas; er sammelt seine Völker, und treibt die kleine spanische Besatzung in Kuzko so in die Enge, daß sie dem Verhungern nahe ist. Da erscheint der aus Chile zurückgekehrte Almagro, schlägt die Peruaner, und — nimmt auch die spanische Besatzung gefangen, worunter zwei Brüder Pizarro's sind. Der eine Bruder entwischte ihm, den andern schlug Pizarro vor, als Gesandten nach Spanien zu schicken, damit der König den Streit entschiede. Almagro, der gern alles zum Guten lenken wollte, traute dem Fuchs noch einmal, der ihn so oft betrogen hat, und läßt den Bruder los. Dieser, anstatt nach Spanien zu reisen, kommt mit Pizarro's ganzer Macht nach Kuzko, liefert dem alten, kranken,

75jährigen Almagro, im Angesicht aller Peruaner, eine blutige Schlacht (26. April 1538), siegt, bringt ihn selbst gefangen nach Lima, wo ihm der rachedurstende Pizarro sogleich einen Prozeß macht, wie es dem Inka gemacht hatte, und ihn — als einen Hochverräther hinrichten läßt. Pizarro dehnte seinen Haß auf alle Freunde des hingerichteten Almagro aus, und er ließ sie fast in Armuth verschmachten, während er seine eignen Anhänger mit Gütern überhäufte. Ihre Anzahl war in Lima allein groß genug, um einen weniger großherzigen Tyrannen besorgt zu machen: er aber wies selbst jede freundschaftliche Warnung mit stolzer Zuversicht auf seine Furchtbarkeit zurück. Die Mißvergnügten versammelten sich täglich in der Wohnung des jungen Almagro, eines beherzten Mannes, der einen äußerst klugen Offizier Namens Juan de Herreda, zum Hofmeiste hatte. Mit größter Vorsicht wird ein Plan zur Ermordung des Tyrannen entworfen, und Tag und Stunde der Ausführung festgesetzt. An einem Sonntage, um die Zeit der spanischen Sieste (Mittagsruhe), wo es auf den Straßen ziemlich still zu seyn pflegt, und in großen Häusern selbst die Bedienten in ihren Kammern ruhen, stürzen 18 Verschworne, Herreda an ihrer Spitze, auf die Straße, rufen laut: „Lange lebe der König, aber der Tyrann sterbe!" und dringen in den Pallast des Statthalters ein. Pizarro war eben vom Tische aufgestanden, und unterredete sich noch mit einigen Freunden, als ein Edelknabe hereinstürzte, und die Gefahr anzeigte. „Verriegle die Thür!" rief Pizarro einem Offiziere zu; aber dieser, der schon durch des Pagen Nachricht den Kopf verloren hatte, und die Verschwornen kommen hörte, ging ihnen verwirrt entgegen, und fragte sie, was sie wollten. Ein Stoß durch den Leib war die Antwort. Als sie hereindrangen, sprangen einige der Anwesenden aus den Fenstern, andere zogen sich mit Pizarro in ein inneres Zimmer zurück. Hier erhob sich ein hitziges Gefecht; der alte Pizarro vertheidigte den Eingang mit Schwert und Schild, und focht mit allem Feuer eines jungen Kämpfers. „Getrost, Kameraden! rief er, unser sind noch immer genug, diese Verräther zu züchtigen." Nach langem Kampfe fiel endlich sein Stiefbruder, Alcantara, neben ihm, dann seine übrigen Begleiter, und zuletzt empfing auch er, an Kräften erschöpft und fast athemlos, einen tödtlichen Lanzenstoß in die Kehle (26. Juni 1542). Sein Tod war seines Lebens würdig: er erlag der rohen Gewalt, und keine Thräne floß um ihn, der selber nie das Mitleid gekannt hatte.

Pizzicato, diejenige Manier, wenn bei Geigeninstrumenten die Töne nicht durch Streichen mit dem Bogen, sondern durch Schnellen mit dem Finger hervorgebracht werden.

Plafond, s. Deckengemälde.

Plagium, Menschenraub, bei den Römern ein Verbrechen, welches darin bestand, daß man sich des Sklaven eines Andern, um ihn diesem zu entziehen, oder eines Freien, um ihn zum Sklaven zu machen, bemächtigte; nach deutschem Rechte, wenn man sich in den physischen Besitz eines Menschen setzte, jedoch ohne die Absicht, sich dessen zur Befriedigung thierischer Lüste zu bedienen. Plagiarius nennt man den Schriftsteller, welcher fremde Gedanken als die seinigen ausgiebt.

Planetarium, Orrerium, eine Maschine, welche die Bewegungen der Himmelskörper zeigt. Der Graf Orrery erhielt zuerst ein Exemplar, daher der Name. Diese Maschine besteht in einer Darstellung der Planeten, des Thierkreises und anderer astronomischen Linien. Mit Hülfe derselben kann man in wenig Tagen eine richtige Kenntniß von den verschiedenen Erscheinungen am Himmel erlangen. Hauptsächlich gebraucht man das Planetarium, die Theorie der Erde und des Mondes sinnlich zu erklären.

Planeten, Wandelsterne, die zweite Klasse der am Himmel sichtbaren Weltkörper. Man nennt sie so, weil sie ihren Stand am Himmel gegen die Fixsterne jeden Augenblick verändern. Sie unterscheiden sich von den Fixsternen (s. d. Art.) dadurch, daß sie ein sanftes und stilles Licht zeigen, denn sie sind von der Sonne erleuchtete, beschienene, dunkle Körper, während die Fixsterne, als Sonnen, ein flimmerndes und strahlendes Licht zeigen. Sie unterscheiden sich aber auch wesentlich, daß sie sich um eine, in Verhältniß zu ihnen unbewegliche Sonne, von der sie erleuchtet werden, bewegen. Sie sind also nicht, wie die Fixsterne, selbstständige, sondern von einem Fixstern abhängige Körper. Deßhalb nennt man alle Planeten, die sich um eine Sonne bewegen, zusammengenommen ein Planetensystem, oder auch ein Sonnensystem. Wir kennen aber nur unser Planetensystem, d. h. die Sonne und die Weltkörper, die sich um unsre Sonne bewegen und von ihr erleuchtet werden, und auch dieses wahrscheinlich nicht einmal vollständig, da ja noch ganz kürzlich einige neue Planeten entdeckt worden sind. Wahrscheinlich ist es allerdings, daß jeder Fixstern, d. h. jede Sonne, von einem ähnlichen Planetensystem umkreiset wird; die Entfernung aber, selbst des uns nächsten Fixsternes, des Sirius, ist so ungeheuer, daß wir mit den bis jetzt bekannten Instrumenten nicht daran denken dürfen, so unbedeutende Körper, wie die Planeten jener Sonnen im Vergleich mit den Fixsternen sind, zu erkennen. Unser Planetensystem aber, so weit wir es bis jetzt kennen, besteht aus folgenden Weltkörpern. Zuerst und der Sonne zunächst, in einer Entfernung von 8 Millionen Meilen, bewegt sich um dieselbe der Merkur. Er erscheint als ein kleiner Stern von weißlichem, lebhaft glänzendem Lichte, den man aber, weil er der Sonne so nahe ist, nur in der Dämmerung Morgens und Abends mit Mühe wahrnimmt. Seine Größe beträgt nur etwa $^1/_{18}$ der Erde; er ist also der kleinste von den ältern Planeten. Er läuft um die Sonne in 88 Tagen weniger $^3/_4$ Stunden und dreht sich um seine Axe in 24 Stunden. Seine Tage sind also den unsrigen ziemlich gleich, sein Jahr aber beträgt noch nicht $^1/_4$ des unsrigen. Der zweite Planet ist die Venus, ein sehr schöner, in mildem blaulichem Lichte glänzender Stern, den man, weil er kurz vor Sonnenaufgang und bald nach Sonnenuntergang erscheint, im gemeinen Leben Morgen- und Abendstern nennt. Seine Durchmesser beträgt 1669 M. Sie bewegt sich um die Sonne in einer Entfernung von mehr als 15 Mill. M., in $224^1/_2$ Tag und um sich selbst in etwas über 23 Stunden. Der dritte Planet von der Sonne an gerechnet ist die Erde. Ihr Durchmesser beträgt 1719 Meilen. Sie bewegt sich um die Sonne in einer mittleren Entfernung von 20 Millionen Meilen in 365 Tagen 5 Stunden 48′ (Minuten) 48″ (Sekunden), und um sich selbst in 24 Stunden (s. d. Art. Erde). Der vierte Planet ist Mars. Man erkennt ihn an seinem röthlichen Lichte. Seine Größe beträgt etwa $^1/_4$ der Erde, seine Umlaufszeit ohngefähr 687 Tage, seine Umwälzungszeit $24^1/_2$ Stunde, sein Abstand von der Sonne an 32 Millionen Meilen. In einer ungeheuern Entfernung vom Mars bewegt sich der größte aller bekannten Planeten, der Jupiter (sein Durchmesser beträgt an 19.000 Meilen, er ist also an 1474 mal größer als die Erde), und man erkennt ihn an seinem starken silberfarbnen ins Gelbliche fallenden Lichte. Er bewegt sich um die Sonne in einer Entfernung von mehr als 108 Millionen Meilen in $4332^1/_2$ Tag (beinahe 12 von unsern Jahren), um sich selbst hingegen in 9 Stunden und einigen 50 Minuten. Auf den Jupiter folgt in beinahe doppelter Entfernung von der Sonne der Saturn. Seine Umlaufszeit beträgt 10.759 Tage (beinahe 30 unsrer Jahre), seine Umwälzungszeit etwa 10 Stunden, sein Durchmesser 17,160 Meilen, seine Entfernung von der Sonne 199 Millionen Meilen. So weit kannte man die Planeten unsres Sonnensystems bis zum Jahre 1781, wo Herschel, ein deutscher Astronom bei London, den letzten und

entfernteſten der bis jetzt bekannten Planeten, am 14. März, entdeckte und ihm nach Analogie der übrigen den Namen Uranus (Vater des Saturn) gab. Seine Entfernung von der Sonne iſt ſo groß (398 Millionen Meilen), daß er 30.689 Tage (an 84 unſrer Jahre) braucht, ſeinen Umlauf zu vollenden. Seine Umwälzungszeit iſt unbekannt. Die große Entfernung zwiſchen Mars und Jupiter, welche gleichſam eine Lücke zwiſchen den übrigen in regelmäßigen Verhältniſſen zunehmenden Entfernungen der Planeten unter einander bildete, hatte ſchon längſt zu der Vermuthung geführt, daß zwiſchen ihnen ein noch unbekannter Planet ſich bewegen möchte; ſtatt deſſen hat man ihrer 4 gefunden. Am 1. Januar im Jahre 1801 entdeckte Piazzi zu Palermo einen kleinen Planeten, den er Ceres nannte. Im Jahre 1802 fand Olbers zu Bremen die Pallas und 1804 Harding zu Lilienthal die Juno. Endlich im Jahre 1807 entdeckte Olbers die Veſta. In ihren Entfernungen von der Sonne folgen ſie aber ſo aufeinander: Veſta 48 Mill. Meil., Juno 56 Mill. Meil., Pallas 56 Mill. Meil., Ceres 58 Mill. Meil. Obwohl ſie wahre Planeten ſind, weichen ſie doch von den übrigen in manchen Stücken bedeutend ab: ſie ſind bei weitem die kleinſten von allen; Juno hat nur einen Durchmeſſer von 305 oder 309 Meilen, Pallas von 450 oder 455 und Ceres von 348 oder 400; der Durchmeſſer der Veſta iſt noch unbekannt. Sie ſind alſo ſämmtlich und zum Theil bedeutend kleiner als der Mond, auch erſcheinen ſie nur als Sterne 7ter bis 12ter Größe und ſind daher mit unbewaffneten Augen nie ſichtbar; dazu ſind ſie einander viel näher, beſonders Pallas und Ceres, als die übrigen Planeten unter ſich; endlich unterſcheiden ſie ſich auch dadurch, daß ihre Bahnen ſehr bedeutend von der Ebene der Erdbahn abweichen, während alle übrigen Planeten nur ſehr unbedeutend davon abweichen und man beinahe ſagen kann: ſie bewegen ſich in derſelben Ebene. Da ſie ſich ſo nahe an einander befinden, ſo ſind auch ihre Umlaufszeiten nicht ſehr verſchieden; das Jahr der Veſta beträgt 3 unſrer Jahre 8 Monate; das der Juno 4 Jahre 4 Monate; das der Pallas 4 Jahre 7 Monate und das der Ceres eben ſo viel. Ihre Umwälzungszeit, oder die Länge ihrer Tage, iſt unbekannt. — In geringer Entfernung von den Planeten kreiſen die Trabanten, welche ſich zu den Planeten verhalten wie dieſe zur Sonne. Sie ſind die 3te Klaſſen der Weltkörper. Der Name Trabanten bezeichnet eigentlich die Krieger, welche die Perſon des Fürſten beſchützen und überall begleiten ſollen, und deßhalb hat man dieſen Namen jenen kleineren Weltkörpern gegeben, welche ſich in geringer Entfernung um die Planeten bewegen. Sie werden wie dieſe von der Sonne erleuchtet und dienen wiederum, die Planeten während der Nächte zum Theil zu erleuchten. Nicht alle Planeten ſind von Trabanten begleitet. Merkur und Venus haben keinen; die Erde hat den Mond (ſ. d. Art.); Mars und die 4 kleinen Planeten Veſta, Juno, Pallas und Ceres haben wiederum keinen. Jupiter aber hat deren vier. Beim Saturn findet man eine höchſt merkwürdige Erſcheinung: er iſt nämlich von einem leuchtenden Ringe umgeben, oder vielmehr nach den neuern Beobachtungen von zwei concentriſchen Ringen, einem innern und einem äußern. Dieſe Ringen ſind breit, wenig dick und frei ſchwebend, und geben bei einem gewiſſen Stande dem Planeten das Anſehen, als ob er 2 Henkel hätte. Die Beſchaffenheit und der Nutzen dieſe Ringe für den Planeten ſind uns völlig räthſelhaft. Außerdem hat er noch ſieben Trabanten, welche man aber nur mit den ſtärkſten Fernröhren zu erkennen vermag. Uranus endlich hat ſechs Trabanten.

Planiglobium, ſ. d. Art. Landkarten. Oft auch gleichbedeutend mit Planiſphärium (ſ. d. Art.).

Planimetrie nennt man denjenigen Theil der Geometrie, welcher ſich mit Ausmeſſung und Vergleichung der Flächen beſchäftigt. S. d. Artikel Geometrie.

Planisphärium, ein astronomisches Instrument, welches bei den Beobachtungen der Bewegungen der Himmelskörper, ihres Durchgangs durch den Mittagskreis, ihres Auf- und Untergangs gebraucht wird. Es besteht in der Abbildung der Himmelssphäre auf einer Fläche, welche die Sterne, die Konstellation ꝛc. in der ihnen eignen Ordnung darstellt. S. auch den Artikel Astrolabium.

Plantagenet, s. England.

Plastik oder Bildnerkunst nennt man im weitern Sinne diejenige Kunst, die aus harten oder weichen Massen Formen und Gestalten bildet. Da die Stoffe, welcher die Bildnerkunst zur Darstellung sich bedient, sehr verschieden seyn können, als Stein, besonders Marmor, Metall, Elfenbein, Holz, auch Kork (daher Phelloplastik), Wachs (daher Keroplastik), Lack, auch Schwefel, Thon, Gyps u. s. w.; so ist auch der Mechanismus in der Darstellung sehr verschieden, und die Bildnerkunst selbst bekommt daher verschiedene Namen, als: Bildhauerkunst, welcher Name auch zuweilen die Bildnerkunst selbst bekommt, Bildgießerei oder Gießkunst, Bildgraberei, Bildschnitzerei oder Schnitzkunst, auch Steinschneidekunst, so ferne sie Gestalten in kleinern und besonders edlen oder kostbaren Steinen entweder ein- oder auswärts geschnitten darstellt, Drehkunst, Schleifkunst, Bossirkunst, Stukaturkunst, u. s. w. Auch zeigt die Bildnerkunst in der Art und Weise der Darstellung selbst noch andere merkwürdige Unterschiede. Denn es können die Gestalten, welche sie hervorbringt, entweder im Ganzen oder nur nach gewissen Haupttheilen (Kopf und Brust, wie bei Büsten), ferner entweder so, daß sie von allen Seiten frei zu beschauen sind (voll oder ganz rund), oder so, daß sie auf eine Fläche angeheftet und nun zum Theil über derselben wahrzunehmen sind (erhoben), dargestellt werden. Im letztern Falle nähert sich die Plastik gewissermaßen der Malerkunst, ist aber doch immer noch wesentlich von ihr verschieden, da das erhabene Bildnerwerk stets eine wirkliche Ausdehnung hat; daher sie auch die Gegenstände nicht so perspektivisch darstellen kann, wie die Malerkunst. Ferner kann die Bildnerkunst ihre Gestalten sowohl einzeln als gruppirt darstellen, und zwar letztere nicht bloß bei erhobenen, sondern auch bei ganz runden Bildnerwerken oder bei wirklichen Standbildern. In dieser Gruppirung aber ist sie ebenfalls sehr beschränkt und darf der Figuren nicht zu viele zusammenstellen, wenn das Ganze die gehörige Einheit bekommen soll. Endlich kann sie ihre Gestalten sowohl in natürlicher Größe als auch so darstellen, daß sie entweder diese Größe nicht erreichen (verkleinert, verjüngt dem Maße nach) oder über sie hinausgehen (vergrößert, kolossal), das letztere geschieht besonders bei Bildung idealischer Menschengestalten, durch welche Götter und Helden dargestellt werden sollen, um auch durch das übermenschliche Maß den Charakter der Erhabenheit auszudrücken. Da übrigens die Produkte dieser Kunst schon an sich durch die wirkliche Raumerfüllung nach allen Dimensionen der Anschauung so viel sinnliche Wahrheit geben, so bedarf die Bildnerkunst nicht nur nicht der Farben zu ihren Darstellungen, sondern sie würde durch den Gebrauch derselben auch ihren Effekt vermindern, indem der Beschauer entweder ihre Produkte mit lebendigen Gegenständen in der Natur wirklich verwechseln, oder wenigstens glauben würde, sie sey darauf ausgegangen, ihren Produkten den Anstrich solcher Gegenstände zu geben und ihn dadurch zu betrügen. Daher scheint der weiße Marmor, weil er eigentlich gar keine Farbe hat, das tauglichste Material für die Bildnerkunst zu seyn. Daher scheint auch der Anblick von farbigen Wachsfiguren, welche lebende Personen darstellen sollen, etwas Widerliches an sich zu haben; denn ohne die Geschmacklosigkeit, die auch außerdem, besonders in der Bekleidung an solchen Produkten gewöhnlich bemerkbar ist, in Anschlag zu bringen, so fällt schon der Widerstreit des Lebenskolorits und das

Todte, was in der starren Bewegungslosigkeit solcher Figuren liegt, dem Gemüth auf eine unangenehme schauerliche Weise auf. Bei leblosen Dingen hingegen z. B. bei Wachsfrüchten mag sich die Plastik auch der Farbe bedienen, weil hier die Kunst bloß in der getreuesten Nachahmung der Natur besteht. Die Kunst ist aber in diesem Falle eben so wenig Kunst in höherm Sinne, als wenn sie andere Kunstwerke durch treue Abdrücke oder Abgüsse in Gyps, Schwefel, Lack, Glas u. s. w. kopirt, wiewohl sie sich dadurch wenigstens um die Verbreitung plastischer Kunstwerke und die Vervielfältigung der Mittel zur Geschmacksbildung verdient macht. — Ueber den innern Charakter der Plastik, zu welchem sie sich besonders unter den Griechen auf das herrlichste entwickelt hat, wird der folgende Artikel handeln.

Plastisch. Auch der Abwesenden Gestalt ist uns lieb; oft schwebt den Wachend-Träumenden ihr Bild vor Augen. Diese Bilder erfassende, Bilder nicht lassende Einbildungskraft war die Mutter der Plastik, der die Natur selbst Vorzeichnerin ward. Entwarf nicht sie selbst, die Natur, des Geliebten Schatten? Ein Umriß dieses Schattens, eine nach ihm aus dem Andenken gebildete Gestalt brachte dem Andenken die ganze lebende Person wieder. So erzählt das Mährchen die Erfindung jener korinthischen Braut, die den Schatten des Geliebten zeichnete und ihres gefälligen Vaters, der ihn formte. Die Aegypter stellten ihre Figuren in Mumiengestalt dar; sobald Dädalus die todte Gestalt zu beleben, ihren Händen und Füßen Bewegung zu geben anfing, war die große Bahn der griechischen Kunst in Stellung aller Art geöffnet, und bis an die äußersten Grenzen derselben hat sie sich gewagt. Sehet die Ringer, Kämpfer und Fechter im Ausfall, in der Bewegung; die Stellung des Mannes, der den Pfeil aus seiner Ferse zieht, dessen, der sein Haar rückwärts wäscht, dessen, der mit dem Palladium in der Hand sich hebt; des Fauns, der den Knaben auf seinem Fuße wieget und so manche andere täuschende, haschende, schwebende Stellung vom gestreckten Körper des Marsias an bis zur Leiche des Patroklus, vom träumenden Hermaphroditen bis an die Gränzen menschlicher Bewegung hat die Kunst gereicht und beinah das Unmögliche berührt. Ueber manche Namen dieser Figuren ist Manches vergebens gesagt worden, da es offenbar die schwersten, mithin Meisterstellungen der griechischen Kunstschule waren, die in ihren Schranken jedes Bewegliche unseres vielbeugsamen Körpers darzustellen, jeder Stellung Ruhe und Bewegung auf der Goldwage zuzuwägen sich getraute. Bewegung also d. h. Leben vom ruhigsten Stande oder Sitz einer Gestalt bis zur heftigsten Erzeigung ihrer Wirksamkeit bildete die griechische Kunst, geführt von Weisheit, denn da das Heftigste nur Einen Augenblik dauert; mäßige Bewegung dagegen, wie im Gleichgewicht schwebend, sich lange erhält und den Anschauenden zu einer gleichruhigen, betrachtenden, sich vergnügenden Gemüthsbewegung einladet; so nehmen freilich dem Zweck und Wesen der bildenden Kunst gemäß ruhige Figuren, auch ohne Rücksicht auf Schönheit, die große Mitte der griechischen Kunsttafel ein. Das Gewaltsame stehet nur am Ende, meistens in einem untergeordneten Bezirk; indessen steht auf ihr auch das gebildet. Daß unter morgenländischer Verhüllung weder an Maß noch Gestalt der Glieder, sie gewiß und richtig zu bilden, gedacht werden konnte, ist durch sich klar, die Hülle mußte abgeworfen werden und der Körper sich, wie er ist, zeigen. Das griechische Klima, die griechischen Sitten und Uebungen, vorzüglich die ganze Denkweise der Griechen begünstigten diese Enthüllung, und so trat das schöne Menschengebilde ans Licht, das in sich selbst ganz Maß und Gestalt ist. Alles mißt und ordnet sich, an unserm Körper Einheit und Symmetrie, der vielfachste Gliederbau in der genauesten Zusammenfügung und Beziehung machen an ihm ein so übersehbares in einem Blick zufassendes Ganzes,

daß unser Auge an ihm wie an einem geschlossenen Vollkommnen mit Befriedigung haftet. Wie der Tonkreis, wie die Farbenlagen ist die Menschengestalt ein Untrennbares. Nicht nur erinnert jeder Theil an den andern, sondern jeder Theil des Theiles bestimmt und misset das Ganze. In dieser Wohlordnung steht das Gebilde da, aufgerichtet; es ladet ein zum Betrachten, zur Zeichnung und weil es Form ist, zur Formung. Und da dies erhabene Gebilde die kleinste Basis unter sich hat, mithin in jeder Bewegung sich Gleichgewicht, Wechsel der Kräfte und Ruhe aufs sichtbarste zumisset und die Regel seiner Proportionen verändert, in jeder Bewegung zeiget; was konnte die Kunst anders als diese Regel bemerken? sie nach Lebensaltern, Geschlechtern, Charakteren, Stellungen bezeichnen und ordnen? Lebensalter also, Geschlechter und Charakter unterscheiden wie die Menschen, so auch die Bildwerke, jedes derselben in sich hat sein Reinstes, sein Höchstes. Nicht etwa nur krüppelhafte Kinder verunzieren die Kindheit; in der Kindheit selbst ist ein Punkt, wo das Kind am schönsten Kind ist. Ein gleiches ist es mit jedem Alter in beiden Geschlechtern. Diesen Punkt zu finden, konnte einer Kunst nicht gleichgültig seyn, die den fürs Andenken günstigsten Augenblick der Lebenshora verewigen wollte. Mit liebendem Auge forschte sie, auch in der dem Alter, dem Geschlechte und Charakter günstigsten Stellung und Handlungen wählte sie das schönste Moment der Zeit, werth daß es dem Andenken verewiget würde. Dies alles lag im Begriffe der Kunst, wie sie im Bildsamsten das Bildungswürdigste darstellen wollte. Manche oft unanständige Fragen, warum die griechische Kunst in beiden Geschlechtern das oder jenes nicht, oder nur also, oder nur bei diesen und jenen Figuren und bei diesen also oft gebildet habe? beantwortet diese Regel entweder selbst oder einige Erwägung dessen, was Form als Form darstellen kann, oder endlich das leiseste Gefühl des sichtlichen Anstandes. Die nackte Kunst muß zugleich die schüchternste, die sittsamste seyn, ganz innerhalb ihrer Gränzen wohnend. Sie kann und will nicht malen, noch weniger Lüste reizen. Ein Naturgebilde schaffet sie, wie Gott es schuf, durch seine Natur heilig und durch seine Natur bedeutsam. Jede Form der menschlichen Gestalt spricht zu uns, weil wir selbst mit dieser Form bekleidet, den Geist fühlen, der sich in dieser Form offenbaret. Wie wolltet ihr einem Kinde ein zorniges oder ein freundliches Gesicht begreiflich machen, d. h. ihm den Zorn oder die Freundlichkeit durch Unterricht beibringen, wenn es den Nausdruck dieser Affekte sym- oder antipathetisch nicht in sich fühlte? Nicht anders fühlen wir den Gemüthscharakter jedes echt gebildeten Werkes der Kunst, den Geist, der es bewohnet, schnell oder sanft gehet er in uns über. Mein Arm erhebt sich mit jenem Fechterarm; meine Brust schwillt mit jener Brust, auf welcher Antäus erdrückt wird. Meine Gestalt schreitet mit Apollo, oder lehnt sich mit ihm, oder schaut begeistert empor. Laokoons und der Niobe Seufzer dringen nicht etwa in mein Ohr; sie heben meine Brust selbst mit stummem Schmerz. Das Angesicht jenes Genius, dieser Tochter blicken mich an und erfüllen mich dadurch selbst mit ihrer Liebe, mit ihrer Unschuld; durch alle Theile des schön belebten Körpers ist diese Harmonie ergossen. Nicht etwa nur jener Rücken des Herkules ist bedeutend; die Trümmer eines lieblichen Mundes, dieses zerbrochenen Jupiters Schädel führen ihre ganze Bedeutsamkeit mit sich. Ueber jenem schwebt noch die Pitho; unter diesem erzeugen sich noch Zeus Gedanken. Der Ausdruck der plastischen Kunst ist leibhaft, also auch mittelst leibhafter Formen geisthaft, d. h. sympathetisch wirksam. Daraus ergibt sich sowohl das Gute, das die Plastik der Menschheit geleistet, als das Schöne, das ihr wesentlich zukommt. Im reinsten Umriß, in ausdrückenden Formen alles Vortreffliche, Große, Edle, Reizende der menschlichen Gestalt hat sich dargestellt, mithin leib- und we-

senhaft gezeigt, welche Kräfte den menschlichen Bau regen und bewohnen. Mein Schenkel schreitet wie der des Apolls; Jupiters Stirn ist die meine Zu jeder hohen Ruhe, zu jedem großen Verhältniß erhebt sich meine mit fühlende Brust. Ich spreche mit diesen reinen Gestalten, wie mit Brüdern und Schwestern; denn ich fühle sie sind meines Geschlechtes.

Plata (im Spanischen s. v. a. Silber), Rio de la Plata, d. i. Silberfluß, Fluß in Südamerika, der aus der Vereinigung der Flüsse Paraguay, Parana und Uruguay 34° S. B. seinen Namen erhält und unterhalb Buenos Ayres zwischen dem Cap Anton im Süden und dem Cap St. Maria im Norden, bei einer Breite von 20 Meilen sich ins äthiopische Meer stürzt, aber wegen der Menge Klippen und der sich durchkreuzenden Ströme für die Schifffahrt äußerst gefährlich ist; er wurde 1515 von Juan de Solis entdeckt. Von ihm hatte einst den Namen das spanische Vizekönigreich Plata, Rio de la Plata, auch Buenos-Ayres. S. Buenos-Ayres und die Art. Südamerika und Südamerik. Revolution.

Platäa, jetzt Vlathi, eine ansehnliche Stadt im westlichen Böotien, welche einst einen eigenen, ziemlich bedeutenden Staat ausmachte. Dieser Staat stand anfangs unter Königen, und hatte in der Folge stets mit den Thebanern um seine Freiheit zu kämpfen. Um sich gegen diese mächtig zu Nachbarn zu sichern, begaben sie sich in den Schutz der Athener, die sie ganz frei und unabhängig von den Thebanern machten. Seit dieser Zeit waren die Platäer immer Bundesgenossen der Athener. In der Schlacht bei Marathon fochten sie mit tausend Mann auf Seiten der Athener gegen die Perser und als Xerxes nochmals Griechenland überzog, so waren sie die einzigen Böotier, welche treu die Partei der Griechen hielten. Sie fochten mit gegen die Perser in der Schlacht bei Artemisium, und hatten dafür das traurige Schicksal, daß ihre Stadt von den Feinden verbrannt wurde. In der blutigen und für die Griechen so siegreiche Schlacht bei der Hauptstadt ihres Landes (Platäa) hielten sie sich so tapfer, daß, als die Athener und Spartaner nicht einig werden konnten, wem von ihnen der Hauptpreis des Sieges gebühre, dieser den Platäern zuerkannt wurde. Im peloponnesischen Kriege zog das Bündniß mit Athen ihnen viel Ungemach zu. Die Thebaner gaben zu diesem Kriege die Losung, indem sie die erste Feindseligkeit begingen, und Platäa überfielen. Sie bemächtigten sich, durch einige Platäer selbst herbeigelockt, in der Nacht dieser Stadt, wurden aber von den den Athennern ergebenen Bürgern wieder überfallen, und fast alle niedergemacht. Nun legten die Athener eine Besatzung in Platäa, und versorgten es mit Lebensmitteln. Im 5. Jahre dieses Krieges aber eroberten es die Lacedämonier, tödteten alle Einwohner, und zündeten die Stadt an. Die Weiber wurden zu Sklavinnen verkauft, und das ganze Gebiet wurde den Thebanern übergeben. Ein Theil der Einwohner flüchtete zu den Athenern, welche ihnen fünf Jahre hernach die Insel Scione zum Aufenthalt einräumten, bis der antalcidische Friede ihnen die Rückkehr in ihr Vaterland wieder erlaubte. Nun baueten sie ihre Stadt wieder auf, welche aber drei Jahre vor der leuktrischen Schlacht nochmals durch einen listigen Ueberfall der Thebaner erobert, und bis auf die Tempel zerstört wurde. Die Einwohner wurden gezwungen, ihr Vaterland und ganz Böotien zu verlassen, und sie begaben sich zu den Athenern, welche sie wohl aufnahmen, und ihnen das Bürgerrecht ertheilten. Als aber Philipp bei Chäronea gesiegt hatte, so ließ er die Platäer, aus Haß gegen Theben, wieder nach ihrer Heimath zurückkehren.

Platform (Plateforme) heißt in der Baukunst eine Reihe von Balken welche das Zimmerwerk eines Dachs tragen, und auf dem Rande der Mauer aufliegen, von wo das Gebälk aufgerichtet wird. 2) Eine Art von Terrasse oder flachem, offenem Platz über einem Gebäude, von wo aus man eine

freie Aussicht auf die Umgegenden hat, gebraucht. Die Häuser der Alten waren von dieser Art, wie noch jetzt die Häuser der Morgenländer. 3) In der Kriegssprache eine Erhöhung, worauf ein Geschütz gestellt wird, um auf den Feind zu feuern. Auf dem Walle ist immer eine Platform, welche gebildet wird, indem man entweder Erde auf den Wall aufhäuft, oder Bohlen so zusammenfügt, daß sie allmählig aufwärts gehen, um das Geschütz heraufrollen zu können.

Platin, ein Metall, von dem spanischen Platina oder Platinja (silberähnlich) so genannt, kommt nur gediegen in kleinen losen Körnern vor, die gemeiniglich von lichter stahlgrauer Farbe sind. Es ist geschmeidig, biegsam und außerordentlich schwer. Beigemischt sind ihm noch Eisen, Chrom, Titan, Kupfer, Gold, Osmium, Rhodium, Iridium und Palladium. Man findet es im aufgeschwemmten Sande mit Gold und Magneteisenstein bei den Städten Santa Fé und Choco in Südamerika, wo man es aus den Goldwäschereien erhält. Auch in St. Domingo und in Brasilien findet es sich. Man verarbeitet es, nachdem es gereinigt worden, zu Schmuckketten, Löffeln, physikalischen Werkzeugen, Platin-Tiegeln u. s. w. und zieht es zu den feinsten Drähten. Wollaston hat haltbaren Platinadraht verfertigt, welcher $^1/_{600}$ einer Linie mißt, indem er stärkere Drähte dieses Metalles mit Silber überzog, dann den Drahtzug bis zur möglichsten Verfeinerung fortsetzte, und am Ende das Silber durch Salpetersäure zerstörte. Um die Vermischung mit dem Golde zu verhüten, ist die Ausfuhr aus Amerika verboten worden. Außerdem würden die Künste sich von diesem trefflichen Metall, das so unzerstörbar ist als das Gold, von Luft und Wasser nicht angegriffen wird, und den einfachen Säuren widersteht, manche Vortheile zu versprechen haben.

Platner (Zacharias), Professor der Medizin in Leipzig, geb. zu Chemnitz den 16. Aug. 1694, wurde, nachdem er eine Reise durch Holland und Frankreich gemacht, in Leipzig 1721 außerordentlicher und 1724 ordentlicher Prof. und starb 1748 mit dem Ruhme, einer der berühmtesten Lehrer der Wundarzneikunst gewesen zu seyn, mehrere gehaltreiche, in schönem Latein geschriebene medizinische Werke hinterlassend. Sein Sohn, Ernst Platner, geboren zu Leipzig den 11. Juni 1744, erhielt seine erste wissenschaftliche Bildung in Altenburg bei Ranisch, hierauf in Leipzig bei Ernesti und endlich bei Hauptmann in Gera, wo er seine Schulstudien vollendete. 1762 bezog er die Hochschule zu Leipzig, wurde 1766 Magister und promovirte das Jahr darauf als Doktor der Medizin. Nachdem er eine Reise durch Frankreich und Holland unternommen, erhielt er 1776 eine außerordentliche Professur der Medizin; 1780 die ordentliche der Physiologie, 1801 die außerordentliche der Philosophie, in welcher Wissenschaft er schon seit langer Zeit durch blühenden Vortrag und innern Gehalt ausgezeichnete Vorlesungen gehalten hatte. 1811 wurde er zum ordentlichen Lehrer der Philosophie erhoben. 1817 am 12 Mai feierte der würdige Gelehrte sein Amtsjubiläum. Er starb am 17. Dez. 1818 als königl. sächsischer Hofrath und mehrerer gelehrten Gesellschaften Mitglied. Platner hat das Verdienst, anatomische, physiologische und medizinische Kenntnisse auf die Psychologie und Anthropologie angewandt, und dadurch zur Vollkommnung dieser Disciplinen beträchtlich beigetragen zu haben, wie er denn überhaupt zu den feinsten und scharfsinnigsten Menschenkennern gehörte, und in Schilderung von Charakteren vielleicht von keinem übertroffen ward. Klassisch sind unter seinen Schriften: die philosophischen Aphorismen; Gespräche über den Atheismus, womit er Hume's Gespräche über die natürliche Religion 1781 begleitete; Anthropologie für Aerzte und Weltweise; Quaestiones physiologicae. Sein deutscher Styl hat das Eigene, daß er die Worte so stellt, wie sie der logische Rang der Gedanken nach einander folgen und regieren, nicht wie sie der allgemeine Sprachgebrauch folgen läßt.

Platon, der berühmte Stifter einer eigenen philosophischen Schule welche nach seinem Namen die platonische, und nach dem Orte, wo er lehrte die akademische genannt wird. Er war einer von den Schülern des Sokrates und unter diesen ohne Zweifel derjenige, der wegen seines großen Genies, seiner schöpferischen Phantasie und seiner ausgebreiteten Gelehrsamkeit unsere größte Aufmerksamkeit verdient. Sein Geburtsjahr fiel um das 4. Jahr der 87. Olympiade. Seine Eltern leiteten ihre Abkunft von den berühmtesten Geschlechtern Athens her; der Vater Ariston vom Kodrus, dem letzten attischen Könige, die Mutter Periktione von einem Bruder des Solon; ja beide stiegen in ihrer Abstammungstafel bis zu den Göttern selbst hinauf. Viele angesehene Schriftsteller, und unter diesen Speusipp, der Nachfolger des Platon in der Akademie, wagten es sogar, die Sage zu wiederholen, daß Platon nicht vom Ariston, sondern vom Apollo selbst erzeugt, und daß seine künftige Größe, vorzüglich aber seine Beredsamkeit, durch wundervolle Zeichen vorher verkündigt worden sey. Man erzählt, daß ein Bienenschwarm dem Platon in seiner Kindheit Honig in den Mund gelegt, und daß dem Sokrates kurz vor seiner Bekanntschaft mit dem Platon geträumt habe, als ob von dem, dem Amor geweiheten Altar in der Akademie ein Schwan sich in seinen Schooß geflüchtet, und alsdann, plötzlich befiedert, sich unter dem schönsten Gesange in die Lüfte erhoben hätte. Anfänglich hieß er Aristokles; den Namen Platon soll er von den breiten Schultern, oder von der breiten Stirn, wodurch er sich auszeichnete, erhalten haben. Er war seinem Aeußern nach ein einnehmender, ja schöner Mann; seine Gesichtszüge regelmäßig, seine Miene ernsthaft, die Augen voll Milde, sein Gang ernst, und sein ganzes Aeußere voll Bescheidenheit. Eben diese liebenswürdige Persönlichkeit war es auch, welche den Sokrates bei der ersten Zusammenkunft mit ihm für ihn einnahm. In seiner Jugend lernte er die Grammatik vom Rheter Dionys, die Malerei und Musik vom Draken, einem Schüler des Damon, und dem Metell aus Agrigent. In der Gymnastik war Ariston sein Lehrer, der ihn in dieser Kunst so weit brachte, daß er in den isthmischen und pythischen Spielen als Mitbewerber um den Preis auftreten konnte. Seine glänzende Phantasie schien anfangs ihn zum Dichter zu bestimmen; auch bezogen sich in der That seine ersten Geistesversuche auf die Poesie. Er machte Dithyramben und ein episches Gedicht, verbrannte aber dieses, als er es mit seinem Muster, dem Homer, verglich. Nun legte er sich auf die dramatische Dichtkunst, und schrieb einige Trauerspiele. Diese war er eben im Begriff auf die Bühne zu bringen, als er im 20. Jahre seines Alters den Sokrates kennen lernte, der ihm den Schritt widerrieth, und seine Neigung von der Poesie ab auf die Philosophie lenkte. Wie man sagt, vernichtete er nun auch jene Trauerspiele, doch müssen einige seiner poetischen Arbeiten erhalten worden seyn; wenigstens lieset man einige poetischen Stücke unter seinem Namen in der griechischen Anthologie. Ungeachtet er aber aufhörte, selbst Dichter zu seyn, so blieb ihm doch die Liebe zur Poesie sein ganzes Leben hindurch, und die Werke der Sänger der Vorzeit, namentlich des Homer, der Tragiker, und Komiker Athens, des Sophron, waren seine Lieblingslektüre, die er auch in der Absicht studirte, um nach ihnen seine Kunst in der edlen Prosa und des Dialogs bis zur höchsten Vollendung auszubilden. Schon vor seiner Bekanntschaft mit Sokrates scheint Platon philosophische Studien unter der Anleitung von Sophisten getrieben zu haben, indem die Alten ausdrücklich den Kratylus, einen Anhänger des Heraklit, als einen seiner frühern Lehrer nennen; aber die Methode des Sokrates im Philosophiren zog ihn bald so sehr an, daß er sich ihm allein bis an dessen Tod überließ. Acht Jahre genoß er dessen Umgang, und liebte ihn mit aller der Innigkeit, welche dieser vortreffliche Mann verdiente; auch war er bei dessen unglücklichem Prozesse sein eifrigster Vertthei-

diger. Auch Sokrates liebte den schwärmerischen Jüngling, und schätzte ihn sehr wegen seines philosophischen und schriftstellerischen Talents, das ihn vor allen andern Sokratikern auszeichnete. Da die Anhänger des Sokrates nach dessen ungerechtem Tode sich in Athen nicht mehr für sicher hielten, so begab Platon sich mit mehrern derselben zum Euklides nach Megara, und nahm an den philosophischen Dispüten desselben Theil; doch nur kurze Zeit. Der Ruf von der pythagorischen Philosophie in Großgriechenland, von den Merkwürdigkeiten Aegyptens und den Kenntnissen der dortigen Priester, vielleicht auch von den Chaldäern und Magiern, bei denen damals das zoroastrische Institut in der Blüthe war, weckte in ihm den Entschluß, diese Länder zur Bereicherung seiner Einsichten zu bereisen. Er ging zuerst nach Italien, unterhielt sich hier mit dem Archytas von Tarent und dem Eudoxus aus Knidus, und gewann die Achtung und Freundschaft dieser Weltweisen. Hierauf begab er sich nach Cyrene, um von dem Mathematiker Theodorus, der vorher in Athen gewesen war, zu lernen, und von dort nach Aegypten. Mehrere ältere und neuere Schriftsteller behaupten, daß er sein philosophisches System von den ägyptischen Priestern erborgt habe; aber sein eigenes Urtheil über die Aegypter widerlegt dieses. Er rühmt das Land als außerordentlich sehenswerth und lehrreich für die Griechen, wegen des Alterthums und der Vorzüglichkeit der Kultur desselben; wegen der Eigenheit der Religion, der Staatsverfassung, der Denkart und Sitten der Einwohner; wegen der dort anzutreffenden bewundernswürdigen Werke menschlicher Kraft und Kunst; endlich wegen der physikalischen, mathematischen und astronomischen Kenntnisse der Priester; im geringsten aber nicht wegen eines philosophischen Systems, in dessen Besitze diese gewesen wären. Gegen Ol. 98 kam er aus Aegypten nach Sizilien, um den Aetna zu sehen, und dann nach Syrakus, wo der ältere Dionysius regierte. Hier ward Dion, ein trefflicher junger Mann und naher Anverwandter des Tyrannen ein Zögling und enthusiastischer Freund des Philosophen, dem er auch den Zutritt zum Dionys verschaffte. Freimüthigkeit erregte den Argwohn und das Mißtrauen des Tyrannen, und Dion fand es nothwendig, den Platon auf ein Schiff zu entfernen, das den Lacedämonier Polis nach seiner Heimath führen sollte. Die Nothwendigkeit dieser Vorsicht zeigte sich gleich darauf durch das niederträchtige Verfahren des Dionys, welcher mit den Polis die Abrede nahm, daß dieser den Philosphen unterweges entweder tödten, oder zum Sklaven verkaufen solle. Polis wählte das letztere, und verkaufte den Philosophen in Aegina. Hier aber wurde er durch die Vermittelung des Aniceris aus Cyrene losgekauft, und da dieser von den Freunden des Platon, oder nach Andern, vom Dion allein, die Kaufsumme wieder erhielt; so brachte er für dies Geld in Athen einen Garten am Kolonus an sich, den er dem Platon schenkte, welcher Ol. 99 nach Athen zurückkam. Platon entwarf sich nun einen Lebensplan, dem er immer treu blieb. Ganz von öffentlichen Geschäften sich entfernend, widmete er sich bloß der Philosophie, und arbeitete an Errichtung eines neuen philosophischen Systems. Die Akademie, ein mit Bäumen besetzter und zu gymnastischen Uebungen bestimmter Platz, vor der Stadt, wo er aus seinem väterlichen Nachlasse schon einen Garten besaß, war der Ort, wo er seinen philosophischen Lehrstuhl aufschlug. Bei allem Nutzen, den Platon in seiner Akademie stiftete, und bei allem Ruhme, den er einerndtete, scheint ihm doch damals die Ausführung seiner politischen Ideen und Entwürfe mehr als alles am Herzen gelegen zu haben. Der ältere Dionys in Syrakus war im 2. Jahre der 103. Ol. gestorben und Dion beredete den jungen Dionys dahin, daß er den Platon auf eine sehr ehrenvolle Art an seinen Hof einlud, munterte selbst diesen zur Ueberkunft nach Sizilien auf, und wenn auch manche Bedenklichkeiten und Gegengründe Platons Entschluß, die Wünsche seines Freundes und des jungen

Fürsten zu erfüllen, anfangs wankend machten, so wurden sie doch bald durch seine politischen Hoffnungen, vielleicht auch durch seinen Ehrgeiz, der hier ein erhabeneres Ziel sich vorgesteckt wähnte, überwogen. Er hinterließ also dem Heraklides Pontikus das Lehramt in der Akademie, und reiste zum zweiten Male nach Syrakus. Er wurde mit den glänzendsten Ehrenbezeigungen aufgenommen, und das ganze Benehmen des Fürsten, der Eifer, welchen er für die Philosophie zeigte und die Aenderung der Sitten und Lebensart, welche am Hofe erfolgte, entsprachen ganz der Erwartung des Philosophen. Aber bald ließ sich der schwache Fürst auf die entgegengesetzte Seite lenken, wurde gegen Dion und auch gegen Platon eingenommen, und dieser sah sich endlich genöthigt, Syrakus zu verlassen. Indessen dauerte die Verbindung zwischen dem Fürsten und Platon wenigstens schriftlich fort, und letzterer erhielt mehrmalige sehr ehrenvolle Einladungen, nochmals nach Syrakus zu kommen, die er auch endlich auf Zureden seiner Freunde unter den Pythagoräern, vornehmlich des Archytas und auch des Dion selbst, annahm, nachdem sich Dionys verbindlich gemacht hatte, den vertriebenen Dion in alle seine Rechte wieder einzusetzen. Eigentlich war es Dionysen um nichts weniger als um die Philosophie des Platon zu thun, daß er ihn so gern an seinem Hofe haben wollte; es war vielmehr nur die Befriedigung seiner Eitelkeit, welche dieses Verlangen bei ihm erregte. Platon sah daher sehr bald nach seiner Ankunft in Syrakus, daß daselbst kein Wirkungskreis mehr für ihn sey, und durch die Treulosigkeit des Dionys gegen Dion, und durch die Meutereien der Höflinge gegen ihn selbst wurde er aufs neue genöthigt, Sizilien zu verlassen, um den ihm drohenden Gefahren zu entgehen. Zu den merkwürdigern Lebensumständen des Platon gehören noch seine Entwürfe und Rathschläge zu Staats- und Gesetzverfassungen für die Cyrenaiker, Arkadier, Thebaner, die kretische Kolonie Magnesia, und auch für die Sizilianer nach dem Tode des Dion. Den Eleern sandte er den Phormio, den Pyrrhäern den Menedem, dem Perdikkas, König von Macedonien, den Euphräus, seine Schüler, um ihre politischen Verfassungen zu bessern. Er starb endlich im ersten Jahre der 180. Ol. als ein Greis von 83 Jahren, gerade an seinem Geburtstage, indem er eben einem Hochzeitschmause beiwohnte. Er wurde in Ceramikus, nahe bei der Akademie, begraben, wo ihm die Athener ein Denkmal errichteten, das Pausanias im zweiten Jahrhundert n. Chr. G. noch sah. Ueber die Vortrefflichkeit des Platon als Philosoph und als Schriftsteller sind Alte und Neue einstimmig, indem die abgeschmackten Urtheile einiger fanatischer Peripathetiker hier nicht in Betrachtung kommen können. Was seine Geistesvorzüge betrifft, so scheint er eine noch feurigere Phantasie als sein Lehrer Sokrates gehabt zu haben. Dagegen fehlt ihm der feine, stets gespannte Beobachtungsgeist des Sokrates und der unbefangene richtige Verstand, der sich weder von Leidenschaften blenden, noch von der Einbildungskraft verführen ließ, jede Sache ruhig von allen Seiten betrachtete, und bei jedem Schlusse auf die Erfahrung zurückblickte. Platon besaß mehr Tiefsinn, als hellen gesunden Verstand, und war weniger scharfsinnig als spitzfindig. Das Urtheil über seinen moralischen Charakter ist für uns großen Schwierigkeiten unterworfen. Von seiner persönlichen Lebens- und Handelnsweise sind nur fragmentarische Nachrichten zu uns gelangt, und es wird uns dadurch sehr schwer, über die Gültigkeit einzelner Aussprüche und Beschuldigungen gegen ihn zu urtheilen, da es ausgemacht ist, daß jeder über seine Zeitgenossen erhabene Kopf seine Feinde, Neider und Verunglimpfer hat. Erwägt man indessen den ganzen Abdruck seines Geistes und Herzens in seinen Schriften und die von den Biographen des Philosophen einhellig erzählten Thatsachen, so scheint doch immer das Urtheil am sichersten, daß Platon, der Mensch mit Ruhme neben Platon, dem Weltweisen, stehen

stehen könne, ob ihm gleich die Vollendung des Sokrates fehlte. Von den zahlreichen, theils noch vorhandenen, theils verlornen Schriften des Platon findet man ein vollständiges Verzeichniß, nebst Anzeige des Inhalts in Fabr. Bibl. Gr. III p. etc. ed. Harl. Die noch vorhandenen ordnete zuerst Schleiermacher nach ihrem innern Zusammenhange und mittelte so drei Arten derselben aus. 1) Die elementarischen, in welchen sich die ersten Ahnungen entwickelten von dem, was allem Folgenden zum Grunde liegt, von der Dialektik, als Technik der Philosophie, von den Ideen als ihrem eigentlichen Gegenstande, also von der Möglichkeit und den Bedingungen des Wissens, in welchen noch Theoretisches und Praktisches gesondert ist. Dahin rechnet er Phädrus, Lysis, Protagoras, Laches, Charmides, Euthyphron, Parmenides, nebst der Zugabe von Sokrates Vertheidigung, Kriton, Jon, dem kleinen Hippias, Hipparchus, Minos, Alkibiades II. 2) Die indirekten, welche von der Anwendbarkeit jener Prinzipien, von dem Unterschiede zwischen philosophischer und gemeiner Erkenntniß in vereinter Anwendung auf beide aufgegebene reale Wissenschaften, die Ethik nämlich und die Physik, fortschreitend reden. Dies sind Gorgias, Theätetos, Menon, Euthydemos, Kratylos, der Sophist, der Staatsmann, das Gastmahl, Phädon, Philebos ꝛc. 3) Die eigentlich konstruktiven darstellenden, oder die objektiv wissenschaftlichen Darstellungen, in welchen Praktisches und Theoretisches Eins sind. Die sind Timäus, Kritias, der Staat (welcher das ideale Bild des Staats, die platonische Republik, enthält) die Gesetze, Epinomis. Daß es eine solche Folge, einen solchen innern Zusammenhang und Organismus platonischen Wissens geben müsse, erweist eben das, so viel möglich, in seinem natürlichen Zusammenhange vorgelegte Wissen selbst. Es war nicht bloß Nachahmung des Sokrates, daß Platon in seinen Schriften die dialogische Form statt der didaktischen wählte, sondern auch Mode seines Zeitalters, in welchem aller philosophische Unterricht gesprächsweise ertheilt wurde, bis zur Zeit des Aristoteles der didaktische zusammenhängende Vortrag gewöhnlich ward. Doch wählte Platon in dem, was er schriftlich hinterließ, nicht den Gesprächton des wirklichen Lebens, wie andere Sokratiker, sondern schuf ihn zu einem veredelten Dialog der Kunst um. Da er einen Unterschied zwischen esoterischer und exoterischer Philosophie machte, jene nur geprüften und bewährten Freunden vertrauete, so finden wir vielleicht in den Dialogen nur seine Popularphilosophie, nicht seine echten esoterischen Grundsätze. Daß in seinen Schriften auch esoterische Weisheit enthalten ist, lehrt der Inhalt; denn gewiß gehört seine Ideenlehre nicht in die Popularphilosophie; auch zeigt Platon in seinen spätern, für seine Philosophie aber wichtigsten Schriften weniger Aengstlichkeit in diesem Punkte. Was die Tropen, Gleichnisse, historische Sagen und Mythen des phantasiereichen Platon in seinen Dialogen betrifft, so braucht er sie entweder bloß als Einleitung seiner Dialogen, und dann gehören sie nur zur Form, nicht zum Inhalte derselben; oder er will durch die Einkleidung in ein Bild die Fassung abstrakter Begriffe erleichtern, und dann beziehen sie sich auf Form und Inhalt zugleich; oder er half sich da durch Mythen, wo das Gebiet des menschlichen Wissens aufhörte, wo es übersinnliche Gegenstände galt. Solche Mythen sind nicht bloß Produkte einer verschönerten Phantasie, sondern als eigentliche platonische Philosopheme anzusehen; es ist sogar wahrscheinlich, daß Platon diese Mythen im Ernste verstanden, auch in seiner esoterischen Philosophie so vorgetragen habe. Platon wie schon angemerkt ist, bemühete sich also, die Philosophie zum Range einer Wissenschaft zu erheben, und dadurch unterschied er sich eben vom Sokrates, der nur mit der Entwicklung der Verhaltungsregeln für einzelne moralische Fälle sich beschäftigte, ohne die sittlichen Maximen bis zu ihren letzten Gründen zu verfolgen. Platon konnte sich damit nicht befriedigen, und sein Forschen nach sittlichen Prinzipien, mußte ihn auch bald

dahin bringen, ein festes Fundament der theoretischen Erkenntniß zu legen. Dazu kam nun noch, daß die öffentliche Religion ihre Autorität bei dem aufgeklärten Theile des Publikums verloren hatte, und in sofern der Pöbel noch an ihr hing, nur dazu diente, die Wirkung der Aufklärung zu hemmen; daß die griechischen Staaten dem Zustande der Anarchie und der gänzlichen Auflösung immer mehr entgegen gingen, und daß die Philosophie, welche zum Theil diese Uebel durch Beförderung der Aufklärung selbst herbeigeführt, noch nicht die Mittel aufgespürt hatte, wie auf den Trümmern des durch sie eingestürzten Gebäudes ein neues und festes durch eine reinere Religion und eine vernünftige Staatsverfassung aufzuführen sey. Die theoretische Erkenntniß von der Natur der Dinge neigte sich zum Scepticismus hin, und dieser herrschte auch in Beziehung auf die Gründe der Sittlichkeit. Sokrates hatte das Raisonnement über die Fragen der Vernunft im Gebiete der theoretischen Philosophie bloß niedergeschlagen, nicht aber als unstatthaft bewiesen, für die Belebung und Stärkung des moralischen Gefühls zwar viel gethan, aber doch noch nicht die Moral auf ein festes unerschütterliches Prinzip gegründet. Ließ sich also überhaupt in dieser Lage der Dinge eine Verbesserung von der Philosophie erwarten, so war dies nur dann möglich, wenn sie unerschütterliche Grundsätze des Denkens, der Erkenntniß und der Sittlichkeit aufstellte, und dies zu bewirken, war, wenn auch nicht ganz bestimmt und deutlich, doch im Allgemeinen das Ziel, nach welchem Platon strebte. Platon entdeckte bald, daß es zwei Arten der menschlichen Erkenntnisse gäbe: einige, die den Charakter der Zufälligkeit und Veränderlichkeit, andere, die den der Nothwendigkeit und Unwandelbarkeit an sich trugen, und daß nur in diesen letztern die Prinzipien der Philosophie gesucht und gefunden werden könnten. Er schloß daher alles, was überhaupt Meinung heißt, von der eigentlichen Philosophie aus, und schränkte diese auf Gegenstände des Wissens ein. Dadurch berichtigte er den damals verworrenen Begriff von Philosophie, welche man auch mit Erfahrungskenntniß und Gelehrsamkeit verwechselte. Von beiden trennte er den Begriff der Philosophie, und da er von Betrachtung der Prinzipien der Sittlichkeit ausging, und die theoretische Spekulation um das Interesse jener willen anstellte; so sonderte er die Philosophie in den theoretischen und praktischen Theil ab, wovon jener die Prinzipien der Erkenntniß, dieser des sittlichen Handelns entwickelte; beide Theile ließen sich nur dann als möglich denken, wann die Regeln des Denkens erforscht waren, und so entstand noch ein dritter Theil der Philosophie, die Logik. Da Platon das Wesen der Philosophie im Wissen in nothwendiger und unwandelbarer Erkenntniß setzte, so konnte er unmöglich die sinnliche Erfahrung, als etwas Schwankendes und immer Wechselndes, nur eine Meinung Hervorbringendes, für die Erkenntnißquelle der Philosophie halten, und da er in sich selbst Erkenntnisse bemerkte, die den Charakter des Bleibenden und Nothwendigen hatten; so mußte er eine besondere Erkenntnißquelle in der Vernunft statuiren, und dies ladete ihn zu einer tiefern Untersuchung des Vorstellungsvermögens überhaupt ein. Die Thätigkeit des Vorstellungsvermögens äußert sich entweder durch Empfindungen (αἰσθήσεις) oder durch Begriffe (διανοια). Empfindung ist sowohl die subjektive Affizierung des Gemüths durch einen äußern Gegenstand (Sensation) als auch Beziehung der Affizirung des Gemüths auf ein äußeres Objekt (Anschauung). Die Empfindungen entstehen durch die Eindrücke der äußern Gegenstände (Platon nahm schlechtweg äußere Dinge an) auf die Sinnorgane, so daß in der Seele diesen Eindrücken gemäße Bilder (εἰδωλα) erzeugt werden. Von diesen bleiben Spuren in der Seele zurück, wodurch das Gedächtniß und die Phantasie möglich wird. Ersteres (μνημη) bewahrt nur die Reste ehemaliger Eindrücke auf; letztere (welche er mit keinem eigenthümlichen Worte bezeichnet) ist ein Erinnerungsvermögen (ἀναμνησις), und begreift 1) die

Erinnerungskraft insbesondere, 2) das Vermögen, analoge Vorstellungen zu bilden und 3) die Ideenassociation. Wenn Platon sagt, die Leber ist der Theil im Menschen, der die Bilder der Vorstellungen aufnimmt, so ist dies ein Gleichniß, das von einem andern veranlaßt zu seyn scheint. Die Seele ist ein Schreiber, welche das, was ihr durch die Sinne zuströmt, wie auf einer wächsernen Tafel in sich aufzeichnet. Besonders merkwürdig ist aber Platons Lehre von den Begriffen. Ein Begriff entsteht, wenn der Verstand das Mannigfaltige einer Sinnenanschauung unter eine Einheit begreift. Es giebt zwei Arten: 1) empirische Begriffe (δοξαι), solche, die sich auf einen Erfahrungsgegenstand beziehen; 2) intelligible (νομοειν, επιστημαι), die sich auf einen übersinnlichen Gegenstand beziehen. Das Erzeugen der Begriffe durch den Verstand ist Denken, und das Verknüpfen der Begriffe, Urtheilen. Begriffe sind, als solche, Erzeugnisse des reinen Verstandes unabhängig von der Sinnlichkeit. Denn wenn auch im Urtheile ein Begriff auf einen sinnlichen Gegenstand bezogen wird, so würde dies doch nicht möglich seyn, wenn nicht der Begriff schon vorher in der Seele läge. Wenn ich sage: Theätet ist der und der Mensch, so wird hier ein gewisses durch die Anschauung gegebenes Mannigfaltige in eine Einheit zusammengefaßt, und daß dies geschehen konnte, davon ist der durch den Verstand erzeugte Begriff Mensch die Ursache, der also nothwendig vor der Sinnenanschauung vorhergegangen seyn muß, also dem Verstande allein angehört, weil es sonst nicht möglich wäre, sich das Mannigfaltige der Anschauung, Theätet, als eine Einheit, als Mensch, zu denken. Es giebt eine Verschiedenheit unter den Begriffen, je nachdem sie sich näher oder entfernter auf einen Gegenstand beziehen, mehr oder weniger Mannigfaltiges unter eine Einheit befassen. Der Begriff Thier ist allgemeiner, als der Begriff Ochse; begreift mehr gemeinsame Merkmale von Gegenständen, als dieser. Treffen sie ganz mit einem Erfahrungsgegenstande zusammen, so sind sie empirische Begriffe, und bloß durch den Verstand erzeugt, z. B. Mensch. Indeß kann schlechterdings kein Begriff ohne Gegenstand seyn, auf den er sich beziehen läßt. So wie dem konkreten empirischen Begriffe Theätet ein Erfahrungsgegenstand entspricht, so muß auch dem allgemeinen Begriffe Thier ein Gegenstand entsprechen, nur ist dieser Gegenstand nicht anschaulich, sondern nur denkbar. Solche Gegenstände der allgemeinen Begriffe sind unkörperlich (unanschaubar), fest, bleibend und unwandelbar, weil sie nur die nothwendigen gemeinsamen Merkmale aller der Dinge enthalten, auf welche sie bezogen werden, und ihr eigentliches Wesen (ουσια) von allem Zufälligen der äußern Anschauungen getrennt, ausmachen; sie sind die ewig gleichen Formen und Muster (παραδειγματα) der Sinnendinge, und diese sind nur unvollkommne Nachbildungen (ὁμοιωματα) von ihnen. Aus dem Unterschied der empirischen und allgemeinen Begriffe entsteht der Unterschied des empirischen (δοξαζειν) und reinen Denkens. Ersteres geschieht, wenn der Verstand bloß sinnliche Wahrnehmungen begreift, und darüber urtheilt; letzteres, wenn es, ohne Rücksicht auf sinnliche Wahrnehmung, sich nur mit allgemeinen Begriffen beschäftigt. Nimmt das reine Denken gewisse allgemeine Begriffe als Prinzipe an, und folgert daraus mit Hülfe der Erfahrung, so entsteht eine reine, aber keine feste Wissenschaft (διανοια), weil das Prinzip derselben nicht gesichert ist; steigt es aber von allgemeinen Begriffen zu den obersten Prinzipien hinauf, ohne Hülfe der Anschauung, so entsteht eine reine und feste Wissenschaft. Die allgemeinen, gleichsam angebornen, Begriffe sind entweder mathematische oder nichtmathematische. Erstere bestimmen eine unendliche Anzahl sich vollkommen ähnlicher Gegenstände (z. B. der Begriff Zirkel, eine unendliche Menge sich vollkommen ähnlicher Zirkel), hängen daher mit den Erscheinungen zunächst zusammen, sind also selbst bedingt, und setzen noch ein höheres unbedingtes Prinzip im

Verstande voraus; die letztern aber (die nichtmathematischen) bestimmen nur Einen Gegenstand fest und unwandelbar, und diese nennt daher Platon ganz vorzüglich Vernunftbegriffe, oder Ideen (ἰδεαι). Diese Lehre von den Ideen ist die wichtigste in der platonischen Philosophie. Er nahm sie nicht bloß für das Erklärungsprinzip des Denkens, sondern auch des Erkennens an, oder betrachtete sie nicht bloß aus einem logischen, sondern auch metaphysischen Gesichtspunkte. So wie das Mannigfaltige einer sinnlichen Wahrnehmung nur dadurch als ein bestimmtes Objekt gedacht werden kann, daß es der Verstand auf eine Idee bezieht, welche das nothwendig gemeinsame Merkmal jenes Mannigfaltigen ausdrückt; so muß auch die Idee das eigentliche Ding an sich darstellen. Dem allgemeinen Begriff Blume, Mensch, liegt ein Gegenstand zum Grunde, dem nur die nothwendigen in dem Begriff Blume und Mensch befindlichen Merkmale zukommen; er ist das Ding an sich, das uns in der Erfahrung unter dem mancherlei Modifikationen als Rose, Tulpe, Lilie ꝛc. als Theätet, Sokrates, Alkibiades, Apelles erscheint. Dem Begriffe schön liegt eben so ein Ding an sich, das Urschöne, zum Grunde, dem die nothwendigen Prädikate des Schönen zukommen, und das uns in der Anschauung unter mancherlei Modifikationen erscheint. So glaubte also Platon durch die Ideen eine Kenntniß von Dingen an sich zu bekommen, und einen zur Wahrheit führenden Mittelweg zu treffen zwischen dem empirischen Realismus, der alle Sinnenerfahrung für bloße Täuschung erklärt. Noch empfahlen sich dem Platon die Ideen von einer andern Seite, indem er durch sie Grundsätze für das sittliche Handeln und das ästhetische Urtheilen aufzustellen hoffte; jene würden sich aus dem Vernunftbegriffe des höchsten Sittlich-Guten, diese aus der Idee des Urschönen bestimmen lassen, und so wurden ihm die Ideen zum Fundamente, worauf er das ganze Gebäude der Philosophie, als Wissenschaft, errichten zu können glaubte. Noch eine wichtige Frage fand in Ansehung der Ideen statt, nämlich die Frage über ihren Ursprung. Hat die Vernunft sie selbst hervorgebracht, oder verdankt sie dieselben einer Ursache außer ihr? — Platon beantwortete diese Fragen dahin, daß die absolute göttliche Vernunft der Grund derselben sey. Die Gottheit ist die Schöpferin von allem Vorhandenen, also auch von der menschlichen Seele. Diese empfing von ihr die Ideen als die wesentlichen logischen und metaphysischen Prinzipien; sie sind dieselben Formen der Dinge, welche im göttlichen Verstande wohnen. Gott wollte die Materie sich verähnlichen; er bildete sie also nach den Ideen, und wann die menschliche Seele in die Sinnenwelt eintritt, so wecken die Eindrücke der nach den göttlichen Ideen geformten Sinnenwelt auch die gleichsam schlafenden Ideen der menschlichen Seele, und bringen sie vor das Bewußtseyn. Um einem möglichen Irthume vorzubeugen, bemerken wir, daß Platon seinen Ideen nicht etwa eine objektive Gültigkeit außerhalb der Vernunft zuschrieb, nicht etwa glaubte, es gäbe irgendwo in der Wirklichkeit ein reelles Ding, das z. B. dem Begriffe: Schön, Mensch, Blume u. dgl. vollkommen entspräche. Wozu hätte er sonst nöthig gehabt, den Ursprung der Ideen aus dem göttlichen Verstande herbeizuleiten, wenn er eine reine Ideenwelt angenommen hätte? Seine Ideen hatten also nur eine gedachte Realität, die bloß im Wesen der Vernunft existirte. Die Keime der platonischen Ideen sind schon im Pythagoreismus und Eklektizismus vorhanden, und Platon war daher mehr der Vollender und Begründer, als der eigentliche Urheber des neuen Systems. Vom Begriffe des Erkennens oder der Erkenntniß führt zwar Platon keine ausdrückliche Erklärung an; aber indem er die bisher gangbaren Erklärungen des genannten Begriffs einer Censur unterwarf, und ihre Falschheit darthat, zeigte er deutlich, was er selbst darunter verstand. Nach seinem Urtheile nämlich gewährt die Sinnlichkeit keine Erkenntniß; diese ist allein durch den Verstand möglich; doch

aber besteht auch die Erkenntniß nicht in einem bloßen Urtheilen; denn die Prüfung der Wahrheit oder Falschheit eines Urtheils setzt Erkenntniß voraus, und diese erfordert daher ein Merkmal, wodurch die nothwendigen Prädikate eines Gegenstandes unmittelbar bestimmt werden; deswegen muß sie selbst sich auf das Unveränderliche beziehen, und in der Vernunft gegründet seyn. Das Unveränderliche der Erkenntniß nun sind die Ideen; und Erkenntniß heißt also die durch Vernunft bestimmte Vorstellung von einem bestimmten Gegenstande. Erkennen und Wissen ist also einerlei, und nur insofern ist Wissenschaft möglich, als ihr Gegenstand durch die Ideen der Vernunft bestimmt werden mag. Platon unterschied nicht das Erkennen vom bloßen Denken, und daher war ihm die Wissenschaft von den Prinzipien der Erkenntniß identisch mit der Wissenschaft von den Regeln des Denkens; er gab ihr den schon von Andern gebrauchten Namen Dialektik, welche aber ihre völlige Ausbildung erst durch den Aristoteles erhielt, obgleich mehrere Regeln des Denkens, welche Platon giebt, ziemlich deutlich zeigen, daß er sich die verschiedenen Theile der Dialektik mit ziemlicher Bestimmtheit dachte. Die Sätze des Widerspruchs, der Einstimmung und des Grundes waren auch ihm die obersten Gesetze des Denkens. Da Platon die Wissenschaft des Denkens mit der Wissenschaft des Erkennens identisirte, so vertrat bei ihm die Dialektik auch zugleich die Stelle der Metaphysik. Ob aber gleich nicht zu läugnen ist, daß Platon die verschiedenen metaphysichen Disziplinen im Allgemeinen aufstellte, auch Manches zu ihrem wirklichen Anbau beitrug, so unterzog sich doch erst Aristoteles dem Geschäfte, sie systematisch aufzuführen. Um aber doch die platonischen Ideen über die dahin gehörigen Gegenstände kennen zu lernen, so wollen wir sie nach der heutigen Anordnung der Metaphysik und also nach folgenden Rubriken abhandeln: Ontologie, metaphysische Körperlehre, oder Naturwissenschaft, rationale Psychologie, Kosmologie, Theologie und Teleologie. Das Ding (ον) ist dem Platon entweder ein vorgestellter Gegenstand, oder ein Gegenstand außerhalb der Vorstellung. Der vorgestellte Gegenstand kann entweder ein Unveränderliches seyn, oder ein Veränderliches. Jedes Ding wird mit Merkmalen vorgestellt, und enthält also ein Vieles wegen der mehrern Merkmale; ein Eins, weil die Merkmale Ein Ding ausmachen. Die Bestimmungen eines Dinges drücken entweder ein unveränderliches aus, und sind in so fern wesentlich, oder ein Veränderliches, und sind dann zufällig. Da die Idee alle nothwendigen Bestimmungen eines Dinges enthält; so liegt also in ihr das Wesen des Dinges. Das Unveränderliche des Dinges ist das Subjekt, die Substanz, das Beharrliche desselben, an welchem die Bestimmungen wechseln; diese selbst sind die Accedenzen, welche er aber auch für etwas Wirkliches hielt. Ungeachtet der Substanz, als solche, durch die Idee begründet wird, so hat doch die Idee nicht selbst Substantialität, sondern ist nur die Form derselben, das wesentliche Grundmerkmal des vorgestellten Dinges; daher unterschied Platon körperliche und unkörperliche Substanzen. Jene haben einen Stoff außerhalb dem Vorstellungsvermögen ob er gleich durch dieses bestimmt wird; diese aber sind allein im vernünftigen Vorstellungsvermögen gegeben. Die Belege zu diesen Sätzen des Platon aus seinen Werken sind gesammelt von Tennemann. Platon unterschied das Ding an sich von der Erscheinung, der Substanz von dem Veränderlichen an demselben; er konnte also der Frage nicht ausweichen: wie existirt das Ding an sich in der Zeit, da es nicht, wie die Erscheinung seine Bestimmungen unaufhörlich wechselt, und doch dem Daseyn nach aus einem Momente in den andern übergehen muß. Ob Platon die Zeit für etwas Objektives oder Subjektives hielt, läßt sich aus seinen Schriften nicht zeigen; aber um jene Frage zu beantworten, unterschied er eine reine und empirische Zeit (αιων); in ihr sind die Dinge ansich, ohne Veränderung von einem Momente zum andern

fortdauernd; in ihr gilt kein Werden, sondern nur ein Seyn. Letztere ist die endlich gewordene Zeit, beginnend mit der Entstehung der Welt der Erscheinungen; sie ist ein bewegliches Bild des Aeon, wie er sie treffend im Timäus nennt. Zeit war ihm also Bedingung nicht bloß der Existenz der Erscheinungen, sondern auch der Dinge an sich. Ueberhaupt theilte dieser Philosoph die Dinge ein in denkbare (Dinge an sich, νοητα, οντα), und in anschauliche (Erscheinungen, φαινομενα). Letztere werden durch die Sinne wahrgenommen, und durch den empirischen Verstand (der nur sinnliche Wahrnehmungen verbindet, und auf einen Begriff zurückführt, im Gegensatz des höhern Verstandes, in welchem die angebornen Ideen liegen) begriffen. Erstere sind entweder Ideen, in so fern sie nur im Denkvermögen existiren, oder den Erscheinungen zum Grunde liegende Substanzen, in so fern sie außerhalb des Denkvermögens vorhanden sind, ob sie gleich nur durch dasselbe erkannt werden, und den Ideen aufs genaueste entsprechen. Mit obiger Eintheilung der Dinge ist diejenige in körperliche (σωματα), und unkörperliche (ασωματα), in sichtbare (ὁρατα ἀορατα) einerlei. Den Dingen an sich gab Platon folgende Prädikate: Sie sind bloß denkbar, enthalten nur das nothwendige Geschlechtsmerkmal der unter ihnen stehenden Individuen; für jedes Geschlecht giebt es nur Ein Ding an sich (z. B. für alle Arten Thiere, das Ding an sich Thier), und jedes konkrete Individuum trägt die Merkmale desselben an sich, noch außer seinen besondern Merkmalen, wodurch es konkret ist. Sie sind zwar ein Inbegriff von ihren Merkmalen; aber diese Merkmale sind nicht außereinander befindliche Theile, und eben deswegen sind sie doch einfach, können nicht vermehrt oder vermindert werden, sind sich immer gleich und unzerstörbar. Sie sind zwar in der Zeit, obgleich ohne alle Veränderung, aber nicht im Raume, ohne Gestalt und Farbe, und daher unanschaubar. Sie sind die Formen der wirklichen Dinge in der Welt, die noch mit einem andern Etwas verbunden, und an demselben außer sich verwirklicht werden. Die Ursache dieser Verbindung ist Gott, der nach den Ideen seiner Vernunft die Dinge in der Welt bildete. Die Dinge an sich sind nicht Substanzen sondern nur durch die Vernunft vorgestellte Dinge; aber sie erhalten Substantialität, wenn sie an einem gegebnen Stoffe außer ihnen verwirklicht werden. Ist dieser Stoff sinnlich wahrnehmbar, so entstehen körperliche, ist er es nicht, unkörperliche Substanzen. Alle körperliche Substanzen stehen unter Einem Dinge an sich, das ihr nothwendiges Merkmal enthält, und machen also Eine Gattung aus. Der Hauptcharakter der Erscheinungen das unaufhörlich Veränderliche, das mit jedem Momente der Zeit wechselt. Ob aber auch der Sinnenstoff für sich selbst kein Beharrliches enthält, so läßt sich doch seine wirkliche Existenz nicht wegvernünfteln, und die Erscheinung ist also zwar keine Substanz, aber doch auch kein Unding, kein Schein, sondern immer etwas Reales. Der Begriff der Erscheinung führte den Platon auf die Entwickelung des Begriffs vom Körper. Die allgemeinen Merkmale dieses Begriffs sind: Ausdehnung und Solidität. Aus ersteren entstehen die mathematischen Begriffe, und sie ist also nur Form der physischen Körper, für den Stoff derselben blieb nur die Materie übrig. Diese ist ein bestimmbares Mannigfaltiges im Raume, ein formloses, unbestimmtes, immer veränderliches und von Ewigkeit her vorhandenes und ewig dauerndes Etwas. In diesem Sinne ist sie unanschaubar und bloß denkbar, und sie bekommt erst eigentliche Körperlichkeit, wenn sie im Raume bestimmt und begränzt und dem Gesetze der Form untergeordnet wird. Die bloße Begränzung im Raume giebt die Figur der Körper, und da es nach der Behauptung der Alten in der Geometrie nur vier Hauptarten der mathematischen Körper giebt, den Kubus, die Pyramide, das Achteck und das Zwanzigeck, so waren diese dem Platon die Formen für die Elemente der Körperwelt, Erde, Feuer, Luft und

Wasser. Die Körperwelt ist also aus Materie und Form gebildet; jene ist das leidende (die Mutter), diese das thätige Prinzip (der Vater). Sowohl die Materie als die Form des Körpers ist der Veränderung unterwürfig; doch muß bei dem Körper ebenfalls etwas Beharrliches statt finden, und dieses ist das aus Materie und Form verbundene Ding im Raume überhaupt (die empirische Substanz), an dem die Bestimmungen wechseln. Man sehe den Timäus und Philebus des Platon. Da Platon von der Körperwelt die Welt der denkbaren Substanzen absonderte, so hatte die Untersuchung des Seelenwesens für ihn ein besonderes Interesse. Seele (ψυχη) war ihm jedes selbstthätige Prinzip von Wirkungen, und da manche Wirkungen so beschaffen waren, daß er zwar aus ihnen auf ein selbstthätiges Prinzip schließen zu müssen glaubte, ohne aber diesem doch eine Wirksamkeit nach Vernunftzwecken zugestehen zu können: so unterschied er die Seelen in vernünftige und unvernünftige (λογιστικη und αλογοι). Jene sind der Materie, als solcher eigen, diese den denkenden Substanzen. Zu letztern gehörte zuerst die unbedingte Intellienz (die Gottheit), dann die menschliche Seele, sofern sie Vernunftwesen ist. Die Gottheit ist eine Seele ohne Körper, die menschliche Seele ist mit einem solchen verbunden. Letztere äußert sich überhaupt durch Vorstellungen, Begierden und Gefühle, und da nicht alle Begierden und Gefühle im Vernunftwesen gegründet sind, so müssen solche, von denen dies gilt, erst durch das Medium des Körpers mit der Seele verbunden seyn, und sie haben ihren Grund in gewissen materiellen Kräften, welche Platon thierische unvernünftige Seelen nennt, und deren er zwei, eine, die Mutter der Begierden, die andere, die Erzeugerin der Gefühle von Lust und Unlust, annimmt. Sie sind dadurch mit der vernünftigen Seele verbunden, daß diese ihre Bestrebungen und Veränderungen ins Bewußtseyn aufnimmt, und dieselben dadurch zu Empfindungen und vorgestellten Begierden, die auf sie selbst einen Einfluß haben, erhebt. Solche unvernünftige Seelen haben auch Thiere und Pflanzen, in welchen die durch sie erzeugten Veränderungen nicht zum Bewußtseyn gelangen. Sie sind, als der Körperlichkeit einwohnend, den Gesetzen derselben unterworfen und sterblich, da die vernünftige Seele unvergänglich ist. Diese beherrscht sie vermöge ihrer höhern Kräfte, wenn sie nicht selbst der Herrschaft sich begiebt. Da jede Begierde und jedes Gefühl vorgestellt werden muß, so ist das Vorstellungsvermögen das oberste in der vernünftigen Seele. Alle Vorstellungen werden entweder von den körperlichen Sinnen veranlaßt, oder, unabhängig vom Körper, durch die Seele selbst erzeugt; daher findet sich in der Seele ein edler und unedler Theil; dieser ist das sinnliche Vorstellungsvermögen, jener das reine Vernunftvermögen, das eigentliche Vernunftsubjekt, welches als solches, vermöge der Idee, wodurch es gedacht wird, unanschaubar, nur durch eine Idee denkbar, unveränderlich und unkörperlich oder geistig ist. Die Lehren des Platon von der Vereinigung der Seele mit einem Körper, von der Beschaffenheit dieser Vereinigung und der Veranlassung dazu, sind nicht ganz mit sich einstimmig. Gewiß ist, daß er eine Präexistenz der Seele vor jener Vereinigung annahm, aber über die Gränze dieser Präexistenz und der Veranlassung der Vereinigung mit dem Körper findet man bei ihm widerstreitende Behauptungen. Im Timäus wird die Seele vom Schöpfer gebildet, und durch die Untergötter mit dem von ihnen gebildeten Körper vereinigt. Im Phädrus aber ist die Seele unentstanden und unerschaffen, wohnte vor diesem Leben in einem Sterne, und wurde ihrer thierischen, der Geistigkeit unwürdigen Begierden wegen mit einem Körper vereinigt, aus dem sie in einen noch gröbern wandern muß, wenn sie noch tiefer von ihrer Würde herabsinkt, statt daß sie nach jenem Sterne zurückkehrt, wenn sie sich wieder zu ihrem angestammten Adel erhebt. Vielleicht enthält der Timäus zum Theil eine fremdartige Kosmogonie, die nur aber nicht immer mit Erfolg

den platonischen Lehren assimilirt ist, und dann wäre die Hypothese im Phädrus die echtplatonische. Aus dem Begriffe des Platon von dem Seelensubjekt folgte nothwendig die Lehre von der Unsterblichkeit desselben, die er noch außerdem ausdrücklich im Phädon beweist. Aufgefordert dazu durch die alte religiöse Tradition von einem moralischen Zustande der Vergeltung nach dem Tode im Reiche des Hades und durch das besondere Interesse der Sittlichkeit, der menschlichen Hoffnungen und Wünsche, stellt er folgende theoretische Beweisgründe dafür auf: 1) Jede Veränderung eines Dinges erfordert den Uebergang desselben aus einem Zustande in den entgegengesetzten, also bei dem Seelensubjekt aus dem Sterben in das Leben, aus der Trennung vom Körper zur Verbindung mit einem neuen Körper. 2) Die angebornen Ideen der Seele beweisen ihre Präexistenz vor diesem Leben, also wird sie auch nach demselben noch fortdauern. 3) Die Seele ist einfach, also unzerstörbar, die einzige Ursache vom Leben des Körpers, also mit dem Prädikate der Sterblichkeit niemals vereinbar. 4) sie hat das Prinzip ihrer Thätigkeit in sich selbst, wird durch nichts Höheres außer ihr zur Wirksamkeit bestimmt, kann also auch durch nichts ihrer Thätigkeit beraubt oder vernichtet werden. 5) Das Böse zerstört zwar, aber doch bleibt die Seele bei allen ihren Mängeln in ihrer Wirkungskraft dieselbe; innere Uebel können sie also nicht zerstören, folglich noch weniger äußern. Platons Vorstellungen von der Art des Zustandes der Seele nach dem Tode sind meistens Erzeugnisse seiner Phantasie. Die Seele verband sich wieder mit neuen Körpern, um sich vollends von allen anklebenden Mängeln zu reinigen (eine Idee, die dem ägyptischem Mythus von der Seelenwanderung entlehnt war); war sie vollkommen geläutert, so kehrte sie als reine Intellienz nach dem Sterne zurück, wo sie zuerst ihren Wohnsiz hatte, und fuhr fort in der Entwicklung der reinen Ideen, welche ihr von der Gottheit mitgetheilt worden waren. Die Verbindung der Seele mit einem neuen Körper geschah im Momente der Zeugung. Der Zeugungstrieb wird dann bei den Individuen, durch welche jene Verbindung bewirkt werden soll, so stark, daß er Befriedigung erheischte. Die vom Platon angenommene Trennung des Materiellen und Geistigen bewirkte auch seine von den bisherigen Vorstellungsarten abweichenden Ideen von der Welt, ihren allgemeinen Merkmalen und ihrem Ursprunge. Der von ihm angenommenen Merkmalen der Welt waren: 1) Die Welt ist der Inbegriff aller Substanzen überhaupt, mit Ausschluß ihres unbedingten Urhebers, der Gottheit. 2) Sie besteht aus Körper und Seele. Der Körper ist die formlose, aber durch bestimmte Arten der Begränzung in eine Form gebrachte, dadurch in die vier Elemente, und aus diesen in die einzelnen Körper übergegangene Materie. Diese Materie muß von einer Seele belebt werden, weil es sonst an einem absoluten Prinzip der Bewegung mangelte, weil die regelmäßige Bewegung der Gestirne und überhaupt die Ordnung, Zweckmäßigkeit und Schönheit der Dinge nicht in der Materie ihren Grund haben kann. Die Welt ist also ein lebendes Thier. 3) Sie ist entstanden, denn das Veränderliche in ihr setzt eine unbedingte Ursache voraus. 4) Wegen der Ordnung, Zweckmäßigkeit und Schönheit der Welt muß die unbedingte Ursache derselben eine Intelligenz und diese das vollkommenste Wesen Gott seyn, weil die Welt alles nur mögliche Wirkliche in sich begreift. 5) Gott, als das vollkommenste Wesen mußte die Welt nach dem vollkommensten Ideale denken; sie mußte also alle mögliche lebende und vernünftige Wesen befassen. 6) Daß von Gott gedachte Weltideal ist die intelligible Welt, nach der die sichtbare Welt gebildet wurde, indem Gott die Ideen mit der Materie verband. 7) Die Schöpfung der Welt umfaßte die gesammte Materie, und brachte alle mögliche Formen zum Daseyn; die Welt ist daher ein unendliches All mannigfaltiger Dinge;

sie ist dem Ganzen nach unzerstörbar und unveränderlich. Platon unterschied noch eine gute und eine böse Weltseele. Die letztere ist der Materie eigen, und bezeichnet alle die rohen physischen Kräfte, die chaotisch ohne Zweck, gegen einander arbeiten. Sie ist noch immer der Grund alles physischen und moralischen Uebels und aller Unvollkommenheit. Bei der Umschaffung der rohen Materie zu einer Welt verband Gott die böse Weltseele mit der guten, d. h. er schuf die zweckfose Bewegung zu einer zweckhabenden um. Indessen vermochte Gott doch nicht die absolute Wirksamkeit der bösen Weltseele ganz zu bändigen, und daher blieb sie der Grund des physischen und moralischen Uebels. Durch seine Ideenlehre und Kosmogonie war Platon genöthigt, eine Gottheit anzunehmen, bei der Lehre von derselben aber hatte er freilich Ursache zur Behutsamkeit und Aengstlichkeit, daher manche Widersprüche bei ihm, indem er in mehrern Stellen, den Folgen seines philosophischen Räsonnements entgegen, auch die Volksreligion in gewisser Rücksicht zu vertheidigen sucht. Man sieht indessen bald, daß dies nicht sein Ernst ist, wenn er aus seinen philosophischen Prinzipien den Begriff der Gottheit festsetzt, sie als das ewige, höchste, allmächtige Wesen, als der Urheber des Weltideals und der Weltschöpfung und Erhaltung, als die ursprüngliche Quelle aller Vernunft und alles Guten, als das allwissendste und seligste Wesen beschrieb. Jetzt noch einige Bemerkungen aus der empirischen Psychologie des Platon. Das vom Körper mit abhängige Vorstellen, Fühlen und Begehren der Seele schrieb er insbesondere der unvernünftigen Seele zu. Für die Vorstellungen äusserer Gegenstände liegt die Empfänglichkeit in den äußern Sinnwerkzeugen, welche ein bloß leidendes Vermögen ist; Gefühl und Begierden entspringen aus thätigen Kräften der unvernünftigen Seele. In sofern diese die Ursache der edlern Gefühlsäusserungen, des Muthes, Ehrgeizes u. dgl. ist, wohnt sie im Unterleibe, ist der unbändigste Theil der unvernünftigen Seele, und am weitesten von der vernünftigen, welche im Gehirn wohnt, entfernt. Das Sehen erklärte Platon dadurch, daß vom Gegenstande und vom Auge Lichtstrahlen ausgingen, welche zusammenstießen, und nun ein Bild vom Objekte formirten, daß bis in das Gehirn sich fortpflanzte. Das Gehör ist die durch das Ohr ins Gehirn fortgepflanzte Erschütterung der Luft. Von Nerven hatte er noch keine Idee. Die Leber war ihm ein besonderes Organ eines Divinationsvermögens, das durch Träume und Verzückungen wirkte. Ein ganz vorzügliches Verdienst erwarb sich Platon durch seine Bearbeitung der praktischen Philosophie. Indem er die Prinzipien der Sittlichkeit in ihrer Beziehung auf das Verhalten einzelner Menschen gegen einander, und dann in Beziehung auf eine ganze Gesellschaft von Menschen (den Staat) betrachtete, erhielt seine praktische Philosophie zwei Haupttheile, die Moral und Politik. Da die Menschen zur Sittlichkeit erzogen werden können und müssen, so fügte er noch die Erziehungswissenschaft (Pädagogik) hinzu, und weil er auch die Betrachtung des Schönen für eines der wirksamsten Mittel hielt, die Seele zum Bewußtseyn ihrer himmlischen Abkunft und ihrer hohen Bestimmung zu erheben, so verdient auch seine Lehre vom Schönen eine Erörterung. Ueberhaupt ist zu bemerken, daß er auch die praktische Philosophie nicht systematisch, sondern nur fragmentarisch bearbeitete. Nachdem Platon die in seinem Zeitalter üblichen Systeme der Moral einer Censur unterworfen, und ihre Unstatthaftigkeit gezeigt hat, indem sie entweder lehrten, daß der Mensch berechtigt sey, seinen Trieben und Neigungen zu folgen, sobald es, ohne sich selbst zu schaden, geschehen könne, daß das Recht des Stärkern oder Klügern das Hauptprinzip des Verhaltens sey; oder daß sinnliche Glückseligkeit der Hauptzweck alles Thuns und Lassens, oder daß der Wille der Götter die Erkenntnißquelle und der Grund der Moral sey, so zeigte er, daß der Hauptcharakter des obersten Gesetzes der Sittlichkeit darin bestehe, daß er

durch eine unveränderliche Idee der Vernunft gegeben sey, daß es auch durch sich selbst und um seiner selbst willen, nicht wegen irgend eines eigennützigen Interesses, Befolgung gebiete. Um eine solche Vernunftidee auszumitteln, that er dar, daß nicht die Sinnlichkeit des Menschen (seine vernünftige Seele), sondern die Vernunft Gesetzgeberin seiner Handlungen seyn müsse, und so nahm er denn als obersten Grundsatz der Sittlichkeit an: Handle so wie es der Vernunftidee des Besten gemäß ist, und zwar um der Vernunft willen, ohne Rücksicht auf irgend ein anderseitiges Interesse außer dem, was mit der Realisirung des Absolut-Guten verbunden ist. Ist die Thätigkeit des Menschen nach diesem Grundsatze eingerichtet, so erreicht er die Vollkommenheit, welche der Zweck seines Daseyns ist, und je mehr er davon abweicht, desto unvollkommener ist er. Soll die Vernunft oberste Gesetzgeberin seyn, soll der Mensch ihr folgen können, so muß er einen sittlichen Willen, Freiheit (βουλησιν, ελευθεριαν) haben. Freiheit hielt er für einen eigenthümlichen Charakter des Vernunftwesens, das an und für sich nur das Gute wollen könne, und es wirklich wolle, sobald es die Herrschaft über die Sinnlichkeit behaupte, die allein Quelle alles Bösen sey; daher sein Satz: Der Mensch ist nur frei, um gut zu handeln, und: Der Mensch ist nicht mit Freiheit böse, d. h. in der sinnlichen Natur des Menschen liegt keine selbstständige sittliche Freiheit, die vernünftige Natur für sich kann nur das Gute wollen; der Mensch wird also nur böse, nicht weil sein freier sittlicher Wille sich dazu bestimmt, sondern weil derselbe durch die Sinnlichkeit gehemmt und niedergedrückt wird. Die Sittlichkeit überhaupt ist dem Platon das richtige Verhältniß der sämmtlichen praktischen Gemüthsvermögen des Menschen in ihrer Wirksamkeit zu dem obersten Gesetze des Wollens und Handelns. Sie ist die innere moralische Schönheit des Menschen, und bringt, in Verbindung mit der Schönheit der äußern Form das Ideal des Menschen hervor. Die vollkommenste Sittlichkeit kommt aber nur der Gottheit zu; der Mensch kann sich ihr nur nähern, so lange er im Körper bleibt. Um dies zu können, muß der Mensch eine Erkenntniß von seiner Vernunft, ihrer Beschaffenheit und ihrer theoretischen und praktischen Beziehung auf den sinnlichen Menschen, und die Dinge um ihn her haben, und dies heißt, vornehmlich in praktischer Hinsicht, Weisheit, σοφια. Ist eine solche Erkenntniß nur theoretisch vorhanden, ohne daß sie auf das Begehrungsvermögen wirkt, so ist sie todte Erkenntniß, und eben das, was Platon unter Unwissenheit versteht, wenn er sie die Ursache des moralischen Bösen nennt. Sie kann entweder bloß klar oder deutlich, eine wirklich wissenschaftliche Einsicht seyn. Im ersten Falle ist sich der Mensch zwar des Sittengesetzes bewußt, aber ohne es, bis zu seinen Gründen verfolgt zu haben, und dann handelt er nach einem instinktartigen Einwirken der Vernunft auf das Begehr- und Gefühlvermögen, wir würden sagen, nach moralischem Gefühl. Dies ist der Fall in der Jugend und bei ungebildeten Menschen. Die Wirksamkeit des menschlichen Begehrungsvermögens wird bestimmt durch die Vorstellungen der Seele von Göttern. Es muß also untersucht werden, welches ist das höchste Gut, das durch Handeln erlangt werden kann. Der Charakter des höchsten Guten oder des Absolut-Guten muß seyn, daß es bloß um sein selbst willen begehrt werden kann und muß, und Platon zeigt nun, daß ein solches in einem Zustande gefunden werde, der aus dem Zustande des Denkens und des Vergnügens zusammengesetzt ist. Aber nicht jede Vereinigung des Denkens und angenehmer Gefühle verträgt sich mit der Idee des Absolut-Guten. Von den Gefühlen gehören nur diejenigen hieher, die sich mit der Vernunftthätigkeit vertragen d. h. nur solche, welche sich durch sie selbst erzeugt und bestimmt werden, nämlich die reingeistigen und moralischen Gefühle. Solche Gefühle mit den Vernunfterkenntnissen durch die Regeln der Harmonie zur Einheit verbunden, oder die harmonische Regelmäßigkeit

selbst im Denken, Empfinden und Handeln machen das höchste Gut des Menschen aus; alles dies findet sich in der vollkommnen Sittlichkeit vereinigt, und diese ist daher selbst das höchste Gut; sie gewährt dem Menschen die reinste Glückseligkeit. Platons Vorstellungsart von der Sittlichkeit führte ihn nun auch zur Religion. Er fand die Idee der Sittlichkeit so überschwenglich, und die Menschheit doch so weit davon entfernt, daß es ihm nothwendig ward, das Daseyn einer Gottheit, als Repräsentanten der vollendeten Sittlichkeit und Glückseligkeit, und die Unsterblichkeit der Seele zur Möglichkeit der Vollendung des moralischen Zwecks auf Seiten der Menschheit zu Hülfe zu nehmen. Auch bedurfte er, zur Erklärung des obersten Sittengebots und zur Begründung der Autorität desselben über die Sinnlichkeit, des Begriffes eines vollkommensten Urhebers desselben und Richters nach demselben. Daher hatte er auch das Daseyn der Gottheit und die Unsterblichkeit der Seele durch theoretische Beweise gegen allen Zweifel zu sichern gesucht. Die Beziehung auf Sittlichkeit aber war es, aus welcher Platon die Prädikate der Gottheit, und den Zweck und die Beschaffenheit der Unsterblichkeit der Seele nach dem Tode bestimmte. Die Gottheit ist das Ideal der Sittlichkeit; sie gab den Menschen das Sittengesetz, und fordert von ihnen dessen Belohnung; daher belohnt und bestraft sie uns auch nach der Würdigkeit eines Jeden. Um den moralischen Endzweck zu realisiren, läßt sie die Seele nach dem Tode fortdauern. Der Zustand nach dem Tode ist Zustand der Vergeltung für Gutes und Böses, was der Mensch hier gethan hat. Als ein Mittel, die Seele nach und nach vom Laster zu reinigen, gab Platon die Seelenwanderung an, wovon wir schon oben gesprochen haben. Der Begriff Tugend (ἀρετη) ist dem Platon bald mit der sittlichen Vollkommenheit überhaupt identisch, bald bezeichnet er damit einzelne, dem Sittengesetz gemäße Handlungsweisen. In diesem Sinne unterscheidet er vier Hauptarten der Tugend, die Weisheit (σοφια, φρονησια νους) d. h. die Erkenntniß der Sittengesetze der Vernunft mit wirklicher Anwendung; die Mäßigkeit (σωφροσυνη), d. h. die selbstthätige Unterordnung des sinnlichen Begehrungsvermögens unter das Vernunftgesetz; die Tapferkeit (ἀνδρεια), d. h. die feste, beharrliche Gemüthsstimmung, nur das moralische Böse zu fürchten, und jedes physische Uebel um des Moralisch-Guten willen standhaft zu ertragen; und die Gerechtigkeit (δικαιοσυνη), d. h. die Obliegenheit des Menschen, seine Pflichten gegen Andere vollkommen zu erfüllen. Diese Haupttugenden, aufs genaueste verbunden, machen die vollendete Sittlichkeit aus. Mit Platons Moral hängt seine Politik (Πολιτικη, Βασιλικη) auf engste zusammen, und diese ist ganz auf jene gegründet. Die Staatswissenschaft ist, wie die Moral, allein in der Vernunft gegründet. Der vernunftmässige Zweck des Staats muß seyn: das allgemeine Beste der Mitglieder desselben, ein Zweck, der nur erreicht werden kann, wenn jedes Mitglied seine Pflicht erfüllt, und also Alle ihre Wirksamkeit unter dem Prinzipe der sittlichen Vernunft in eine gemeinschaftliche Sphäre vereinigen. Ein Staat ist dann vollendet, wenn alle seine Mitglieder dem Sittengesetze huldigen. Platons Politik ist also die Wissenschaft, die Menschen unter der Herrschaft des Sittengesetzes zu einer Gesellschaft zu verbinden, und sie in dieser Verbindung zu erhalten. Man sehe Platons Republik, die Bücher von den Gesetzen und den Dialog Politikus. Die Theile der Staatswissenschaft sind folgende: 1) Aufstellung von Grundsätzen, nach welchen der Staat eingerichtet und verwaltet wird (κριτικη); 2) eine, jenen Grundsätzen gemäße Bestimmung der Staatsverfassung und der Gesetze (Νομοθετικη); 3) Ertheilung von Regeln für die Ausführung und Verwaltung der Konstitution und der Gesetze (Επιστατικη). Regent des Staats und Staatsmann muß der seyn, welcher die dazu erforderlichen Kenntniße besitzt; daher sollten nur Philosophen, d. h. die weisesten und

besten Menschen, regieren, und die Macht des Staats für die vernunftmäßigen Zwecke desselben anzuwenden befugt sern. Man sieht, daß Platon bei diesem allen nur an das Ideal einer Staatsverfassung dachte, ob er gleich vielleicht nicht ganz an der Möglichkeit wenigstens einer demselben sich nähernden positiven Staatsverfassung zweifelte. Um den höchsten Endzweck des Staats zu befördern, müssen die Gesetze alle Mitglieder angehen, und der Realisirung des Endzwecks angemessen seyn. Diejenigen, welche die Gesetze geben und ausüben, heißen die Regenten des Staats; sie sind aber auch wieder dem Sittengesetze und der Gottheit unterworfen, und dürfen sich also nicht ihrer Willkühr und Laune überlassen. Der Mensch ist gleichsam ein Staat im Kleinen, unter der Regentschaft der Vernunft; daher muß auch der Staat alle Tugenden des einzelnen Menschen haben. Dadurch entsteht Einheit des Staats; er wird im eigentlichen Sinne des Worts Eine moralische Person. Davon ist denn die wahre Freiheit und Glückseligkeit der Bürger unzertrennlich, d. h. nicht Zügellosigkeit, sondern allgemeine Beobachtung der Vernunftgesetze, so daß jeder thun kann, was sittlich gut und recht ist, d. h. mit möglichster wirklicher Freiheit handeln kann. Was die Organisation des Staats betrifft, so müssen alle Arbeiten, welche die Erhaltung und Bequemlichkeit der Gesellschaft fordert, nach den Fähigkeiten der Individuen vertheilt seyn; daraus entsteht der Nährstand. Luxus sollte eigentlich aus dem Staat verbannt seyn, welches aber eigentlich nicht wohl möglich ist. Dieser hat Begierde nach fremdem Gut und alle daraus entspringende Beleidigungen zur Folge, woraus denn nothwendig Krieg entsteht. Daher müssen auch Staatsvertheidiger, Krieger, da sern, welche einen eigenen Stand ausmachen, und mit Muth, Stärke und Gewandtheit des Körpers auch ein zur Humanität und Friedfertigkeit gebildetes Herz vereinigen müssen. Daher müssen sie in der Erziehung durch Gymnastik, um ihnen die kriegerischen Qualitäten zu verschaffen, und durch Musik, um ihre Denkart und Sitten zu veredeln, gebildet werden. Die unter Musik begriffene Poesie und Tonkunst muß nur schöne Thaten verherrlichen, den Geist zu heroischen Gesinnungen der Tugend entflammen, überhaupt auf Sittlichkeit abzwecken; daher muß alles Wollüstige, Schmelzende und Klagende in der Ton- und Dichtkunst verboten seyn. Aus dem Wehrstande müssen der Regenten und die Beamten des Staats gewählt werden; sie bekommen mit den Kriegern meistens eine gemeinschaftliche Erziehung; der Regent aber muß ins besondere zu einem vollendeten Philosophen gebildet werden; man muß daher bei der mit den Kriegern gemeinschaftlichen Erziehung Acht haben, welches Individuum mit den zu diesem Zwecke erforderlichen Talenten versehen sey. Ist ein solches gefunden, so wechseln kriegerische Uebungen, philosophische Belehrungen und Geschäfte im Dienste des Staats mit einander ab, und nach vielfältig angestellten Prüfungen ist Jemand erst im 50sten Jahre zum obrigkeitlichen Amte fähig. Dann ist seine Pflicht, für die innere und äußere Sicherheit des Staats zu sorgen, sich dazu der Krieger zweckmäßig zu bedienen, darauf zu sehen, daß der Staat weder zu reich, noch zu arm, weder zu klein, noch zu groß sey; ferner muß die Obrigkeit die übrigen Staatsdiener auswählen, die Prüfungen der künftigen Regenten übernehmen, und über sie die Aufsicht führen. Ein eigenthümlicher Zug in Platons Politik ist die Rolle, welche er den Weibern giebt. Diese sollen gleiche Rechte mit dem männlichen Geschlechte, gleiche Erziehung mit demselben genießen, und wenn sie dazu fähig sind, auch obrigkeitliche Aemter und Würden erlangen können. Zu diesem, in vieler Rücksicht unnatürlichen Institute veranlaßte ihn wahrscheinlich die zu große Unterdrückung und Herabwürdigung des andern Geschlechts bei den Griechen, und die Erfahrung, daß Weiber, sich auch durch Einsicht, Tugend und Muth hervorthun können. Vielleicht wollte er auch nur einer gewissen Klasse

von Weibern dieſen Vorzug ertheilen, etwa den Gattinnen des Wehrſtandes. Eben ſo auffallend iſt es, daß Platon in dem Wehrſtande und der Klaſſe der Obrigkeiten ſeiner Republik auch die Gemeinſchaft der Weiber, Kinder und Güter anordnete, weil er dadurch Patrietismus und Eifer für das gemeinſchaftliche Staatsintereſſe am beſten zu befördern hoffte. Der ganze Stand der Krieger und Regenten ſollte nur Eine Familie ſeyn. Um den Ausſchweifungen des Geſchlechtstriebes vorzubeugen, waren beſtimmte Tage zur Begattung feſtgeſetzt, und dieſe ſelbſt auf eine gewiſſe Epoche des Lebensalters eingeſchränkt; die Perſonen, welche ſich begatten ſollten, wurden durchs Loos gewählt, eigentlich aber durch eine geheime Wahl des Regenten beſtimmt. Man ſieht aus dieſen letztern Schilderungen, daß Platon die anfangs gefaßte Idee eines idealiſchen Staats verließ, und zeigen wollte, wie ſie empiriſch anzuwenden ſey; dadurch ſchadete er ſeinem Ideale ſehr, weil die Unausführbarkeit und die üblen Folgen ſeiner Inſtitute gar zu ſehr in die Augen fiel. Platon ſuchte nun die beſte Staatsform durch eine Kritik der denkbaren und wirklichen Staatsverfaſſung zu begründen. Er unterſchied die letztern 1) nach der Zahl der herrſchenden Perſonen und 2) nach der Beſchaffenheit der Triebfedern der Regierungsform. Nach dem erſten Geſichtspunkte regierte entweder Einer (Monarchie), oder Mehrere (Oligarchie), oder das ganze Volk (Demokratie). Regiert Einer mit Einwilligung der Bürger, ſo iſt er König, wo nicht, Despot. Regieren bei Mehrern die Reichen und Mächtigen, ſo iſt es eigentlich Oligarchie; ſind es aber die Beſſern, Ariſtokratie. Auch die Demokratie iſt zwiefach, entweder nach Geſetzen, oder ohne dieſelben. Der zweite Geſichtspunkt giebt fünf Hauptarten der Konſtitution: die philoſophiſche, oder idealiſche, die ehrgeizige, gewinnſüchtige, zügelloſe und despotiſche; nur bei der erſten kann der ſittliche Zweck des Staats erreicht werden. Von den Staatsformen aus dem erſtern Geſichtspunkte iſt die durch Geſetze beſchränkte Monarchie noch die beſte, die Demokratie die ſchlechteſte; am beſten wäre es, eine aus Monarchie und Demokratie gemiſchte Staatsverfaſſung zu wählen. Der Charakter der Geſetzgebung muß Gerechtigkeit ſeyn, d. h. Uebereinſtimmung mit dem oberſten Prinzip der Sittlichkeit. Die Geſetze müſſen das allgemeine Beſte bezwecken, nicht bloß einzelner Individuen. Die Handlungen der Bürger müſſen immer dahin geleitet werden, daß nach und nach aller Zwang entbehrlich wird; daher muß der Geſetzgeber vornehmlich für die moraliſche Erziehung ſorgen. Strafen dürfen nur den Zweck haben, den Verbrecher zu beſſern, und andern Abſcheu gegen ähnliche Vergehen einzuflößen. Der Grad der Strafen richtet ſich nach dem Verbrechen, von denen es drei Hauptarten, Privatverbrechen, Staatsverbrechen und Religionsverbrechen giebt. Die härteſte Strafe gegen einen unverbeſſerlichen Verbrecher iſt der Tod. Privatſtreitigkeiten ſollen von Schiedsrichtern, Staatsverbrechen vom ganzen Volke gerichtet werden; die höchſte Inſtanz muß ein Gericht aus den einſichtsvollſten und beſten Männern ausmachen. Die hieher gehörigen klaſſiſchen Stellen ſind in Platons Büchern de legibus zerſtreut. Auch die Erziehung machte Platon zu einem vorzüglich wichtigen Gegenſtande wiſſenſchaftlicher Unterſuchung. In ſeinem Staate war Erziehung das erſte, heilſamſte und nothwendigſte Mittel zur Erreichung des Staatszwecks, und deswegen ſtellte er auch Prinzipien einer eigentlichen Erziehungswiſſenſchaft auf. Das Ziel der Erziehung iſt, den Menſchen zur Tugend, d. h. zum guten Bürger zu bilden; nun dies zu erreichen, iſt Bildung der Vernunft das Hauptmittel, nächſtdem die Bildung der niedern Seelenkräfte und des Körpers; daher theilt ſich die Erziehung in die phyſiſche und geiſtige; letztere fängt mit der äſthetiſchen Bildung an, um in dem Kinde den Sinn für das Harmoniſche, Schöne und Gute zu wecken, welches durch Leſen der Dichter, Muſik, Geſang und Tanz geſchieht; dann folgt die moraliſche und endlich die eigentlich geiſtige Erziehung;

der Philosophie geht unmittelbar der Unterricht in der Mathematik vorher. Mädchen müssen mit den Knaben einerlei Erziehung bekommen. Ueber die Natur des Schönen hat Platon folgende Ideen. Nur der Mensch kann das Schöne erkennen, wegen seines Sinnes für Harmonie. Man muß es nicht mit dem Angenehmen, Nützlichen, Anständigen und Guten verwechseln. Man unterscheide das empirische Schöne von dem Schönen an sich (dem Urschönen). Ersteres ist veränderlich und kann ganz verschwinden; letzteres ist ewig gleich, nicht an Ort, Zeit, Verhältniß, oder einem bestimmten erkennenden Subjekt, oder einem bestimmten Objekt gebunden; es ist absolut für sich vorhanden, und alle konkrete Gegenstände werden nur dadurch schön, daß sie an dem Urschönen Theil nehmen. Kurz, es ist eine Idee der Vernunft, und besteht in dem Ebenmaße und der Harmonie oder der Vollkommenheit selbst, von der das empirische Schöne ein Abglanz ist. Es giebt geistige und körperliche Schönheit, erstere liegt in der, jener Idee gemäßen Harmonie materieller Theile; letztere in der Harmonie der Erkenntniß und der Handelsweise mit den Regeln und Gesetzen der Vernunft. Beide Schönheiten im Menschen vereinigt geben den schönsten denkbaren Gegenstand; doch ist geistige Schönheit immer die edelste. Die Wirkung des Schönen auf das Gemüth ist ein angenehmes Gefühl, ein Wohlgefallen. Nur das Sittlich-Gute ist schön, und beide Begriffe sind identisch. Von den Ausgaben des Platon sind außer der Aldinischen die vorzüglichsten die von Heinrikus Stephanus 1578, 3 Bde. Fol., die frankfurter, 1602, Fol. und die zweibrücker, 1781—86, 13 Bde. 8. Die neuesten sind von Beck, Becker und von Ast; noch andere sind angekündigt. Eine musterhafte Uebersetzung der platonischen Dialogen haben wir von Schleiermacher. Fünf Bände sind seit 1804 erschienen, aber noch ist das Ganze leider nicht vollendet.

Platonische Liebe, s. Platon.

Platonische Philosophie, s. Platon.

Platonische Republik, s. Platon.

Plattdeutsch, Niederdeutsch, Niedersächsisch, seit dem 16ten Jahrhundert auch Sassisch) ist im Gegensatze des härteren, im südlichen Theile Deutschlands üblichen, Oberdeutschen die weichere sanftere Mundart der deutschen Sprache, die ehedem über einen großen Theil von Deutschland ausgebreitet war, und gegenwärtig noch in den norddeutschen Ländern im Munde des Volkes gehört wird. Wann sich die deutsche Sprache in diese beiden Hauptmundarten zerspalten, ist schwer zu bestimmen. Wahrscheinlich geschah es schon in den ältesten Zeiten, bald nach Einwanderung der ersten asiatischen Völkerschaften in Deutschland, daß sie in der nördlichen Hälfte unseres Vaterlandes unter dem Einflusse des milderen Klimas und des flachen Bodens einen sanftern, einschmeichelnderen, und in den rauheren und waldigen Gebirgen des südlichen Deutschlands einen rauheren ernsterern Charakter annahm. Bei dem steten Herumwandern der Völker verschmolzen jedoch diese beiden Mundarten fortwährend in einander, wie dieses die ältesten Denkmale unserer Sprache zeigen, und erst später, nach Einigen im 9ten Jahrhundert, nach Andern im 11ten, kamen sie zu einer scharfbegränzter bleibenden Absonderung. Auch hierauf herrschten beide noch lange neben einander in gleichem Ansehen fort; die härtere in der südlichen Hälfte von Deutschland, in Oesterreich, Baiern, Franken, Schwaben am Oberrhein, auch zum Theile in Ober-Sachsen, die weichere im nördlichen Deutschland: im Niedersächsischen, in Westfalen, am Niederrhein und in ganz Belgien. Für die weit ausgedehnte Herrschaft der niederdeutschen Mundart zeugen die vielen Sprachen, die von ihr abstammen, und von denen folgende die vornehmsten sind: die angelsächsische (englische), die normannische, die flämische und niederländische, seit dem 13ten Jahrhundert

die holländische genannt, die isländische, die norwegische, die schwedische und die heutige niedersächsische. Früher erlangte aber schon die oberdeutsche Mundart durch mehrere begünstigende Umstände ein größeres Ansehen, vornehmlich durch die vielfache Berührung, in die Süddeutschland mit dem damals gebildeteren Frankreich und Italien kam, und durch den höheren Geistesschwung, den die schwäbischen Kaiser diesem Theile von Deutschland gaben. Im 16ten Jahrhundert erhielt endlich durch Luthers Bibelübersetzung das Oberdeutsche die alleinige Herrschaft, und die niederdeutsche Mundart, die sich im nördlichen Deutschlande bereits zur Buchsprache erhoben hat, ward nicht nur aus den Schriften, sondern allmählig auch aus den Gerichtshöfen, Kirchen, Schulen und Kreisen der Gebildeten verdrängt. Nur in einigen Gegenden, wie in Pommern, Westfalen, Meklenburg u. s. w. erhielt sie sich bis zum 17ten Jahrhundert als Schriftsprache. Dagegen lebt sie gegenwärtig noch in ganz Niederdeutschland im Munde des Volkes, worin jedoch die gänzlich Verwahrloste und durch Verachtung Gedrückte täglich mehr ausarten muß. In neuerer Zeit haben sich ihrer, der Verdrängten, Mehrere angenommen, und sie wieder zu Ehren zu bringen gesucht. Schon Leibniz empfahl ihre genauere Beachtung zur Bereicherung und Reinigung der hochdeutschen Schriftsprache. Besonders hat sich Voß bemüht, sie, die nach seinen Worten neben der Hochdeutschen als sanftere Schwester fortzublühen verdient hätte, wieder in ihre alten Rechte als Schriftsprache einzusetzen, und hat mehrere vortreffliche Gedichte im Plattdeutschen geliefert. Obgleich wir nicht zugeben können, daß sie, wie Gedike behauptet, es mehr verdient hätte allgemeine Schriftsprache zu werden, als die Hochdeutsche; so hat sie doch vor derselben manche Vorzüge, z. B. den des Wohlklangs, der Reinheit und des Reichthums, die sie der Aufmerksamkeit des Sprachforschers würdig machen. Wie wohlklingend und sanft sie sey, wird man besser erkennen, wenn wir Einiges über die Aussprache derselben hinzufügen. Der Plattdeutsche vermeidet in der Regel (einige gröbere Mundarten machen eine Ausnahme) die breiten Doppellauter, statt Maul sagt er Muul, statt Haus Huus, statt Leute Lüde, statt reiten rrden. Das ch ist ihm fast ganz unbekannt; statt desselben läßt er ein k hören, wie in maken, Saken, ik statt machen, Sachen, ich ꝛc. Das ch vors, wie in Flachs, Fuchs fällt ganz weg, daher: Flaß, Vuß, so auch Sassen für Sachsen. Das scharfe ss in der Mitte wird gern zu einem t, also Water für Wasser ꝛc. Mit gleicher Abneigung gegen den harten Zischlaut verwandelt die niederdeutsche Sprache schlagen in slagen, schmecken in smecken, Holz in Holt, Zinn in Tinn. T wird oft zu D, z. B. Dag, Disch; B. zu W, z. B blywen; pf immer zu p, z. B. Perd, Kopper ꝛc.; selbst das d muß sich es oft gefallen lassen, einer mildern Aussprache zu Liebe ausgelassen zu werden, z. B. laën für laden, Bo'n für Boden u. s. w.

Plattirte Silberarbeit. Das Plattiren soll ein Birminghamer Sporer erfunden haben, der die Verbiegsamkeit silberner Sporen zu verhindern suchte, indem er hohle Sporen mit Eisen ausfüllte. Dies führte bald auf eine andere Erfindung, nämlich die Silberplatten sogleich auf die Eisenwaare zu löthen. Das dazu angewendete Loth ist entweder bloßes Zinn, oder eine Vermischung von Silber und Messing.

Plauen, Hauptstadt des voigtländischen Kreises in Sachsen und eines Amtes, in der Eister, mit Mauern und 4 Thoren, in die alte und neue Stadt getheilt, mit 6082 Einw., dem Schloß Ratschauer, 2 Kirchen, 2 Waisenhäusern, 2 Hospitälern, Superintendentur, Lyceum, Schullehrerseminar. Musselin- (mit 112 Schleierherrn, 230 Webern, 130 Gesellen und Lehrlingen, 1800 Wirkern; 1802. 116.212 Stück), Wachsleinwand- (200 Stück), Tuch-, Metallknopf-, Strumpffabriken, Kattundruckerei (Spin-

nerei auf 3 Spinnmühlen mit 10.000 Spindeln, gute Bleichen, Handel mit Fabrikaten. Die Malerei und Einnähterei der baumwollenen Waaren beschäftigte 1794 an 6900 Personen. 2) Dorf im sächsischen Kreise Meißen, eine halbe Stunde von Dresden, wo der 3 Stunden lange schöne Grund gleiches Namens anfängt, der von der Weißeritz durchflossen wird, hinter Tharand endigt und mehrere Versteinerungen und Steinkohlenflötze bei Potschappel rc. hat.

Plautus (M. Accius), ein berühmter Lustspieldichter der Römer, aus Sarsina in Umbrien gebürtig. Sein Leben fällt in die Zeit des zweiten punischen Krieges und sein Tod ins J. R. 570. Er war nicht ein Freigelaßner, wie Viele annehmen, aber wohl sehr arm. Wie Varro beim Gellius erzählt, war Plautus Entrepreneur eines Schauspiels, verwandte aber seinen Gewinn zu einem kaufmännischen Unternehmen, kam um Alles, und kehrte als Bettler nach Rom zurück. Um seinen Lebensunterhalt zu erwerben, sahe er kein anderes Mittel vor sich, als sich zur Umdrehung einer Handmühle zu vermiethen. Dennoch wurde sein Geist durch diese beschwerliche Lebensart nicht niedergedrückt, indem er während dieser Zeit zwei Lustspiele schrieb. Man hat ihm 130 Schauspiele beigelegt. Noch sind uns zwanzig seiner für echt gehaltnen Komödien (denn die Beliebtheit der plautinischen Stücke bewirkte wahrscheinlich, daß man viele unter Plautus Namen verfertigte) meist vollständig erhalten worden. Die Namen sind theils von Personen entlehnt, die in dem Stücke eine Rolle spielen, wie Amphitruo (der Gemahl der Alkmene, Mutter des Herkules), Curculio (d. h. Kornwurm, Name eines Schmarotzers), Epidicus, Pseudolus, Stichus (Namen von Sklaven), Bacchides (Name zweier Buhlerinnen), Menaechmi (Name eines Zwillingsbrüderpaares), Miles gloriosus (der großsprecherische Soldat), Captivi (die beiden Gefangenen), Mercator (der Kaufmann), Poenulus (der Punier oder Karthaginenser), Persa (der Perser), Truculentus (der Trotzige oder Wilde): theils von gewissen Dingen, die in dem Stücke vorkommen und dem Ganzen zur Grundlage oder Entwickelung dienen, wie Aulularia, Cistellaria, Mostellaria Fabula (der Topf oder der Schatz, das Kästchen, die Gespenster). Der Hauptcharakter seiner Stücke war das Niedrigkomische; nicht feine Sittenmalerei, sondern die ernsthaften Römer lachend zu machen, war das Hauptziel seiner Kunst, welches er auch nach den Urtheil aller Kenner, vollkommen erreichte, indem er mit einem reichen und treffenden Witz eine glückliche Erfindungsgabe und alle Stärke des komischen Ausdrucks vereinigte. Dies sind die Plautini sales, welche Horaz ihm zuschreibt, und von denen Cicero so ehrenvoll spricht. Seine vornehmsten Muster waren die griechischen Komiker Epicharmus und Diphilus. Dem Geschmacke seines Zeitalters zu gefallen, überschritt er oft die Gränzen der Sittsamkeit. Eine treffliche Ausgabe sämmtlicher plautinischen Komödien, nebst den Bruchstücken ist von J. A. Ernesti. Vol. II. Lips. 1760. Eine neuere Ausgabe mit einem fortlaufenden Commentare erschien Zweibrücken 1788, 3 Bände 8.; von Schmieder, Göttingen 1804 — 1805, und die neueste, in usum elegant. hominum, von Bothe, Berlin 1810, in 4 Bänden. Lateinisch und deutsch gab die plautinischen Lustspiele heraus Danz, Leipzig 1806 — 1807, und metrische Uebersetzungen lieferten außer Molius (Berl. 1784) Küffner (Wien, 1805 — 1807 und Köpke (Berlin, 1809, den 1sten Band), letztere beide mit Anmerkungen.

Plebejer, Plebs, hieß bei den Römern diejenige Volksklasse, welche nicht zu den Senatoren (s. Patrizier) und Rittern gehörte; in den letztern Zeiten der Republik auch alle diejenigen, welche keine öffentlichen Staatsämter bekleideten, sondern als Privatleute von ihrem Vermögen lebten, und überhaupt alle diejenigen, deren Vermögen nicht wenig-

stens 400.000 Sestertien betrug; sie mochten übrigens Handwerker, Kaufleute, Unterbeamten, Soldaten, Bettler ꝛc. seyn. Vornehmlich aber bezeichnete Plebs die ärmere und geringere Volksklasse. Man unterscheidete Plebs rustica und Plebs urbana. Erstere bezeichneten die auf dem Land lebenden, Ackerbau treibenden Bürger. Sie machte mit den in Italien zerstreuten Bürger den besten und angesehensten Theil der römischen Bürger aus. Zur Plebs urbana gehörten die in der Stadt lebenden Handwerker, Krämer, Bettler, Müßiggänger ꝛc. In den blühendsten Zeiten der Republik, ungefähr nach Sylla's Tode, zählte man 450.000 röm. Bürger. Wenn man von diesen die Senatoren und Ritter und an 200.000 solcher Bürger abrechnet, welche in Italiens Städten oder in andern Ländern um den Geschäftsgang in Rom unbekümmert lebten und sich begnügten, wenn nur ihre Namen bei dem Census nicht übergangen wurden, so blieben 200—250 000 Bürger in Rom und der umliegenden Gegend selbst übrig, die den dritten Stand bildet. Dieser nährte sich theils vom Betteln oder vom Ackerbau als Soldaten, Kaufleute oder von mehrern kleinen Bedienungen. Der gewöhnliche Sammelplatz des römischen Pöbels war das Forum, wo er sich noch oft vor Tage einfand. Besonders traf man hier ein beständiges Gedränge von Menschen an, wenn irgend eine wichtige Angelegenheit vorgenommen werden sollte, oder wenn Unruhen zu erwarten waren. Oft hing der Sieg davon ab, daß die eine Parthei den besten Platz am Rednerstuhle eingenommen hatte; um diesen kämpfte man oft mit Steinen und Knütteln. Bei solchen Versammlungen nun sprach man von den wichtigsten Angelegenheiten des Staats, oder hörte Redner an und beurtheilte sie. Ein andermal wohnte das Volk wichtigen Rechtshändel bei, hörte der Vorlesung neuer Gesetze oder der Vorschläge dazu, oder beobachtete und beurtheilte die künftigen Kandidaten. Zwischen solchen und ähnlichen Beschäftigungen war das Leben des müssigen Römers getheilt, und da blieb ihm denn freilich keine Zeit übrig, sich regelmäßigen Handarbeiten zu widmen. Bei alle dem betrug sich der ungeheure Haufe des Pöbels sehr ruhig, so daß man gegen seine Zusammenkünfte weder Wachen, noch andere Arten von Vorsicht nöthig hatte. Es läßt sich sogar mit großer Wahrscheinlichkeit behaupten, daß er niemals von selbst, sondern allezeit erst von Vornehmen angeführt, einen Tumult erregte; aber auch selbst in solchen Fällen vergaß der wüthende Haufe selten die Ehrfurcht gegen die Gesetze und seine Obrigkeiten; im Gegentheil, stellt die Geschichte viele Beispiele von Mäßigung und Gerechtigkeitsliebe desselben auf. Ueber die Kämpfe der Plebejer mit den Patriziern s. Rom.

Plectrum, wahrscheinlich ein dünnes Stäbchen von Holz oder Elfenbein, womit die Alten die Lyra gewöhnlich spielten. Erst später wurde es Sitte, die Saiten mit den Fingern anzuschlagen. Die Lacedämonier hielten dies für so unziemlich, daß sie einst einen Lyristen deßhalb zu einer Geldstrafe verurtheilen. In der Folge kam aber das Plectrum aus der Mode.

Pleiaden, die sieben Töchter des Atlas und der Plejone: Alkrone, Merope, Keläno, Elektra, Sterope, Taygete und Maia, welche vom Jupiter in das Sternbild des Siebengestirns versetzt wurden. Plejone ging mit ihren Töchtern nach Böotien; Orion verliebte sich in sie und verfolgte sie ganzer fünf Jahre lang: dies war die Ursache ihrer Versetzung an den Himmel. S. Orion. Dieses Gestirn ist das Siebengestirn zwischen den Schultern des Stiers, und bei seinem Heliakal-Aufgange begann in der Regel die Schiffahrt in der ersten Hälfte des Mai. Die Römer nannten es Frühlingsgestirn.

Pleonasmus (Ueberfluß), in der Redekunst derjenige Fehler, wenn ein und derselbe Begriff oder Gedanke ohne Grund und Nachdruck wieder-

holt ausgedrückt wird. Dies geschieht dadurch, daß man dieselben Worte wiederholt, oder gleichbedeutende, oder solche, deren Sinn in andern wenigstens zum Theil enthalten ist, braucht.

Pleuresie (pleuritis), im Deutschen gewöhnlich Seitenstich genannt, ist die Entzündung der Pleura oder des Brustfelles, einer serösen Haut, die die innere Oberfläche der Brusthöhle bedeckt. Sie ist allezeit mit einem heftigen hitzigen Fieber verknüpft und der Kranke leidet einen lebhaften meist stechenden Schmerz an der Seite; sein Athem ist kurz und beschwerlich, der Puls hart gespannt, und es tritt ein anfangs trockener Husten ein. Später wird bisweilen unter kritischen Ausleerungen, welche das Fieber entscheiden, eine Menge Schleim mit Erleichtung ausgeworfen Oft stirbt der Leidende an dem siebenten Tage; manchmal geht die Krankheit in ein hitziges Lungenfieber über, und nicht selten folgt eine Schwindsucht und Auszehrung darauf. Indeß, wenn sie zum ersten Mal vorhanden ist, wenn sie frühzeitig genug erkannt und gehörig behandelt wird, so ist die Gefahr eines unglücklichen Ausgangs nicht sehr groß. Oeftere Aderläße sind hier am meisten zu empfehlen.

Plinius der Aeltere, oder, wie er vollständig heißt, C. Plinius Sekundus, ein röm. Ritter von Verona gebürtig. Sein Geburtsjahr war nach der gewöhnlichen Meinung das 23. nach Chr. G. fiel also unter die Regierung des Tiberius. Zuerst beschäftigte er sich in Rom mit Prozeß führen. Nachher diente er unter dem Claudius als Oberster der Kavallerie in Deutschland, und unter Nero und Vespasian bekleidete er verschiedene Staatsämter; so war er z. B. Prokurator in Spanien, dann Präfektus der misenischen Flotte. Vornehmlich ist er uns aber als einer der gelehrtesten Römer seiner Zeit merkwürdig. Seine Begierde zu studiren war in der That unersättlich, so wie sein Fleiß eisern. In der Einsamkeit widmete er seine ganze Zeit, in Rom aber alle Augenblicke, die ihm seine Amtsgeschäfte übrig ließen, den Wissenschaften. Er schlief sehr wenig, stand, selbst im Winter, oft um Mitternacht, wenigstens zwei Stunden später, auf. Bisweilen legte er sich nicht einmal nieder, sondern schlief sitzend über dem Studiren ein, und las oder schrieb weiter fort, wenn er aufwachte. An der Tafel, im Bade, auf Reisen, oder wenn er nach römischer Diät in der Sonne lag, oder sich in der Sänfte tragen ließ, kurz zu jeder Zeit, war seine Beschäftigung entweder selbst zu lesen, oder einen Vorleser anzuhören, zu exerpiren und zu diktiren. Alles, was er las, excerpirte er, denn er pflegte zu sagen, kein Buch sey so schlecht, daß man nicht etwas Gutes daraus lernen könne. Hierdurch erlangte er eine außerordentlich ausgebreitete Gelehrsamkeit, und, ob ihm gleich seine Berufsgeschäfte viel Zeit raubten, doch sieben wichtige Werke verfertigte, von denen aber nur seine Naturhistorie sich bis auf unsere Zeit erhalten hat, ein Werk, das die ganze Natur umfaßt und wozu er die Materialien aus mehr als 2000 Schriften sammelte. In der That ist dieses Werk für uns ein höchst schätzbares Repertorium der wichtigsten mythologischen, historischen, geographischen, artistischen, physikalischen und philosophischen Kenntnisse der Alten. Wenn Plinius dieses Werk größtentheils nur kompilirte, so zeigte er sich doch auch als verständiger Sammler und nicht selten erblickt man in seinen Urtheilen einen ausgebildeten philosophischen Geist. Von seinem Eifer, die Kenntniß der Natur zu erweitern, ist die Geschichte seines Todes, ein unvergängliches Denkmal. Er verlor nämlich das Leben, als er einen der fürchterlichsten Ausbrüche des Vesuv (80 n. Chr.) in der Nähe beobachten wollte. Er hielt sich gerade zu Misenum auf, als er den 25. Aug. im J. 80, Nachmittags um 1 Uhr, die Nachricht bekam, daß sich eine Wolke von wunderbarer Gestalt am Himmel zeige; er bestieg sogleich einen erhabenen Ort, und fand das Phänomen, das in der Gegend des Vesuv erschien, so merkwürdig, daß er beschloß,

ds in der Nähe zu untersuchen. Er erhielt zugleich von mehreren Freunden, die in der Nähe des Berges wohnten, Aufforderungen, ihnen Schiffe zu schicken, damit sie sich aus der Gefahr retten könnten. Hierauf ließ er verschiedene vierruderige Schiffe in die See gehen, und bestieg selbst eins derselben. So eilte er, in dem edlen Bestreben zu retten und durch den Wunsch, seine Kenntnisse zu vermehren, begeistert, gerade der Gefahr entgegen, und war so unerschrocken, daß er alle Bewegungen des schrecklichen Phänomens diktirte und aufzeichnete, wie er sie beobachtet hatte, obgleich heiße Asche und verbrannte Bimsstein immer häufiger auf sein Schiff fielen. Alles rieth ihm zum Umkehren; er befahl aber, daß man ihn zum Pomponianus bringen möchte, der zu Stabiä auf der andern Seite des Meerbusens wohnte. Dieser war schon im Begriff, der nahenden Gefahr zu entfliehen, aber Plinius tröstete und ermunterte ihn, und zeigte selbst nicht die geringste Furcht, um die Kümmernisse seines Freundes zu mindern. Er legte sich sogar, als es Nacht ward, zu Bette, und schlief wirklich ein, aber da der Platz vor dem Zimmer mehr mit Asche angefüllt wurde, so mußte man ihn wecken, weil er sonst nicht hätte heraus kommen können. Das Erdbeben ward nun immer stärker, deßhalb beschloß er, mit seinen Freunden das Haus zu verlassen und sich im Freien aufzuhalten. Um sich vor den herunterfallenden Bimssteinen zu schützen, banden sie Kissen auf den Kopf. Der Zeit nach hätte nun der Tag anbrechen sollen, aber eine undurchdringliche Finsterniß bedeckte die Gegend, die nur von den Flammen des Berges erleuchtet wurde. Sie gingen ans Ufer, um zu sehen, ob das Meer die Abfahrt nicht erlaubte; aber dieses war immer noch tobend und stürmisch. Hier legte er sich auf ein ausgebreitetes Tuch, und trank einigemal kaltes Wasser. Bald nöthigte ihn der Schwefelgeruch und die sich nähernden Flammen die Andern zur Flucht, und auch er war genöthigt, aufzustehen; aber indem er sich an zwei Sklaven halten wollte, sank er gleich wieder nieder, und erstickte wahrscheinlich an dem dicken Dampfe. Als es wieder Tag ward, d. h. den dritten nach seinem Tode, fand man seinen Körper unversehrt und eben so bekleidet wieder, wie er es gewesen war. Er glich mehr einem Schlafenden, als einem Todten. Von den Schriften des Plinius haben wir, wie schon gesagt, nur noch ein einziges Werk, seine Naturgeschichte, historia naturae, vom jüngern Plinius, von ihm selbst in der Vorrede historia naturalis betitelt. Es besteht aus 37 Büchern. Das erste Buch legt den Entwurf des Ganzen dar; das zweite handelt vom Weltall, vom Himmel und Erde; das dritte bis sechste von der Geographie; nun geht er zu den Bewohnern der Erde über, und handelt im 7ten Buche vom Menschen, im 8ten von vierfüßigen Landthieren, im 9ten von Wasserthieren, im 10ten von Vögeln, im 11ten von Insekten, im 12ten bis 20sten von den verschiedenen Gewächsen und vom Landbau, im 21sten bis zum 31sten Buche von Arzneimitteln aus dem Thier- und Pflanzenreiche, und vom 32sten Buche bis zu Ende von Metallen, dann von der Bildhauerei, Malerei und andern Künsten, wobei er zugleich die Geschichte der vornehmsten Künstler und Kunstwerke darstellt. Plinius vollendete dies Werk kurz vor seinem Tode, im J. Roms 830, wie er selbst an mehrern Orten sagt. Von seinen verloren gegangenen Schriften nennt der jüngere Plinius unter andern seine Bellorum Germ lib. XX. und seine Historiarum lib. XXXVII. Die vorzüglichste mit dem größten kritischen Fleiße bearbeitete Ausgabe des Plinius ist die von Hardouin. Paris 1723. 2 Bde.; nach derselben von Franz. Leipz. 1779 ꝛc. Eine Uebersetzung hat man von Große. Frankfurt 1781 ꝛc. gr. 8. in mehrern Bänden.

Plinius (C. Plinius Cäcilius Sekundus) der Jüngere, des Vorigen Schwestersohn, geb. n. Chr. Geb. 62 zu Comum. Von seinem Oheim an Kindes Statt angenommen, lernte er eine weise Benutzung der Zeit. Darum

legte er sich frühzeitig mit dem größten Eifer auf das Studium der Beredsamkeit und Philosophie, und schon als ein 13jähriger Knabe machte er den Versuch, eine Tragödie in griechischer Sprache zu dichten. Im 19. Jahre seines Alters trat er in Rom seine bürgerliche Laufbahn mit den Arbeiten eines Sachwalters an. Im 20. ward er Oberster der Infanterie bei einer Legion in Syrien, wo seine Bekanntschaft mit dem Philosophen Euphrates und Artemidorus ihm nutzte. Nach 1½ Jahr reiste er von Syrien wieder nach Italien zurück, bewarb sich um die bürgerlichen Ehrenämter und ward schon im 30. J. Konsul. Ungefähr in seinem 41. Jahre ernannte ihn Trajan zum Augur und bald darauf zum Statthalter von Bithynien und Pontus, welche Stelle er zwei Jahre zur Zufriedenheit der Einwohner und des Kaisers verwaltete. Plinius gehörte zu den im vorzüglichen Grade glücklichen Menschen. Er besaß ansehnliche Güter in reizenden Gegenden, genoß in hohem Maße das Vertrauen des Kaisers und des Senats, so wie die Liebe und Achtung des Volks, bekleidete die höchsten Staatsämter, und glänzte — das Hauptziel seiner Wünsche! — als einer der größten Gelehrten seiner Zeit. Dabei besaß er ein vortreffliches Herz, welches wir ganz vorzüglich aus seinen Briefen kennen lernen. Er versuchte sich in mehrern schriftstellerischen Arbeiten, in gerichtlichen Reden, in Briefen, Gedichten und auch in Geschichte. Auf unsere Zeiten ist aber nichts weiter gekommen, als seine Briefe und sein Panegyrikus, der einzige Beweis seiner Beredsamkeit. Die Briefe haben zwar im Ganzen genommen nicht so viel Natur, Einfachheit, Schönheit und Korrektheit des Styls, wie die Briefe des Cicero, aber doch mannigfaltiges Verdienst sowohl von Seiten des Inhalts als der Einkleidung. Bei vielen unleugbaren Schönheiten seines Panegyrikus und bei seinem großen Werthe für die Geschichte des Trajan, ist doch beides, Lob und Rednerschmuck, zu sehr in ihm verschwendet. Man findet den Panegyrikus mit in der Ausgabe der Briefe des Plinius von Gesner und Ernesti, auch einzeln von C. G. Schwarz mit einem gelehrten und brauchbaren Kommentar herausgegeben, Nürnberg 1744. Eine neuere kritische Ausgabe der Briefe mit Anmerkungen erschien von Gierig (Leipz. 1800—2) und sämmtliche Schriften von demselben (Leipz. 1806); ferner von G. H. Schäfer mit den Anmerkungen älterer und neuerer Gelehrten (Leipz. 1805). Von Gierig erschien eine Schrift über das Leben, den moralischen Charakter und den schriftstellerischen Werth des jüngern Plinius (Dortmund 1798). Eine deutsche Uebersetzung sämmtlicher Briefe nebst dem Leben des Plinius gab mit Anmerkungen Schmid heraus (Frankf. a. M. 1798). Den Panegyrikus lieferten deutsch übersetzt mit Anmerkungen Schäfer (Ansbach 1784) und Wigand (Leipz. 1796).

Plongeon nennt man das Bad, wenn man sich mit dem Kopfe zuerst in das Wasser stürzt. Man hat es in einigen Badeorten, z. B. in Spaa an Heilmittel angewendet und besondere Vorkehrungen zu demselben getroffen. Es bewirkt eine augenblickliche Blutanhäufung im Kopfe, verändert die Lage der Lungen, des Herzens, der Unterleibseingeweide; besonders aber hat es eine lebhafte Einwirkung auf die Haut, die man dadurch noch zu erhöhen sucht, daß man diese gleich nach dem Bade eine Zeitlang reibt.

Plus oder mehr, ein algebraischer Ausdruck, dessen Zeichen (+) auch als Zeichen der Addition gilt, z. B. 127 + 7 = 134. Auch drückt man durch dieses Zeichen alle positive Größen im Gegensatz der negativen (−) aus.

Plutarchus, ein berühmter griechischer Schriftsteller in der letzten Hälfte des ersten Jahrh. n. Chr., war von Chäronea in Böotien gebürtig und um das Jahr 50 n. Chr. geboren. Er studirte während der Regierung des Nero unter dem Philosophen Ammonius und lehrte unter Domitian zu Rom die Philosophie. Trajan, der ihn sehr schätzte, beehrte ihn mit der Konsul

würde und ernannte ihn dann zum Präfekten von Illyrien. Unter Hadrian ward er Prokurator von Griechenland, noch im hohen Alter bekleidete er eine Priesterstelle des Apollo zu Delphi und starb zuletzt in seinem Vaterlande ungefähr im 70. Jahre seines Alters. Er gehört mit zu den fruchtbarsten alten Schriftstellern; er war ein Mann von sehr ausgebreiteten gelehrten, vornehmlich historischen Kenntnissen. Er hatte sehr viel Talente zum Geschichtschreiber, mit denen er Erfahrung über Welt und Menschen, ein treffendes praktisches Urtheil und eine sehr moralische Denkart verband. Unter seinen noch übrigen Werken sind seine vergleichenden Lebensbeschreibungen die besten, lehrreichsten und interessantesten. Diejenigen Schriften, welche nicht historischen Inhalts sind, werden gewöhnlich mit dem gemeinschaftlichen Namen Scripta moralia, moralische Abhandlungen, belegt, ob sie gleich nicht alle moralischen Inhalts sind. In ihnen verbreitet sich Plutarch auf eine populare Weise über mehrere praktische Gegenstände. Seine philosophischen Werke gab zuletzt heraus D. Wytenbach (Oxford 1795—1801), deutsch von Kaltwasser (Frankfurt 1783—1800, 9 Bde. 8.); seine historischen Schriften (Biographien und Parallelen berühmter Griechen und Römer) Bryanus (Lond. 1729, 4 Bde. 4.) deutsch von Schirach (Leipz. 1776—79, 7 Bde. 8.) und Kaltwasser (Magdeburg 1799—1806, 10 Oktavbände). Seine sämmtlichen Werke gaben heraus H. Etienne (Genf 1612, 13 Bde. 8.), Rualdus (Paris 1624, 2 Bde. Fol.), Hutten (Tübing. 1791—1805, 14 Bde. 8.) u. A.

Plutus, des Jasion und der Ceres Sohn, der Gott der Reichthums.

Pluviale, ein großer Rock, den die Bischöfe, Priester und andre geistliche Personen bei gewissen Geschäften tragen; auch das Meßgewand, das die Priester an hohen Festtagen bei dem Altar gebrauchen. Es wird vorn mit 2 Hacken zusammengehalten.

Plymouth, eine der wichtigste englische Seestädte, in der Grafschaft Devon, mit dem Titel einer Grafschaft, am Abhange eines Hügels, zwischen der Mündung der Flüsse Thamer und Plym in den Kanal, besteht aus der festen Citadelle, der offnen Stadt und den Vorstädten Plymouth-Dock und Stonehouse, und hat 60.000 Einwohner, 2 Pfarrkirchen, 32 Kapellen und Bethäuser, eine lateinische, seit 1573 vom Staat unterhaltene Schule (die einzige in England), einen trefflichen durch mehrere Forts gedeckten Kriegshafen mit einem Theil der königl. Flotte nebst den nöthigen Zeughäusern und Marinemagazinen, einem Hospital für Seeleute; Segeltuchweberei, Handel nach Westindien und Newfoundland. Wasserleitung aus dem Dartmoor. Bei dem Hafen ist der 1812 — 20 angelegte neue Wellenbrecher, ein 4200 Fuß langer Damm, außer der Länge 2 anschließender Dämme, der in der Entfernung von 3 englischen Seemeilen von der Küste das Meer zu einem der größten und sichersten Hafen einschließt; er liegt auf einer Tiefe von 57 Fuß, hat eine Basis von 300 Fuß Breite und eine 30 Fuß breite Krone über dem Wasserspiegel, über den er bei höchster Fluth 3 Fuß sich erhebt. Der neue Hafen wird vor gefährlichen Winden durch eine Landspitze geschützt; 2 breite Einfahrten nach Osten und Westen sichern den Schiffen das Ein- und Auslaufen bei jedem Stand der Ebbe und Fluth, und vertheidigen die Rhede gegen jeden Angriff. Die Schiffswerfte bilden unter dem Namen Plymouth-Dock oder schlechtweg the Dock eine größere, freundlichere und volkreichere Stadt, als Plymouth selbst. Einige Meilen vom Hafen hat man auf einen nur wenig aus der See hervorgetragenden, und daher höchst gefährlichen Felsen, Eddystone, einen schönen Leuchtthurm von dem berühmten Smeaton 1759, erbaut, der zu den herrlichsten und kühnsten Werken dieser Art gehört;

Pneuma, der Wind, Hauch, Geist; auch der h. Geist (s. d. Art.)

Pneumatik, Aeromechanik die besondere Untersuchung der atmosphärischen Luft, der Gesetze ihrer Bewegung und ihres Gleichgewichts, ist ein

Theil der Aerometrie. Ueber die Zusammensetzung der atmosphärischen Luft und einige andere Eigenschaften derselben, s. Atmosphäre. Luft ist unsichtbar, und wir nennen die mit ihr gehüllten Gefäße leer, obgleich sie es nicht sind. Denn, daß sie einen obgleich sehr verdünnten und kaum zertheilbaren Körper enthalten, geht daraus hervor, daß ein mit Luft gefülltes Glas, wenn es umgekehrt in Wasser eingetaucht wird, sich nicht mit diesem eher füllt, bis die Luft in Blasen ausgetrieben worden (Prinzip des pneumatischen Apparats der Chemiker). Luft ist ein permanent elastischer, flüssiger Körper (entgegengesetzt dem Dampfe, der ihr unter Umständen ähnlich seyn kann, aber durch Verdichtung eine andere Form annimmt), ausgezeichnet durch das Vermögen sich auszudehnen, was man jederzeit gewahr wird, sobald kein oder nur ein geringer Widerstand sich ihr entgegenstellt. Wegen ihres sehr geringen Gewichts scheint diese Ausdehnung nach allen Seiten gleich zu seyn. So nimmt eine Seifenblase jederzeit die runde Form an. Ein starker Widerstand kann dagegen die Luft zusammendrücken oder verdichten. Man tauche ein mit Luft gefülltes Glas verkehrt ins Wasser. Je tiefer das geschieht, desto dichter werden die Wasserschichten, desto mehr drücken sie die Luft zusammen und dringen in das Glas ein, was man nahe an der Wasseroberfläche nicht bemerkt. Die bestimmtesten Erfahrungen darüber hat die Taucherglocke (s. d. Artikel) bei der Perlfischerei gegeben, mit deren Hülfe sich Menschen auf den Grund des Meeres hinablassen können. Umgekehrt wird Luft in eine schlaffe Blase eingeschlossen, sobald der äußere, sie zusammendrückende, Widerstand aufgehoben wird, sich ausdehnen, oder wenn sie in einem Gefäße mit festen Wänden eingeschlossen ist, zum Theil herausfahren, sobald dieses geöffnet wird. Es besitzen aber nicht alle Luftarten bei gleicher Dichtigkeit gleichgroße Kraft sich auszudehnen, oder auf andere Körper zu drücken. Nennt man dieses Verhältniß der Kräfte, was man durch Gewicht des Widerstandes schätzen kann: absolut Elastizität, so wird dasselbe, wenn es bei zweien Luftarten, die gleich dicht sind, verschieden ist, spezifische Elastizität genannt. Es verhalten sich die spez. Elastizitäten zweier Flüssigkeiten bei gleicher Dichte, wie ihre absoluten Elastizitäten; bei gleicher absoluter Elastizität, verkehrt wie die Dichtigkeit; bei ungleicher Dichtigkeit und ungleicher absoluter Elastizität, wie die absoluten Elastizitäten dividirt durch die Dichtigkeiten. Wärme und mechanische Verdünnung vermindern die Dichtigkeit, Kälte und Druck vermehren sie. Doch indem Wärme die Dichtigkeit und das spez. Gewicht mindert, vermehrt sie die spezifische Elastizität, so daß eine erwärmte und dünnere einer dichtern kältern Luftart mit stärkerer absoluter Elastizität das Gleichgewicht so lange hält, als sie erhitzt bleibt. Durch Zusammendrückung nimmt dagegen die Elastizität der Luft in dem Verhältnisse der zusammendrückenden Kraft zu, umgekehrt bei der Verdünnung im Verhältnisse derselben ab. Dieses boylsche oder mariottische Gesetz sagt uns also, daß die Räume einer bestimmten Menge Luft sich verkehrt verhalten, wie die zusammendrückende Kraft. Nach Muschenbroek verliert die Luft nichts von ihrer Elastizität, wenn sie auch lange Zeit im Zustande der Zusammendrückung verweilt. Eine enge Röhre mit Wasser oder Quecksilber gefüllt, wenn sie am obern Ende verschlossen ist, wird nicht auslaufen (eben so wenig ein Faß durch das enge Zapfenloch, wenn das Spindloch verschlossen ist), weil die Luft durch ihre Elastizität der liquiden Flüssigkeit das Gleichgewicht hält (s. Barometer). Eine bedeutende Menge Luft, wie unsere Atmosphäre (s. d. A.), wird unten an der Erdfläche dichter seyn, als in den obern Gegenden, weil die obern Schichten mittelst ihres Gewichts jene untern zusammendrücken, und so müssen auch die Elastizitäten der verschiedenen Schichten verschieden seyn. Luft, die unten an der Erde in einer verstopften Flasche gesammelt ist, wird auf einem hohen Berge,

nach Oeffnung des Stopfers, herausfahren und sich ausdehnen. Zusammengedrückte Luft wird ein größeres absolutes Gewicht zeigen, als verdünntere. Guerikes Manometer zeigt dies folgendergestalt: An einem empfindlichen Wagbalken hängen eine hohle und verschlossene Kugel mit einem sehr kleinen Gegengewicht im Gleichgewicht. Wird die Luft in der Kugel dichter als die äußere sie umgebende (oder diese dünner), so sinkt die Kugel, umgekehrt steigt diese. Das Aufsteigen der dünnern (wärmern) Luft in der umgebenden dichtern (kältern) erklärt sich aus den verschiedenen spez. Gewichten nach den im Art. Hydrostatik kürzlich vorgetragenen Gründen. Wird jene in einer leichten Hülle eingeschlossen, so steigt sie mit ihr auf, worauf die Montgolfieren und Aerostaten überhaupt beruhen. Ebenfalls gründen sich hierauf der Zug der Luft durch und in unsere Oefen, Essen, Kamine, die zugespitzte Form der Flamme und andere Erscheinungen, indem die durch Hitze erzeugte starke Luftverdünnung, einem leeren Raume gleich, den Druck der äußern Luft und ihre Bewegung verursacht. Zum Theil finden die Winde ihre Ursache in der Sonnenwärme, welche einzelne Theile der Erdatmosphäre verdünnt und so Bewegungen hervorbringt, zum Theil (die Stürme) in Verdichtungen oder Verdünnungen einzelner Schichten mittelst elektrischer Vorgänge (s. Wind). Sonach verändern also zwei gleichgroße Raumtheile Luft, wovon der eine dichter, der andere dünner ist, wenn sie sich berühren, ihre Räume (Elastizitäten), die dichtere dehnt sich aus und drückt die andere zusammen, bis beiderlei Elastizitäten gleich sind. Das wird ebenfalls sichtbar geschehen, wenn beide durch einen beweglichen Zwischenkörper (Wasser, Quecksilber, Blasenwände) getrennt sind; oder sich durch einen der Elastizität der dichtern gleichen Druck zu erkennen geben, wenn der Zwischenkörper starr und unbeweglich ist. Wir vermindern die Dichtigkeit der Luft unsrer Mundhöhle durch Saugen, Tabakrauchen, Trinken, die äußere dichte treibt den Dampf oder das Getränk als Zwischenkörper in den Mund. Dasselbe geschieht beim Füllen der Spritzen durch Saugen, des Stechhebers, bei der Anfüllung der Gebläse (s. d. A.), bei der Hebung des Wassers in die Saug- und Druckpumpen (s. Heber und Pumpe). Ein durch Erhitzung von ihrer Luft befreite Thermometerröhre, wenn sie in Quecksilber getaucht wird, saugt dieses ein. Künstlich verdichtete Luft wird sich auszudehnen streben und den Zwischenkörper ebenfalls bewegen. Im Heronsballe so wie im Windkessel jeder Feuerspritze treibt verdichtete Luft das Wasser strahlförmig heraus. In der Windbüchse ist verdichtete Luft das, was die Ladung aus dem Laufe treibt. Das Barometer gibt außerdem noch ein weiteres Prüfungsmittel mehrerer hieher gehörigen Erscheinungen, s. d. Art. Atmosphäre Pneumatisch-chemischer Apparat. Darunter versteht man alle die Geräthschaften, welche zur Entwickelung, Auffammlung, Messung, Aufbewahrung oder Bearbeitung der Gasarten angewandt werden, z. B. die Entbindungsflaschen, tubulirte Gefäße, Gazometer, Eudiometer ꝛc., die schon unter den einzelnen Artikeln sind abgehandelt worden. — Pneumatologie würde die Wissenschaft von der Natur und den Eigenschaften geistiger Wesen seyn, in so fern wir die Existenz derselben voraussetzen, wenn es je eine solche Wissenschaft geben könnte. Geist ist eine Idee. Aus einer bloßen Idee aber können wirnicht auf Daseyn eines Gegenstandes schließen, das uns die Erfahrung nicht bestätiget. Es giebt daher weder eine rationale noch empirische Pneumatologie. Aber auch keine geoffenbarte? Nein. Denn die Bibel, als Offenbarung solcher Wahrheiten, die den Zeitgenossen ihrer Schriftsteller unbekannt waren, sagt uns nur historisch, daß diese Idee ihren Zeitgenossen nicht fremd gewesen, und von denselben auf mannichfaltige Weise ausgebildet sey, woraus aber auf die Realität der biblischen Geister, (Engel und Teufel), ihrer Möglichkeit ohnerachtet, nicht zu schließen ist.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Verzeichniß

der

im achten Bande enthaltenen Artikel.

	Seite
Mucius Scävola	1
Mücken	—
Mufti	—
Muhamed, s. Muhamedaner, Mahomed u. Mahomedismus	2
Mühlberg (Schlacht bei)	
Mühlen	3
Mulatten	4
Müller (Karl Wilh.)	—
Müller (Joh. von)	—
Müller (Friedrich)	8
Mumie	10
München	11
Münchhausen (Frh. v.)	12
Mund	—
Mündigkeit, s. Minorennität	—
Municipal, Municipalitäten	—
Municipien	13
Münnich (Graf von)	—
Munnoz (Juan B.)	14
Munnoz (Don Thom.)	—
Münster	—
Münster-Meinhövel (W. A. D., Reichsgraf von)	15
Münster (Strasburger), s. Strasburg	16
Münsterscher Friede, s. Friedensschlüsse	—
Münter (Balthasar)	—
Münze, Münzen	—
Münzen, antike, moderne, griechische, römische, consularische Münzen, Kaisermünzen, s. Münzkunde	19
Münzer (Thomas)	—
Münzfuß	20
Münzkunde	21
Münzreduktion, s. Devolution	22
Münzregal	—
Münzstätte	23
Münzwardein	—
Mürat (Joachim)	—
Muratori (Ludw. Ant.)	—
Murias	25
Murillos (B. E.)	—
Murky	—
Murner (Thomas)	—
Murphy (Arthur)	26
Murr (Christoph G. v.)	
Murrhenische Gefäße	27
Murten	—
Musagetes	28
Musivische Malerei, s. Mosaik	—
Musäus	—
Musäus (J. C. A.)	29
Muscheln	—
Muschenbrök (Pet. v.)	—
Museen	—
Musen	30
Musette	—
Musik	—
Musik (Geschichte der)	33
Musik (ihr psychischer u. physischer Einfluß)	42
Musikalische Automate s. Automate	44
Musikalische Malerei	—
Musivgold	—
Musivische Arbeit, s. Mosaik	44
Muskateller	—
Muskatennuß	—
Muskeln	45
Muskete	—
Muthen	—
Mutiren	—
Mutis (Don J. C.)	—
Muttermahle	46
Mylitta	—
Myologie, s. Anatomie	—
Myops, s. Kurzsichtig	—
Myriade	—
Myriagram, Myrialitre, Myriameter, s. Französisches Decimalsystem	—
Myrmidonen	—
Myron	47
Myrrha	—
Myrte	—
Mysore	—
Mysterien	—
Mysticismus	48
Mystificiren	50
Mythologie	—
Mythus	52
N	53
Nabis	—
Nabob	54
Nabonassar	55
Nachahmung	—
Nachdruck (ästhet.)	56
Nachschlag	—

Seite

Nachsteuer 56
Nacht (astron.) —
Nacht (mythol.) —
Nacht (heilige) 57
Nachthalter, Nachtvögel, s. Schmetterlinge —
Nachtgleiche, s. Aequator
Nachtgleichepunkte, s. Astronomie —
Nachtmahlsbulle, Bulla in Coena Domini —
Nachtrab, s. Arrieregarde 58
Nachtstück —
Nachtvögel, s. Schmetterlinge —
Nachtwandler, s. Mondsüchtig —
Nacktes —
Nadel (kalte), s. Kupferstecherkunst —
Nadel- oder Schwarzholz —
Nadir und Zenith —
Nadir Schah, s. Kulichan 59
Nägelein, s. Gewürznelken —
Nagelfluhe —
Näherrecht, s. Retractrecht —
Nahl (Joh. Aug.) —
Nähnadel —
Nahrungsmittel 60
Nahum —
Najaden 61
Naiv —
Naivetät —
Namur —
Nancy 62
Nangasaki 63
Nanie, Nänia (lyrisch, mythologisch) —
Nanking od. Nanquin —
Nanking, Kiangeingfou —
Nannini (Angelo) 64
Nantes —
Napäen, s. Nymphen 65
Naphta —
Napier (John) —
Napoleon, s. Buonap. —

Seite

Napoli di Malvasia 65
Napoli di Romania —
Narbonne —
Narcissus 66
Nardini (Pietro) —
Narkotisch —
Narr —
Narrenfest —
Narrenkappe, Narrenkolben, s. Hofnarren 67
Narrenschiff, s. Brant (Sebastian) —
Narses —
Naruszewicz (A. St.) —
Narwa —
Narzisse 68
Nase —
Naso, s. Ovid —
Nassau —
Nassau-Siegen (C. H. N. D. Fürst v.) 75
Nation —
Nationalbewaffnung, s. Landwehr 79
Nationalbildung —
Nationalconvent, s. Frankreich 81
Nationalfeste —
Nationalgarden 82
Nationalgeld —
Nationalgüter 83
Nationalhypotheken —
Nationalinstitut 84
Nationalität, Nationalcharakter 86
Nationalmünze, s. Münze 89
Nationalökonomie —
Nationalreichthum 93
Nationalschuld 95
Nationaltheater 96
Nationalvermögen od. Capital —
Nationalversammlung, s. Frankreich 97
Nativitätstellen, s. Heroskop —
Natrum —
Natter (Joh. Lor.) 98
Natur —
Naturalien, Naturalienkabinet, Naturalienkammer, Naturaliensammlung,

Seite

Naturerzeugnisse 103
Naturalisiren —
Naturalismus, Naturalist —
Naturbeschreibung, s. Naturgeschichte und Naturlehre 104
Naturdichter, Naturpoesie —
Naturell 106
Naturforschung, s. Naturgesetze —
Naturgeschichte —
Naturgesetze 109
Naturlehre, Physik 112
Natürliche Magie, s. Magie 113
Natürliches Recht, s. Naturrecht —
Natürliche Religion, natürliche Theologie, s. Religion, Religionsphilosophie und Physikotheologie —
Naturphilosophie —
Naturrecht —
Naturreiche, s. Naturgeschichte 114
Naturstand —
Natursystem, s. Naturgesetze und System —
Naturwissenschaft —
Naubert (Benedikt) —
Naumachia 116
Naumann (J. A.) —
Naumburg an der Saale 117
Nautik, s. Schifffahrtskunde —
Navarra —
Navigations-Akte —
Naxos 118
Nazaräer 119
Nazareth —
Neapel (Königr. u. Stadt)
Nebel 126
Nebelflecken, Sterne —
Neben-Sonnen, Neben-Stimmen, Neben-Wohner —
Nebukadnezar, König von Babylon 127

Seite

Neckar 127
Necker (Jacques), franzöſ. Finanzminiſter —
Necker (Suſanne) 130
Neefs (Peter) 131
Neer (Artus van der) —
Negation —
Negativ —
Neger 132
Nehemia 134
Neigung —
Neigung (mathem.), ſ. Inklination 135
Neith, Neitha. —
Nekrolog, Nekrologie —
Nekromantie —
Nektar 136
Nelken —
Nelſon (Horazio), Lord Viscount 137
Nemeiſcher Löwe, ſ. Herkules und Nemeiſche Spiele 139
Nemeiſche Spiele —
Nemeſis 140
Neundorf 141
Nenner —
Nennwerth, ſ. Nominalwerth —
Neologie —
Neoptolemus 142
Nepaul oder Nepal —
Nepenthe 143
Nephele, ſ. Athamas —
Nephthys —
Nepomuck (Joh. v.) —
Nepos, ſ. Corn. Nepos —
Nepotismus —
Neptun —
Neptuniſten 144
Nereus 145
Nereiden —
Nero (Lucius Domitius Aheno barbus, ſpäter: Claudius Druſus) —
Nerva 148
Nerven, Nervenſyſtem —
Nervenkrankheiten 149
Neſſeln, Neſſelbeſchlag oder Stift, Neſſelfieber ꝛc., Neſſelleder, Neſſeltuch 150

Seite

Neſtel, Neſtelknüpfen 150
Neſter, indianiſche Vogelneſter 151
Neſtor v. Pylus —
Neſtor von Kiew —
Neſtorius, Neſtorianer, ſ. Sekten, Syriſche Chriſten u. Thomaschriſten 152
Netſcher (Caspar) —
Netz (anatom., mathem.), Netzbaum, Netzbruch, Netzfaß, Netzhaut, Netzjagen, Netzkammer, Netzſtänder —
Netzhaut, ſ. Netz, Auge und Nerven —
Neuberin (Fr. Car.) 153
Neu-Dietendorf —
Neufchatel —
Neufoundland 155
Neu-Granada, ſ. Süd-Amerika 156
Neugriech. Sprache —
Neu-Guinea —
Neuhof (Th. Frh. v.) —
Neuholland 157
Neujahrsgeſchenke 158
Neukaledonien 159
Neumark (Georg) —
Neu-Mexiko, ſ. Mexiko. —
Neumond, ſ. Mondwechſel. —
Neunaugen, Bricken oder Steinſauger —
Neuplatoniker 160
Neuſchottland 161
Neuſeeland 162
Neuſüdwales, ſ. Neuholland —
Neutral 163
Neutralität —
Neutralſalze, ſ. Mittelſalze —
Neuwied —
Newyork 164
Nevrologie, Nervenlehre, ſ. Anatomie 166
Newa —
Newkaſtle —
Newmarket 167

Seite

Newton (Iſaak) 167
Ney (Michael), Herzog von Elchingen —
Niagara, Fluß, Waſſerfall, Stadt und Fort 170
Niebelungen-Lied —
Nicäa 173
Nichtigkeitsklage, ſ. Nullität —
Nichtleiter, ſ. Elektricität —
Nickel, Nickelkönig —
Nicolai (Chriſt. Fr.) —
Nicolo, auch Nicolo Iſouard 174
Nicot (Jean), ſ. Tabak 175
Niebuhr (Carſtens) —
Niederdeutſch, ſ. Plattdeutſch —
Niederlande (Königreich der) —
Niederländ. Schule 191
Niederländ. Sprache, Literatur u. Poeſie 193
Niederrhein 197
Niederſchlag —
Niemen —
Nieren 198
Nierenſteiner, ſ. Rheinweine —
Nieswurz, Nieswurzel —
Niesbrauch oder Nutznießung —
Nieſen —
Niflheim, ſ. Nordiſche Mythologie —
Niger —
Nikander —
Nike, ſ. Viktoria —
Nikolaiten —
Nikomedes —
Nikopolis 200
Nil —
Nimbus 201
Nimes —
Nimrod 202
Nimwegen —
Ninive, ſ. Ninus —
Ninon de Lenclos —
Ninus 203
Niobe —

Seite

Nische, Bilderblinde 206
Nitrum, s. Salpeter —
Nivelliren —
Nixen —
Nizza und Monaco —
Noah —
Noailles (Antoine de, Francois de, Louis Antoine de, Anne Jules Duc de, Adrien Maurice Duc de) 207
Noetianer, s. Sekten 208
Nollet (Dominicus u. Jean Antoine) —
Nomaden —
Nomenklator —
Nominalerklärung 209
Nominalisten —
Nominalwerth —
Non (J. Cl. R. de Saint) s. Saint Non —
Nonä, s. Calender —
Nonconformisten, s. Anglikanische Kirche u. Dissenters —
None 210
Nonjurors, Nichtschwörer, s. Jacobiten —
Nonnen, s. Klöster —
Nonnus —
Nonnotte (Franç.) —
Nonpareille —
Noot (H. van der) —
Nordamerika 211
Nordamerikanische Freistaaten, Nordamerikanischer Krieg, s. Vereinigte Staaten von Nordamerika —
Norden (Friedr. Ludw.)
Nordernei —
Nordhausen —
Nord. Mythologie 212
Nordlicht, Nordschein 215
Nördlingen —
Nordpol, s. Pol —
Nordpolexpedition —
Noropunkt, s. Mitternacht 219
Nordschein, s. Nordlicht —
Nordsee, Nordmeer, s. Deutsches Meer —

Seite

Nordstern oder Polarstern 219
Nordwind, s. Winde und Boreas —
Noricum —
Normaljahr —
Normalschulen 220
Normann-Ehrenfels (Ph. Chr. Graf, u. C. Fr. L. Graf) —
Normänner —
Nornen, s. Nordische Mythologie 222
North (Lord Frederic) —
Norwegen 224
Norwich in England, in Nordamerika 228
Nosairier —
Nosologie —
Nossa, s. Nordische Mythologie 229
Nösselt (Joh. Aug.) —
Nostrodamus (Mich.) —
Notabeln —
Notarien 230
Noten —
Notendruck 231
Notensetzer —
Notenstich —
Notensystem, s. Noten —
Nothrecht, Nothwehr —
Nothlüge, s. Lüge —
Nothtaufe —
Nothwehr, s. Nothrecht 232
Nôtre (André le), s. Le Nôtre (André) —
Notre-Dame —
Nottingham, Grafschaft, Stadt —
Notturno, s. Serenade —
Novalis, s. Hardenberg —
Nova-Zembla oder Nowaja-Semblia —
Novatianer 233
Novation —
Novellen (poet.) —
Noverre (J. G.) —
Noviciat —
Nubien 234
Nukahiva —
Nullität —

Seite

Numa Pompilius 234
Numantia —
Numerus in der Rede, s. Prosa 235
Numidien —
Nuntien 236
Nürnberg —
Nuß 242
Nutka-Sund 243
Nutznießung, s. Nießbrauch —
Nymphen (naturhist.) s. Insekten —
Nymphen (mythol.) —
Nymphenburg, s. München 244
Nystädt —

O 245
Oasen —
Obduktion —
Obediencier —
Obedienz —
Obeliskus 246
Obereit (J. H.) 247
Oberhaus, Haus der Lords, s. England 248
Oberlin (Jer. Jak.) —
Oberschlächtig —
Objekt —
Objektiv 249
Objektivität 250
Objektivglas —
Oblaten —
Oblaten (klösterl.) 251
Oblei —
Obligat —
Obligation, s. Schuldschein —
Obligo —
Oboe oder Hoboe —
Obulus 252
Oboliten, s. Wenden und Meklenburg
Obrigkeit —
Obskuranten, Obskurantismus —
Obsequium 253
Observanten —
Observanz —
Observatorium, s. Sternwarte —

Seite

Obstbaumzucht, s. Pomologie 253
Occam (W.), s. Nominalisten u. Scholastiker —
Occident 254
Occidentalisches Kaiserthum —
Occupation 260
Ocean —
Oceaniden —
Oceanus 261
Ocher —
Ochlokratie —
Oekolampadius (J.) —
Octaedron 262
Octant —
Octave —
Octavia —
Octavius oder Octavianus, s. Augustus 263
Octroy —
Oculärglas —
Oculiren —
Oczakow 264
Ode —
Odessa 265
Odeon 266
Odin, s. Nordische Mythologie 267
Oedipus
Odoaker, König der Heruler 268
Odyssee, s. Homer —
Ofen (Stadt) —
Ofen 269
Offenbach 270
Offenbarung —
Oeffentliche Meinung 271
Oeffentlichkeit 272
Offertorium 273
Offiziel —
Ofterdingen (H. v.) —
Og, König von Basan —
Gyges 274
Ohio, Strom u. Staat
Ohnmacht 275
Ohr, s. Gehör —
Ohrenbeicht, s. Beicht —
Ohrenklingen —
Ohrenzwang —
Oileus, s. Ajax —

Seite

Oekonomie 275
Olavides (D. Pablo) Graf von Pila) 276
Olden-Barneveld, s. Barneveld 277
Oldenburg (Herzogth. und Stadt) —
Offizial 279
Oele —
Olearius (Ad.) 280
Oelfarben, s. Oelmalerei 281
Oligarchie —
Olivarez (Graf v.) —
Olivenölbaum 282
Olivier (W. A.) —
Olla potrida 283
Olivetaner, s. Benediktiner —
Oelmalerei —
Oliva 284
Olmütz —
Oels (Fürstenth. und Stadt) 285
Oelung (letzte) —
Olympia, s. Olympias u. Olymp. Spiele 286
Olympias (chronol.) —
Olympias —
Olympische Spiele 287
Olympiade 289
Olympus —
Omar I. 290
Ommiaden, s. Kalifat —
Omina —
Omphale 291
Oneos —
Onomatopöie 292
Oenomaus, s. Hippodamia —
Ontologie —
Onyx —
Oost (Jak. van) 293
Opal —
Oper —
Opfer 297
Ophiten 299
Ophtalmie —
Ophtalmologie, s. Augen u. Augenpflege —
Opiat, s. Opium —
Opitz (Martin) —
Opium 301

Seite

Oporinus (Joh.) 302
Oporto oder Porto —
Opposition 303
Opposition (astron.), s. Aspekten —
Ops, s. Rhea —
Optik —
Optimaten 304
Optimismus —
Orakel —
Orang-Outang 305
Oranien (Stadt und Fürstenthum) —
Oratorium 306
Oratorium (Priest. d.) —
Orbilius Pupillus —
Orcadische Inseln —
Orchester 307
Orchestik, s. Tanzkunst 308
Orcus —
Ordalien —
Orden (geistliche) 309
Orden (Ritter-) 312
Orden (von der Gnade, s. Orden (geistl.) 319
Ordensgeneral, Ordensprovinzial, s. Orden (geistl.) —
Ordinaten —
Ordination —
Oreaden, s. Nymphen 320
Orestes —
Organ, Organisation und Organismus 321
Organisation in der Kunst 323
Organische Ueberreste
Orgel 326
Orgelpunkt —
Orgien, s. Bachanalien und Mysterien —
Orient —
Orientalische Literatur, Oriental. Sprachen —
Orientalisches Kaiserthum —
Oriflamme 331
Origines 332
Originalität —
Orion 333
Orkney-Inseln, s. Orcadische Inseln 335

Digitized by Google

Seite

Orleans 335
Orleans (L. Herzog v.) s. Frankreich und Burgunder —
Orleans (Gaston J. B. v. Frankreich, Herzog von) —
Orleans (Ph. Herzog von) 336
Orleans (Ph. Herz, v.) Regent v. Frankreich —
Orleans (L. J. Ph. Herzog von) 338
Ormuzd, s. Ariman 340
Ornithologie, s. Vögel —
Orographie —
Oronoco —
Orpheus —
Orrery, s. Planetarium —
Orsini —
Orthodoxie 341
Orthographie —
Ortsbestimmung 342
Orville (J. Ph. d') —
Oryktologie —
Oscilliren —
Oser (Fr. Ad.) 343
Osiris und Isis —
Osmanniſches Reich, s. Türkiſches Reich 344
Osnabrück —
Oſſian —
Oſſuna (Don P. T. Y. G. Herzog von) 347
Oſt —
Oſtade (Hadrian van) —
Oſtende —
Oſteolith, s. Organiſche Ueberreſte 348
Oſteologie, s. Himatomie —
Oſtera, s. Oſtern —
Oſtercyklus, s. Calender —
Oſtermann (A. Gr. v.) —
Oſtern 349
Oeſtreich —
Oſtfriesland 362
Oſtiarien, s. Ordination —
Oſtindien, s. Hinduſtan und Indien —
Oſtindiſche Compagnie (brittiſche) —
Oſtindienfahrer 370

Seite

Oſtracismus 370
Oſtſee, s. Baltiſches Meer —
Otaheite —
Otfried 372
Otho (M. Salv.) 373
Ottave Rime, s. Stanze —
Ottenſen —
Otter 374
Otto I. —
Otto II. 375
Otto III. 376
Otto IV. —
Otto v. Wittelsbach 377
Otto v. Freiſſingen —
Otto v. Bamberg 378
Otus, s. Aloiden —
Ottway (Th.) —
Ouen (St.) —
Ourc-Kanal —
Ouvertüre —
Oval 379
Ovation, s. Triumph —
Overberg (Bern.) —
Ovidius (P.) Naſo 380
Owahi 381
Owen (Henry u. John) —
Oxenſtierna (Graf) 382
Oxford 383
Oxyd 384
Oxydation —

P 385
Päan —
Pädagog —
Pädagogik —
Paderborn 386
Padiſhah 387
Padua —
Pagode 388
Paine (Thomas) —
Pairs 389
Paladin 390
Palais Royal, s. Paris —
Palamedes —
Palämon, s. Melicertes —
Palaos- oder Pelow-Inſeln 391
Paläſtina —
Paläſtra, s. Gymnaſium 394
Palaprat (Jean) —

Seite

Palatinus 394
Palermo —
Pales 395
Paleſtrina (Giovanni Pietro A. da) —
Palette 396
Palindromon —
Palingeneſie —
Palinodie —
Palinurus —
Paliſaden —
Paliſot de Beauvais —
Paliſſot (Charl.) 397
Palla 398
Palladio (Andrea) —
Palladium 399
Pallas, s. Minerva und Planeten —
Pallas (P. S.) —
Palliativ 400
Pallium 401
Palm (Joh. Ph.) 402
Palme —
Palmenorden, s. Fruchtbringende Geſellſ. 403
Palmen-Sonntag —
Palmyra —
Palmatocke —
Palomino de Velasco (Al. Antonio) —
Pan 404
Panace —
Panama —
Panathenäa 405
Panard (G. Fr.) —
Panckoucke (A. J.) —
Pancratium 406
Pandämonium —
Pandemos —
Pandekten —
Pandora —
Panduren —
Panegyricus 407
Panier —
Panin (N. Jv.) —
Panisbrief —
Pannonien 408
Panon, s. Rhythmus 409
Panorama —
Panspfeife, s. Syrinx —
Pantalon —
Pantheismus —
Pantheon 410

Digitized by Google

Seite

Pantomime 410
Panzer (G. B. Fr.) 412
Panzer, s. Harnisch. —
Paoli (Pascal) —
Paphos 414
Papier —
Papin (Denys) 417
Papinianus (Aem.) —
Pappenheim (Graf v.) —
Pappkunst 418
Papst 419
Parabel (poet.) 424
Parabel (mathem.) —
Parabolischer Spiegel, s. Brennspiegel 425
Paracelsus Bombast de Hohenheim —
Paraklet, s. Geist (heiliger) —
Paradies —
Paradiesvogel 426
Parador —
Paraguai —
Paralipsis, Parallaxe, Parallel, Parallel-Bewegung, — Gebirge — Kreise — Sphäre, s. Sphäre — Stellen, Parallele, Parallelen 429
Paralytisch —
Paramaribo, s. Surinam 430
Paramythie —
Paranymphe —
Paraphe —
Paraphernal-Gut —
Paraphrase —
Pare (Ambr.) —
Parenthese —
Parere —
Parforce-Jagd, s. Jagd —
Parga —
Parini (Giuseppe) —
Paris (mythol.) 432
Paris (Stadt) 433
Paris (Einnahme von) 1814 444
Paris — — 447
1815 448
Park —
Park (Mungo) 449
Parlament, s. England 450
Parlamente 450
Parma (Herzogthum und Stadt) 452
Parmegiano, s. Mazzoli 454
Parnaß —
Parnell (Th.) —
Parny (Chevalier) —
Parodie 455
Parole —
Paros —
Paroxysmus 456
Parrhasius —
Parsen, s. Guebern —
Parthenon, s. Athen —
Parthenope, s. Neapel —
Parthia —
Particip 457
Partikel 458
Partisan —
Partisano —
Partitur —
Parzen —
Pascal (Blaise) 459
Pascha 460
Paschalik —
Pasigraphie 461
Pasiphä 462
Pasquill, Pasquillant, Pasquino —
Passage —
Passagini, s. Katharer —
Passah —
Passarowitzer Friede, s. Friedensschlüsse 463
Passatwinde, s. Winde —
Passau (Stadt und Bisthum) —
Passion 464
Passiv, s. Activ —
Passivhandel, s. Activhandel —
Passwan Ogla, s. Widdin —
Paste —
Pastell, s. Pastellmalerei —
Pasticcio 465
Pastorale —
Pastoraltheologie —
Pästum 466
Patagonien —
Patent 467
Pateren 457
Paternoster —
Pathogenie —
Pathognomik —
Pathologie 468
Pathologisch 469
Pathos —
Patkul (J. P. v.) 470
Patriarchen —
Patrimonialgerichtsbarkeit 471
Patrimonium Petri, s. Kirchenstaat 472
Patriot, s. Patriotismus —
Patristik —
Patrize —
Patrizier —
Patroklus 473
Patron, Patronat 474
Pätus, s. Arria 475
Pau —
Paul Veronese, s. Veronese —
Pauken 476
Paul (Vinc. v.) —
Paul —
Paula (Franz v.), s. Franz v. Paula —
Paulicianer —
Paulskirche, s. London —
Pauliner, s. Minimen —
Paulus (Apostel) —
Pausanias (Feldhr.) 479
Pausanias (Schriftsteller) 480
Pause 481
Paustlippo —
Pauw (Cornel. v.) —
Pavia —
Pays de Vaud, s. Waatland —
Pazzi (Verschwör. der) —
Peculat 483
Peculium —
Pedale —
Pedalharfe, s. Harfe —
Pedant —
Pedell —
Pegasus —
Pegnitz-Schäfer, Blumenorden an der Pegnitz —

	Seite
Pegu	484
Peipussee	—
Pelvi, s. Pers. Sprach	485
Peking	—
Pelagius	—
Pelasger	486
Peleus	—
Pelias	487
Pelides	—
Pelion	—
Pelisson-Fontanier	488
Pelopidas	—
Peloponnesischer Krieg,	
Peloponnesus, s. Griechenland	489
Pelops	—
Penaten	490
Pendel	—
Penelope	491
Penn (Will.)	—
Pennal	493
Pennant (Thom.)	—
Pensions-Anstalten	494
Pensionär	497
Pensylvanien	—
Pentaglotte	498
Pentameter	499
Pentathlon, s. Gymnasium	—
Pentateuch	—
Penthesilea, s. Amazonen	—
Pentheus	—
Pera	—
Perceval (Spencer)	—
Perdiccas	500
Peregrinus Proteus	—
Pergament	—
Pergolesi (J. B.)	—
Perikles	501
Perikopen	504
Periode (chronol. und historisch)	—
Perioden (rhetor.)	507
Perioden in den Lebenserscheinungen	508
Peripathetische Philosophie	509
Peripetie	—
Peristylium	—
Perkinismus	—
Perle, Perlfischerei, Perlmutter	511
Permessus	512
Perouse (J. F. J. de Galaup de la)	—
Perpendikel	—
Perpetuum mobile	—
Perrault (Claude)	513
Perron (Anquetil du), s. Anquetil	—
Persephone, s. Proserpina	—
Persepolis	—
Perseus	514
Persius Flaccus	515
Persien	516
Persische Sprache	523
Persische Literatur	525
Personen-Recht	527
Personifikation	528
Persönliches Recht	—
Perspektive, s. Fernrohr	—
Perspektive (in der Malerei)	—
Perth	530
Pertinenzen	531
Perturbationen	—
Peru	—
Perücke	533
Peruvianische Rinde, s. Chinarinde	534
Peruvianischer Balsam s. Balsam	—
Perugio (Pietro Vannucciil)	—
Pervigilien	—
Peschcräh, s. Feuerland	535
Pest, s. Typhus	—
Pesth	—
Petarde	—
Petechien	536
Peter der Große	—
Peter der Zweite	542
Peter der Dritte	543
Petersburg (St.)	—
Petersgroschen	548
Petion, s. Hayti	549
Petion (Jerome)	—
Petitorium	550
Petrarca (Francesco)	—
Petrefakten, s. Organische Ueberreste	552
Petrobusianer, s. Sekten	—
Petronius Arbiter	552
Petrus (Apostel)	553
Petrus Lombardus, s. Lombardus	554
Peutinger (Conrad)	
Pezay (M. Marq. de)	555
Pfahlbauer — Bürger — Gericht — Graben	
Pfalz (Palatinus)	
Pfalz (Ober- und Unter-)	556
Pfalzgraf, s. Comes Palatinus u. Pfalz	557
Pfandrecht	558
Pfandhaus, s. Lombard	562
Pfändung	
Pfeffel (Gottl. Conr.)	563
Pfeffersbad	
Pfeifergericht	
Pferd	564
Pfingsten	
Pfinzig (Melch.), s. Theuerdank	
Pflanzen, Pflanzenreich	
Pflanzen-Anatomie	567
Pflanzenbutter	570
Pflanzenthiere, oder Zoophiten, s. Thiere	
Pflicht	
Pflichttheil	571
Pflug	572
Pforr (Joh. G.)	
Pfortader	
Pforte (Hohe), s. Türkisches Reich	
Pforzheim	
Pfropfen	573
Pfund	
Pfyfer (Ludwig)	574
Phädon	
Phädra	
Phädrus	
Phäthon	575
Phalänen, s. Schmetterlinge	
Phalanx	
Phalaris	576
Phanerogamen, s. Pflanzen	
Phänomenon	

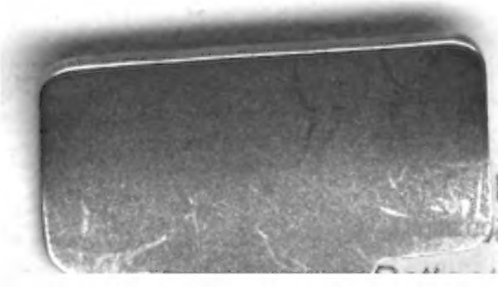
	Seite
Phantaſie	576
Phantasmagorie	579
Phantasmen	
Phantaſtiſch, ſ. Phantaſie	580
Phantaſus	
Phantom	
Phaon, ſ. Sappho	
Phariſäer	
Pharmaceutik, ſ. Apothekerkunſt u. Arzneikunde (Geſ. d.)	581
Pharmacie	
Pharſalia, ſ. Lucanus	
Pharſalus, ſ. Cäſar und Pompejus	
Pharus, ſ. Leuchtthurm	
Phidias	
Philadelphia, ſ. Penſylvanien	582
Philanthropinismus	
Philemon u. Baucis	584
Philidor (André Dan.)	
Philipp der Große	585
Philipp der Zweite	
Philipp Auguſt	589
Philipp Egalité, ſ. Orleans (L. J. Ph. Herzog v.)	590
Philipp 3., 4., 5. von Spanien, ſ. Spanien	
Philipp 5., 6. v. Frankreich, ſ. Frankreich	
Philipp der Kühne, Philipp d. Gütige, ſ. Burgunder	
Philippi	
Philippiken	591
Philippinen	
Philiſter	592
Philo v. Alexandrien — v. Lariſſa — v. Byzanz — v. Byblas	
Philoktetes	593
Philologie	594
Philomele	611
Philopömen	
Philoſophie	613
Phiole	619
Phlegeton	
Phlegma	
Phlogiſton, ſ. Chemie	
Phöbe	619
Phöbus	620
Phocion	
Phocis	622
Phönix	
Phönizien	623
Phorkus	626
Phosphor	
Phosphorſäure	627
Phosphorus, ſ. Lucifer	
Photius	
Photometer	628
Phraſeologie	
Phrixus, ſ. Argonauten, Athamas und Helle	629
Phrygien	
Phryne	
Phthiſis, ſ. Schwindſucht	630
Phthiotis, ſ. Theſſalien	
Phyſik, ſ. Naturlehre	
Phyſikotheologie	
Phyſiognomik	631
Phyſiokratiſch. Syſtem	
Phyſiologie	633
Phytologie, ſ. Botanik und Pflanzen	637
Piano	
Pianoforte	
Piariſten	638
Piaſter	
Piazzi (G.)	
Picart (Etienne)	
Piccini (Nikl.)	639
Piccolomini	640
Pichegrü (Charles)	642
Pichler (J. A. u. J.)	645
Pickelhäring, ſ. Hanswurſt	646
Pico (Giov.)	
Picus	
Piemont	647
Pieriden	
Pierot	
Pietiſten	
Pigafetta (Ant.)	648
Pigalle (J. B.)	
Pignoration, ſ. Verpfändung	
Pigmente, ſ. Färbeſtoffe	
Pilaſter	649
Pilatre de Rozier (J. F.)	
Pilnitz und Pilnitzer Convention	649
Pilory	650
Pilpai	
Pindares	
Pindarus	651
Pindus	652
Pingre (Alex. Guy)	
Pinienbaum	
Pinke	
Piombino (Fürſtenth. und Stadt)	
Piombo (Sebaſt. del)	653
Pionniers	
Pipe	
Pipin von Herſtall, Pipin der Kleine	
Pirithous	
Pirkheimer (Bilib.)	654
Piron (Aime u. Alexis)	
Pirouette	655
Piſa	656
Piſiſtratus	657
Piſo	659
Piſtocchi (Francesco Antonio)	
Piſtole	
Pitt (Will.)	
Pittoresk	662
Pius VI.	
Pius VII.	664
Pizarro (Franc.)	670
Pizzicato	673
Plafond, ſ. Deckengemälde	
Plagium	
Planetarium	
Planeten	674
Planiglobium	675
Planimetrie	
Planiſphärium	676
Plantagnet, ſ. England	
Plaſtik	
Plaſtiſch	677
Plata	679
Platäa	
Platform	
Platin	680
Platner (Zacharias und Ernſt)	
Platon	681
Platoniſche Liebe, Platoniſche Philoſophie,	

	Seite		Seite		Seite
Platonische Republik, s. Platon	697	Pleonasmus	700	Pluviale	704
Plattdeutsch		Pleuresie	701	Plymouth	
Plattirte Silberarb.	698	Plinius (d. Aelt.)		Pneuma	
Plauen		Plinius (d. J.)	702	Pneumatik	
Plautus (M. A.)	699	Plongeon	703	Pneumatisch-chemischer Apparat	706
Plebejer		Plus		Pneumatologie	
Plectrum	700	Plutarchus			
		Plutus	704		

Bayerische Staatsbibliothek München

Digitized by Google

Digitized by Google



NRICh
Digitized by Google

Digitized by Google